Die Grenzboten

Digitized by Google

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Die Herzsöhne
Ein Buch
für Jungen, Pfadfinder und Wolf
Mit Bildern
von
Ernst Reinhold
Verlag
Ernst Reinhold
Leipzig

Sächsische Landeslotterie Ziehung Donnerstag 6. 11. 19. Lotterie-Lose 6. Oktober bis 1. November
Preis 1 ℳ 5, 1/2 ℳ 2.50, 1/4 ℳ 1.25, 1/8 ℳ 0.60, 1/10 ℳ 0.50, Porto 0.20, Postscheckkonto Leipzig 1405. Liste 0.10

H. W. Schöttler, Cigarrenfabrik
Leipzig, Weststr. 31/33. Hamburg, Venusberg 43.
Bekannt durch Qualität und Preiswürdigkeit. Verlangen Sie meine Preisliste.

La Carne, verpackt in Kisten von 50 Stück Preis per Mille 180 ℳ. Mir ihre beliebte, elegante Cigarre, welche selbige, der heutigen starken Qualität, 90 Pfennige Preis per Mille zu gefälliger Beachtung empfehlen.

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

---

64. Jahrgang

Viertes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1905

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1905. Viertes Vierteljahr

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Heer und Marine

Der Eintritt des Großherzogtums Baden in den Norddeutschen Bund und die Luxemburger Frage. Von Heinrich von Poschinger. S. 59.

Deutsche Geschichte und deutscher Beruf. Von Adolf Baumeister in Ulm. S. 115.

Salzburg und die Tauernpässe. Von Otto Kaemmel. S. 171. 236. 303. 356.

Rußlands Kritiker. Von V. Wittschewsky. S. 180.

Deutsche und Magyaren. Von Julius Patzelt in Wien. S. 283.

Die russische Volksvertretung. Von George Cleinow in St. Petersburg. S. 294. 348. 404.

Griechen und Bulgaren im Kampf um Makedonien. Von Karl Dieterich. S. 341.

Reichsfinanzreform. S. 509.

Betrachtungen zur Marinevorlage für 1906. Von Georg Wislicenus. S. 567.

Der Verfassungskonflikt in Ungarn. S. 625. 691.

Volkswirtschaft, Handel, Verwaltung, Verkehr, Rechtspflege, Unterrichtswesen, Kirche

Rußlands neuster Bahnbau in Zentralasien. S. 1.

Die Vereinfachung der Arbeiterversicherung. Von Hugo Böttger. S. 12.

Fürsorgestellen für Lungenkranke. S. 16.

Die richterliche Unabhängigkeit. S. 69.

Was ist eigentlich der Mittelstand? Von Hugo Böttger. S. 184.

Die Kolonialschule zu Witzenhausen. S. 191.

Die großen Hafenbauten an der Wesermündung. S. 227.

Die neuen ostasiatischen Verhältnisse und der deutsche Wettbewerb. S. 397.

Die Entwicklung der Familie als soziologisches Problem. Von Leopold von Wiese. S. 411.

Von Zölibat, Brevier, Meßstipendien und Klosterwesen. S. 421. 530.

Armenrecht, Anwaltszwang und Gerichtskostengesetz. Von Eugen Josef in Freiburg i. Br. S. 453. 513.

Ländliche Volkshochschulen in Deutschland. Von Wilhelm Laß in Kiel. S. 579.

Von der Beichte. S. 647.

Zur Lage der höhern Reichspostbeamten. S. 685.

Literatur und Kunst

H. C. Andersen. Von Sophus Bauditz. S. 23. 79.

Historisch-dramat. Figurenkabinett. 2. S. 139. 3. S. 260.

Montesquieu. Von Hans von Metzen. S. 321.

Adalbert Stifter. Von K. Bruchmann. S. 470.

Verschiednes

Aquila. Von Alexander Rumpelt. S. 32.

Das neue Griechenland im neuen. Von Karl Dieterich. S. 72. 122.

Eine Kulturgeschichte des Römerreichs. S. 130.

Die Stigmatisierte von Dülmen. S. 150.

Die Lebensschicksale eines geisteskranken Fürsten zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. S. 194. 247.

Die italienische Renaissance eine germanische Schöpfung. S. 255.

Vom Ägäischen Meere. Von C. Fredrich. Eine vergessene Insel. S. 311.

Die Tage von Champigny und Villiers. S. 365. 430. 460. 520.

Im Lande des Kondors. Plaudereien aus Chile von Albert Daiber. S. 375. 481. 594.

Ein Naturforscher des siebzehnten Jahrhunderts über Baku und seine Naphthaindustrie. S. 487.

Die Ästhetik als Norm der Menschenwürdigung. Von Eduard König in Bonn. S. 538.

Das geistliche Leben in Leipzig bis zum Beginn der Reformation. S. 584.

Geschichte einer Sammlung. S. 602. 656. 723.

Die Bedeutung der Presse für die Kultur. Von Hugo Jacobi. S. 634. 700.

Weihnachten und die zwölf Nächte. Von A. Lingke. S. 715.

Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren. Lebenserinnerungen von Robert Thomas. S. 86. 202.

Junge Herzen. Erzählung von Christopher Boeck. S. 44. 97. 155. 212. 269. 327.

Nach der Hühnersuche. Eine Spukgeschichte für Weidmänner von Julius R. Haarhaus. S. 383. 440. 491. 546.

Warum? Von Luise Algenstaedt. S. 611. 664.

Verwischte Spuren. Skizze von Sophus Bauditz. S. 732.

(RECAP) 0302 .A07 v.64, pt.4 612030

1905

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel: S. 53. 107. 165. 222. 277. 334. 390. 448. 499. 555. 620. 674. 735.

Elsässische Suppen. S. 57. — Marokko. S. 111. — Vom Neuen Testament. S. 111. — Für Pilzfreunde. S. 113. — Madame Bartet. S. 113. — Eine Beschwerde des Grafen Hoensbroech. S. 169. — Arbeiterinnen. S. 225. — Praktisches Christentum als Förderer des konfessionellen Friedens. S. 282. — Stadt und Land. S. 339. — Russisches. S. 394. — Ein Kritiker Chamberlains. S. 394. — Das Unterrichtswesen im Deutschen Reiche. S. 394. — Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die Jugend. S. 396. — Seereisen und der Flottengedanke als Einigungsmittel. S. 503. — Ein großes literarisches Unternehmen in England. S. 505. — Hanfstaengls Malerklassiker. S. 507. — Das Briefgeheimnis. S. 559. — Katholische Studenten. S. 562. — Weihnachtsbücher für die Jugend. S. 565. — Von neuen Kunstschriften. S. 624. — Das stehende Heer der Vereinigten Staaten. S. 679. — Schillerliteratur 1905. S. 679. — Ach leider! und daß Gott erbarm! S. 681. — St. Expeditus. S. 684. — Innere Kolonisation. S. 738. — Kinderspielzeug. S. 738.

Literatur

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt oder erwähnt worden)

Abendrot, A. Die Großstadt als Städtegründerin. S. 340.
*Baumeister, A. Die Behandlung der Offenbarung bei K. Planck. S. 118.
Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion. S. 112.
Berger, Karl. Schiller. I. Band. S. 680.
*Caze, P. Vérité sur Jeanne d'Arc. S. 263.
Deutsches Knabenbuch. S. 565.
Deutsches Mädchenbuch. S. 565.
*Eftaliotis, A. Tagebuchblätter des alten Demos. S. 78.
Friedwalt, August. Katholische Studenten. S. 562.
Gerstenberger, L. Vom Steinberg zum Felsengebirg. S. 503.
Glaß, Max. Eine vergleichende Studie. S. 681.
Gnauck-Kühne, E. Einführung in die Arbeiterinnenfrage. S. 225.
*Gothein, E. Die Kulturentwicklung Süditaliens. S. 33.
*Grupp, G. Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit. S. 130.
Hanfstaengls Malerklassiker. S. 507.
*Hein, A. R. Adalbert Stifter. S. 471.
Herzen, Alexander. Rußlands soziale Zustände. S. 394.
Hettner, A. Das europäische Rußland. S. 394.
Hoensbroech, Graf. Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. S. 169.
*Jacobi, Der Journalist. S. 637.
*Kambissis, J. Miß Anna Kurley. S. 125.
*Kaemmel, Otto. Entstehung des österreichischen Deutschtums. S. 172.
*Kämpfer, Engelbert. Geschichte und Beschreibung von Japan. S. 487.
*Karkawitzas, A. Archäologen. S. 78.
Kraepelin, K. Naturstudien im Hause. S. 566.
Kühnemann, Eugen. Schiller. S. 680.
*Luce, S. Jeanne d'Arc à Domremy. S. 267.
Martin, E., und H. Lienhart. Wörterbuch der Elsässischen Mundarten. S. 57.
Meltzer, H. Luther als deutscher Mann. S. 113.
Michael, E. Führer für Pilzfreunde. S. 113.
Mosapp, Hermann. Charlotte von Schiller. S. 681.
— Klassische und romantische Satire. S. 681.
Paulsen, Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium. S. 395.
Petsch, R. Goethe- und Schillerstudien. I. Band. S. 681.
*Pfleiderer, O. Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage. S. 118.
Philippi, A. Kunst der Renaissance in Italien. S. 624.
*Pichler, Salzburgs Landesgeschichte. S. 172.
*Planck, Karl Christian. Aufsätze und Reden. S. 115.
*— Jean Pauls Dichtung im Lichte unsrer nationalen Entwicklung. S. 115.
*Rabl, J. Illustrierter Führer auf der Tauernbahn und ihren Zugangslinien. S. 172.
*Ricks, J. Emmerich-Brentano. S. 150.
*Roïdis, J. Idole. S. 75.
Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die Jugend. S. 396.
Schanz, M. Nordafrika, Marokko. S. 111.
Schiele, Georg. Briefe über Landflucht und Polenfrage. S. 738.
Schneider, Th. Hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer und der Sadducäer. S. 112.
Schubring, P. Das Kaiser-Friedrich-Museum. S. 624.
Seebücherei, Deutsche. S. 566.
Soden, H. Freiherr von. Urchristliche Literaturgeschichte. S. 111.
Stölzel, Adolf. Die Verhandlungen über Schillers Berufung nach Berlin. S. 681.
*Tangopulos, D. P. Lebendige und Tote. S. 125.
Thurnwald, R. Stadt und Land im Lebensprozeß der Masse. S. 339.
Unterrichtswesen, Das, im Deutschen Reiche. S. 394.
*Vancsa, M. Geschichte Nieder- und Oberösterreichs. S. 172.
*Weber, W. Der deutsche Zollverein. S. 66.
Weltpanorama, Das große. S. 565.
*Woltmann, Ludwig. Die Germanen und die Renaissance in Italien. S. 255.
Wüst, Fritz. Eine Entgegnung auf die Grundlagen des 19. Jahrhunderts von Chamberlain. S. 394.
*Wustmann, Gustav. Geschichte der Stadt Leipzig. I. Band. S. 584.
Zeitz, K. Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870 und 1871. S. 566.

Digitized by Google

Rußlands neuster Bahnbau in Zentralasien

Es hat bis vollendung über drei Jahrzehnte beanspruchen können, ehe die russischen Truppen, die seit 1840, heute von dem Kaspischen Meere aus, bis zum Jahre 1869 in Transkaspien, das heißt jenseits des Kaspischen Meeres, vorgedrungen waren, sich in Taschkent, der Hauptstadt des heutigen Russisch-Turkestan, festsetzen konnten. Wie heute an allen Punkten, die Kulturträger und Fortschritt bei großen Verkehrsschwierigkeiten, durch die bei unseren Nachbarn oft zur Verzweiflung treiben, an den großen Strategenstraßen anderer Zeit gelegen. Immerhin Jahrzehnt für Jahrzehnt Bahnen, Eisenbahnen sind es bei weitem Staat- und Kulturgebiete zwischen dem Kaspischen Meere und Ostasien mehr in Südrussisch Asien vorgedrungen, und heute ist es nur noch ein Stück Weges, das zwischen Taschkent und Orenburg, dem neuen Eisenbahnknotenpunkt, zurückgelegt werden muß, das bis zur Vollendung der Bahn Orenburg-Taschkent, die von Südsibirien nach Turkestan führen wird, gelegt werden muß. Die transkaspische Eisenbahn wurden mit der großen Linie

durchzogen und von den dampfgetriebnen Wagenkarawanen durchfahren werden, den großen Segen des neuzeitlichen Verkehrs. Bei uns in Deutschland hatte die Eisenbahn nur den auf Chausseen einherrasselnden Frachtwagen zu verdrängen, in Asien gibt es keine Chausseen. Dort tritt die Eisenbahn an die Stelle der Karawanen von Kamelen, Eseln, Lastpferden und (in Sibirien) Schlitten. Wenn man einmal mit eignen Augen den dürftigen Last- und Geschwindigkeitseffekt solcher Karawanen gesehen hat, kann man den ungeheuern Abstand ermessen. Sogar Kleinasien, wo die uraltherkömmlichen Verkehrsverhältnisse doch viel günstiger lagen als in Transkaspien, in Sibirien und in der Kirgisensteppe, ist durch die Eisenbahn vom Bosporus nach Angora und nach Konia und neuerdings nach dem kilikischen Taurus aus seinem anderthalbtausendjährigen Schlaf geweckt worden; die von ihr berührten Gegenden sind wie umgewandelt.

Die sibirisch-mandschurische Eisenbahn, obgleich weitaus der größte und wichtigste Teil der russischen Bahnbauten in Asien, kann hier beiseite gelassen werden.

Der älteste Teil ist die transkaspische Bahn, die unmittelbar nach der Bewältigung der Tekke-Turkmenen, die an der Nordgrenze Persiens entlang den Verkehr versperrten, erbaut ist. Der Betrieb auf der ersten Strecke wurde im Jahre 1880 eröffnet. Seitdem wurde sie weit über den Amu-Darja hinaus vorgeschoben, bis nach Andischan in der fernen, an die chinesische Westprovinz Ostturkestan stoßenden Grenzprovinz Fergana, und sogar über den Syr-Darja hinaus nach Taschkent ist sie gedrungen. Das alte Kulturland Turkestan wurde dadurch mit Europa verbunden. Schon zu Alexanders des Großen Zeit war es ein hochentwickeltes Land, mit dem sich damals schwerlich irgendein Teil West- oder Nordeuropas messen konnte. Alexander eroberte die Stadt Marakanda, die als Samarkand noch heute besteht, also an Alter vielleicht mit Rom wetteifern kann. Baktrien war ein Teil Persiens, und nicht der am wenigsten kultivierte. Firdusis Heimat lag dort, er schwelgt in Schilderung der paradiesischen Pracht Merus, der heutigen Oase Merw. Damals wurde diese bewässert durch die künstliche Aufstauung des Flusses Murghab, die von einem Heer aus Buchara erst vor zwei Jahrhunderten zerstört worden ist, und deren Wiederherstellung die Russen sofort in die Hand nahmen — leider mit einem Mißerfolg. Baktrien hatte schon vor jenem unglücklichen Ereignis sein schwerstes Schicksal erlitten: die Überflutung durch die Mongolenscharen, wobei der größte Teil der altiranischen, persischen Bevölkerung vernichtet wurde. Rußland hat Turkestan wieder zum Gedeihen gebracht. Es hat den ewigen Kriegen zwischen den einzelnen Khanaten ein Ende gemacht und die friedlichen seßhaften Bauern gegen die Räubereien der Steppennomaden geschützt. Mit der transkaspischen Eisenbahn gab es dem in vielen Teilen fruchtbaren und wohlbewässerten Lande — die von den Pamirs und vom Thianschangebirge nordwärts abströmenden Gewässer tränken das Land — Gelegenheit, seine Erzeugnisse auf auswärtige Märkte zu bringen. Namentlich fällt dabei die Baumwollkultur ins Gewicht. Baumwolle ist ein in Indien heimisches Gewächs, das nach Amerika erst vor reichlich hundert Jahren eingeführt worden ist. Die indische

Digitized by Google

Baumwolle ist weniger wertvoll. In Turkestan hat man mit amerikanischem Samen einen vorzüglichen Spinnstoff erhalten. Jahr für Jahr wächst die Erntemenge, und nicht mehr fern ist der Tag, wo Rußland als einziges europäisches Land von der amerikanischen Baumwolle unabhängig wird.

Für Turkestan ist damit ein neues Zeitalter angebrochen. Zugleich dient die transkaspische Eisenbahn dem Absatz russischer Erzeugnisse. Geheizt werden die Lokomotiven mit den Rückständen der Naphthaproduktion von Baku. Auf den Güterwagen geht der unschätzbare Leuchtstoff in die Hütten der Kirgisen und Sarten wie in die Moscheen von Samarkand und Bokhara. Baumwollzeug, Papier, Messer, Waffen und andre Metallwaren, Zündhölzer aus Rußland bringen in die entlegensten Ansiedlungen. Längst sind die Tage entschwunden, wo der Turkmene und der Kirgise die fremden Erzeugnisse durch den indischen Handel erhielt. Beinahe sein ganzer Bedarf wird jetzt durch die Russen gedeckt, denn fremde Waren, die etwa über das Schwarze und das Kaspische Meer eindringen wollten, befördert die transkaspische Eisenbahn einfach gar nicht. Was das Land an Überschüssen erzeugt, zum Beispiel Wolle, Felle, Rinder-, Pferde- und Schafhäute, Talg, das findet alles mit Hilfe der transkaspischen Bahn seinen Markt. Sie ist es, die dem russischen Handel auch die Wege in das nordöstliche Persien öffnet. Von Askabad aus, der Hauptstation zwischen dem Kaspischen Meer und Turkestan, geht jetzt eine neuzeitliche Kunststraße nach Mesched, der Hauptstadt der persischen Nordprovinz Khorassan. Sie ist sicher nur ein Vorläufer der Eisenbahn. Schon jetzt ist der englisch-indische Handel aus Khorassan fast vollständig verdrängt. Die Basare, die einst nur englische Waren und indischen Tee kannten, führen jetzt fast nur russische Erzeugnisse und chinesischen Tee, den ihnen der russische Handel zuführt. Die Klagen der Engländer über das Vordringen des russischen Handels in Persien sind begreiflich. Zugleich ist Persien immer mehr in die politische Klientel Rußlands geraten — bis allerdings in der neusten Zeit eine Wendung in der entgegengesetzten Richtung eingetreten ist. Rußlands Mißgeschick in Ostasien hat auch seinen Glanz in Persien verringert; Englands Politik, vom indischen Vizekönig Curzon geschickt geleitet, bemüht sich, ihren Einfluß wieder zu gewinnen.

Nicht allein wirtschaftliche Gründe waren es, die die transkaspische Eisenbahn ins Leben riefen. Ein Kampf Englands und Rußlands um Indien stand immer am Horizont der Zukunft. Solange Rußland darauf angewiesen war, die zum Angriff auf Indien bestimmten Truppen durch die furchtbaren Sandwüsten östlich vom Kaspischen Meer marschieren zu lassen, konnte England ruhig schlafen. Die Eisenbahn gab jedoch Verkehrshilfsmittel, die man früher gar nicht kannte. Jetzt konnten Truppenmassen, ausgestattet mit Artillerie, in kurzer Zeit an der Nordgrenze Afghanistans und des nordwestlichen Winkels von Indien gebracht werden, denen schwerlich geeignete Streitkräfte gegenübergestellt werden könnten. Ja einige Jahre später baute Rußland eine rein strategische Bahn — von Verkehr kann hier gar keine Rede sein — von Merw nach Kuschk, dem Grenzplatz von Russisch-Turkestan nach Afghanistan hin. Kuschk liegt nur etwa hundert Kilometer nördlich von der zweiten Hauptstadt

Afghanistans, von Herat. Früher glaubte man, das zwischen beiden liegende Paropamisusgebirge mache jede Annäherung an Herat unmöglich; längst weiß man, daß dies ein Irrtum ist, und daß Herat trotz seiner günstigen Lage nur wenig geschützt ist. Herat ist von Kabul aus viel schwerer zu erreichen als von Kuschk aus, und nicht mit Unrecht sagt man, daß im Fall einer Verwicklung viel eher die Kosaken in Herat sein werden als die Truppen des Emirs von Afghanistan. Ja man behauptet, daß in Kuschk das ganze Material für die Erbauung einer Eisenbahn nach Herat fertig liege, sodaß im Fall eines Krieges das ganze westliche Afghanistan schnell im Bereich russischer Verkehrsstrategie liegen werde. Darüber mag man nun heute nach so manchen Proben russischer Unexaktheit anders denken.

Diese eine Verbindung mit Turkestan genügte der russischen Regierung nicht. Es schien geboten, noch eine zweite zu schaffen, um dadurch Turkestan noch weit schneller in etwaige kriegerische Dispositionen einzuschließen: die Bahn Orenburg-Taschkent. Die damit verfolgten Zwecke erhellen deutlich aus einer Auslassung des Rußki Invalid, des amtlichen Organs der russischen Militärverwaltung, nach dem Bau der neuen Eisenbahn Orenburg-Taschkent: „Zur Aufrechterhaltung seines Einflusses und zum Schutz unsrer Besitzungen in Mittelasien sowie zur Paralleliſierung gewisser für uns ungünstiger Erscheinungen auf dem Gebiet der internationalen Politik ist Rußland gezwungen, in dem Generalgouvernement Turkestan eine bedeutende Waffenmacht zu halten. Bei der jetzigen Entwicklung der Wehrkraft aller Staaten ist es schwierig, mit den Truppen Turkestans trotz ihren vorzüglichen kriegerischen Eigenschaften darauf zu rechnen, entscheidende Erfolge zu erringen, sodaß sie nur als ein vorgeschobnes Detachement zu betrachten sind, das die Vereinigung der Hauptmacht zu stützen hat. Wegen der weiten Entfernung unsrer mittelasiatischen Besitzungen von dem Mittelpunkt Rußlands hat die rechtzeitige Entsendung von Verstärkungen dorthin eine sehr wichtige Bedeutung. Wird von diesem Standpunkt aus die Bedeutung der Orenburg-Taschkenter Eisenbahn bezweckt, so müssen wir zu dem Schluß kommen, daß nunmehr unsre Aufgaben in Mittelasien so erleichtert werden, daß wir vollständig ruhig in die Zukunft sehen können. Zu jeder Jahreszeit können mit der Orenburg-Taschkenter Eisenbahn starke Truppenmassen in das Herz Asiens schnell geschafft werden, wenn das nach dem Gange der politischen Ereignisse nötig sein sollte. Das sind die großen Vorzüge, die uns die Orenburg-Taschkenter Eisenbahn gibt. Wir hoffen, daß die Umstände uns nicht zwingen, die obigen Erwägungen zur Tat werden zu lassen."

Also die russische Regierung entschloß sich, noch auf einem ganz andern Wege an Turkestan heranzukommen. Das Eisenbahnnetz des europäischen Rußlands, das seinen nordöstlichen Endpunkt in Tscheljabinsk, östlich vom Uralgebirge fand, hatte seinen südöstlichen Endpunkt in Orenburg, am Uralfluß südlich von dem Uralgebirge. Von hier aus sollte eine neue Bahn in südöstlicher Richtung vorgeschoben werden; sie sollte den Aralsee rechts, südwestlich, liegen lassen und dann am rechten Ufer des Syr-Darja entlang gehn bis Taschkent, wo die transkaspische Eisenbahn erreicht wird. Von Taschkent

aus umklammerte schon die Eisenbahn die nördlichen Grenzgebirge Indiens und Afghanistans, sodaß Truppen, die von Orenburg kommen, nach jedem Punkt der Grenze dirigiert werden können. Diese Verbindung hat einen großen Vorzug vor der über das Kaspische Meer. Die transkaspische Eisenbahn steht mit dem russischen Eisenbahnnetz nicht in Verbindung. Das letzte endigt nördlich vom Kaukasus und in Astrachan. Um auf die transkaukasische Bahn zu kommen, müssen die Truppen erst in Astrachan oder in Baku eingeschifft und über das Kaspische Meer an das westliche Ende der transkaspischen Eisenbahn (Krasnowodsk) gebracht werden. Für Infanterie geht das noch einigermaßen an, für Kavallerie, Artillerie und Train ist die Sache sehr umständlich und schwierig. Die Bahn Orenburg-Taschkent liefert die Truppen ohne Umladung von Moskau oder Petersburg an die indische Nordgrenze.

Die Bahn Orenburg-Taschkent ist seit dem Oktober des vorigen Jahres fertig. Ihre strategische Bedeutung kommt für den Augenblick weniger in Betracht; ihren Segen als Kulturspenderin kann sie sofort ergießen. Versetzen wir uns für einen Augenblick nach Orenburg. Die Stadt ist der Hauptort des Gouvernements Orenburg, auf der Grenze Europas und Asiens. Sie wurde unter der Kaiserin Elisabeth 1757 gegründet, um eine feste Burg in dem noch wenig untertänigen Kirgisenlande zu sein. Mit ihren 50000 Einwohnern war sie bis jetzt der östlichste große Handelsmarkt jener Gegenden, denn hier endigte das russische Eisenbahnnetz, und darum strömte hier der Ein- und der Ausfuhrhandel für die Kirgisensteppe zusammen. Hier beluden die russischen und die tatarischen Kaufleute ihre Kamele mit den Waren aus Moskau, Tula, Lodz und Petersburg. Damit zogen sie in die Steppe von Aul zu Aul und handelten dafür Wolle, Felle, Talg, Butter, auch lebende Pferde und Kamele ein. Die Kirgisen sind kein armes Volk. Schon mancher Reisende ist erstaunt gewesen über die schönen Teppiche, den reichen Hausrat und sogar Goldschmuck und Goldmünzen, die er in den Filzzelten antraf. Groß ist der Reichtum an Schafen. Mangel kennt die allerdings dünne Bevölkerung nicht. Sie führt ein ausgesprochnes Nomadenleben, und daran wird auch unsre Zeit wohl nichts ändern. Denn die Regenarmut ist zu groß, als daß jemals an Ackerbau gedacht werden könnte. Im Winter bedeckt Schnee die Steppe, auch im Frühling gibt es noch befruchtendes Himmelsnaß. Dann begrünen sich rasch die unermeßlichen Flächen. Sie müssen bald abgeweidet werden, denn im Sommer verdorrt aller Pflanzenwuchs vollständig, und auf weite Entfernungen hin ist kein Brunnen zum Tränken des Viehs zu finden. Sind die Herden nicht rechtzeitig in andre Gegenden geführt worden, so entrinnen sie dem Verdurstungstode nicht. Die Kirgisen wissen genau, wann dieses, wann jenes Gelände aufgesucht und verlassen werden muß. Sie ziehn in der trocknen Zeit nach tiefern Mulden, die länger die Feuchtigkeit halten, oder an das Ufer kleiner Flüsse, die zwar auch zuletzt versiegen — keiner bringt einen Tropfen ins Meer —, aber doch im Erdreich des Flußbettes noch Wasser führen. Ein solches Gebiet widersetzt sich dem Ackerbau, der Ansässigkeit. Die Steppe beginnt noch nicht gleich südostwärts von Orenburg. Zunächst kommt

man durch die südlichen Ausläufer des Uralgebirges. Die neue Eisenbahn nach Taschkent geht zwischen Bergen am Flusse Ilek entlang, der sich unterhalb Orenburgs in den Ural ergießt. Erst fünfhundert Kilometer weiter betritt sie die eigentliche Steppe, und zwar das Gebiet der „kleinen Horde," die nur auf etwa 550000 Seelen geschätzt wird. Ihr Gebiet reicht bis an den Aralsee, dessen Rand die Bahn bei Sapak, nördlich von der Einmündung des Syr-Darja, berührt. Dieser mächtige Strom kommt von der Nordseite des Thianschangebirges herunter. Mit zahlreichen kleinen Nebenflüssen durchströmt er das Land Ferghana, das mit Dutzenden großer und kleiner Städte besetzt ist. Bald nachdem er diese fruchtbare Gegend verlassen hat, begleitet ihn noch nordostwärts das Karatangebirge, das ihm einige im Sommer meist aussetzende Nebenflüßchen zusendet, und tritt dann in die Steppe ein. Links, westlich von ihm, dehnt sich die gefürchtete ansiedlungslose Sand- und Salzwüste Kysil-Kum aus. Immer öder wird es an seinen Ufern; teils trockne Wüsten, teils Salzsümpfe, die keine Kultur ermöglichen. Die sandigen Ufer erschweren auch die Schiffahrt, denn unter andauerndem Winde bildet der hereingeblasne Sand leicht Sandbänke, wo noch vor wenig Wochen gutes Fahrwasser war, der Strom überschwemmt andre Ländereien und bahnt sich durch diese mühsam einen Weg. Wo süßes Wasser zuströmt, da bilden sich dann unter günstigen Umständen doch wieder Flächen, die gut getränkt sind und bebaut werden. Sie liefern dem Landwirt reichen Ertrag, Jäger und Fischer finden ihre Mühe belohnt. Der Fluß ist reich an wertvollen Fischen, dem Jäger bieten vor allem unendliche Scharen von Wasservögeln auf Strom, Sumpf und See reiche Beute. So sind denn bei Taschkent, das übrigens etwa fünfzig Kilometer ostwärts vom Syr-Darja liegt, eine ganze Menge Ortschaften entstanden, teilweise auch von den Russen gegen die Steppenbewohner befestigt. Sie liegen alle am rechten, nordöstlichen Ufer, und hier bleibt auch die Eisenbahn.

Sie wird ihnen neues Leben bringen, wie sie es zuvor nicht geahnt haben. Denn von hier aus werden nun die Karawanenkaufleute als Pioniere der Kultur vordringen. Zwar an dem gegenüberliegenden südwestlichen Ufer ist nichts zu machen. Die Wüste Kysil-Kum ist auch für die Kirgisen zu ungastlich. Hier ist nur öder Flugsand, der in Hügeln zusammenweht, die eben so rasch weiter wandern, wie sie gekommen sind. Aber nordostwärts wohnt die große Kirgisenhorde, mehr als 700000 Seelen. Da grünt im Frühjahr die ganze weite Steppe, und manche Oasen bewahren das segenspendende Naß auch im Sommer. Hier wird die Kultur in ganz andrer Weise eindringen, als das früher möglich war; die Verwertbarkeit der Erzeugnisse kirgisischer Viehzucht wird rasch steigen.

Taschkent, das südliche Ende der neuen Bahn, ist schon an die transkaspische Bahn angeschlossen. Es bietet die ganze Fülle gemischter Eindrücke, wie es in Turkestan üblich ist. Die Reste der altiranischen (persischen) Einwohner begegnen sich hier mindestens seit Dschingiskhans Eroberungszug mit den mongolischen Eindringlingen, von denen die zwar ebenfalls zur großen mongolischen Völkerfamilie gehörenden Kirgisen als altes heimisches Steppenvolk sehr wohl zu unterscheiden sind. Daraus hat sich denn ein vierter Völker-

typus, das Mischvolk der Sarten, gebildet, das sehr zahlreich ist. Und endlich kommen die Russen als herrschendes Volk hinzu, gar nicht zu reden von den deutschen, jüdischen, indischen und chinesischen Kaufleuten. Das Christentum der Russen begegnet sich hier mit dem Islam der ältern Einwohner, Moscheen stehn friedlich neben russischen Kirchen. Die russische Verwaltung hat Taschkent zu einem wichtigen Verkehrszentrum gemacht, auch an geselligen Einrichtungen fehlt es nicht. Der Kaufmann findet Post, Telegraph und Bank, ein Theater sorgt für Unterhaltung der starken Garnison wie der Zivilbevölkerung. Auch Schulen und eine Bibliothek sind geschaffen worden. Die Bevölkerung wird auf 160000 Seelen angegeben.

Während Rußland auf seinen neuen Schienenweg mit vollem Rechte stolz sein kann, hatte England Ursache, die Bahn mit Besorgnissen zu betrachten. Nach den Erfahrungen mit der Leistungsfähigkeit der sibirischen Eisenbahn hat man allerdings wohl angenommen, daß Truppenbeförderungen doch nicht mit solcher Schnelligkeit vor sich gehn könnten, wie man auf Grund europäischer Maßstäbe annehmen sollte. Doch ist in dieser Richtung die Wirksamkeit der Reformen gar nicht abzusehen. England hat nicht zu völliger Beruhigung kommen können. Während die einen argumentierten, daß die Russen durch die Japaner eine so schwere Niederlage erlitten hätten, daß sie auf lange Zeit hinaus auch in Asien nicht auf neue Offensive ausgehn könnten, befürchteten andre gerade, daß Rußland sich nun gegen Indien, Afghanistan oder Persien wenden könnte, wo ihm wohlfeilere Erfolge winkten als im fernen Osten. Wie dem auch sei, England hat sich durch den in den letzten Augusttagen, fast zugleich mit dem Frieden von Portsmouth, abgeschlossenen neuen Bündnis mit Japan auf die wirksamste Weise gegen alle solche Möglichkeiten gedeckt. Das förmliche Schutz- und Trutzbündnis, nicht nur gegen den Angriff zweier Mächte, sondern gegen jeden Feind, hat zum Programm die Erhaltung des status quo östlich vom einundfünfzigsten Längengrade. Dieser geht mitten durch das Kaspische Meer und durch den Persischen Meerbusen. Damit ist Japan zum Bürgen für ganz Indien samt Afghanistan geworden; ja wenn man es genau nehmen will, so liegt auch Persiens Hauptstadt Teheran innerhalb des verbürgten Gebiets. Wenn also Rußland auf das östliche Persien, Afghanistan oder die Pamirs, sogar auf Tibet, einen Angriff machen sollte, so ist Japan verpflichtet, mit allen Kräften Rußland zu bekämpfen. Nominell tritt damit dann für Frankreich auf Grund des Zweibundvertrags die Pflicht ein, Rußland Hilfe zu leisten. Aber materiell ist Rußland sehr in den Hintergrund getreten; der Friede in Asien hat vielmehr durch diesen Bündnisvertrag eine unerwartete Befestigung erhalten und dürfte von keiner Seite bald gestört werden. Dazu dürften namentlich auch die innern russischen Zustände viel beitragen.

Von Rußlands Politik Persien gegenüber hat man längere Zeit nichts gehört. Seine Staatsmänner waren seit fast zwei Jahren durch den Krieg mit Japan viel zu sehr in Anspruch genommen. Diese Zeit hat England benutzt, in mehrfacher Beziehung seine Deckung zu verbessern. Es hat die Gelegenheit zu der bekannten Abrechnung mit Tibet wahrgenommen und damit

die wirklichen oder behaupteten Machenschaften der russischen Regierung durch den vielgenannten russisch-burjätischen Lama Dorschewsky durchkreuzt. Wenn es je einen Wettlauf nach Lhassa gibt, werden die Anglobriten, die den Weg über den Himalaja jetzt kennen und gebahnt haben, wohl früher dort sein als die Russen über die weite mongolische Wüste. Mit Afghanistan hat der indische Vizekönig Lord Curzon einen Vertrag abgeschlossen, der die Selbständigkeit des Emirs in einem viel höhern Grade anerkennt als bisher, diesem aufs neue die Subsidien zusichert und ihn dafür fester in die englische Klientel zieht. Lord Curzon hat im Frühjahr die Ufer des Persischen Golfs bereist, in den englischen Besitzungen die Flagge seines Königs gezeigt und in den persischen Häfen die Hoheit des Schahs gegrüßt. Wichtiger ist die seit längrer Zeit gebaute Eisenbahn von Quetta in Britisch-Beludschistan nach der persischen Südostprovinz Seistan. Der Bau ist kräftig gefördert worden, und der Handel ist ihm auf dem Fuße gefolgt. Obgleich von einem Bahnbau auf persischem Grunde keine Rede war, protestierte die russische Presse schon gegen die bloße Annäherung lebhaft. Aber das war vor dem Kriege. Jetzt ist mit keinem Worte weiter die Rede davon. England bietet mit diesem Bahnbau den russischen Plänen in Nordostpersien ein Paroli. Dort ist seit Jahren der russische Handel ganz allein herrschend geworden. Können englisch-indische Waren mit der Eisenbahn bis an die Grenze von Seistan oder gar in dessen Inneres gelangen, so können sie dort die Konkurrenz gegen russische Erzeugnisse sehr wohl aufnehmen, ja vielleicht bis nach Mesched hinauf wieder Terrain erobern.

Eine andre Handelsstraße der Engländer und aller auf Schiffahrt angewiesnen Völker nimmt vom Karunfluß, einem schiffbaren Nebenfluß des Schatt el Arab (Vereinigung des Euphrat und Tigris), ihren Ausgang. Bei Ahwaz endet die größere Karunschiffahrt, während die kleinere noch bis Schuschter hinaufgeht. Von Ahwaz bis Schuschter haben die Engländer eine Eisenbahn gebaut. Dann kommt allerdings noch das aus vielen nacheinander zu überschreitenden Parallelketten bestehende Gebirge, jenseits dessen Isfahan zu erreichen ist. Einer Eisenbahn stellt es ein großes Hindernis in den Weg. Von Isfahan über Kaschan nach Teheran könnte ein Bau leicht ausgeführt werden, doch begegnen die Engländer hier schon russischen Plänen und Konzessionen. Von Teheran südwestlich nach Hamadan, der alten medischen Hauptstadt Ekbatana, bauen die Russen schon. Vor allem aber treten die Russen mit dem Plan einer Eisenbahn von Enseli-Rescht über das Elbursgebirge nach Teheran dem englischen Handel entgegen. Enseli-Rescht ist der kaspische Hafen Persiens, das Haupteinfuhrtor für die russischen Waren. Auf russisches Andrängen ist die uralte schlechte Karawanenstraße über den Elburs schon auf neuzeitliche Straßenansprüche gebracht. Eine Eisenbahn, deren Lokomotiven mit russischen Naphtharückständen geheizt werden, wird sicher einst nachfolgen und einen lebhaften russisch-persischen Handel zustande bringen.

Dazu gesellt sich ganz neuerdings die Eisenbahn Eriwan-Djulfa an der äußersten Nordwestgrenze Persiens. Sie ist im August dieses Jahres vollendet worden und wird bald eröffnet werden.

Rußland arbeitet schon seit geraumer Zeit daran, von der transkaukasischen Bahn aus mit Zweigbahnen ins armenische Hochland vorzudringen, von dem es im letzten Kriege mit der Türkei wieder ein Stück gewonnen hat. Von Tiflis ging es aus und erreichte über Karaklissa die 1548 Meter hoch liegende Feste Alexandropol. Dort gabelt sich die Bahn; ein Strang, bis jetzt Sackgasse, geht westwärts nach der starken, ja uneinnehmbaren Festung Kars. Ein andrer geht südwärts nach dem ebenfalls stark befestigten Eriwan. Beide Bahnen sind seit einigen Jahren im Betriebe. Etwa sechzig Kilometer südwärts rückt der Große Ararat, das orologische Zentrum Hocharmeniens, sein stolzes Schneehaupt empor; in territorialer Beziehung ist er noch im Besitz der Türkei. Aber ganz nahe, nur vierzig Kilometer von Eriwan entfernt, ist der Punkt, wo die türkische, die persische und die russische Grenze zusammenstoßen. Er liegt am Flusse Aras, dem Araxes der Alten. Dieser ostwärts strömende und sich mit dem Kur vereinigende Fluß bildet auf vierhundert Kilometer die Grenze zwischen Rußland und Persien. An seinem nördlichen, russischen Ufer entlang hat Rußland nun sein letztes Eisenbahnunternehmen geschaffen. Die Linie Eriwan-Djulfa ist nur etwa hundertundsiebzig Kilometer lang, aber doch ein bedeutungsvolles Unternehmen. Der Bau beweist, daß Rußland seinen alten Plan, auch von dieser Seite her nach Persien einzudringen, ausführen will. Und auch hier wird sich an seine Schienenstränge die Hebung der Zivilisation knüpfen. Die Geißel Armeniens ist der uralte und unausrottbare Haß zwischen den christlichen Armeniern und den mohammedanischen Kurden. In ethnographischer Beziehung ist kein großer Unterschied zwischen ihnen, wenigstens nicht, wenn man die Armenier auf Grund ihrer Sprache als Indogermanen ansieht, nicht auf Grund ihres Gesichtstypus als Semiten. Die Kurden, die schon im Altertum der Landschaft Korduene ihren Namen gegeben haben, sind sicher ein indogermanisches Volk; sie bilden den Übergang zwischen Armeniern und Persern. Ihre Volkszahl schätzt man auf zweieinviertel Millionen, wovon ein Drittel auf persischem, der Rest auf türkischem Boden wohnt. Sie sind jedoch noch keineswegs durchweg zu festen Wohnsitzen gelangt, vielmehr führen sie größtenteils noch ein nomadenhaftes Dasein. An den seßhaften Armeniern lassen sie ihre räuberischen Begierden und zugleich ihren religiösen Haß aus. Alle paar Jahre regen sie Europas Entsetzen auf, wenn die Nachricht kommt, daß sie ganze armenische Dörfer in Flammen haben aufgehn lassen und die Bevölkerung ausgerottet haben. Sie hindern die Entfaltung jeglicher auf längere Jahre ausschauenden wirtschaftlichen Unternehmung, denn die Armenier sagen: Was nützt es uns, wenn wir fleißig und sparsam sind; sobald wir zu einigem Besitz kommen, nimmt ihn gewiß der Pascha oder ein Kurdenhaufe. Rußland hat allmählich einen ansehnlichen Teil des armenischen Volkes unter sein Zepter gebracht; dieses wohnt zu seinem Unheil nirgends geschlossen, sondern zerstreut in allen Landschaften zwischen dem Kaspischen Meer, Konstantinopel und Beirut. Die in Rußland wohnenden Armenier haben in den letzten Jahren viele Zeichen von Unzufriedenheit gegeben, sodaß ein Aufstand befürchtet wurde, und die russische Regierung glaubte, ihnen durch Beschlagnahme aller Kirchengüter die Mittel zu ihrem

Treiben entziehn zu müssen. Jetzt sind ihnen diese zurückerstattet worden. Ob aber die Petersburger Politik bald auf ihre frühern philarmenischen Forderungen zurückkommen wird, ist nicht ganz sicher. Sie hat bei dem letzten armenischen Aufstande gegen die Türkei, der mit den Dynamitanschlägen in Konstantinopel begann, die Nation offenbar im Stich gelassen, und darauf nicht zum wenigsten führt man es zurück, daß die Pforte die Kurden ungezügelt wirtschaften und die Armenier mit Mord und Brand heimsuchen ließ. Dennoch muß man annehmen, daß die Rückkehr Rußlands zu der frühern Politik der Beschützung der Armenier unausbleiblich ist, da diese neben den Griechen das Element sind, auf das Rußland seinen Einfluß in Kleinasien stützen muß. Ihr wird sich dann auch der Eisenbahnbau von Tiflis nach Kars, Eriwan und Djulfa in den Dienst stellen. Denn wenn Rußland seine jetzige Krisis überwunden hat, kann es in seinem Bereich die blutige Feindschaft zweier Völker nicht mehr dulden.

Näher liegt für die Eisenbahn Eriwan-Djulfa ein andrer Zweck, der politische Einfluß in Persien und der Handel mit dem Nordwesten dieses Landes. Es handelt sich um die südlich an Russisch-Kaukasien grenzende persische Nordprovinz Aserbeidschan. Im Altertum trug die Landschaft den Namen Atropatene. Sie war ein selbständiger Priesterstaat und stand in hoher Kultur. Davon ist freilich der größte Teil verschwunden. Schon unter den persischen Sassaniden begann der Verfall, der Islam hat ihn vollendet. Aber immer noch ist fühlbar, was Atropatene einst gewesen ist. Heinrich Brugsch, der es auf seiner persischen Reise berührte, schreibt: „Kent überrascht noch mehr als Suleimanijeh durch die üppige Fülle seiner Vegetation, die in dem schönsten Monat des Jahres eine unglaubliche Pracht erreicht hatte. Der steile Aufgang zum Dorfe war mit lebendigen Hecken weißer und roter Rosen eingefaßt. Schattige Bäume verbreiteten angenehme Kühlung, zahlreiche Obstbäume in den Gärten, an der Straße schienen unter der Last buntschimmernder, bald reifer Früchte: Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche usw. brechen zu wollen.“ Seinem bergigen Charakter entsprechend hat es eine Menge von kleinen, im Sommer größtenteils versiegenden, sonst aber die Täler gut bewässernden Flüssen, die teils dem Aras, teils dem Urmisee zufließen. Sievers sagt in seinem Werk über Asien: „Auch die Provinz Aserbeidschan verleugnet nicht den allgemeinen Landschaftscharakter des Innern (Persiens). Im ganzen ist auch sie eine öde, bleiche, in Graugelb und fahlem Graugrün gemalte Steppenlandschaft, mit großen und kleinen Steinen besät, von Schluchten durchzogen und von zackigen, wilden Bergwänden umrahmt, die auch hier noch in ihrem eignen Schutt versinken. Die Hochebne ist teilweise bebaut, und wo in den Bergen Wasser in größerer Fülle verbreitet ist, breiten sich weite Hochwiesen aus, auf denen Herden von Kamelen, Schafen und Ziegen weiden.“ Die Hauptstadt Täbris ist mit 180000 Einwohnern die zweite Stadt Persiens. Auch sie ist wie so viele Städte im Reiche des Schahs in starkem Verfall, und doch blickt die Herrlichkeit der Vergangenheit noch aus manchem Palast und mancher Moschee hervor. In der Vergangenheit ging der persische Handel mit dem Westen größtenteils über Täbris nach dem Schwarzen Meer; vor

der Entdeckung des Seewegs nach Indien ging zeitweilig wohl gar der indisch-europäische Handel diese Straße. Das gehörte natürlich schon für Jahrhunderte der Vergangenheit an, als Rußland die transkaspische Eisenbahn baute und Täbris sehr schädigte, indem es die Handelsstraße dort einfach versperrte.

Jetzt verfolgt Rußland wieder eine andre Politik. Es hat von Persien die Provinz Aserbeidschan in bezug auf Anlegung von Eisenbahnen und Chausseen, auf Flußschiffahrt und Bergwerke gepachtet und kommt jetzt vom Norden mit der Eisenbahn, um das Land zu erschließen. Sicher wird die Linie Eriwan-Djulfa einst fortgesetzt werden. Bis Täbris sind es in der Luftlinie nur hundertundzehn Kilometer. Dann wird man nach Südosten zu den alten Karawanenstraßen folgen, vielleicht bis Teheran und Hamadan.

Hier im Nordwesten Persiens kann niemand den Russen in die Quere kommen. Das armenische Hochland schiebt sich als ein unüberwindlicher Wall zwischen Aserbeidschan und das Schwarze Meer. Die vom Persischen Meerbusen nach Norden führenden Straßen sind, auch unter Einrechnung der doch sehr fragwürdigen Tigrisschiffahrt bis Bagdad, zu lang und zu beschwerlich, als daß sie einer russischen Eisenbahn Konkurrenz machen könnten, auch wenn diese bei Djulfa ihren Endpunkt behalten sollte. Der Norden Persiens vom äußersten Westen bis zum äußersten Osten, vom Ararat bis zur afghanischen Grenze ist in russischer Klientel. Etwaige englische Eisenbahnen vom Süden her mögen die Südgrenze seines Bereichs teilweise zurückdrängen, für diese oder jene Artikel, wieder zu entreißen ist ihm Nordpersien nicht. Der Norden Persiens ist aber der beste Teil des Landes. In der Mitte sind die ausgedehnten Wüsten, den Süden bedecken die langen Parallelketten regenarmer Gebirge, zwischen denen wenig fruchtbare Mulden aus Schutt und Sand bestehend sich ausdehnen. Gesegnete Fleckchen sind selten und treten erst im Westen (Shiras) häufiger auf.

Bevor Rußland durch seinen ostasiatischen Krieg so sehr in Anspruch genommen wurde, bot es viel auf, um auch politisch seine Stellung in Persien zu stärken. Gestützt auf die Verkehrswege, auf denen so leicht ungezählte Kosakenschwärme hereindringen konnten, gelang es ihm, auf den Schah einen beständig wachsenden Einfluß auszuüben. Persien mußte die früher in England aufgenommnen Anleihen mit russischen Darlehen einlösen. Es mußte sich verpflichten, fortan nur dann in andern Ländern Geld zu leihen, wenn ihm solches in Rußland abgeschlagen wurde. Ein für Rußland sehr vorteilhafter Handelsvertrag wurde vereinbart; wenn auch hernach die Engländer Anteil daran gewannen, so waren doch die für sie in Betracht kommenden Artikel weit weniger davon betroffen. Jetzt ebbt anscheinend der russische Einfluß zugunsten des englischen etwas wieder zurück. Möglicherweise ist jedoch auch dies nur eine Episode in einer im ganzen umgekehrten Entwicklung.

Die Entstehung der Meistersinger-Ouverture

Wie Richard Wagner's Meistersinger von Nürnberg, das Werk, welches ihm selbst am meisten ans Herz gewachsen war, seine Entstehung verdankt, darüber hat er sich in seinen Schriften mehrfach ausgesprochen. Er hatte sich, wie er sagt, in Paris, wo er sich damals aufhielt, „mit dem Gedanken getragen, eine Komödie zu schreiben, und zwar eine solche, die ihm, wie er sich ausdrückte, Geld einbringen sollte. Er hatte sich die Handlung dazu ausgedacht, und zwar in Nürnberg, wo er sich in die Lokalitäten und in das Leben der alten Reichsstadt hineinstudiert hatte. Er hatte sich auch schon einige Szenen ausgedacht, und zwar die Prügelszene, die Szene, wo David dem Beckmesser die Lehre gibt, und die Szene, wo Beckmesser das Ständchen singt. Weiter war es nicht gediehen, als er nach Deutschland zurückkehrte, wo er sich in Dresden niederließ. Hier hatte er sich mit Uhland in Verbindung gesetzt, um ihn zu bewegen, ihm die Komödie zu schreiben, und Uhland hatte ihm auch versprochen, es zu tun, aber nie Wort gehalten. Da hatte er sich denn entschlossen, die Komödie selbst zu machen, und hatte sie auch gemacht, aber sie war ihm nicht gelungen. Er hatte sie dann in Zürich, wo er sich nach seiner Flucht aus Dresden niederließ, wieder vorgenommen, aber sie wollte ihm nicht gelingen. Da hatte er sie denn ganz beiseite gelegt und sich mit Tristan und Isolde beschäftigt, das ihm auch gelungen war. Nun hatte er sich wieder an die Komödie gemacht

seltsame Verschwendung der Mittel aufweisen. Es gibt 23000 Krankenkassen, die sich in sieben Kassenarten zerteilen; zum Teil Kassen mit 10 bis 30 Mitgliedern, bei denen die angestrebte Verteilung der Lasten auf breiten Schultern natürlich illusorisch ist. Die Durchschnittszahl ist 430 Mitglieder auf jede Krankenkasse im Deutschen Reich, und jede noch so kleine Krankenkasse hat ihre besondre Verwaltung. Die Unfallversicherung ist in 113 Berufsgenossenschaften und 930 Sektionen, 7000 Vorstandsmitglieder und über 26000 örtliche Vertrauensmänner gegliedert. Die Beamten bekommen über fünf Millionen Mark Gehalt. An der Invaliditäts- und Altersversicherung sind 31 Landesversicherungsanstalten, 9 besondre Kasseneinrichtungen, 3000 Beamte, 5000 Markenverkaufsanstalten und mehr als 7000 Beitragseinziehstellen beteiligt. Es kommt alles in allem auf 18 Millionen Versicherter eine Viertel Million Beamte; die Verwaltungskosten werden auf jährlich 35 Millionen Mark geschätzt. Ferner ist die Aufbringung der Mittel und die Art der Organisation über die Maßen buntscheckig geworden. Die Kosten der Unfallversicherung bringen die Unternehmer allein auf, und sie allein entscheiden in den Berufsgenossenschaften. Bei der Invalidenversicherung zahlen Arbeiter und Unternehmer zu gleichen Teilen, bei der Krankenversicherung die Arbeiter zu zwei Dritteln, die Unternehmer zu einem Drittel; entsprechend dieser Beitragsleistung ist der Einfluß von Arbeitern und Unternehmern auf die Verwaltung. Diese historische Gestaltung soll nun die Reform zugleich berücksichtigen und überwinden — ein außerordentlich schwieriges Unterfangen. Man will darum, um nicht gleich zu viel auf die Hörner zu nehmen, stückweise reformieren, und zunächst die Unfallversicherung beiseite lassen, vorerst nur Kranken- und Invalidenversicherung in Einklang bringen. Die Mängel in der Unfallversicherung glaubt man für sich behandeln zu können. Dagegen ist die Tätigkeit der Invaliditätsversicherungsanstalten vielfach nur eine Fortsetzung des Heilungsprozesses, den die Krankenkassen begonnen haben. Mängel auf dem Gebiete der Krankenbehandlung verspürt die Invalidenversicherung, indem die Kranken nicht geheilt und bald Invaliden werden, bessere Krankenfürsorge entlastet demnach die Invalidenversicherung. Jetzt arbeiten sich vielfach Kranken- und Invalidenversicherung entgegen durch falsche Sparsamkeit und durch verschiedne Auffassung der Erwerbsunfähigkeit; der leidende Teil sind die Arbeiter. Aus den gemeinsamen Interessen der beiden Versicherungszweige ergibt sich die besondre Dringlichkeit des Wunschs ihrer Ausgleichung und Verschmelzung.

Zwei Pläne sind es, die bis jetzt am ehesten darauf hoffen können, verwirklicht zu werden, und die nach den Andeutungen des Grafen Posadowsky im Reichsamt des Innern weiter verfolgt werden, nämlich die Vorschläge der Vorsitzenden der Landesversicherungsanstalten Berlin und Oldenburg: Dr. Freund und Regierungsrat Düttmann. Wir geben das Wesentliche wieder. Dr. Freund will die Durchführung der Krankenversicherung den Landesversicherungsanstalten übertragen, diesen soll das Vermögen der bestehenden Krankenkassen nach Ausscheidung eines den Mehrleistungen entsprechenden Teils überwiesen werden. Der ausgeschiedne Vermögensteil darf nur für die Zwecke einer Zuschußversicherung

verwandt werden. Als lokale Hilfsbehörden der Landesversicherungsanstalten werden Arbeiterversicherungsämter eingerichtet, die aus einem höhern Beamten als Vorsitzendem und mindestens zehn Beisitzern, je fünf Vertretern der Unternehmer und der Versicherten, bestehn. Die Vertreter werden in direkter Wahl durch die Interessenten gewählt. Was haben die Arbeiterversicherungsämter für Rechte und Pflichten? Sie entscheiden über die Gewährung der Krankenfürsorge, ärztliche Behandlung, Krankengeld, über die Höhe der Invalidenrente, kontrollieren die Rentenempfänger, können Rente gewähren und entziehn und schließen Verträge mit Ärzten und Apothekern ab unter Zustimmung der Landesversicherungsanstalten. Die Aufsicht über diese Ämter führt die Landesversicherungsanstalt. Wie sollen in Zukunft die Mittel für Kranken- und Invaliditätsversicherung aufgebracht werden? Es wird ein Beitrag nach der bisherigen Markeneinrichtung erhoben, die je zur Hälfte von den Unternehmern und den Versicherten getragen wird. In kurzen Worten: dafür, daß in Zukunft auch für die Krankenversicherung Unternehmer und Arbeiter zu gleichen Teilen beisteuern sollen, die Mehrleistung der Arbeiter also verschwindet, wird der Einfluß der beiden Interessentengruppen auf die Verwaltung gleichmäßig verteilt; die bisherige absolute Selbstverwaltung der Krankenkassen fällt insofern weg, als ein gemeinsamer Unterbau für Kranken- und Invaliditätsversicherung in den lokalen Arbeiterversicherungsämtern vorgeschlagen wird, über den sich die bisherigen Landesversicherungsanstalten als Aufsichts- und höhere Verwaltungsorgane erheben sollen.

Düttmann will ebenfalls Vereinigung von Kranken- und Invaliditätsversicherung. Düttmann will aber nur eine Verwaltungsgemeinschaft und die finanzielle Selbständigkeit der Krankenversicherung bestehn lassen, weil er fürchtet, daß das Riesenvermögen der Versicherungsanstalten den Anreiz liefern könnte, die Ansprüche der Versicherten an die Krankenversicherung übermäßig zu steigern. Die Mittel der Invalidenversicherung, die zur Deckung der Renten dienen, dürfen nicht der Gefahr ausgesetzt werden, durch die laufenden Ausgaben der Krankenversicherung aufgezehrt zu werden. Wenn jede Verwaltungsstelle im Hinblick auf das große Gesamtvermögen bei Bemessung der zu gewährenden Krankengelder, Renten usw. aus dem vollen wirtschaftete, wäre ein baldiger finanzieller Zusammenbruch sehr wahrscheinlich. Darum bleibt im Düttmannschen Plane die Vermögensverwaltung den Ortsorganen überlassen.

Zunächst räumt dann Düttmann mit den verschiednen Krankenkassen auf; er will nur Bezirkskrankenkassen bestehn und diese durch Ortswohlfahrtsämter für ihre eigne Rechnung verwalten lassen. Die Kapitalbestände der Bezirkskrankenkassen werden durch die Landesversicherungsanstalten verwaltet, desgleichen haben sie die eigentliche Entscheidung über die Rentenanträge, während die Erhebung der Beiträge, die Begutachtung der Rentenanträge den Wohlfahrtsämtern verbleibt. Diese Wohlfahrtsämter, die Grundträger der neuen Organisation, bestehn aus einem Beamten als Vorsitzendem und wenigstens je vier Vertretern der Unternehmer und der Versicherten als Beisitzern und stehn unter der Aufsicht der Landesversicherungsanstalten. Düttmann läßt die Beisitzer im Wege der Verhältniswahl wählen. Außer der Verwaltung der Bezirks-

krankenkassen sollen die Wohlfahrtsämter — daher vermutlich ihr etwas philiströser Name — auf dem Gebiete der Krankenverhütung, der Arbeiterschutzgesetzgebung, Wohnungskontrolle, des Arbeitsnachweises tätig sein. Also auch Düttmann mindert, um das besonders charakteristische herauszuheben, indem er Invaliden- und Krankenversicherung zusammenlegt, bei den Krankenkassen, denen er zwar die eigne Finanzgebarung überläßt, den Arbeitereinfluß und verstärkt den der Unternehmer, wofür diese in der Beitragsleistung entsprechend stärker in Anspruch genommen werden. Zu bemängeln ist an dem Düttmanschen Plane, daß die Ortsorgane die Rentenanträge nur entgegennehmen und begutachten, nicht auch entscheiden. Sie sind besser imstande, als es der entfernte Dezernent aus den Akten vermag, den einzelnen Fall zu prüfen und die Simulanten von den Berechtigten zu scheiden. Bedeutungsvoll ist noch an dem Plane, daß er auch schon die Hinterbliebnenversicherung einschließt und den Krankenversicherungszwang auf alle jetzt der Invalidenversicherungspflicht unterliegenden Personen sowie auch auf die Hausgewerbetreibenden und auf Unternehmer ohne Hilfskräfte (Alleinarbeiter) ausdehnen will.

Auf die vielen Einzelheiten, die zu erörtern Aufgabe der Fachorgane ist, gehe ich nicht ein; die leitenden Gedanken bei Freund wie bei Düttmann treten um so klarer hervor und sind offenbar auch von den Zentralbehörden als brauchbar erkannt worden. Die Klage des Grafen Posadowsky, daß der Unterbau fehle, daß lokale Instanzen geschaffen werden müßten, findet in diesen Plänen eine Antwort, oder aber jene Klage schließt schon die Andeutung der Reform in der angegebnen Richtung in sich. Über Einzelheiten wird sich gewiß noch viel Streit erheben, der große Zug und die praktische Brauchbarkeit der leitenden Idee aber wird im allgemeinen anerkannt. Nur ein Teil erhebt lebhaft Einspruch: die sozialdemokratisch geleiteten Krankenkassen und neuerdings auch die Gesamtvertretung der Kassenärzte. Die einen befürchten Minderung des politischen Einflusses, die andern Mehrung der bureaukratischen Macht. Die Beschränkung des jetzigen Selbstverwaltungsrechts der Krankenkassen führt zu einer paritätischen Behandlung der Interessen, und das ist gut und billig; bei der jetzigen Bevorrechtung der sozialdemokratisch organisierten Arbeiter in den Krankenkassen sind an vielen Orten Vetternwirtschaft, Korruption und Leistungsunfähigkeit an der Tagesordnung. Die jetzigen Zustände sind organisatorisch und finanziell unhaltbar und schädigen die Arbeiterinteressen. Die neue Selbstverwaltung wird ja keineswegs dadurch völlig aufgehoben und unwirksam gemacht, daß der Vorsitzende ein außerhalb des Interessenkampfes stehender Beamter ist, während im übrigen Unternehmer und Arbeiter gleichmäßig beteiligt werden, es soll ihr nur ein andres Gepräge gegeben werden, und zwar ein solches Gepräge, das sich schon bei den Gewerbegerichten und den städtischen Arbeitsämtern bewährt hat. Die Sozialdemokraten sind zwar außerordentlich erbittert, sie verlangen die Beseitigung der Landesversicherungsanstalten sowie Angliederung der Invalidenversicherung an die Krankenversicherung und wollen die absolute Herrschaft der Ortskrankenkasse. Sie verbrämen den Willen zur Macht mit wenig plausibeln Gründen: Selbstverwaltung bedeute Selbsterziehung, Erhöhung der Verantwortlichkeit. Das bleibt, wo

es wirklich vorhanden ist, aber doch auch bei der paritätischen Selbstverwaltung voll bestehn. Die heutigen Krankenkassen leisteten, so behaupten die Sozialisten, viel zur Aufklärung der Mitglieder, sie förderten sanitäre Einrichtungen, bauten Erholungsstätten usw. Alles schöne Dinge, die bei den gegenwärtigen Krankenkassen zum Teil auf dem Papier stehn und jedenfalls bei dem Düttmannschen und dem Freundschen Plan einer modifizierten Selbstverwaltung nicht geschädigt zu werden brauchen. Sehe man doch gefälligst die Kehrseite der heutigen Krankenkassenselbstverwaltung. In Stettin ist der Vorsitzende und der Schriftführer einer Ortskrankenkasse wegen Beleidigung eines Arztes zu hundert Mark Geldstrafe verurteilt worden. Die Generalversammlung übernimmt die Kosten und weigert sich, der Aufsichtsbehörde zu folgen und die Beträge zurückzufordern. Der Vorsitzende, der nur für Zeitverlust und entgangnen Arbeitsverdienst entschädigt werden soll, erhält 1800 Mark Gehalt und verzehrt auf Kosten der Kasse bei einem Darmkatarrh dreißig Flaschen Rotwein! Für eine dreitägige Reise, die zwei Revisoren der Ortskrankenkasse in Remscheid unternommen haben, um die Einrichtungen der Leipziger Ortskrankenkasse kennen zu lernen, liquidierten sie 450 Mark. Im Fremdenbuch des Hotels hatten sie zwei Dirnen als ihre Frauen eingetragen. In der Ortskrankenkasse Velbert bewilligte die Generalversammlung dem Vorsitzenden an Stelle von 240 Mark eine jährliche Entschädigung für Zeitversäumnis von 300 Mark. Auf Beanstandung der Aufsichtsbehörde wurden die 60 Mark zurückgezahlt, aber sie wurden von dem Revisionsarzt geborgt, der, bis die 60 Mark getilgt waren, eine erhöhte Revisionsgebühr für die Rezepte erhielt. In Kassel hatte der Vorsitzende einer Kasse für eine in Gemeinschaft mit dem Kassenführer unternommne Reise von drei Tagen nach Nürnberg zur Jahresversammlung des Zentralverbandes der Ortskrankenkassen 400 Mark entnommen. Später wurden 320 Mark bewilligt, obwohl eine Verwendung von Kassenmitteln zum Besuche der Versammlungen verboten ist. Daß politische Agitatoren in der Kassenverwaltung gut bezahlte Stellen bekommen, ist bekannt; daß das Mißverhältnis zwischen Einnahmen und Ausgaben immer größer wird, desgleichen.

Was haben dafür die Sozialdemokraten an Reformvorschlägen in petto? Nur solche Forderungen, die von vornherein als unerfüllbar zu erkennen sind und darum den gegenwärtigen Zustand nicht um ein Haar verschieben. Sie wollen bei Unfällen, wobei auch chronische Gewerbekrankheiten als Folgen von Betriebsunfällen angesehen werden, 75 bis 100 Prozent des Durchschnittsverdienstes gewähren, bei Invalidität 50 bis 100 Prozent. Die Altersgrenze für den Bezug der Altersrente soll nach einer Lesart auf das fünfundsechzigste, nach der andern auf das sechzigste Lebensjahr herabgesetzt werden. Der Reichszuschuß zur Invalidenversicherung wird auf hundert Mark erhöht usw. Bis auf weiteres wird es in Deutschland keinen Reichsschatzsekretär geben, der bei der heutigen Finanzlage solche Vorschläge ernst nimmt.

Von größerm Belang sind die Einwände und Vorschläge der Krankenkassenkommission des deutschen Ärztevereinsbundes. Sie fordern bekanntlich freie Ärztewahl: zur Kassenpraxis bei allen Krankenkassen sei jeder unbescholtne

approbierte Arzt zuzulassen, der sich den von der Ärzteorganisation und den Krankenkassen aufgestellten Bedingungen unterwerfe. Um den ewigen Reibungen ein Ende zu machen, sollen von Vertragskommissionen Kollektivverträge ausgearbeitet werden. Uns interessiert hier mehr, wie zu der Frage der Zusammenlegung der Versicherungen Stellung genommen wird. Im Grundsatz sind natürlich die Ärzte dafür, aber sie meinen richtig, daß es ohne eine gewisse Einschränkung der Selbstverwaltung nicht abgehn werde, und dieser widersetzen sie sich, wie mir scheint, nicht mit ausreichenden Gründen. Sie glauben nämlich, daß in Zukunft die Krankenfürsorge wieder mehr den Charakter der Armenunterstützung bekommen, und daß schließlich die Kasse nur zum ausführenden Organ einer Behörde herabsinken und der eignen Initiative beraubt werden würde. Der Bureaukratismus käme obenauf. Ganz sollen diese Gefahren nicht geleugnet werden. Aber sie sind durchaus nicht unlösbar mit den Reformen, die man anstrebt, verknüpft; sie können sehr wohl vermieden werden. Bei den Düttmannschen Wohlfahrtsämtern, die keineswegs bureaukratisch gedacht sind, und deren Beisitzer durchaus das Heft in der Hand behalten — wir plädieren freilich für Erweiterung ihrer Macht in der Richtung, daß sie die Rentenanträge auch zu entscheiden haben —, ist die bisherige Initiative auf das glücklichste bewahrt. Die Arbeiter können jederzeit ihre Wünsche bei der paritätischen Behörde vorbringen, ebenso wie die Unternehmer; sie werden hiervon Gebrauch machen und Vertrauen zu diesen Ämtern haben, wie sich ja auch die Gewerbegerichte eines wachsenden Vertrauens erfreuen. Wenn die Arbeiter zu gleichen Teilen wie die Unternehmer zu den Lasten beisteuern, so kann doch unmöglich das Unternehmen den Charakter einer Armenunterstützung erhalten, wie die Ärzte annehmen. Die Wohlfahrtsämter — hoffentlich findet man einen gefälligern Namen dafür — und die Landesversicherungsanstalten sind Staatsinstitute, bei denen die Arbeiter wohlerworbne Rechte verwahrt finden, aber keine Almosen erhalten.

Es wird vermutlich zunächst eine Kombination der Pläne von Freund und Düttmann ins Auge gefaßt werden müssen: die finanzielle Selbständigkeit der Krankenkasseneinrichtungen ist zu gewährleisten (kontra Freund), und das Recht der Wohlfahrtsämter, die Rentenbewilligung und -abmessung zu entscheiden, ist zu konzedieren (kontra Düttmann). Im übrigen ist auf Grund der gemachten Vorschläge eine Verständigung mit den Krankenkassen und den Ärzteorganisationen anzustreben, die meines Erachtens die in vielen Punkten brauchbaren Reformvorschläge von Praktikern wie Düttmann und Freund anerkennen müssen.

Zeitungsbriefe der Evangelisch

Am 31. Juli d. J. ist der 1. Band der Zeitungsbriefe der Evangelischen Kirche erschienen. Er umfaßt die Zeit von 1933 bis 1935. Der 2. Band wird voraussichtlich Ende Oktober d. J. erscheinen. Er wird die Zeit von 1936 bis 1938 umfassen. Der 3. Band, der die Zeit von 1939 bis 1945 umfaßt, soll im Frühjahr 1946 folgen. Die Zeitungsbriefe sind eine Sammlung von Berichten, die in der Zeit des Nationalsozialismus von der Bekennenden Kirche herausgegeben wurden. Sie sollten die Gemeinden über die Vorgänge in der Kirche unterrichten, die in der Presse nicht veröffentlicht werden durften. Sie wurden in der Regel wöchentlich herausgegeben. Die Herausgeber waren Pfarrer Niemöller, Pfarrer Asmussen und Pfarrer Hesse. Sie wurden vervielfältigt und durch Boten verbreitet. Sie wurden auch ins Ausland geschickt. Sie wurden von der Gestapo verfolgt. Sie wurden verboten. Sie wurden beschlagnahmt. Sie wurden trotzdem weiter herausgegeben. Sie wurden illegal weiterverbreitet. Sie wurden in Druckereien hergestellt, die ständig wechselten. Sie wurden in Kellern, in Scheunen, in Hinterzimmern gedruckt. Sie wurden in Autos, in Fahrrädern, in Kinderwagen, in Rucksäcken verbreitet. Sie wurden in Briefumschlägen, in Paketen, in Zeitungsumschlägen versandt. Sie wurden in Briefkästen geworfen. Sie wurden von Hand zu Hand weitergegeben. Sie wurden vorgelesen. Sie wurden abgeschrieben. Sie wurden auswendig gelernt. Sie wurden weitererzählt. Sie wurden weitergetragen. Sie wurden weitergegeben. Sie wurden weitergegeben. Sie wurden weitergegeben.

Arzt wendet, was gewöhnlich erst beim Zusammenbruch der Arbeitskraft, also meist zu spät geschieht, dem Kranken die ärztliche Hilfe entgegengebracht werden müsse, und zwar viel früher, als dieser es selbst bemerkt, daß er ernstlich krank ist. Dementsprechend sollte die Tätigkeit seines Dispensaires darin bestehn, unter Mitwirkung der Fabrikanten und sonstigen Gewerbetreibenden und der Ärzte von Lille sämtliche tuberkulöse Personen aus den besitzlosen Ständen zu ermitteln und sie zu dem Besuche des Dispensaires heranzuziehn, wo ihnen dann unentgeltlich ärztliche Hilfe, die für sie selbst und ihre Umgebung notwendigen Unterweisungen und unter Umständen auch materielle Unterstützung mannigfachster Art erteilt werden sollten.

Als Gegenstände der Unterweisung bezeichnet Calmette die Hygiene im täglichen Leben, die Reinigung und die Desinfektion der Zimmer, der Gerätschaften, der Kleider und der Wäsche, die Beseitigung des Auswurfs, als Gegenstände materieller Unterstützung die Lieferung von Milch und kräftigen Speisen, die Gewährung von Betten, Kleidung, Wäsche und Feuerung, nötigenfalls auch die Bewilligung von Geldmitteln zur Beschaffung zweckentsprechender Wohnräume, worin der Kranke sich von seinen Familienangehörigen besser — namentlich in der Nacht — getrennt halten kann, sowie die Gewährung von freien Kuren im Krankenhaus und Sanatorium oder von Landaufenthalten. Um alle diese Aufgaben durchzuführen, errichtete Calmette mit Hilfe der Stadtverwaltung von Lille, die ihm dazu ein Grundstück zur Verfügung stellte und 30000 Franken Baugeld bewilligte, und unter Verwendung von Einnahmen, die ihm eine Kollekte eingebracht hatte, unmittelbar neben dem von ihm geleiteten Institut Pasteur ein kleines einstöckiges Haus von 10,5 Metern Länge und 8,5 Metern Breite, das ein Wartezimmer, zwei Empfangszimmer, ein Laboratorium, ein kleines Dunkelzimmer für laryngoskopische Untersuchungen, einen Raum für den Assistenten und die Apotheke sowie einen Desinfektionsraum enthält. Für den Betrieb stellte er zwei Ärzte sowie einen eigens hierfür vorgebildeten, mit den Verhältnissen der Arbeiterbevölkerung genau vertrauten Assistenten an, den ouvrier enquêteur, der die eigentliche Seele des Dispensaires und selbst aus dem Arbeiterstande hervorgegangen ist. Während die Ärzte in der täglichen Sprechstunde die sich vorstellenden Patienten auf das sorgfältigste zu untersuchen und bei Feststellung von Tuberkulose die weitere Behandlung zu übernehmen haben, muß der ouvrier enquêteur den Kranken in seiner Wohnstätte aufsuchen, Einblick in seine soziale und Vermögenslage nehmen, den sanitären Zustand seiner Wohnung prüfen, die Desinfektionen durchführen oder doch überwachen und die Verhaltungsmaßregeln geben, die der Kranke in seinem und seiner Angehörigen Interesse beobachten muß. Nach dem Bericht (enquête ouvrière) und den Vorschlägen des Ouvriers werden dann auch die oben erwähnten materiellen Unterstützungen, sei es direkt aus den Mitteln des Dispensaires, sei es unter dessen Vermittlung von den Arbeitgebern, dem städtischen Wohlfahrtsbureau oder von privaten Wohltätern gewährt.

Die Wirksamkeit des Liller Dispensaires ist, wie das bei einem so außerordentlich gemeinnützigen, mit dem Odium eines Armenunterstützungsorgans nicht behafteten Instituts nicht anders zu erwarten war, von vornherein hoch erfreulich

gewesen. Schon in den ersten beiden Jahren seines Bestehns meldeten sich 868 Personen zur ersten Untersuchung, von denen 519 tuberkulös befunden und in dauernde Fürsorge genommen wurden. Dabei war der Betrieb, obwohl man doch Ärzte besolden und Kurkosten übernehmen mußte, keineswegs teuer zu nennen. Die Ausgaben des mit 30000 Franken gebauten und fix und fertig eingerichteten Dispensaires setzten sich im ersten Jahre des vollen Betriebs (1902) so zusammen:

A. Betrieb:	Besoldung des Personals . .	5660,—	Franken
	Diverses	1175,95	„
	Drucksachen	1274,80	„
	Heizung und Beleuchtung . .	439,65	„
	Desinfektion und Wäsche . . .	1450,40	„
	Spucknäpfe, Antiseptika usw. .	716,—	„
B. Unterstützung:	Brot	1251,30	„
	Milch	3757,50	„
	Fleisch	4382,50	„
	Eier	2143,50	„
	Mahlzeiten in Volksküchen . .	1130,40	„
	Bettzeug	84,25	„
	Mietzins	287,50	„
	Kohlen	775,80	„
	Versendung in das Sanatorium Saint-Pol-sur-Mer	316,45	„
	zusammen	24846,70	Franken

Als die Calmetteschen Ideen und deren praktische Durchführung in Deutschland bekannt wurden, erkannte man rückhaltlos ihre große Bedeutung auch für unsre Verhältnisse und neben unsern hauptsächlich auf die Förderung des Heilstättenwesens gerichteten Bestrebungen an. Schon bei den ersten Erörterungen hierüber, zum Beispiel in der Berliner Versammlung von Heilstättenärzten vom 1. bis zum 3. November 1903 und in den Verhandlungen der achten Generalversammlung des deutschen Zentralkomitees zur Errichtung von Lungenheilstätten vom 20. Mai 1904, wurden aber gewichtige Stimmen laut, die vor kritikloser Nachahmung der Dispensaire-Einrichtungen in Deutschland warnten, indem sie darauf hinwiesen, daß bei uns für die Errichtung eines neuen auf Gewährung freier ärztlicher Behandlung gerichteten Instituts im Hinblick auf unser weitverzweigtes Krankenkassenwesen, die Heilfürsorge unsrer Landesversicherungsanstalten und das Bestehn von Polikliniken fast in allen größern Städten kein Bedürfnis vorliege, und auch andre den Dispensaires zugewiesne Fürsorgezweige in vielen Städten schon von städtischen Fürsorgestellen, gemeinnützigen Vereinen usw. in die Hand genommen worden seien. Tatsächlich hatten sich schon damals in einigen Orten (Halle a. S., Charlottenburg) meist im Anschluß an die Armenverwaltung oder doch unter der persönlichen Leitung des Magistratsdezernenten für das Armenwesen mit städtischer und Vereinsunterstützung „Fürsorgestellen für Lungenkranke“ unabhängig von den französisch-belgischen Dispensaires entwickelt, die aber durchweg nur einzelne der erwähnten Fürsorgezweige und diese aus Mangel an Mitteln auch nur unvollkommen pflegten und vor allem der Hauptstütze der Dispensaires, des ouvrier enquêteur entbehrten.

Außerdem wirkten auf diesem Gebiete viele gemeinnützige Vereine (Frauenvereine, Vereine vom roten Kreuz, Krankenpflegevereine, Vereine zur Bekämpfung der Lungenschwindsucht) meist ohne jeden Zusammenhang untereinander und ohne engere Fühlung mit der in der betreffenden Stadt etwa gegründeten Fürsorgestelle.

Die warnenden Stimmen sind nicht ungehört verhallt. Obwohl in den letzten Jahren die Dispensaire-Idee auch in Deutschland in einigen Städten auf fruchtbaren Boden gefallen ist, so hat man doch bisher nirgends die französisch-belgische Einrichtung vollständig übernommen, sondern sie regelmäßig den gegebnen Verhältnissen so gut wie möglich anzupassen gesucht.

Der Weg, der dabei eingeschlagen werden mußte, lag überall offen zutage. In jedem Orte, wo bisher eine Fürsorgestelle errichtet worden ist, galt es zunächst, die schon fließenden Quellen der Fürsorge und der Wohltätigkeit zu fassen und dem einen großen Zwecke dienstbar zu machen. „Der Hilfsbedürftige muß, so heißt es in dem ersten Jahresbericht der Bremer Fürsorgestelle, eine Stelle haben, auf der er sich Rat und Hilfe holen kann, und es ist die Aufgabe dieser Zentralstelle, nach Prüfung der Verhältnisse des Einzelfalles die Fürsorge in die richtigen Wege zu leiten. Ein enges Zusammenarbeiten ist daher im ersten Arbeitsjahre von der Fürsorgestelle vor allen Dingen angestrebt und erfreulicherweise auch erreicht worden.“ Zu einem gedeihlichen Wirken dieser Zentralstelle war es ferner notwendig, einen warmherzigen Leiter und eine zuverlässige, tüchtige Hilfskraft aus dem Volke für die Prüfung der Verhältnisse und die ständige Belehrung und Überwachung der Kranken und ihrer Familien als ouvrier enquêteur zu gewinnen; und endlich — the last not least — war die Fürsorgestelle, die selbst nichts einbringt, zu finanzieren und auch für die Dauer finanziell sicher zu stellen. Wie man, um alles dieses zu erreichen, vorgegangen ist, möge ein Beispiel, die Fürsorgestelle der Stadt Königsberg i. Pr., zeigen.

Nach längern Verhandlungen mit den beteiligten Krankenkassen ist dort die Errichtung einer Fürsorgestelle am 1. Januar 1905 zustande gekommen. Bis jetzt sind etwa 26000 Mitglieder, d. h. 80 Prozent aller Krankenkassenmitglieder, an die Fürsorgestelle angeschlossen; rechnet man dazu die Familienangehörigen, so werden etwa 120000 Personen von der neuen Fürsorge erfaßt. Sie ist zunächst so gedacht, daß in der Fürsorgestelle alle Meldungen von Erkrankungen der Atmungsorgane und Lungen gesammelt werden. Ein für diesen Zweck angestellter Beamter sichtet das Material, besorgt die Kontrolle der erwerbsunfähigen Kranken und wirkt zugleich als ihr hygienischer Berater. Die Aufsicht über diese Fürsorgestelle führt ein aus dem weitern Komitee gewählter Verwaltungsausschuß, sein Vorsitzender ist ein Arzt. Die Kosten für die Errichtung tragen die Krankenkassen, der Magistrat und die Landesversicherungsanstalt.

Der aus Vertretern der Stadt, der Landesversicherungsanstalt, der Kassen und der Ärzteschaft zusammengesetzte Ausschuß hat die gesamte Fürsorge samt der Unterbringung in Heilstätten, des Wohnungs- und den Berufswechsels zu besorgen. Weitere organisatorische Aufgaben sollen nach der Sammlung von Stoff in Angriff genommen werden. Der Fürsorgestelle stehn die drei Kranken-

kontrolleure, darunter ein weiblicher, der Gemeinsamen Ortskrankenkasse, eine nach dem Muster des ouvrier enquêteur ausgesuchte, aus dem Arbeiterstande stammende Persönlichkeit für die andern Kassen und mehrere im Ehrenamt tätige Damen (Waisenpflegerinnen) zur Verfügung. Die tägliche Sprechstunde wird von einem Arzte abgehalten, hat aber nur Fürsorgearbeit, keine Behandlung zur Aufgabe. Die Ärzteschaft hat den Kollegen die Unterstützung der Fürsorgestelle dringend empfohlen. An die Ärzte sind mit einem Rundschreiben Meldekarten gesandt worden. Auf die bei der Fürsorgestelle eingegangne Meldung hin sucht einer der Krankenkontrolleure, ein ouvrier enquêteur oder eine im Ehrenamt tätige Dame die sozialen Verhältnisse und die Anamnese zu ermitteln, holt das Sputum zur Untersuchung ab und erteilt hygienische Ratschläge. Der Befund samt der Sputumuntersuchung geht dem meldenden Arzt zur Kenntnis und zur Abgabe seiner Ansicht in bezug auf Krankheitsform wie in bezug auf weitere Maßnahmen zu mit der Bitte, im Interesse des Patienten den Bericht mit seinen Bemerkungen möglichst umgehend zurückzuschicken. Auch sonst sucht man Fühlung mit dem Vertrauensarzt des Patienten zu behalten.

Später soll über die Fürsorgestelle noch eine Zentralstelle gesetzt werden, die sich nicht nur der Kontrolle der Kranken usw. annimmt, sondern auch für deren Unterbringung in geeigneten Wohnungen, Überführung in andre Berufe, pekuniäre Unterstützung und dergleichen sorgt.

In ähnlicher Weise wie in Königsberg sind neuerdings auch in Berlin, Charlottenburg, Schöneberg, Halle a. S., Leipzig, Bremen Fürsorgestellen entstanden oder in der Entstehung begriffen.

In Bremen steht die in einem gemieteten Bureau untergebrachte Stelle unter der Leitung eines Ausschusses des Bremer „Vereins zur Bekämpfung der Lungentuberkulose." Die ärztlichen Geschäfte, die sich auch hier wie bei allen andern deutschen Fürsorgestellen auf Körper- und Sputumuntersuchung sowie auf hygienische Ratschläge beschränken, besorgt der ärztliche Leiter des Vereins, die Geschäfte des Ouvriers vorläufig eine Schwester vom Roten Kreuz. Seit dem Beginn ihrer Wirksamkeit (1. Mai 1904) ist etwa in hundertfünfzig Fällen die Hilfe der Fürsorgestelle nachgesucht und diese teils aus eignen Mitteln, teils aus solchen der Fonds der Armenpflege, der Gemeindepflege oder der Bremer Auskunftsstelle für Wohltätigkeit gewährt worden. Die eignen Leistungen der Stelle haben in den ersten acht Monaten ihres Bestehens mit der Vergütung für die Pflegeschwester einen Aufwand von 5500 Mark verlangt, der aus eignen durch einen Aufruf wesentlich verstärkten Mitteln des Vereins bestritten worden ist. Sie haben sich im einzelnen auf die Überweisung heilbarer Kranker in die Heilstätten, die Verbesserung der hygienischen Verhältnisse in der Häuslichkeit (durch Herbeiführung eines Wohnungswechsels, Zumietung von Zimmern, leihweise Gewährung von Betten, Waschtischen und ähnlichen Gebrauchsgegenständen), die Desinfektion von Wohnräumen, Betten, Kleidung und Wäsche, die Gewährung von Spucknäpfen und Wäschebeuteln an die Kranken unter entsprechender Belehrung über deren Gebrauch und die dabei in Betracht kommende Ansteckungsgefahr und endlich in vereinzelten Fällen auch auf Geldunterstützung zur Linderung einer durch Arbeitsmangel verursachten vorüber-

gehenden Notlage erstreckt. Neben dieser vor allem die Kranken selbst und ihre möglichste Isolierung betreffenden Fürsorge wurde auch für die der Ansteckungsgefahr ausgesetzten Angehörigen, insbesondre für die Kinder, in der Weise gesorgt, daß an Skrofulose erkrankte sowie nach Disposition und häuslichen Verhältnissen besonders gefährdete Kinder auf das Land und an die See, an offner Tuberkulose erkrankte Kinder in Salzuflen oder im Bremer Kinderkrankenhaus untergebracht und im übrigen nach Möglichkeit von andern Kindern zu isolieren versucht wurden. Man sieht, fast alle Zweige der Dispensaire-Wirksamkeit, mit Ausnahme der ärztlichen Behandlung, sind schon von der Bremer Fürsorgestelle aufgenommen worden, und das alles mit einem verhältnismäßig geringen Kostenaufwand.

Möchten diese Beispiele dazu dienen, auch in den vielen andern Städten unsers großen Vaterlandes, in denen bisher auf diesem Gebiete noch nichts geschehen oder doch eine planmäßige Zentralisation der verschiednen schon in der häuslichen Krankenfürsorge wirkenden, jedoch meist jeglicher Fühlung zueinander entbehrenden Vereine, Krankenkassen usw. noch nicht erfolgt ist, das Verständnis für die hervorragende Bedeutung der „Fürsorgestellen“ im Kampfe gegen die schlimmste und verheerendste aller Volkskrankheiten, die Tuberkulose, zu fördern und zur Gründung solcher Stellen anzuregen! J.

H. C. Andersen

Von Sophus Bauditz

Mein Leben ist ein schönes Märchen, so reich und glücklich — so beginnt H. C. Andersen seine berühmte Lebensschilderung, und ein bezeichnenderes Wort konnte er wohl kaum finden; denn wenn sich je ein Dichter auf fast märchenhafte Weise durchgekämpft hat von dem armen, zerzausten Vogel zu dem gefeierten singenden Schwan, vor dem sich alle beugten, so ist es wohl er.

Andre große Dichter, daheim und im Auslande, sind vor ihm in kleinen Verhältnissen geboren worden und haben Armut und Widerwärtigkeiten erduldet, aber keiner von ihnen hat seine Kindheit unter so verzweifelten Verhältnissen verlebt wie er, keiner hat sich mit einer Energie wie der seinen aus der Volkstiefe emporgearbeitet und ist so hoch gestiegen.

Ein armer Schuster, den seine elende Stellung quält, und der sich beständig wegsehnt, weg aus der Armut der Häuslichkeit und den häuslichen Banden, das ist der Vater.

Eine Frau, älter als der Mann und mit einer Vergangenheit, von der sich bedrückt zu fühlen sie freilich zu unentwickelt und zuletzt auch zu stumpf ist, ein armes Wurm, das den Versuchungen jeglicher Art unterliegt und weder dem Manne noch dem Kinde eine Stütze sein kann — das ist die Mutter.

Das Heim der Kindheit iſt ein kleines Zimmer, und der arme Schuſter hat eigenhändig ſein Brautbett aus dem hölzernen Gerüſt zimmern müſſen, das kurz zuvor einen gräflichen Sarg getragen hat — die ſchwarzen Tuchleiſten an der Bettſtelle ſind eine Erinnerung daran, und niemand fällt es ein, ſie zu entfernen.

Der Großvater väterlicherſeits, der einſtmals ein wohlhabender Mann geweſen iſt, iſt geiſtesſchwach; die Gaſſenbuben in Odenſe ſchreien hinter ihm drein, und der Enkel verkriecht ſich angſtzitternd vor ihm.

Das alles und noch vieles andre ſteht in dem „Märchen meines Lebens“ zu leſen, aber der Dichter ſpricht nur mit der kindlichſten Pietät von den Eltern. Die Mutter iſt es, die er uns ſpäter liebevoll und verſtändnisinnig als die alte Domenica im „Improviſator“ und dann ſchonend und faſt ehrerbietig als Waſchfrau in „Sie taugte nichts“ zeichnet; der Vater, der im Holberg und in „Tauſendundeine Nacht“ lieſt, und der für Napoleon ſchwärmt, wird zu einer ſtolzen, poetiſchen Geſtalt in „Nur ein Geiger.“ Und das Heim der Kindheit hört nie auf, dem Sohn ein Heim zu ſein. „In der Dachrinne, zwiſchen unſerm und des Nachbars Hauſe, ſtand ein Kaſten mit Erde, darin wuchſen Schnittlauch und Peterſilie, meiner Mutter ganzer Garten,“ ſchreibt er — in dem Sonnenſchein der Erinnerung blüht der Garten noch heute in der „Schneekönigin.“

Der Vater war allmählich im Laufe der Zeit in den Augen des Sohnes für ihn etwas ähnliches geworden, was Goethes Mutter dieſem war; hatte er auch nicht ſeine „Frohnatur“ von ihm, ſo betrachtete er doch ſeine „Luſt zu fabulieren“ als ein väterliches Erbe.

Und mit einem ſtrahlenden Glorienſchein ſtand die Mutter des Vaters vor ihm, die jeden Tag, wenn auch auf wenig Augenblicke, kommen mußte, um den Enkel mit ihren ſanften, blauen Augen anzuſehen, und die einſt die Frau des wohlhabenden Landmanns geweſen war, jetzt aber in großer Armut mit ihrem geiſteskranken Mann in dem kleinen Häuschen wohnte, das ſie für den letzten, beſcheidnen Reſt ihres Vermögens gekauft hatten, und die doch niemals weinte, niemals klagte, ſondern nur im ſtillen ſeufzte, wenn ſie von ihren Familientraditionen erzählte, von der Mutter ihrer Mutter, die „eine adliche Dame in einer großen deutſchen Stadt, in Kaſſel, geweſen war und dort einen Komödianten geheiratet hatte,“ mit dem ſie aus dem Lande entflohen war.

Die Kindheitseindrücke ſind ja immer die ſtärkſten und die dauerhafteſten, beſonders ſtark haben ſie H. C. Anderſen geprägt. Die Großmutter nahm ihn eines Tages mit ins Hoſpital, in den „Trallerkaſten,“ wo die Geiſteskranken im grünen Garten umhergingen, und wo er durch die Türſpalte in eine der Zellen lugte. Eine nackte Frau ſaß auf einem Bündel Stroh und ſang mit wunderſchöner Stimme; plötzlich ſtürzte ſie mit einem Schrei auf die Tür, auf den Jungen los, er ſchrie vor Entſetzen, und ſein ganzes Leben lang ſah er die nackte Frau, hörte ihren Geſang, gellte ihr Schrei ihm in den Ohren. Die Eltern waren in Geſellſchaft gebeten, das kam gewiß nur ſelten vor — in Geſellſchaft zum Pförtner des Zuchthauſes; der Sohn war mitgenommen worden, ein paar Gefangne warteten bei Tiſche auf, die andern hörte er ſingen, während

ſie auf dem Wollrad ſpannen, und da erfaßte ihn die Angſt wieder ſo, daß er nichts eſſen konnte, denn es war ihm, als ſei er über die Schwelle des Schloſſes aus den Räubergeſchichten getreten — des Odenſeer Zuchthauſes —, und den Eindruck hiervon vergaß er nie: das und die Angſt, ſeiner Halbſchweſter, der Erſtgebornen ſeiner Mutter zu begegnen, trägt den ganzen Roman O. T.

Seine „hiſtoriſche Zeit" war das farbenreiche, romantiſche Blatt aus dem Buche der Chronik, das „Als die Spanier hier waren" hieß. Seine Wiſſenſchaft davon ſchöpfte er wohl hauptſächlich aus den ſpätern Erzählungen der andern, aber ein paar Erinnerungen aus jener Zeit waren doch von ihm ſelbſt erlebt. Ein ſpaniſcher Soldat nahm ihn eines Tages auf den Arm und drückte ein ſilbernes Kruzifix, das er auf der entblößten Bruſt trug, an ſeine Lippen; einen andern Tag ſah er einen Spanier, der einen Franzoſen ermordet hatte, zur Richtſtatt führen, und in der Erinnerung hieran ſchrieb er viele Jahre ſpäter ſein kleines Gedicht „Der Soldat," das erſte, was von ihm ins Deutſche überſetzt worden iſt.

Aber er bewahrte auch freundlichere, lichtere Erinnerungen. Wenn die Handwerkerinnungen mit ihrem Schild umzogen, und wenn St. Knuds Markt war, dann hatte er ſeine großen Tage. Er war mit der Mutter draußen auf dem Felde, um Ähren zu ſammeln, „auf Boas reichem Acker," er erhielt ſeinen erſten Eindruck von der Herrlichkeit des Landes, wenn er zur Zeit der Hopfenernte Sagen und Märchen hörte, die er getreulich bewahrte, und in der Spinnſtube lauſchte er den Liedern der alten Frauen, kramte vor ihnen ſeine Weisheit aus und wurde als ungewöhnlich kluges Kind bewundert, das ſicher nicht lange leben konnte.

Er kam zu einer „Lernmutter" in die Schule, war in ſeiner freien Zeit faſt immer ſich ſelbſt überlaſſen, ſaß auf dem Hof bei deſſen einzigem Stachelbeerbuſch, „der ſo gut war wie viele," und nähte Puppen, Puppen aus Lumpen, für ſein kleines Theater. Und die Puppen wurden für ihn lebende Weſen, die ſich bewegten und redeten — er verſtand früh die Kunſt, dem Lebloſen Sprache zu verleihen. Das Theater war für ihn, wie für ſo manches Kind, der Inbegriff aller Herrlichkeit der Welt; nur ganz ſelten konnte er ſelbſt einmal dahin kommen, aber er bekam die Theaterzettel, und aus denen dichtete er ſich die Stücke zurecht und ſpielte ſie auf ſeiner eignen Bühne.

Einen kleinen Guckkaſten hatte er auch, deſſen Bilder alle aus einem alten Buch ausgeſchnitten waren; jedes Bild ſtellte ein gotiſches Gebäude dar, ein Kloſter oder eine Kirche, und davor ſtanden künſtlich ausgehauene Springbrunnen. Auf jedem Bilde las er den darunterſtehenden Namen, und der war auf ihnen allen Augsburg. Er bekam Reiſeſehnſucht, Augsburg wurde ihm das Symbol der großen, weiten Welt; er litt, wie der Vater, an Sehnſucht in die Ferne und bewegte ſich in ſeinen Träumen beſtändig in der romantiſchen, lockenden Stadt, aber wie ſtark auch ſeine Kinderphantaſie war, konnte er es doch eigentlich nie erreichen, das zu ſehen, „was hinter der Straßenecke war," das ſah er erſt viele Jahre ſpäter.

Der Vater, der ja immer für Napoleon und für Kriegstaten geſchwärmt hatte, ließ ſich anwerben, war eine Zeit lang weg, kam aber ohne Heldentaten

wieder heim, ja ohne auch nur in einer Schlacht gewesen zu sein. Er starb, und der Sohn war noch mehr sich selbst überlassen als bisher, während die Mutter ausgehn mußte, um für Geld zu waschen. Lang aufgeschossen war er, mit starkem, hellblondem Haar; er ging barhäuptig, gewöhnlich hatte er Holzschuhe an — auch sein Porträt haben wir in „Sie taugte nichts." Mit andern Kindern verstand er nicht zu spielen, er war nur glücklich, wenn er allein mit seinen Lumpenpuppen sitzen und sich durch sie in eine erträumte Welt hineinleben konnte.

Die Mutter heiratete wieder — sie bildete sich wohl selbst ein, daß sie es tat, um dem Jungen einen Vater zu geben —, und nun zogen sie in eine Straße vor das Mönchsmühlentor; hier bekamen sie einen richtigen Garten, der ganz bis an das Odenseer Wasser führte, dicht hinter der Mönchsmühle, wo sich drei große Räder unter dem stürzenden Wasser herumdrehten — das war eine Herrlichkeit! Da war Musik im Brausen des Mühlrades, und da war Musik in den Namen wie Mönchsmühle und Glockentiefe — die Odenseer Au hat ihre Poesie, aber die hat sie freilich erst durch das große Kind ihrer Stadt erhalten.

Der Knabe wurde konfirmiert, und nun sollte er etwas werden, sich zu etwas entschließen. Die Mutter wollte, daß er Schneider werden sollte, dazu mußte er sich eignen, denn er nähte ja früh und spät an seinen Puppen; man denke, wenn er es einmal so weit brächte wie Meister Stegmann, der vier Gesellen auf dem Tisch sitzen hat! Großmutter wollte höher hinaus, sie wollte ihn in eine Schreiberstube haben, aber was wollte er selbst?

Mit einer Sicherheit, die imponieren mußte, erklärte er, er wolle berühmt werden; „man macht erst schrecklich viel schlimmes durch, und dann wird man berühmt!" Mutter und Großmutter waren bedenklich, und man holte eine kluge Frau, die aus Karten und Kaffeesatz das Schicksal des Knaben weissagen sollte. „Ihr Sohn wird ein großer Mann, sagte die Sibylle zu der Mutter; ihm zu Ehren wird die Stadt Odense illuminiert werden!" Und die Antwort des Orakels war entscheidend, aber es war auch nicht allen klugen Frauen gegeben, so klar in die Zukunft zu sehen, wie es die Alte in Odense getan hat.

Das Theater, und zwar das königliche Theater in Kopenhagen, dessen Künstler und Künstlerinnen im vorhergehenden Jahre Gastvorstellungen in seiner Vaterstadt gegeben hatten, schwebte ihm als der Weg zur Berühmtheit vor, dahin wollte er. Die Mutter packte seine armseligen Kleider zu einem kleinen Bündel zusammen und gab ihm das Geleite zum Tore hinaus, wo der Postkutscher versprochen hatte, ihn als blinden Passagier mitzunehmen; hier stand die alte Großmutter, schlang die Arme um seinen Hals und weinte, ohne ein Wort hervorbringen zu können — es war das letztemal, daß er sie sah. Der Postillon bläst, es ist ein schöner, sonniger Nachmittag, und mit dreizehn Reichstalern in der Tasche fährt er nach Kopenhagen, dem Ruhm entgegen.

Es gibt andre Dichter, die vor ihm die Brücke hinter sich abgebrochen haben und mit jugendlichem Glauben an das Glück in die weite Welt hinausgezogen sind. Das hat Holberg getan, und das tat Ewald. Aber Holberg hatte nicht nur sechzig Reichstaler in der Tasche, er hatte sein Staatsexamen

als Rückhalt, konnte Pfarrer und Biſchof werden, wenn es ſein ſollte; und Ewald hatte doch ſein Abiturium und ſeine Familie. Anderſen aber hatte nichts, abſolut nichts als Rückhalt, er mußte vorwärts. Und es war wohl auch der Gedanke hieran — vielleicht in Verbindung mit dem leichtern fünniſchen Temperament —, der ihm nicht nur die ungeheure Kühnheit, ſondern auch die erſtaunliche Energie verlieh. Er hatte ja nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen.

Und ſo kam er denn nach Kopenhagen, wo das Glück und der Ruhm harrten, und wo das königliche Theater ſeine grauen Mauern erhob. Er ſah den Muſentempel von außen, ſah ihn mit heiliger Ehrfurcht und ging am Tage nach ſeiner Ankunft zu der berühmten Tänzerin Madame Schall, der er eine Szene aus „Cendrillon“ vorſpielte, Solotanz wie Geſang, wozu er ſeinen Hut als Tamburin benutzte! Sie aber glaubte, was man ihr eigentlich nicht verdenken konnte, daß der Junge verrückt ſei, und ſuchte ihn ſo ſchnell wie möglich zur Tür hinaus zu expedieren. Da mußte er denn alſo weiter, ging zu dem Theaterintendanten, dem Kammerherrn Holſtein, ſelber und bat ihn um Anſtellung; aber der Kammerherr fand ihn „zu mager fürs Theater.“ Das nahm ihm jedoch keineswegs den Mut, im Gegenteil, reſolut antwortete er: „Ach, wenn ich nur mit hundert Reichstaler Gage angeſtellt werde, will ich ſchon fett werden!“ Damit war die Audienz bei dem Theaterintendanten zu Ende.

Ungefähr ein halbes Jahrhundert früher war Johannes Ewald in einer ganz ähnlichen Lage geweſen. Er war von zuhauſe weggelaufen und ſtand in Hamburg vor dem preußiſchen Miniſterreſidenten, den er bat, Soldat werden zu dürfen. Der Miniſter wandte ein, daß Ewald — faſt noch ein Kind und fein von Gliedern wie eine Jungfer — zu klein ſei, Krieger zu werden; Ewald aber entgegnete unverzagt: „Ich kann wachſen, und ſolange bin ich weniger Gefahren ausgeſetzt als der größte Grenadier: die Kugeln, die ihn treffen, werden über meinen Kopf weggehn.“ — Die Szenerie iſt verſchieden, aber die Antworten, die die beiden angehenden Dichter den mächtigen Männern geben, ſind in ihrer ganzen Miſchung von Galgenhumor und jugendlicher Unverzagtheit eine wie die andre.

Das Theater war ihm alſo vorläufig verſchloſſen, das fühlte er; konnte er aber nicht auf dem zuerſt eingeſchlagnen Wege in den Tempel des Glücks hineingelangen, ſo mußte er es auf einem andern verſuchen.

In den Zeitungen hatte er von einem Italiener geleſen — Siboni hieß er —, der der Direktor des königlichen Muſikkonſervatoriums war; daheim, in Odenſe, hatten ja alle Menſchen ſeine Stimme gelobt, vielleicht nahm ſich Siboni ſeiner an. Siboni hatte Mittagsgeſellſchaft, aber der arme, ſonderbare Knabe erzählte der Haushälterin ſo umſtändlich und eindringlich von ſeiner Vergangenheit und ſeinen Zukunftshoffnungen, daß ſie ihn trotzdem einließ. Vor der ganzen Geſellſchaft — Weyſe und Baggeſen waren unter den Gäſten — ſang und deklamierte er ohne Lampenfieber, aber ganz hingeriſſen von ſich ſelbſt und von der Situation, und Baggeſen prophezeite laut und deutlich, daß aus dem Knaben etwas werden würde. Es war dies das zweitemal, daß Baggeſen einem jungen Dichter prophezeite: das erſtemal war es Johann Ludwig Heiberg

draußen auf Sophienholm — und beidemal gingen ſeine Prophezeiungen in Erfüllung.

Weyſe nahm ſich des Knaben an — er wußte ſelber, was es heißt, arm in einer fremden Stadt zu ſein —, und Siboni ſang mit ihm; er fand ein Logis in der Holmensgade und geriet ſo recht mitten in die Myſterien Kopenhagens hinein, ohne ſie zu verſtehn — er war entzückt!

Dann verlor er die Stimme, aber nicht die Energie: „Man macht erſt ſchrecklich viel ſchlimmes durch, und dann wird man berühmt“ — das waren ja ſeine Worte zu ſeiner Mutter, und daran dachte er. Konnte er nicht Sänger werden, ſo konnte er doch vielleicht Schauſpieler werden; es gelang ihm, Lindgreen zu bewegen, daß er ihn unterrichtete, und im übrigen lebte er von dem, was gute Menſchen für ihn ſammelten, hungerte und fror, ſtrebte aber energiſch weiter. Sollte es auch mit dem Schauſpielerwerden fehlſchlagen, ſo konnte er ja vielleicht Tänzer werden, und nun erteilte ihm Solotänzer Dahlén Unterricht in ſeiner Tanzſchule; weiter als bis zum Figuranten wird er es freilich wohl kaum bringen, meinte Dahlén, aber Figurant iſt ja auch ſchon etwas, und durch die Tanzſchule gewann er doch Zutritt zu den Pforten des Heiligtums, zum Theater, wo er den Proben beiwohnte und auf dem Theaterzettel zu dem Ballett „Armida“ zuſammen mit Johanne Luiſe Tätges*) ſtand — es war das erſtemal, daß die beiden Namen überhaupt gedruckt wurden.

Abermals ging er zum Geſang über, kam in die Singſchule des Theaters und ſang in den Chören mit; im Laufe von vierzehn Tagen ſchrieb er eine Tragödie, die abzulehnen man ſechs Wochen brauchte, und wurde dann mit dem Schluß der Saiſon 1822 aus der Chor- und Tanzſchule entlaſſen.

Er war „in die offne See hinausgeſtoßen, ohne Hilfe und Anhalt,“ aber dieſes Bewußtſein wirkte bei ihm nur dahin, daß er fühlte, „er müſſe ein Stück für das Theater ſchreiben,“ und „es müſſe angenommen werden.“ Und ſo ſchrieb er denn eine neue Tragödie. Die Tragödie wurde — ſelbſtverſtändlich — abgelehnt, aber Collin befürwortete nun die Sache des Autors bei Friedrich dem Sechſten, und es wurde ihm eine Unterſtützung zur Abſolvierung eines Gymnaſiums bewilligt.

Seine erſte Drangſalszeit war vorüber, aber die hatte auch lange gewährt. Man ſtaunt immer, daß Holberg wirklich anderthalb Jahre auf ſeiner erſten mißglückten Reiſe aushielt, die ihm ſicher viele Demütigungen gebracht hat, weit mehr als die, von denen man weiß, aber die drei langen Jahre, in denen ſich Anderſen in Kopenhagen ohne alle Mittel durchkämpfte, waren doch eine doppelt ſo lange Zeit.

Eines ſchönen Nachmittags reiſte er dann mit der Poſt nach Slagelſe, wo auch Baggeſen, Ingemann, Bredahl und C. N. Roſenkilde die Schule beſucht haben. Er hatte das erſte Ziel erreicht, und er hatte es durch ſeine eigne nie verſagende Energie erreicht. Er hatte ſchon „ſchrecklich viel ſchlimmes“ durchgemacht, was man ja mußte, aber er hatte noch mehr zu erwarten, und mit der Berühmtheit hatte es noch weite Wege.

*) Der ſpätern berühmten Schauſpielerin Frau Heiberg.

Ein fröhliches Schulleben, ſo wie es Ingemann und Roſenkilde vergönnt geweſen war, ein Schulleben, aus dem er ſpäter tauſenderlei erfreuliche Erinnerungen ſchöpfen konnte, ſollte ihm nicht beſchieden ſein, weder in Slagelſe noch ſpäter in Helſingör. Er wurde freilich nicht vor das Schulgericht gefordert, ſo wie Baggeſen, aber er litt darunter, daß er der ausgewachſne fremde Vogel unter den Kameraden war, und litt unter jedem Vorwurf, jedem ſpöttiſchen Wort, das er von dem freilich wohlmeinenden aber ein wenig rückſichtsloſen Rektor hören mußte. Er hatte keine Vorkenntniſſe, nichts, worauf er fußen konnte; was die andern Schüler von Hauſe her und durch den vorbereitenden Unterricht wußten, das mußte er ſich von Grund auf aneignen. Dieſe Schuljahre waren Arbeitsjahre, ſtrenge Arbeitsjahre; er litt keinen Hunger mehr, aber für ſeine Energie hatte er beſtändig hinreichend Verwendung, nur unter andern Formen als bisher.

Lichtpunkte in ſeinem Schulleben in Slagelſe waren die Sonntagswanderungen zu Ingemann nach Sorö, und ein Lichtpunkt, den er nie vergaß, war eine Ferienreiſe nach Odenſe, das er nicht geſehen hatte, ſeit er an jenem Sonntag als blinder Paſſagier nach Kopenhagen gefahren war. Großvater war tot, und Großmutter auch, aber die Mutter lebte, und ſie und der Sohn waren gleich ſtolz, wenn die Leute in den kleinen Gaſſen die Fenſter öffneten, um Schuſters Marie ihren Hans Chriſtian zu ſehen, der jetzt für des Königs Geld ſtudierte. Er kam zu allen Honoratioren der Stadt und wurde überall mit Freundlichkeit aufgenommen, und eines Nachmittags „fuhr er im Boot mit Guldbergs und des Biſchofs Familien auf dem Waſſer zwiſchen den Gärten“ — die Mutter weinte, weil er „geehrt wurde wie ein Grafenkind,“ ſie ſelber duckte ſich demütig aber glückſelig, und zum erſtenmal jubelte es unbewußt in ihm: „Von ſo viel Glück ließ ich mir nicht träumen, als ich noch das häßliche junge Entlein war!“ Seitdem hatte er das unzähligemal wiederholt; man hatte ihm, dem gefeierten Gaſt, in zahlreichen Fürſtenhäuſern gehuldigt, zu denen ſich die Türen, wie in den Märchen, ihm immer von ſelber auftaten, er hat ſich aber wohl kaum jemals ſtolzer und glücklicher gefühlt als während jener Fahrt auf der Odenſer Au „mit Guldbergs und des Biſchofs Familien.“

Der Lichtpunkte im Schulleben waren freilich wenig, trübes Wetter war das Alltägliche. „Fleißig ſein!“ hieß es beſtändig für ihn zur Zeit und zur Unzeit; „vergiß nie, daß du des Königs Geld verzehrſt, und ſchreibe um Himmels willen keine Verſe!“ Keine Verſe ſchreiben, wenn ſie in ihm kribbeln und krabbeln, um Form zu gewinnen, und wenn die Verſe, das hatte er jetzt eingeſehen, der Weg zur Berühmtheit waren! Das war unmöglich, und das Unmögliche konnte niemand von ihm verlangen; er ſchrieb denn auch Verſe, gute und ſchlechte bunt durcheinander, aber Student wurde er trotzdem, Student in dem berühmten Anno 28, wo unter den Abiturienten des Jahres zwölf große und zwölf kleine Poeten waren — Schuſters Marie ihr Hans Chriſtian ſollte aber doch der berühmteſte unter ihnen werden.

Was bedeutete es nicht für ihn, Student zu ſein, die Feſſeln abzuwerfen und mit den Flügeln zu ſchlagen! Man empfindet einen Widerhall an dem Jubel des Fuchsjahres, wenn er noch nach Jahren ſchreibt: „Nicht das Glück

der Liebe, nicht die Begeiſterung für Kunſt und Wiſſenſchaft elektriſieren alle Nerven ſo wie das Bewußtſein: Jetzt bin ich Student!"

Während der Schulzeit hatte er ernſtlich nur für das eine arbeiten können: das Examen zu beſtehn; jetzt aber konnte er wieder für ſeinen Ruhm arbeiten, und der Weg zum Ruhm war, Dichter zu werden, Dichter und nichts weiter. Er war ſich völlig klar über ſein Ziel, und er hatte einen nie verſagenden Glauben an ſeinen göttlichen Beruf, deshalb mußte geſchrieben werden, geſchrieben werden mit vollem Dampf; er will „bis Oſtern Dichter werden," hat alſo große Eile. Aber ſo ſicher wie er wegen ſeines Berufs war und ſeines ſchließlichen Durchdringens, ebenſo unſicher war er ſich über ſein Genre. Und dann begann er mit der Parodie. Er ſchreibt ſeine „Fußreiſe," „Die Liebe auf dem Nikolaiturm" wurde im königlichen Theater aufgeführt, und daneben war er Lyriker à la Heine. Er parodierte, was ihm eigentlich heilig war, er verſpottete ſeine eignen Gefühle — alles war ihm gleichgiltig, wenn er nur bemerkt wurde und einen Namen gewinnen konnte.

Er machte ſeine erſte kleine Reiſe ins Ausland, jubelte über alles, was er ſah, über die Gebirge Norddeutſchlands und die alten Städte mit den gotiſchen Kirchtürmen und den Springbrunnen auf dem Marktplatz — jetzt konnte er ja anfangen, hinter die Straßenecke zu ſehen, um die er in dem Guckkaſten ſeiner Kindheit nicht herumkommen konnte. Und ſchon jetzt bewegte er ſich überall, wohin er kam, natürlich und ohne Scheu unter den Großen des Geiſtes; er fühlte, daß er zu ihnen gehörte, und mit einem ganz minimalen Wortſchatz wußte er ſich in den fremden Sprachen verſtändlich zu machen.

Damals, als Öhlenſchläger als ganz junger und unbekannter Menſch eine Unterhaltung darüber anhörte, wie tief die däniſche Dichtkunſt geſunken ſei, und plötzlich auf den Tiſch ſchlug und ſagte: „Ja, ſie iſt geſunken, aber ſie ſoll ſich, hol mich der Teufel, wieder erheben!" da nahm er einen Vorſchuß auf ſeine künftige Größe. Und Anderſen tat jetzt eigentlich etwas ähnliches. Wohl hatte er ſchon etwas vor ſich gebracht und unzweifelhaftes Talent gezeigt, aber es war doch, als ob ſein unerſchütterlicher Glaube an ſich ſelbſt ihm früh den Mut verleihe, etwas von dem Kapital der Berühmtheit aufzunehmen, die er noch nicht erworben hatte, und die Fähigkeit, ſich ſelbſt einzuführen, die in Wirklichkeit auf dem Gefühl des eignen Wertes beruht, und die er ſchon Sibonis Haushälterin gegenüber an den Tag gelegt hatte, die begleitete ihn auf ſeine erſte Reiſe ins Ausland wie auch ſpäter ſein ganzes Leben lang. Nicht ſo zu verſtehn, als ob er der Bittſteller geweſen wäre, der ſich auf den Hintertreppen den Großen zu nähern geſucht hätte, im Gegenteil, er ging immer gerade darauf los, zur Haupttür hinein, und die Schildwache präſentierte das Gewehr — machte Honneur vor dem Genie!

Nach der Heimkehr veröffentlichte er ſeine „Schattenbilder," ſchrieb Operntexte, teils um zu ſchreiben, teils um zu leben, und trat dann ſeine zweite größere Reiſe ins Ausland an.

Die Frucht dieſer Reiſe war der „Improviſator," dieſes in ſo vieler Beziehung wunderbare Buch, das wie aus einem Guſſe erſcheint, und das ebenſo-

ſehr durch die Charakteriſtik imponiert, die es von dem Dichter ſelbſt gibt, wie durch das Bild, das es von Italien entrollt. Wohl möglich, daß ſich Italien in Wirklichkeit nicht ganz ſo ausgenommen hat, wie es im „Improviſator“ geſchildert wird, aber was hat das zu ſagen: Dichtung und Kunſt geben ja doch der Gegenwart und der Nachwelt die Auffaſſung, die zur bleibenden wird. Die Geſchichte mag noch ſo lange nachweiſen, daß wir ſo wenig von Dagmars Frömmigkeit wiſſen wie von Bengjärds Bosheit; das Volkslied, die Dichtung, hat beide feſtgeſtellt, und das Volkslied hat eine größere Macht über die Gemüter als die Chronik, denn die kann nur berichten, die Poeſie und die Kunſt aber können Bilder geben, Erſcheinungen heraufbeſchwören, und das iſt größer. Was macht es da, ob uns die Geſchichte ſagt, daß das päpſtliche Rom damals ein Schmutzneſt war, wo die Freiheit erſtickt wurde, und wo das Elend blühte, für uns Dänen iſt und bleibt doch das päpſtliche Rom in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Rom, das im „Improviſator,“ in Ludwig Bödtchers Gedichten und in Möſtrands und Küchlers Bildern lebt. Von dem „Improviſator“ haben wir Dänen ſozuſagen unſre ganze „italieniſche Bildung“ erhalten, und aus ihm hat Bournonville nicht nur die Idee zu dem zweiten Akte ſeines Balletts „Napoli“ ſondern auch die Motive zu allen ſeinen italieniſchen Balletten geſchöpft. So ſcheint es denn auch, als hätten der blaue Himmel und die warme Luft des Südens das Blut des Dichters ſchneller und feuriger rollen gemacht als bisher; hier iſt Glut und Leidenſchaft, hier iſt heißes Liebesleben. Der Improviſator iſt er ſelber ganz und gar. Wenn Antonio als armer Knabe im Palaſte der Borgheſen improviſiert, ſo hat den Dichter ſein eignes erſtes Auftreten vor Weyſe und Baggeſen hierzu inſpiriert, und die Jeſuitenſchule iſt Slagelſe und Helſingör; Domenica iſt die Mutter, der pedantiſche Habbas Dahdad iſt eine Miſchung von dem Rektor Meisling und dem Kritiker Molbeck, und Franceſca und Fabiano, die es ſo gut mit ihm meinen, es aber immer für ihre Pflicht halten, ihn niederzudrücken und ſeine Begeiſterung und ſein Selbſtgefühl zu dämpfen, das ſind alle die vielen daheim, die ſo wie die Katze und das Huhn das häßliche junge Entlein hören laſſen, was man an ihm getan hat, und was man von ſeiner Dankbarkeit erwartet. So ungerecht wie möglich machte man ſeinerzeit Anderſen den Vorwurf, daß er im „Improviſator“ wie auch in ſeinen andern Romanen ſich ſelbſt, ſeine Kindheitseindrücke und ſeine Umgebungen geſchildert habe. Als ob nicht jeder Dichter ſich ſelbſt ſchilderte und ſchildern müßte und ſeine eignen Erlebniſſe und Beobachtungen umzuformen gezwungen wäre. Das Eigentümliche bei Anderſen iſt nur, daß der Dichter ſo viel erlebt und deshalb ſo viel zu erzählen hatte.

Der „Improviſator“ erregte Aufſehen daheim und im Auslande, der Dichter fand Anerkennung, man fing an, ihn in den verſchiednen Kreiſen förmlich zu feiern, und das ſpornte ihn zu neuer, beinahe forcierter Wirkſamkeit an. Schnell, vielleicht zu ſchnell aufeinander folgten O. T., „Nur ein Geiger,“ „Die beiden Baroneſſen.“ Keins davon ſteht auf derſelben Höhe wie der „Improviſator“; wenn man aber zuweilen faſt zu vergeſſen ſcheint oder vergeſſen will, daß Anderſen noch andres geſchrieben hat als die Märchen, ſo iſt dies wieder eine Ungerechtigkeit; ſeine Romane nehmen nicht nur ihren beſtimmten und be-

deutungsvollen Platz in seiner Entwicklung als Dichter ein, sie haben auch ihren großen, selbständigen Wert in der nationalen dänischen Erzählung.

Die Fehler in ihnen sind leicht zu erkennen: vor allem hat der Verfasser immer zu viel mitnehmen wollen. Wenn er daran denkt, wieviel es ihn gekostet hat, sich die Schulweisheit anzueignen, daß er sie jetzt aber doch hat, so muß das gezeigt, durch Latein und Gelehrsamkeit Schwarz auf Weiß gezeigt werden. Er ist verhältnismäßig belesen in der fremden schönen Literatur — er war sein Leben lang ein „schneller" Leser —, und das muß durch Zitate dokumentiert werden. Er besucht seine Gesellschaften und verkehrt ringsum auf den adlichen Gütern — es erscheint ihm noch immer wie ein Märchen, wie das wunderbarste von allen, daß er das wirklich ist! —, und da muß er natürlich durch seine Bücher der Welt zeigen, daß Schusters Marie ihr Hans Christian jetzt bei den Großen ein und aus geht und das Leben in den höhern Sphären kennt. Er hat sich ringsum in seinem Vaterlande umgesehen, ist in Jütland und auf den Halligen gewesen — die Eindrücke müssen mitgenommen werden. Alles, was ihn selber im Augenblick amüsiert oder interessiert hat, und ihn interessiert alles, weil ihm alles neu ist, muß mitgenommen werden. Die Einheit leidet natürlich hierunter, man merkt, daß er selbst dem Schlusse zueilt, und der Roman wird weniger eine abgeschlossene Komposition als ein buntes Bilderbuch, etwas ähnliches wie der Wandschirm, den er sich in alten Zeiten selbst gemacht hatte, und zu dem die Bilder überall ausgeschnitten und scheinbar planlos zusammengekleistert, aber doch von genialer Hand geordnet waren.

Die Mängel waren leicht zu sehen, aber man sollte freilich meinen, daß die Vorzüge noch mehr in die Augen gesprungen sein müßten. Da ist in allen Romanen ein Reichtum an Motiven, die Dutzende von modernen Schriftstellern versorgen könnten, da ist Frische und Originalität, da ist Gefühl und Laune, da sind Figuren und Szenerie. Und dann die Naturschilderungen und die Bilder!

(Schluß folgt)

Aquila

Von Alexander Rumpelt

Concordia parvae res crescunt,
Discordia maximae dilabuntur.
Sallustius Crispus

Wenn ein Fürst eine bedeutende Anzahl seiner Untertanen, die Ritter von beinahe hundert Burgen und die Bauern von ebensoviel Dörfern und Weilern plötzlich zwingt, eine Stadt zu gründen und sich als deren Bürger hinter festen Mauern anzusiedeln, so will uns dies als ein Ding der Unmöglichkeit erscheinen, sogar im Mittelalter. Und doch ist dieses Wagnis geglückt, wenn auch nicht beim ersten, so doch beim zweiten Versuch, und zwar mit Aquila, der Hauptstadt der Abruzzen.

Die stolze Stadt mit dem stolzen Namen ragt zwischen der Felsenmauer des Gran Sasso und den Kalkschroffen des Monte Sirrente auf der höchsten Erhebung der weiten Ebne, die der muntere Aterno zwischen Wiesen und Pappelwäldchen durchfließt.

Schon Friedrich der Zweite plante die Gründung einer Stadt in dem nördlichen Grenzland gegen Rom, das dieses Gebiet, die Gegend von Amiternum und Forcona, auf Grund einer Schenkung Otto des Ersten vom Jahre 962 beanspruchte. Es galt, dieses immer offne Einfallstor der päpstlichen Heere zu verschließen und zugleich die Unbotmäßigkeit der hier ansässigen Vasallen, die sich nur zu gern mit der Kurie gegen ihren Lehnsherrn verschworen, zu brechen. Ein dritter Grund war der finanzielle Vorteil, daß eine gewerbtreibende Stadt dem Fiskus bei weitem sicherere und größere Einnahmen versprach als hundert Barone auf einzelnen Kastellen mit ihren Hörigen. Daß die Bauern durch die Willkür der Ritter schwer zu leiden hatten, kam dem Kaiser bei seinem Plan entgegen. Um dieser Bedrückung zu entgehn, war ein großer Teil mit Freuden bereit, auf des Kaisers Befehl sämtliche Kastelle im weiten Umkreis, angeblich neunundneunzig, zu brechen, seine bäuerliche Existenz aufzugeben und bei einem bürgerlichen Gewerbe Schutz hinter den Mauern der neuen Stadt zu suchen.

Erst König Konrad der Vierte führte seines Vaters Plan aus. Aber schon sein Bastardbruder, König Manfred, sah sich genötigt, die noch unfertige Stadt wegen ihrer Unbotmäßigkeit wieder zu zerstören. Sechs Jahre lag sie in Trümmern. Dann baute sie der neue Herr, Karl, der erste Anjou, auf, und wenn auch die fünfzehntausend Hofstellen, die man ausmaß, nicht alle mit Häusern besetzt wurden, so wuchs und gedieh Aquila doch. Im Jahre 1375 zählte man in 3000 Haushaltungen 14000 Seelen, die unter König Ladislaus (um 1400) auf 3860 Haushaltungen mit 20000 Seelen stiegen. Es war also für mittelalterliche Verhältnisse eine große Stadt, jahrhundertelang im Königreich Neapel die zweite. Auch erfreute sie sich, bis sie 1529 der spanischen Weltmacht unterlag, einer fast schrankenlosen Freiheit, hatte z. B. eignes Münzrecht und eine selbständige innere Verwaltung, sodaß man, wenn sie auch viertausend Goldgulden Tribut an die Krone zahlen und königliche Kapitäne als oberste Aufsichtsbeamte beherbergen mußte, doch von einer Republik Aquila reden kann.

In Rom war es der Ausfluß einer immer aufs neue geübten Politik des Senats, daß es die umliegenden Städte Albalonga, Veji, Fidenä u. a. zerstörte und deren Bewohner nach Rom verpflanzte. Das war ein Hauptgrund seines Wachstums und seiner Größe. Aber was dort Jahrhunderte in Anspruch nahm, vollzog sich hier durch das Machtgebot eines Einzelnen mit einem Schlage — ein in der ganzen Geschichte kaum wieder erlebtes Beispiel.

Eine solche Stadt muß sich in ihrem Charakter von andern Städten unterscheiden, und deshalb war ich, durch die treffliche Monographie Gotheins*) einigermaßen mit ihrer Vergangenheit vertraut, begierig zu sehen, wie sich die Schicksale dieser merkwürdigen Stadt noch heute in ihrer Bauart, in ihren Monumenten spiegeln. In einem vierspännigen Riesenomnibus gings dank dem kräftigen

*) Eberhard Gothein, Die Kulturentwicklung Süditaliens. Breslau, 1886. S. 162—242.

Peitschen des Kutschers schnell vom Bahnhof im Flußtal hinauf, erst durch freundliche Anlagen an einer großen Artilleriekaserne und schönen Villen vorbei, dann durch die engen, rechtwinkligen Gassen der innern Stadt. Mein erster Weg, um einigermaßen chronologisch zu verfahren, galt der ältesten Kirche Aquilas: S. Maria di Collemaggio. Durch den neuen öffentlichen Garten, den eine Reihe ziemlich lüsterner weiblicher Statuen aus rotgemaltem Ton nicht gerade verschönern, gelangte ich auf einen freien Platz, wo etliche Dutzend bresthafter alter Männlein, Lahme, Blinde und Blödsinnige, umherwandelten und ihr müdes Gebein sonnten, alle in blauem Drillichzeug — die Insassen des nahen Provinzialhospizes. Dieser häßliche Eindruck verschwand bald bei dem Anblick der Marmorfassade der Kirche, der ich mich näherte.

Wie ein großer, steinerner Teppich steht sie da, der gelbliche Grund über und über mit roten Kreuzen gemustert. Auf diese Unterlage sind ein großes Mittel- und zwei kleine Seitenportale hineinkomponiert und ihnen entsprechend ein großes und zwei kleine Rundfenster. Alles in den edelsten Verhältnissen. Nur die kräftigen romanischen Rundbogen deuten auf die älteste Gründungszeit (1287 n. Chr.), im übrigen sind sie mit ihren zweireihigen Sakramentshäuschen — die Statuetten darin sind leider bis auf sechs verschwunden — reizende Gebilde der Frühgotik (vierzehntes Jahrhundert), ebenso wie die in strengem Stil gehaltnen Rosetten. Man wird gar nicht müde, diese feine Kleinarbeit im einzelnen zu bewundern, dann wieder etwa dreißig Schritt zurückzugehn und den mächtigen Gesamteindruck auf sich wirken zu lassen.

Hier also wurde am 29. August 1294 der Einsiedler Pietro da Morrone als Cölestin der Fünfte zum Papst gekrönt und bald darauf — beigesetzt. Eine traurige Geschichte, aber lehrreich, die des heiligen Cölestin. Er hatte sein Leben auf beinahe achtzig Jahre gebracht und gedachte es wohl so sanft und friedlich zu beschließen, wie er die letzten vierzig Jahre gelebt hatte, nämlich als Einsiedler inmitten seiner Mönche, denen er eine neue Regel gegeben hatte. Aber die Zeiten waren schlimm für die Kirche. Statt eines ränkesüchtigen Politikers suchte man nach einem heiligen, würdigen Manne für den Stuhl Petri und glaubte ihn in Pietro da Morrone gefunden zu haben. Der König Karl von Neapel selbst und ein königlicher Prinz holten ihn aus seiner Felsengrotte hoch über dem herrlichen Tal von Sulmona, setzten ihn auf einen Esel, dessen Zügel sie, zu beiden Seiten zu Fuß einherschreitend, eigenhändig führten, und so hielt, wie einst Christus am Palmsonntag in Jerusalem, der alte fromme Herr seinen Einzug in Aquila, gefolgt von Fürsten, Erzbischöfen, Baronen und einer unzähligen Menge Volks. Nach der Krönung in Collemaggio begab sich Cölestin nach Rom. Aber ach, wenig Monate genügten, seine gänzliche Unfähigkeit für seine neue Würde zu erweisen. Er unterlag dem Gegenpapst Bonifacius dem Achten, der ihn gefangen setzte. Und im Gefängnis ist er bald darauf gestorben.

Wäre er lieber in seiner schönen Einsamkeit geblieben und hätte sich den Frieden des Herzens bewahrt! Von diesem Frieden der Einsamkeit und Weltentsagung zeugen eine Reihe trefflicher Fresken im Innern der Kirche. Sie rühren von einem Cölestinermönch her, Andreas Reuther aus Danzig, der sich in mannigfachen Tierstücken als begabter Schüler Rubens und Snyders erweist.

Alle möglichen Tiere treten da auf: Löwen, die den Heiligen gegen einen Überfall wilder Sarazenen schützen, Ochsen, denen er mit seinem kindlichen Gemüt predigt, ein Reh, das er vor dem verfolgenden Jäger rettet, außerdem Bären, Wölfe, Hirsche, Lämmer und — eine Erinnerung an seine nordische Heimat — sogar ein Elch. Doch sind es nicht naturalistische Tierstücke allein. Die Gestalt seines Ordensstifters hat unser hierher verschlagner Landsmann in den verschiednen Lagen mit großem Geschick erfaßt und wiedergegeben. Deutsche Kraft der Pinselführung und deutscher Humor leuchten uns überall sowohl aus den idyllischen wie den dramatischen Szenen entgegen.

Die zweite Hauptkirche Aquilas ist dem heiligen Bernhardin geweiht, den die Stadt als ihren zweiten großen Heiligen für sich in Anspruch nimmt. Er war der letzte Reformator des Mönchswesens im Mittelalter. Seine Kirche aber ist schon ein redendes Zeichen der neuen Zeit. Sowohl die Fassade von Cola d'Amatrice als auch das Mausoleum des Heiligen von Silvestro d'Arsicola sind herrliche Zeugnisse der Renaissance. Viermal je zwei Säulen der drei griechischen Ordnungen gliedern die drei Stockwerke der beinahe quadratischen Fassade. Die Verhältnisse erscheinen mir, wenn auch vom Üblichen abweichend, so doch der ganzen Anlage entsprechend (einige Kunstgelehrte tadeln die quadratische Form), hingegen dünkt mich, durch die Vermauerung der Fensterrosen und dadurch, daß die Nischen zwischen den Zwillingssäulen leer sind, das Dekorative auf Kosten des Architektonischen allzusehr vernachlässigt. Etwas nacktes, unfertiges erhalten dadurch zum mindesten die beiden obern Stockwerke, während im Erdgeschoß diesen Mangel das zierliche Hauptportal und das reiche Kranzgesims im besten römischen Kaiserstil ausgleichen. Das Mausoleum im Innern ist ein hoher Marmorbau, worin die Frührenaissance mit dem ganzen Zauber ihrer Zartheit und Lieblichkeit triumphiert; die Ornamentik ist geradezu wundervoll. Und doch wird nach meiner Meinung dieses Meisterwerk Silvestros durch ein andres, ebenfalls von seinem Meißel stammendes übertroffen: das Grabmal der Beatrice Camponeschi in derselben Kirche.

Es verirren sich bisher nur wenig Fremde in die Abruzzen. Wie der Reisende auf den Straßen kaum einmal angebettelt wird, so stehn auch an den Kirchen keine schlüsselklappernden, trinkgeldlüsternen Küster umher und verderben einem mit ihrer auswendig gelernten Litanei jeden Kunstgenuß von vornherein. Ich konnte mich also ungestört an den Stufen des Hochaltars niederlassen und dieses Denkmal so recht mit Andacht betrachten.

Auf einem Sarkophag, den in antiker Weise üppige Guirlanden umziehn, ruht, die Hände über dem Leib gekreuzt, mit wenig zur Seite geneigtem Haupt eine edle Frauengestalt. Schläft sie nur, oder ist sie tot? Unter dem Sarkophag aber, von zwei Engeln flankiert, liegt ein kleines reizendes Kind, nur mit einem Hemdchen bekleidet, das die kräftigen Formen treu wiedergibt. Nicht die sanftgeschlossenen Äuglein, nicht die willenlos fallenden Händchen, nur die wie im letzten Krampf etwas verdrehten Füße verraten uns die frühe Vernichtung dieses freundlichen Menschenbildes, das wohl in dem zweiten Sarkophag am Fuß des Denkmals beigesetzt ist. Die Pfeiler, die diese Särge und Figuren seitlich begrenzen, zeigen in vier Nischen symbolische Gestalten und tragen einen reich

ornamentierten Rundbogen. Es ist der unvergängliche Triumph des künstlerischen Menschengeistes über die alles in Vergessenheit stürzenden Schatten des Todes. Ich las die Inschrift: Dieses Grabmal setzte Maria Pereira Noronia aus dem erhabnen Stamm der hispanischen Könige, die Gattin des Grafen Lalle Camponeschi, ihrem süßen Kinde, ihrer einzigen Tochter Beatrice Camponeschi, die fünfzehn Monate alt wurde, und zugleich sich selbst bei ihren Lebzeiten.

Also ein Denkmal der Mutterliebe und wohl auch ein wenig der weiblichen Eitelkeit. Oder was war stärker in der stolzen Gräfin, der Wunsch, ihre edle Gestalt der Nachwelt zu verewigen, oder an derselben Stelle wie das ihr so früh vorangegangne Töchterchen den langen Schlaf zu halten?

Noch zweimal trotz meinem kurzen Aufenthalt in Aquila zwang der Genius Silvestro d'Arsicolas meinen Fuß zu dieser Stätte, und jedesmal verließ ich sie schwerern Herzens. In weihevoller Stunde gewann ich hier, für immer unauslöschlich, eine der köstlichsten Bereicherungen meines Geistes. Das ruhmvolle Geschlecht der Camponeschi, das mit den Pretatti ähnlich wie die Montecchi und Capuletti in Verona über zwei Jahrhunderte lang um die führende Stelle in ihrer Vaterstadt kämpfte, hat sich noch andre Denkmäler, namentlich in der Kirche S. Giuseppe, gesetzt. Aber auch das beste, ein Reiterdenkmal von 1432, hält trotz manchen schätzenswerten Einzelheiten den Vergleich mit diesem in jeder Beziehung vollendeten Kunstwerk nicht aus. Bald darauf (1490) erlosch das mächtige Grafengeschlecht. Es ging unter in den kriegerischen Wirren jener trüben Zeiten. Aber weniger in seinen Heldentaten lebt es weiter, die längst ihre Bedeutung verloren haben, und wovon nur staubige Bücher erzählen. In diesem einen Grabmal, das sein Reichtum und seine Kunstliebe kurz vor seinem Verschwinden von der Erde errichtete, steht es deutlicher und herrlicher vor uns. Es ist eine Art Vermächtnis, der letzte Gruß der Camponeschi an die Nachwelt.

* * *

Dem schrecklichen Erdbeben von 1703, das den größten Teil der Stadt in Trümmer gelegt und damit zugleich eine Menge Kunstschätze vernichtet hat, sind von den neunundneunzig ursprünglichen Kirchen doch eine ganze Reihe entgangen, wenigstens ihre Schauseiten. Wenn wir von dem völlig uninteressanten Dom am Hauptplatz und der Frührenaissancekirche S. Maria del Soccorso mit ihrer Fassade aus rotem und weißem Marmor (ähnlich wie in Collemaggio) absehen, ist das Äußere dieser Kirchen geradezu nach einem und demselben Schema gebaut. Bei allen sind die Fassaden quadratisch. Das gibt natürlich keine unserm Auge geläufigen Verhältnisse. Es ist eben eine Eigentümlichkeit eines bestimmten Landes und eines bestimmten Zeitalters, die man als solche achten und schätzen muß.

Der einzige Schmuck dieser glatten Hausteinwände ist durchgehends ein romanisches Portal und über dem etwas über der Mitte durchlaufenden Sims eine große Rosette. Also: das Edelste auf dem Nüchternsten. Damit ist der Charakter von S. Maria di Paganica, Madonna di Rojo, S. Agnese, S. Marco, S. Chiara, S. Domenico, S. Marciano u. a. gekennzeichnet. Einige, z. B. Santa Giusta und San Silvestro, tragen an der rechten Seite ein recht keck aufgesetztes

Glockentürmchen. Aber welcher Reichtum der Erfindung grüßt uns aus diesen Portalen und Rosenfenstern! Etwa ein Dutzend Kirchen völlig gleichen Stils, und doch jede ihre besondern, oft zierlichen, oft stolzen, oft geradezu grandiosen Kunstgedanken aussprechend! Einfach und ernst das Portal von S. Silvestro, das Rosenfenster darüber hingegen von einer verschwenderischen Pracht. Ungefähr dasselbe gilt von S. Agnese. Das schönste Kirchentor (ebenbürtig mindestens dem von Collemaggio) ist das von S. Maria Paganica (1308). Zierliche Säulenbündel tragen romanische Kapitäle mannigfaltiger Art, auf diesen setzen etwa ein halbes Dutzend Rundbogen an. Gedrehte Seile wechseln mit geometrischen und Blattornamenten, bis die üppigen Arabesken der innern Bogen in dem breiten Rundfries des äußersten ihren Abschluß finden, der eine Menge hintereinander herjagender Tiere: Hunde, Löwen, Hirsche usw. darstellt, die Leidenschaften, die den Menschen verfolgen, symbolisierend. Leider ist die Rosette darüber arg zerstört, und die Fassade oben ist, wer weiß seit wie lange (seit 1703?), im Rohbau gelassen. Dazu spannt sich gerade vor dem recht bemerkenswerten Madonnenbilde der Lünette ein Dutzend Telegraphendrähte: wirklich hier ist von einer pietätlosen Zeit alles getan, der schönen mittelalterlichen Kunst den Kehraus zu bereiten, zum mindesten den Genuß einer ihrer besten Äußerungen von vornherein zu ersticken.

In S. Domenico trennt die starken Außensäulen von den schmächtigen Innensäulen ein breites Band mit eingelegten Quadraten, das sich oben in dem hier ausnahmsweise gotischen Bogen fortsetzt. Einen besondern Reiz haben auch einzelne Lünetten, deren alte Fresken und steinerne Reliefs erhalten sind (außer Paganica z. B. S. Silvestro, S. Agnese). Und so ist wohl an jeder dieser scheinbar einförmigen Fassaden etwas besonders reizvolles zu entdecken.

Das Innere beinahe aller dieser Kirchen ist unbedeutend. Die alten Chroniken erzählen von reichen Schätzen der Goldschmiedekunst, die einst in den Sakristeien aufbewahrt wurden, an den Altären und Heiligengräbern prunkten. Das Erdbeben von 1703 hat vieles zerstört. Aber jene Schätze waren wie mehrere kostbare Bilder zum großen Teil schon früher den habgierigen Spaniern zum Raube geworden. So war in San Silvestro einst Raffaels berühmte „Heimsuchung." Sie wanderte in den Escorial zu Philipp dem Vierten. Und was die Spanier, die, nebenbei bemerkt, außer solchen Plünderungen der Stadt damals eine Buße von 100000 Goldgulden auferlegten, nicht mitgehn ließen, das schafften 1799 die Franzosen unter Lemoine weg oder schmelzten es, wenn möglich, gleich ein, wie den einen unschätzbaren Wert darstellenden Silbersarg des armen Cölestin, der den Frieden, der ihm im Leben auf so schnöde Weise geraubt wurde, nicht einmal im Grabe finden sollte.

Anfang und Ende des Freistaats Aquila bezeichnen zwei Bauten, der große Brunnen und das Kastell. Der Brunnen ist ein sehr geräumiger quadratischer Hof, die Innenwände sind mit bunten Steinen ausgelegt. Im Jahre 1272 von dem ersten Kapitän der Stadt, dem Florentiner Lucchesini, gegründet, dient er noch heute seinem Zweck. Überall sieht man aus der Mauer ragende menschliche Köpfe aus Stein vom verschiedensten Charakter, einige auch ins Tierische verzerrt, neunundneunzig an der Zahl, aus deren Mund das weither geleitete

Quellwasser in die rings umlaufenden Becken sprudelt. Hier ist das Elysium der Wäscherinnen der ganzen Stadt, die besonders am Morgen mit ihren bunten Gewändern, ihrem eifrigen Wasserplanschen und noch eifrigerm Plaudern, Scherzen und gelegentlichem Zanken ein Bild frisch-fröhlichen Volkslebens darbieten.

Weniger freudig stimmt das Kastell, von den Spaniern am höchsten Punkt der Stadt 1534 bis 1540 errichtet. Ad reprimendam Aquilanorum audaciam, so stand lange Zeit über dem Eingangstor. Das Grabmal der Bürgerfreiheit. In diesem Trutzbau ist der mittelalterliche Festungsstil völlig verlassen worden. Keine Rundtürme, kein Zinnenkranz mehr. Hohe, beinahe fensterlose Wände, oben Kasematten, die aber jedenfalls aus einer jüngern Zeit herrühren. Ein tiefer Graben umgibt das Ganze, den einzigen Zugang bildet eine steinerne Brücke, die wohl erst ziemlich spät an die Stelle der ehemaligen Zugbrücke getreten ist. Hier fanden die Bürger, die sich der neuen Ordnung der Dinge nicht anbequemen wollten, Gelegenheit, in Stock und Eisen über die Vergänglichkeit alles Irdischen nachzudenken. Und noch einmal wurde das traurige, häßliche Gemäuer patriotischen Aquilanern zum Verhängnis: als 1799 der französische General Lemoine „im Namen der Republik" die Stadt besetzt hatte, und in der Nähe im Paß von Antrodoco viele Franzosen durch bewaffnete Bürger und Bauern der Abruzzen gefallen waren, wurden zur Strafe dafür Hunderte von Aquilanern, die im Kastell gefangen saßen, erschossen.

Außerdem wurde die Stadt damals zweimal geplündert. Ein Wunder, daß noch so manche Gemälde vorhanden sind, die auch diese Stürme überdauert haben. Freilich muß man sich ihren Genuß mühsam erkaufen; denn sie sind an den verschiedensten Orten zerstreut und zum Teil schwer zugänglich. In Santo Spirito hatte ich mich an der „kleinen Maria im Tempel" und in Silvestro an der „Taufe Konstantins" erfreut. Beide sind farbenprächtige, lebensvolle Schöpfungen. Aber nachdem mir im Palazzo Draghonetti, der die wichtigste Privatgalerie birgt, die Antwort geworden war, der Herr Marchese sei verreist, und die Besichtigung der Bilder deshalb unmöglich, verzichtete ich mißmutig auf den Besuch der unbedeutendern Sammlung Persichetti und begab mich zum Rathaus, wo in dem Empfangs- und Sitzungszimmer einige gute Sachen zu sehen sind.

Am meisten interessierten mich die Köpfe alter Aquilaner im Saale der Stadtverordneten. Glücklicherweise beriet man gerade nicht das Wohl und Wehe der Gemeinde, und so konnte ich, mich mühsam zwischen den Bänken des Zuhörerraums durchzwängend, wenigstens mit einigen dieser „Florentiner der Abruzzen" kurze Bekanntschaft schließen. Kein einziges weibliches war unter den etwa sechzig Bildnissen, lauter Ratsherren, Bischöfe, Condottieri aus den letzten vier Jahrhunderten. Eine kurze Inschrift gibt von ihren „Taten und Meinungen" oft merkwürdige Kunde. Ein Bischof fiel mir auf, der die Kardinalswürde abgelehnt und sein Priesteramt niedergelegt hatte, um „ganz dem Studium der Geschichte seiner Vaterstadt zu leben," und ein wilder Kriegsmann mit eckigem Schädel und bösartigem, halbirrem Blick. Er war als Abenteurer nach Malta gegangen, als dieses 1565 von Dragut belagert wurde, und in die Hände der Türken gefallen, die dem sonderbaren Aquilaner ein

sonderbares Ende bereiteten. Sie spannten ihn nämlich zwischen die Mastbäume zweier Schiffe und ruderten in entgegengesetzter Richtung auseinander, sodaß der arme Don aus den Abruzzen hoch in der Luft in zwei Teile zerrissen wurde. Hier im Sitzungssaale hätte ich stundenlang weilen mögen in heimlicher Zwiesprache mit diesen alten Herren. Aber die Enge des Ortes, die herumstehenden Beamten, die mich halb neugierig, halb mißtrauisch beobachteten, die Verhandlungen, die der eben amtierende Bürgermeister im anstoßenden Vorsaal mit den Parteien führte, alles das ließ keine gesammelte Stimmung aufkommen. Ich störte, und ich wurde gestört. Mit dem Gefühl des Bedauerns, daß alle diese Altertümer zu ruhiger Betrachtung noch nicht in einem Museum vereinigt waren, verabschiedete ich mich von dem übrigens außerordentlich gefälligen Bürgermeister und flüchtete zum Trost zu Donna Maria Pereira und ihrer kleinen Beatrice.

* * *

Wenn Aquila zum großen Teil seinen mittelalterlichen Charakter bewahrt hat, namentlich in den engen Seitengassen, wo um die einsamen romanischen Portale Nachts die Schatten einer ruhmreichen Vergangenheit schweben, ist es doch im ganzen eine betriebsame und geistig rege Stadt, eine kleine Kulturoase in dem rauhen Gebirgslande. Es hat ein Gymnasium, ein Konservatorium und eine technische Schule. Es ist Hauptstadt einer Provinz und damit Sitz hoher Behörden. Es treibt Handel mit Spitzen, Safran und Instrumentensaiten und läßt sich von elektrischem Licht beleuchten. Das Budget belief sich 1897 auf 655000 Lire. Ja Aquila hat sogar eine Buchhandlung, wohl die einzige der Provinz; auch die nächst größere Stadt Sulmona hat nur einen fliegenden Verkaufsstand von Büchern mitten auf der Straße aufzuweisen. Freilich wenig genug, wenn man daran denkt, daß Meister Adam aus Rottweil hier eine der ersten Buchdruckereien gegründet hat, deren Werke, besonders die Plutarchausgabe von 1492, von Bücherliebhabern geschätzt sind. Die unter den Anjous blühende Universität ist nur noch ein kläglicher Torso, eine der vielen Duodezhochschulen Italiens, wenig besucht und mit den einzigen Lehrkanzeln für Arzneikunde, Geburtshilfe und Notariat ausgestattet. Dafür liegen jetzt, dem Geiste der Zeit entsprechend, zwei Regimenter hier, ein Infanterie- und ein Artillerieregiment. Zahlreiche Offiziere mit ihren kleidsamen Uniformen bewegen sich inmitten der eleganten Welt Abends unter den Kolonnaden auf der Promenade, die etwa vom Domplatz den Corso Vittorio Emanuele hin bis zur Ecke der Via Romana, dann diese entlang bis zur Piazza Palazzo reicht. Es fehlt nicht an Gecken und schönen Damen in den neusten Pariser Toiletten. Auch wunderhübsche Kinder sah ich, leider meist wie die Affen aufgeputzt. Aber das Leben ist hier wie in den kleinsten Landstädtchen eigentlich um neun Uhr Abends schon erloschen. Überhaupt scheinen die Aquilaner ihre Nachtruhe über alles zu schätzen. In der Locanda, wo ich meine Makkaroni und meine Bohnensuppe aß, las ich an der Wand einen Anschlag des Präfekten: Polizeistunde in Aquila! Die bessern Wirtschaften haben im Sommer um halb ein Uhr, im Winter um halb zwölf Uhr zu schließen, die gewöhnlichen Kneipen um elf Uhr im Sommer, um zehn Uhr im Winter!

Lebhaft ist das Treiben auf dem Wochenmarkt am Dom, wo die Bauern der „neunundneunzig Kastelle“ die Früchte ihrer Arbeit darbieten und die Erzeugnisse städtischen Gewerbfleißes dafür erhandeln. Auch hier machte sich, was in Italien immer als Ausnahme auffällt, die Polizei bemerkbar. Zwei Beamte gingen die Stände entlang, der eine riß aus einer Art Scheckbuch die Formulare, die er mit dem Namen der Händler ausfüllte, und übergab sie ihnen, sein Begleiter kassierte den Betrag, je eine halbe Lira für den Stand, in die große Ledertasche ein.

Ein kleines Volksfest fand ich Gelegenheit ein wenig mitzufeiern, als ich von einem Nachmittagsausflug nach den Höhen von Rojo zurückkehrte. Ich hatte mich draußen im Schatten uralter Eichen an dem Gesamtbilde der Stadt erfreut, über dem sich deutlich die drei Fassaden von S. Silvestro, Bernardino und S. Maria di Paganica heraushoben, an dem weiten fruchtbaren Hochtal mit seinen Wiesen, Weiden und Gärten, vor allem aber an dem Hintergrunde dieses Bildes, der schneebedeckten Kette des Gran Sasso, die ich hier in ihrer ganzen Pracht vom Monte Franco bis Monte Camicia überschauen konnte. Da geriet ich in der Abenddämmerung aus dem dunkeln Gassengewirr auf einen mit Lampions illuminierten Platz und zugleich in einen Menschenhaufen, der zu einer nahen Kirche drängte. Ich ging sogleich mit hinein. Das Innere war von Hunderten von Kerzen erleuchtet und mit buntem Flitterkram, Gold- und Silberpapier im neapolitanischen Geschmack verziert. Vor dem Altar sang ein Priester einen langen Lobhymnus auf den heiligen Marcianus, wenigstens zwölf Strophen. Die Melodie erinnerte ebenfalls an Neapel, an die Volkslieder, wie man sie dort am Piedigrottafest hört. Hochwürden tremolierte wie ein Opernsänger und ließ die Kadenzen mit seinem sonoren Baß so glatt aus der Kehle rollen, daß die begleitende Orgel kaum mitkam. Den Rundvers am Schluß wiederholte kreischend die Gemeinde. Nachdem das Allerheiligste unter den Klängen des Königsmarsches enthüllt worden war, drängte alles hinaus. Draußen spektakelte eine Musikbande, und alsbald begann man Polka zu tanzen, Burschen und Mädchen, namentlich aber Kinder drehten sich auf dem Platze so toll und wild, bis sie taumelnd hinfielen. Eine solche Szene wäre auf dem Korso angesichts der eleganten Läden unter dem elektrischen Licht unmöglich gewesen. Ein Beweis, wie hier im Süden moderne, steife Etikette und altgewohnte, zügellos ausbrechende Volkslust noch in denselben Mauern wohnen, ohne einander zu stören.

Allerdings, je mehr die Kultur in die früher so entlegne kleine Provinzstadt eindringt, um so mehr gräbt sie der ursprünglichen Sitte des Volks den Boden ab, verkürzt ihm wohl auch von den Ahnen ererbte Rechte. So sind die alten schönen Volkstrachten hier schon verschwunden. Und vor einigen Jahren ist auf der Piazza Palazzo der zweite Wochenmarkt, der der Stadt schon 1304 durch ein Dekret Karls des Dritten von Anjou bewilligt worden war, also nach beinahe sechshundertjährigem Bestande, zu halten verboten worden, angeblich weil die am Platz in verschiednen Palästen amtierenden Behörden durch das laute Treiben in der Arbeit gestört wurden.

Dieser Platz verdient in mancher Hinsicht eine kurze Betrachtung. An der

Oſtſeite erhebt ſich das Amts- und Landgericht (Tribunale), ein ziemlich nüchterner Bau mit großem Loggienhof im Innern, einſt die Reſidenz der Lieblingstochter Karls des Fünften, Margarete von Parma, die hier am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts regierte und als Pflegerin der Künſte und milde Herrſcherin ein gutes Andenken hinterlaſſen hat. „Die kluge Frau, die auf die Dauer in den Niederlanden des Geiſtes einer aufſtrebenden Republik nicht Herrin geworden war, verſtand es, die Schatten einer untergegangnen Republik zu verſöhnen“ (Gothein). So nüchtern der Palaſt, ſo imponierend wirkt der anſtoßende Turm mit ſeinen prächtigen alten Steinwappen. Er trug einſt die große Glocke, die allnächtlich um zwei Uhr neunundneunzig ſymboliſche Schläge tat, und die ſonſt nur geläutet wurde, wenn Kriegsgefahr drohte, damit ſie mit ihrer Donnerſtimme die Bauern der neunundneunzig Kaſtelle auch aus den fernſten Tälern in die Stadt rufe. Denn man darf ſich nicht etwa vorſtellen, daß mit der Gründung Aquilas nun plötzlich jeder Bauer der Umgebung ein Städter, und das flache Land vollſtändig ſeiner Bewohner beraubt worden ſei. Noch in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wohnten von den 15000 wehrhaften Männern des Staats (universitas) Aquila fünf Sechſtel auf dem Land und hatten nur im Frieden ihren wirtſchaftlichen Mittelpunkt, im Krieg ihren Zufluchtsort in der „Adlerſtadt.“ Natürlich war es das erſte, was die in die Stadt eindringenden Spanier taten, daß ſie die große Glocke, dieſes Sinnbild trotziger Bürgerfreiheit, vom Turme hinunterſchmetterten.

Auf der Mitte dieſes Platzes erhebt ſich ſeit dem Herbſt 1903 ein ſchönes Denkmal des römiſchen Hiſtorikers C. Salluſtius Criſpus. Auch dieſes hat ſchon ſeine Geſchichte. Auffällig iſt, daß zu ſeinen Koſten eine Menge amerikaniſcher und engliſcher Univerſitäten namhafte Beträge beigeſteuert haben: Chicago, Newyork, Baltimore, Philadelphia und Glasgow, Cambridge, Oxford, aber wie es ſcheint, weder eine öſterreichiſche noch eine deutſche. Dann wurde die fertige Statue volle zwölf Jahre in dem Hauſe eines Komiteemitgliedes aufbewahrt, da man ſich über den Platz ſeiner Aufſtellung nicht einigen konnte. Nun ſteht das eherne Bildnis endlich da in Überlebensgröße und lobt ſeinen Meiſter, den florentiniſchen Bildhauer Ceſare Zocchi. Soviel ich weiß, iſt keine Porträtſtatue Salluſts weder in Stein noch in Erz auf uns gekommen. Es galt deshalb, eine Idealgeſtalt zu ſchaffen. Der kurze runde Römerkopf iſt wie von einer Kaiſermünze der beſten Zeit abgenommen, ſo charakteriſtiſch und echt. Die rechte Hand hält den Griffel, die linke ſtemmt die Schreibtafel gegen die Hüfte, das Geſicht des ruhig Daſtehenden iſt auf den Beſchauer gerichtet, wie nachſinnend über einer neuen Periode. Die Toga, über die linke Schulter geworfen, läßt die linke Bruſtſeite nackt. Dem vornehmen Geſchmack der Statue geben die außerordentlich edeln Verhältniſſe des in mehreren Stufen anſteigenden Sockels nichts nach. Verſchiedne Urteile ſpäterer römiſcher Schriftſteller, Gellius, Tacitus, Martialis über Salluſtius, ſind dem Sockel eingegraben, zum Beiſpiel: novator verborum, subtilissimus brevitatis artifex, rerum romanorum florentissimus auctor.

Wie kommen die Aquilaner dazu, dem Salluſt ein Denkmal zu ſetzen? Mit Ovid zuſammen, der vierzig Jahre nach ihm in dem benachbarten Sul-

mona geboren wurde, vertritt er in der römischen Literatur die Abruzzen. Und Aquila ist heute die Hauptstadt der Abruzzen. Aber die Sache liegt tiefer. Wie sich alle gebildeten Italiener gern Nachkommen der alten Römer nennen lassen, so möchten auch die Leute von Aquila, dieser echten Gründung des Mittelalters, solchen Ruhm nicht missen. So fassen sie ihre Stadt als eine Pflanzstadt des etwa anderthalb Stunden entfernten Amiternum auf und machen dessen größten Sohn, Sallustius, zu dem ihren. Eine gewisse Berechtigung dazu kann man ihnen nicht absprechen; denn die Bewohner der damals wohl schon verödeten alten Stadt wurden Bürger der aufstrebenden neuen. Nur ein Teil hauste weiter draußen, nämlich der auf einer Anhöhe um die Kirche des Märtyrers Victorinus angesiedelte. San Vittorino heißt noch heute das Dorf, wohin man fährt, wenn man die Ruinen Amiternums sehen will.

Längst hatte ich im Sinn, den Manen des großen Geschichtschreibers an seinem Geburtsort eine stille Stunde der Erinnerung zu weihen. Denn er gehört zu den römischen Schriftstellern, die der junge Sekundaner, angeekelt von der breiten Geschwätzigkeit Ciceros, mit innigem Vergnügen liest, wenn ihn ein nur einigermaßen verständnisvoller Lehrer auf die mächtige Individualität aufmerksam macht, die hinter diesen Werken steht, der „Verschwörung Catilinas“ und dem „Jugurthinischen Krieg,“ ihm wenigstens das Abdreschen grammatikalischer und syntaktischer Regeln dabei erspart.

Le stile c'est l'homme. Das gilt in hohem Grade von Sallust. Seine Schreibweise, namentlich wenn er aufregende Szenen vorführt, wirkt in ihrer plastischen Gedrungenheit geradezu modern. Immer steht er, ähnlich wie sein großes Vorbild Thukydides, über seinem Stoff, trotz seinem heißen Blut zähmt er in bewundrungswürdiger Weise seinen Griffel.

Es sind besonders großartige Szenen des Welttheaters, die er uns in bunter Reihe, aber immer auf Grund eines reiflich erwognen Plans, vorführt — lebende Bilder. Er liebt groß angelegte gewaltsame Charaktere, die auf eine schlimme Bahn geraten, und indem sie zu schwindelnden Höhen emporstürmen, in den tiefsten Abgrund geschleudert werden. Von der Aufregung, die Catilinas nihilistische Pläne in Rom (63 v. Chr.) hervorriefen, war der dreiundzwanzigjährige Jüngling selbst Augen- und Ohrenzeuge. Den Jugurthinischen Krieg (118 bis 106 v. Chr.) hat er nur nach den Quellen studiert. Aber da er selbst einmal Prokonsul der Provinz Numidien war, hatte er Gelegenheit gehabt, die Orte, wo der Krieg damals gewütet hatte, in Augenschein zu nehmen und den Charakter der beteiligten Völker aus eigner Anschauung kennen zu lernen. Und wie hat er dann Jugurtha, diesen Königstiger in Menschengestalt, vor uns hingestellt, seine furchtbaren Verbrechen und die furchtbaren Qualen seines Gewissens! Sallusts Jugurthinischer Krieg hinterläßt auf mich beinahe denselben Eindruck wie die Lektüre eines Shakespearischen Dramas. Es steckte in dem Mann aus Amiterno eben nicht nur ein weitschauender Geschichtschreiber, ein frühreifer Philosoph, sondern auch ein gut Stück von einem Dichter.

Ich nahm mir also einen Wagen, was in Aquila nicht so einfach ist. Denn nirgends stehn Droschken, und wenn man es auch als sehr angenehm empfindet, daß nicht an jeder Ecke vom Rock aufschnellende Kutscher einem zu-

knallen und um die Wette entgegenschrein: Vuole? Vuole? so muß man sich eben selbst darum kümmern, zu einem der zwei oder drei Unternehmer, die das gesamte Fuhrwesen der Stadt in Händen haben, entweder schicken oder sich eigenfüßig begeben und wegen der Fahrt unterhandeln. Die freundliche, rührige Wirtin der „Stella" besorgte die Angelegenheit, und an einem heitern Herbstnachmittage rollte mein leichtes Wägelchen hinaus gen Amiternum.

Wir brauchten weit über eine Stunde, ehe wir unser Ziel erreichten. Denn das Pferd lahmte infolge einer schlechtgeheilten Wunde am Fuß, und der Kutscher hatte keine Peitsche. Er hatte sie am Morgen verloren, und da er nur eine Lira Tageslohn von seinem Herrn bekam, und die Peitsche eine Lira fünfzig Centesimi kostete, so mußte der arme aus der Hand in den Mund lebende Kerl jetzt einige Tage ohne Peitsche fahren. Weniger mich selbst als den Kutscher und seinen Gaul ob ihres Mißgeschicks bedauernd, faßte ich mich in Geduld und hing, die herrliche Gestalt des Denkmals vor der Seele, meinen Gedanken nach. Wie sonderbar: von den unzähligen sich Jahrtausende hindurch folgenden Geschlechtern einer Stadt lebt schließlich nur ein Name, und dieser Name erhebt zugleich die Heimat seines Trägers über Hunderte ähnlicher und ohne einen solchen Namen bedeutungslos bleibender Städte. So kennen wir nur einen Namen aus Sirmione, einen aus Sulmona, einen aus Venusia. Aber diese Orte selbst würde kein Mensch nennen, wenn nicht Catull, Ovid und Horaz in ihnen das Licht der Sonne begrüßt hätten.

Dasselbe gilt von Amiternum. Und seine wenigen Ruinen wären wohl kaum das Ziel des Reisenden, wenn sie nicht der Nimbus des geistreichen Geschichtschreibers noch jetzt weihte. Von der einst so blühenden Munizipalstadt stehn nur noch die Trümmer zweier Theater, dicht umwuchert von Disteln und einem krautartigen Flieder (abruzzesisch: Murteala). Sallust hat es sich nicht träumen lassen, daß einst in dem Schauspielhause, wo er den Stücken des Plautus und Terenz lauschte, Schaf und Ziege weiden, daß in der Arena des Amphitheaters, wo die Gladiatoren kämpften, sich ein Kornfeld ausbreiten würde.

Aus der Ebne stieg ich zum Dörfchen San Vittorino empor, wo vor der Besitzergreifung der Römer (293 v. Chr.) die Grenzfeste der Sabiner zu den Vestinern hinüberdrohte. Höchst anmutig ist die Aussicht von hier auf das fruchtbare Tal mit seinen Wiesen und Feldern, seinen Pappeln und Weiden, zwischen denen sich der klare Forellenbach Aterno hinzieht, auf die im Abendschimmer leuchtenden Mauern und Türme von Aquila, auf den stattlichen Kranz der Berge, besonders die nördlichen Trabanten des Velinostocks und den 1900 Meter hohen Monte Calvo. Eine schöne Heimat hat Sallust gehabt, die er vielleicht nicht zu seinem Glück allzu bald verlassen und wohl kaum wiedergesehen hat. So maßgebend die Eindrücke der Kindheit und der ersten Jugend für das spätere Leben großer Männer werden, in Sallusts Schriften suchen wir vergebens nach einem Niederschlage dieser Art, nach einer Erinnerung aus seiner Jünglingszeit. Aber gewiß hat der spätere Günstling und Freund Cäsars hier oben oft gestanden und sehnsüchtig in die weite Welt hinaus geschaut, damals als er voller Ideale und Pläne noch nicht die frühe Resignation kannte, die ihn zwang, sich nach der glänzendsten Karriere — mit kaum

dreiundvierzig Jahren — ins Privatleben zurückzuziehn und in seiner Villa auf dem Quirinal ganz seiner ersten Liebe, der Muse der Geschichte, zu leben.

Konnte er ahnen, daß einst aus den Weinbergen und Feldern da drüben eine ansehnliche Stadt emporwachsen, und daß sich zwei Jahrtausende nach seinem Tode auf dem vornehmsten Platze dieser Stadt sein Denkmal erheben würde!

Junge Herzen

Erzählung von Christopher Boeck

(Fortsetzung)

19. Die Sonne der Gnade

Jagende Regenschauer und blendende Sonne, ersterbende Farben und schwellende Früchte — es ist Herbst!

Wie blaue Trauben bedecken die Schlehenbeeren die dornigen Zweige, funkelnde Hagebutten leuchten vom Waldesrand, und granatrote Brombeeren hängen an den gebognen Ranken. Braune Krammetsvögel schaukeln zwischen schimmernden Vogelbeeren, die um die Wette mit dem wilden Wein errröten. Mahagonibraune Kastanien gucken aus den stachligen Früchten hervor, die mit einem dumpfen Aufschlage von den Bäumen fallen, und sonnenverbrannte Nüsse springen aus den saftigen Hülsen. Buchekern und Eicheln bedecken den Waldboden.

Die Nebel liegen lange am Morgen, aber wenn sie schwinden, scheint die Sonne auf nasse, schimmernde Haine und Gärten, und die Spinnengewebe sind perlengestickt.

Warm, warm ist die Sonne, die im Herbst auf die roten Wälder, die gelben Felder, die reichen Fruchtgärten und die klaren blitzenden Wasser herabbrennt.

Und blendend war der Sonnenschein, der den Spätsommer der Familie Lönberg erwärmte. Eines Tags schien die Gnadensonne auf die Apotheke herab und verwandelte den Apotheker in einen Kanzleirat und seine Frau in eine Kanzleirätin.

Großmutter sagte: Wenn Jette das nur vertragen kann!

Aber das konnte sie nicht.

Visiten strömten herbei. Der Stöpsel war keinen Augenblick in der Sherryflasche. Sogar die gräfliche Familie kam, um zu gratulieren. Man meinte allgemein, daß der Graf die Hand dabei im Spiele gehabt habe.

Die Kanzleirätin hatte die größte Mühe, ihre Leute daran zu gewöhnen, sie und den Gatten richtig zu titulieren, und Stine weinte blutige Tränen.

Verschiedne von den Bauern wallfahrteten zur Apotheke. Sie hatten vielleicht erwartet, den Apotheker in goldschimmernder Uniform mit Dreimaster und Degen zu sehen. Jedenfalls waren sie sehr enttäuscht, als sie ihn wie gewöhnlich in seiner befleckten Leinwandjacke, die Mütze auf dem Kopfe, umhertrippeln sahen.

Im Glanze dieses indianischen Sommers wurde Desideria konfirmiert. Das heißt, sie bekam ein langes weißes Kleid an, einen großen Blumenstrauß in die Hand und ein Gesangbuch in Sammeteinband mit Goldschnitt und einem goldnen Kreuz auf dem Deckel. Und so ausgerüstet wurde sie zwischen den Mädchen in der Kirche obenangesetzt, obwohl die meisten von ihnen in ihren selbstgemachten Kleidern sicher hoch über ihr standen.

Helene hatte am Morgen des Konfirmationstags ein kleines Malheur gehabt. Beim Tee titulierte Stine Frau Lönberg versehentlich Frau Kammerrätin. Als sich das wiederholte, sagte die also gekränkte halblaut: Kanzlei —

Rätin, ergänzte Stine in so drolliger Weise, daß Helene lächeln mußte.

Als Stine verschwunden war, sagte Frau Lönberg wütend: Ich möchte es mir doch sehr verbitten, daß man sich in Gegenwart von Dienstboten lustig über mich macht.

Hierauf konnte Helene nichts entgegnen, verstimmt ging sie in die Kirche.

Als sie dort saß, flogen ihre Gedanken zu der Schwester hinüber. Denn zu derselben Zeit saßen die Mutter und Katrine in der Kopenhagner Kirche, und ihre Blicke verfolgten Betty, die in der langen Reihe festlich gekleideter Konfirmandinnen verschwand.

Nach der Konfirmation in Nakkerup fand in der Apotheke ein déjeuner dinatoire statt, zu dem außer der gräflichen Familie nur der Propst und seine Frau geladen waren.

Der Graf und die Gräfin erschienen mit kostbaren Geschenken. Der Stammherr, der jetzt Student war, überreichte der Konfirmandin eine hübsche goldne Brosche von der Art, wie sie eigens zu Konfirmationsgeschenken geschaffen zu sein scheinen.

Dann gab er Helene ein schimmerndes Rubinenarmband, indem er verlegen äußerte, daß sie ja Desiderias Erziehung vollendet habe.

Der Graf und die Gräfin sahen einander ganz erstaunt an, Großmutter lächelte, und die Augen der Kanzleirätin und Desiderias blitzten mit den Rubinen um die Wette.

* * *

Einige Tage später erhielt Helene einen Brief von Betty.

Der Konfirmationstag war in aller Stille gefeiert worden und hatte mit einem Besuch von des Vaters Grabe geendet, das mit Blumen geschmückt worden war. Der Brief schloß mit den Worten: Der Pastor sprach wirklich schön. Und es dauerte gar nicht so lange wie gewöhnlich. Er entwickelte namentlich die Bedeutung der Gnade. Und dann sagte er, die Sonne der Gnade mache alle Menschen froh und demütig. Und wenn wir es am allerwenigsten erwarteten, so scheine sie auf uns herab.

Als wir später an Vaters Grabe saßen, schien die Sonne auf einmal so warm darauf herab.

Da stand Mutter auf und sah nach dem Abendhimmel und sagte: Ob die Sonne Helene jetzt auch wohl bescheint?

20. Dunkle Tage

Der Herbst ging in den Winter über.

Plötzlich meldete sich der Nachtfrost.

Eines Morgens hing das rote Weinlaub verblichen und zerzaust da, und die prachtvollen Tollenkragen der Georginen waren in einer Nacht zerknittert und welk.

Dann kam man in den November hinein; die Bäume hatten das letzte Laub abgeschüttelt, heulend fuhr der Sturm über das Land, und es knackte und krachte in den Wäldern. Alte morsche Stämme fielen, da wurde Platz für die Jugend.

Die Sonne war ins Winterquartier gegangen. Die Menschen machten es sich in den vier Wänden behaglich. Es knisterte in den Kaminen, es schimmerte von den Lampen und von den Kronleuchtern herab. Die Musik ertönte, und der Tanz glitt über die blanken Dielen.

* * *

In der Provinzstadt sollte Schulball gehalten werden.

Eines Nachmittags, gerade als Helene die Lampe in ihrem Zimmer angezündet hatte, trat Nielsine ein. Sie sah verweint aus, sagte aber nichts.

Helene bat sie, sich zu setzen.

Da sprang Nielsine plötzlich auf und sagte: Ich will nicht, nein, ich will nicht!

Was willst du nicht?

Ich will kein Affe sein!

Jetzt lachte Helene.

Aber das verlangt doch niemand von dir!

Doch, Helene, Vater tut es! Jetzt soll in der Lateinschule Ball sein, und Vater will absolut, daß ich hinfahre. Aber ich will es dir nur sagen: ich bin mit einem Bauernsohn verlobt!

Wirklich, Nielsine! Nein, was du sagst!

Und Helene umarmte und küßte die Freundin so leidenschaftlich, daß diese ganz verblüfft war.

Sobald sie zu Worte kommen konnte, sagte sie: Aber Kresten will es nicht, daß ich mit den Feinen und Vornehmen zusammenkomme; und gottlob paß ich ja auch gar nicht in diese Kreise. Aber, weißt du, mein Bruder, der Gymnasiast, muß doch eine Dame einführen, und da wollte ich dich fragen, ob du nicht an meiner Stelle gehn wolltest.

Helene rief: Schulball — ja, das ist amüsant! Das will ich gern!

Und damit war die Sache abgemacht.

Sörensen war sehr zufrieden mit dieser Lösung: denn, man muß ja sagen, daß der Sohn eine prima Dame bekommt.

Frau Hansen-Bjerg machte an einem Sonntag mit ihrem Sohn Visite in der Apotheke und lud die Kanzleirätin und Desideria zum Ball ein.

Es war das erstemal, daß sich das neugebackne Fräulein in der glänzenden Arena des geselligen Lebens zeigen sollte. Und es wurde nichts gespart, sondern alles wurde getan, daß Desiderias Debut mit dem wünschenswerten Eklat stattfinden konnte. Frau Lönbergs Toilette war nicht weniger flott. Und am Tage vor dem Ball wurde im Schlafzimmer eine Generalprobe abgehalten, in der Mutter und Tochter vor einem bewundernden Publikum von Dienstmädchen und Schneiderinnen — wie das bei allen Generalproben zu sein pflegt — großen Erfolg hatten.

Dann sagte die Kanzleirätin: Diesesmal wird sie dir nicht im Wege stehn; die Tänzer in der Stadt werden auch keinen Gefallen an ihrem freien Wesen finden.

Eine Melodie leise vor sich hinsummend, ging sie aus dem Schlafzimmer und die Treppe hinab. Da strauchelte sie und verrenkte sich den einen Fuß. Sie konnte kaum in die Schlafstube zurückgelangen und bekam so heftige Schmerzen, daß sie zu Bett gehn mußte.

Der Medizinalrat wurde geholt und erklärte, sie müsse ein paar Tage liegen bleiben, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wolle, daß der Schaden chronisch würde.

Die Kanzleirätin weinte vor Wut: Wasserumschläge und zu Bette liegen, wo sie mit der gräflichen Familie hatte zusammensitzen und Desiderias Triumph mit hatte ansehen wollen. Aber den Rest ihres Lebens am Stocke gehn wie Großmutter, nein, dafür dankte sie denn doch!

* * *

An dem Tage, wo der Schulball sein sollte, herrschte reges Leben und Treiben in dem Provinzstädtchen. Das Gymnasium wurde zwei Stunden früher als sonst geschlossen, da das Komitee, Schüler der obern Klassen, ganz von den Vorbereitungen zum Ball in Anspruch genommen war.

Vor den verschiednen Hotels rollten Wagen vor, dicht verhüllte Gestalten ausladend, die sich als Töchter aus den Pfarrhöfen, Apotheken, von den Rittergütern und Pachthöfen der Umgegend entpuppten.

Die Gymnasiasten durchschwärmten Arm in Arm die Straßen, alle Möglichkeiten erwägend und zu den Hotelfenstern hinaufstarrend, von wo aus die angehenden „Ballköniginnen" die angehenden Musensöhne beäugten.

Helene und Desideria hatten ein gemeinsames Zimmer im Hotel, und die kleine Apothekertochter sah mit Entsetzen Helene schöner und schöner werden, je mehr sich die Toilette ihrer Vollendung nahte.

Kurz vor acht Uhr wurde kräftig an die Tür zum Salon geklopft, und herein traten die Herren stud. artium Hansen-Bjerg und Sörensen in schwarzem Frack, weißer Halsbinde und weißen Glacéhandschuhen. Sie boten jeder ihrer Damen den Arm und führten sie die Treppe hinab, wo es von Balldamen wimmelte.

Nun fuhren die Wagen vor dem Klub vor. Die Mitglieder des Komitees, ungewöhnlich sorgfältig frisiert und mit gemietetem Chapeau claque, standen voller Würde in der Tür und empfingen die jungen verlegnen Damen, sobald sie den Wagen entstiegen waren.

Desideria war ganz allerliebst in einem weißen Kleide mit dunkelroten Bändern, sie würde wahrscheinlich Ballkönigin geworden sein, wenn Helene nicht gewesen wäre. Aber sowohl Desideria als auch den andern Schönheiten fehlte das Strahlende, Siegesgewisse, das von Helene ausging, die in einem gelben Kleide brillant aussah. Ihr Kavalier war der junge Sörensen, der ebenfalls keine üble Erscheinung war.

Wie eine Schauspielerin ihre Mitspielenden heben kann, so schien Helene alle diese Fähigkeiten angespannt zu haben.

Der Stammherr bat sofort, einen Tanz auf Desiderias Karte belegen zu dürfen; aber ihre Freude wurde sehr beeinträchtigt, als sie ihn einen Augenblick später mit Helenens Tanzkarte in der Hand sah.

Zwei Mitglieder des Komitees genossen eine Weile später dieselbe Ehre. Helenens Aktien stiegen in ganz kurzer Zeit, und bei allgemeiner Vorstellung fand schnell eine Überzeichnung statt, die mit dem vierten Extratanz endete. Auf diesen freute sich der Ultimus der Prima, ein kleiner, unansehnlicher Bursche, den ganzen Abend, aber er sollte ihm niemals zuteil werden.

Die Musik begann.

Das Komitee gab durch Klatschen das Zeichen. Und zu den Tönen des Fackeltanzes aus „Waldemar" marschierte man nun in den großen Saal, wo das Licht von den funkelnden Gaskronen auf die Regimentsmusik und auf die auf der Balustrade sitzenden, eifrig lorgnettierenden ältern Damen und Herren herabschien — eine scharfe Dornenhecke, die den blühenden Rosenflor umschloß.

Helene hätte sicher die besten Aussichten gehabt, tot getanzt zu werden, wenn nicht ein gewisser Respekt und Scheu die jungen Gymnasiasten zurückgehalten hätte, sie zu häufig zu Extratouren aufzufordern. Auch hatte man ja gewisse Pflichten den Ortsschönheiten gegenüber, die ebenso wie Desideria mit neidischen Blicken den neuaufgetauchten Stern auf seinem Siegestanz durch den Raum verfolgten.

Auf den Tischtanz folgte der Kotillon. Jetzt hatte sich aber die Jugend Mut angetrunken, und trotz allen blonden und brünetten Schönheiten wurde Helenen von der studierenden Jugend eine solche Huldigung dargebracht, daß ihre Brust nach kurzer Zeit so mit Schleifen überhäuft war, daß sie wie ein Kotillonkissen aussah. Auch der Stammherr brachte ihr seine Schleife.

Nach dem Kotillon wurde Eis und Limonade gereicht, und dabei saßen Helene und Desideria mit der gräflichen Familie zusammen, mit der sich Helene in so unbefangner Weise unterhielt, daß sich ihre frühere Schülerin wütend darüber ärgerte.

Die männliche Jugend saß auf der Galerie, trank Bischof und sang dazu:

Sie, die wir lieben, weils Herze noch schlägt,
Sie, die wir preisen, weil sich die Lippe noch regt.
Die Locken so weich, so schlank die Gestalt,
Musik in der Stimme, der Augen Gewalt,
Feuer im Herzen, Reinheit im Sinn,
Sie unser aller Königin!

Dann stürmte man hinunter und begann von neuem zu tanzen. Es war schon drei Uhr, als zu einem letzten Extratanz aufgespielt wurde.

Der Champagnergalopp durchbrauste den Saal, und das Blut brauste durch die jungen Herzen. Dann wurde abgeklatscht.

Und alles begab sich heimwärts.

Als sich Helene und Desideria im Hotel auskleideten, war Desideria nicht zu bewegen, ein Wort zu sprechen. Sie riß sich die Kleider vom Leibe, beeilte sich, ins Bett zu kommen, und löschte die Lichter so plötzlich aus, daß sich Helene im Dunkeln zurechttasten mußte.

Nach einer Weile klang es wie Schluchzen von Desiderias Bett her.

Helene schlief mit bösen Ahnungen ein. Sie träumte nicht davon, daß in dieser Nacht ihr Name auf vielen jungen Lippen und ihre schöne Erscheinung in vielen jungen Herzen war.

Im Klub versammelte sich mit Erlaubnis des Direktors nach dem Ball die Prima zu einem kleinen Kommers. Der Stammherr stand auf, erhob sein Glas und sagte: Kommilitonen! Ich schlage vor, daß wir dieses Glas auf die Königin des Festes leeren. Aber keinen Namen! Jeder denke das seine!

Es kann nur von einem Namen die Rede sein! rief der Primus omnium. Sie war der Glanz und die Ehre des Festes! Die gelbe Gloireröse lebe!

Als Großmutter von Helenens Triumph hörte, seufzte sie. Denn es ahnte ihr, daß Helene jetzt dunkle Tage bevorstünden. Die Kanzleirätin und Desideria nahmen sich in Großmutters Gegenwart wohl in acht. Aber ihre finstern Mienen und ihr zurückhaltendes Wesen machten es Helene fühlbar, daß sie auf ihrem Posten sein müsse.

Der Ball war ein Lichtblick gewesen. Aber jetzt lag die Finsternis wieder schwer und brütend über dem Dach der Apotheke.

21. Ein Brief aus Schweden

Värmland (zwischen Weihnachten und Neujahr)

Meine liebste Helene!

Du mußt wirklich entschuldigen, daß ich dir erst heute einen Weihnachtsgruß sende; aber ich war so sehr in Anspruch genommen.

Wir haben Weihnachten gefeiert, daß es eine Art hatte.

Die letztenmale, daß ich Weihnachten in Dänemark verlebte, hatten wir Regen, Regen, nichts als Regen. Aber hier haben wir über einen Monat weißen Winter gehabt.

Am Weihnachtsmorgen gegen fünf Uhr mußten wir aufstehn. Der Mond stand noch am Himmel und lachte mit seinem runden Gesicht wie ein Weihnachtskobold hoch oben über allen Wäldern.

Dann fuhren wir im Schlitten mit Fackeln zur Frühmette. In jedem Hause am Wege, auch in den kleinsten und ärmsten, standen Lichter in allen Fenstern. Fackel auf Fackel flammte auf, erhellte die Finsternis, verschwand und tauchte wieder auf.

Das war ein Anblick, du!

Und die Kirche war strahlend erleuchtet. Wenn die Türen geöffnet wurden, hörte man die Weihnachtslieder in die Nacht herausklingen. Es erinnerte an den Gesang der Hirten auf den Feldern.

Dann fuhren wir in glitzerndem Sternenschein nach Hause, während das Fackellicht auf die schneebelasteten Tannen fiel.

Unser Haus lag da wie ein kleines Feenschloß mit schimmerndem Feuerschein hinter allen Fenstern. Und wir versammelten uns mit den Kindern und den Dienstboten um den festlichen Kaffeetisch. Kronleuchter und Armleuchter mit brennenden Lichtern verbreiteten ihren Glanz über das tannengeschmückte Zimmer.

Ehe wir uns setzten, nahm Gustav, wie er es zu tun pflegt, sein Waldhorn, ging auf die Veranda nach dem Garten zu und blies einen Choral über die Berge

und die Wälder, die in zart verklingenden Tönen antworteten. Dann wandte er sich um und sagte ins Zimmer herein:

Euch ist heute ein Heiland geboren!

Alles das hättest du sehen und hören sollen! Ach, hätte ich dich doch hier!

Du scheinst mir, nach deinem letzten Brief zu urteilen, nicht ganz obenauf. Aber es kann ja auch nicht amüsant sein, eine Prinzipalin zu haben, wie du sie hast.

Mit der Zeit wird es hoffentlich besser werden!

Vielen Dank für die Photographie! Ja, du warst schon sehr vielversprechend, als ich dich vor Jahren bei deiner Konfirmation sah und mich so in dich verliebte, daß ich dich zu meiner Nichte ernannte. Das bist du übrigens auch, wenn ich auch nur eine Cousine zweiten Grades von deinem Vater bin, an den du auffallend erinnerst. Und du weißt ja, daß die Töchter, die dem Vater, und die Söhne, die der Mutter ähnlich sehen, die schönsten werden.

Sprich doch nicht von den Kleinigkeiten, die ich dir geschickt habe. Solltest du nicht ein Rad haben, du lebensfrohes Menschenkind! Und gehören nicht schöne Kleider dazu, die häßliche Nichte ein wenig herauszustaffieren? Und ich, ja Gustav auch, bezahlen nur ein klein wenig von unsrer Schuld an deinen Vater ab. Hat er mich nicht mit auf den Studentenball der Lunder Studenten genommen, wo ich zum erstenmal den Mann erblickte, der mein Leibarzt wurde, meinen geliebten Gustav? Und bei meinem Anblick — aber ich war eben auch schön, das kannst du mir glauben — faßte er ein solches Interesse für die dänischen Frauen, daß er im folgenden Jahre nach Kopenhagen mußte, um sie zu studieren, unter dem Vorwande, die Hospitalverhältnisse kennen lernen zu wollen.

Ja, er hat mich fleißig engagiert auf dem Ball damals — jetzt sagt er freilich, daß ich es getan hätte, aber das ist die reine Flunkerei! Als er das nächstemal kam, engagierte er mich für das ganze Leben.

Und nun habe ich ja schon eine Reihe von Jahren als Doktorfrau hier in „dem schönen, dem erinnerungsreichen Lande“ gesessen. Offen gestanden, ich bin Wärmländerin mit Leib und Seele und wünsche bis zu meinem Tode hier zu bleiben!

Als ich zum letztenmal in Kopenhagen war, sang ich oft die Worte vor mich hin, die im Liede stehn:

Ich sehne mich, ich sehne mich dahin!

Aber es ist hier auch bezaubernd schön!

Du sagst: Tanne, Ebereſche und Birke seien deine Lieblingsbäume, da komm nur hierher! Der Herbst ist die Zeit der Ebereſche; so große und reichtragende Ebereſchen gibt es nur in Wärmland. Und dann herrscht hier eine so bunte Farbenpracht, daß es gut tut, hinterher die weißen Schneefelder zu sehen. Der Winter ist wohl die schönste Jahreszeit hier oben. Draußen vor meinem Fenster scheint jetzt die kalte Wintersonne auf eine schneegekleidete Riesentanne und eine reifbedeckte Birke. Wie silberschimmernder Filigranschmuck hängen die Reifkristalle an der weißen Jungfrau!

Komm selber und schau das alles!

Dann erfreust du unsre Kinder und Gustav und deine treue Freundin

Frederike Almgren.

22

Das Weihnachtsfest war lange vorüber — Helenens erstes Weihnachtsfest auf dem Lande; es war eine große Enttäuschung für sie gewesen. Draußen und drinnen war es dunkel und trübe. Nur der Gruß aus Wärmland, ein kleiner lieber Brief von Betty und eine Predigt in der Grönager Kirche hatten ein wenig Weihnachtsstimmung gebracht.

Und das neue Jahr brach unter demselben regnerischen Himmel an, der sich jedoch allmählich ein wenig aufklärte, sodaß man zu Anfang des neuen Jahres den

nicht seltnen Anblick eines grünen Winters hatte, indem die Sonne auf grüne Roggenfelder und Rasenplätze herabschien und auf einzelne Eranthis und Schneeglöckchen, die die Köpfe hervorsteckten, weil sie glaubten, daß es Frühling sei.

Mitte Januar ließ der Graf Einladungen zu einem großen Kostümball ergehn, der Ende des Monats auf dem Schlosse stattfinden sollte. Alle gebildeten Bewohner der Umgegend waren eingeladen. Weit und breit wurde von nichts anderm gesprochen als von Kostümen und Trachten.

Die Apotheke war selbstverständlich in großer Erregung. Die Kanzleirätin und Desideria waren darin einig, daß sie alles aufbieten müßten, daß Desideria Helenen überstrahle, die, ebenso wie die andern, ihre Vorbereitungen verheimlichte.

An dem Tage, wo die Maskerade stattfinden sollte, war das Haus des Apothekers so übernervös und unruhig wie ein Generalstabsbureau an einem Schlachtentage. Befehle und Gegenbefehle wurden aus dem Hauptquartier entsandt, Kuriere eilten mit Depeschen vom Boden ins Boudoir, in dem zwei Schneiderinnen aus der Provinzialstadt länger als acht Tage beschäftigt gewesen waren.

Im Schlafzimmer des Ehepaares hatten sich Mutter und Tochter niedergelassen. Der Vater war in Prebens Zimmer verwiesen worden. Vor dem großen Spiegel im Schrank waren die Lichte angezündet, und hier stand jetzt Desideria in fieberhafter Erregung und schmückte sich.

Die eine Schneiderin, mit einem Brief Stecknadeln auf der einen Seite der Brust, und die andre Seite von Nähnadeln mit langen Fäden bedeckt, ein paar bunte Schleifen auf der Schulter, stand daneben und leitete den Gang der Schlacht, einem ordenbedeckten General gleich.

Die Kanzleirätin fuhr hin und her, zündete die Flamme unter einer Brennschere an, prüfte mit einem nassen Finger die Temperatur eines Plätteisens, probierte eine Perücke auf, steckte die Füße in ein Paar Schuhe mit hohen Absätzen und die Hände in Halbhandschuhe.

Anna saß regungslos in der Ecke auf einem Puff und sah voller Staunen alles mit an, dann aber schlich sie hinaus und ging zu Großmutter hinüber.

Hier legte Helene die letzte Hand an ihr Werk. Großmutter lachte aus vollem Halse, Anna stimmte mit ein, und Preben sprang in die Höhe und rief: Wird das ein Jux werden!

Großmutter sagte schließlich: Sie werden Glück machen, Kind!

Anna meinte voll stiller Bewunderung: Das tut Fräulein Rörby ja doch immer!

Als Frau Lönberg und Desideria fertig waren, gingen sie zu dem Apotheker hinein, der in sich versunken auf dem Rande des Bettes saß und ein sehr melancholisches Gesicht machte.

Du mußt etwas lebhaft sein, Lönberg, sagte die Kanzleirätin.

Ja, das wird schon kommen, versprach er.

Unten im Eßzimmer waren die Dienstboten und auch der Provisor und der Lehrling versammelt, um den Apotheker als Jeronimus, seine Frau als Magdelone und Desideria als ungewöhnlich niedliche Leonora zu bewundern.*)

Der Lehrling aber bekam beim Anblick des Kanzleirats mit gepuderter Perücke, Kniehosen, Dreimaster und silberbeschlagnem Stock einen solchen Anfall verhaltnen Lachens, daß er schleunigst hinaus mußte, weil er meinte, daß es in der Apotheke geklingelt habe. Nach einer Weile kam er jedoch wieder herein und wartete mit den andern auf Helenens Ankunft.

Da vernahm man lautes Aufstoßen mit dem Stock auf dem Boden und die Treppe herunter.

Preben kam herbeigestürzt, öffnete alle Türen, Anna folgte still hinterdrein, und dann kam Großmutter, die die Kostüme der Familie lobte.

*) Figuren aus Holbergschen Komödien.

Jetzt wandten sich aller Augen der Tür zu.

Und herein trat, in einen alten Mantel gehüllt, der auf dem Kopf in einer Kapuze endete, einen langen Krückstock unterm Arm und in einer Maske mit spitzer Nase ein altes Weib, in dessen Gestalt Helene ihre Schönheit vermummt hatte.

Die Kanzleirätin und Desideria sahen einander beruhigt an; Preben kicherte, der Lehrling lachte, und die Mädchen bargen eiligst ihre Gesichter in den Schürzen.

Stine meldete, daß der gemietete Landauer vor der Tür halte. Und so stiegen die vier vermummten Gestalten ein. Die Laternen waren angezündet, und Niels trieb die Pferde an.

Der Winter hatte sich eingestellt. Es war bedeckter Himmel und stilles Frostwetter. Einzelne Schneeflocken fielen. Und man rollte leicht über den gefrornen Boden hin.

Gegen acht Uhr hielt der Wagen hinter mehreren andern Fuhrwerken vor dem gräflichen Schlosse, das einen Lichtschimmer in die dunkle Nacht hinausstrahlte.

Nachdem die Gäste abgelegt hatten, stiegen sie die teppichbelegten Treppen hinan und gelangten über erwärmte lichtstrahlende Gänge in den Rittersaal, wo die gräflichen Herrschaften sie am Eingang empfingen.

Der Graf war im Domino, die Gräfin ebenfalls. Der Stammherr hatte die Maske des Figaro gewählt, und die Französin war Madame Pompadour.

Nach und nach stellten sich alle Familien aus der Umgegend ein. Koltrup kam als alter nordischer Barde mit Harfe und langem weißem Bart, und seine Gattin gab ihm als altnordische Frau das Geleite. Der Medizinalrat und seine Frau waren als Chinesen verkleidet, während Berta die Maske eines französischen Bauernmädchens gewählt hatte.

Die alte Wahrsagerin erregte allgemeines Aufsehen, und alle wollten sich weissagen lassen. Sie hatte muntre Prophezeiungen für alle, niemand aber wußte, wer sie war.

Es verbreitete sich das Gerücht, daß es Großmutter sei, während Berta und Desideria, die ungefähr von derselben Größe waren wie Helene, abwechselnd für sie gehalten wurden.

Ein schwarzer Domino näherte sich Desideria, bot ihr den Arm und führte sie ins Boudoir.

Sie nahmen Platz. Und der Unbekannte sagte mit jütischem Accent und priesterlicher Salbung: Schöne Jungfrau, weshalb so schweigsam? Ich hörte so gern ihre sonore Silberstimme!

Sie antwortete nicht.

Demaskieren Sie sich eine kleine Weile, daß ich Ihr holdes Antlitz schauen kann, hier, wo Sie keine inquisitorischen Augen verfolgen.

Da sprang sie auf wie von einer Tarantel gestochen und verschwand in der Menge.

Ein Figaro trat an Berta heran, die überraschend gut aussah. Sie hatte einen schönen Hals, und die Halbmaske kleidete sie vorzüglich.

Er schrieb ein H in ihre Hand und bot ihr den Arm. Sie erkannte sofort den Stammherrn und versprach sich einen Scherz.

Da sagte er: Sie sind heute Abend gar nicht so wie sonst. Weshalb so schweigsam und still?

Keine Antwort.

Da führte er sie in ein Nebenzimmer und sagte: Legen Sie Ihre Maske ab, schönes Mädchen aus der Provence, und lassen Sie mich Ihr Antlitz sehen, das ich nie mehr vergessen kann.

Sie kicherte.

Er zuckte zusammen und sagte: Ich habe wohl gewußt, daß Sie sehr talentvoll sind, daß sie aber auch Schauspielerin seien, ahnte ich bisher nicht. Warum machen Sie Fräulein Naerum nach? Finden Sie sie etwa so nachahmenswert?

Berta entzog ihm ihren Arm, machte einen schnippischen Knicks und lief eilends davon.

Es war schon spät am Abend, da erschien im Saal ein Mönch in schwarzer Kutte mit Tonsur und Rosenkranz. Er schwärmte umher, als suche er jemand.

Endlich drang er durch die Menge, die die Wahrsagerin umgab, und beobachtete sie forschend.

Sobald sie ihn gewahrte, fragte sie in schriller Stimme, hinter der er jedoch Helenens Stimme erkannte: Soll ich dir wahrsagen, frommer Bruder?

Er nickte.

Sie nahm seine Hand, hielt sie lange in der ihren und fühlte, daß sie zitterte.

Das mußte er sein!

Sie besann sich einen Augenblick, dann sagte sie, in der Hand lesend: Obwohl du der Welt entsagt hast, suchst du doch die Kinder der Welt. Aber hüte dich! Sanfte Augen und süßes Lächeln wollen dich auf Abwege locken. Kehre schleunigst zurück in deine Zelle. Verriegle die Tür, versage dir alles! Dann wirst du siegen, und dein Sieg wird dich in eine Mumie verwandeln!

Er entzog ihr die Hand.

Sie machte ein paar Tanzschritte und sang dazu:

Das Mönchlein auf die Wiese geht
Den langen Sommertag,
Wonach wohl sein Verlangen steht,
Das sag!

Der schwarze Bruder verschwand unter allgemeinem Gelächter.

Um zwölf Uhr wurde das Signal zum Demaskieren geblasen.

Aller Augen wandten sich der Wahrsagerin zu. Hinter einer Portiere verborgen stand der Mönch und sah in derselben Richtung wie alle die andern.

Da warf die alte Sibylle die Kapuze, die Maske mit der langen Nase und den Krückstock ab. Und in dem Kostüm einer Zigeunerin, mit blitzenden Münzen im Haar, um die Stirn und den weißen Hals, den Schmuck des Stammherrn an dem schönen Arm, stand Helene vor der erstaunten Menge.

Magdelone, Leonora und die französische Bäuerin sahen entsetzt die Zigeunerin an. Sie hatte sie also hinters Licht geführt. Und um ihretwillen hatten sich Berta und Desideria lächerlich gemacht.

Jetzt wurden die Herren aufgefordert, Damen zu wählen.

Zum allgemeinen Erstaunen ließ der Stammherr Komtessen und Baronessen sitzen und bot Helene seinen Arm.

Jeronimus führte Madame Pompadour zu Tische, und der Kanzleirat radebrechte so entsetzlich Französisch, daß Madame Rouban gar nicht aus dem Lachen kam, in das er sehr bald einstimmte.

Die Kanzleirätin sah mit Entsetzen, wie sich ihr Mann von dem Wein und der fröhlichen Pariserin fortreißen ließ. Nach Tische nahm sie ihn beiseite und sagte: Trink nicht mehr, Lönberg. Du siehst so animiert aus!

Du hast aber doch selbst gesagt, ich sollte lebhaft sein!

Bedenke, daß du im Schlosse des Grafen bist!

Darauf eröffneten der Stammherr und Helene den glänzenden Ball.

Um vier Uhr am Morgen wurde Kaffee gereicht. Und dann rollten die Wagen mit den Gästen von dannen, während die Schneeflocken leise herabschwebten und den Raum zwischen Himmel und Erde ausfüllten. Als Apothekers wieder im Landauer saßen, hatte sich die Situation sehr verändert.

Desideria drückte sich in eine Ecke, damit niemand ihre vergrämten Augen sehen sollte.

Frau Lönberg sagte mit bebender Stimme: Hu! dies abscheuliche Schneewetter!

Helenens Ruf: Das war doch ein schöner Abend! wurde nur von dem Apotheker beantwortet: Ja, ungewöhnlich schön — entzückend! Ich sprach mit der alten Exzellenz,

Graf Hardenfalz — der ſagte auch, daß es ein ungewöhnlich ſchöner — Hochheimer ſei!

Endlich war man wieder vor der Apotheke. Es währte eine Weile, bis Stine kam. Man hatte mehrmals klingeln müſſen. Sie war im Eßzimmer bei einem faſt niedergebrannten Licht eingeſchlafen und war ganz verwirrt und erſchrocken aufgewacht, als ſie das Klingeln hörte. Als ſie die Tür öffnete, wäre der Apotheker beinahe über ſie gefallen. Ein ungewöhnlich ſchöner Nierſteiner, murmelte er vor ſich hin.

Geh hinauf, Lönberg! ſagte ſeine Frau.

Aber das war leichter geſagt als getan; die Beine des Kanzleirats verrieten einen entſchiednen Widerwillen, die Treppe zu ſteigen; endlich gelangte er jedoch mit Hilfe ſeiner Frau hinauf und ſchleppte ſich weiter.

Deſideria eilte in ihr Zimmer.

Helene ſagte: Gute Nacht!

Frau Lönberg erwiderte: Sie müſſen müde ſein! und ſegelte majeſtätiſch weiter.

Als Helene in ihrem Zimmer angelangt war und die Lampe angezündet hatte, öffnete ſie das Fenſter.

Die Luft war ganz ſtill, lautlos fiel der Schnee herab. Endlich war es Winter!

Sie ſchloß das Fenſter und ging ſchnell zu Bett.

Aber es währte eine ganze Weile, bis ſie einſchlief; das Blut war in zu heftiger Wallung.

Und ſie dachte: Wo nur Holmſted geblieben war! Sollte er meinen Scherz mißverſtanden haben?

(Fortſetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsſpiegel. Das innere politiſche Leben Deutſchlands hat in dieſen letzten Wochen und Monaten Erſcheinungen gezeitigt, an denen als an der signatura temporis der vaterlandsfreundliche Chroniſt nicht achtungslos vorübergehn darf. Es ſind nicht die Vorgänge an ſich, die ja durch ihre regelmäßige Wiederkehr an Bedeutung nicht gerade gewinnen können, wohl aber der Charakter, den ſie in dieſem Jahre angenommen haben, und der eine ernſte Beachtung gebieteriſch zur Pflicht macht: der Straßburger Katholikentag, der Jenenſer ſozialdemokratiſche Parteitag und der Mannheimer Katheder-ſozialiſtenkongreß. In Straßburg haben Kirche und Zentrum vereint mit der ihnen eignen ſammelnden und werbenden Kraft gearbeitet. Dieſe ſammelnde und werbende Kraft gehört zu den Grundzügen des katholiſchen Weſens, namentlich des politiſch organiſierten Katholizismus. In den Vororten Berlins reiht ſich eine katholiſche Kirche an die andre, und in Lome, der Hauptſtadt unſrer Togokolonie, fanden die jetzt heimgekehrten Abgeordneten wohl eine zweitürmige katholiſche Kirche mit einem Poſaunenbläſerchor aus Negerjungen, aber die evangeliſche ſoll erſt in Angriff genommen werden, ein recht typiſcher Fall, wie der Katholizismus überall in ſeiner propagandiſtiſchen Betätigung dem Proteſtantismus weit überlegen und voraus iſt, allerdings auch bei weitem in der Opferwilligkeit ſeiner Angehörigen für Kirchen- und Erziehungszwecke, ebenſo für politiſche. Der Proteſtantismus in Deutſchland vermag ſich kaum kirchlich, geſchweige denn politiſch zu organiſieren, weil ihm die Unterordnung des Einzelnen unter die Allgemeinheit nicht in demſelben Maße eigen iſt, und weil es ſeinem innerſten Weſen zuwider iſt,

sich auf die Massenherrschaft zu stützen, die er obendrein in derselben Weise, wie der Katholizismus, nicht an sich zu fesseln vermag.

Auch das Zentrum hat Konservative, Liberale und Radikale in seinen Reihen, aber sie ordnen sich alle dem einen, sie alle vereinenden Herrschaftsgedanken unter. So lange wir das uneingeschränkte allgemeine geheime Stimmrecht haben — das Sozialistengesetz war der Versuch einer indirekten Einschränkung —, werden immer die Parteien, die sich auf die Massen stützen, die stärksten sein. Bismarck konnte es noch im Jahre 1867 als die Aufgabe einer vernünftigen Staatskunst bezeichnen, „jedem Individuum dasjenige Maß von Freiheit zu sichern, das mit der Ordnung des Gesamtstaatswesens verträglich ist." Müßte man die Vorgänge auf dem diesjährigen Jenenser Parteitage ernst nehmen, so wäre diese von dem Schöpfer der Reichsverfassung gezogne Grenze erreicht, das Verfassungsideal von 1867 und 1870 den neuen Parteigestaltungen gegenüber nicht mehr haltbar, und unser Staatsrecht wäre schon in dem Widerspruch mit den Realitäten des menschlichen Lebens, von dem er im zweiten Bande der Gedanken und Erinnerungen (S. 59) schreibt, daß er „schließlich zu Explosionen führt und theoretisch nur auf dem Wege sozialpolitischer Verrücktheiten lösbar ist, deren Anklang auf der Tatsache beruht, daß die Einsicht großer Massen hinreichend stumpf und unentwickelt ist, um sich von der Rhetorik geschickter und ehrgeiziger Führer unter Beihilfe eigner Begehrlichkeit stets einfangen zu lassen."

„Hinter dem U folgt gleich das W, das ist die Ordnung im Abc." Man wird bei dem Jenenser sozialdemokratischen Parteitage hinter dem Straßburger Katholikentag unwillkürlich an den obigen Satz der Kapuzinerpredigt in Wallensteins Lager erinnert. In beiden Fällen die große Herbst-Parteiparade, nur mit dem Unterschiede, daß der Katholikentag gerade durch seine Verlegung nach Straßburg einen nationalen Grundzug hatte, der dadurch nicht alteriert wird, daß er von dem Wunsche eingegeben war, die kirchenpolitische Situation in Frankreich zu benutzen, die Elsässer und die Lothringer Katholiken für das Zentrum einzufangen. Zu diesem Zwecke war der Katholikentag mit einem Glanze umgeben, wie nie zuvor, und die so gestreute Aussaat wird sicherlich früher oder später ihre Früchte tragen. Wie die Dinge in Deutschland nun einmal liegen, ist nicht in Abrede zu stellen, daß der Beitritt der reichsländischen Katholiken zur Zentrumspartei zur gegebnen Zeit ein Stück der natürlichen Entwicklung zu Deutschland hin sein wird.

Der sozialdemokratische Parteitag dagegen zeigt zum mindesten seit dem vorigen Jahr einen hippokratischen Zug, der sich unstreitig verschärft, und wenn die Jenenser Studenten zum Schluß den Parteitag durch einen Umzug verspotteten, so haben sie damit einen nicht anzufechtenden Maßstab für die Beurteilung gefunden. Es spricht daraus die Tatsache, daß die sozialdemokratische Herbstparade auf die gebildeten Zuschauer trotz der großen Pauke und sonstigen Lärminstrumente, die dabei überreichlich gebraucht wurden, einen mehr in das Komische als in das Erhabne wirkenden Eindruck gemacht hat. Unverkennbar übt sogar der Fanatismus des Herrn Bebel nicht mehr den frühern Zauber auf seine Gesinnungsgenossen aus, innerhalb der sozialdemokratischen Partei nimmt vielmehr die Zahl derer zu, die sich erinnern, daß das Bessere des Guten Feind ist. Tatsächlich geht es den deutschen Arbeitern — wie auch die vielen mutwillig vom Zaune gebrochnen Streiks beweisen — in der großen Mehrzahl sehr gut, vielleicht zu gut. Längst vermögen verständige Arbeiter, die mehr die soziale, d. h. die wirtschaftliche Seite ihrer Bestrebungen im Auge haben als die demokratische, d. h. die politische, sich immer weniger mit einer Propaganda zu befreunden, die durch unaufhörliche Störungen der wirtschaftlichen Lage die wirkliche solide Besserung der Verhältnisse des Arbeiters hintanhält und allein danach trachtet, seine wirtschaftliche Befriedigung zu stören, ihn dieser nicht froh werden zu lassen, um ihn für die Vermehrung politischer Unzufriedenheit zu mißbrauchen. Schließlich ist doch der Arbeiter vor allem Mensch, der sich mit Weib und Kind seines Daseins freuen will, und die große

Mehrzahl hat für die Jagd nach dem politischen Glück, die Bebel veranstaltet, und deren Führung, aus ganz andern Gründen als wegen des Interesses an den Arbeitern, Leute wie Singer und Arons übernommen haben, wohl nur wenig Verständnis und Bedürfnis. Man braucht nicht Antisemit zu sein, wenn man in der jüdischen Führung der Sozialdemokratie das Element der Dekomposition wiederfindet, das in unserm heutigen Judentum leider in zunehmendem Maße enthalten ist. Bebels diesmalige Reden zeigen immer deutlicher, daß er Mühe hat, die erredete Rolle als Patriarch und geistiges Oberhaupt der Partei zu behaupten, und daß ihm das nur noch durch Auftragen sehr greller Farben gelingt. Auch die Reden, mit denen er in der kommenden Reichstagssession die Geduld seiner Zuhörer in Anspruch zu nehmen gedenkt, werden hiernach zu beurteilen sein. Er sieht sich gezwungen, seinen Anhängern immer stärkere Ingredienzien vorzusetzen, so diesesmal den Massenstreik, aber er hat deutlich genug erfahren, daß die Zahl derer, die an dieses Evangelium nicht glauben mögen, durchaus nicht gering ist. An sich ist der politische Massenstreik ein Unsinn und zugleich der stärkste Mißbrauch des Koalitionsrechts. Das Koalitionsrecht ist den Arbeitern zur Erkämpfung besserer wirtschaftlicher Existenzbedingungen, aber nicht zur Erkämpfung politischer Ziele gegeben worden. Es ist das Äquivalent für das Ausschließungsrecht der Unternehmer, und umgekehrt. Was würde Bebel sagen, wenn sich zum Beispiel sämtliche Unternehmer zu einem Massenausschluß verabredeten, um dadurch die Beseitigung des allgemeinen Stimmrechts zu erreichen? Theoretisch stehn beide Ideen durchaus auf demselben Boden. Nun gehört ja freilich der „Generalstreik," wenigstens in Deutschland, zu den Dingen, die nicht so heiß gegessen werden, wie man sie kocht, aber das immer frivolere Spielen mit solchem Feuer bekundet, daß die Parteileiter schon die stärksten Mittel anwenden müssen, um die Dreimillionenpartei zusammenzuhalten. Daß ein politischer Massen- oder Generalstreik mit dem Koalitionsrecht überhaupt endgiltig aufräumen würde, bedarf keines Hervorhebens.

Es war vorauszusehen, daß die Vorgänge in Rußland auf unsre Sozialdemokratie, die mit Herz, Mund und Hand daran beteiligt ist, intensiv abfärben würden. Eine so billige Gelegenheit, auf Rußland zu schimpfen, den Fürsten- und Beamtenmord zu verherrlichen und zu preisen, wird sich ja kaum so leicht wieder bieten. Es ist sehr bedauerlich, daß unser Strafgesetz in dieser Hinsicht so große Lücken enthält. Hier haben „die sozialdemokratischen Verrücktheiten" längst das erträgliche Maß überschritten. Mord darf, wen er auch trifft, nicht gepriesen und nicht verherrlicht werden, unser gesetzlicher „Kulturzustand" steht in diesem Falle wie in so vielen andern in direktem Gegensatz zum Moral- und Sittengesetz. In dieser sozialdemokratisch sorgfältig gepflegten Verwirrung und Verwilderung der Anschauungen liegt System. In dieses System gehört auch das Einschreiten der „Genossen" für den vierfachen Mörder Kasprzak, mit dem die russischen Behörden noch auffallend viel Umstände gemacht haben. Allem Anschein nach wird Bebel dieses Spektakelstück im Reichstage benutzen, um sich von neuem unsterblich zu blamieren. Er wird gegen Rußland und gegen das Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland seinen Theaterdonner loslassen zu einer Zeit, wo England und Frankreich das Möglichste tun, Rußland zu umwerben und den Zaren zu umschmeicheln. Aber unsre Sozialdemokratie hat von Anfang an immer nur die Arbeit des Auslandes gemacht, polterndes Biertischraisonnement mit Appell an die Instinkte der blöden Masse, und das nennt sich dann „Politik."

Die Sozialdemokratie wird, im Gegensatz zu Bebels Ankündigungen in Jena, Kriege niemals verhindern, wohl aber sie herbeiführen. Eine Partei, deren Leitung jederzeit bereit ist, den Feuerbrand an das eigne Haus zu legen, das sie schützend beherbergt, wird im Auslande immer als eine Schwächung der deutschen Stoßkraft angesehen werden, und die Neigung, über Deutschland herzufallen, wird in dem Maße zunehmen, wie der Einfluß der Sozialdemokratie auf unsre innere Lage wächst, wenigstens in der Meinung des Auslandes wächst. Einstweilen werden Bebel,

Singer und Genossen außerhalb Deutschlands nirgend recht ernst genommen, sonst würden sie in der Rechnung der Koalitionsversuche gegen das Reich schon eine nicht unbedeutende Zahl sein. Ob das Spielen mit dem Revolutionsfeuer in Jena ihnen eine höhere Einschätzung bei Nationen eintragen wird, denen das Ansehen und das Aufblühn Deutschlands im Wege ist, bleibt abzuwarten. Jedenfalls wird unsre auswärtige Politik immer um so richtiger sein, je schärfer sie von Herrn Bebel verurteilt wird.

Die Mannheimer Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik weist insofern einen erfreulichen Fortschritt auf, als endlich einmal den ideologischen Professoren die harte Realität der Tatsachen gegenüber getreten ist. Die Herren Schmoller und Brentano, um nur diese Namen zu nennen, leben mit ihren sozialpolitischen Auffassungen in einer Welt von Ideen, die niemals zur Erfüllung gelangen können; wer die Menschen regieren will, muß aber seiner Zeit angehören. Professor Brentano steht bewußt oder unbewußt mit beiden Füßen auf dem Boden der Sozialdemokratie, und nicht nur das: er geht ihr bahnbrechend voran, indem er in seinen Theorien die wenigen letzten Dämme niederreißt, die bisher noch das Hereinbrechen der wilden Fluten der Reichszerstörung aufgehalten haben. Bebel empfiehlt in Jena den politischen Massenstreik zur Inszenierung der Revolution, und acht Tage — oder weniger — darauf verlangt Professor Brentano statt des gesetzlichen Schutzes der Arbeitswilligen den gesetzlichen Schutz für die Streikenden! Den Arbeiterkoalitionen gegenüber ist unser öffentliches Recht doch längst in der Rolle Gretchens: ich habe schon soviel für dich getan, daß mir zu tun fast nichts mehr übrig bleibt! Von dem Augenblick an, wo der Jenenser Parteitag — gleichviel ob man diesen Beschlüssen Ernst und Bedeutung beimessen will oder nicht — den politischen Massenstreik zum revolutionären Kampfmittel gegen die monarchische Staatsordnung proklamiert und diesen revolutionären Kampf zum Prinzip erhoben hat, dessen Anwendung fortan nur noch eine Opportunitätsfrage sein soll, hat sich der Staat mit seiner Gesetzgebung nicht nur, sondern mit der Handhabung seiner gesamten obrigkeitlichen Gewalt auf diesen Kampf einzurichten, bevor es zu spät ist.

Sind die Vorschläge Brentanos tatsächlich nichts weiter als der Rat, die letzten Dämme und Schleusen zu durchstechen, so bewegen sich die von Schmoller in einem Wolkenkuckucksheim, für das in dieser Welt der harten Tatsachen mit ihrer unerbittlichen Logik kein Raum ist. Ein neuer Beweis, daß man ein großer, hochgeschätzter Gelehrter sein und doch den Realitäten des praktischen Lebens recht weltfremd gegenüberstehn kann. Es ist derselbe Professorenidealismus, an dem einst das Werk der Frankfurter Nationalversammlung scheiterte. Deutschland sah sich danach auf den Weg von Blut und Eisen verwiesen, um seine politische Sicherheit und Unabhängigkeit zu erreichen. Müssen wir zur Erreichung unsrer wirtschaftlichen Sicherheit und der Unabhängigkeit von der Begehrlichkeit irregeleiteter Massen denselben Weg gehn nach einem Vierteljahrhundert ununterbrochner Sorge für die Bewegungsfreiheit und für das Wohlergehn dieser Klassen, die dank so großer Fürsorge heute in einer guten Lage sind, wie sie sonst nirgends auf der Welt zu finden ist? Gewiß mögen dem gutmütigen und gutgläubigen Professorentum die ernsten Wahrheiten des Lebens, auf die der ehemalige Arbeiter, Geheimer Kommerzienrat Kirdorf aus langjähriger Erfahrung hinwies, hart und rauh in die Ohren klingen, es ist doch eben nur eine neue Bestätigung des alten Satzes: leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen; eine weithin verständliche Veranschaulichung des unüberbrückbaren Gegensatzes von Ideal und Leben, von Dichtung und Wahrheit, von Theorie und Praxis. Von den sozialpolitischen Gegnern Kirdorfs, denen es ehrlich auf die Arbeit und ihr Gedeihen, nicht auf politische Machtfragen ankommt, wird unter vier Augen wohl jeder zugeben, daß er an Kirdorfs Stelle ebenso denken und handeln würde, vielleicht von den Bitterkeiten abgesehen, die bei starken Charakteren die unvermeidliche Folge der gehässigen, verhetzenden und persönlichen Art dieses Kampfes sind. Der Jenenser Parteitag und die Mannheimer

Generalversammlung haben viel böse Saat gestreut, aber sie haben unstreitig das Gute gehabt, viele Augen zu öffnen und der Nation endgiltig klar zu machen, wohin die Reise geht. *§*

Elsässische Suppen. Bei seinem diesjährigen Besuch des Reichslandes hat der Kaiser, wie die Zeitungen erzählten, zu einer Schar Mädchen gesagt, sie sollten ordentlich kochen lernen, dann würden sie zufriedne Männer kriegen. Daran mußten wir denken, als wir die neuen Hefte des trefflichen Elsässischen Mundartenwörterbuchs*) durchblätterten und darin auf den Artikel „Suppe" stießen. Sind sie wirklich alle schon in den großen Universallexika der Kochkunst beschrieben, die Anken=(Butter=)suppe, Bohnensuppe, Brosamensuppe, das Fatzelsuppele, die Flädlesupp, Fleischknöpflesupp, Grüengesupp, Grumbeeren= oder Herdepfel= oder Kartoffelsupp, die Krankensuppe, Krebssuppe, Kuttelsuppe, Makkaronisuppe, Mehlsuppe, Milchsuppe, Peterlesupp, Plotzsupp, Plotzmilchsupp, Plumpsupp, Rahmsupp, Rettichsupp, Ribelesupp, Rübensupp, Schildkrötensuppe, Schüllensupp, Speecksupp, Winsupp, Wurstsupp und Zibel=(Zwiebel=)suppe, die eine ordentliche elsässische Bäuerin muß kochen können? Denn ein vorlautes Mädchen, das zur Führung eines Haushalts noch nicht reif ist, weisen die Alten zurecht: „Ei! schweij si schdill. 's kann jo kenn Wassersupp rechd koche." Und so dient denn dieser wichtige Begriff im Elsaß auch zur Bildung von allerhand Volksausdrücken, so reichlich, wie wohl in keiner deutschen Landschaft wieder. Natürlich redet man im Elsaß so gut wie anderswo bildlich von der verschütteten Suppe und von der leider eingebrockten Suppe, die einer nun auch ausessen muß. Schon minder verbreitet ist das elsässische: (Wenn ich das täte,) so müeßt ichs alle Tag uf der Supp fresse, d. h. müßte ich mirs alle Tage vorwerfen lassen; noch weniger jedenfalls: Si hai in uf alle Suppe, von einem sehr häufigen Besuch. Zu einem Kinde, das sich vordrängt, sagt der Vater: Wenn mr dich nit hätte un 's tägli Brot nit, so müßte mr d' Supp trinke (oder: mit 'm Leffl esse). Besonders bezeichnend aber für den bildlichen Allgemeingebrauch des Wortes im Kindermund: D' Supp is kocht! d. h. los! zum Beispiel als Aufforderung, etwas verstecktes zu suchen, und: Ich ha ni gnue Supp, wie das Kind sagt, das beim Schaukeln auf einem wiegenden Brett nicht weit genug vom Drehpunkt entfernt sitzt und darum zu wenig Gewicht hat; meh Supp! ist überhaupt der Ruf eines, der sich irgendwie benachteiligt glaubt. Aus dem Klange dreier Dreschflegel hören die elsässischen Kinder heraus: Frau, koch Supp! Ein Trommelsignal ahmen sie mit dem Verse nach:

Räü bläü bläü!
D' Supp is kocht!
Was für e Supp?
E Grumbiresupp!
Wer het s' kocht?
E Burefrau!
Drum iß ich si au!

Noch einige Zusammensetzungen. Brummelsuppe ist ein Verweis, besonders eine Gardinenpredigt, aber auch ein mürrischer Mensch, und denselben zweifachen Sinn hat Muttersuppe; auch Schnurrsuppe ist ein mürrischer, und Kübelsuppe ein rüpelhafter Mensch. Wer nicht aufhören kann zu lachen, von dem sagt man: De het hüt e Gigelisupp g'hat. Kuttelsuppe, d. i. Wurstsuppe, dient zu der ironischen Redensart: Heiterhell wie e Kuttelsupp, die also den entgegengesetzten Sinn hat von der sächsischen: Klar wie Kloßbrühe, und zu der Wendung: I ha Kuttelsupp daheim, d. h. meine Frau liegt im Wochenbett. Wenn man einem etwas durch die Blume sagt, setzt man wohl hinzu: Schmeck, Fuchs, 's is e Ruebesupp! Prügel

*) Wörterbuch der Elsässischen Mundarten, bearbeitet von E. Martin und H. Lienhart. 2. Band, 3. u. 4. Lieferung. Straßburg, K. J. Trübner, 1905.

mit einem ober Schuß heißen Bügeleisen, wie alle Segmente Zeichnende kennt und weiß, daß es nicht nur ein Bügeln, sondern auch ein Pressen ist. Das Papier ist bei Bügeln naturgemäß einer Feuchtung, Bügeln und Trocknung ausgesetzt, kann es, einmal feuchtet, schlecht, schrumpfend. Derartig hat man in Wiener Atelier Kraft, ist man in Wiener Atelier Bügeleisen, Bügeln und Trocknung gewohnt. Nun ging Steiner auf den neuen Gedanken und Gedanken ein, Bügeln zu pressen.

In der Arbeitsausstellung auf Seite 337 hat Dr. Hoffmann. Im dem Aufsatz „Bügeln über die" hat der Verfasser einen Aufsatz Steiner's über das Zeichnenpapier gedruckt. Bügeln und Pressen erläutert, findet hat er Bügeln und Pressen verwendet, Steiner einer der neue Bücher empfohlen gedruckten Bücher.

Neue Abonnenten der Buchgewerbe erhalten auf Wunsch den Anfang des laufenden Romans kostenlos nachgeliefert.

Buchgewerbe und Papierfabrik Steiner in Leipzig.

Bestag von Dr. Hoffmann in Leipzig. — Verantwortlich für Redaktion: Dr. Hoffmann in Leipzig.

Alle bis zu Buchgewerbe Hoffmann Bestellen und Zeichnungen nicht sonst an den Bestager Hoffmann in Leipzig, Steiner Straße 1, Steiner Straße 1, Steiner Straße 1.

Die Buchgewerbe werden bestellt und Zeichnungen nicht sonst auf die eine Seite und Papierfabrik und Steiner Straße erhalten.

Die Verbreitung von Odol über die ganze Erde steht ohne Beispiel da.

Es gibt kein zweites Zahnreinigungsmittel, das eine derartig enorme Verbreitung in allen Ländern gefunden hat.

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang

Nr. 41

Ausgegeben am 12. Oktober 1905

Inhalt:

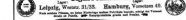
	Seite
Der Eintritt des Großherzogtums Baden in den Norddeutschen Bund und die Luxemburger Frage. Von Heinrich von Poschinger . . .	59
Die richterliche Unabhängigkeit	69
Das neue Griechenland im neuen. Von Karl Dieterich	72
H. C. Andersen. Von Sophus Bauditz. (Schluß)	79
Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren. Lebenserinnerungen von Robert Thomas. (Fortsetzung)	86
Junge Herzen. Erzählung von Christopher Boeck. (Fortsetzung)	97
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Marokko. — Vom Neuen Testament. — Für Pilzfreunde. — Madame Bartet	107

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

H. W. Schöttler,
Cigarrenfabrik.

Leipzig, Wenzer. 21/23. Hamburg, Venezuela 49.

Fein gebaute, milde, leichte Cigarre, ganz Deckblatt, Einlage und Umblatt Ernte 1906, aber Deckblätter Ernte und Ursprung 1905.



La Carma, vorgenannte in Kisten von 50 Stück Preis per Mille 100 Mk. **ff** fein leichte, elegante Cigarre, milden aufbau, eine durchaus leichte Qualität. **Wie**

Von 10 Mark an portofreie Zusendung, unverzollt.

Leihventen! Bei Abnahme von **Zwischenstücken** wird Rabatt gewährt.

bis Ende von	50	60	70	75	Nr.
1 weiß Preis	6,00	7,20	8,40	9,00	1
1 weiß Preis	5,40	6,48	7,56	8,10	2
1 weiß Preis	4,80	5,76	6,72	7,20	3
1 weiß Preis	4,20	5,04	5,88	6,30	4
1 weiß Preis	3,60	4,32	5,04	5,40	5
1 weiß Preis	3,00	3,60	4,20	4,50	6
1 weiß Preis	2,40	2,88	3,36	3,60	7
1 weiß Preis	1,80	2,16	2,52	2,70	8
1 weiß Preis	1,20	1,44	1,68	1,80	9
1 weiß Preis	0,60	0,72	0,84	0,90	10

Der Eintritt des Großherzogtums Baden in den Norddeutschen Bund und die Kaiserdeputation 1870

Entgegnung der badischen Minister von Freydorf
Mitgeteilt von Heinrich von Poschinger

I. Die Vorbereitungen des Großherzogtums Baden Mitte Januar 1870 und der badischen Gesandten in Paris, Berlin und Petersburg über den Eintritt Badens in den Norddeutschen Bund

Die badische Historie in Bezug darauf, wie Baden in den Norddeutschen Bund eintrat, hat bisher nur wenige Bearbeiter gefunden. Es ist dies um so auffallender, als gerade die Geschichte, wie Baden in den Norddeutschen Bund eintrat, nicht bloß in hohem Grade geeignet erscheint, einen Einblick in die Politik der Großmächte, insbesondere Preußens, zu gewähren, sondern auch das Verhältnis Badens zu seinem Großherzog, seinem Hause, seinem Volke und zu der Regierung über die Bedeutung, welche das Jahr 1870 für Baden haben sollte, in ein helles Licht zu setzen geeignet ist. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Geschichte des Eintritts Badens in den Norddeutschen Bund, welche bisher nur in einzelnen Andeutungen, nicht aber in einer zusammenhängenden Darstellung vorliegt, sowohl in Baden selbst, als auch außerhalb Badens, wo sie bisher nur wenig bekannt ist, zu einer gründlichen Bearbeitung reizen muß.

Die Regierung in Berlin sagte mit Eintritt in den Norddeutschen Bund genau. Die Preußische Regierung hatte sich bei Entschließung des Großherzogs Regierung nicht geirrt, als sie in der Hoffnung, daß Baden in den Norddeutschen Bund eintreten werde, sich in die Annexion Hannovers, Kurhessens, Nassaus und Frankfurts fügte. Sie hatte sich nicht getäuscht, als sie in der Hoffnung, daß Baden in den Norddeutschen Bund eintreten werde, sich in die Annexion Hannovers, Kurhessens, Nassaus und Frankfurts fügte. Sie hatte sich nicht getäuscht, als sie in der Hoffnung, daß Baden in den Norddeutschen Bund eintreten werde, sich in die Annexion Hannovers, Kurhessens, Nassaus und Frankfurts fügte.

---

1 Karl Mathy, der badische Staatsmann. Biographie. Karlsruhe 1898. S. 299. Die Biographie Mathys ist leider nicht auf Grund von Akten, Aktenstücken, Briefen und anderen Quellen geschrieben, sondern nur auf Grund von Erinnerungen, Erzählungen und Mitteilungen, welche Mathys Sohn der Biographie übergeben hat.

2 Abgedruckt 1. Band, Beilage 1.

3 Abgedruckt 1. Band, Beilage 2.

Eifer dem Berliner Kabinett gegenüber schwer erklären können, der geeignet wäre, eine Art von Druck auf die übrigen süddeutschen Staaten zu üben.

Marquis de Moustier entgegnete auf die entsprechende Widerlegung solcher Unterstellungen des Gesandten, worin auch auf die bevorstehenden Stuttgarter Konferenzen als Anlaß der angeblichen Nachrichten über Badner Bestrebungen verwiesen wurde: es sei ein wesentlicher Unterschied zwischen der Eventualität des Eintritts eines süddeutschen Staats in den Norddeutschen Bund und zwischen einer etwaigen Allianz zwischen dem Süden und dem Norden Deutschlands; eine solche könne man als im allgemeinen deutschen Interesse liegend ansehen und nicht bloß als eine neue Ausdehnung der Befugnisse Preußens verstehn.

Man konnte dahingestellt sein lassen, ob dem französischen Minister die behaupteten Nachrichten wirklich zugegangen waren, oder ob die gegebnen Winke Baden warnen sollten, in den Stuttgarter Konferenzen die andern süddeutschen Staaten zu sehr in das „preußische Heer- und Bewaffnungssystem" hineinzutreiben, und es ermuntern sollten, vielmehr ein selbständiges (süddeutsches) System aufbauen zu helfen; die Warnung verfing nicht, und der Gesandte erhielt zur Beachtung bei etwaigen fernern ähnlichen Unterhaltungen folgende Instruktion:

Carlsruhe, den 9. Februar 1867.

Hochwohlgeborener Freiherr!

In meinem Schreiben vom 29. v. M. hatte ich die Ehre, Euerer Excellenz den Zweck und die Aufgabe der Stuttgarter Conferenz, sowie die Absichten auseinanderzusetzen, welche bei Beschickung dieser Conferenz Seitens der Großhl. Regierung vorwalteten.

Diese Conferenz hat zu einer allseitigen Verständigung der Vertreter der süddeutschen Staaten über die Grundlagen einer gleichartigen Wehrverfassung geführt, welche so ziemlich mit den Grundsätzen der Preußischen Wehrverfassung übereinstimmen. Dieselben bedürfen zu ihrer Einführung in den einzelnen süddeutschen Staaten noch der Genehmigung der betreffenden Regierung, der näheren Ausarbeitung und der Zustimmung der Stände.

Inzwischen giebt mir der Bericht Euerer Excellenz vom 1. d. M., welchen ich bei meiner Rückkehr von Stuttgart antraf, Anlaß, mich auch über die Stellung Badens zu der Frage der politischen Einigung aller oder einzelner deutschen Staaten zu äußern und ich ersuche Hochdieselben, Sich in diesem Sinne gelegentlich und vertraulich gegen die leitenden Staatsmänner Frankreichs auszusprechen.

Das Großherzogthum Baden gehörte zu denjenigen Deutschen Staaten, welche, so oft sich Gelegenheit hiezu bot, auf eine Befriedigung des nationalen Bedürfnisses durch Abänderung der Deutschen Bundesverfassung, im Sinne der Herstellung einer engeren Vereinigung der Deutschen Staaten und einer stärkeren Zentralgewalt hinzuwirken suchten, eines Bedürfnisses, welches sich schon wiederholt, insbesondere in den Jahren 1848 und 1849 sogar im Wege des Versuchs eines gewaltsamen Umsturzes geltend gemacht hatte.

Das Großherzogthum Baden befand sich, als endlich im vorigen Jahre die Deutsche Frage zwischen Preußen und Oesterreich ausgefochten wurde, mit den übrigen süddeutschen Staaten auf Seite Oesterreichs und auf Seite der Besiegten. Der Kampf und die Friedensschlüsse hatten wohl eine engere Vereinigung der norddeutschen Staaten unter der Führung Preußens, für die süddeutschen Staaten aber nur die Auflösung des Bundes, welcher sie unter sich und mit den übrigen Deutschen Staaten vereinigt hatte, und die völlige Isolirung derselben zur Folge.

Auch gegenüber einem solchen auswärtigen Staate, welcher sich in die inneren Angelegenheiten Deutschlands einzumischen geneigt wäre, ließe sich wohl der Satz vertheidigen, daß kein Grund zur Einmischung vorhanden sei, wenn die nun isolirt stehenden Staaten die Herstellung eines ungefähr ebenso engen politischen Bandes mit dem übrigen Deutschland anstreben, als das alte Bundesverhältniß war.

Ein Staat, welcher, wie Frankreich, die noch in dem Rundschreiben des Marquis Lavalette vom 16. September v. J. betonten Principien des Selbstbestimmungsrechts der Nationen und der Nicht-Intervention anerkennt und zur Geltung brachte, wird selbst gegen das Bestreben eines engeren, als des früheren, Anschlusses der Deutschen Staaten unter sich nichts einwenden.

Das Großherzogthum Baden hat durch den deutschen Krieg und die nachgefolgten Friedensschlüsse seine volle Souverainetät und Unabhängigkeit und damit die Befugniß zurückerhalten, völkerrechtliche und staatsrechtliche Verträge und Verbindungen mit anderen, insbesondere Deutschen Staaten, einzugehen. Die Großhl. Regierung ist in diesem ihrem Rechte auch durch die in dem Preussisch-Badischen Friedensvertrage vom 17. August v. J. ausgesprochene Anerkennung des Oesterreichisch-Preussischen Präliminar-Vertrags vom 26. Juli 1866 nicht beschränkt. In Art. II dieses Vertrags giebt Oesterreich ausdrücklich seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Betheiligung des Oesterreichischen Kaiserstaates, erkennt Oesterreich ferner den von Preußen zu begründenden norddeutschen Bund an, den süddeutschen Staaten anheimgebend, in einen Verein zusammenzutreten, dessen nationale Verbindung mit dem norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibe. Etwa dieselbe Bestimmung ist in Art. IV des (übrigens von den süddeutschen Staaten nicht ausdrücklich anerkannten) Preussisch-Oesterreichischen Friedens-Vertrags vom 23. August v. J. enthalten

Daß andere, das Belieben der süddeutschen Staaten beengende und beschränkende Verabredungen bestehen, welche irgend einem auswärtigen Staate das Recht der Intervention gegen eine engere Verbindung der süddeutschen mit den norddeutschen Staaten geben könnten, ist nirgends behauptet, und insbesondere der diesseitigen Regierung nicht bekannt.

Nichtsdestoweniger gehe ich, indem ich auf die Erhaltung der guten und freundnachbarlichen Beziehungen zu der Kaiserlich Französischen Regierung großes Gewicht lege, gerne auf die im Laufe einer Unterhaltung von Herrn Marquis von Moustier gegen Euere Excellenz gemachten Aeußerungen ein.

Ich begreife nicht, auf welchem Wege die Version von einem Versuche der Großhl. Badischen Regierung, in den norddeutschen Bund einzutreten, nach Paris gelangte. Es ist weder ein solcher Versuch gemacht, noch überhaupt von einem politischen Anschluß weder an die süddeutschen Staaten, noch an den norddeutschen Bund die Rede gewesen. Ein Eintritt in den norddeutschen Bund könnte überhaupt wohl erst nach der Constituirung dieses Bundes zur Sprache kommen und sodann würde Angesichts der geographischen Lage und der Größe und Einwohnerzahl des Großherzogthums sehr unwahrscheinlich sein, daß, auch wenn die Großhl. Regierung einen Anschluß an Norddeutschland in's Auge faßte, die Königlich Preussische Regierung auf eine Aufnahme dieses Landes in den norddeutschen Bund einginge.

Es kann also von einem besonderen Eifer, mit dem die Großhl. Regierung den Eintritt in den norddeutschen Bund betriebe, von einem Druck, den sie in dieser Beziehung auf die übrigen süddeutschen Staaten übte, keine Rede sein; und es hat mich unangenehm berührt, daß, während wir uns stets um Erhaltung der so werthvollen freundschaftlichen Beziehungen zu der Kaiserlichen Regierung bemühen, Herr Marquis de Moustier auf so vage und bodenlose Voraussetzungen und Insinuationen hin auch nur von dem Schatten einer Feindseligkeit unsererseits sprechen konnte.

In der Theorie aber müssen wir unser Recht der Wiederherstellung eines engeren politischen Anschlusses sowohl an die süddeutschen, als norddeutschen Staaten wahren und es kann die fernere Diskussion über die Frage, in wie weit ein solcher

Anschluß den jüngsten Staatsverträgen gemäß oder entgegen sei, füglich auf die Zeit verschoben werden, da ein solcher Versuch gemacht werden und man von dem Inhalte eines solchen Projects eine genauere Vorstellung haben könnte.

Ich ersuche Euere Excellenz, eine sich darbietende Gelegenheit auch dazu zu benützen, um Herrn Marquis von Moustier darauf aufmerksam zu machen, welchen grundlosen und frivolen Denunciationen wir auch in Paris ausgesetzt sind, und ihn zu bitten, die Angeber um Mittheilung irgend welcher ihre Insinuationen unterstützender Thatsachen und Beweise zu ersuchen.

Interessant wäre mir, gelegentlich die Abmachungen kennen zu lernen, welche etwa auch Frankreich als bei dem Nikolsburger und Prager Vertrage betheiligt, und zur Ueberwachung des Vollzugs dieser Verträge berechtigt erscheinen lassen, insbesondere Abschrift der Pariser Punktationen des Nikolsburger Vertrags zu erhalten.

Hochachtungsvoll verharrend

v. Freydorf.

Auf dementsprechende Eröffnungen gab de Moustier, der den Gesandten schon wiederholt gelegentlich über die wegen des Eintritts Badens in den Norddeutschen Bund — auch in der Presse — umlaufenden Gerüchte befragt hatte, für die Mitteilung dankend, zu, daß diese die von ihm zur Sprache gebrachten Behauptungen widerlege, fügte aber bei, daß die von ihm gestellte Frage weniger die behauptete Tatsache des beabsichtigten Eintritts Badens in den Norddeutschen Bund als eine militärische Unterordnung Badens unter Preußen beträfe, die im Werke sei und Badens Unabhängigkeit für die Zukunft bedrohen könnte, wogegen sich der Gesandte wieder auf die soeben abgeschlossenen Stuttgarter Konferenzen berief, deren Gegenstand, die Erzielung einer bessern militärischen Organisation zur Verteidigung des deutschen Südens, diese Unterstellung an sich widerlegten.

Auch diese Unterredung war vertraulich, de Moustier beschränkte sich auf gesprächsweise Fragen, ging nicht zu Beschwerden und Tadel über. Eine ähnliche Unterredung hatte de Moustier auch mit dem bayrischen Gesandten gehabt, in der er aber auf eine offizielle Kundgebung, auf eine Rede des Ministers Fürsten Hohenlohe, fußen konnte, worin dieser gesagt hatte, in Kriegszeiten sollte der militärische Oberbefehl dem König von Preußen übertragen werden.

Der Gesandte machte darauf aufmerksam, daß in den jetzigen Zeiten keine Kundgebung, kein Anzeichen übersehen werden dürfe, und daß man eine Täuschung der öffentlichen Meinung des Auslands über die Richtung und den Gang der badischen Politik verhüten und vermeiden müsse.

Seit längerer Zeit sei zu bemerken, daß die badische Regierung mehr als jede andre die Zielscheibe ungerechter Beschuldigungen und übelwollender Auslegungen sei; daß in diesem schon seit Jahren befolgten Verfahren ein gewisses System liege, das nicht ablasse, fortwährend zuzuschlagen. Diese Angriffe und Verleumdungen kämen aus Deutschland, von wo aus man das Staatsoberhaupt als seiner Mission überdrüssig, die Regierung als zum Aufgeben ihrer Autonomie bereit darstelle. Namentlich enthalte der „Temps“ häufig Artikel dieser Richtung.

2. Unterredung Freydorfs mit dem französischen Geschäftsträger in Karlsruhe über die Luxemburger Frage (30. April 1867)

Am 30. April 1867 hatte der kaiserlich französische interimistische Geschäftsträger Baron von Montgascon eine Unterredung mit Herrn von Freydorf über die Luxemburger Frage.

Die wiederholte Erkundigung nach einer bevorstehenden Verstärkung der Besatzung von Rastatt durch königlich preußische Truppen beantwortete Freydorf wiederholt dahin, daß in einer solchen Verstärkung, wenn sie je eintrete, nichts für Frankreich alarmierendes liegen könne, da bis zum Juni v. J. unangefochten preußische, außer ihnen sogar österreichische Truppen in Rastatt gestanden hätten, daß der badischen Regierung das Recht noch nicht bestritten worden sei, mit Preußen und andern deutschen Staaten mindestens in dieselben nahen Beziehungen zu treten, wie sie vor dem vorjährigen Kriege und dem Frieden von Prag bestanden hätten, daß sich die badische Regierung für berechtigt halte, sich mit der königlich preußischen Regierung über die Besetzung von Rastatt zu vertragen, daß aber faktisch zurzeit weder königlich preußische Truppen in Rastatt stünden noch eine Mitbesetzung in Aussicht sei.

Darauf bat Herr von Montgascon den Präsidenten von Freydorf, dem Großherzog den Dank seiner Regierung auszusprechen, daß Höchstihre Regierung sich, wie genaue Informationen ergeben hätten, nicht an der Mission des königlich bayrischen Legationsrats Grafen Tauffkirchen nach Berlin und Wien beteiligt habe. Herr von Montgascon erläuterte, daß diese Mission ein gegen Frankreich sehr feindseliger Schritt gewesen sei, nichts geringeres als eine Koalition Preußens und Norddeutschlands mit Österreich und den süddeutschen Staaten gegen Frankreich bezweckt habe.

Freydorf entgegnete, daß der Dank unverdient sei, indem die Mission des Grafen Tauffkirchen der badischen Regierung ein Geheimnis gewesen, und sie auch heute noch darüber nicht genau unterrichtet sei. Übrigens dürfe er nach allem, was er von der Mission gehört habe, voraussetzen, daß sie keinen gegen Frankreich feindseligen Charakter gehabt habe. Graf Tauffkirchen scheine sich in Berlin über die Frage der in dem Prager Frieden und in der Bundesverfassung vorbehaltnen nationalen Verbindung der süddeutschen Staaten mit dem Norddeutschen Bunde und in Wien über die Möglichkeit der Wiederherstellung eines engern Verhältnisses Österreichs zu Nord- und Süddeutschland orientiert zu haben. Freydorf wisse, daß von dergleichen die Rede gewesen sei, bevor man an die Möglichkeit eines Konflikts mit Frankreich gedacht habe.

Herr von Montgascon kam schließlich auf die rechtliche Seite der Luxemburger Frage zu sprechen und wünschte Auskunft darüber, welche Haltung die badische Regierung in dem Falle beobachten würde, daß sich Preußen dem Urteile der Großmächte über sein Besatzungsrecht der Festung Luxemburg nicht fügen, und daß diese Angelegenheit zu einem Kriege zwischen Frankreich und Preußen führen würde; ob sich insbesondre die badische Regierung verpflichtet halte, in solchem Falle auf Seite Preußens zu stehn. Herr von Montgascon verwahrte sich dagegen, zur Beobachtung einer Neutralität oder zu irgendeiner

bestimmten Haltung einladen zu wollen; doch stelle er die Frage im Auftrage seiner Regierung, sie werde wohl zugleich auch an die andern süddeutschen Regierungen gestellt. Herr von Montgascon betonte die Zurückhaltung und Mäßigung, mit der die kaiserliche Regierung die Luxemburger Frage behandle, die Anrufung der Entscheidung der Garantiemächte von 1839 und die beabsichtigte Unterordnung unter deren Ausspruch.

Auf die Behauptung, daß sich die drei angerufenen Großmächte gegen das Besatzungsrecht Preußens in Luxemburg erklärt hätten, konnte Freydorf erwidern, daß sich seines Wissens die Großmächte auf eine Erörterung der Rechtsfrage nicht eingelassen, sondern nur Wege der Vermittlung und des Ausgleichs gesucht und vorgeschlagen hätten. Freydorf erklärte, vorläufig nur seine persönliche Ansicht in der Sache aussprechen zu können; die Frage sei bis jetzt nicht so nahe an die badische Regierung herangetreten, daß man für nötig befunden hätte, sie eingehend zu beraten und eine bestimmte Stellung einzunehmen.

Herr von Montgascon wünschte in einigen Tagen, nachdem die Sache im Staatsministerium vorgetragen sei, weitere Antwort einholen zu können. Auf Freydorfs Erklärung, daß er einen solchen Vortrag nur auf schriftliche Präzisierung und Mitteilung der Anfrage der kaiserlichen Regierung erstatten würde, begnügte sich Herr von Montgascon mit folgender persönlicher Antwort Freydorfs: Es scheine ein Recht Deutschlands, nun der einzelnen deutschen Staaten, an die Zugehörigkeit Luxemburgs, ebenso an ein Besatzungsrecht Preußens in der Festung Luxemburg begründet.

Würde Preußen aus Anlaß der Luxemburger Frage in einen Krieg mit Frankreich verwickelt, so würde Baden die Rechtsfrage eingehender zu prüfen, sodann zu untersuchen haben, ob nicht Baden, als ein Stück von Deutschland, schon an sich moralisch verpflichtet sei, für die Verteidigung der Zugehörigkeit Luxemburgs einzutreten, ferner ob Baden nicht durch das Bündnis vom 17. August 1866 selbst vertragsmäßig und rechtlich gehalten sei, sich auf Seite Preußens zu stellen. Übrigens stehe ja nun die Erhaltung des Friedens in Aussicht; Baden müsse nach seiner geographischen und gegenwärtigen politischen Lage wünschen, daß wenn dies für Preußen und Deutschland unter ehrenhaften Bedingungen möglich sei, ein Ausgleich gefunden und der Krieg verhindert werde.

Auf Freydorfs Frage, was die kaiserliche Regierung gerade bei der jetzigen friedlichen Wendung*) zu den gestellten Anfragen veranlasse, bemerkte Herr von Montgascon, daß die betreffende Depesche das Datum vom 27. April trage und am 28. April in Karlsruhe eingetroffen sei.

Auf die Frage des Herrn von Montgascon, ob die badische Regierung bei ihrem Interesse an der Erhaltung des Friedens nicht in Berlin im Sinne des Friedens wirken wolle, bemerkte Freydorf, daß die Vermittlung von den Großmächten in die Hand genommen worden sei, die nach bestehenden Machtverhältnissen und bei ihrer bessern Information über die Lage der Angelegen-

*) Schon am 25. April hatte Bismarck dem österreichischen Vorschlage, Luxemburg bei Holland zu lassen und eventuell die Festung zu räumen und zu schleifen, beigestimmt.

heit auch eher zur Vermittlung beitragen könnten als die Regierung eines Mittelstaats.

Eine Äußerung des Herrn von Montgascon veranlaßte Freydorf zu der Bemerkung, es scheine Frankreich darauf anzukommen, in Berlin sagen zu können, daß in einem Kriegsfalle Baden und die süddeutschen Staaten nicht auf der Seite Preußens stehn würden. Herr von Montgascon stellte in Abrede, daß er dies habe sagen oder andeuten wollen.

Von der Mission des Grafen Taufskirchen sprechend gab Herr von Montgascon zu verstehn, daß die Tätigkeit dieses Diplomaten in Berlin und Wien in München auch von dem König von Bayern und von dortigen hochgestellten Personen übel aufgenommen worden sei. Der Dank an Baden wurde trotz Freydorfs Ablehnung mehrfach wiederholt.

Herr von Montgascon mag unter dem Eindruck geschieden sein, daß Baden in einem Kriege wegen Luxemburg auf der Seite Preußens stehn werde.

3. Unterredungen Freydorfs mit dem französischen Geschäftsträger in Karlsruhe über den Anschluß Badens oder der süddeutschen Staaten an den Norddeutschen Bund (9. und 12. Juli 1867)

Der französische Gesandte Baron von Montgascon leitete die Unterhaltung mit Freydorf, die dieser an den Empfangstagen am 9. und am 12. Juli 1867 gehabt hatte, mit der Erwähnung des offiziösen Artikels der „Karlsruher Zeitung" vom 3. Juli 1867 ein, worin die Nachricht andrer Zeitungen über Gespräche des Großherzogs von Baden mit dem Kaiser und dessen Ministern desavouiert wurde. Baron Montgascon schien irgendeinen Sinn in diesen Artikel hineingelegt zu haben, der nicht darin lag, schien darüber von Marquis Moustier berichtet, jedoch da man in Paris ohne Zweifel Sinn und Zweck des Artikels richtig erkannte, keine entsprechende Weisung erhalten zu haben.

Baron Montgascon fuhr fort, es liege seiner Regierung daran, daß die großherzogliche Regierung ihrer Bevölkerung nicht glauben mache, die kaiserliche Regierung habe über das Verhältnis der süddeutschen Staaten zum Norddeutschen Bunde andre Gedanken und Gefühle, als von denen sie wirklich beseelt sei, und hierüber gebe die Depesche Auskunft, deren Inhalt er Herrn von Freydorf mitzuteilen beauftragt sei.

Baron Montgascon beklagte zunächst namens der kaiserlichen Regierung die reißenden Fortschritte, die der Anschluß der süddeutschen Staaten an Norddeutschland mache. Obgleich der Ausdruck nicht gebraucht wurde, daß durch die Vorgänge der Artikel IV des Prager Friedens vom 23. August 1866 verletzt sei, schien man zu glauben, daß ein engerer Anschluß Süddeutschlands an Norddeutschland gegen Wortlaut und Sinn des Prager Friedens verstoße.

Die Pariser Depesche vom 27. Juni 1867 (hier wurde deren Wortlaut verlesen) bedauerte sodann, daß die süddeutschen Staaten in demselben Augenblick, wo ihnen der Prager Vertrag erlaubt habe, sich zu einigen und eine unabhängige internationale Existenz zu gründen, es vorgezogen hätten, sich durch die Schutz- und Trutzbündnisse vom August 1866 in die Abhängigkeit

von Preußen zu begeben. Baron Montgascon bezeichnete das Verhältnis, in das das Großherzogtum hierdurch zu Preußen getreten sei, als eine Art militärischer Mediatisation.

Sodann ging die Depesche auf die Rekonstruktion und neue Verfassung des Zollvereins über, tadelte, daß sich Württemberg und Baden in den Verhandlungen vom 3. und 4. Juni 1867 nicht der Haltung Bayerns angeschlossen habe, das seine Souveränitätsrechte zu wahren gesucht und wenigstens nachträglich noch einige Zugeständnisse errungen habe.*) Die Depesche behauptete, der erweiterte Bundesrat und das Zollparlament werde sich nicht immer auf die Beratung von Zoll- und Steuerangelegenheiten beschränken, sondern gelegentlich auf das politische Gebiet übergreifen. Der neue Zollvereinsvertrag sei eine Sache von wesentlich politischer Bedeutung. Marquis Moustier glaubte die großherzogliche Regierung vor weiterer Verfolgung eines Weges warnen zu sollen, der sie vielleicht gegen ihren Willen und unversehens zu einer Mediatisierung und Unterwerfung unter die Herrschaft Preußens führe.

Baron von Montgascon unterdrückte, wie er ausdrücklich bemerkte, nachdem sich Freydorf durch die bisherigen Eröffnungen unangenehm berührt zeigte, zwei Stellen der Depeschen vom 27. Juni 1867, die eine in der Mitte des Aktenstücks, die andre am Schlusse. Freydorf erfuhr nachträglich, es sei am Schlusse darauf hingewiesen, daß der weitere Fortgang des Einigungswerks der süddeutschen Staaten mit dem Norddeutschen Bunde ein Gegenstand ernster Beunruhigung für Europa sein werde. Baron Montgascon bemerkte wiederholt, daß diese Eröffnungen durchaus nichts bedrohliches enthielten, sondern nur der Ausdruck freundschaftlicher Besorgnis um das Schicksal eines befreundeten Nachbarstaats seien.

Freydorf dankte für diese Besorgnis nicht und bat zu glauben, daß er die Interessen des Großherzogtums und Deutschlands wohl ebensogut zu würdigen wüßte, als dies in auswärtigen Residenzen der Fall sei, daß sich Baden der Folgen jedes seiner Schritte bewußt sei und mit offnen Augen vorwärtsgehe.

Freydorf hob wiederholt in gelassenem Tone und ohne förmlich zu protestieren, hervor, daß er in der Depesche vom 27. Juni 1867 den Anfang einer Einmischung in die innern Angelegenheiten Badens und Deutschlands sehe, und daß diese nicht ganz vereinbar sei mit den Prinzipien der Nationalitäten und der Nichteinmischung, die Seine Majestät der Kaiser selbst aufgestellt und bis dahin befolgt habe. Die Eingangsworte des Barons Montgascon aufgreifend, fragte Freydorf, wo und wann die Großherzogliche Regierung die Bevölkerung über die Haltung Frankreichs in der deutschen Frage getäuscht habe? Eine solche Täuschung wäre ein vergeblicher Versuch; jeder fühle heraus, daß Frankreich einer Einigung Deutschlands entgegen sei. Was Herr von Montgascon in dem fraglichen Artikel der „Karlsruher Zeitung" finde, begreife er (Freydorf) nicht; man habe die Zeitungsartikel über die angeblichen Unterredungen des

*) Näheres über diese Verhandlungen siehe in W. Weber, Der deutsche Zollverein, Geschichte seiner Entwicklung, 2. Aufl., S. 466.

Großherzogs von Baden mit dem Kaiser und den kaiserlichen Ministern unbeachtet gelassen, bis sie ihren Weg auch in die inländischen Zeitungen gefunden, und das ganze endlich abgedrungne offiziöse Dementi sage nichts, als daß es ungeeignet sei, den angeblichen Inhalt einer zwischen vier Augen geschehenen, niemand bekannt gewordnen Unterhaltung zweier Souveräne in öffentlichen Blättern mitzuteilen und zu besprechen. Glaube man, die großherzogliche Regierung strebe die Einigung des Südens mit dem Norden Deutschlands an und suche dieses Streben durch die Behauptung zu fördern, daß Frankreich es insgeheim begünstige, so sei das ein Irrtum. Die gegenteilige Behauptung, daß Frankreich oder irgendeine auswärtige Macht diesem Streben entgegentrete, würde den Drang nach Einigung besser fördern als jene Vorspiegelung. Habe Frankreich ein Nationalgefühl, so sei ein solches allmählich auch in Deutschland erwacht.

Nachdem Freydorf genötigt gewesen war, die Äußerung des Barons von Montgascon: Nous, qui avons créé le Grand-Duché de Bade mit der Bitte zurückzuweisen, keine solche Behauptungen aufstellen zu wollen, da der Staat und das Fürstenhaus Baden älter sei als die Vorgänge, auf die Baron Montgascon anspiele, und da das Großherzogtum in seinem jetzigen Bestande auf den nach den Siegen von 1813 und 1814 geschlossenen Verträgen fuße, nahm die erste und insbesondre die zweite Unterhaltung einen ruhigern Verlauf, und ging Freydorf auf den sachlichen Inhalt der französischen Depesche vom 27. Juni näher ein.

Freydorf bemerkte, wenn sich einmal der Großherzog von Baden entschließen sollte, an seinen Souveränitätsrechten Opfer zu bringen, so geschehe es im Interesse und zugunsten des ganzen Deutschlands und unmittelbar im Interesse der Dynastie und des Großherzogtums selbst. Übrigens seien noch keine solche Opfer gebracht. Man müsse einsehen, daß Süddeutschland, das seit tausend Jahren einen Teil des Deutschen Reichs, dann des Deutschen Bundes gebildet habe, sich nicht von Deutschland losreißen lasse. Nachdem durch die Ereignisse des vorigen Jahres der Deutsche Bund gesprengt worden sei, habe Baden bei den Friedensverhandlungen in Berlin irgendeine engere Einigung mit Norddeutschland festzuhalten gesucht. Es habe statt eines nähern staats- oder völkerrechtlichen Verhältnisses nur das Schutz- und Trutzbündnis erreicht. In diesem inzwischen bekannt gewordenen Vertrage habe Baden nur ganz dieselben Verpflichtungen gegen Preußen übernommen, wie Preußen gegen Baden. Dies sei ein rein völkerrechtlicher Vertrag, den jeder Souverän mit dem andern abschließen könne, ein Vertrag, der einen engern Bund weder darstelle noch voraussetze, und durch den der Prager Frieden nicht verletzt sei. Würden durch das Schutz- und Trutzbündnis und durch die Zollvereinsverträge vom Juni und Juli 1867 Bestimmungen des Nikolsburger und des Prager Vertrags verletzt, so würde wohl zunächst von Österreich Einsprache erhoben worden sein, das allein mit Preußen diese Verträge abgeschlossen und unterzeichnet habe; von Österreich sei aber noch nicht die entfernteste Andeutung in diesem Sinne gemacht worden. Das einzige, was Baden in dem Schutz- und Trutzbündnis Preußen nachgegeben habe, sei die Führung im Falle eines Kriegs; diese

Konzession entspreche dem Machtverhältnisse beider Staaten, und Baden habe zudem damit kein Recht aufgegeben, das es je gehabt habe. Weder zuzeiten des Deutschen Reichs noch des Rheinbundes habe Baden die selbständige Führung seiner Truppen gehabt, und hätte es dieses Recht zur Zeit des Deutschen Bundes gehabt, so würden die badischen Truppen im letzten Feldzuge unter einem andern Führer gefochten haben, als der sie damals befehligte.

Auf die Bemerkung des Barons Montgascon, daß zur Zeit des Abschlusses des Trutz- und Schutzbündnisses Preußen den Odenwald, Mannheim und Heidelberg besetzt gehabt und Baden unter dem Drucke Preußens gestanden habe, erwiderte Freydorf, daß Preußen einen Druck auf Baden weder geübt habe noch übe, daß Baden den Friedensvertrag ganz mit denselben Bedingungen, mit oder ohne Schutz- und Trutzbündnis, hätte abschließen können, und daß Baden neben dem Friedensvertrag einen engern Anschluß an Preußen gesucht hätte.

Auf die weitere Bemerkung des Barons Montgascon, das sei es, worauf sich Preußen in Paris immer berufe, nämlich daß es keinen Druck auf die süddeutschen Staaten übe, sondern daß diese Staaten den Anschluß an Preußen suchten, bat Freydorf Herrn von Montgascon, nach Paris zu berichten, daß er dies für Baden aus eigner Erfahrung bestätigen könne.

Freydorf führte ferner aus, daß das Schutz- und Trutzbündnis einen rein defensiven Charakter habe, und daß überhaupt schon die preußische Wehrverfassung, die nun auch in Süddeutschland eingeführt werde, und die künftige Art der Zusammensetzung der deutschen Heere eine Garantie gegen mutwillige und abenteuerliche Angriffskriege biete.

Was die Zollvereinsverträge vom Juni und Juli 1867 anlangt, so glaubte Freydorf den Baron von Montgascon überzeugt zu haben, daß der Zollverein erneuert werden mußte, daß er in keiner andern Verfassung als mit erweitertem Bundesrat und Zollparlament, mit einheitlichen beratenden Körpern erneuert werden konnte, daß der Wunsch nach solcher Reorganisation weit älter sei als die Ereignisse des Jahres 1866, und daß diese Reorganisation auch beim Fortbestehn des Deutschen Bundes über kurz oder lang hätte eintreten müssen.

Freydorf konnte an die eignen Erfahrungen erinnern, die Frankreich beim Abschluß seines Handelsvertrags mit der bisherigen Organisation des Zollvereins und mit dem Veto der einzelnen Vereinsstaaten gemacht habe. Er suchte nachzuweisen, daß die neue Organisation des Zollvereins dem Süden vorteilhafter sei als die bisherige, in der der Norden die Gesetze und Tarife festgestellt und den süddeutschen Staaten immer nur die Wahl gelassen haben würde, das im Norden ohne ihre Mitwirkung festgestellte ohne Änderung anzunehmen oder aus dem Verein zu treten. Die politischen Bedenken des Marquis de Moustier suchte Freydorf durch Verlesung des Paragraphen des neuen Vertrags zu zerstreuen, worin die Zuständigkeit des Bundesrats und des Parlaments des Zollvereins auf Zoll- und Steuersachen beschränkt sei.

Die angeblichen Errungenschaften Bayerns bezeichnete Freydorf als unbedeutend und als vertragsmäßige Feststellung von Sätzen, über die man allseitig schon zuvor einverstanden gewesen sei.

Eine so deutliche Sprache hatte schon lange kein französischer Gesandter in Süddeutschland gehört.

Die richterliche Unabhängigkeit

Die Unabhängigkeit der richterlichen Tätigkeit ist eine Forderung und Errungenschaft der Neuzeit. Sie kann erst da in Frage kommen, wo die Rechtspflege von staatlichen als Beamte angestellten und besoldeten (Berufs-) Richtern ausgeübt wird. Der athenische oder der römische Bürger, der als Heliast, judex, recuperator oder arbiter Prozesse zu entscheiden hatte, der Gaugenosse oder Schöffe des Mittelalters, der als freier Mann das Recht fand, war als Richter gerade so frei und unbeeinflußt, wie er es als Mensch und Bürger war; ihm seine Unabhängigkeit verfassungsmäßig zu gewährleisten, hatte so wenig Zweck wie beim heutigen Schöffen oder Geschwornen. Erst nach dem Aufkommen des amtlichen, gelehrten Richtertums konnte die Forderung der Unabhängigkeit gestellt werden. Freiwillig ist sie durch die Herrscher niemals gewährt worden. Noch der große König Friedrich der Zweite sprang mit seinem Kammergericht übel um, als er auf Grund des Berichts eines von ihm beauftragten Offiziers zu der, allerdings irrigen, Ansicht gelangt war, sein höchster Gerichtshof habe das Recht gebeugt. Die Unabhängigkeit der Richter hat den Fürsten wie andre politische Zugeständnisse in den Kämpfen und den Staatsumwälzungen der neusten Zeit abgerungen werden müssen. Wie die Preßfreiheit, die Gleichheit vor dem Gesetz und andre grundlegende Prinzipien ist die Unabhängigkeit der Richter eine immer wiederkehrende Programmnummer der Verfassungsmacher. Auf der einen Seite mußte man nachgeben und gab man das Verlangte widerwillig; auf der andern Seite nahm man, aber ohne Befriedigung und rechtes Vertrauen; darum der nebenher ertönende Ruf nach Geschwornen. Mit diesem Mißtrauen hatte man Recht; keine Regierung wird willig darauf eingehn, die von ihr angestellten und besoldeten Justizbeamten frei und ohne Aufsicht schalten zu lassen, anstatt sie wie alle andern Beamten scharf im Zaum zu halten. Daher kamen die immer wieder aufgenommnen Versuche, in das Prinzip Bresche zu legen. Will das Reichsgesetz (Paragraph 1 des Gerichtsverfassungsgesetzes) die Richter in völliger Unabhängigkeit ihres Amts walten sehen, so wissen die Landesgesetze Hintertürchen zu öffnen, die der Justizverwaltung doch wieder den Zugang zu dem verbotnen Raum der Gerichtssäle zu eröffnen ermöglichen; so neulich in Preußen, wo der Justizminister die Vorwürfe, die von liberaler Seite wegen Rüffelung des Kammergerichts gegen ihn erhoben worden waren, durch Berufung auf ein preußisches Ausführungsgesetz zu parieren suchte. Dieses anmutige Spiel

wiederholt sich mit mehr oder weniger ähnlichem Verlauf in allen Staaten. Dabei versäumen die Regierungsvertreter es nie, ihrer Achtung vor dem Prinzip der richterlichen Unabhängigkeit öffentlich Ausdruck zu geben, besonders aber dann, wenn ihnen eine parlamentarische Anfrage über Vorkommnisse in der Rechtspflege unbequem ist. Sie verschanzen sich dann sozusagen hinter das ihnen sonst unangenehme Prinzip.

Im Grunde haben die Regierungen auch nicht so Unrecht, wenn sie glauben, eines gewissen Aufsichtsrechtes über die Gerichte nicht entbehren zu können. Nur auserwählte Naturen und ein besonders gesichtetes Personal erlesner Männer würden der Oberaufsicht entraten können. Die Mehrzahl würde, ihrem Pflichtgefühl und der Leitung durch tote Gesetzesparagraphen überlassen, aus menschlicher Schwäche den Gefahren der Ungebundenheit nicht entgehn. Auch ist der Bedarf an Richtern wenigstens in Deutschland zu groß, als daß man bei der Auswahl allzuhohe Anforderungen stellen könnte, besonders bei den meist unzulänglichen Gehalten. Das Prinzip muß also den Bedürfnissen der Praxis weichen, das Ideal sich der Wirklichkeit anbequemen. Die Macht der öffentlichen Meinung, die in parlamentarischen Verhandlungen und der Presse zum Ausdruck kommt, verhilft im Falle offenbarer Grenzverletzung dem Prinzip wieder zu seinem Rechte. Das Spiel der einander entgegenwirkenden Kräfte pflegt im modernen Staat, sofern darin die gesunden Elemente überwiegen, zu einem verständigen Ausgleich zu führen; so auch in unsrer Frage. Auffällig ist dabei nur, daß die öffentliche Meinung regelmäßig das Prinzip vertritt und von den Regierungen dessen strengste Wahrung verlangt, während die Folgerungen von den politischen Parteien auch nicht gern mit in den Kauf genommen werden. Man sollte hier wenigstens Folgerichtigkeit walten und sich die Früchte der richterlichen Unabhängigkeit auch dann gefallen lassen, wenn sie einmal unangenehm schmecken.

Vor einigen Jahren hatte ein bayrisches Gericht in den Gründen eines Zivilurteils ausgeführt, die geistlichen Herren trieben häufig Erbschleicherei. Diese Ansicht konnte, da sich das Urteil darauf gründete, nicht verschwiegen werden; wollte man also wirklich unabhängige Richter, so durfte man ihnen nicht verübeln, ihre Meinung offen auszusprechen. Gleichwohl erhob sich in der klerikalen Presse großes Hallo und der Ruf nach Maßregelung des Übeltäters. Diesem Fehler verfallen bei gegebnem Anlaß ganze Parteien sowohl wie politische Einzelgrößen. Auch hieran erkennt man, daß die Politik vor der Doktrin wenig Respekt hat und oft das, was sie selber für heiliges Gut erklärt hat, zum bloßen Schlagwort erniedrigt. Die Regierungen sollten es demnach möglichst vermeiden, auch nur durch scheinbare Übergriffe Gelegenheit zur Entfaltung wohlfeiler Agitationsphrasen zu geben; sie ziehen dabei in der öffentlichen Meinung doch den kürzern und verderben, was nebenbei auch bemerkt werden mag, den Richtern, die ja andern Beamten gegenüber in mancher Hinsicht stiefmütterlich behandelt werden, die Freude am Beruf. Denn die Unabhängigkeit, die im Interesse der Allgemeinheit eingeführt ist, ist nichtsdestoweniger ein wesentlicher Teil ihrer amtlichen Vorteile, gewissermaßen ein Teil des Gehalts. Sie haben also ein persönliches Interesse an ihrer Unabhängig-

keit. Sind sie selber nun auch zu Hütern des Grals bestellt? oder sollen sie den Schutz des Prinzips andern überlassen? Es ist im einzelnen Falle für den Richter gewiß nicht leicht, sich zu entscheiden, ob er eine dienstliche Anweisung der Justizverwaltung befolgen soll oder nicht. Gewiß werden meist Bequemlichkeit, Konfliktscheu oder Strebertum ihn zu bestimmen suchen, unter Hintansetzung doktrinärer Bedenken das zu tun, was man von ihm wünscht. Und doch ist die Zahl derer bei uns nicht gering, die in solchen heikeln Lagen Charakter und Gesetzestreue zeigen, weil sie in ihrer Unabhängigkeit ein Gut der Gesamtheit sehen, über das zu disponieren ihnen nicht freisteht. Solche Taten bleiben freilich im Verborgnen, vom Dienstgeheimnis verhüllt, und müssen ihren Lohn in sich selber finden.

Es wirft sich nun allerdings die Frage auf, durch welche Mittel man für die etwa wegfallende Dienstaufsicht Ersatz schaffen könnte, wobei die Gefahr vorliegt, sich in utopische Reformvorschläge zu verlieren. Vorerst wäre für eine genauere Sichtung der für das Richteramt geeigneten Personen zu sorgen, vor allem durch kollegiale Wahl der Berufsgenossen, die sich ja im deutschen Offizierkorps so vorzüglich bewährt hat. Hiermit würde auch der leidige Grundsatz fallen, daß ein jeder, der durch Bestehen der Assessorenprüfung seine wissenschaftliche Reife bewiesen hat, ohne weiteres Anspruch auf ein Amt hat. Keine andre Laufbahn steht jedem geprüften Anwärter offen. Mit unserm Prinzip, das man hier anruft, hat die Frage gar nichts zu schaffen. Kein vernünftiges Interesse der Gesamtheit erheischt, daß möglichst jeder Anwärter Richter werde, sondern nur, daß der einmal ernannte möglichst unbeeinflußt der Gerechtigkeit dienen könne. Wo der eigentliche Erisapfel in dieser Streitfrage zu suchen ist, braucht hier nicht dargelegt zu werden. Strengere Auswahl verträgt sich nicht mit Massenbedarf. Darum müßte durch gesetzliche Maßnahmen dafür gesorgt werden, daß die Justiz mit weniger Richtern auskäme; wir brauchen ihrer zu viele, weil wir ihnen Geschäfte übertragen, die gerade so gut durch andre Beamte, auch subalterne, verrichtet werden können. Dazu rechne ich weite Gebiete der freiwilligen Gerichtsbarkeit; besonders die Vormundschaften könnten Gemeindebehörden übertragen werden, ebenso die Führung der Grundbücher. Entlaste man hiervon sowie von vielem überflüssigem Schreibwerk die Richter und gebe sie ihrem eigensten Gebiet, der streitigen Gerichtsbarkeit, zurück. Das Gemeinwohl wird dabei nur gewinnen.

Der Richter soll, nach Ihering, gewissermaßen nichts sein als das lebendig gewordne, in seiner Person der Sprache teilhaftig gewordne Gesetz. Dies kann er nur sein bei möglichster Unabhängigkeit, und jedes Mittel, das dazu förderlich sein kann, ist der Beachtung wert.

Der neue Friedensbund im neuen Deutschland

Von Professor Dr. Max Wenzel in Marburg

Es ist eine Tatsache, daß der Gedanke des Völkerbundes, der ursprünglich Gut der Linken war, in Deutschland, das ihn bisher ablehnte, jetzt auch von der Rechten aufgegriffen wird. Das ist ein Zeichen dafür, daß sich die Gedankenwelt der Rechten in Deutschland gewandelt hat. Wenn man die Geschichte der Rechten in Deutschland seit 1871 verfolgt, so sieht man, daß sie sich in ihrer Haltung zu den Fragen der Außenpolitik, wie auch zu den Fragen der Innenpolitik, immer wieder auf den Standpunkt stellte, daß Deutschland eine Sonderstellung einnehme, daß es sich nicht mit anderen Völkern vergleichen lasse, daß es eine Sonderentwicklung durchmache, daß es eine Sonderaufgabe habe und daß es sich deshalb nicht in die Gedankenwelt anderer Völker einfügen könne.

Diese Haltung der Rechten in Deutschland ist nicht nur in der Zeit des Kaiserreiches, sondern auch in der Zeit der Republik zu beobachten. Sie ist auch heute noch vorhanden. Sie ist auch heute noch die Haltung der Deutschnationalen Volkspartei. Sie ist auch heute noch die Haltung der Deutschen Volkspartei. Sie ist auch heute noch die Haltung der Bayerischen Volkspartei. Sie ist auch heute noch die Haltung der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei. Sie ist auch heute noch die Haltung der Deutschen Zentrumspartei, soweit sie sich zu den Fragen der Außenpolitik äußert. Sie ist auch heute noch die Haltung der Deutschen Demokratischen Partei, soweit sie sich zu den Fragen der Außenpolitik äußert. Sie ist auch heute noch die Haltung der Sozialdemokratischen Partei, soweit sie sich zu den Fragen der Außenpolitik äußert. Sie ist auch heute noch die Haltung der Kommunistischen Partei, soweit sie sich zu den Fragen der Außenpolitik äußert.

Diese Haltung der Rechten in Deutschland ist nicht nur in der Zeit des Kaiserreiches, sondern auch in der Zeit der Republik zu beobachten. Sie ist auch heute noch vorhanden. Sie ist auch heute noch die Haltung der Deutschnationalen Volkspartei. Sie ist auch heute noch die Haltung der Deutschen Volkspartei. Sie ist auch heute noch die Haltung der Bayerischen Volkspartei. Sie ist auch heute noch die Haltung der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei. Sie ist auch heute noch die Haltung der Deutschen Zentrumspartei, soweit sie sich zu den Fragen der Außenpolitik äußert. Sie ist auch heute noch die Haltung der Deutschen Demokratischen Partei, soweit sie sich zu den Fragen der Außenpolitik äußert. Sie ist auch heute noch die Haltung der Sozialdemokratischen Partei, soweit sie sich zu den Fragen der Außenpolitik äußert. Sie ist auch heute noch die Haltung der Kommunistischen Partei, soweit sie sich zu den Fragen der Außenpolitik äußert.

Aus dieser historischen Gegenüberstellung folgt für die Griechen zweierlei: erstens, daß das späte Entbrennen ihres nationalen Kulturkampfes nicht, wie man wohl getan hat, auf eine besondre geistige Inferiorität zurückgeführt werden muß, sondern eine durchaus normale historische Erscheinung ist, und zweitens, daß dasselbe Ergebnis auf beiden Seiten auch dieselbe Ursache haben muß.

Auf die Frage nach den Gründen des späten Beginns der Vulgärliteratur in Italien hat kürzlich ein Romanist eine durchaus befriedigende Antwort gegeben.*) Er sieht ihn in dem Mangel großer kollektiver Ideen und Gefühle einerseits und in dem starken Hervortreten der Verstandeskultur auf Kosten von Gefühl und Phantasie andrerseits. Für den, der die Geistesrichtung der byzantinischen Zeit erfaßt hat, kann es nicht zweifelhaft sein, daß die hier angegebne Erklärung auch für das Griechentum gilt und um so mehr gelten muß, je stärker die Nachwirkungen des Byzantinismus im geistigen Leben eines Volkes sind, das durch keine Renaissance von seinem Mittelalter getrennt ist.

Aus der geistigen Übereinstimmung des Altitalienertums mit dem Neugriechentum folgt aber drittens endlich noch, daß der Umwälzungsprozeß, worin sich dieses letzte für den aufmerksamen Beobachter und Kenner seiner innern Verhältnisse befindet, für Osteuropa dieselbe kulturgeschichtliche Bedeutung hat wie für den Westen die Emanzipierung Italiens von seiner lateinischen Vergangenheit: es ist der letzte Akt in der Nationalisierung der südosteuropäischen Völker und in ihrer Emanzipierung vom byzantinischen Mittelalter. Darum darf, von diesem hohen kulturgeschichtlichen Standpunkt aus betrachtet, eine Übersicht über diesen sich vor unsern Augen vollziehenden Umschwung im modernen Griechentum um so mehr auf die Teilnahme des historisch Gebildeten rechnen, als er sich damit ein Stückchen Kulturgeschichte, sei es auch ein noch so kleines, an einem greifbaren Beispiel aus der Gegenwart vorführen kann. Denn der Kampf um eine nationale Kultur ist in Griechenland, wenn auch noch lange nicht abgeschlossen, so doch auf der ganzen Linie entbrannt: auf dem Boden der Sprache zum Ausbruch gekommen, verbreitete er sich bald über die Kritik an der Literatur, von da über die an der Gesellschaft und ihrer der Ausbildung des Nationalbewußtseins feindlichen Bestandteile. An den stärksten Bollwerken, an Schule, Kirche und Staat, scheinen sich die Wogen des Kampfes vorerst noch zu brechen; aber die Anzeichen mehren sich, daß man des ewigen Geredes vom alten Griechenland im neuen herzlich satt ist und sich sehnt nach dem — neuen im neuen!

Denn was das neue Griechenland von allen diesen Erscheinungsformen eines nationalen Organismus bisher aufzuweisen hatte, war nichts weniger als organisch, sondern schmarotzerhaft erworbner und kokett angehängter Flitterkram: die Sprache eine Nachahmung der altgriechischen, die Literatur eine Nachahmung der französischen, die Verfassung eine Nachahmung der belgischen, die Schule eine Nachahmung der bayrischen; und der Körper, der alle diese Kulturlast tragen mußte, eine schwer zu definierende Mischung patriarchalischen Balkantums mit byzantinischem Atavismus und türkischer Indolenz. So etwa sah das Ge-

*) K. Voßler in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, Neue Folge 15, 21 ff.

bilde aus, von dem das philhellenisch verblendete und klassisch gebildete Europa die Wiederherstellung der antiken Herrlichkeit erwartete. In souveräner Unkenntnis der mittelalterlichen und der spätantiken Geschichte Griechenlands projizierte man das heutige Griechentum über zwei Jahrtausende hinweg auf das alte, ja man identifizierte einfach jenes mit diesem; man suchte entweder das alte Griechenland im neuen oder das neue im alten — es waren ja fast nur Archäologen und Philologen, die das Land besuchten, aber niemand fiel es ein, das neue im neuen zu suchen; man hätte es auch schwerlich gefunden, da von einem wirklich neuen Leben auf den antiken Ruinen noch keine Rede sein konnte, so lange sich die Griechen selbst und die europäischen Philhellenen ihnen einredeten, daß nur die Wunderkraft des Altertums ihnen neues Leben einflößen könne. So setzten sie sich hin und suchten nicht nur die vorhandnen oder vermeintlich vorhandnen Spuren des Altertums in ihrem neuen Dasein, sondern suchten auch auf alle Weise krampfhaft die äußern Kennzeichen der Antike für sich nutzbar zu machen: Orts- und Personennamen wurden antikisiert, die Landschaftsnamen wiederhergestellt, moderne Staats- und Rechtsinstitutionen nach entsprechenden alten benannt — kurz, man glaubte, durch eine antike Tünche sich und das Ausland über den fremden Ursprung der meisten neugriechischen Kulturbestandteile zu täuschen. Und so erhielt das moderne griechische Staatswesen den künstlichen, kartenhausartigen Charakter, führte zu einer Scheinkultur, einer innern Losreißung sowohl von dem modernen Europa wie von dem heimischen Volkstum und dessen praktischen Lebensbedürfnissen; das hat es zuwege gebracht, daß das Griechentum, einst die geistige Vormacht auf dem Balkan, von jüngern, durchaus nicht intelligentern, aber lebens- und gegenwartsfreudigern Völkern wie Rumänen und Bulgaren immer mehr zurückgedrängt und überflügelt wurde. Der Fluch des falsch verstandnen, epigonenhaften Ahnenkultus begann zu wirken.

In dieser verhängnisvollen Selbsttäuschung verharrte man, von einigen rühmlichen, aber spurlos vorübergehenden Ausnahmen abgesehen,*) bis in die achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts hinein. Da begann es, zunächst in kleinen Kreisen, allmählich zu dämmern, und seit etwa fünfzehn Jahren ist eine immer mehr um sich greifende Reformbewegung im Gange, die deutlich verrät, daß zwar nicht die Sonne Homers, wohl aber die des modern europäischen Geistes auch über Griechenland aufzugehn beginnt.

Am frühesten und am heftigsten tobte der Kampf um die nationale Prosasprache. In der Poesie hatte man die Volkssprache ungestört gewähren lassen, und man fand sich stillschweigend damit ab, als zu Beginn der achtziger

*) So heißt es zum Beispiel schon in einem Artikel der *Νέα Ἡμέρα* in Triest aus dem Jahre 1867: „Wenn unser Land nicht alles das getan hat, was es hätte tun sollen, so ist daran weder Capodistria noch König Otto noch König Georg schuld. . . . Wir Griechen selbst sind an allem schuld; wir haben von Anbeginn an falsche Bahnen eingeschlagen, und anstatt uns zu bemühen, sie zu verlassen, verwickeln und verwirren wir uns immer mehr. Wir jagten unerreichbaren Theorien nach, während das Feld des Fortschrittes offen und geräumig vor uns lag; wir haben den Lärm unaufhörlicher Zänkereien dem Geräusch fruchtbarer Tätigkeit vorgezogen; wir hätten betriebsamen Ameisen gleichen sollen, und statt dessen sind wir zu Heuschrecken geworden."

Jahre einige junge Dichter in Athen die Volkspoesie als die wahre Quelle der Kunstpoesie gegen die damals noch herrschende akademisch-klassizistische Richtung ins Feld führten. Die Gelehrten, die sich als Hüter der altheiligen Sprache der Vorfahren fühlten und sich einbildeten, Altgriechisch zu schreiben, obwohl es das barbarischste Griechisch war, das man sich denken kann — diese verhielten sich ruhig und gleichgiltig gegen die neuen Sonderlinge, die ja in ihren Bereich nicht so leicht einbrechen konnten. Da erschien im Frühjahr 1888 ein in der Volkssprache verfaßtes Buch eines in Paris lebenden griechischen Sprachforschers, Jean Psichari, das in der Form einer Reisebeschreibung und in stark satirischem Tone den Griechen ihre Sprachtorheiten vorhielt und in leichtem Plauderton sprachgeschichtliche Lehren gab. Das Buch entfesselte einen Sturm der Entrüstung in den Reihen der „Gebildeten" griechischer Nation; der Verfasser, obwohl ein anerkannter Gelehrter und Schwiegersohn Ernest Renans, wurde als ungebildeter Mensch und Verräter an der Sache der Nation gebrandmarkt und gilt noch heute bei dem Durchschnittsgriechen als der bestgehaßte Mann, als ein Ketzer wie Tolstoi in Rußland. Auf die wenigen wirklich Intelligenten aber wirkte das Buch wahrhaft befreiend: es war, als hätte man einen Stein vom Herzen des Volkes gewälzt. Überall begann es zu blühen und zu grünen, eine kleine Schar junger talentvoller Schriftsteller suchte das Beispiel des Meisters in die Praxis umzusetzen, und in zahlreichen kleinen Erzählungen aus dem Volksleben begann nun auch die Volkssprache ihre Flügel in der Literatur zu regen. Es seien hier nur die Namen von Estaliotis, Karkawitzas, Drossinis und Palamas genannt, die die griechische Volksseele sozusagen erst entdeckt haben.

Eine zweite Phase in dem Kampf um die Anerkennung der Volkssprache bezeichnet ein Buch, das fünf Jahre später unter dem Titel „Idole" Jmm. Roïdis, der jüngst gestorbne Direktor der Athener Nationalbibliothek, herausgab. Kein Sprachforscher von Fach, konnte er sich auf einen um so höhern sprachphilosophischen Standpunkt stellen und die Hauptvorurteile der gebildeten Griechen gegen ihre Muttersprache, ihre angebliche Verderbung, ihren angeblichen Schaden, ihre angebliche Verschiedenheit und ihre angebliche Armut auf Grund reicher Parallelen aus den modernen europäischen Sprachen glänzend widerlegen. Die Schrift trägt im Gegensatz zu der von Psichari den Charakter einer rein objektiv-theoretischen Erörterung und ist auch — wohl aus taktischen Gründen — in der konventionellen Schriftsprache abgefaßt, die der Verfasser indirekt bekämpft.

Hatten Psichari und Roïdis bei ihrem Eintreten für die Volkssprache diese immer noch als etwas abgesondertes für sich betrachtet und vorwiegend die grammatisch-philologische Seite der Sache betont, so sind es wiederum zwei Männer gewesen, die die Sprachreform vom literarisch-ästhetischen Standpunkt aus in Angriff genommen und sie damit mehr in den Mittelpunkt des geistigen Lebens gerückt haben; sie wird nun nicht mehr rein verstandesmäßig als eine historische Notwendigkeit sondern gefühlsmäßig als eine Forderung der dichterischen Phantasie aufgefaßt. Hierauf zuerst nachdrücklich hingewiesen zu haben, ist das Verdienst der beiden ersten griechischen Ästhetiker Jakobos Polylas und Kostis

Palamas, dieser auch als hervorragender lyrischer Dichter bekannt. Polylas, der Apostel und Biograph des ersten großen Dichters, Dionysios Solomos, sowie Übersetzer des „Hamlet," hat 1892 in einem kleinen Büchlein seine Gedanken über die neugriechische Literatursprache niedergelegt. Er stellt darin die akademische Poesie Rangabés, deren künstliche Sprache man als mustergiltig ausgab, der aus der Quelle der Volksdichtung geschöpften Dichtung von Solomos gegenüber, zu der sich jene etwa verhält wie die mittellateinische Dichtung Italiens zu der italienischen Dantes. Handelt es sich doch genau um dasselbe psychologische Phänomen, wenn Polylas von den neugriechischen Klassizisten sagt: „Sie blieben treue Kinder der scholastischen Tradition; die inbrünstige Verehrung des wunderbaren Organismus der alten Sprache, der vornehme Eifer, die Nation mit einer Literatursprache zu beschenken, die mit den neuern wetteifern kann, ließen sie eine Methode befolgen, die an der Oberfläche tastet, aber dem Wesen nach ungenügend dazu war: ein erblich eingewurzelter Irrtum hinderte sie, den wahren Beruf des Schriftstellers zu erfassen, der hauptsächlich darin besteht, zur organischen Entwicklung der nationalen Sprache beizutragen, niemals aber zur willkürlichen Verbesserung und Entstellung. ... Die künstliche Atmosphäre, in der sie eingeschlossen waren, erstickte ebensowohl ihren Geist, als sie ihr Gefühl welken ließ."

Polylas fußt als Korfiote ganz wie sein großes Vorbild Solomos auf der italienischen Kultur, und es ist eine eigentümliche Verkettung der Umstände, daß diese Kultur, die selbst so lange Zeit gebraucht hat, sich aus den Fesseln der lateinischen zu befreien, nun ihrerseits zur Befreierin der neugriechischen Literatur wurde; denn wie wir an andrer Stelle ausgeführt haben, geht die ganze moderne Literaturbewegung in Griechenland zurück auf jene korfiotische Richtung, die wiederum direkt von Italien befruchtet worden ist.

Als charakteristische Erscheinungen aus diesem italienisch-griechischen Kulturkreise seien noch genannt der halbgriechische Italiener Nicolao Tommaseo, der mit Hinblick auf die griechischen Verhältnisse einen gehaltvollen Aufsatz über die Zusammengehörigkeit von Sprache und Kultur schrieb, und Georgios Kalosguros, der in einer Studie über Polylas Hamletübersetzung und in eignen Aufsätzen sowie in zahlreichen Übertragungen italienischer Poesie die Auffassung verfocht, daß eine wirkliche Blüte der neugriechischen Literatur nur möglich sei auf Grund der künstlerisch veredelten Volkssprache.

Etwa um dieselbe Zeit, wo die genannte Schrift von Polylas erschien, Anfang der neunziger Jahre, erhielt die sprachlich-ästhetische Bewegung in der Hauptstadt Athen einen kräftigen Anstoß und gewaltige Förderung durch die kritische Wirksamkeit des Dichters K. Palamas. Als Dichter wie als Literaturkritiker knüpft dieser einerseits an die korfiotische Richtung und die Volkspoesie, andrerseits an die Franzosen an. Hier haben wir es nur mit seiner Tätigkeit als Kritiker zu tun, und da ist es sehr willkommen zu heißen, daß Palamas im vorigen Jahre seine kritischen Aufsätze zu sammeln begonnen hat, wovon der erste Band vorliegt. Wir erhalten dadurch ein Bild von seiner ästhetischen Persönlichkeit.

Es sind acht Abhandlungen zur „Idee der Kunst," teils im Anschluß an bestimmte dichterische Persönlichkeiten und ihre Werke, die sie charakterisieren,

teils allgemeiner Natur, Gedanken über die literarische Entwicklung des jungen Griechenlands. Palamas ist ein tiefer, vorurteilsloser Beobachter, ein Kritiker, bei dem die Schärfe des Gedankens stark gemildert wird durch die Feinheit des dichterischen Empfindens, keine aggressive, polemische Natur, die mit Leidenschaft und Energie für ein Ideal rücksichtslos kämpft und den Gegner durch die Wucht der Angriffe zu schwächen und zu entwaffnen weiß; er ist mehr ein Mann der Feder als des lebendig wirkenden Wortes, mehr Publizist als Redner und wirkt mehr auf Verstand und Gefühl als auf den Willen und die Tatkraft. Und das unterscheidet ihn von dem Manne, der für die geistige Befreiung Rumäniens dasselbe getan hat, was Palamas für Griechenland zu tun verspricht, von Titu Majorescu, der durch seine luftreinigende Kritik und seine imponierende Persönlichkeit erst ein modernes Geistesleben in Rumänien geschaffen hat. Hiervon abgesehen aber ist Palamas der anerkannte literarische Wortführer der „Jungen" Griechenlands, wenn er auch alles öffentliche Auftreten fast ängstlich meidet, ja kaum in einem Kaffeehaus zu sehen ist und nur selten aus seiner stillen Studierstube herauskommt.

Da ist es denn kein Zufall, daß Palamas gerade den Mangel an stiller Versenkung und hingebendem Studium als einen Hauptmangel in der literarischen Produktion seines Volkes empfindet. „Es fehlt unsrer Literatur nicht an Inspiration, die sie bisweilen zum Äther emporhebt; es fehlt ihr an dem ernsten Ausarbeiten. Und dieser Mangel macht ihren Weg oftmals nicht dem Fluge eines Vogels ähnlich, sondern dem Flattern eines Papierdrachens. Über kurz oder lang fällt er und zerbricht. Das Studieren stärkt und regelt die Inspiration; alle beide ergänzen sich in etwas vollständigem und erzeugen das organische Leben der Phantasie. Und es fehlt uns an dem Ganzen und Organischen. . . . Darum haben wir auch glänzende und reiche Improvisationen, nicht aber auch durchdachte, eisenverankerte Werke von denen, die den Jahrhunderten trotzen. . . . Wir sind reicher an lyrischen Werken und nicht so sehr an epischen und noch weniger an dramatischen. Wir sind ärmer an dem großen sozialen Roman als an der kurzen Erzählung, und noch größer ist unsre Armut an dem historischen Roman." „Jedenfalls, so konstatiert Palamas am Schlusse eines seiner Aufsätze, kann man nicht leugnen, daß es eine neugriechische Literatur gibt — er selbst zählt die besten ihrer neuern Werke auf —, und wenn es keine reichere und bessere gibt, so sagt er weiter, ist der Grund mehr ein äußerer als ein innerer; nicht so sehr der Verstand als die Luft um uns ist daran schuld." Und nun führt er als Hauptgrund den an, der auch im Eingang für die Sterilität der ältern italienischen Literatur verantwortlich gemacht wurde: „Die Werke der Phantasie haben keinen hervorragenden Klang in unserm Lande." Dazu kommt noch etwas andres: die Herrschaft des Federfuchsertums. Jeder Papierbeschwärzer hält sich für berechtigt, den Dichter zu rezensieren und zu kritisieren. „Und da der Papierbeschwärzer in Griechenland in neunundneunzig von hundert Fällen glaubt, mit je altertümlichern Wörtern und Formen er sein Geschreibsel ausflickt, um so griechischer denke er und gleiche Thukydides und Sophokles, so verachtet er den Dichter; denn dieser wiederum glaubt in neunundneunzig von hundert Fällen, je mehr er alle seine Worte in Einklang mit unsern Volksliedern und mit der Herzenssprache des lebendigen

Lebens rings um uns her bringe, um so mehr verdienten sie von den Homers und Platons gelobt zu werden." Man sieht, hier taucht wieder „der böse Geist Griechenlands" auf, das Schulmeistertum, das in der Masse der Gebildeten keinen wahrhaft künstlerischen Genuß aufkommen läßt. So heißt es in der Abhandlung über die „Ethik des Theaters": „Hat man wohl bemerkt, daß einige Worte, sowie sie von der Bühne aus gehört werden, den Einen ärgern, den Andern reizen? Und es sind gerade die farbigsten, lebendigsten, ethischsten Worte." Also auch in der Ästhetik spielt die Schulmeisterei eine unheilvolle Rolle.

Je weitere Kreise die neue Bewegung zog, um so mehr erkannte man, daß sie nicht als grammatisch-philologische, noch als ästhetisch-literarische, sondern vor allem und im letzten Grunde als sozial-pädagogische Frage behandelt werden müsse. Diese Erkenntnis hat sich erst in den letzten sieben bis acht Jahren Bahn zu brechen begonnen, sich aber schon jetzt der besten Köpfe der Nation bemächtigt und die erfreulichsten literarischen Erscheinungen zutage gefördert, die das junge Griechenland aufweist; erfreulich insofern, als sie von dem Geist der strengen Selbstkritik beseelt sind und die Befreiung von der verderblichen Selbstüberschätzung und Selbsttäuschung predigen. Nicht wenig hat zu dieser Einkehr bei sich selbst der unrühmliche Ausgang des griechisch-türkischen Krieges von 1897 beigetragen, der einen ähnlichen Abgrund von Korruption im innern politischen und sozialen Leben auftat, wie jetzt in Rußland der russisch-japanische Krieg tut. Auch hier bewährt sich das Wort Treitschkes von dem Krieg, dem großen Völkerbildner.

Es ist sehr bezeichnend, daß sich die durch den Krieg geschaffne Stimmung zunächst nicht in Abhandlungen und Schriften theoretischen Charakters geäußert hat, sondern sich in scharfen literarischen Satiren Luft machte, in der satirischen Erzählung und im satirischen Drama. Erst in der neuesten Zeit beginnt auch die objektive Kritik der sozialen Zustände.

Die Hauptvertreter der satirischen Erzählung sind Argyris Eftaliotis und Andreas Karkawitzas. Beide begannen als Schilderer des Volkslebens und sind erst in der neuern Phase ihrer Entwicklung unter dem Druck der Verhältnisse aus friedlichen Volkserzählern zu zornigen Strafpredigern geworden. Das Revolutionäre ihrer Natur kam bisher nur in formaler Hinsicht zum Ausdruck: sie sind die ersten bedeutenden Prosaiker, die sich der Volkssprache bedient haben. Nun suchen sie dem gelehrten Pedantentum, das den ganzen Volkskörper zu vergiften droht, die heuchlerische Maske des falschen Patriotismus abzureißen und ihm das wahre, unverfälschte nationale Volkstum entgegenzustellen. Dies tut Eftaliotis in seinen „Tagebuchblättern des alten Dimos" (1897), Karkawitzas in seinem „Archäologen" (1904): in beiden Werken verbirgt sich der patriotische Verfasser, dort unter dem Mantel der biographischen, hier unter dem der symbolischen Erzählung; dort werden die Schäden des Volkes bloßgelegt, hier auch die Mittel zu ihrer Heilung angegeben.

(Schluß folgt)

H. C. Andersen

Von Sophus Bauditz

(1894)

Hans Christian Andersen, eine Persönlichkeit, eine Erscheinung, eine Originalität, die sich nicht in Worte fassen läßt, die sich nicht in Worte fassen will, die sich nicht in Worte fassen darf. Wer Andersen's Leben und Dichten kennt, wird wissen, daß jeder Versuch, ihn in Worte zu fassen, ihn verletzen, ihn verwunden müßte. Wer ihn liebt, wird es fühlen, daß er Andersen, der Dichter, nicht ist, daß er gelobt und über Gebühr gelobt, daß gestritten wird über Andersen's Dichtung, daß sie gedeutet und über Gebühr gedeutet wird, daß sie ihren Platz in der Literatur der Menschheit sucht und finden wird, daß sie ihn aber nicht ausfüllt, daß sie ihn nicht ausfüllen kann, daß sie ihn nicht ausfüllen darf. Andersen ist größer als seine Dichtung, größer als sie, größer als alle Dichtung, größer als irgend ein Dichter, größer als irgend ein Mensch, größer als er selbst, größer als alles, was er je gedacht, gedichtet, gelebt hat.

Andersen ist ein Phänomen, ein Wunder, ein Rätsel, ein Problem, ein Geheimniß, ein Mysterium, ein Unbegreifliches, ein Unfaßbares, ein Unsagbares, ein Unaussprechliches, ein Unaussprechliches, ein Unaussprechliches. Er ist ein Mensch, ein Dichter, ein Künstler, ein Genius, ein Prophet, ein Heiliger, ein Gott, ein Alles, ein Nichts, ein Nichts, ein Nichts. Er ist ein Kind, ein Greis, ein Mann, ein Weib, ein Thier, ein Vogel, ein Fisch, ein Baum, ein Strauch, ein Blatt, ein Grashalm, ein Stein, ein Sand, ein Wasser, ein Feuer, ein Licht, ein Schatten, ein Dunkel, ein Nichts, ein Nichts, ein Nichts. Er ist Alles, Alles, Alles,

Winther in Südoſtſeeland liegen, bei Anderſen aber würde die Karte dem bunten Mitteldeutſchland gleichen, wo die Fürſten rings umher Enklaven haben oft ſehr weit von ihrem Stammlande entfernt. Fünen würde ganz unbedingt Anderſens Stammland ſein, aber ſeine Farben würden auch in der Gegend von Silkeborg, an der Nordſee und bei Skagen, ja bis weit über die Grenzen Dänemarks nach Norden und nach Süden zu ſuchen ſein.

Im Auslande, in Deutſchland und in England, hatte ſich Anderſen einen Namen errungen durch die Romane; in der Heimat wird er durch ſie erſt bekannt, aber noch nicht berühmt. Das däniſche Publikum war eine Zeit lang ſehr geneigt, über den Erfolg zu lächeln, den er in der Fremde hatte, und die bekannte Äußerung von ihm in „Eine Seele nach dem Tode“ iſt ſicher ein Ausdruck für die Auffaſſung geweſen, die die Mehrzahl von Anderſens Landsleuten lange von ihm hegte. Die Zeit war freilich längſt vorüber, wo es kurz und gut hieß: „Es iſt zu großartig und zu apart, und deshalb muß er gedruckt werden“; aber noch immer ſtieß er in ſeinem Verkehr auf Leute, die ihn nicht verſtanden oder ihn nicht verſtehn wollten, und die, wenn er ſich hierüber beklagte, ihm antworteten wie die Henne in dem „häßlichen jungen Entlein“: „Ja, wenn wir dich nicht verſtehn, wer ſollte dich dann wohl verſtehn! Du willſt doch wohl nicht gar klüger ſein als die Katze und die Frau, von mir gar nicht zu reden. Aber glaube mir: Ich meine es gut mit dir, ich ſage dir Unannehmlichkeiten, und daran ſoll man ſeine wahren Freunde erkennen!“ Und wenn das das Kennzeichen iſt, ſo hat Anderſen immer das Glück gehabt, viele „wahre Freunde“ zu haben, ſowohl ſolche, die aus Neid und Mißgunſt unangenehm waren, wie auch ſolche, die ſo wie Franceſca und Fabiano es für ihre heilige Pflicht hielten, ihn niederzuhalten. Er machte in der Tat wirklich beſtändig „ſchrecklich viel ſchlimmes“ durch, denn jeder kleine Nadelſtich war ihm eine Herzenswunde, und die Berühmtheit, den wirklich großen Ruhm, hatte er noch nicht erlangt — endlich aber kam auch der.

Verhältnismäßig früh hatte er ſich mit der Märchendichtung befaßt, aber anfangs nur wie zufällig, und ohne daß eigentlich weder er ſelbſt noch andre beſondres Gewicht darauf gelegt hatten. Er begnügte ſich lange Zeit damit, durch die Gitterpforte in den „Schloßgarten in ſeinem Dichterreich“ zu lugen und ſich nur hin und wieder einmal eine einzelne Blume aus dem bunten Flor da drinnen zu holen. Allmählich aber gelangte er zu der klaren Erkenntnis, wo ſeine Größe liege; das Erſcheinen der gelben Hefte wurde ein Ereignis, ein Ereignis für Groß und Klein, und der Storch hinten auf dem Umſchlag ſegelte mit weit ausgebreiteten Flügeln über die ganze Welt und trug ſeinen Ruhm auf dem Rücken.

Die Märchendichtung iſt ſo alt wie die Dichtung ſelbſt; ſie hat ihre Heimat ebenſogut im Morgenlande wie im Eis des Pols, und ſie wird zu allen Zeiten leben, ſo ſicher, wie nur der Dichter uns das verſchloſſene Land zeigen kann, von dem wir alle träumen, das hinter den Bergen liegt, wo die Elfen wohnen, und wo noch niemand geweſen iſt. Was macht es nun, daß Anderſens Märchen trotzdem ſo ganz für ſich ſtehn, daß es kein Seitenſtück in der Literatur dazu gibt?

Vor allem wohl der Umſtand, daß ſie in ihrer ganzen Form wie nichts andres außer dem eigentlichen Kreis der Volksmärchen das Gepräge des Erzählten tragen. Über einer ganzen Reihe von ihnen liegt eine Kunſt des Stils, die bewunderungswürdig iſt, und viele hat der Dichter wieder und wieder umgeſchrieben, aber dennoch wirken ſie beim Leſen wie eine Improviſation, als wären ſie im Augenblick auf den Lippen des Erzählers geboren. Nicht umſonſt hat Anderſen den Rohſtoff zu vielen ſeiner Märchen aus denen geſchöpft, die er in ſeiner Kindheit beim Hopfenpflücken und in der Spinnſtube gehört hatte, er hat die Erinnerung an den Klang und die Wirkung des mündlichen Vortrags bewahrt, und kein andrer däniſcher Dichter aus unſerm goldnen Zeitalter — Blicher in „E. Vindſton“ allein ausgenommen — hat ſeinen Stil ſo erfolgreich der täglichen Sprache genähert wie er. Mag er mit einer Frage beginnen wie: „Haſt du jemals ſo einen richtigen alten hölzernen Schrank geſehen, ganz ſchwarz von Alter, mit geſchnitzten Schnörkeln und Laubwerk?“ oder noch ſchlichter: „Man hätte wirklich glauben ſollen, daß in der Straßenpfütze etwas los ſei, aber es war gar nichts los“ — ſo iſt man ſofort in media res, Kinder und Erwachſne ſind ſich ſofort klar darüber, daß erzählt wird, und das verleiht von vornherein dem Dichter eine Macht über die Gemüter, die er auf alle Weiſe ausnützt. Er weiß, daß alles, was wir ſpäter zu hören bekommen, durch die Klangfarbe das Überzeugende der lebendigen Sprache gewinnt, die Wirklichkeit des Märchens, er weiß, daß er uns bieten kann, was er will, wir wundern uns über gar nichts, ſondern finden das Ganze höchſt natürlich, und wir räſonieren nicht einmal da, wo wir unter andern Verhältniſſen ganz ſicher räſonieren würden, denn das Märchen — und namentlich das erzählte Märchen — hat ſeinen eignen Maßſtab für Moral und höhere Gerechtigkeit. Wenn der Soldat der Hexe den Kopf abhaut, ſo iſt das gut getan; ſonſt hätte er ja das Feuerzeug nicht bekommen, und das Feuerzeug muß er haben; und wenn der kleine Klaus ſeiner Großmutter, die er doch ſo lieb gehabt hat, die Sonntagskleider anzieht und ſie hinten in den Wagen ſetzt und vor dem Kruge ein Glas Met für ſie beſtellt, ſo kommt es niemand von uns in den Sinn, ihn des Mangels an Pietät der Toten gegenüber zu beſchuldigen, denn durch dieſe Komödie verdient ja der kleine Klaus ſein Geld, und Geld muß er verdienen.

Andre Dichter haben eine mächtigere Phantaſie gehabt, die ihnen große Bilder aufgetan hat, aber keiner hat innerhalb der Welt des Märchens eine ſo farbig malende Phantaſie gehabt wie er, es iſt, als müſſe er ſelbſt alles geſehen haben, was er ſchildert. Er muß ſelbſt, ſo meint man, bei Eliſa geweſen ſein, als die wilden Schwäne mit ihr über das Meer flogen, damals, als ſie bei Sonnenaufgang tief, tief unter ſich die kleine Felſeninſel gewahrt, die ſie erreichen müſſen, ehe die Sonne erlöſcht, „wie der letzte Funke, der durch das verbrannte Papier zieht“; er muß die kleine Meerjungfrau durch den Garten der Meerhexe begleitet haben, wo die Bäume und die Büſche Polypen ſind, halb Tier halb Pflanze, mit langen, ſchleimigen Armen wie Zweige und mit Fingern wie geſchmeidige Würmer — er muß dort geweſen ſein, wie ſollte er es ſonſt wohl geſehen haben?

Und zu dieſer malenden Phantaſie kommt dann die wohltuende, burleske Laune mitten im Märchen. All den Spuk, den der däniſche Volksglaube geſchaffen hat, trommelt er im „Elfenhügel“ zuſammen; zuerſt das Elfenvolk ſelbſt, dann den Meergreis und ſeine Töchter, die jede einen „naſſen Stein zum Sitzen bekommen, oder noch etwas beſſeres“; den Waſſermann und die Zwerge, den Nachtraben und die Irrlichter, ja ſogar das Grabſchwein, das Totenpferd und den Kirchenzwerg, der ja freilich „zu der Geiſtlichkeit gehört“ und deshalb eigentlich nicht mit zum Volk des Elfenkönigs gerechnet wird. Und wie behandelt er dieſe ganze Geſellſchaft! Mit einer Familiarität, einer Dreiſtigkeit ohnegleichen, die ihren Gipfelpunkt erreicht, als dem Totenpferd übel wird, und es von Tiſche aufſtehn muß — das Totenpferd, das bisher von allen, ſogar von Blicher, nur mit Pietät behandelt worden iſt, das Totenpferd, das man bisher nur mit Grauſen hat nennen hören, das wird durch die paar Worte ſo zahm gemacht, daß jedes Kind fortan wagt, hinzugehn und es zu ſtreicheln und zu ſagen: „Gutes altes Totenpferd, beißt gar nicht“ — ſo groß iſt die Macht des Märchendichters!

Aber wie hoch Anderſen auch dageſtanden haben würde, wenn er nur ſeine Märchen von Prinzen und Prinzeſſinnen, Meerjungfrauen und Hexen geſchrieben hätte, ſeine Bedeutung würde doch nicht annähernd ſo groß geweſen ſein wie jetzt, wo er nicht nur die Tiere und Blumen, ſondern alles, was ihm auf ſeinem Wege begegnete, in den Zauberkreis des Märchens gezogen hat.

Die Tierfabel iſt ja ſo alt wie das Märchen und die Dichtung; in ſie hat das Altertum ſeine Lebensweisheit und ſeinen Scherz hineingelegt, durch den Mund der Tiere hat man ſchon früh gelernt, das zu ſagen, was man den Menſchen nicht auf die Zunge zu legen wagte, und der Schmetterling, Bäume und Blumen waren zu allen Zeiten „poetiſch.“ Hierzulande hat Holberg auf Lateiniſch gefabelt, Schack-Staffeldt hat den ſterbenden Schmetterling in Oden beſungen, Öhlenſchläger läßt den Eichbaum wie auch den Glühwurm reden, und Kaalund dichtet ſeine ſchönen „Fabeln für Kinder.“ Der Schmetterling iſt für Schack-Staffeldt jedoch nur ein Symbol, ſowie es der Eichbaum und der Glühwurm für Öhlenſchläger ſind, und wenn Kaalund die Tiere auftreten läßt, geſchieht das in der Regel, um entweder auch zu ſymboliſieren, oder um den Menſchen die Liebe zu den „guten Tieren“ einzuprägen. Anderſen dagegen behandelt die Tiere wie Realitäten, was auch Blicher und Chriſtian Winther tun, aber während ſich der ſeeländiſche Dichter darauf beſchränkt, die Fauna, die er aus Feld und Wald kennt, zu erwähnen und in ein paar meiſterhaften Zeilen zu charakteriſieren, und während ſein jütländiſcher Genoſſe, der Jäger, nur den „Zugvögeln“ eine Stimme verliehen hat, ſo ſchenkt Anderſen allen Tieren Stimme und Sprache. Und er begnügt ſich nicht damit, ſie auf altmodiſche Fabelweiſe nur als Menſchen reden zu laſſen, nein, ſeine Tiere reden ſo, wie die Tiere reden müßten, wenn ſie reden könnten; es macht ſich hier, wie faſt überall bei Anderſen, mitten in dem Märchenhaften ein erſtaunlicher Wirklichkeitsſinn geltend, eine Fähigkeit, das Charakteriſtiſche unter allen Formen aufzufaſſen und wiederzugeben.

Die Vögel ſind nun freilich ſeine Lieblingstiere, nicht zum mindeſten der Storch — ſein beſtändiger Wechſel zwiſchen dem Norden und dem Süden erinnert ihn an ſeine eignen ſtändigen „Fliegegelüſte.“ Den Storch benutzt er als Räſoneur in „Schlammkönigs Tochter,“ die Spatzen in den „Nachbarfamilien“ und die Eulen in „Es iſt ganz gewiß“; ſie bilden „den Chor“ — man wird förmlich an den alten Ariſtophanes erinnert! Aber ſeine Fauna erſtreckt ſich weit über die Ornithologie hinaus, „weit hinüber, jenſeits des Gartens, bis in das Feld des Pfarrers“ und noch viel weiter.

In- und auswendig kennt er Hund und Katze, die Stubenkatze und die Küchenkatze ſind die Räſoneure in der „Eisjungfrau“; er benutzt Maulwurf und Feldmaus, Kröte und Schnecke — wer vergäße wohl jemals die „alten Schnecken“ in der „Glücklichen Familie“!

Von Ole Luköie heißt es, „daß er mit ſeiner Zauberſpritze alle Möbel in der Stube berührte, und ſogleich begannen ſie zu reden.“ Entweder hat Anderſen ſelbſt die Zauberſpritze gehabt, oder er hat es ebenſo gemacht wie der Kobold beim Speckhöker, der des Nachts, wenn alle im Bett lagen, „hinging und das Mundwerk der Madame nahm, das ſie ja nicht brauchte, wenn ſie ſchlief, und wo auch in der Stube er es an einen beliebigen Gegenſtand anſetzte, bekam dieſer Stimme und Sprache und konnte ſeine Gedanken und Gefühle ausſprechen.“ Denn was Anderſen auch berührt, den Kreiſel oder den Ball, die Halskragen oder den Schneemann, ſo ſprechen ſie gerade die „Gedanken und Gefühle“ aus, von denen wir akkurat finden, daß ſie ſie haben müſſen, und handeln in Übereinſtimmung mit ihnen. Man denke nur an den „ſtandhaften Zinnſoldaten.“ Er iſt durch und durch der mutige Soldat, ſowohl wo er unter dem Rinnſteinbrett durchſegelt, wo die Waſſerratte hinter ihm drein iſt, wie auch als er in den Kanal hinausſtürzt; ja ſogar wie er ſchmilzt, ſteht er noch ſtandhaft mit dem Gewehr im Arm da. Hier kommt das echt Märchenhafte und der trockne Humor ſo ſchlagend dadurch zum Ausdruck, daß der Erwachſne und das Kind die ganze Zeit über wiſſen, daß der Zinnſoldat aus guten Gründen gezwungen iſt, „ſtandhaft“ zu ſein und das Gewehr im Arm zu behalten; trotzdem bewundert man aber den Zinnſoldatenmut und verſteht nur zu gut, daß Helgeſen, der Held von Frederikſtad, dieſes militäriſche Märchen höher ſtellt als jedes andre. Oder man denke an die Hirtin und den Schornſteinfeger! Sollen Porzellanfiguren — zarte, kokette Figuren aus Meißner Porzellan aus der guten alten Rokokozeit —, ſollen die reden, ſo müſſen ſie ſo reden, wie ſie es hier tun; die Hirtin iſt verliebt aber vorſichtig, denn ſie iſt ſich ihrer „Zerbrechlichkeit“ bewußt, und der alte Chineſe, der ſchließlich herunterfällt und in Stücke zerbricht, ſodaß er fortan ein Niet im Rücken haben muß, der muß räſonieren, wie er es tut, es kann gar nicht anders ſein. Es ſind keine Menſchen, die in Porzellanfiguren umgeformt ſind, nein es ſind Porzellanfiguren, die lebendig geworden ſind.

Wie abwechſelnd und bunt iſt der Schatz, den Anderſen in den Märchen uns Dänen und der übrigen Welt geſchenkt hat — uns freilich vor allem! Denn auch wenn ſeine Dichtung über die ganze Welt geflogen, ſelbſt wenn er der einzige von Dänemarks Dichtern iſt, den man in allen Ländern kennt, wo

überhaupt gelesen wird, so ist er doch in Gefühl und Humor, in der Wahl seiner Themata und der Szenerie, ja sogar in seiner Phantasie so dänisch wie nur einer, und ihn vollständig genießen und verstehn, das können wohl nur seine Landsleute. Wirken nicht auf uns alle schon allein die bekannten Titel der Märchen wie eine festliche Musik! „Säumelinchen" und „Die Galoschen des Glücks," „Die Schneekönigin" und „Das alte Haus," „Der fliegende Koffer" und „Die Glocke" — die Glocke, deren Klang wohl die hellste Romantik ist, die durch dänische Dichtung geklungen ist —, man fängt an, sich einige einzelne aufzuzählen, und dann wirbeln da in einem Augenblick hunderte in unsern Gedanken auf!

Und die Geschichten: „Unterm Weidenbaum" und „Des Pförtners Sohn," „Schön" und „Ib und die kleine Christine"! War Andersen in seinen großen Erzählungen breit und oft formlos, so hat er hier bis zur Vollendung die Kunst der Beschränkung und des Stils gelernt: in vielen von den „Geschichten" ist ein ganzer Roman auf ein paar Seiten gegeben, man hört den Wind durch „Waldemar Daa und seine Töchter" sausen, und niemand vergißt aus dem „Bischof von Börglum und seine Sippe" einen Durakkord wie den: „Es ist Laubfallszeit, Strandungszeit; jetzt kommt der eisige Winter."

Viele, viele Jahre war es H. C. Andersen gegönnt, als der berühmte Dichter zu leben, und wie nur wenige schwelgte er in seinem eignen Ruhm. Man hat ihm das zum Vorwurf gemacht, hat jedenfalls darüber gelächelt. Hat man aber eigentlich ein Recht dazu gehabt?

Es heißt ja allgemein, daß wer sich selbst ein Vermögen erworben hat, fester daran hält als jemand, der auf leichtere Weise zu seinem Wohlstand gelangt ist — ganz einfach, weil der, der sein Vermögen selber von Grund auf hat aufbauen müssen, weiß, was es wert ist, weiß, was es gekostet hat. Andersen wußte, was die Berühmtheit ihn gekostet hatte, er dachte daran, wie er sich Schritt für Schritt auf dem „Dornenwege der Ehre" hatte vorwärts kämpfen müssen; deshalb war er ängstlicher, als dies nötig war, um seinen Ruhm besorgt — deswegen hatte er aber auch mehr als andre die Berechtigung dazu. Das Glück und der Ruhm machten ihn demütig und dankbar, aber er demütigte sich nie vor Menschen, er wußte, was er selbst wert war, und verlangte, respektiert zu werden. Jetzt begnügte er sich nicht mehr damit, auf der Odenser Au zwischen den Gärten „mit Guldbergs und des Bischofs Familien" im Boot zu fahren, nein, auf dem Frederiksborger Schloßsee und zwischen den Bergen auf dem Starnberger See fährt er, und er liest seine Dichtung Königen vor, aber kraft der Gnadengabe des Genies sitzt er als ihr Ebenbürtiger da: er ist ja Dichter „von Gottes Gnaden," wie sie Könige sind, er fühlt sich als Lehnsmann des lieben Gottes im Reiche der Poesie. Und so wenig er es vergißt, von der Stellung zu sprechen, die er jetzt erreicht hat, so wenig verheimlicht er seine Vergangenheit: immer und immer wieder kommt er darauf zurück, erwähnt sie voller Stolz und führt sie als sein Adelszeichen. Er schreibt von Prinzen und Prinzessinnen, und er schildert die Großen dieser Welt mit Verständnis und Sympathie, früh und spät aber beweist er durch seine Dichtung, daß es auf den Adel des Geistes ankommt, beweist stolz und selbstbewußt, daß es für den,

der in einem Schwanenei gelegen hat, nichts ausmacht, daß er in einem Entenhofe zur Welt gekommen iſt.

Und ſo thronte er in ſeinen letzten Jahren als der „gute, alte Dichter," als der geweihte Dichterpatriarch, dem alle Welt huldigte. Flog er „mit dem Storch" in die fremden Länder, wurde er als Fürſt empfangen, und ſaß er in Dänemark in ſeiner Wohnung am Nyhavn, ſo war ſein Heim eine Wallfahrtsſtätte; die Könige des Landes ehren ihn dort durch ihre Beſuche, alles, was in der Welt des Geiſtes einen Namen hatte, kam zu ihm, und junge, unbekannte Männer pochten verlegen an ſeine Tür, ſo wie der arme Johannes im „Reiſekamerad" an die Tür des Königs pochte. Und der gute Märchenkönig, die unſichtbare, goldne Krone der Dichtung auf dem Haupt und das Zepter der Poeſie unterm Arm, öffnete ſelbſt und führte den Fremden in die traulichen Stuben, wo die Hyazinthen im Fenſter blühten, und wo der wunderbare Wandſchirm, den jeder ſehen mußte, einen Ehrenplatz einnahm; er war ſanft und natürlich, ſo ermunternd und geradezu, daß manch ein armer Johannes die Erinnerung an ſeinen erſten Beſuch bei dem Märchenkönig wie ein Heiligtum bewahrt, das er nicht miſſen möchte.

Es gingen Sagen von ihm, noch während er lebte, ganze Sagenkreiſe dichtete das Ausland über ihn. Und doch übertraf die Wirklichkeit eigentlich die Sagenbildung. Baggeſen hatte ja prophezeit, daß aus dem Jungen, der in der Siboniſchen Geſellſchaft auftrat, etwas werden würde, und das war eingetroffen. Aber die alte Frau, die noch früher geweisſagt hatte, daß die Stadt Odenſe einſtmals zu Ehren für Schuſters Marie ihren Hans Chriſtian illuminiert werden würde, die ſollte auch Recht haben: er wurde zum Ehrenbürger ſeiner Stadt ernannt, und Odenſe wurde ihm zu Ehren illuminiert.

Als er da oben im Rathausſaal ſtand, ſagte er, es ſei dies das drittemal, daß er hier ſei; zum erſtenmal war er als Knabe hier oben, um ein Wachsfigurenkabinett zu ſehen, das zweitemal hatte ein alter Stadtmuſikant ihn mitgenommen, damit er vom Orcheſter aus die Bürgerſchaft betrachten könne, die an Königs Geburtstag tanzte, und das drittemal, das iſt jetzt, wo er ſelbſt der Mittelpunkt der Feier iſt. Auf ähnliche Weiſe äußerte ſich der berühmte deutſche General von Goeben über ſeine drei Beſuche in Darmſtadt: das erſtemal, als er da war, mußte er ſich bettelnderweiſe ein paar Groſchen von einem Handwerksburſchen für das Nachtlager leihen, das zweitemal war er im Gefolge des Prinzen von Preußen, und zum drittenmal kam er 1866 als Chef einer ſiegreichen Armee, die ihm Länder zu Füßen gelegt hatte, nach Darmſtadt. Das hatte H. C. Anderſen auch erreicht; ihm lagen noch mehr Länder zu Füßen als dem deutſchen General. Und als er dann das Ehrenbürgerdiplom in Empfang genommen hatte, ſagte er in ſeiner Dankesrede, daß er an Aladdin denken müſſe, der, als er mit der Wunderlampe das herrliche Schloß errichtet hatte, an das Fenſter trat und ſagte: „Da unten ging ich einſt als armer Junge." Der Vergleich mit Aladdin paßt inſofern, als Gott auch ihm eine ſolche Aladdinslampe, die Poeſie, vergönnt hatte, aber eine Aladdinnatur iſt Anderſen niemals geweſen. Es fielen keine Apfelſinen in ſeinen armſeligen Kinderturban, und er ſtand nicht wie der Dichter Aladdin „mit einem Sprung

auf des Berges Gipfel.“ Erſt als reifer Mann und nach einem Kampfe, der einem jeden Bewunderung abzwingen muß, hielt er die Wunderlampe in ſeiner Hand und lernte ihren rechten Gebrauch, und deswegen iſt es an H. C. Anderſen nicht das am wenigſten Große, daß er zu allen Zeiten als Typus der bewußten, unbeugſamen Energie daſtehn wird.

Es iſt ein Glück für ein Volk, religiös erzogen zu ſein, und es iſt ein Glück, hiſtoriſch erzogen zu ſein, es iſt aber auch ein Glück, poetiſch erzogen zu ſein, ſchon früh dazu erzogen zu ſein, Sinn für die ewige Herrlichkeit der Poeſie zu haben. Und iſt das däniſche Volk von Kindesbeinen an gewöhnt, ein Ohr für den Klang der Dichtung und ein Auge für ihre Bilder zu haben, ſo iſt dieſes Verdienſt mehr als jedem andern Anderſen zuzuſchreiben. Er iſt der erſte Dichter, deſſen Bekanntſchaft ein däniſches Kind macht:

Die Lampe brennt, die Mutter näht,
Der Vater lieſt Märchen uns vor noch ſpät,
Prinz und Prinzeßchen ſehn wir auf Zehn
Leiſe über den Teppich gehn.
Die Zwerge kobolzen, die Elfen tanzen,
Und Zinnſoldat ſtramm ſteht mit Gewehr und Ranzen.

Johann Krohn

Wer von uns hat nicht aus den Zeiten der Kindheit die Erinnerung an die Feierſtunden bewahrt, wo das Buch hervorgeholt wurde, und die ganze Wunderwelt des Märchens aus ſeinen Blättern aufſtieg! Und welche Wonne iſt es nicht für den Ältern, nur in ſeinem reichen Bilderſchatz zu blättern und ſich bei jeder einzelnen Zeile in das verlorne Zauberland des Märchens zurückverſetzen zu können! Das iſt eine Wonne, die mit der der Aſen verwandt iſt, wo ſie in dem betauten Gras die goldnen Würfel fanden, mit denen ſie am Morgen der Zeiten geſpielt haben.

Ehre dem Dichter, deſſen Werke ein Volk aus der Kindheit durch das ganze Leben zu geleiten vermögen!

Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren

Lebenserinnerungen von Robert Thomas

(Fortſetzung)

Die Muſiker reiſten nun nach Hauſe in die Pfalz, und wir veranſtalteten keine Vorſtellungen mehr. Wir beſchäftigten uns während der ſchlechten Jahreszeit mit dem Reparieren und dem Erneuern des Anſtrichs, ſchlachteten wöchentlich zwei bis drei Pferde und hatten eine Zeit lang unter der ungewöhnlich großen Kälte, die bis zu fünfundzwanzig Grad ſtieg, zu leiden. In der Remiſe war anfangs kein Ofen, und das Fleiſch mußte, bevor es verfüttert wurde, aufgetaut werden. In der Mittagſtunde wurde in aller Eile gereinigt, gefüttert und getränkt, reichlich Stroh geſtreut, und dann wurden alle Wagen wieder ſorgfältig geſchloſſen. Als die Kälte länger andauerte, liehen wir uns einen Ofen, mit dem wir die Temperatur

in der Remise wenigstens einigermaßen erträglich machten. Ganz besonders litten die Affen unter der Kälte.

Mit dem Beginn der bessern Jahreszeit gab es für uns sehr viel Arbeit. Unsre Bude wurde um sechs Meter verlängert, und wir mußten von früh bis spät zimmern und anstreichen. Auch der Packwagen wurde umgebaut, sodaß während des Transports die Heufresser darin untergebracht werden konnten. Endlich wurden zwei neue Packwagen angeschafft. Nach dieser Vorbereitung gingen wir daran, unser Winterquartier zu verlassen, räumten die Remise aus, schafften unter großen Schwierigkeiten die Wagen nach dem Metzgertor und bauten dort unsre Bude wieder auf. Die Musiker kamen aus ihrer Heimat zurück und gaben noch an demselben Abend in einer Wirtschaft ein Konzert, wozu sich die Prinzipalin, der Direktor und sämtliche Angestellte einstellten, und wo wir einige vergnügte Stunden verbrachten. Am nächsten Tage, dem Sonnabend vor Ostern, wurde eine Probe veranstaltet, der nur einige Zeitungsreporter beiwohnten. Zuerst spielten die Musiker die bei den Dressurnummern gebräuchlichen Stücke, ohne daß die Tiere dabei arbeiteten, dann wurden die Dressurnummern mit Musik geprobt, und es stellte sich dabei heraus, daß die Tiere trotz ihren vier Monate langen Ferien nichts verlernt hatten. Wir waren alle froh, wieder hinauszukommen, am meisten wohl unsre Prinzipalin, der das Winterquartier etwa 20000 Mark gekostet hatte.

Inzwischen hatte sich meine Position gefestigt, mein Gehalt war erhöht worden, und als wir in Neudorf nach Saarbrücken verluden, erhielt ich den Auftrag, den Elefanten, dessen Transport mit der Bahn neunzig Mark gekostet haben würde, zu Fuß nach Saarbrücken zu bringen. In der Nacht vor der Abreise schlief ich bei dem Elefanten in der Remise auf Stroh, ließ mich Morgens um vier Uhr wecken und ging mit meinem Schutzbefohlnen sowie den beiden Ulmer Doggen durch das Steintor auf Schiltigheim zu. Als ich dort anlangte, war es gerade Zeit zum ersten Frühstück. Ich versorgte den Elefanten mit Heu, Brot und Wasser und trank selbst auf einer Bank im Freien den Kaffee. Dann ging es weiter; überall, wo ich mit dem Tier erschien, entstand ein großer Auflauf, und das brachte mich auf den Gedanken, die Künste des Elefanten geschäftlich auszunutzen. Wenn sich ein genügend großes Publikum um uns versammelt hatte, hielt ich eine kleine Ansprache und hob besonders hervor, daß der Elefant imstande sei, mit seinem Rüssel Münzen — sogar die kleinen Zwanzigpfennigstücke, die damals noch kursierten — vom Boden aufzuheben. Die Leute kamen dieser Aufforderung bereitwillig nach, und der Elefant steckte die Münzen ebenso bereitwillig in meine Tasche. Als es Abend wurde, sagte ich mir, daß ich mich jetzt nach einem Nachtquartier umsehen müsse. In dem Orte, wo ich mich gerade befand, waren drei Gasthäuser; in den beiden ersten wies man mich, sobald man den Elefanten sah, mit der Ausflucht ab, man habe alles besetzt. Ebenso wollte man in dem dritten Gasthofe mit mir verfahren, aber es gelang mir, den Wirt unter dem Hinweis auf meine Müdigkeit und auf die Gutmütigkeit des Tieres zu bewegen, mir ein Nachtquartier im Stalle anzuweisen. Am andern Morgen um vier Uhr wanderte ich weiter und verfehlte nie, den mir mit Pferden entgegenkommenden aus weiter Entfernung zuzurufen, sie möchten absteigen und die Pferde am Kopfe halten. Da die Leute das niemals taten, wurden die Pferde regelmäßig, sobald sie sich dem Elefanten näherten, scheu, und ich hörte noch in weiter Ferne das Fluchen der Fuhrleute und der Kutscher. Auch einer alten Frau, die eine mit einer Kuh bespannte Mistfuhre begleitete, gab ich den guten Rat, sich an den Kopf der Kuh zu stellen, aber auch sie schlug diesen Rat in den Wind und mußte nun sehen, wie die Kuh wild wurde und die Mistfuhre in den Chausseegraben warf. Ich hätte der alten Frau gern geholfen, konnte den Elefanten aber nicht verlassen und mußte meines Wegs weiter ziehn. Unterwegs setzte ich die Vorstellungen mit dem Tiere fort und hatte mich in einem größern Ort schon an fünf Stellen produziert, als gerade in dem Augenblicke, wo ich mir vor einer Wirtschaft am Ausgange des Dorfes ein Glas Bier

geben ließ, der Polizeidiener erschien, der mich fragte, was ich hier mache. Ich erwiderte trocken, daß ich ein Glas Bier trinke. Er ermahnte mich, keine Vorstellungen mit dem Elefanten zu geben, die Straße nicht zu versperren und dafür zu sorgen, daß das Tier kein Unheil anrichte. Ich beruhigte ihn und verließ das Dorf, wobei ich aber bemerkte, daß mich der Polizeidiener noch eine ganze Weile im Auge behielt.

Im nächsten Dorfe wollte ich zu Mittag essen und fragte die Wirtin des dortigen Gasthauses, deren Mann gerade abwesend war, wo ich den Elefanten einstellen könnte. Sie öffnete mir die Tür zur Scheune, und ich führte das Tier hinein. Ich gebrauchte dabei die Vorsicht, es anzulegen und zum Überfluß noch einen Jungen als Wache dabei aufzustellen, der mich rufen sollte, wenn der Elefant etwa Dummheiten mache. Kurze Zeit darauf kam der Junge in die Gaststube gerannt und sagte, der Elefant habe sich einen Sack Kleie genommen. Ich ging in die Scheune, nahm dem Tiere den schon geöffneten Sack ab, strafte es mit der Peitsche und kehrte zu meiner Mahlzeit zurück. Da kam plötzlich der Wirt herein und schimpfte gewaltig, daß ich den Elefanten in die Scheune gestellt hätte, wozu mir doch sicher niemand die Erlaubnis gegeben habe. Ich sagte ihm, daß mir seine Frau die Tür geöffnet hätte, und daß ich für den Schaden, den der Elefant an dem Kleiesack angerichtet habe, aufkommen würde. Als ich meine Zeche beglich, berechnete mir der liebenswürdige Wirt die paar Hände voll Kleie, die der Elefant gefressen hatte, mit einer Mark und fünfzig Pfennigen.

Am dritten Tage Morgens gegen neun Uhr hatte ich eine Landstraße zu passieren, an deren Seite ein hoher Bahndamm entlang führte. Als ich diesen Bahndamm sah, stieg schon eine böse Ahnung in mir auf, es würde vermutlich ein Zug kommen, und wirklich dauerte es nicht lange, so rasselte schon in der Ferne ein solches Ungeheuer heran. Ich legte sofort den Haken hinter das Ohr meines Schutzbefohlnen, der denn auch bald den Zug bemerkte, beide Ohren nach vorn streckte und gewaltig trompetete. Der Zug kam näher und näher, und der Elefant setzte sich in Galopp. Ich wußte, daß ich den Haken nicht loslassen durfte, da ich sonst die Herrschaft über das Tier verloren hätte, und ließ mich deshalb mit fortreißen. Der Elefant lief so schnell, daß ich zeitweise kaum den Boden unter den Füßen spürte, und erst, als wir die Unterführung des Bahndammes passiert hatten, gelang es mir, das Tier zu beruhigen. Ich gab ihm ein Stück Brot und untersuchte die Stelle hinter dem Ohr, wo ich den Haken eingesetzt gehabt hatte. Zu meinem Schrecken bemerkte ich, daß hier eine Wunde von der Größe eines Daumens war, die stark blutete. Nun war guter Rat teuer, aber ich wußte mir auch jetzt wieder zu helfen, ließ mir im nächsten Dorfe bei einem Metzger für fünf Pfennige Schweinefett geben und salbte die Wunde damit ein.

Erst am vierten Tage gegen halb elf Uhr Vormittags langte ich ohne weitere Fährnisse in Saarbrücken an, wo man schon eifrig mit dem Aufbauen der Menagerie beschäftigt war. Wir blieben dort acht Tage und reisten dann weiter zur Messe nach Metz. Von dort ging es weiter über Karlsruhe, Mannheim und Worms nach Frankfurt a. M. Da wir dort in unmittelbarer Nähe von Häusern standen, blieb es nicht aus, daß sich die Einwohner über das nächtliche Gebrüll der Löwen beschwerten, weshalb denn einer von uns Nachts bei den Tieren wachen und jeden Brüllversuch mit Hilfe einer Peitsche im Keime ersticken mußte.

Am letzten Sonntag begannen wir mit den Vorbereitungen zum Abbruch, beseitigten die Dekorationen an der Bühne und einzelne Panneaus der Hinterwand. Bei der Sechsuhrvorstellung hatte sich der Angestellte, der sonst bei der Schlangenapotheose das Notfeuer abbrennen mußte, entfernt, und ich erhielt den Auftrag, statt seiner den Beleuchtungseffekt vorzubereiten, was ich noch niemals getan hatte. Madame stand mit vier Schlangen auf der Bühne, und ich mußte mich nun beeilen, das Präparat auf eine Pfanne zu schütten und anzuzünden, dabei fragte mich der Wärter Michel in seinem Pfälzer Dialekt: „Ei, hascht ah schwarzes

drauf?" und teilte mir mit, als ich dies verneinte, ich müsse auch von dem schwarzen Pulver aus der zweiten Büchse darauf schütten. Das tat ich, nahm aber eine zu große Portion und ließ die beiden Büchsen offen stehn. Als ich nun ein Streichholz anbrannte, erfolgte die Entzündung so gründlich, daß nicht nur der Inhalt der Pfanne sondern auch der der beiden Büchsen mit einem starken Knall in Flammen aufging, worauf die Madame mit dem Rufe Du feu! die Schlangen von sich warf und in den Wohnwagen flüchtete. Ich hatte zum Glück die Geistesgegenwart, die brennenden Büchsen mit dem Fuße durch die geöffnete Hinterwand ins Freie zu befördern, sodaß wir als einzigen Brandschaden den Verlust meiner linken Schnurrbarthälfte zu beklagen hatten. Nachher erschien natürlich ein Schutzmann, der sich den Zwischenfall genau erzählen ließ und gewissenhaft verbuchte. Das Feuerwerk hatte uns etwa zwanzig Mark gekostet, wurde mir aber nicht angerechnet, da sich Madame und der Direktor nachträglich über mein Mißgeschick amüsierten. Von den Schlangen fanden wir drei sofort wieder, die vierte aber war eine ganze Weile nicht zu entdecken, bis einer der Angestellten, ein Rekommandeur, der früher Buchbinder gewesen war, sie unter dem Wohnwagen fand, wo sie sich um die Achse verschlungen hatte. Nach der Achtuhrvorstellung brachen wir dann ab und fuhren zum Volksfeste nach Nürnberg.

Hier feierten wir am 4. September den Namenstag der Madame, indem wir ihr ein Album überreichten, das unser Zimmermann, der Holländer Joseph, gekauft, mit einem handschriftlichen Glückwunsch versehen und jedem von uns zum Unterzeichnen vorgelegt hatte. Madame zeigte sich über diese Aufmerksamkeit sehr erfreut, und bald darauf erschien der Direktor mit einem Pappkarton, der mit seltnen goldnen und silbernen Münzen gefüllt war, die uns Nouma Hawa zur Erinnerung an den Tag überreichen ließ. Die Münzen waren auf der Reversseite abgeschliffen, trugen in zierlicher Gravierung die Aufschrift Souvenir 4 septembre 1893 und in der Mitte das Monogramm N. H. und waren mit einem Henkel versehen, sodaß wir sie gleichsam als einen Hausorden unsrer Prinzipalin am Bande tragen konnten.

In München trafen wir zum Oktoberfest ein. Dort hatten wir große Konkurrenz, da auch Ehlbeck dort war, der die Menagerie seines Schwagers Sonntag noch zu seiner eignen hinzugefügt hatte und nun über eine 110 Meter lange Bude verfügte. Ehlbeck hatte zwei Elefanten, einen kleinen und einen großen. Der erste gehörte mit zu der Menagerie, den großen dagegen sandte er mit einem Wärter allein auf Reisen, hatte ihn aber jetzt nach München kommen lassen, um das Tier als Zugstück für sein Unternehmen an die Kasse zu stellen. Während des Aufbauens stand der Elefant, mit einem Hinterfuß an einen Pfahl angekettet, mitten auf der Wiese und war dort von einer großen Menge Publikum umlagert, das das Tier anfangs anstaunte, dann aber zum Scherze mit Rasenstücken warf. Der Elefant ließ sich diese Späße auch eine Zeit lang ruhig gefallen, dann trat er mit einem Vorderfuß auf seine Kette, setzte den gewaltigen Stoßzahn darunter und hob so den Pfahl heraus, der etwa 25 Zentimeter im Durchmesser haben mochte und über einen Meter tief in der Erde stak. Als ich dies bemerkte, holte ich den Wärter namens Bauer herbei, der den Pfahl wieder in die Erde schlug und dafür sorgte, daß der Elefant nicht mehr vom Publikum beunruhigt wurde. Während des Oktoberfestes hatte die Ehlbecksche Menagerie besonders in den Morgenstunden großen Zuspruch von den Schulen, denen ein billiger Eintrittspreis eingeräumt worden war. Wir dagegen nahmen unsre vollen Preise und verwandten besondre Mühe auf die Rekommandation, wobei sich drei von uns, der Direktor, der Rekommandeur und ich abwechselten. Wenn ich hinaustrat, nahm ich gewöhnlich irgendein Tier mit, zuerst einen jungen Löwen und später den Elefanten, der die fünf Stufen zur Kasse hinaufsteigen und dort auf dem beschränkten Raume seine Künste zeigen mußte. Zufälligerweise hatte ich bemerkt, daß August Schichtl, dieser große Meister in der Kunst, das Publikum anzulocken, hier in München ein ganz

eigentümliches Verfahren einschlug. Er behandelte das Publikum, besonders die zahlreich erschienenen Bauern aus der Umgegend, mit unglaublicher Grobheit und erreichte damit, daß sich die Zuschauer geschmeichelt fühlten und seine Bude geradezu stürmten. Ich sagte mir, daß ich mit diesem seltsamen Mittel auch Erfolge erreichen könnte, und begann nun auch meinerseits die Bauern gehörig abzukanzeln. Ich ließ den Elefanten sich legen, legte mich auf seine Schultern und streckte die Beine über seinem Kopfe weg. Dabei sagte ich: „Da schauts her, ihr Saurammel, ihr gescherten Kaffern, so a Kanapee müßt ihr euch aschaffe, da liegt sichs schee druff." Die Bauern, die bisher bloß gegafft hatten, stürzten sich nun, nachdem ich sie so begrüßt hatte, die Stufen zur Kasse herauf und füllten in kurzer Zeit die Bude. Madame, die an der Kasse saß und sich diesen plötzlichen Erfolg meiner Rekommandation nicht erklären konnte, erkundigte sich beim Direktor danach, was ich gesagt hätte, und lachte Tränen, als ihr dieser meine Worte übersetzte.

Wir wußten seit einiger Zeit, daß die Löwin Cora tragend war, und ich schlug deshalb mein Bett auf dem ersten Platz in unmittelbarer Nähe ihres Käfigs auf, um sogleich bei der Hand zu sein, wenn das freudige Ereignis eintreten würde. Eines Morgens gegen vier Uhr hörte ich denn auch ein eigentümliches Quietschen, sprang aus dem Bett, zündete das Gas an und sah zu meiner größten Freude, daß schon ein Junges da war. Ich steckte die Hände in den Käfig, worauf die Löwin herankam und mich beleckte. Um fünf Uhr nahm ich eine Kanne, verließ die Menagerie und eilte in die Stadt, um zu sehen, ob ich nicht irgendwo frische Milch bekommen könnte. Ich traf einen Milchmann, ließ mir zwei Liter von der besten Milch geben, die ich aus meiner eignen Tasche bezahlte, eilte zu meiner Cora zurück, goß die Milch in die Pfanne und sah, wie das Tier sie begierig leckte. Inzwischen waren noch zwei weitere Junge angekommen, die ebenso gesund waren wie das erste. Dieses Ereignis nutzten wir zur Reklame für unser Geschäft aus, indem wir sechsteilige Plakate ankleben ließen, worauf auf die neugebornen Löwen hingewiesen und zum Besuch der Menagerie eingeladen wurde. Nun galt es, die Löwin mit ihren drei Jungen in einen andern Käfig umzusetzen, da der Eisbär, wenn er zur Dressur in den Zentralkäfig ging, den Löwenkäfig passieren mußte. Zu diesem Zwecke ließen wir sie zunächst in den benachbarten Käfig des Löwen Sultan gehn, nahmen dann die Jungen weg und lockten sie mit Hilfe eines ausgestopften neugebornen Löwen, der sonst als Dekorationsstück auf der Bühne stand, in den Umsatzkäfig. Als sie glücklich in dem für sie bestimmten Käfig war, wo sie ihre Jungen wieder fand, stellte es sich heraus, daß sie den Wärter Michel, der sie nun zu verpflegen hatte, nicht zum Reinigen an den Käfig herantreten lassen wollte. Michel kam deshalb zu mir und bat mich, das Reinigen zu übernehmen, da er mit dem Tiere nicht fertig würde. Ich erklärte mich hierzu bereit, machte aber zur Bedingung, daß der Käfig durch ein Panneau geschlossen würde. Das geschah denn auch, und die Besucher, die jetzt zahlreich eintrafen und nach den jungen Löwen fragten, mußten sich an mich wenden, wenn sie die Tiere sehen wollten. Ich hob dann mit der linken Hand das Panneau empor, langte mit der rechten durch die Gitterstäbe, ergriff einen der jungen Löwen und hielt ihn empor, wobei mir Cora die Hand leckte. Das Publikum war von diesem Schauspiel ganz begeistert und kargte nicht mit seiner Anerkennung in barer Münze, sodaß ich jeden Tag ein sehr ansehnliches Trinkgeld machte. Damit war Madame, die von meiner Einnahmequelle durch den neidischen Michel Kenntnis erhalten haben mochte, nicht einverstanden, und als gerade wieder viel Publikum in der Menagerie war, die jungen Löwen besichtigte und dann nach dem Portemonnaie griff, kam sie von der Kasse und sagte sehr bestimmt: „Kost nix, kost nix!" Ich wollte mir aber meinen wohlverdienten Lohn nicht entgehn lassen, stieg deshalb über die Barriere des ersten Platzes, stellte mich so, daß ich Madame ins Gesicht sah, und hielt die Hände geöffnet auf den Rücken, worauf mir die Besucher, die für diese Geste volles Verständnis zeigten, das Geld von hinten in die Hand drückten.

Während des Oktoberfestes hatten wir viermal Besuch vom Prinzregenten, der in Begleitung einiger Hofkavaliere kam und ganz ungeniert den Vorstellungen beiwohnte. Trotzdem gab es in der Menagerie bei seinem Erscheinen eine kleine Aufregung, da in aller Eile eine Anzahl Stühle vor dem Zentralkäfig in Halbbogenform aufgestellt werden mußte.

Als das Oktoberfest zu Ende war, brachen wir ab und verluden nach St. Gallen. Am vorletzten Tage unsers dortigen Aufenthalts bekam ich Meinungsverschiedenheiten mit dem Direktor, weil ein andrer Angestellter Gegenstände in die Fleischkammer hineingestellt hatte, die nicht hinein gehörten, worüber ich aufgebracht worden war. Ich trat deshalb sofort aus und machte an demselben Nachmittag in einer Wirtschaft die Bekanntschaft von mehreren zweifelhaften Subjekten, die mir ihren Reden und ihrem Gebaren nach schon gleich nicht recht gefielen. Am nächsten Tage erwirkte ich mir von den Leuten vom Theater Weissenbach die Erlaubnis, meinen Koffer zur Weiterbeförderung nach Rorschach auf ihren Holzwagen stellen zu dürfen. Als sich die Wagen in Bewegung setzten, ging ich zu Fuß mit und langte gegen Abend in Rorschach an. Dort sah ich mich auf dem Marktplatze um, der unmittelbar am Bodensee liegt, und wurde von einem Schnellphotographen gefragt, ob ich Lust zu arbeiten hätte, er könne mir Arbeit geben. Ich erklärte mich bereit, bei ihm einzutreten, half auch sogleich beim Aufbauen seiner Bude und machte am nächsten Sonntag bei ihm den Rekommandeur. Das Geschäft ging anfangs ganz gut, und ich erhielt an diesem Sonntag acht Franken. Am Donnerstag, Freitag und Sonnabend mußte die Bude jedoch geschlossen bleiben. Um aber an diesen Tagen nicht untätig zu sein, öffnete ich an einer Seite ein wenig die Leinwand, setzte mich auf einem Stuhle davor und lockte die Vorübergehenden heimlich hinein, wo sie dann ebenso heimlich photographiert wurden. Als ich dort saß, erschien plötzlich einer von den Kerlen, mit denen ich in St. Gallen zusammen gewesen war, er kam auf mich zu, begrüßte mich und renommierte mit seinem Gelde, dabei griff er in die Tasche und brachte eine Handvoll Fünffrankenstücke zum Vorschein. Er lud mich ein, mit ihm zusammen einen Liter „Suser" zu trinken. Obgleich mir der Mensch unangenehm war, ging ich doch mit und traf in der Wirtschaft, wohin er mich führte, seine Kameraden. Wir tranken eine Weile zusammen, dann machte ich aber, daß ich wieder zu meinem Photographen kam, da mir die Gesellschaft immer verdächtiger erschien. Ein paar Stunden darauf verbreitete sich denn auch das Gerücht, daß die Gesellschaft am Tage vorher auf der Straße zwischen St. Gallen und Gossau einen Bauern, der ein paar Kühe verkauft hatte, erschlagen und seiner Barschaft beraubt habe. Ob die Räuber ergriffen worden sind, habe ich nicht in Erfahrung bringen können, jedenfalls aber habe ich mich darüber geärgert, daß ich nicht in die Lage gekommen war, sie dingfest machen zu lassen.

Am nächsten Tage, als ich wieder vor der Bude saß, kam eine festlich geschmückte Bauerngesellschaft mit zwei Brautpaaren. Ich redete diese Doppelhochzeitsgesellschaft an, und es gelang mir auch, sie mit Hilfe meines täuschend imitierten Schweizer Dialekts in die Bude zu locken. Dort ergab sich nun eine große Schwierigkeit, die Gesellschaft so zu placieren, daß sie vollzählig auf die sehr kleine Platte ging. Wir setzten das älteste Brautpaar auf unsre beiden einzigen Stühle, stellten das zweite dahinter, ließen auf jeder Seite je einen der Hochzeitsgäste auf einem Plattenkistchen Platz nehmen und gruppierten die übrigen im Halbkreise darum. Zu diesem Arrangement war ein großer Aufwand von Worten nötig. Als zwei Bilder fertig waren, zeigte der Photograph sie den Bauern, die sich aber nicht zu seiner Ansicht bekennen konnten, daß die Aufnahme vorzüglich gelungen sei. Sie fingen vielmehr an zu schimpfen, bedienten sich sogar des in der Schweiz sehr beliebten Schimpfwortes „du Kalb" und weigerten sich, die Bilder zu bezahlen. Darüber wurde mein Prinzipal fuchswild, und ich hatte große Mühe, ihn zu beruhigen, weil ich fürchtete, daß die Polizei von unserm unerlaubten Geschäftsbetriebe Kenntnis erhalten könnte.

Am letzten Sonntag machten wir noch ein leidlich gutes Geschäft, brachen dann am Montag ab und luden die ganze Einrichtung, die samt dem Bett des Prinzipals nicht mehr als dreizehn Zentner wog, auf einen Einspänner, der sie nach Arbon brachte. Ich hatte inzwischen die Adresse meines ehemaligen Prinzipals Christian Berg erfahren und schrieb einen Brief an ihn, um ihm meine Dienste anzubieten.

Von Arbon fuhren wir auf der Achse nach Wyl, wo jedoch nicht viel zu holen war. Als der Markt dort zu Ende war, teilte mir der Photograph mit, er müsse verreisen, ich solle die Bude abbrechen, einen Fuhrmann suchen und das Geschäft zusammen mit dem von Karl Bader auf die Bahn verladen. Er gab mir zugleich fünf Franken, womit ich den Fuhrmann bezahlen und meine eignen Spesen bestreiten sollte. Ich kam seinen Anweisungen nach, merkte aber bald, daß ich mit dem Gelde nicht weit käme, und fragte deshalb Bader, ob er mir etwas vorschießen könnte. Da rückte dieser sofort fünf Franken heraus und sagte, mein Prinzipal habe offenbar schon vorausgesehen, daß ich mehr Geld brauche, und ihm deshalb fünf Franken gegeben, die er mir, wenn ich mit der kleinen Barschaft zu Ende sei, aushändigen solle. Während wir verluden, kam der Telegraphenbote und brachte mir ein Telegramm mit bezahlter Rückantwort von Christian Berg, worin er anfragte, ob ich sofort nach Oberdorf in Bayern kommen könne. Ich telegraphierte zurück: Bitte Reisegeld nach Gossau. Als ich dort am andern Morgen mit dem Wagen auf dem Platze stand, kam der Photograph von seiner Reise zurück und teilte mir sehr vergnügt mit, er habe ein neues Geschäft erworben, mit dem er hier auf dem Markte Geld zu machen hoffe. Es sei eine Fußkünstlerin, die er in irgendeiner Restauration zeigen wolle. Nun galt es, ein Lokal ausfindig zu machen, das sich für unsre Zwecke eignete, und dessen Wirt mit unserm Plan einverstanden war. Wir gingen deshalb in sämtliche Wirtschaften Gossaus, tranken überall ein Viertelchen Wein, bekamen aber durchweg ablehnenden Bescheid und kehrten schließlich zu der ersten Wirtschaft zurück, wo man uns halb und halb eine Zusage gemacht hatte. Mein Prinzipal trug mir auf, den Holzwagen abzuladen und alles zum Aufbau der Bude vorzubereiten, während er selbst noch einen Brief schreiben wollte. Zum Holzabladen hatte ich aber wenig Lust und zog vor, auf die Post zu gehn und dort zu fragen, ob eine Geldsendung für mich eingetroffen sei. Das war der Fall, und der Beamte zahlte mir, nachdem ich mich durch meine Papiere legitimiert hatte, das Geld aus. Dieses Geschäft hatte sich nicht so schnell abgewickelt, und während ich noch mit dem Beamten verhandelte, erschien der Photograph mit einem Einschreibebrief und war nicht wenig verwundert, mich hier, und zwar mit dem Einkassieren von Geld beschäftigt, zu sehen. Wir gingen dann zusammen weg, und unterwegs sagte mein Prinzipal, wir müßten nun schleunigst an den Aufbau der Bude gehn, da die Zeit dränge. Ich erklärte ihm ruhig, daß er auf meine Hilfe dabei nicht rechnen solle, da ich mit dem nächsten Zuge abzufahren gedächte. Ich war hier zu einer so schnellen Lösung des Arbeitsverhältnisses berechtigt, da ich an jedem Tage meinen Lohn erhielt und nicht auf eine Woche oder einen Monat engagiert war. Der Photograph war bei meiner Antwort wie vom Donner gerührt und begann, nachdem er sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, gewaltig zu schimpfen. Ich ließ mich dadurch nicht anfechten, sondern holte meinen Koffer vom Holzwagen herunter und ging damit zur Bahn.

Ich reiste über St. Gallen nach Oberdorf bei Kaufbeuren, wo ich am nächsten Morgen ankam. Ich suchte dort nach der Bergschen Menagerie und fand schließlich einen kleinen Tierwagen und einen Wohnwagen. Bei diesem klopfte ich an und erfuhr von einer Frau, daß Berg im Hotel wohne. Was sie „Hotel“ nannte, war weiter nichts als ein elendes Gasthaus, wie auch in dem kleinen Neste nicht anders zu erwarten war. Ich fragte in dem Gasthause nach Herrn Berg und ging in das Gastzimmer, wo er bald darauf erschien. Er ließ mir Kaffee bringen und teilte mir mit, daß wir nach Kaufbeuren ins Winterquartier reisen wollten,

wo er zuvor zum Markte gewesen war und seinen Packwagen und die Bude zurückgelassen hatte. Berg hatte, wie ich schon früher erwähnt habe, einen Zirkus gehabt, den er wegen des schlechten Geschäftsganges nicht weiter führen konnte und deshalb in Thüringen irgendwo liegen gelassen hatte. Die letzte Erinnerung daran war ein Schecke, der auf der Reise den leichten Wagen zog, worin Berg selber fuhr. Angestellte hatte er außer mir nicht, wohl aber eine Wirtschafterin mit zwei Töchtern von siebzehn und fünfzehn Jahren und einem ganz kleinen Jungen.

Der Fuhrmann brachte zwei Paar Pferde, die an den Wohnwagen und den Tierwagen gespannt wurden, dann holten wir aus dem Stalle des Gasthauses den Zebustier und banden ihn hinter den Wohnwagen an. Auf der Reise hatten wir starkes Schneewetter. In Kaufbeuren hatte Berg eine Remise im Gasthause „Zur Wies“ gemietet, in die wir zunächst den Tierwagen hineinschoben. Den Wohnwagen ließen wir in der Nähe stehn. Zu den Requisiten des Geschäfts gehörte ein runder eiserner Käfig, der ursprünglich für die Dressurnummern „Der Löwe zu Pferd“ und „Der Bär zu Pferd“ hergerichtet worden war. Dieser Käfig sollte nun viereckig gemacht werden, und zu diesem Zwecke holten wir die einzelnen Teile aus dem Packwagen, legten sie auf eine Schiene und bearbeiteten sie so lange mit schweren Hämmern, bis die gebognen Teile gerade waren. Damit hatten wir mehrere Tage zu tun, und als der Käfig fertig war, wurden die drei Löwen Romeo, Herkules und Samson nebst der Tigerdogge hineingesteckt. Berg machte mir den Vorschlag, ich sollte die Löwen dressieren, und versprach mir im Falle meiner Bereitwilligkeit einen neuen Anzug. Ich gab mir mit den Tieren große Mühe, und es stellte sich bald heraus, daß eigentlich nur Romeo dazu geeignet war, während die beiden andern immer widersetzlich blieben. Ich wollte das von mir erfundne und bei der Menagerie Nouma Hawa schon erprobte Mittel anwenden und die Löwen durch vorsichtige Behandlung mit einer Bürste zahm machen. Zu diesem Zwecke ging ich in den Käfig, kniete neben Romeo nieder und strich ihm mit der Bürste leise über den Rücken. Er ließ sich das auch ruhig gefallen, und ich setzte diese Behandlung eine Weile fort, während die beiden andern Löwen in der Ecke des Käfigs saßen und mich beobachteten. Als der eine seine Tatze in meine Nähe brachte, strich ich mit meiner Bürste mehrmals darüber hin, erhielt dann aber einen blitzschnell geführten Hieb, wobei ich zwar nur von einer Kralle getroffen wurde aber eine schwere Verletzung am Handgelenk davon trug. Ich ergriff die Peitsche und bestrafte das Tier, das nun in seiner Angst gewaltige Sprünge machte und sich hierbei mit den Vordertatzen am obern Gitterrande des mit keiner Bedachung versehenen Käfigs festhielt. Berg, der darüber herbeigekommen war und den Vorgang beobachtete, befürchtete, der Löwe könnte das Gitter ganz erklimmen und aus dem Käfig entweichen, und rief mir deshalb zu, ich sollte ihn am Schwanze herunterziehn. Davor hütete ich mich aber, da ich die Empfindlichkeit der Löwen in dieser Hinsicht kannte, und begnügte mich damit, dem Tier einen Peitschenhieb über die Vorderpranken zu geben, worauf sich der Löwe fallen ließ und rückwärts in den Käfig stürzte. Ich verband meine Wunde, die auch bald heilte, von der ich aber später noch Unannehmlichkeiten hatte, da sie nach einer Reihe von Jahren eine Nachwirkung zeigte, die sich in Form eines Geschwürs an der Innenseite des Ellbogengelenks bemerkbar machte. Dank meiner Geduld und Ausdauer gelang es mir aber schließlich doch, den Löwen einige Tricks beizubringen, sodaß mit dem Beginn des Frühjahrs die jüngere Tochter der Haushälterin, das fünfzehnjährige Mädchen, mit den Tieren arbeiten konnte. Außerdem begann ich die Dressur des Bären, der sich gelehriger als die Löwen zeigte, und dem ich eine Anzahl Tricks beibrachte.

Während der stillen Saison trat für uns alle, besonders aber auch für die Tiere, eine knappe Zeit ein. So mußten sich die Löwen, wenn sie an zwei Tagen eine dürftige Fleischration erhalten hatten, am dritten Tage mit einer Bouillon

aus den abgenagten Knochen begnügen, die durch einen Zusatz von Reis etwas konsistenter gemacht worden war. Diese Art der Beköstigung hatte auf die Löwen jedoch keinen schlechten Einfluß, denn sie gediehen vortrefflich und wurden schließlich die größten, die ich je gesehen habe. Nach Weihnachten hatte ich mit dem Reparieren und Neuanstreichen der Bude zu tun und mußte außerdem den eisernen Käfig, den wir zu Anfang des Winterquartiers viereckig gemacht hatten, wieder rund hämmern, da ihn mein Prinzipal an den Menageriebesitzer Ehlbeck verkaufen wollte. Er diente von nun an als Schauplatz für eine neue Dressurnummer, die „Der Wüstenritt" hieß, und wobei ein Löwe auf einem Kamel ritt, während ein Zebustier dem König der Tiere folgte. Wir bauten nun für uns selbst einen neuen Dressurkäfig, der so eingerichtet war, daß er an die Pfosten der Hinterwand unsrer Bude angeschraubt werden konnte, und bei dessen Herstellung uns ein Tischler und ein Schlosser halfen.

Im Januar trat starke Kälte ein, und wir mußten darauf achten, daß der Schlangenkasten, der im Wohnwagen stand, zweimal des Tages mit einer heißen Wärmflasche versehen wurde. Zu diesem Zwecke wurde im Wagen Wasser zum Kochen gebracht und in die Flasche gefüllt. Der dabei entstehende Dampf schlug sich an den Wänden nieder und gefror, sodaß die Wände stellenweise mit dickem Reif bedeckt waren, obwohl in dem Wagen die Haushälterin mit ihren beiden Töchtern und ihrem kleinen Kinde schlief.

Kurz bevor wir von Kaufbeuren aufbrachen, erhielt ich als Futter für die Löwen aus dem Schlachthause Rindskaldaunen. Dem Löwen Romeo, den ich, da er futterneidisch war, vorher von den andern getrennt hatte, sagte diese Kost aber nicht zu, und ich entschloß mich deshalb, ihm die Kaldaunen wieder abzunehmen, um sie noch den andern Löwen zu geben. Zu diesem Zwecke zog ich sie mit dem Haken heraus und ergriff sie mit der rechten Hand. Da bekam der Löwe aber plötzlich Appetit und wollte die Kaldaunen mit der Pranke wieder hereinholen. Dabei verletzte er mir mit seinen Krallen zwei Finger so stark, daß ich den nächsten Bader konsultieren mußte, der mir die Wunde auswusch und einen Verband anlegte.

Als das Frühjahr herankam, machten wir Anstalten, unser Winterquartier zu verlassen und das Geschäft zu verladen. Da ich selbst wenig zugreifen konnte, engagierte ich zwei Handwerksburschen, die aber so langsam arbeiteten, daß wir am ersten Abend nur zwei Wagen verladen konnten und den dritten am andern Tage folgen lassen mußten. An einem Freitag früh fuhren wir nach Dietmannsried. Unterwegs hatten wir in Kempten Aufenthalt, und mein Prinzipal sandte mich in die Stadt, damit ich den Versuch mache, Pferdefleisch zu beschaffen, was mir jedoch nicht gelang. Als wir am Sonnabend früh in Dietmannsried angekommen waren, lag hoher Schnee, und wir mußten den Platz, wo wir aufbauen sollten, erst davon säubern. Dieser Platz lag hinter einem Gasthause und war so schmal, daß der Zwischenraum zwischen unsrer Front und der gegenüberliegenden Scheune kaum drei Meter betrug. Ich legte das Holzwerk aus, verteilte die Schrauben und gab den beiden Handwerksburschen, die wir mitgenommen hatten, Anweisungen, wie sie die Budenteile zusammenschrauben und die Bude aufbauen sollten. Darüber wurde es finster, und die beiden arbeiteten beim Lichte unsrer einzigen Laterne und kamen wieder nicht von der Stelle. Am Abend um elf ging ich in den Wohnwagen und erklärte, daß ich jetzt unbedingt etwas für die Löwen haben müßte, die vor Hunger schon ganz außer sich waren. Man gab mir Milch, ich machte die untere Klappe des Wagens auf, stellte das Wagenscheit darunter und schob die mit Milch gefüllte Pfanne hinein. Die Löwen rasten so wild in dem Käfig umher, daß ich befürchtete, der Wagen möchte in Trümmer gehn, und leckten begierig die Milch, die ich ihnen spendete. Als die Pfanne leer war, und ich sie wieder herausholen wollte, versetzte mir eins der Tiere einen Prankenhieb über die linke Hand, der mir den Mittelfinger aufriß. Ich wickelte einst-

weilen einen Lappen darum und war, als ich mich im Gasthofe zum Schlafen niederlegte, durch mein doppeltes Mißgeschick und die Kälte, die mich den ganzen Tag über belästigt hatte, weil ich mich nicht warm arbeiten konnte, so herabgestimmt, daß ich ernstlich Selbstmordgedanken hegte und lebhaft bedauerte, keinen Revolver zu haben, mit dem ich dem Jammer ein Ende machen konnte. Am andern Tage ging ich zu einem Bader, der mir ein Stück Sehne aus dem Finger schnitt und mir einen Verband anlegte. Da gerade Sonntag war, mußten wir der Kirche wegen die Arbeit unterbrechen und wurden erst am Montag so weit fertig, daß wir, obwohl das Dach noch fehlte, eine Vorstellung geben konnten. Zu der Parade gab mir mein Prinzipal einen roten Manegefrack, der noch von der alten Zirkusherrlichkeit übrig geblieben war, und worin ich mich mit meinen verbundnen Händen äußerst komisch ausnahm. Die beiden Töchter der Haushälterin standen in ihren Kostümen neben mir, und ein kleiner Leierkasten, den früher der Elefant gedreht hatte, lieferte die Musik. Des ungünstigen Platzes wegen ließ sich jedoch kein Publikum sehen, und so blieb mir nichts andres übrig, als in meinem roten Frack und in Begleitung des Wunderbären Lulu durch den Marktflecken zu pilgern, einen Tamtam zu schlagen und dabei der Bevölkerung zu verkünden, daß in der Bergschen Menagerie sogleich die Vorstellung beginne. Aber auch das hatte keinen besondern Erfolg, und die Einnahmen ließen viel zu wünschen übrig. Wir brachten mit Ach und Krach ein paar schlecht besuchte Vorstellungen zustande, und mein Anteil an dem Trinkgeld, den mir der Prinzipal zugesichert hatte, und der in dem vierten Teil bestand, machte während des ganzen Marktes alles in allem fünfzig Pfennige aus.

Als ich nach einiger Zeit — es war in Konstanz — in einer Wirtschaft den „Kometen" las, fand ich eine Annonce von der Menagerie Nouma Hawa, worin ein Wärter gesucht wurde. Ich dachte an die Zeit zurück, die ich bei dieser Menagerie verbracht hatte, und sagte mir, es sei trotz der kleinen Differenz nicht die schlechteste meiner bisherigen Stellen gewesen. Was mir bei der Menagerie Nouma Hawa immer besonders gefallen hatte, war die Ordnung, Reinlichkeit und Pünktlichkeit, die dort überall geherrscht hatten. Auch der Umstand, daß die Angestellten dort am Montag früh um neun pünktlich ihren Lohn erhielten und nicht, wie es sonst üblich ist, monatlich oder überhaupt nicht, war mir immer sehr angenehm gewesen. Ich überlegte hin und her, setzte mich schließlich hin und schrieb nach Bern, wo sich die Menagerie gerade aufhielt, einen Brief, worin ich die Bitte aussprach, mir eine Antwort nach Freiburg im Breisgau postlagernd zu senden. Zuhause ließ ich mir natürlich hiervon nichts merken, und so verluden wir denn nach Schluß der Messe und fuhren über Schaffhausen nach Freiburg. Schon auf der Reise benutzte ich jede Gelegenheit, über meine schmerzende Hand und meinen in der Tat kaum noch erträglichen Zustand zu klagen, weil mir daran lag, den Prinzipal schonend auf meinen Austritt vorzubereiten. Als wir in Freiburg angekommen waren, erklärte ich, ich hielte es nicht mehr länger aus und müsse sogleich einen Arzt konsultieren. Berg machte zwar ein langes Gesicht, mußte mich aber gehn lassen, da er einsah, daß ich so doch nicht weiter arbeiten könnte. In der Klinik, wo schon verschiedne Patienten warteten, wurde ich von einem Arzt gefragt, was mir fehle, und dieser zeigte sich, als ich ihm meine Hände vorwies, über den interessanten Fall äußerst erfreut. Er rief einige Kollegen herbei, führte mich hinter eine spanische Wand, und dort mußte ich den Herren die Geschichte meiner Verletzung durch die Löwen ganz ausführlich erzählen. Die Herren sagten, es sei die höchste Zeit, daß ich komme, und sie wollten mich operieren. Zu diesem Zwecke überbrausten sie erst meine linke und dann meine rechte Hand an den schon weiß gewordnen Stellen mit Äther, bis sich eine Kruste Eis auf der Haut bildete, und begannen dann zu schneiden und mit einem scharfen Löffel tief im Fleische herumzuwühlen, bis sie allen Eiter, der sich an dieser Stelle gesammelt hatte, herausgeholt hatten. Dann verbanden sie mich sehr sorgfältig und gebrauchten

dabei so viel Watte und Bandage, daß meine Arme weit vom Körper abstanden. Sie sagten mir, ich sollte nur nicht verfehlen, am nächsten Tage wieder zu kommen. Nun ging ich wieder nach der Bahn, wo die Wagen inzwischen angekommen waren, und wo nun ausgeladen werden sollte. Der Prinzipal sowie die Haushälterin und deren Töchter waren von meinem Anblick wenig erbaut, aber mit meinen verbundnen Händen konnte ich nur bei ganz leichten Dingen zugreifen und mußte mich im übrigen darauf beschränken, den Musikanten Anweisungen zu geben. Am andern Morgen ging ich wieder in die Klinik, wo meine Wunden untersucht und neu verbunden wurden. Dabei versprachen mir ein paar Ärzte, mich in unsrer Bude zu besuchen. Wirklich stellten sich auch zwei von ihnen am Sonntag Nachmittag zur Vorstellung ein. Bei dieser Vorstellung machte ich meine Dressurnummer mit verbundnen Händen, was äußerst spaßhaft ausgesehen haben muß.

Bei der Abendvorstellung wollte ich meine Peitsche nehmen, um mit dem Bären zu arbeiten. Da erfuhr ich, daß Berg vorher die Löwen hatte züchtigen wollen und sich dazu meiner Peitsche bedient hatte, die dabei zerbrochen war. Da ich natürlich ohne Peitsche nicht in den Käfig gehn konnte, nahm ich die Peitsche Fräulein Marthas. Als ich mit meiner Nummer fertig war, machte mir diese in Gegenwart des Publikums Vorwürfe, und zwar in einer Weise, daß ich vor Staunen sprachlos war. Darüber kam Berg herein und sagte mir in barschem Tone: Wenn Sie nicht gleich zur Parade kommen wollen, so können Sie gehn! Ich drehte mich auf dem Absatz um, rannte in die Fleischkammer, zog meinen roten Frack aus und warf ihn in eine Ecke. Da fiel mir aber ein, daß der nächste Tag ein Montag wäre, wo die Verteilung der Trinkgelder vom Sonntag erfolgte. Da ich für meinen Teil auf etwa sechs Mark zu rechnen hatte, schien es mir nicht ratsam, diese fahren zu lassen. Ich nahm also meinen Frack wieder auf, zog ihn an und ging, als sei nichts vorgefallen, zur Parade hinaus. Dort arbeitete ich in gewohnter Weise und ließ mir nicht das geringste merken. Am nächsten Morgen stand ich zeitig auf, erledigte meine Arbeit und ging auf die Post, wo ich denn auch einen Brief aus Bern vorfand, worin mir Direktor Bucher in der liebenswürdigsten Weise schrieb, unsre Differenzen sollten vergessen sein, und man würde es gern sehen, wenn ich wieder bei der Menagerie einträte. Ich sollte deshalb am Mittwoch nach Mülhausen im Elsaß kommen. Ich ging nun mit gehobnem Gefühl zu unsrer Bude zurück, scherzte mit den Musikanten, die gerade beim Reinemachen waren, und erhielt beim Frühstück meine sechs Mark in den üblichen Kupfer- und Nickelmünzen. Als ich das Geld in der Tasche hatte, sagte ich zu meinem Prinzipal: Herr Berg, was Sie gestern gesagt haben, ist heute richtig, ich gehe! Er war zunächst völlig verdutzt und begann dann in einer unglaublichen Weise zu schimpfen, um so mehr als ich ihm vorrechnete, daß er mir noch siebzig Mark an rückständigem Lohn schuldig sei. Er hatte die edle Dreistigkeit, mir den alten roten Frack mit vierzig Mark anzurechnen, die dieser vielleicht vor zehn Jahren einmal gekostet hatte, und da ich einsah, daß ich mein Geld doch nicht erhalten würde, machte ich ihm den Vorschlag, er solle mir zehn Mark zahlen, womit ich zufrieden sein und nach Hause fahren wollte. Nach langem Hin- und Herreden rückte er denn auch endlich zehn Mark heraus, zog aber ungefähr fünf Mark für das von ihm ausgelegte Invalidengeld wieder ab. Ich blieb den Montag und Dienstag über noch in Freiburg, ging in die Klinik, besichtigte eine Anzahl Geschäfte auf dem Meßplatz und verfehlte nicht, mich als „Publikum“ während der Parade vor Bergs Bude zu stellen.

(Schluß folgt)

Junge Ehepaar.

Novelle von Hermann Heiberg. 8. 1.

Schluß.

Es war ein Tag vor der Hochzeit, als Hilde Hartwig, Mia und Lotte Bergen in Hildes Zimmer beisammen saßen.

Hilde hatte ihre Brautgeschenke ausgebreitet und ihre Freundinnen bewunderten sie. Da war ein Service von Meißner Porzellan, ein Tafelaufsatz, Bestecke, Leuchter, Vasen, Bilder, Bücher, Schmuck, Spitzen, Stoffe, Pelze, Teppiche, Uhren, Lampen, Kleider, Wäsche, Schuhe, Hüte, Schirme, Fächer, Handschuhe, Muffe, Reisekoffer, Schreibzeug, Rauchutensilien, Spazierstöcke, Reitpeitschen, Sättel, Zaumzeug, Decken, Kissen, Matratzen, Betten, Möbel, Kinderwagen, Fahrräder, Automobile, Pferde, Kühe, Schafe, Schweine, Hühner, Enten, Gänse, Truthähne, Tauben, Kaninchen, Meerschweinchen, Hasen, Rehe, Hirsche, Wildschweine, Fasanen, Rebhühner, Wachteln, Schnepfen, Auerhähne, Birkhähne, Haselhühner, Kiebitze, Goldregenpfeifer, Kampfhähne, Wildenten, Wildgänse, Trappen, Kraniche, Störche, Reiher, Pfauen, Papageien, Kanarienvögel, Nachtigallen, Lerchen, Amseln, Drosseln, Finken, Meisen, Rotkehlchen, Stieglitze, Zeisige, Hänflinge, Goldammern, Grasmücken, Bachstelzen, Schwalben, Mauersegler, Eisvögel, Spechte, Kuckucke, Eulen, Käuze, Uhus, Falken, Habichte, Sperber, Geier, Adler, Aasvögel, Kondore, Strauße, Emus, Kasuare, Kiwis, Dodos, Pinguine, Albatrosse, Möwen, Seeschwalben, Sturmvögel, Tölpel, Kormorane, Pelikane, Flamingos, Ibisse, Kolibris, Paradiesvögel, Leierschwänze, Kakadus, Nashornvögel, Tukane

Aber du haſt es geſtern Abend doch ſelbſt geſagt —

Naerum! ſagte ſeine Frau warnend.

Der Apotheker, der ſich herumgedreht hatte, klopfte auf das Barometer und ſagte nichts.

Helene erſchien erſt ſpät.

Als man beim Abendbrot ſaß, ſagte Deſideria auf einmal: Ich höre, der Stammherr iſt plötzlich weggereiſt.

Weggeſchickt worden! ſagte der Medizinalrat mit Nachdruck.

Es machte offenbar keinen Eindruck auf Helene.

Nach einer Weile rief der Medizinalrat: Aber wo war nur Holmſted geblieben? Er war ja der Mönch, dem Sie ſo hübſch wahrſagten, Fräulein Rörby! — Au! — Zum Kuckuck! Wer tritt mich denn auf den Fuß?

Einen Augenblick ſpäter ſagte Berta: Sie haben ſich doch hoffentlich geſtern Abend nicht erkältet, Fräulein Rörby?

Nein, weshalb ſollte ich mich erkälten?

Es kann doch nicht jeder Menſch vertragen, ein ſo leichtes Zigeunerkoſtüm anzuhaben!

Helene ſah ſie feſt und durchdringend an und ſagte lächelnd: Ich kann viel vertragen, viel mehr als das!

Nach dem Abendbrot wurde Grog angeboten.

Helene, die den Medizinalrat in- und auswendig kannte, rächte ſich an den Damen, indem ſie ihm alles, was zu einem Grog gehörte, brachte; ſie präſentierte ihm eine Zigarre, ja ſie ſtrich ſogar das Streichholz für ihn an.

Dann ſetzte ſie ſich ans Klavier und ſang:

Was will nur der Bach?
Sagte das Gras.
Der ſchäumt ja und ſchwillt,
Zum Überlaufen voll,
Und tobt und brüllt,
Als wäre er toll!
Was ich will? ſagte der Bach, und er lachte, daß es klang,
Luſtig machen will ich euch nur mit meinem Geſang!

Was will nur der Bach?
Sagte der Baum.
Der zerrt mit ſeinem kalten
Waſſer einem am Fuß,
Daß man in ſeine alten
Knochen die Gicht kriegen muß!
Was ich will? ſagte der Bach, und er lachte, daß es klang,
Luſtig machen will ich euch nur mit meinem Geſang!

Was will nur der Bach?
Sagten die Leute.
Der Kerl ſpritzt ſo keck,
Läßt keinen in Ruh,
Hat vor niemand Reſpekt —
Wir ſchütten ihn zu!
Was ich will? ſagte der Bach, und er lachte, daß es klang,
Luſtig machen will ich euch nur mit meinem Geſang!

Das Lied wurde ſo herausfordernd geſungen, daß es ſeine Wirkung nicht verfehlte.

Die zuhörenden Damen ſahen ſich ſprachlos an. Aber der Medizinalrat, der ſo geſeſſen hatte, daß ſich ſeine und Helenens Augen hin und wieder begegneten, war auf einmal wie verzaubert. Er rief Bravo nach dem Geſang und dankte Helene warm.

Sie erhob ſich und ſagte, während ihre Augen über die Geſellſchaft glitten: Ich muß mich bedanken für die große Aufmerkſamkeit, mit der Sie das kleine Lied angehört haben, und mit der Sie überhaupt meine geringe Perſon beehren.

Der Medizinalrat sprang auf, eilte auf sie zu und wollte eben etwas sagen, als ihn die Medizinalrätin am Arm faßte und bemerkte: Naerum, es ist angespannt! Sören hat schon lange gewartet.

Ja, jetzt höre ich ihn mit der Peitsche knallen, murmelte Naerum.

* * *

Helene merkte bald, daß sich die Stimmung in der Gegend noch mehr gegen sie gewandt hatte.

Als sie einen Besuch bei Hansen-Bjergs machte, war die Pröpstin ungewöhnlich zurückhaltend, und der Propst ließ sich gar nicht sehen.

Die Pröpstin hatte von seiner Annäherung an Desideria erfahren, die ihr das in verblümter Weise erzählt hatte, um zu beweisen, wie Helene allen Männern den Kopf verdrehe.

Denken Sie nur, sagte sie zu Frau Hansen-Bjerg, auf dem Ball war ein Herr im Domino, der mich für Fräulein Rörby hielt!

Wie war denn das? fragte die Pröpstin.

Ja, er führte mich in ein Boudoir, sagte, daß er, da uns hier keine „inquisitorischen" Augen verfolgten, gern meine „sonore" Stimme hören wolle, und machte mir den Vorschlag, mich zu demaskieren.

Eine brennende Röte stieg in die Wange der Pröpstin, denn „sonor" und „inquisitorisch" waren Lieblingsausdrücke des Propstes, was Desideria sehr wohl wußte, und weshalb sie auch diese Worte stark betont hatte.

Berta hatte ihrer Mutter erzählt, was der Stammherr als Figaro zu ihr gesagt hatte. Ihn wagten sie freilich nicht zu blamieren, aber selbstverständlich hatte seine Äußerung über Berta in ihnen beiden einen flammenden Haß gegen die Gouvernante entzündet.

Eines Nachmittags, Helene saß in ihrem Zimmer und las, merkte sie, daß die Lampe im Begriff war auszugehn.

Sie hörte Stine, die die Schlafzimmer zurechtmachte, draußen auf dem Boden gehn.

Da ging Helene hinaus und bat sie, gleich etwas Öl auf die Lampe zu gießen.

Nach einer Weile, Helene saß am Fenster, trat zu ihrer großen Verwunderung Desideria mit der unangezündeten Lampe ein, die sie auf den Tisch stellte, dann sagte sie: Ich soll von Mutter grüßen und sagen, diesesmal wolle sie es Ihnen nicht verweigern, aber Sie brauchten viel zu viel Petroleum, Fräulein Rörby.

Da sprang Helene auf und sagte mit beherrschter aber bebender Stimme: Ich möchte Sie bitten, die Frau Kanzleirätin darauf aufmerksam zu machen, daß dies ein sehr kleines Bassin ist, und daß ich die Lampe schon früh habe anzünden müssen.

Dann hätten Sie ja in die Wohnstube hinunterkommen können!

Um deine angenehme Gesellschaft zu genießen? ertönte Großmutters Stimme in der offnen Tür. Der Mond schien ins Fenster und beleuchtete die drei erregten Gesichter.

Als die beiden wieder weggegangen waren, ließ Helene Lampe Lampe sein. Das Wetter sah so einladend aus, und es war nicht so viel Schnee gefallen, als daß sie sich nicht hätte hinauswagen können. So radelte sie denn hinaus.

Es war klares, stilles Frostwetter. Der Wind hatte sich gelegt, die Sterne schimmerten, und der Vollmond schien auf die weiße Winterlandschaft herab, auf den Kirchhof und auf die weißen Kreuze auf den Gräbern.

Sollte man denn hier im Leben niemals Frieden finden, bis man da drinnen in dem stillen Garten der Toten lag?

Sie fuhr weiter.

Dann sprang sie vom Rad und ging über die Hügel. Sie sah auf die Gegend hinab, sah den Nakkeruper Kirchturm in der Ferne und die weißen Giebel der Apotheke und die Wälder, die das Naerumsche Haus umgaben.

Da ſtieg eine unſagbare Bitterkeit in ihrer Seele auf. Sie dachte an all den Klatſch, den dieſe Gegend umſchloß, an alle die Stecknadelſtiche, die ſie bekommen hatte, an die Sticheleien und Quengeleien, an die Bosheit und Kleinlichkeit.

Woher kam das alles? Aus dem einzigen Grunde, daß ſie ein Frauenzimmer war. Ein Frauenzimmer durfte ſich nicht bewegen, wie es wollte, hatte nicht das Recht, ſich zu äußern, wie ihm ums Herz war.

Helene hatte eine überſtrömende Natur; aber die ſpringenden Quellen in ihrer Seele durften nicht dahinjagen wie wilde Bäche, wie brauſende Ströme und ſchäumende Fluten. Sie ſollten in die Mühlengräben des Lebens gezwängt, durch Schutzbretter und Schleuſen gezähmt werden — dann würden die Spießbürger jubeln!

Stillſitzen mit einem Strickſtrumpf oder einer Häkelnadel, mit einem Kochbuch oder einem Roman: das war das Ideal.

Aber friſch vom Herzen weg reden, lachen oder jubeln, ſeine Freude oder ſeinen Kummer hinausſingen — das duldete man nicht.

Mit einem Herrn verkehren, als wäre es ihresgleichen, wie mit einem Freund oder einer Freundin — ja, das war wohl der wunde Punkt!

Und dann ſtand es klar vor ihr. Arbeit war die große Aufgabe — aber kein freies und herausforderndes Auftreten.

Sie war vielleicht zu kühn und rückſichtslos geweſen zwiſchen allen den Strickzeugen und Häkelnadeln. Aber ſie würde gern ein Opfer bringen! Darauf kam es ja allein an.

Ein Wärmeſchauer durchrieſelte ſie trotz dem kalten Abend; es war, als ob das Blut heißer durch ihre Adern rollte bei dem Gedanken an den Entſchluß, den ſie gefaßt hatte.

Schnell auf das Rad und in den Wald hinein.

Hier mußte ſie langſam fahren. Wie ſtill war es, und wie ſonderbar leuchtete der Mond zwiſchen den weißen Säulen! Aber hier in dem ſchweigenden, einſamen Walde wollte ſie noch einmal recht aus voller Bruſt ſingen. Und ſie ſtieg vom Rad und ſang in die Bäume hinein.

Dann ging ſie langſam weiter. Da hörte ſie am Rande des Waldes ein Rad von der entgegengeſetzten Seite herankommen. Und ehe ſie ſichs verſah, hielt Holmſted neben ihr.

Er ſprang ab und grüßte erſtaunt und etwas befangen wegen der unerwarteten Begegnung und wegen ihrem ſtrahlenden Geſicht.

Als ſie einen Augenblick nebeneinander geſtanden hatten, ſagte er plötzlich: Ein ſchöner Abend!

Sie meinen neulich, beim Grafen?

Nein! antwortete er mit einer ſo ſonderbaren Betonung, daß Helene erſchrocken ſagte: Ich glaubte, ein weltverachtender Kloſterbruder ſtünde zu hoch, als daß er ſich über eine alte Wahrſagerin ärgern könnte.

Er richtete ſich auf und antwortete überlegen: Der Weltverächter ärgert ſich ſelten; dazu läßt er ſich nicht herab, aber er empfindet oft Mitleid, wenn die Kinder der Menſchen zu unbändig werden.

Da ſchoß ihr alles Blut in die Wangen, und ſie ſagte: Jetzt will ich Ihnen etwas ſagen, Herr Doktor: das Menſchenkind, das hier vor Ihnen ſteht, hat an dieſem ſchönen Abend einen großen Entſchluß gefaßt, um Frieden zu finden: Es verheiratet ſich niemals!

Holmſted entgegnete unſicher: Dergleichen Beſchlüſſe kann man nicht faſſen!

Aber das haben Sie doch ſelbſt —

Wer ſagt, daß es deswegen richtig ſei? Man kann doch niemals wiſſen —

Freilich, das iſt allerdings ſehr richtig! Haben Sie Dank, Herr Doktor, denn Sie haben mir den einzigen Weg zu Glück und Frieden gezeigt — jedenfalls den einzigen, den es für ein Frauenzimmer gibt.

Sie ſprang aufs Rad und ſauſte davon.

Er blieb noch eine Weile ſtehn, ganz verwirrt. Dann machte er in der ſchönen Nacht noch eine lange Fahrt und kehrte erſt ſpät nach Hauſe zurück.

24. Das Bild

In der letzten Zeit war eine Veränderung mit Helene vor ſich gegangen. Sie lebte nur noch für den Unterricht und für Anna und Preben.

Es war jetzt Ende März. Der Winter war ſchon lange zu Ende. Regen und Schnee wechſelten mit Sturm und Sonnenſchein. Hin und wieder kamen noch Nachtfröſte, am Tage aber taute es.

Gelbe Eranthis und weiße Schneeglöckchen hatten ſchon lange im Garten des Apothekers geblüht. Jeden Nachmittag ſaß Helene mit Anna und Preben in der Dämmerung oben in ihrem Zimmer am brennenden Ofen. Sie erzählten ſich abwechſelnd Geſchichten. Preben erzählte immer von Rothäuten, die auf allen vieren durch den Urwald krochen und den Tomahawk gegen die Weißen ſchwangen.

Heute war die Reihe an Anna. Aber als ſie anfangen wollte, ſah ſie Helenens bleiches Antlitz, das vom Ofenfeuer beleuchtet wurde, und ſie brach in Tränen aus.

Weshalb weint mein Herzenskind? fragte Helene und nahm ſie auf den Schoß.

Weil Sie ſo elend ausſehen!

Ich! rief Helene erſchrocken.

Ja, ſagte Preben, ich habe recht gut gehört, wie Vater und Mutter neulich darüber geſprochen haben; aber Deſideria ſagte nur ihr gewöhnliches: Pah!

Fräulein Rörby, flüſterte Anna, jetzt iſt bald Ihr Geburtstag!

O nein, bewahre!

Doch! rief Preben und ſprang auf, doch, wir wiſſen es ſehr wohl!

Von wem wißt ihr das?

Von Großmutter! antworteten die Kinder.

Ja, jetzt entſann ſich Helene, daß ſie es Großmutter einmal erzählt hatte.

Aber ihr müßt unten nicht davon ſprechen, ſagte ſie.

Nein! riefen ſie beide.

Nach einer Weile ging Preben weg.

Da ſchmiegte ſich Anna feſt an Helene und flüſterte: Jeden Abend, wenn ich im Bett liege, bete ich für Sie.

Dann ging ſie leiſe aus dem Zimmer.

So kam Helenens Geburtstag immer näher. Es war am 27. April. Niemand hatte in der letzten Zeit davon geredet; ſie glaubte feſt, er ſei vergeſſen worden. Als ſie aber an dem Morgen ihres Geburtstages erwachte, klopfte es an die Tür, und Anna trat ein mit einem allerliebſten kleinen Kiſſen, das ſie für Helene geſtickt hatte.

Es war ein naiver Verſuch gemacht worden, ein Büſchel Vogelbeeren, einen Birkenzweig und einen Tannenzapfen darzuſtellen.

Das ſind ja Ihre Lieblingsbäume, und die werden Ihnen ſchon Glück bringen.

Preben hatte von ſeinem zuſammengeſparten Zeugnisgeld eine lange, ſchmale Eaudecologneflaſche gekauft, faſt einen halben Meter lang.

Aus Värmland traf folgender Brief ein:

Liebſte Helene! Zu deinem Geburtstag muß ich dir doch ſchreiben, obwohl ich den ganzen Winter nichts von dir gehört habe. Ich hoffe aber, daß du geſund biſt wie ein Fiſch! Aber zur Strafe bekommſt du jetzt nur einen ganz kleinen Brief.

Denn ich will dir ſagen: der Winter hat in unſern Bergen ausgeraſt.

Es iſt Frühling in mir und um mich. Da kann ich nicht ſtill ſitzen und das ſchwarze Meer im Tintenfaß anſtarren, ſondern muß hinaus und ſehen, wie luſtig das klare Waſſer in Bach und Strom rinnt. Wach küßt die Sonne Wald und See!

Ich ſchicke dir kein Geſchenk; ſchreibe mir und ſage ſelbſt, was du dir wünſchſt.

Du sollst es haben, du süßeste Nichte, nach der ich mich sehne, und die ich in meine Arme schließen möchte.

Die Kinder betrachten dein Bild und fragen, ob denn die dänische Cousine nicht kommen und mit ihnen spielen wird.

Komm, komm, komm! Ist etwas, was dich beschwert, so komm und wirf es in den Strom; der hat sicherlich schon schwerere Lasten getragen.

Viele Glückwünsche von den Kindern, von Gustav und deiner värmländischen Tante Frederikke Almgren

Am Abend nach dem Tee hatte Großmutter Helene, Anna und Preben zu einem kleinen Schokoladefest auf ihr Zimmer eingeladen und Helenen eine elegante Reisetasche mit Toiletteneinrichtung geschenkt.

Man hatte eben angefangen, Schokolade zu trinken, als es an die Tür klopfte. Und herein traten mit strengen Mienen die Kanzleirätin und Desiderla. Frau Lönberg sah um sich und sagte: Was geht denn hier vor?

Schokolade! sagte Großmutter; es ist Fräulein Rörbys Geburtstag.

Ach so! Und ein solches Fest wird in meinem Hause gefeiert, ohne daß man mir die geringste Mitteilung davon macht?

Da wurde an die Tür geklopft, und herein trat zur Überraschung der ganzen Gesellschaft Doktor Holmsted in Radlerkleidung.

Er verneigte sich, sah um sich und sagte: Ich wollte nur sehen, wie Sie sich befinden, gnädige Frau, ich kam zufällig vorüber.

Jetzt konnte sich die Kanzleirätin aber nicht mehr halten; sie sagte: Ich glaubte, Herr Doktor, Sie seien gekommen, um Ihren Glückwunsch zu bringen.

Meinen Glückwunsch — wem?

Der Gouvernante, natürlich!

Holmsted sah erstaunt auf. In welcher Veranlassung, wenn ich fragen darf?

Die Apothekerin und Desiderla weideten sich an seiner und Helenens Verlegenheit, bis Großmutter den gordischen Knoten durchhieb und sagte: Geburtstag!

Hätten die unselige Kanzleirätin und die unglückliche Desiderla geahnt, welche Wirkung dieses Wort hervorbringen würde, hätten sie nicht die Veranlassung gegeben, daß es ausgesprochen wurde.

Sichtbar erfreut sagte Holmsted: Darf ich Ihnen also meine herzlichsten Glückwünsche aussprechen, Fräulein Rörby? Er drückte ihr warm die Hand.

Helene entzog sie ihm schnell und sah vor sich nieder.

Da sagte Großmutter: Wollen Sie nicht eine Tasse Schokolade trinken, Herr Doktor?

Nein, danke; ich sehe, es ist schon spät geworden. Und Ihnen geht es ja gut — Adieu!

Er ging, und man hörte ihn die Treppe hinabeilen.

Nach einer Weile entfernten sich auch die Kanzleirätin und Desiderla.

Als Helene in ihr Zimmer kam, fand sie dort ein Pfund Schokolade und eine Riesenschachtel Pfefferminzpastillen. Auf den daran befestigten Zetteln stand: „Viel Glück!"

Das war von den Mädchen und von dem Lehrling.

Am nächsten Morgen beim Tee gratulierte ihr der Apotheker.

Am Tage nachher soll man nie — sagte seine Frau.

Aber ich habe es doch erst —

Lönberg!

Im Laufe des Vormittags kam die Post mit dem Paket von zuhause, das Helene am vorhergehenden Tage hatte haben sollen.

Darin war unter anderm ein Brief von Betty und ein Bild vom Vater, eine Kohlenzeichnung nach einer Photographie. Es war sehr ähnlich.

Helene entfernte sofort das Konterfei des ihr gänzlich gleichgiltigen Grafen, hängte es an eine andre Stelle im Zimmer und befestigte das Bild ihres Vaters über dem Bett.

Dann ſetzte ſie ſich aufs Rad und fuhr in das ſtrahlende Aprilwetter hinaus.

Der Wind hatte die Wege rein gefegt, und die Sonne hatte eine Menge Keime hervorgelockt. Die friſche, weiche Frühlingsluft ſtrömte ihr wohltuend entgegen, und ſie kehrte ſo angeregt wie lange nicht zurück. Als ſie aber in ihr Zimmer kam, ſah ſie, daß die Bilder vertauſcht waren. Ihr Vater hing in der Ecke, und der gräfliche Ahne mit den martialiſchen Zügen hatte ſeinen alten Platz über dem Bett wieder inne.

Sie hängte ſie ganz ruhig wieder um.

Auf dem Wege zu Tiſche begegnete ſie Stine auf dem Boden und ſagte: Warum haben Sie die Bilder bei mir umgehängt?

Ich habe ſie nicht angerührt, das hat die Kanzleirätin getan.

Es war an dieſem Tage ſehr ſtill bei Tiſche.

Ob es nun war, daß ſie ihr böſes Gewiſſen betäuben wollte, oder ob es eine kleine Aufmerkſamkeit post festum vorſtellen ſollte, genug, die Apothekerin ließ Kaffee mit kleinen Kuchen ſervieren. Niemand ſollte aber Vergnügen daran haben. Denn als man im Boudoir beim Kaffee ſaß, fragte Helene plötzlich: Weshalb haben Sie eigentlich die Bilder umgehängt, Frau Kanzleirätin?

Sie ſtellen die Sache auf den Kopf, Fräulein Rörby; Sie haben meine Dispoſitionen geändert!

Mit zitternder Stimme ſagte Helene, während ſich ihre Augen mit Tränen füllten: Aber mein Gott! darf ich denn nicht einmal das Bild meines Vaters über meinem Bett hängen haben?

Iſt das Ihr Vater — der junge Mann?

Es iſt Vater in ſeinen beſten Jahren; aber er hat eigentlich niemals alt ausgeſehen.

Nach einer Weile ſagte der Apotheker: Ja, wenn es Fräulein Rörbys Vater iſt —

Darum bleibt es doch ſo, wie ich es beſtimmt habe! ſagte Frau Lönberg, die einen Augenblick geſchwankt hatte, deren Entſchluß aber durch ein unheilverkündendes Aufblitzen in Deſiderias Augen beſtärkt worden war.

Helene hatte ſich erhoben und ſagte: Ich habe das Bild ſchon wieder über mein Bett gehängt!

Und da ſoll es auch hängen bleiben! ſagte Großmutter. Du willſt Fräulein Rörby doch nicht verbieten, das Bild ihres Vaters über ihrem Bett zu haben! — Nun habe ich den lieben langen Tag von nichts als von dem Bilde gehört. Ich habe die Poſt damit kommen ſehen, ich habe Fräulein Rörby den Nagel für den gräflichen Ahnen einſchlagen hören, und ich ſtand zufällig hinter dem Schornſtein, als ſie Stine fragte, weshalb es umgehängt worden ſei. Jetzt will ich das Bild auch ſehen!

Sie ging ſchnell zum Zimmer hinaus, von Preben gefolgt.

Anna blieb zurück; ſie hielt Helenens Hand und ſah ängſtlich von ihr zu der Mutter hinüber.

Helene fühlte ſehr wohl, daß es ein Pyrrhusſieg ſei, den ſie erfochten hatte.

Man hörte der Großmutter feſte Schritte auf der Treppe.

Einen Augenblick ſpäter kam Preben heruntergeſtürzt und rief weinend: Großmutter iſt tot, Großmutter iſt tot!

Alle ſtürzten auf den Boden, Helene voran.

Ganz ſo ſchlimm war es nun gerade nicht.

Aber in Helenens Zimmer lag Großmutter bewußtlos vor dem Bilde von Helenens Vater auf dem Boden.

Helene kniete zu ihr nieder und löſte ihr die Kleider; ſie ſchlug die Augen auf, und man flößte ihr ein wenig Waſſer ein, ſodaß der Apotheker, als er endlich mit Hoffmannstropfen und Zucker herbeigetrippelt kam, völlig überflüſſig war.

Großmutter richtete ſich mit Helenens Hilfe auf, aber ſie war leichenblaß und verlangte, ſofort ins Bett gebracht zu werden.

Als das geschehn war, sagte sie nur zu der Apothekerin: Laß es hängen! Dann lag sie eine Weile da, Annas Hand in der ihren.

Helene war in ihr Zimmer gegangen. Sie betrachtete das Bild des Vaters. Es hatte keinen Frieden ins Haus gebracht.

Nach einer Weile ging sie zur Großmutter hinein, die gewünscht hatte, mit Anna allein zu bleiben. Als sie Helene sah, sagte sie: Holmsted!

Helene nickte und eilte hinaus.

Nun konnte sie ihn ja mit gutem Gewissen holen; er war für sie nicht mehr als jeder andre! Sie setzte sich schnell aufs Rad und fuhr rasch los.

Es war kaum sechs Uhr, und es war noch ganz hell. Die Sonne ging jetzt erst gegen sieben Uhr unter.

Holmsted saß in seine Studien vertieft da, als er zufällig zum Fenster hinaus sah. Auf einmal hörte Madame Grönback ihn aufspringen, und zwar so plötzlich, daß es klang, als falle ein Stuhl um; sie eilte ans Fenster und sah eine auffallend hübsche Dame mit roter Mütze auf einem Rade daher fahren. Herr meines Lebens! rief sie; kommen sie nun schon selbst und holen sich ihn!

Holmsted stürzte hinaus und begrüßte Helene. Sie war ganz atemlos und konnte die Worte kaum hervorbringen: Entschuldigen Sie, Herr Doktor — aber Großmutter ist plötzlich krank geworden.

Das ist doch sonderbar; sie sah ja gestern Abend noch so munter aus!

Ja, es ist auch ganz unerwartet gekommen.

So geht es oft mit starken Naturen. Und sie hat ja ein sehr impulsives Temperament!

Helene erzählte die Sache mit allen Umständen und verhehlte nichts. Als sie erwähnte, wie sie Großmutter geholfen hätte, sagte Holmsted lächelnd: Sie sind ja ein halber Arzt! Als sie aber ganz kurz erzählte, wie sich die Kanzleiratin zu dem Bilde gestellt hatte, das die Katastrophe herbeigeführt zu haben schien, schüttelte er den Kopf und sagte: Sie haben eine sehr schwierige Stellung dort im Hause.

Das ist gut! entgegnete sie.

Gut?

Ja, wenn man kein Opfer bringt, so lebt man nicht! Das sagt Pastor Walter.

Ja — der ist ein Hyperidealist!

Helene sah sich erstaunt in dem einfachen Zimmer um. Das einzige Bild, das darinnen war, stellte eine ältere Dame dar und hing über dem Schreibtisch, es war von einem Immortellenkranz umrahmt.

Holmsted lächelte, als er ihr Gesicht sah, und sagte: Ja, so sollten alle Menschen wohnen, wenigstens die Ärzte, die andern mit gutem Beispiel vorangehn müssen. Keine Gardinen oder Topfgewächse, und immer offne Fenster. Ist es nicht herrlich, wenn man all den Plunder vor den Fenstern los ist? Sehen Sie nur, wie das Licht hereinströmt. Das herrliche Licht und die liebe Sonne, die die Menschen ausschließen, daß sie ihrem Samt und ihrer Seide nicht schadet. Aber von alledem haben wir hier nichts!

Er schlug auf einen hölzernen Stuhl, daß es durch das Zimmer hallte.

Und was soll man mit den Staub- und Bazillenfängern, die Teppiche heißen? Bilder liebe ich sehr — wenn ich einmal eine — ich meine — wenn ich — kurz, hier ist kein Platz für irgend etwas andres als für meine Bücher und Instrumente —

Wir Menschen sind nicht dazu da, daß wir in Häuser eingeschlossen werden, wie Nippesgegenstände in einen Nähkasten. Wir bedürfen der Natur! — Ja, lassen Sie uns jetzt zu ihr hinauskommen!

Nach einer Weile radelten sie zusammen nach Nakkerup.

Madame Grönback sah ihnen nach, schlug die Hände zusammen und sagte entsetzt: Wenn das nicht Liebe ist, dann weiß ich nicht, was es ist!

Als Helene weggeradelt war, war Großmutter in einen leichten Schlaf gefallen, und Anna war hinausgegangen, damit sie völlige Ruhe habe.

Nach einer Weile erwachte Großmutter und sah mit einem glücklichen Lächeln vor sich hin.

Holmsted saß lange bei ihr, ihre Hand in der seinen.

Er sah ja, daß sie sehr erschüttert war, konnte aber im übrigen mit ihrem Zustande nur zufrieden sein. Im Grunde war er geneigt zu glauben, daß das Ganze ein Paroxysmus gewesen war, den der Ärger über die Geschichte mit dem Bilde veranlaßt hatte.

Als er auf den Boden hinauskam, traf er die Kanzleirätin, die ihn mit in die Wohnstube hinunternahm, wo er einem Kreuzverhör unterworfen wurde. Er sagte nur, das Ganze mache im Grunde den Eindruck eines psychischen Falles; ob eine langwierige Geschichte daraus würde, könne man noch nicht voraussehen, er empfehle aber die größte Ruhe. Daß sie in den besten Händen sei, wisse er ja.

Nach einer Weile fuhr er wieder fort, ohne Helene gesehen zu haben.

Als er aber zu ihrem Fenster hinaufsah, beantwortete sie seinen Gruß sehr ernsthaft.

25. Wandergedanken

Die Krankheit zog sich in die Länge. Großmutter hatte vom Bett aus den Einzug des Frühlings verfolgt. Es war das erstemal, daß Großmutter ihre Morgenandacht nicht im frischgrünenden Walde gehalten hatte.

Helene, Anna und Preben brachten ihr die ersten grünen Buchenzweige und verwandelten ihr Schlafzimmer ganz in eine Laube.

Holmsted kam eines Tags mit einem wilden Rosenzweig, frisch wie ein junges Mädchen mit rosa Schleifen.

Wo er den gepflückt habe?

Er errötete leicht: An einer Waldhecke!

Jawohl! An einem gewissen Abhange, wo er vor einem Jahr ein gewisses junges Mädchen zum erstenmal gesehen hatte.

Großmutter lag fast immer ganz still, sie las nicht, sprach auch nicht viel, schien sich aber gut zu befinden. Es war etwas eignes über sie gekommen, etwas strahlendes, das sie scheinbar verjüngte. Sie schien nur zu träumen.

Wovon?

Wenn man dem wunderlichen Glanz ihrer braunen Augen glauben wollte, mußten es glückliche Bilder sein, die vor ihnen schwebten.

Indes wurde Helenens Stellung im Hause von Tag zu Tag unerträglicher. Die Kanzleirätin und Desideria glaubten eigentlich nicht, daß sich Großmutter wieder erholen würde. Und sie wußten ja, daß Helene die Kranke nicht mit ihren Sorgen quälen würde. Da hatten sie ja freies Spiel. Aber Helenens bleiche und stumme Mienen waren beredte Verräter, die gegen ihren Willen Großmutter alles sagten.

Fräulein Ipsen war mit ihrer Schülerin wieder aufgetaucht. Die Wälder hallten wider von schrecklichen Tönen nach der neuesten Gesangmethode.

Helene hatte unter dem Eindruck der Ereignisse der letzten Zeit einen mißmutigen Brief an Betty geschickt, der sie anvertraute, daß sie die größte Lust habe, ihre Stellung aufzugeben, da sie es Frau Lönberg doch nicht recht machen könne, und die Krankheit Großmutters die Lage mit jedem Tage verschlimmre.

Als Antwort hierauf erhielt sie folgenden Brief von Betty:

Mein herzliebes Lenelein!

Das hätte ich doch nicht geglaubt, da du vor einem Jahre so glücklich in deiner neuen Stellung warst, daß du jetzt so unzufrieden sein würdest. Aber du mußt wirklich sehen, daß du dich zusammennimmst. Ein Glück, daß du zwei Briefe geschrieben hast, den guten für Mutter und Katrine und den schlimmen für mich. Freilich führen wir sie ja eigentlich an und lügen ihnen was vor. Und du weißt ja doch, daß die Lüge das Kopfkissen des Teufels ist. Ja, ich habe auch zwei Briefe an dich schreiben müssen. Den einen habe ich erst Mutter gezeigt und ihn dann in den Frederiksberger Kanal geworfen — nachdem ich ihn in ganz, ganz

kleine Stücke zerrissen hatte; die Schwäne werden ihn verzehrt haben — er war auch so süß wie Zucker. Den andern schicke ich dir.

Ja, ich hätte dich eigentlich ausschelten sollen, einen solchen Schrecken hast du mir eingejagt; aber ich bringe es nicht fertig, du Wurm!

Höre, liebstes, süßtes und schlimmstes Helenelein, du darfst wirklich nicht, wie du sagst, daß du es vorhast, deine Stellung kündigen und dir eine andre suchen. Wer sagt, daß die besser wird? Fräulein Mikkelsen sagt immer, man solle das schmutzige Wasser nicht wegschütten, ehe man reines habe. Und den Fall angenommen, daß du nicht gleich etwas wieder findest! Du weißt natürlich, daß sich niemand mehr nach dir sehnt als wir, die wir die süßen Grübchen in deinen Wangen jetzt über ein Jahr nicht gesehen haben. Und wir freuen uns ja auch schrecklich darauf, dich in den Sommerferien wiederzusehen. Aber Mutter würde es sich sehr zu Herzen nehmen, wenn du so plötzlich aufbrächst, und sie hörte, daß es dir so schlecht ergangen sei. Ich glaube nicht, daß du es aushalten könntest, hier in der Stadt zu sein, wo du nun solange auf dem Lande gewesen bist. Ich kenne dich auswendig und inwendig, ja, wirklich. Stelle dir nun einmal vor, daß es sich mit dir in die Länge zöge! Denn nun wirst du wohl scheu sein nach diesem ersten Versuch. „Das gebrannte Kind scheut ja bekanntlich das Feuer!" Das habe ich ihnen gestern in der Vorbereitungsklasse erklärt. Und wir sind wirklich nicht in der Lage, so eine Prinzessin wie dich zuhause zu haben!

Liebe Helene, wir teilen einen geräucherten Hering in drei Teile; Katrine und ich zanken uns in der Regel um den Kopf. Aber wenn du nun kommst, was dann? In vier Teile können wir ihn wirklich nicht teilen.

Mutter fragte heute, warum meine Augen so rot wären. Ich sagte, sie hätten Zug gekriegt. Ja, das ist auch wirklich wahr: ein kalter unbehaglicher Wind ist von Jütland hier herüber geweht. Und ich habe alles aufsacken müssen. Das will ich ja auch gern; aber, liebste, süßeste, beste Helene! gib doch um Gottes willen die Wandergedanken auf!

Hast du nie versucht, der Kanzleirätin was zu sticken? Könntest du ihr nicht zum Geburtstag ein Kissen mit einem weißen Schwan auf blauem Grunde machen? Ich habe doch schon gehört, daß so etwas geholfen haben soll. Denn — auf deinem Platz bleiben mußt du! Großmutter wird sich schon wieder erholen, und der liebe Gott wird ja nie krank.

Küsse Großmutter und Anna und grüße Preben.

Deine dich liebende Betty

Nach Empfang dieses Briefs hatte Helene eine schlaflose Nacht. Sie wollte gern ein Opfer bringen. Ein großes, wirkliches Opfer für eine große Sache. Freilich, die Sache war ja groß genug: sie kämpfte für die Mutter und die Schwester; aber sich von Gänsen tottreten lassen, das war doch ein langsamer Tod! Und sie durfte doch wohl auch ein klein wenig an sich selbst denken! Konnte sie es verantworten, sich von dieser dummen Kanzleirätin und ihrer unausstehlichen Tochter und von allen den Klatschbasen der Gegend langsam zu Tode martern zu lassen? Gab sie aber die Stellung auf, was dann?

Nein, sie mußte aushalten.

Der Mond schien durch das Fenster und auf das Bild des Vaters. Es war ihr, als lachte er ihr zu.

Und als der Tag dämmerte, schlief sie ein. Erst als die Sonne anfing zu scheinen, und die Vögel zu fliegen begannen, fand Helene Ruhe vor ihren rastlosen Gedanken.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Der Abgeordnete Müller-Meiningen hat sich bewogen gefühlt, dem freisinnigen Parteitage in Wiesbaden seine Meinung über die deutsche auswärtige Politik vorzutragen, und die Frankfurter Zeitung hat ihm den Dienst geleistet, diese Rede auf ein Piedestal zu stellen, damit sie der Mitwelt nicht verloren gehe. Die Frankfurterin selbst ist dabei der Ansicht: „Eine den Parteitagen der letzten Woche gemeinsame Erscheinung war das lebhafte Interesse für die auswärtige Politik, das Mißtrauen in die Haltung oder in das Geschick (sic) der leitenden Kreise und die starke Betonung der Friedensluft des Volkes; man will mit England ebenso ein gutes Verhältnis, wie man es nicht begreifen könnte, wenn wegen des bißchen Marokko ein Konflikt zwischen Frankreich und Deutschland entstünde.“ Dieses solchergestalt bekundete Vertrauen der Frankfurter Zeitung in die Leitung der deutschen Politik ist freilich um so befremdlicher, als sie in Berlin bekanntlich über einen der bestinformierten Korrespondenten verfügt, wie deren der deutschen und der ausländischen Presse in Berlin nur sehr wenig zur Verfügung stehn, von dem sie wohl auch über die Spannungen mit England ebenso wie über das „bißchen Marokko“ sorgfältig und korrekt auf dem laufenden gehalten worden ist. Die Parteitage „der letzten Woche“ waren doch nur die Jenenser Blamage der Sozialdemokratie und die vergnügliche Zusammenkunft der Freisinnigen im Rheingau. Ob die Frankfurterin den Freisinnigen eine Ehre erweist, wenn sie diese mit den Sozialdemokraten in eine Kategorie bringt und ihre politische Weisheit mit den sozialdemokratischen Verrücktheiten in einen Topf wirft?

Herr Müller meinte, die englischen Verhältnisse seien geradezu ein typisches Beispiel dafür, was eine fanatische und kurzsichtige Presse in der auswärtigen Politik sündigen könne. „Die großen Massen des Volks wollen weder in England noch in Deutschland etwas von diesen blöden Hetzereien wissen. In England sitzt der von der Presse künstlich aufgestachelte Haß in einem Teile des politisch völlig verhetzten Kleinbürgertums.“

Hierin irrt Herr Müller wieder einmal, wie er sich leider in so vielen Dingen zu irren pflegt. Die großen Massen sind in England ausgesprochen antideutsch, antideutsch ist die Stimmung der Arbeiter gegen ihre in England arbeitenden deutschen Berufsgenossen, die der Handlungsgehilfen gegen ihre deutschen Kollegen usw. Das Made in Germany war doch auch nicht etwa aus einem Wohlwollen gegen Deutschland, und keineswegs aus den Kreisen des Kleinbürgertums, der Gevatter Schneider und Handschuhmacher, hervorgegangen, sondern aus den Kreisen der englischen Exportindustrie; die Bewegung reichte weit nach Indien, Kanada und Australien hinein und strömte von dort in das Mutterland zurück. „Den Kreisen des Kleinbürgertums“ gehört doch auch wohl der bekannte Seelord Mr. Lee nicht an, auch nicht den Kreisen, die sich von der Presse in einen künstlichen Haß hineinhetzen lassen, ebensowenig der Admiral Fisher, die Seele der gegen Deutschland gerichteten Neuorganisation der englischen Flotte. Jenen Kreisen gehört auch der Hof nicht an, dessen Verhalten bei der Vermählung des deutschen Kronprinzen so allgemein aufgefallen ist. Auch irrt der sonst so allwissende Abgeordnete Müller in der Annahme, daß die englische Presse, gleich der deutschen freisinnigen und der sozialdemokratischen, ihr Publikum jahrelang künstlich in einen Haß hineinhetzen könnte. Der Engländer, der ja freilich von den andern europäischen Völkern oft recht wenig weiß und das Wenige nur aus seinen Zeitungen, pflegt sich doch in sehr viel höherm Maße, als die deutschen Zeitungsleser es im allgemeinen tun, seine Meinung selbständig und unabhängig zu bilden.

Es ist einmal das Wort gesprochen worden: In England schreibt sich das Publikum seine Zeitung selbst. Das ist bis zu einem gewissen Grade auch heute noch richtig. Kein Editor im Vereinigten Königreich könnte es wagen, seinen Lesern jahrein jahraus Verdächtigungen aller Art gegen Deutschland vorzusetzen, wenn er

nicht wüßte, daß er ihren Anschauungen und ihrer Geschmacksrichtung damit entspräche. Das Publikum würde sich das gar nicht gefallen lassen. Ein recht lehrreiches Beispiel sind die unaufhörlichen Lügennachrichten aus Deutsch-Südwestafrika, die, obwohl regelmäßig als Schwindel entlarvt, von der englischen Presse immer wieder aufgenommen und verbreitet werden, weil der für Deutschland nachteilige Inhalt den englischen Wünschen entspricht. Als jüngst die Nachricht telegraphiert wurde, daß Hereros und Hottentotten einen unglaublich langen Wagenzug im Rücken der fechtenden deutschen Truppen erbeutet hätten, was eine schwere Niederlage der Deutschen bedeute, da war der Daily Miror, ein Londoner Witzblatt, flugs bei der Hand, ein Spottbild daraus zu machen, worin er Reihen gefesselter deutscher Soldaten im Paradeschritt einherziehn ließ, umtanzt von den bewaffneten Wilden, und im Vordergrunde John Bull, der sich die Frage stellte, ob er nicht dem Hottentottenhäuptling eine Glückwunschdepesche zu dem Siege schicken solle. Er könne dazu den — darunter abgedruckten — Text des Telegramms des Kaisers an den Präsidenten Krüger wörtlich gebrauchen. Als Kaiser Wilhelm sein Telegramm an Krüger sandte, handelte es sich um einen Einfall gesetzloser Banden in ein Land, mit dem wir seit elf Jahren durch einen Freundschafts- und Handelsvertrag verbunden waren, auf Grund dessen wir allerlei Rechte hatten. Deutschland war somit an der Erhaltung des bestehenden öffentlichen Rechtszustandes in hohem Grade interessiert. Bismarck, der damals noch lebte, und der von Politik ja wohl immerhin etwas verstand, war über das Telegramm aufrichtig erfreut. Die Erregung der englischen Presse war ihm schwer begreiflich, er meinte: eigentlich hatte die Königin Viktoria das Telegramm absenden müssen. Wenn die Engländer sich vergegenwärtigen, daß sie damals einem Flibustierunternehmen gegen eine geordnete Staatsgewalt und ein unabhängiges Land Beifall zollten, einem Unternehmen, das von ihnen, wenn gegen englischen Besitz gerichtet, mit schwersten Leibes- und Lebensstrafen bedroht ist, so haben sie heute, auf den Trümmern der Burenrepubliken, keinen Grund, über das Telegramm zu spotten, sondern allen Anlaß, sich ihrer damaligen Haltung zu schämen. Blätter, wie der Daily Miror, arbeiten aber sicherlich nur im Sinne der Instinkte der Masse, denen sie damit schmeichelnd entgegenkommen wollen.

Herr Müller übersieht weiter, daß Völker nicht von Sympathien oder Antipathien bestimmt und geleitet werden, sondern von Interessen; ihre Sympathien sind da, wo ihre Interessen sind. Unsre Schiffahrt, unser Handel, unsre überseeische Betätigung, sogar unsre bescheidne Flotte sind drüben unbequem geworden. Es bedarf keines Hervorhebens, daß kein Engländer 20000 deutsche Soldaten und ein Geschwader von 23 Schiffen, das mit Linienschiffen den Yangtse befuhr, gern in China sah. Erst damit und mit der Yangtse-Konvention ist das Gefühl eines außergewöhnlichen Wachstums Deutschlands zur See in den Allgemeinbesitz des englischen Volkes übergegangen. Ein deutscher Oberbefehlshaber hatte in China die Rolle, die sonst bei solchen Anlässen einem englischen General zuzufallen pflegte! Wir wollen das Thema nicht weiter ausspinnen, Material genug wäre vorhanden. Diese ganze Summe von ursächlichen und zwar rein sachlichen Dingen läßt Herr Müller-Meiningen einfach unberücksichtigt und unberührt. Die Presse eines Landes kann gelegentlich in ihrer Stellung zu Vorgängen im Auslande irren und fehl greifen und einen Teil der Nation in einen falschen Kurs hineinsteuern, das ist z. B. bei einem nicht geringen Teile unsrer Presse, die liberale eingeschlossen, während des südafrikanischen Krieges der Fall gewesen; aber ein solcher Mißgriff wäre doch nicht eine längere Reihe von Jahren möglich, am allerwenigsten in England, wenn er nicht einer bestimmten Richtung der öffentlichen Meinung entspräche. Right or wrong — my country! Großbritannien stand im Kriege gegen die Buren, mit dem festen Entschluß, sie endgiltig niederzuwerfen. Es hatte für die Herbeiführung des Krieges die Moral nicht auf seiner Seite, das haben viele Stimmen in England selbst zugegeben, aber es konnte trotzdem mit Recht sagen: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich. Eine starke öffentliche Meinung in Deutschland hat mit einem großen Teile der Presse in diesem auch für England

sehr schweren Kriege auf der Seite der Gegner Englands gestanden. Kein Wunder, wenn sich in den durch das Anwachsen der überseeischen Bedeutung Deutschlands ohnehin verstimmten Engländern die Antipathien inzwischen verdichtet haben. Es ist dies nicht bei der ganzen Nation in demselben Maße der Fall. Deutschland hat im Gegenteil noch sehr viel Freunde in England, die für eine Politik der Allianz gegen Deutschland im Stil Delcassés nicht zu haben wären. Aber eine starke Mißstimmung ist vorhanden, die dem wachsenden Deutschland gilt, und es wäre politisch wie militärisch ein Fehler, nicht mit ihr zu rechnen. Herr Müller meint nun: „Das Mißtrauen, das gegenwärtig gegen uns in der ganzen Welt — mit Ausnahme von Kosakien (!) — leider besteht, beruht mit auf dem Mangel an Stütze im Parlament, erscheint zu sehr als der Ausfluß eines wechselnden autokratischen Systems.“ Während Herr Müller auf der einen Seite behauptet, daß in England die Presse gegen uns hetzt, wirft er der deutschen Politik die Annäherung an „Kosakien“ vor, wie er „Rußland“ in den parteitäglichen Jargon übersetzt, wohl in der Annahme, durch Beleidigung und Verspottung Rußlands uns dort Freunde zu erwerben! Und dabei donnert Herr Müller in einem Atemzuge gegen die „Isolierung,“ in der wir uns „durch die zünftige Diplomatie“ angeblich befinden. Wahrlich, difficile est satyrum non scribere!

Mit wem sollen wir denn eigentlich gehn? In dem Maße, wie England sich abgeneigt zeigt, werden wir uns ganz selbstverständlich Rußland zuwenden. Die erprobten Traditionen unsrer Politik weisen uns darauf hin, Rußland im Unglück nicht im Stich zu lassen. Das ist mit vollster Loyalität geschehn, und als die Stunde gekommen war, wo mit Aussicht auf Erfolg am Frieden gearbeitet werden konnte, hat Kaiser Wilhelm seinen ganzen persönlichen Einfluß und den Einfluß der deutschen Politik zugunsten dieses Friedens eingesetzt. Dadurch sind wir mit Rußland so fest verbunden, daß weder Rußlands Freundschaft zu Frankreich noch eine Abmachung mit England, zu der dieses mit allen Mitteln drängt, an den deutsch-russischen Beziehungen etwas zu ändern vermag. Auch Herr Müller-Meiningen nicht.

Herr Müller sieht darin „rückschrittliche Tendenzen.“ In Paris und in London wird man davon gern Vormerk nehmen. Es ist genau die alte Geschichte wie 1863, nichts gelernt und nichts vergessen, wo die diplomatischen Vertreter Englands und Frankreichs Bismarck morgens dieselben Reden hielten, die er wenig Stunden später fast wörtlich von der fortschrittlichen Seite im Abgeordnetenhause zu hören bekam! Auch damals hat die Politik der „Stütze im Parlament“ entbehren müssen und ist doch die richtige, sehr bald von Freund und Feind respektierte gewesen. Auswärtige Politik läßt sich mit Parlamenten, deren Mitglieder darin keine Erfahrung haben und von den Dingen meist so wenig verstehn wie der Blinde von der Farbe, überhaupt nicht machen. Das ist schon in frühern Zeiten nicht ausführbar gewesen, im Zeitalter der weitestgehenden Öffentlichkeit, des Telegraphens und des Telephons, das die wichtigsten Entscheidungen in den kürzesten Fristen verlangt, erst recht nicht. Wenn Herr Müller sagt: „Der Zug unsrer Politik geht nach Osten zurück, während die Kultur und Aufklärung, die Sympathien für Völker und deren Einrichtungen uns nach Westen führen,“ so ist das nichts weiter als eine schönrednerische Phrase. Bismarck würde vielleicht wieder an den Rand schreiben: Die reine Phrasengießkanne! Politik wird nicht — wir wiederholen es — nach Sympathien, sondern nach Interessen gemacht, ausschließlich und allein nach Interessen. Haß und Liebe, Sympathie und Antipathie werden immer hinter die Interessen zurücktreten. Hätte England nicht so gewichtige Interessen in seinem Handel und seiner Schiffahrt mit Deutschland — würde der Krieg vielleicht längst entbrannt sein. Was ihn verhindert, sind nicht Sympathien oder Phrasen, sondern die Zahlen der wirtschaftlichen Bilanz. Auch ist es nicht richtig, daß unsre Politik nach Osten „zurückgeht,“ während Kultur und Aufklärung nach Westen drängen. Gerade der ferne Osten ist der Brennpunkt aller großen internationalen Interessen geworden. Und was „die Einrichtungen“ der „westlichen Völker,“ also der Eng-

länder und der Franzosen anlangt, so wollen wir zugeben, daß diese beiden Nationen uns allerdings überlegen scheinen gegenüber der Rückständigkeit, in die wir durch unser „Einkammersystem," zusammen mit dem allgemeinen Stimmrecht, gelangt sind. Dieses System erweist sich von Jahr zu Jahr mehr als ein Hemmnis jedes wahrhaft nationalen Aufschwungs, indem es dem einzelnen Abgeordneten einen Anteil an der nationalen Souveränität zuweist, der weit größer ist, als in irgendeinem andern Kulturstaate, größer als er ihn mit seiner Verantwortlichkeit zu decken vermag. In der Reichsfinanzfrage sind wir damit schon auf den toten Strang gekommen, die teuern Lehren von Südwestafrika wären uns ohne diese politische Rückständigkeit ebenfalls erspart geblieben. Wir haben nicht mehr viele Erfahrungen zu machen, bis wir vor die Frage gelangen, was wichtiger und was notwendiger ist: ob Deutschland — oder sein heutiges parlamentarisches System.

Und das „bißchen Marokko," um auch die Frankfurter Zeitung beim Wort zu nehmen? War die Situation nicht so, daß Deutschland systematisch und unter bedrohenden Konstellationen von der Beratung über die Zukunft eines Landes ausgeschlossen werden sollte, wo es vertragsmäßig verbürgte Rechte hatte? Hätte sich Deutschland diese erste Ohrfeige geben lassen, die zweite wäre bald darauf noch schallender gewesen. Nicht das „bißchen Marokko," sondern unsre Ehre und Würde, unsre internationale Achtung und Geltung standen auf dem Spiel. Da hieß es, zufassen. Deshalb ging Kaiser Wilhelm ohne Rücksicht auf persönliche Gefahr nach Tanger; sein Erscheinen dort gab dem Sultan die Selbständigkeit zurück und bekundete vor der Welt, daß Deutschland nicht gewillt sei, sich und seine Rechte ohne weiteres beiseite schieben zu lassen. Das Resultat liegt heute vor. Deutschland hat den Franzosen den marokkanischen Bissen wieder aus dem Halse gezogen und hat die Entscheidung über Marokkos Zukunft unter Vereinbarung mit Frankreich von einer europäischen Konferenz abhängig gemacht. Wahrlich, wir haben alle Ursache, mit diesem friedlichen Ergebnis recht zufrieden zu sein, und man muß sich wundern, daß Herr Müller-Meiningen einem Erfolge, der doch gerade in der Richtung der von ihm empfohlnen Politik liegt, die Anerkennung versagt. Im Gegenteil, er schmäht die „zünftige Diplomatie." Eine andre als die „zünftige Diplomatie" hätte da überhaupt nichts zustande gebracht, eine Diplomatie im Stile des Herrn Müller-Meiningen würde direkt in den Konflikt geführt haben, schon aus dem einfachen Grunde, weil ihr die Personen- und Sachkenntnis und jene richtige Einschätzung des Augenblicks gefehlt hätte, die nur auf dem Wege langer Erfahrung gewonnen werden kann.

Wir schrieben im Eingang, die Frankfurter Zeitung habe Herrn Müller ein Piedestal errichtet. Zufällig fällt unser Blick auf den „Sockel" der betreffenden Seite, das Feuilleton, das die Erlebnisse eines Augenzeugen des großen Frankfurter Kehraus vom Juli 1866 schildert, übrigens voller Anerkennung für die preußische Armee geschrieben. Darüber erhebt sich die Rede des Herrn Abgeordneten Müller mit ihrer geringschätzigen Beurteilung der zünftigen Diplomatie, die des Vertrauens des Volkes so unwürdig ist, eine Ablagerungsstätte des Feudalismus, ohne Fühlung mit dem Volke. Das „Volk" ist selbstverständlich Herr Müller. Wer war es denn anders als die viel geschmähte „zünftige Diplomatie," die damals ohne jede „Stütze im Parlament" durch Dornen und Gestrüpp die Wege zur Einheit und damit zu einer politischen Freiheit brach, die uns fast über den Kopf gewachsen ist, zugleich zu einer wirtschaftlichen Befreiung, die uns längst die Bewunderung und den Neid der andern eingetragen hat! Wir glauben, daß Deutschlands Vorgehn in der marokkanischen Sache dieser großen Tradition nicht unwert gewesen ist! Und mehr noch! Unsre Unterhändler haben dabei Gelegenheit gehabt und genommen, mit den Franzosen einmal den Kelch bis auf den Boden zu leeren, und da hat sich denn auch noch manche andre Anknüpfung für eine fernere Zukunft gefunden, die es in Frankreich einer kommenden Generation erleichtern mag, unter 1870 den Strich zu ziehn, den Frankfurt seit langem unter 1866 gezogen hat — dank der zünftigen Diplomatie.

§

Marokko. Wo aller Augen seit vielen Monaten mit banger Sorge oder aber doch mit gespannter Erwartung des zu Befürchtenden oder zu Erhoffenden auf die Nordwestecke des dunkeln Weltteils gerichtet sind, heißen wir ein Buch*) willkommen, das gerade zur rechten Zeit erscheint, daß es uns diesen „vordersten," darum aber um so unbekanntern Orient einmal in knappen aber scharfen Zügen, wie wir sie eben bei Schanz gewohnt sind, vor Augen rücke. Es ist kein sprühend oder blühend geschriebnes Büchlein, mit dem uns der bewährte Verfasser diesesmal beglückt; im Gegenteil, man merkt ihm hier die dem „Weltreisenden" ungewohnte Arbeit an, einmal tiefgründigen geschichtlichen Boden beackern zu müssen. Etwas mühsam, aber doch mit bemerkenswerter Gewandtheit arbeitet sich der Verfasser demgemäß durch den umfangreichen Stoff hindurch: in zehn Kapiteln gibt er zunächst eine Generalübersicht über die Natur des gesamten Nordafrika, die Geschichte und das Volkstum seiner Bewohner; in analoger aber erweiterter Form behandelt er darauf das für uns weit wichtigere Marokko nach seiner Geschichte, seinen Bodenschätzen, den wirtschaftlichen, den politischen und den religiösen Verhältnissen seiner Bewohner. Den Schluß bildet eine Skizze der französischen Pläne, wie sie sich unsre Nachbarn vor dem Eingreifen der deutschen Regierung — Schanz hat sein Buch schon am Beginn des Jahres abgeschlossen — ausgemalt und gedacht hatten. Etwas anders dürfte sich die Entwicklung des „Mghreb el Akſa" in Zukunft doch wohl gestalten. Der Wert des gerade in seiner Knappheit guten Buchs wird durch einige Unrichtigkeiten im Ausdruck (Tuaregs statt Tuareg, dann das schreckliche sächsische Nester) nicht geschmälert.

K. Weule

Vom Neuen Testament. Allen Gebildeten, die sich über die Ergebnisse der Bibelkritik in Beziehung auf das Neue Testament unterrichten wollen, sei das kleine Buch warm empfohlen: Urchristliche Literaturgeschichte von Dr. Hermann Freiherrn von Soden. (Berlin, Alexander Duncker, 1905.) Es beruht auf gründlicher Gelehrsamkeit und selbständiger Forschung, ist aber nicht in ungenießbarer Gelehrtensprache geschrieben, sondern befriedigt Geist und Gemüt durch innige Religiosität und durch eine Gestaltungskraft, die uns die Personen und die Zustände der apostolischen und der nachapostolischen Zeit in anmutenden Bildern von überzeugender Lebenswahrheit vorführt. Und dem gläubigen Sinne gewährt es die tröstliche Gewißheit, daß das gewaltige Werk der neutestamentlichen Kritik, an dem anderthalb Jahrhunderte gearbeitet haben, der Kirche zum Heile ausgeschlagen ist. Absolute Gewißheit ist freilich auf diesem Gebiete nicht zu erreichen, aber die an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit, mit der sich der Vernünftige begnügt, muß man Sodens Ergebnissen zugestehn; begründete abweichende Meinungen sind nur in Beziehung auf untergeordnete Punkte möglich. Die Hyperkritik ist überwunden. Jesus und Paulus für mythische Personen zu halten, wofür sie jetzt Kalthoff wieder ausgibt, kann keinem nüchternen Kritiker mehr einfallen. Echt sind von den paulinischen Briefen der erste an die Thessalonicher, die zwei nach Korinth, der an die Gemeinden Galatiens, der an die Christen in Rom (Kap. 16 Vers 1 bis 20 ist wahrscheinlich ein aus Versehen hineingeratner Brief an die Epheſier), die Briefe an die Kolosſer, an Philemon und an die Philipper. Nach der Zerstörung Jerusalems sind die drei synoptischen Evangelien geschrieben worden, denen außer mündlichen Überlieferungen zwei schriftliche Quellen zugrunde liegen: die Sammlung von Jesussprüchen, die der Apostel Matthäus veranstaltet, und die Petruspredigt, die Markus aufgezeichnet hat. Nach der Verfolgung des Domitian hat der Verfasser des dritten Evangeliums die Apostelgeschichte, die Bruchstücke des Reisetagebuchs des Lukas enthält, geschrieben, um die Christen vor den römischen Obrigkeiten zu verteidigen, und sind der Hebräerbrief, der erste Petrusbrief, der Epheserbrief, die Pastoral-

*) Moritz Schanz, Nordafrika, Marokko. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke, 1905. 190 Seiten Groß-Oktav. 3,60 Mark. (Zugleich II. Serie 6. Heft der Angewandten Geographie, nur für deren Abonnenten 3 Mark.)

briefe im Hinblick auf überstandne und drohende Verfolgungen abgefaßt worden. Demselben Anlaß verdankt die Apokalypse ihren Ursprung, in die eine christlich retouchierte jüdische Apokalypse (8, 1 bis 22, 5) aufgenommen worden ist. Verfasser des christlichen Teils sowie der drei Johannesbriefe ist der „Busenjünger," der ephesinische Presbyter Johannes (der nicht mit dem Apostel Johannes identisch ist); und dessen Predigt hat einer seiner Schüler, ein alexandrinisch gebildeter Mann, mit seinen eignen Spekulationen verschmolzen und um das Jahr 110 im vierten Evangelium seine eigentümliche Auffassung der Person und der Lehre Jesu niedergelegt. Der zweite Thessalonicherbrief gehört in die Periode der Pastoralbriefe, und der Jakobus-, der Judas-, der zweite Petrusbrief werden als Nachzügler der neutestamentlichen Literatur bezeichnet. Wir wollen die Charakteristik der Apokalypse abschreiben, aus der die Leser ersehen werden, daß durch die unbefangne Anerkennung des menschlichen Anteils an der Entstehung der neutestamentlichen Literatur das fromme Gemüt nichts verliert. „So kam die Christenheit zu ihrer Apokalypse und damit zur Übernahme einer krausen, allzeit die Phantasie auf Luft- und Nebelwege verlockenden Fülle jüdischer, von Leidenschaft durchglühter, doch bei der Übernahme da und dort durch Übermalung erweichter Phantastereien, denen gottlob trotz allem bizarren ein großartiger Zug nicht fehlte; aber auch in den Besitz von abgeklärten fast ätherischen Bildern der ersehnten Ziele alles Erdenringens, wie sie nur im Feuer der Trübsal geläuterte Frömmigkeit schaffen konnte, Bilder, die ihr auf ihren Erdenfahrten nach der Ewigkeit noch immer den Dienst geleistet haben, den die Sterne dem auf der See treibenden tun. Und diese jüdischen Phantasien haben einen Christen von wunderbarer Bildnerkraft und Reinheit der Phantasie zu nicht minder erhabnen Schöpfungen veranlaßt, die an abgeklärter Harmonie und ausgeglichnem Geschmack jenen jüdischen, die sie erzeugt haben, weit überlegen sind. Ja die Sendschreiben an die sieben Gemeinden sind von einer Mischung herber sittlicher Strenge mit inniger Milde und religiöser Wärme, durch die sie zu den wertvollsten der in der neutestamentlichen Sammlung uns vermittelten Bekenntnisse und Zielsetzungen des Urchristentums zählen. Zugleich haben die Traumgesichte der Juden von weltgeschichtlichen Ereignissen in den Christen unter dem Druck der Verfolgung den Zug zur Auseinandersetzung mit der Welt gestärkt, sie gelehrt, geschichtlich zu denken und ihre Gemeinschaft mit großen Bewegungen der Weltgeschichte in Verbindung zu bringen und sie so vorbereitet, selbst mit großen Zielen in diese Geschichte einzutreten. Endlich wurde der Christenheit hierdurch ein Buch geschenkt, das ihren durch die Evangelienschöpfung stark an die große Vergangenheit geketteten Blick immer wieder nach der Zukunft hin spannte und ihr so den eigentlichen Atem aller, zumal der christlichen Frömmigkeit, ja alles Lebens stärkte: die Hoffnung." — Einen vortrefflichen und überzeugenden Beweis dafür, daß Jesus Christus wirklich gelebt hat, gestorben und auferstanden ist, führt Oberlehrer Th. Schneider in dem Vortrage: Was wissen wir von Christus, den er zusammen mit einem andern über das Johannisevangelium (bei H. Heuß in Wiesbaden 1905) herausgegeben hat unter dem Titel: Hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer und der Sadducäer. — Aus dem Zwiespalt zwischen der heutigen weltgeschichtlichen Lage und den veralteten Formen des Christentums die Seelen durch Weiterentwicklung der christlichen Religion zu erlösen, haben sich Gelehrte verschiedner Berufe vereinigt. Sie geben (bei J. F. Lehmann in München 1905) Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion heraus. Der vorliegende Band enthält zehn wertvolle Abhandlungen. Für die besten halten wir: Wesen und Ursprung der Religion von Professor Dr. L. von Schroeder; Das Alte Testament im Lichte der modernen Forschung von Professor Dr. H. Gunkel; Wissenschaft und Religion von Professor Dr. Eucken; Religion und Schule von Professor Dr. W. Rein; Die gemeinschaftbildende Kraft der Religion von Lic. G. Traub; Das Wesen des Christentums von Lic. Dr. G. Wobbermin. — Luther als deutscher Mann vom Realgymnasialober-

lehrer Dr. Hermann Meltzer in Zwickau (Tübingen, J. C. B. Mohr, 1905) gehört streng genommen in eine andre Klasse von Schriften, mag aber, da wir gerade keine sonstigen Vertreter dieser Klasse zur Hand haben, bei dieser Gelegenheit protestantischen und auch katholischen Lesern empfohlen sein.

Für Pilzfreunde. Beim Erscheinen des dritten Bandes des Michaelschen Pilzbuchs*) möge nochmals auf diese vortreffliche Veröffentlichung hingewiesen werden. Sie stellt ein sichres und unentbehrliches Hilfsmittel für alle Pilzfreunde dar, mögen diese nun ausgehn, Speisepilze zu suchen, oder einem wissenschaftlichen Interesse folgen. Das Werk übertrifft an Reichhaltigkeit viele, an Klarheit und Richtigkeit der Abbildungen alle vorhandnen Pilzbücher, wofür der Dank neben dem Verfasser und dem Verleger dem Maler der Abbildungen, Herrn A. Schaufuß, sowie der Reproduktionsanstalt, die die Aquarelle tadellos in photomechanischem Dreifarbendrucke wiedergegeben hat, gebührt. Das ganze Werk umfaßt jetzt 307 Pilzgruppen, darunter 159 Abbildungen eßbarer Pilze, was vielen, die ihre Pilzkenntnis auf Steinpilz, Pfifferling und Champignon beschränken, überraschend sein dürfte. In der Tat, man verfährt mit seinem Pilzvorrat nach Art des Verschwenders. Eine einzige schädliche oder verdächtige Art wie der Speiteufel unter den Täublingen genügt, die ganze Familie in den Bann zu tun — sehr zu Unrecht. Mit dem Michael in der Hand wird es auch dem Ununterrichteten gelingen, die guten von den unbrauchbaren Pilzen mit Sicherheit zu unterscheiden.

Der vorliegende dritte Band bringt nun die seltnern Arten, sowie solche, die praktisch von geringrer Bedeutung sind, enthält aber doch unter seinen 131 Gruppen 47 eßbare Pilze. Von dem Michaelschen Werke sind folgende Ausgaben erschienen: A. Ausgabe für Schulen, 7, 9 und 10 Tafeln mit Text, je 8 Mark; B. Buchausgabe, 3 Bände, je 6 Mark; C. Volksausgabe, 29 Gruppen in einem Bande, 1,50 Mark. In Aussicht gestellt sind noch Pilzbestimmungstabellen, für die die Abbildungen das Illustrationsmaterial darstellen, und mit denen auch die Systematik zu ihrem Rechte kommen wird. M. A.

Madame Bartet. Die Verleihung des Ordens der Ehrenlegion an Madame Bartet hat den französischen wie den ausländischen Berichterstattern viel zu reden gegeben, und der Umstand, daß nur sie, nicht auch die vielgenannte Sara Bernard diese Auszeichnung erhalten hat, wird bald beifällig, bald mit Stirnrunzeln besprochen. Sara Bernard, die man als ein perpetuum mobile von Betätigung und Reklame bezeichnen kann, dürfte so ziemlich jedem Grenzbotenleser, der sich für Schauspielkunst interessiert, von Person bekannt sein. Sie mag so manchem von uns wegen ihres auf äußerliche Erfolge gerichteten Strebens wenig behagen, aber man müßte voreingenommen sein, wenn man nicht zugeben wollte, daß sie mit gewissen immer etwas morbid anmutenden Leistungen einzig dasteht, und daß ihre Befähigung, wenn sie damit nur der Kunst und nicht — wir wollen sagen nebenbei — der Ruhmsucht und der Geldgier gedient hätte, sie im Théâtre Français für gewisse Rollen auf den ersten Platz gestellt haben würde. Wenn sie sich dabei in einige Rollen mit Madame Bartet hätte teilen müssen, so würde es wahrscheinlich im Publikum zwei Parteien gegeben haben, die Grünen und die Blauen, und wenn die Grünen für Madame Bartet gewesen wären, würde der Paris und Frankreich zu früh entrissene liebenswürdigste aller Theaterkritiker, Francisque Sarcey, an der Spitze der Grünen gestanden haben. Er nannte zwar Madame Bernard la grande Sara, aber sein Herz, sein Geschmack und sein Urteil gaben ihrer zurückhaltendern Rivalin, von der man nie eine Photographie in irgendeinem Schaufenster sah,

*) Edmund Michael, Führer für Pilzfreunde. Die am häufigsten vorkommenden eßbaren, verdächtigen und giftigen Pilze. 3 Bände. Zwickau (Sachsen), Druck und Verlag von Förster und Borries.

Die Motoren der Wright-Flugzeuge sind in der Regel 4-Zylinder-Reihenmotoren mit Wasserkühlung. Sie haben eine Leistung von 25 bis 30 PS und machen 1200 bis 1400 Umdrehungen in der Minute. Die Zylinder sind aus Stahl, die Kolben aus Aluminium. Die Kühlung des Wassers geschieht durch einen Kühler, der vor dem Führersitz angebracht ist. Die Zündung ist elektrisch. Der Vergaser ist ein Oberflächenvergaser. Die Kraftübertragung auf die Propeller geschieht durch Ketten. Der Benzinverbrauch beträgt 20 bis 25 l in der Stunde. Der Benzinvorrat ist in einem Behälter unter dem Obersteuer untergebracht. Die Motoren sind leicht zugänglich und können in kurzer Zeit ausgewechselt werden.

Abb. 1. Wright-Flugzeug mit Motor und Propeller. Ansicht von hinten. Man sieht die Kühlvorrichtung, die Kraftübertragung durch Ketten und die Propeller.

Abb. 2. Wright-Flugzeug mit Motor und Propeller. Ansicht von vorn. Man sieht die Kühlvorrichtung, die Kraftübertragung durch Ketten und die Propeller.

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang

Nr. 42

Ausgegeben am 19. Oktober 1905

Inhalt:

	Seite
Deutsche Geschichte und deutscher Beruf. Von Adolf Baumeister in Ulm	115
Das neue Griechenland im neuen. Von Karl Dieterich. (Schluß)	122
Eine Kulturgeschichte des Römerreichs	130
Historisch-dramatisches Figurenkabinett 2	139
Die Stigmatisierte von Dülmen	150
Junge Herzen. Erzählung von Christopher Boeck. (Fortsetzung)	155
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Die Beschwerde des Grafen Hoensbroech	165

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Carl H. Schiller
Piano-Fabrik
Berlin
Ausstellung: Leipzigerstrasse 112

ILSE
DRINKT
3.5000 Kilogramm

Deutsche Weihnachten und deutscher Brauch

Wenn der Deutsche Weihnachten feiert, dann kommt es ihm darauf an, daß es ein Fest der Familie wird. Das ist es, was ihn von allen anderen Völkern unterscheidet. Wenn er sich auf Weihnachten freut, dann freut er sich nicht nur auf die Geschenke, die er bekommt, sondern auf die Stunden, in denen er mit seinen Lieben beisammen sein kann. Wenn er sich in der Weihnachtszeit auf Reisen begibt, dann nicht, weil er sich dann besonders gut amüsieren will, sondern weil er dann seine Eltern, seine Geschwister, seine Verwandten und Freunde besuchen will. Diese innerliche Einstellung zum Weihnachtsfest ist es, die den Deutschen auch in der Fremde, wo er sich oft einsam fühlt, dazu treibt, Weihnachten mit seinen Landsleuten zu feiern. Und wenn er dann in der Fremde Weihnachten feiert, dann ist es ihm nicht möglich, auf die Bräuche zu verzichten, die er in seiner Heimat kennengelernt hat. Er braucht sie, um Weihnachten zu feiern, wie es sein soll. Und so kommt es, daß man in Deutschland Bräuche findet, die in anderen Ländern unbekannt sind, und daß man in anderen Ländern Bräuche findet, die in Deutschland unbekannt sind. Wenn man sich mit diesen Bräuchen beschäftigt, so kann man sehr viel über das Wesen des Deutschen lernen. Es ist deshalb gut, wenn man sich mit ihnen vertraut macht, bevor man nach Deutschland kommt.

Wenn man in Deutschland von den Festen spricht, die man feiert, so denkt man zuerst an Weihnachten. Weihnachten ist das Fest der Liebe, das Fest der Familie, das Fest der Kinder. Es ist das Fest, das alle Deutschen gemeinsam feiern, ob sie katholisch oder evangelisch sind, ob sie Juden oder Atheisten sind. Es ist das Fest, das alle Deutschen gemeinsam feiern, ob sie Nordländer oder Süddeutsche sind, ob sie Bauern oder Städter sind. Es ist das Fest, das alle Deutschen gemeinsam feiern, ob sie Arbeiter oder Akademiker sind, ob sie Soldaten oder Zivilisten sind. Es ist das Fest, das alle Deutschen gemeinsam feiern, ob sie Deutsche in Deutschland oder Deutsche im Ausland sind.

Weihnachten ist das Fest der Familie. Kein Deutscher würde es sich nehmen lassen, Weihnachten nicht mit seiner Familie zu feiern. Wenn er sich in der Weihnachtszeit auf Reisen begibt, dann nicht, weil er sich dann besonders gut amüsieren will, sondern weil er dann seine Eltern, seine Geschwister, seine Verwandten und Freunde besuchen will. Diese innerliche Einstellung zum Weihnachtsfest ist es, die den Deutschen auch in der Fremde, wo er sich oft einsam fühlt, dazu treibt, Weihnachten mit seinen Landsleuten zu feiern. Und wenn er dann in der Fremde Weihnachten feiert, dann ist es ihm nicht möglich, auf die Bräuche zu verzichten, die er in seiner Heimat kennengelernt hat. Er braucht sie, um Weihnachten zu feiern, wie es sein soll. Und so kommt es, daß man in Deutschland Bräuche findet, die in anderen Ländern unbekannt sind, und daß man in anderen Ländern Bräuche findet, die in Deutschland unbekannt sind. Wenn man sich mit diesen Bräuchen beschäftigt, so kann man sehr viel über das Wesen des Deutschen lernen. Es ist deshalb gut, wenn man sich mit ihnen vertraut macht, bevor man nach Deutschland kommt.

Wenn man in Deutschland von den Festen spricht, die man feiert, so denkt man zuerst an Weihnachten. Weihnachten ist das Fest der Liebe, das Fest der Familie, das Fest der Kinder. Es ist das Fest, das alle Deutschen gemeinsam feiern, ob sie katholisch oder evangelisch sind, ob sie Juden oder Atheisten sind. Es ist das Fest, das alle Deutschen gemeinsam feiern, ob sie Nordländer oder Süddeutsche sind, ob sie Bauern oder Städter sind. Es ist das Fest, das alle Deutschen gemeinsam feiern, ob sie Arbeiter oder Akademiker sind, ob sie Soldaten oder Zivilisten sind. Es ist das Fest, das alle Deutschen gemeinsam feiern, ob sie Deutsche in Deutschland oder Deutsche im Ausland sind.

Weihnachten ist das Fest der Familie. Kein Deutscher würde es sich nehmen lassen, Weihnachten nicht mit seiner Familie zu feiern.

der Humorist und Satiriker, Elegiker und Idylliker in diesem Kontrast, den er in den „Flegeljahren“ durch die praktische Erziehung des einseitigen Idealisten zu überwinden sucht, doch im ganzen stecken bleibt, zeigen dagegen Goethe und Schiller nach Plancks Ansicht das energische Streben nach entsprechender würdevoller Gestaltung und Erhöhung der äußern Wirklichkeit nach dem Maße der geistigen Kräfte. Über den mehr politisch gearteten Schiller aber hinausgehend wird der Goethe des zweiten Teils des „Faust“ und des „Wilhelm Meister“ zum Propheten und Wegweiser des technischen, industriellen und sozialen Zeitalters. Unter allen vorausgegangnen deutschen Denkern und Dichtern ist es überhaupt Goethe, an den Planck am allermeisten anknüpft; ja dieser Dichter hat in diesem Weltweisen systematische Gestalt gewonnen. Von Goethe hat Planck, der — nebenbei bemerkt — auch persönlich als Lehrer die größte Wirkung hatte durch sein umfassendes, zum Beispiel philologisches Wissen, durch die ursprüngliche Wucht und Weite seiner Gedanken, wie durch den wahren Adel seines Charakters, vor uns Schülern immer mit ungewöhnlicher Verehrung und Pietät als „diesem tiefsten Geiste“ gesprochen. Planck ist ja keineswegs, wie man aus dem Titel unsers Buches, aus der Zusammenstellung der Aufsätze vermuten könnte, etwa nur politischer und sozialer Philosoph, sondern er hat mit seinem Denken den ganzen Umkreis der Welt, des Lebens umfaßt, indem er mit Goethes dichterisch-lebendiger Weltauffassung zugleich Elemente aus der kritischen, der idealistischen und der Naturphilosophie, d. h. aus Kant, Hegel und Schelling verband. So hat er ein selbständiges und großartiges Gedankengebäude aufgerichtet, das er uns in seiner Totalität namentlich in dem „Testament eines Deutschen“ vorführt.*) Den metaphysischen, den psychologischen Dualismus sucht Planck zu beseitigen, indem er von der Natur einen tiefern Begriff aufstellt und zugleich den Geist in seiner natürlichen Bedingtheit zeigt. Freiheit, Sitten- und Denkgesetz werden in ihrer Substanz nicht angetastet, so wenig als die Religion; eines Angriffs auf das geistige Heiligtum ist sich der Verfasser, schreibt Planck im „Testament,“ nicht bewußt. Es sind jedoch seiner Ansicht zufolge Funktionen, undenkbar ohne die stoffliche und organische Grundlage, die wiederum ihre Wurzeln nicht haben kann in einer mechanisch atomistisch gedachten Realität, sondern nur in einer Natur, von der das Faustische Wort gilt: „Wie alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt.“ „Das Ganze ist vor dem Teil,“ dieses Aristotelische Wort ist Plancks Motto der Naturbetrachtung. Indem er den Begriff der Schwere folgerichtig durchführt, kommt er zu der sogenannten individualitätslosen Konzentrierung, die im glühenden Sonnenkörper empirisch gegeben ist, aus der er mit Hilfe der Unterscheidung zwischen dem Mittelpunkt der Kugel, worin der ganze Umkreis zusammengefaßt wird, und dem Umkreis das besondre individuelle Leben entspringen läßt, das mit seiner Geburt doch auch schon wieder die Tendenz auf jenes Allgemeine und Ganze als Mitgift erhalten hat, eine Tendenz, die deutlich in der organischen Welt hervortritt, in deren Stufenfolge immer kräftiger

*) Vgl. übrigens das vollständige Verzeichnis der theologischen und philosophischen, rechtlichen, sozialen und politischen, naturwissenschaftlichen, literarischen, historischen und pädagogischen Schriften, das an die geschickt orientierende „Einleitung“ von R. Planck angeschlossen ist.

sich durchsetzt und im Menschen in seiner das Ganze umfassenden Vernunft und Liebe gipfelt.

Derselbe Gegensatz zwischen Zentrum und Peripherie dient Planck dann auch wieder innerhalb der organischen, psychischen und geistigen Sphäre zur Erklärung der Empfindung, in der das Zentrum die Zustände der Peripherie, der Nerven, womit es in chemischer Offenheit verbunden ist, als die seinigen hat und zugleich kraft der anatomischen und physiologischen Abgrenzung als andre „unterscheidet."

Eigentümlich ist auch Plancks logische und erkenntnistheoretische Begründung seiner Psychologie und Metaphysik. Er will die sinnliche Erscheinung in ihr Recht einsetzen, während für die moderne Naturwissenschaft wie für den philosophischen Kritizismus die sinnlichen Vorstellungen ganz wesentlich Täuschungen, subjektive Produkte sind. Da Planck hier wie überall vom Ganzen und von dem tiefsten Ineinanderwirken ausgeht, so ist damit schon der Wahrheit der sinnlichen Eindrücke und Vorstellungen vorgearbeitet. Freilich ist nun Planck nichts weniger als reiner Empiriker. Das Denken ist ihm zwar rein formaler Natur, aber gerade die pure Form, die das Denken ist, führt ihn nun rein, apriori (und zwar so, daß das logische Schlußverfahren durch innere Anschauung unterstützt wird) auf dem Wege des Gegensatzes zu dem Begriff der Ausdehnung in Raum und Zeit, wodurch allein Inhalt und schon Existenz für jene an sich rein formale Funktion geschaffen wird. Ein Nebeneinander in der räumlichen Ausdehnung aber kann sich Planck nicht anders vergegenwärtigen als als ein Zusammen aneinander grenzender und ineinander wirkender Teile, und so konstruiert er rein ideal den Begriff des körperlichen Realen, des zusammengefaßten Ausgedehnten, woran dann alle Erfahrung und Beobachtung als an einem Kanon gemessen wird. Das alles mag so in der gedrängten Kürze und als im ganzen noch heute neu, weil fast nirgends berücksichtigt, fremdartig und kühn klingen; wer diesen Ideengängen näher tritt, wird sich bald mit ihnen befreunden, wenn vielleicht auch nicht sofort identifizieren. Es wäre wirklich einmal an der Zeit, daß ein Mann oder vielmehr ein Meister vom Fach die Schätze, die noch ungehoben und ungeschöpft vor allem in Plancks „Weltaltern" (1850 und 1851) und in „Seele und Geist" (1871) verborgen ruhn, zutage förderte und fruchtbar machte.

Es hat sich eigentlich, von wenigen historischen und monographischen Darstellungen abgesehen, bis heute niemand dazu bereit gefunden, wohl hauptsächlich, weil weder im idealistischen, philosophischen und theologischen noch im realistischen Heerlager, die ja beide die Zeit beherrschen, viel Aussicht auf Erfolg solcher Bemühungen winkt. Aber wie an Nietzsche die Hochschulphilosophie lange vorüberging und doch schließlich allseitig von ihm Notiz genommen hat, so mögen nun einmal auch bei Planck die Akademiker die Dankesschuld abtragen gegen einen der besten produktiven deutschen Philosophen, zunächst einmal in sorgfältiger und ausführlicher historischer und kritischer Analyse! Ähnlich wie die originalen Leistungen Plancks auf dem philosophischen Gebiet im engern Sinn leider bis heute, trotz F. Vischers und K. Köstlins Empfehlung, wenig Beachtung erfahren haben, so haben auch seine sozialpolitischen Ideen

bisher dasselbe Schicksal gehabt, Ideen, deren wesentlicher Bestand eben in der hier angezeigten Sammlung, die der pietätvolle Sohn des Verfassers veranstaltet hat, uns entgegentritt.*)

Den bezeichnenden Titel der ersten, aus den Grenzboten stammenden Abhandlung haben wir schon angeführt. Die zweite, die Aufnahme in dem Buche „Deutsche Geschichte und deutscher Beruf" gefunden hat, ist überschrieben: „Die nationale Bewegung der Neuzeit nach ihrem Verhältnis zur bürgerlichen und sozialen" (1861, Vortrag in Ulm, jetzt zum erstenmal gedruckt). Es folgt drittens: aus „Manchestertum und deutscher Beruf" nur ein Teil (1875, Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaft). Sodann viertens: „Die soziale Frage auf deutschem Boden" (1854, Deutsches Museum, Nr. 15 bis 17). Endlich: „Deutschland und Frankreich. In der Stunde des Nationalkampfes" (1870 verfaßt, jetzt zum erstenmal gedruckt). Zwei von den fünf sozialpolitischen Aufsätzen erscheinen also in der gegenwärtigen Sammlung zum erstenmal in der Öffentlichkeit. Wie bei seiner eigentlichen Philosophie, so hat es auch hier Planck, auf dem praktischen Boden, mit einem doppelten Gegner zu tun, dort mit Idealismus und Materialismus, hier einerseits mit der manchesterlichen Zersetzung des sozialen Körpers, mit der „Erwerbsgesellschaft," ihrer „oberflächlichen humanistischen Aufklärung" und ihrem vielfach „roh materiellen demokratischen Streben," andrerseits mit der jede freie Bewegung lähmenden, alle Tätigkeit und Persönlichkeit in die Fesseln der Fabrikschablone schlagenden, nur von dem gleichen Eigenrecht der französischen Revolution ausgehenden Sozialdemokratie, in deren Konsequenz Volks- und Völkerleben „ein verflachter und widersinnig gleichförmiger Brei" werden müßte. Der lebendige Mittelpunkt der Planckschen Sozialphilosophie ist das „Berufsgesetz," wonach es nicht bloß ein Recht auf Arbeit, sondern auch eine Pflicht zur Arbeit für jeden Staatsbürger gibt. Und zwar soll diese Arbeit nicht reiner Privaterwerb — so wenig dieser samt dem Privateigentum tatsächlich aufhören soll —, sondern eine Leistung fürs Ganze, den Staat sein. Der kraftvolle germanische und noch speziell deutsche Individualismus und das Freiheitsstreben wird von Planck in jeder Weise berücksichtigt, nicht bloß hier, sondern auch wo es sich um die nicht zentralistische Ordnung der deutschen Staaten und Stämme innerhalb des Reichs handelt, auf deren Vorzüge einst schon Justus Möser die Blicke gelenkt hat. Das mit der Natur geeinigte religiöse und sittliche Bewußtsein wird es aber mit sich bringen, daß der Einzelne ganz anders, als es in der bisherigen „Erwerbsgesellschaft" geschieht und möglich ist, seine Arbeit schon als einen Dienst fürs Ganze betrachtet, als

*) Auf die Arbeiten von Gubitz, Hirzel und Umfrid ist in dem vorliegenden Buche verwiesen; zu Plancks Realismus vgl. Max Diez, Die realistische Philosophie K. Chr. Plancks in der „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik" von Krohn und Falckenberg, Neue Folge, Beigabeheft des 89. Bandes, 1886, Seite 93 f. Zu seiner Ethik Ferd. Jakob Schmidt, Das Lebensideal Karl Chr. Plancks in den „Philosophischen Vorträgen," herausgegeben von der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin, III. Folge, 5. Heft, 1896. Zur Religionsphilosophie A. Baumeister, Die Behandlung der Offenbarung bei K. Planck, 1886. Dann Otto Pfleiderer in seiner „Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage." Von den Historikern der Philosophie schweigt merkwürdigerweise Windelband ganz von K. Chr. Planck; sollte er ihm vollständig entgangen sein?

etwas, das dem Ganzen zulieb und zunutze sein soll. Aber über diese bloße Auffassung und Beurteilung der Arbeit hinaus soll die Arbeit des Einzelnen auch faktisch, in ihrer Betriebsform, ohne aufzuhören, privates Unternehmen zu sein, ein Dienst fürs Ganze werden kraft der Bindung der Privattätigkeit durch das Ganze, d. h. nun durch den engen Anschluß, den der Einzelne an den Kreis zu nehmen hat, der ihn zunächst umgibt, an seine Berufsgenossenschaft. Die Aufgabe der organisierten Berufsgenossenschaft ist es, die Tätigkeit der sämtlichen ihr angehörenden Glieder zu überschauen, zu leiten, zu fördern und zu stützen — nicht in zünftig örtlichem, sondern in großem nationalem Rahmen. Durch diese Beziehung aufs Ganze, zunächst vermöge dieses Anschlusses an die Berufsgemeinschaft, wird vor allem schon die technische Ausbildung vervollkommnet, die Übersicht über die Leistungen, über Angebot und Nachfrage usw. innerhalb des jeweiligen Berufszweigs erleichtert, eben damit nicht nur die Möglichkeit des Erwerbs gesteigert, sondern auch die gesamte Tätigkeit und Stellung, Denkweise und Auffassung des Einzelnen innerlich gehoben, die Hervorbringung selbst zum Schönen geadelt. Bei dem Bilde, das unser Philosoph von dem planvollen Zusammenwirken der innerhalb der durch die Zweckmäßigkeit gezognen Grenzen selbständigen und freien Berufsgenossen betrifft, werden wir lebhaft an Schillers Glockenlied gemahnt:

Tausend fleißge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heilgem Schutz,
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.

Die sich aus den frei zusammentretenden Berufsgenossen bildenden Berufsgenossenschaften stellen dann zugleich die Wahlkörper dar, aus denen für die Volksvertretung die Abgeordneten hervorgehn. Denn nicht aus „bloßen Bürgern," sondern aus den Repräsentanten der verschiednen Berufsgruppen soll das Parlament bestehn, wenigstens in einer seiner Kammern, neben die sich als konservatives Gegengewicht auch noch eine andre, Gemeinde, Bezirk, Provinz u. dgl. und ihre partikuläre Eigentümlichkeit vertretende stellen mag. Während unser Staat noch zusammengesetzt ist aus der bevormundenden Bureaukratie und den rein egoistisch erwerbenden Einzelexistenzen, die freilich dieser Bevormundung sehr bedürftig seien, soll der Staat nach dem Planckschen Ideal nichts andres sein als die Zusammenfassung der sich selbst verwaltenden einzelnen Berufskörper. Und entsprechend würde an die Stelle des Dualismus des auch wieder bureaukratisch angehauchten heutigen Parlaments einerseits und der von diesem durch eine Kluft getrennten Wähler- und Bürgerschaft andrerseits die lebendige Wechselwirkung zwischen den Berufskörpern mit ihren Angehörigen und dem Parlament, mit dem sie organisch verbunden sind, treten müssen.

Diese und ähnliche Ideen sind ja zum Beispiel auch von Schäffle geteilt worden, und manche Regierungen haben schon versucht, sie ins Leben einzu-

führen. So sollen, wenn die neu geplante und von der Kommission des Landtags schon geprüfte Verfassung in Württemberg zustande kommt, Vertreter der Landwirtschaft, der Industrie, des Handels und des Handwerks in die Erste Kammer einrücken. Gegen eine umfassendere und folgerichtigere Verwendung des Planckschen Prinzips haben sich aber noch immer alle Parteien ohne Ausnahme gewandt und gesperrt, und es gilt als große politische Ketzerei, wenn man als Glied auch einer nationalen Partei mit solchen Planckschen Ideen sympathisiert. Begreiflich, denn die Herrschaft der Parteien steht auf dem Spiel. Was wäre aber heutzutage mehr zu wünschen als ein Zurücktreten des Parteifanatismus und der Tyrannis der Parteien, eine Kräftigung wahrhaft sachlicher, wirtschaftlicher und geistiger Interessen und ihres Einflusses? Ja wenn wir auf die heutige verzweifelte Lage gerade des deutschen Parlamentarismus schauen, wo, bis auf erfreuliche Ausnahme, die Regierung nur noch vorwärts zu kommen meint durch Konzession um Konzession, Artigkeit und Nachgiebigkeit gegen schwarze und rote Internationale, die nicht begreifen wollen, daß wir Recht und Pflicht haben, vor allem uns als Deutsche zu fühlen und zu gebaren — ich sage, wenn wir auf das Parlament, den Reichstag und die Landtage, schauen, wenn wir genau wissen, daß das allgemeine Wahlrecht bleiben muß, auf die Gefahr hin, daß „Mehrheit der Unsinn" ist und „Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen," wie sollen wir da die Entwicklung uns anders denken als so, daß das allgemeine Wahlrecht der „bloßen Bürger" umgeschmiedet wird in das der Berufsgenossen, die dann nicht politische Redner, sondern die tüchtigsten Leute aus jedem Fach in das Parlament senden werden, sodaß es nicht reiner Zufall ist, wenn sich für jeden vorliegenden Fall und Stoff der Beratung ein Sachverständiger im Parlament findet. Die Zeit wird es ausweisen, ob Planck schon vor fünfzig Jahren hier nicht richtiger gesehen hat als so mancher, der ihn für einen utopistischen Träumer gehalten hat; gottlob teilt er das letzte Los mit so manchem Schwaben, dem inzwischen da und dort, in Reutlingen und in Heilbronn, ein Denkmal des Dankes errichtet worden ist.

Die ganze politische Bewegung der Gegenwart weist auch schon auf dieses Ziel hin. Der Bauernbund vertritt den Grundbesitz und die Landwirtschaft, der Liberalismus das Kapital und die Arbeitgeber, die Sozialdemokratie im ganzen die Tausende von Arbeitnehmern, die Konservativen die Ansprüche des Adels und auch die evangelische Kirche, das Zentrum die römische Kirche. Es handelte sich nur darum, daß der noch wild und ungeregelt dahinbrausende Strom der Interessenvertretung in ein geordnetes und gemeinsames Bett gelenkt würde, sodaß er nicht zerstört, sondern nützt und fördert. Bis es so weit kommt, und bis sich die Nation und schließlich die Nationen, statt sich im Interessenkampf zu zerfleischen, in solchen heilsamern Bemühungen, jedes an seinem Teil dem Ganzen dienend, einen werden, mag freilich noch manches Jahr vergehn, wird erst noch manche bittre Erfahrung gemacht werden müssen. Es gilt aber auch auf politischem Gebiet: „Tote Gruppen sind wir, wenn wir hassen, Götter, wenn wir liebend uns umfassen." Ist man einmal am Ziel, so wird, wenn es gut geht, auch des echt schwäbischen Denkers gedacht werden, der vor fünfundzwanzig Jahren vorzeitig den Seinigen und den zahlreichen

Geistesfreunden im Schwabenland, auch ein „Lebenswürdiger," durch den Tod entrissen worden ist, und von dem ein schön Teil seines geistigen Gutes in dem hiermit vermeldeten Büchlein für Adel und Volk deutscher Nation zu jedweden Standes Besserung durch Pfarrer Reinhold Plancks treue Mühewaltung dargereicht wird.

Wir wollen aber auch, wie es sich für den Rezensenten gebührt, einiges an der Ausgabe ausstellen. So möchten wir uns keineswegs einverstanden erklären mit der Einräumung des Herausgebers, daß doch auch „Schwerfälligkeit der Schreibweise" schuld sei an dem literarischen Mißerfolge Plancks. Nicht einen „schwerfälligen," sondern großartig monumentalen Stil hat Planck im Großen und im Kleinen; sein Stil ist prägnant, aber wo nötig auch ausführlich, immer voll treffenden Ausdrucks, voll reicher Einbildungskraft und von nirgends versagendem Takt und Geschmack. Überall ein großer Zug in den sich mit mächtigem Schritt vorwärts bewegenden Sätzen. Wer hier zu sehen vermag, dem begegnet in solchem sprachlichen Prachtgewebe, das ihm unter den neuern Philosophen keiner nachwebt, die besondre Art dieses glänzenden Geistes.

Aber auch der glänzendste hat seine Schatten. Die konkrete Entwicklung der Dinge in deutschen Landen hat unser Philosoph, der nicht zugleich Staatsmann sein konnte — das ist auch dem großen Plato nicht gelungen —, nicht immer richtig vorausgeschaut und beurteilt. Er wähnte, die rechtliche Neugestaltung müsse der politischen Einigung vorausgehn. Es ist nicht so gekommen, und es konnte auch nicht so kommen. Erst bedurfte es einmal des Rahmens des Reichs; dann konnte an die kühne soziale Gesetzgebung, noch unter Bismarck, gegangen werden; und daran wird sich weiteres schließen. Gegen die praktische Nüchternheit und Nützlichkeit dieser Ära aber scheint uns der Verfasser samt dem Herausgeber mitunter zu gereizt zu reden und insbesondre die militärische Rüstung der Deutschen in der Gegenwart nicht zu verstehn. Jene Schule und Übung in der Nützlichkeit tat und tut dem deutschen Geiste sehr not, so not wie dem Walt bei Jean Paul die Schule, in die ihn sein Vult genommen hat; die nationale und kriegerische energische Zusammenfassung aber, zu der sich die Deutschen aufgerafft haben, ist nicht die Ursache, sondern die Wirkung der immer kriegerischen und nationalistischen Art aller unsrer Nachbarn, die freilich, Franzosen und Engländer vor allem, von Planck trefflich charakterisiert werden. Welchen andern Weg hätte man denn in Deutschland vernünftigerweise betreten können, als den unter Preußens siegreichen Adlern eingeschlagnen? Wie schief ist darum die Beurteilung der Bismarckischen Politik in dem Merkurartikel vom 24. Mai 1866 ausgefallen! Und auch später scheinen mir Vater und Sohn der ganzen Bedeutung dieser Leistung Bismarcks nicht vollkommen gerecht geworden zu sein und zu werden. Diese in ihrer Weise großartige Entwicklung des seltsam gepaarten Liberalismus und Militarismus in Deutschland ist die unentbehrliche, nicht wegzudenkende Grundlage für noch Größeres. Aber eben weil an diesem des Weisen Auge und Herz hing, so erschien ihm das andre als eine Durchgangsstation, die mindestens nicht rasch genug passiert werden könnte. An etwas fehlte es einigermaßen unserm Philosophen, begreiflich, bei dem wenig günstigen äußern Geschick, an dem, wovon Schiller im

neunten seiner ästhetischen Briefe schreibt: „Nicht jedem, dem dieses Ideal in der Seele glüht, wurde die schöpferische Ruhe und der große geduldige Sinn verliehen. ... Viel zu ungestüm stürzt sich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben, den formlosen Stoff der moralischen Welt umzubilden. Dringend spricht das Unglück seiner Gattung zu den fühlenden Menschen, dringender ihre Entwürdigung.“ Keineswegs als ob überhaupt diese Worte auf Planck zuträfen, nur relativ, meinen wir; denn auch er hat es unternommen und sein Leben daran gesetzt, das „Ideal,“ das ihm „in der Seele glühte,“ gewissermaßen „in den verschwiegnen Stein einzudrücken oder in das nüchterne Wort auszugießen und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen.“ Möchte sich die Nation im Schillerjahr auch dieses andern Schwaben erinnern! So manches auch bei ihm seinem Jahrhundert angehören mag, er ist es wert, einmal gehört zu werden. So sei denn das jüngste Buch Plancks auch den Lesern der Grenzboten warm empfohlen.

Ulm — Adolf Baumeister

Das neue Griechenland im neuen

Von Karl Dieterich

(Schluß)

Der „alte Dimos,“ einer der wenigen überlebenden Zeugen des Freiheitskampfes, übt strenge Kritik an den Schwächen der gegenwärtigen Generation; er geißelt vor allem ihre drei Hauptfehler, den persönlichen Egoismus, den sozialen Indifferentismus und den geistigen Klassizismus. Von ihnen entwirft der Verfasser nicht gerade sehr schmeichelhafte Bilder. So heißt es von dem Egoismus: „Ein jeder jagt seiner Arbeit nach ... jeder ist sein eigner Mittelpunkt, und dieser ist das »Ich« des Griechen.“ Die persönliche Eitelkeit steht ihm höher als die Sorge für das Gemeinwohl: „Was könnte einer nicht alles leisten, der imstande ist, sich tagelang abzumühen, um unverdauliche Verse zu schmieden, nutzlose Lobreden zu schwingen und nach feilen Bestechungen zu jagen, wenn er sein Ich vergäße und an die elende Nation dächte, die ehrliche Arbeiter mit der Laterne sucht und nicht findet!“ Leider wird dieser Egoismus durch die bestehende Staatsverfassung nur noch genährt; diese wird geradezu bezeichnet als „ein nationaler Honigkuchen, auf dem sich Arbeitsscheue und Hungerleider ansetzen wie die Wespen.“ „Um das Gemeinwohl kümmert sich der Grieche nicht: er sorgt für sein Hauswesen und für sein Vermögen; alles andre läßt er durch besoldete Schulmeister besorgen.“ Der Grieche rafft sich nur dann auf, wenn es sich um seine nächsten, augenblicklichen Interessen handelt. „Hält man ihm seine Pflichten gegen die Gemeinde und gegen das Vaterland vor, so erwidert er: Ach, was sind das für Narrheiten! ... Laß uns lieber dieses Gesuch an den Mufti beenden, damit er uns den Gefallen tut und die Mauer des Nachbars einreißt, die uns die Fenster verdunkelt!“

So geht der Egoismus schließlich in soziale Gleichgiltigkeit und Passivität über, die sich u. a. in dem Anrufen fremder Hilfe und in dem Verleugnen aller volkstümlichen Eigentümlichkeit äußert. Die Ausländerei im politischen und im sozialen Leben hat hier ihren Ursprung. Hieraus hat sich auch der Philhellenismus entwickelt, von dem der Verfasser mit Recht sagt, daß er den Griechen schwer geschadet hat. „Er hat bewirkt, daß wir von Andern erwarteten, was unsre Sache war. Die Geschäfte des Landes muß der Fremde verrichten. Was weiß der »Patriot« davon, daß es dem Vaterlande gut ergehn, und er Entbehrungen tragen muß! Was sind das für Theorien? Hilfe, Hilfe, Freund! Europa, Diplomatie, Gesandtschaften!“ Mit diesem Mangel an Selbstvertrauen geht Hand in Hand die Verachtung und die Vernichtung alles heimatlichen Volkstums: „Was man auch im Griechentum sieht, in Dorf und Stadt, bei Burschen und Mädchen, immer nur beobachtet man eins: was uns Eignes geblieben ist, kehren wir allmählich aus: unsre Sprache haben wir fortgeworfen; unsre Lieder haben wir fortgeworfen; unsre Reigentänze haben wir verleugnet.... Unsre Musik muß aus Europa, unsre Sprache aus dem Altertum kommen....“

Und damit rühren wir schon an dem dritten und schwersten Übel des Griechentums, an dem sprachlichen Epigonentum und seinen großen Gefahren für das politische und das geistige Leben. Darum sind auch Eftaliotis Mahnungen in diesem Punkte besonders eindringlich, sein Tadel besonders scharf. „Wer hört dich an, auch wenn dus ihnen sagst, daß ein Volk, wenn es eigne Kraft und eignes Leben haben will, auch eine eigne Sprache haben muß? Daß wir es, um Kultur in sein Herz zu träufeln, in *seiner* Sprache belehren müssen und nicht in einer, die man nie ganz in einem Hauswesen gehört hat, sondern die zum Teil gesprochen wurde, als Christus, zum Teil, als Mohammed erschien, und zum Teil gesprochen werden wird, wenn der Messias wiederkehren wird!“ Diese Verrenkung der natürlichen Sprache bedeutet eine unerhörte Tyrannei der Geister: „Das Türkenjoch hält keinen Vergleich aus mit dem Druck der Schulmeisterei.“ Und wie die Sprache, so war auch die Literatur ein Produkt der Schulmeister: „Da sie nur daran dachten, was dieser und jener große Kopf geschrieben und gesagt hatte, wie sollte der Pedant darauf kommen, sein eignes Köpfchen zu fragen? So setzten sie sich also auf ihren Richterstuhl und dekretierten: das Metrum müsse so sein, die Lösung so, die Katharsis so.“

„Aber, so ruft der Verfasser in gerechter Entrüstung, was haben uns die Partizipien und Infinitive bis jetzt Gutes gebracht, die ihr wie Kartoffeln in Rumelien, Makedonien und Epirus einsetzt? Wie lange werden wir diese tatenlose Nation mit eiteln Worten und alten Geschichten einlullen?“ Die Sprachfrage ist ihm eine nationale Lebensfrage: „Es handelt sich nicht darum, ob wir Neugriechisch oder Attisch reden sollen, sondern darum, ob Neugriechisch oder Bulgarisch, Türkisch oder Albanesisch!“

Die Folgen dieses Pedantentums geben der ganzen Literatur und Bildung einen künstlichen, unwahren Charakter; man verkennt das Notwendige und kultiviert das Überflüssige. Im griechischen Verein zu Konstantinopel hält man Vorlesungen über allerlei Wissenschaften. „Siehst du, bemerkt dazu Eftaliotis, man fängt die Sache von hinten an. Man beginnt mit dem nationalen Fort-

ſchritt da, wo andre ihn beenden. ... Die Wiſſenſchaften werden ſchon von ſelber kommen; erſt muß die Nation arbeiten lernen. ... Laſſet die Verfaſſungen, die Theater, die Akademien (ohne Akademiker!), die Literaturen! Das iſt Luxus, an den ein Volk erſt dann denkt, wenn es ſein Leben hat!"

Den Segen entſagungsvoller Arbeit im Dienſte der Geſamtheit und den Unſegen eines innerlich hohlen, unfruchtbaren Ahnenkultes — dieſen predigt auch Karkawitzas in ſeiner ſatiriſch-ſymboliſchen Erzählung „Der Archäologe." Symboliſch iſt ſie darum zu nennen, weil ſie die verſchiednen Seiten und ſozialen Schichten des Griechentums in je einer Figur verkörpert: da ſind die beiden Brüder Dimitri und Ariſtodemos Evmorfopulos, die beiden Hauptperſonen; jener vertritt das neugriechiſche Volkstum, dieſer, der Archäologe, das pedantiſche Gelehrtentum; beide liegen beſtändig miteinander im Kampfe: jener hat als praktiſcher Landwirt nur die materielle Wohlfahrt ſeiner Familie im Auge, dieſer, als Altertumsforſcher nur darauf bedacht, möglichſt viel Antiken ans Licht zu ziehn, treibt durch ſeine Ausgrabungen das väterliche Gut dem Ruin entgegen, und gleich nach dem Tode der Mutter kommt es unter den Hammer und in die Gewalt der neidiſchen Nachbarfamilien Haganos (der Türken) und Theomiſitos (der Bulgaren). Der Archäologe will ihnen wehren und die Eindringlinge aus dem ererbten Beſitz vertreiben. Aber der jüngere Bruder tritt ihm entgegen und belehrt ihn auf die Frage, ob er ihnen denn das väterliche Gut wehrlos überlaſſen ſoll, ſo: „Gewiß ſollſt du es ihnen nicht überlaſſen: das hab ich nicht geſagt; aber auch wir müſſen arbeiten und unſer Ländchen in Ordnung bringen."

Mit Hilfe einer jungen Verwandten, in deren Hauſe ſie leben, und die er liebt, gelingt es ihm dann, den Trotz des Bruders zu brechen und ihn zu beſtimmen, das ebenfalls verpfändete Haus dem Gläubiger großmütig zu ſchenken. Dimitri, der Landwirt, geht nun mit Elpida, ſeiner Geliebten, auf den Gütern des Bulgaren auf Tagelohn arbeiten. Dabei bricht bei dem unverbeſſerlichen ältern Bruder wieder der trotzige Ahnenſtolz durch, wenn er wiederholt zu Elpida ſagt: „Das fehlte noch, Knecht zu werden bei ſeinen Knechten! Weißt du, was einſt die Gottverhaßten waren bei den Evmorfopuli? Ihre Knechte, ja! und noch etwas Schlimmeres!"

„Aber ſo ſieh doch nicht auf das, was einſt war, erwidert ihm lächelnd das Mädchen, bedenke, daß ſie jetzt die Herren ſind."

„Herren, Herren, rief er erregt; ſolche Herren ſchreib ich mir an die Schuhſohle. Und wenn ſie es ſind, was tuts? Ein Sohn des Evmorfopulos darf ihnen nicht dienen, er darf nicht."

Während er ſo weiter trotzt, bringt es Dimitri durch fleißige, unverdroſſene Arbeit bald ſo weit, daß er daran denken kann, ſeine Geliebte heimzuführen. Von ihr mußte er ſich auch in das wahre Weſen des griechiſchen Altertums einführen laſſen, über das er dank ſeinem Bruder höchſt verſtiegne Anſichten hatte. Es iſt wieder an eine ganze Generation gerichtet, wenn der Dichter ſie ſagen läßt: „Euch geht es wie den Erdbewohnern mit dem Monde; ihr ſeht das Leben der Evmorfopuli immer nur von der einen glänzenden Seite. So hat es euch die Schule beigebracht. Sie hat eure Phantaſie überfüttert und

den Wirklichkeitssinn ertötet. Sie hat euch das alte Griechenland als ein endloses Schlaraffenland dargestellt. Aber es war kein solches; es war eine große, große Werkstatt für alle Künste des Lebens."

So kam der Hochzeitstag heran, und mit ihm das Verhängnis für den Archäologen: dieser mochte es sich nicht nehmen lassen, im Speisezimmer die Statue des Ruhms aufzustellen, seine schönste Antike. Beim Aufstellen aber stürzt der Marmorkoloß um und zerschmettert ihm den Kopf — der letzte Vertreter des „alten Griechenlands im neuen" hat sein unrühmliches Ende gefunden.

Auch in der noch sehr jungen und wenig entwickelten dramatischen Poesie, soweit sie innerlich echt ist, hat sich schon das Bedürfnis nach Befreiung von dem Fluche des Epigonentums, der auf der bürgerlichen Gesellschaft lastet, Ausdruck verschafft. Es sind hier vornehmlich zwei Werke zu nennen: das eine, „Miß Anna Kuxley" (1897), von dem jung verstorbnen, hoffnungsvollen, besonders von Ibsen und Hauptmann beeinflußten J. Kambissis, schildert die teils übermütig-frohlockende, teils drückend-schwüle, pessimistische Stimmung, die sich bei den „Olympischen Spielen" von 1896 der Athener Gesellschaft bemächtigt hat, und die in der unheimlich hereinragenden Gestalt der amerikanischen Wahrsagerin Anna Kuxley verkörpert ist. Wie diese der einen der beiden Töchter des Hauses, Marina, ein frühes Ende voraussagt, so glaubt man darin ein nationales „Menetekel" zu erkennen, das der Dichter drohend an die Wand schreibt. Denn mit dieser unglücklichen Tochter, die auch am Schlusse des Stückes stirbt, soll offenbar das Schicksal Griechenlands symbolisiert sein, wie es sich auch im Jahre darauf in der Niederlage gegen die Türken erfüllte. Der Geliebte Marinas, Perikles, ist der Dichter selbst; seine sorgenvolle Stimmung steht in starkem Kontrast zu der oberflächlichen der übrigen Personen. Man unterhält sich gerade über den Sieg des Schnellläufers Luis; ein älterer Herr, Marinas Onkel, der Vertreter des chauvinistischen Patriotismus, ist außer sich vor Freude und Stolz: „Ein Mensch, ein Bauer, ruft er begeistert aus, hat Griechenland hoch emporgehoben in seiner Stellung. . . . Versteht ihr? Hundert Staatsbankrotts hat dieser eine Sieg wett gemacht!" Und als ihm Perikles dagegen bemerkt, es liege etwas Dekadentes in diesem Freudentaumel, bricht er erst recht in Begeisterung aus: „Das Stadion und Luis sind die Wiedergeburt des antiken Ruhms, und stolz muß die Nation sein, die einen solchen Mann geboren hat!" Da erwidert ihm der junge Perikles mit bitterm Sarkasmus: „Und wenn es einem in den Sinn käme, einen Wettkampf zu veranstalten darum, wer die größten Ohren hat, auch dann müßte das Griechentum stolz sein, wenn der Sieger ein Grieche ist. . . . Das Genie der Ohren wäre dann, was heute das Genie der Beine ist."*)

Ist dieses Drama durchaus pessimistisch in seiner satirischen Tendenz, so spricht aus dem zweiten: „Lebendige und Tote" von D. P. Tangopulos, das erst vor kurzem erschienen ist, ein zukunftsfreudigerer Optimismus. Der Ver-

*) Wie hilflos die Athener Presse dem Erscheinen dieses Dramas gegenüberstand, zeigt dessen Ankündigung in einer Tageszeitung: „Miß Anna Kuxley und die Kurden, Werke des Herrn J. Kambissis, dialogisch geschrieben und sich den üblichen Beurteilungen durch ihren wirklich sonderbaren Charakter entziehend."

faſſer gibt hierin ein dramatiſches Gegenſtück zu dem „Archäologen“ von Karkawitzas; die „Toten“ ſind hier die Vertreter des unwahren, klaſſiziſtiſchen Epigonentums, die „Lebendigen“ die des wahren, echten, von dem Banne der Vorfahren befreiten modernen Nationalbewußtſeins; jene verkörpert Andreas, der eingebildete, charakterloſe, prahleriſche Chauviniſt, wie man ſie noch maſſenhaft in Athen finden kann, dieſe Lambros, der gerade, unbeugſame, unverdorbne Sohn des Volks, einer von den wenigen, die es ſatt haben, „mit dem Parthenon zu kokettieren und die Knochen der Vorfahren abzunagen und die vermoderten Perfekta und ſtarken Aoriſte, und dafür in die eine Hand die Axt des bulgariſchen Bauern nehmen und in die andre das Dynamit des bulgariſchen Komitadſchi.“ Auf ſeiner Seite ſtehn noch Koſtis und Elenitza, „die Rekruten der nationalen Idee,“ die Vorläufer der neuen Generation, „glückliche Kinder, die morgen den Weg betreten werden, den wir heute ebnen, indem wir uns die Seele und die Hände blutig reißen.“ In der Mitte zwiſchen beiden Parteien ſteht Chari, die Frau des Andreas, die das Griechentum ſymboliſiert und durch den Abfall von ihrem Mann und ihren Anſchluß an Lambros den Übergang zu einem neuen Leben vollzieht. Sie wird die falſchen Griechen zu ſich herüberziehn und „die Schuppen der Altertumsſucht von ihrer Seele abkratzen.“ Den Sinn und die ethiſche Tendenz aber der unmittelbar dem wirklichen Leben abgelauſchten dramatiſchen Satire ſpricht Lambros aus in den prophetiſchen Schlußworten: „Gegenüber der Akropolis auf einem von der Geſchichte unberührten Boden bauen wir den nationalgriechiſchen Drachenturm. Dort werden wir uns einſchließen und kämpfen. Die Toten mögen ſich wieder in einer hölzernen Mauer bei ihrem Parthenon einpferchen, bis der Perſer kommt und ſie verbrennt.“ Deutlicher kann die Abſage an eine alte, lebentötende Geſchichtskonſtruktion und der Drang nach einem eignen, neuen Leben nicht ausgeſprochen werden.

Wenn die vorhin genannten vier Schriftſteller mehr negativ gewirkt haben, indem ſie mit dem ſcharfen Meſſer der Satire die vorhandnen Schäden bloßzulegen trachteten, ſo ſind in jüngſter Zeit zwei kritiſch-objektiv gerichtete Männer aufgetreten, die in eignen Schriften poſitive Ratſchläge geben zur Heilung dieſer durch den herrſchenden Scholaſtizismus hervorgerufnen ſozialen und volkserzieheriſchen Krankheiten. Waren Pſichari und Roïdis die grammatiſch-hiſtoriſchen, Polylas und Palamas die äſthetiſch-literariſchen Theoretiker der Volksſprache, ſo ſind Ph. Photiadis und St. Ramas ihre Kritiker vom ſozialpädagogiſchen Standpunkt aus, dem höchſten, der bisher in Griechenland in der Behandlung dieſer nationalen Lebensfrage erreicht worden iſt, zugleich dem praktiſch fruchtbarſten und einleuchtendſten.

Für Photiadis, einen Arzt in Konſtantinopel, iſt die Sprachfrage eine nationale Erziehungsfrage. Mit bewundernswürdiger Feinfühligkeit hat er ſich in die Seele des Kindes verſenkt und iſt von dieſem individualpädagogiſchen Standpunkt aus induktiv zu dem nationalen vorgedrungen. Dies tat er in einer Reihe von Briefen, die zuerſt in einer großen griechiſchen Zeitung von Konſtantinopel, dann in Buchform erſchienen unter dem Titel: „Die Sprachfrage und unſre pädagogiſche Wiedergeburt“ (1902). Das ganze Buch iſt eine

furchtbare Anklage gegen das herrschende griechische Schulerziehungssystem und eine Anklage gegen die Nation, die es stillschweigend billigt, daß es ihre zarten Blüten in der Zeit ihrer entscheidenden Entwicklung tötet und erstickt. Er schildert mit eindrucksvoller Darstellungsgabe, wie die Sprachblume, die dem Kinde unter dem liebevollen Sonnenauge der Mutter auf den Lippen erblüht, in der Schule erbleicht und welkt; denn Lehrer und Lehrerinnen arbeiten in töricht unbewußter Verblendung nicht daran, sie zu veredeln und zu bereichern, sondern sie töten ihm die eigne Sprache, ohne ihm dafür eine andre einimpfen zu können; so lernt das Kind die Muttersprache verachten, ohne dafür die alte wirklich zu erlernen. Man treibt ihm diese in sein Gehirn hinein wie Nägel in einen Baumstamm. Aber dadurch wird der Mensch, und damit der Bürger, und damit die Nation getötet. Es ist genau so unnatürlich, als wollte man unsern Kindern ihre neuhochdeutsche Muttersprache austreiben und durch die mittelhochdeutsche gewaltsam ersetzen. Dagegen bemerkt Photiadis treffend und für uns völlig selbstverständlich, daß dieses erste häusliche Leben der Sprache gepflegt werden müsse, weil es die Wurzeln des Verstandes tränkt, ernährt und stärkt. „Dieser Sprachkern, den sich das Kind auf den Knien der Mutter erwirbt, ist der wahre, lebendige Organismus, der die wesensgleiche und untrennbare Dreiheit umschließt, den Verstand, das Gefühl, den Willen. Diesen kleinen aber vollkommnen Organismus muß auch die Schule pflegen und zur nationalen Sprache erheben. Ohne ihn ist sie eine Stätte, an der die Entwicklung des Kindes, d. h. der Nation stillsteht." Es ist hier nicht der Ort, auf die Ausführungen und Vorschläge des Verfassers näher einzugehn; nur einige charakteristische Sätze aus der wuchtigen Vorrede seines Buches seien zur Veranschaulichung seines Wesens und seiner Ideen hier wiedergegeben. So heißt es über das rechte Verhältnis der neuen Bildung, für die er eintritt, zum sozialen Leben: „Wenn das Erziehungssystem seine richtige Stellung im sozialen Organismus einnimmt, dann wird auch seine Wirkung ganz beginnen; es wird sich dann nicht nur auf die konservativen Werke beschränken .... sondern dann wird sich die Erziehungs- und Bildungstätigkeit auch an andre fortschrittliche Aufgaben machen. Sie wird sich bemühen, uns zu Formen zu führen, die das Glück des gesamten sozialen Organismus zu bringen suchen werden." Von dem Kinde muß man ausgehn. „Das ist der organische Trieb. Wir verstehn nicht, ihn zum Nutzen des Organismus zu organisieren. ... Wenn wir aber bedenken, daß die sozialen Erscheinungen in unaufhörlichem Wandel begriffen sind, wenn wir verstehn, daß dies bedeutet, daß das organische Material sich leichter kneten und bearbeiten läßt, dann werden wir auch einsehen, daß es nicht unmöglich ist, durch die rechte Bildung und mit der Zeit bessere Seelen in schönern Körpern zustande zu bringen. ... Der junge Mensch muß fühlen, daß Sprachfrage, Erziehungsfrage, Bildungsfrage, geistige und seelische Gesundheitsfrage — daß alle diese Fragen eine sind: die nationale Frage."

Man sieht, daß Photiadis nichts geringeres erstrebt als eine Reform der gesamten Nationalerziehung auf moderner Grundlage. Und er hat durchaus das Zeug zum Reformator: er ist ein Mann von weitem Blick und umfassender Bildung, geschult an der deutschen und an der englischen Philosophie und

Dichtung, besonders ein Verehrer Goethes, wie die häufigen Zitate aus dem Faust zeigen; ein selbständiger, positiver Denker, frei von allem Dogmatismus, mit gesundem Sinn für alles Natürliche und praktisch Notwendige, von feiner, schlagfertiger Dialektik und doch frei von aller sophistischen Neigung — kurz, ein Mann, wie ihn gerade die Griechen notwendig brauchen.

Ihm ebenbürtig zur Seite und ihn nach der sozialpsychologischen Seite glücklich ergänzend steht Stefanos Ramas. In einer kürzlich erschienenen Sammlung von Essays: „Altes und Neues" versucht er nach der Methode der modernen Soziologie von verschiednen Punkten aus die Quelle alles Übels in der modernen griechischen Kultur aufzudecken durch eingehende Darstellung ihrer Haupterscheinungsformen, der schlechten Verwaltung, der sozialen Stagnation und der geistigen Unfruchtbarkeit im neugriechischen Königreich, um daraus den Schluß zu ziehn, daß die tiefste und weitestreichende Ursache der unaufhörlich geschaffnen nationalen Gefahr das Schulmeistertum ist, das Ramas charakterisiert als die Verleugnung jedes praktischen und nützlichen Geistes. Auch Ramas ist durchdrungen von Goethischen Gedanken; an der Spitze seiner Einleitung prangen in neugriechischer Übersetzung die Verse aus dem zweiten Teil des Faust:

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß,

und fügt hinzu, daß ein Volk ohne Selbstvertrauen diese Worte als eine unbestimmte Drohung und eine grausame Kalchasprophezeiung empfinden muß. Damit ist schon der ganze Grundton des Buches angedeutet: es will die heutigen Griechen befreien helfen von dem Joche des Epigonentums und von der Tyrannei der leeren Worte zugunsten der Taten: „Denn heute fühlt man, wie sich die Haare sträuben, wenn man die martialischen Artikel des ersten besten Slawenfressers liest, ein Schauder durchläuft unsern Körper, wenn bei den nationalen Festen die Lobreden geschwungen werden, und der Atem stockt uns, wenn wir die Berichte der patriotischen Institute mit anhören; denn dies alles führt uns zu Taten, die dem Interesse des Staats zuwiderlaufen." Vortrefflich wird die blasierte akademische Jugend charakterisiert, wenn es heißt: „Hingestreckt auf die Stühle der Kaffeehäuser, schweigen gelangweilt die kupfergrünen Kandidaten der klassischen Bildung. Keiner von ihnen ist ein »kräftiges Tier«, die erste Bedingung, die Emerson von dem lebenstüchtigen Menschen verlangte. Aber auch keiner von ihnen hat jene Heiterkeit, den Ausdruck der Lebensfreude, das Sursum corda, das sich als Ergebnis geistiger Gesundheit offenbart. Denn das Schulmeistertum hat jeden Lebenssaft aus dem Hirn des kupfergrünen Kandidaten der panhellenischen Allbelehrungsanstalt gesogen."

Der Großmachtdünkel und die tatenlose Selbstgefälligkeit, das Widerkäuen des alten Ruhms sind die Haupthindernisse eines gesunden Fortschritts. Darum muß „das Ausruhen auf dem Philhellenismus aufhören, der Schatten des Altertums verschwinden, und vor allem müssen wir auf ziemlich lange Zeit hinaus die Nichtigkeit unsers Wesens empfinden und unsre Augen vorsichtig auf die Zukunft heften, die drohend heranrückt."

Der Verfasser zeigt nun im einzelnen durchaus überzeugend, daß das Schulmeistertum die politischen, sozialen und geistigen Tugenden des Volks ver-

nichtet hat; die politischen, indem es „mit seinen großen Träumen und schwülstigen Worten die selbstgeschaffne leitende Klasse der Vornehmen verdrängt und vernichtet hat, und wir als Opfer dem Maulhelden- und Demagogentum überliefert wurden"; die sozialen, indem es die Instinkte der Tapferkeit und der Religion ertötet hat durch Lähmung der ethischen Triebfedern in der Schule und ihrer einseitig klassizistischen Tendenz; die geistigen endlich, indem es durch Aufzwingung einer künstlichen Sprache den Menschen des Organs beraubt, seine Gedanken in natürlicher Form zu äußern und dadurch seine willkürliche Aufmerksamkeit, seine Beobachtungsgabe und die übrigen wirkenden Kräfte des Geistes abstumpft, was zur Folge hat, daß die Griechen weder in der Literatur noch in der Wissenschaft noch im Staate vorwärts kommen. Erst durch Annahme der lebenden Sprache als nationale Sprache wird der praktische und fortschrittliche Geist dem unfruchtbaren Scholastizismus den Todesstoß versetzen. „Dann auch wird die Universität nur den vierten Teil der Studenten umfassen, die sie jetzt hat (3000); denn die übrigen drei Viertel werden sich der Arbeit, dem Leben, den praktischen Berufen widmen."

Wir sehen am Ende dieser Betrachtung, daß der Kampf um die innerliche Befreiung des Griechentums auf der ganzen Linie entbrannt ist, wenn es auch nur erst vereinzelte feurige Punkte sind, die aus dem Dunkel aufleuchten. Aber bald wird das an den künstlichen Bau des neugriechischen Königreichs gelegte Feuer weiter um sich greifen, denn die Feuerzeichen im Innern beginnen sich zu mehren; was noch vor kurzem das Vorrecht einzelner kühner Ketzergeister war, beginnt sich einer größern Menge zu bemächtigen, die tapfern Führer und Vorkämpfer finden in der jüngern Generation eine immer mehr anwachsende Gefolgschaft; vor etwa zwei Jahren gründete der als Verfasser des Dramas: „Lebende und Tote" genannte Arzt Tangopulos ein Wochenblatt Numa, das eine gründliche Reform des politischen, sozialen und geistigen Lebens anstrebt und die besten Kräfte der griechischen Jugend als Mitarbeiter um sich schart. Hier verspürt man wieder etwas von dem frischen Geist des griechischen Volkstums, das für jeden, der es kennt, etwas so anheimelndes und erfrischendes hat wie die Luft der griechischen Berge und Meere: hier weht reine Lebensluft, nicht die trockne Stickluft der Schulstube noch die parfümierte Luft der Pariser Salons. Man schöpft neue Hoffnung für die Zukunft dieses in so viele Fesseln geschlagnen Volks, wenn man in diesem Blatte liest. Aber man darf freilich nicht vergessen, daß es immer nur erst eine kleine Gemeinde ist, eine Oase in der Wüste, die hier dem Blick erscheint; es wird noch langer und schwerer Arbeit bedürfen, bis die ganze geistige Wüste in eine grüne Oase verwandelt sein wird, und es ist nur zu wünschen, daß sich die hier vorgeführten Vertreter eines neuen Geistes auf altem Boden nicht als Prediger in der Wüste erweisen mögen. Wenn irgend etwas eine Gewähr bietet, daß sich dieser neue Geist trotz allen verständnislosen Anfeindungen im eignen Vaterlande schließlich durchsetzen wird, so ist es wiederum das in so vielen Punkten analoge Schicksal Italiens. Wie lange hat es gedauert, bis hier der sprachliche und der literarische Klassizismus, bis die kleinliche Parteisucht und die politische Zerrissenheit überwunden waren! Im letzten Grunde aber beruht — und das

hat auch Voßler nicht genügend betont — das späte Erwachen des volkstümlichen Geistes in Italien auf sozialen Ursachen: die Organisierung der alten italienischen Gesellschaft war durchaus aristokratisch, das Volk wurde niedergehalten und wagte nicht, den Mund aufzutun. Ebenso lag bis tief in das neunzehnte Jahrhundert hinein in Griechenland die Bildung in den Händen der Adelsklasse, der Phanarioten, und diese sahen darin mehr eine heitere Zerstreuung als ein Erziehungsmittel des Volkes. Es ist darum gewiß kein Zufall, daß in einer fremden Reisegesellschaft in Athen, deren Teilnehmer sich in der beliebten süffisanten Weise über die heutigen Griechen lustig machten, es gerade ein Italiener war, der sich ihrer annahm, indem er bemerkte: „Meine Herren, Sie können nicht verstehn, wie den Griechen zumute ist. Wir aber verstehn es, denn wir waren einmal gerade so elend wie sie!“

Eine Kulturgeschichte des Römerreichs

Doktor Georg Grupp, fürstlich Öttingen-Wallersteinscher Bibliothekar in Maihingen, hat vor zehn Jahren eine gute Kulturgeschichte des Mittelalters herausgegeben, die namentlich schätzenswerte Beiträge zur deutschen Wirtschaftsgeschichte enthält. Die Vorarbeiten für eine Neuausgabe machten ihn auf viele Lücken aufmerksam, die besonders eine Ergänzung nach rückwärts rätlich machten. So geriet er immer tiefer in die römische Kaiserzeit und in die germanische Urzeit hinein, „und der Stoff häufte sich so an, daß er sich nicht mehr in eine Einleitung zur Kulturgeschichte des Mittelalters einpressen ließ.“ Auf diese Weise ist die (bei der Allgemeinen Verlagsgesellschaft in München erschienene) Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit entstanden. In vielen Rezensionen des ersten, den Untergang der heidnischen Kultur behandelnden Teils ist der hohe Wert des Werkes anerkannt worden, und dem vor einem Jahre herausgegebnen zweiten Bande, dessen Untertitel „Anfänge der christlichen Kultur“ lautet, muß ein noch höherer Wert zugeschrieben werden, weil es ein zweites, diese Anfänge im Zusammenhang und so vollständig darstellendes Werk unsers Wissens nicht gibt, während der erste Band als Kompendium des von Friedländer verarbeiteten Stoffs bezeichnet werden könnte.

Allerdings würde diese Bezeichnung nicht ganz zutreffen. Weniger umfangreich ist freilich Grupps Werk. Seine beiden Bände sind 1205 Seiten Großoktav stark, die drei Bände Friedländers in der sechsten Auflage 2036. (Das etwas kleinere Format Friedländers wird durch den kleinern Druck aufgewogen.) Aber die in beiden Werken behandelten Stoffe sind, auch abgesehen von Grupps zweitem Teile, nicht ganz dieselben. Manches, was der eine ausführlich darstellt, wird im andern kurz abgefertigt oder ganz übergangen. So fehlt zum Beispiel bei Grupp die von Friedländer ausführlich beschriebne Organisation des kaiserlichen Hofes. Den Reisen im römischen Reiche widmet

dieser nicht weniger als 272 Seiten. Von den mancherlei Dingen, die in diesem langen Abschnitt vorkommen, hat Grupp nur einzelne, wie die Verkehrsanstalten und die Naturbetrachtung der Alten, einigermaßen berücksichtigt. Dagegen behandelt er weit gründlicher als Friedländer die Volkswirtschaft, die Finanz- und Steuerpolitik des kaiserlichen Roms, wofür er, wie Otto Seeck, die Abhandlungen von Rodbertus fleißig benutzt hat. Die landwirtschaftliche Technik der Alten, ihre Ackerbestellung, ihre Werkzeuge und Geräte, die Anlage und die Einrichtung der Villa, des Gutshofs, die verschiednen Wirtschaftssysteme — Dinge, von denen die meisten bei Friedländer ganz fehlen — haben wir bis jetzt in keinem andern Werke so ausführlich und vollständig gefunden. In dem Abschnitt über den Luxus im dritten Bande polemisiert Friedländer Seite 143 gegen Roscher, der gesagt hat, das Rom der Kaiserzeit biete das großartigste Beispiel dar von dem unklugen und unsittlichen Luxus, wie er bei verfallenden Nationen einzutreten pflege. Grupp ist weit besser befähigt, diese Streitfrage zu schlichten, weil er tiefer in das Wesen der Volkswirtschaft eingedrungen ist. In dem Abschnitt „Kapital und Arbeit“ (II, 217 ff.) erklärt er sehr gut, warum und in welcher Weise unsre heutige mit Geld, Kredit und freier Arbeit betriebne und auf dem Wettbewerb unabhängiger Staaten beruhende Volkswirtschaft der antiken so gewaltig überlegen ist. Wenn er Seite 235 schreibt: „Der Luxus verdarb den praktischen Sinn, wie er heute den gebildeten Völkern, vor allem den Engländern eigen ist,“ so würden wir für Luxus lieber sagen: die ästhetische Auffassung des Lebens. Die heutigen reichen Engländer und Amerikaner leben nicht weniger luxuriös als die Vornehmen der römischen Kaiserzeit, aber ihr Blick bleibt trotzdem auf das Praktische gerichtet, während die vom griechischen Geiste beherrschte Römerwelt den schönen Schein über alles schätzte und die Technik nur als Mittel zur Herstellung dieses Scheins würdigte. Die echten Griechen hatten über den schönen Schein noch die philosophische Spekulation gestellt, und Archimedes soll sich der Maschinen, die er für praktische Zwecke baute, geschämt haben, weil ihm die Verwendung wissenschaftlicher Ergebnisse für gemeine Bedürfnisse eine Entwürdigung der edeln Wissenschaft zu sein schien. Mit dem Lobe unsrer heutigen kapitalistischen Volkswirtschaft scheint es in Widerspruch zu stehn, daß Grupp (II, 380) den Kirchenvätern Chrysostomus und Basilius, deren Lehre sich dem Kommunismus nähert, ein tiefes Verständnis der Wirtschaftsgesetze nachrühmt. Der Schein entsteht durch einen Fehler in der Anordnung des Stoffs. Eine solche Stoffmasse zu sammeln, fordert ja viele Jahre, und sie gut und richtig anzuordnen und in einer guten Darstellung zur Geltung zu bringen, würde dieselbe Zahl von Jahren beanspruchen, die aber schon deswegen nicht darauf verwandt werden kann, weil einem, der das tun wollte, der in so langer Zeit hinzuströmende neue Stoff die Disposition immer wieder umwerfen würde, sodaß er niemals fertig werden könnte. So wird bei jedem solchen Werke die Anordnung manchen Wunsch unbefriedigt lassen. Aber Friedländer hat immerhin dabei eine glücklichere Hand gehabt. Er teilt sein Werk den Materien nach und vermag so von jedem Gegenstande, zum Beispiel vom Bauwesen, eine zusammenhängende Darstellung zu geben. Grupp teilt den Stoff chronologisch

ein (ohne die Zeitabschnitte deutlich erkennbar zu machen), muß demnach in jeder Periode sämtliche Gegenstände abhandeln und zerhackt so jeden Gegenstand in viele kleine durch das ganze Werk verstreute Kapitel. Auf diese Weise kommt es nicht zu einer zusammenhängenden Darstellung der Entwicklung der einzelnen Kulturgebiete, und darum bleiben auftauchende Widersprüche ungelöst stehn.

Für Grupp wäre sogar die stoffliche Anordnung in noch höherm Grade angezeigt gewesen. Denn während es Friedländer nur um ein großartiges Gemälde der damaligen Welt zu tun ist, will Grupp zeigen, wie aus ihr durch die Einwirkung des Christentums und der Germanen die neue hervorgegangen ist. Das schien nun freilich die chronologische Anordnung gerade zu fordern, und ganz konnte auch wirklich nicht auf sie verzichtet werden. Aber dieser Forderung wäre mit der Einteilung in zwei große Perioden, denen je ein Band gewidmet werden konnte, genügt worden. Innerhalb jeder solchen Periode aber mußten Gegenstände wie Sklaverei und Kolonat, Provinzialverwaltung, Heerwesen im Zusammenhange behandelt werden, wenn der Leser einen klaren Überblick über ihre Entwicklung bekommen sollte. In einem solchen Zusammenhange würden auch die vielen wertvollen Einzelheiten, die man in andern Werken vergebens sucht, zum Beispiel das Landvermessungswesen, die Provinziallandtage, viel besser zur Geltung gekommen sein.

In den verschiednen Endzwecken der beiden Autoren liegt die Erklärung dafür, daß bei Friedländer, der uns die Herrlichkeit der alten Welt im Abendsonnenglanze zeigt, die Lichtseiten der griechisch-römischen Kultur stärker hervortreten, bei Grupp, der die Unvermeidlichkeit ihres Untergangs als Bedingung für das Werden einer neuen Welt zu zeigen hat, die Schattenseiten. Dem Werden dieser neuen christlich-germanischen Welt sind die letzten Kapitel des ersten und die meisten des zweiten Bandes gewidmet, während Friedländer das Christentum und die Germanen nur gelegentlich manchmal erwähnt und dem ersten nur eine einzige besondre Betrachtung gönnt, die jedoch auch nur fünf Seiten lang ist (I, 503 bis 508). Grupps Werk ersetzt ein Handbuch der christlichen Archäologie. Er ist Katholik, behandelt aber diese für den orthodoxen katholischen Glauben gefährliche Periode der kirchlichen Entwicklung mit gewissenhafter wissenschaftlicher Objektivität und freimütiger Unbefangenheit. Er gehört zu den Katholiken, die im festen Glauben an die Göttlichkeit ihrer Kirche die Klüfte, die sich da auftun, überspringen, ohne sie zu bemerken. Nicht das Christentum steht in Gefahr, in diesen Klüften zu versinken, ja nicht einmal der Katholizismus, der doch außer den spezifisch jesuitisch-ultramontanen noch andre Bestandteile hat, die ihn vom lutherischen und vom kalvinischen Glauben unterscheiden. Aber die orthodoxe Lehre von den Heilsmitteln und von der Hierarchie muß bei jedem, der sich nicht eines bombenfesten und dabei höchst naiven Glaubens erfreut, eine starke Erschütterung erleiden, wenn er den Zustand der Kirche der ersten drei Jahrhunderte betrachtet, den Grupp wahrheitsgetreu darstellt: die eucharistische Feier, die so himmelweit verschieden ist von der heutigen Messe, die verheirateten Gemeindeältesten, aus denen mit der Zeit Opferpriester geworden sind; wenn er dann das allmähliche Ein-

dringen jüdischer und heidnischer Anschauungen und Bräuche erwägt, das Grupp ebenfalls gewissenhaft verzeichnet, und das an sich keinen Vorwurf für die römische Kirche begründen würde, wenn es nicht später die Dogmatik beeinflußt hätte. Die Bigotten modernsten Stils werden Sätze wie die folgenden kaum mit der katholischen Dogmatik vereinbar finden: „Das Gebet ersetzte den Christen das Opfer und heißt bei einem der apostolischen Väter ausdrücklich ein Lobopfer der Lippen. Von Opfern, Priestern und Tempeln im Sinne der Heiden und der Juden wollten sie nichts wissen, nannten vielmehr jeden Gläubigen einen Priester, die ganze Gemeinde ein Priestervolk, jeden Leib einen Tempel des Geistes und jedes Gebet ein Opfer. Sie kannten keine Tempel, sondern nur Versammlungs-, Herren- oder Bethäuser." Das alles ist unbestreitbar, aber ein reformierter Christ würde bravo! dazu rufen.

Eine der gefährlichsten Klüfte, über die Grupp leichten Fußes hinweghüpft, ist die Einführung der Kindertaufe, deren Verteidigung gegen die Wiedertäufer auch den Reformatoren keine geringen Schwierigkeiten verursacht hat. Wer Augustins Konfessionen gelesen hat, der weiß, daß noch im vierten Jahrhundert die Katechumenen die Taufe aufzuschieben pflegten, weil sie nicht Lust hatten, auf ein Konkubinat oder auf irgendeinen andern von der Kirche verpönten Genuß oder Vorteil zu verzichten, und daß sogar fromme Eltern ihre Kinder von der Taufe zurückhielten, wenn sie ihnen die zur Erfüllung der Christenpflichten nötige sittliche Kraft noch nicht zutrauten; Grupp bringt noch viele andre Zeugnisse für diese Gepflogenheit bei. In ihr aber liegt doch, gleichviel wie man über die Bedeutung und die Wirkungen der Taufe gedacht haben mag, die Anerkennung, daß es die sittliche Beschaffenheit des Menschen und nicht eine Zeremonie oder ein sogenanntes Gnadenmittel ist, was sein Verhältnis zu Gott bestimmt, was ihn zum Christen macht, und was ihn vom Heiden unterscheidet: der bewußte Glaube also, selbstverständlich der in Liebe wirksame, machte selig. Indem man dann aber Kinder taufte und diesen durch die Taufe die Seligkeit zu sichern meinte, verwandelte man die Taufe in ein Zaubermittel, das ohne Rücksicht auf die Gemütsbeschaffenheit des Menschen diesen Gott wohlgefällig mache. Aus der damit als orthodox anerkannten Anschauung konnte und mußte sich bei der Gier der damaligen Menschen nach solchen Mitteln die kirchliche Heilsmittellehre entwickeln. Daß der nach dieser Lehre immer reicher ausgestaltete Heilsmittelapparat im ganzen mehr schadet als nützt, hat die Geschichte von anderthalb Jahrtausenden bewiesen. „Mit der Vermehrung der Gnadenmittel, mit der Vervielfältigung der Eucharistie, dem Aufkommen der Kindertaufe, mit der Zunahme der Priester und der Gotteshäuser wuchs nicht auch in gleichem Grade der christliche Geist," gesteht Grupp. Die vorhergehenden und die nachfolgenden Schilderungen beweisen, daß er überhaupt nicht wuchs, sondern statt seiner die Wildheit, Roheit und Zügellosigkeit. „Christen und Heiden lebten vermischt und unterschieden sich wenig voneinander." Die Frage, in welchem Grade und Umfange und ob überhaupt das Christentum die alte Welt sittlich erneuert habe, ist sehr schwer zu beantworten. Daß viele Christen Tugendheroen gewesen sind und sich namentlich durch geschlechtliche Enthaltsamkeit ausgezeichnet haben, was bei

den bekannten Zuständen jener Welt eine doppelt schwierige und doppelt auffällige Leistung war, kann nach dem Zeugnisse des Galenus, mit dem uns Harnack bekannt gemacht hat, nicht länger bezweifelt werden. (Jahrgang 1903 der Grenzboten Seite 80 des zweiten Bandes. Grupp führt es II, 86 an.) Das ist jedoch noch kein Zeugnis für die Göttlichkeit des Christentums oder gar des spezifisch-katholischen Christentums, denn heroische Tugendübung kommt auch bei Heiden, namentlich bei Buddhisten nicht selten vor, und die in Amerika und in England häufigen Revivals — jetzt eben wird das Erwecken und Bekehren in Wales sehr stark betrieben — erzeugen ebenso wie früher das Puritanertum zeitweilig bei nicht wenig Menschen große Sittenstrenge und tadellose Reinheit. Ähnlich verhält es sich — abgesehen von der noch unentschiednen Frage der Zahl der christlichen Märtyrer — mit dem Martyrium, das von Unzähligen für die verschiedensten mitunter nichts weniger als christlichen Ideen erduldet worden ist. Es gibt eben epidemische sittliche Paroxysmen, wie es lasterhafte gibt. Nur dadurch bekommt der damalige Paroxysmus, der seine Kraft aus der Erwartung der bevorstehenden Wiederkunft Christi schöpfte, eine alle ähnlichen Erscheinungen weit überragende Bedeutung, daß er den Anstoß zur Gründung und zur Ausgestaltung der christlichen Kirche, der größten, wichtigsten und wohltätigsten aller irdischen Einrichtungen, gegeben hat. Und darum braucht uns auch der Umstand, daß die konvulsive sittliche Kraftleistung vieler einzelner und ganzer kleiner Gemeinden keine durchgreifende sittliche Erneuerung der damaligen Welt bewirkt hat, an der Göttlichkeit des Christentums nicht irre zu machen. Das Christentum läßt die einzelnen Menschen, wie sie sind; zwischen den Individuen der Christenvölker und der edlern unter den Heidenvölkern besteht kein Unterschied. In beider Herzen sind höhere, gemeine und böse Triebe wirksam, und je nach Umständen bekommt die eine oder die andre dieser drei Arten von Trieben die Oberhand.

Aber eben die Umstände hat das Christentum bleibend geändert. Es hat sittliche Ideale aufgestellt, die von nationalen und von Zeitmoden unabhängig sind, es hat die Forderung, nach der Verwirklichung dieser Ideale zu streben, zu einer allgemein anerkannten Pflicht erhoben, sodaß grobe Verstöße gegen das Sittengesetz nirgends mehr dauernd durch Staatsgesetze für erlaubt oder gar geboten erklärt werden können, und es hat eine Menge nützlicher Einrichtungen geschaffen, die die Pflege und die Verwirklichung der Ideale fördern. Gerade hierin offenbart sich die Göttlichkeit des Christentums, daß seine volle und wahre Bedeutung von den ersten Generationen der Christen gar nicht geahnt, geschweige denn verstanden werden konnte, und daß sie, von Illusionen geleitet, in einer vermeintlich und in gewissem Sinne wirklich dem Untergange geweihten Welt Einrichtungen trafen, die der Kulturentwicklung entfernter Jahrhunderte zu dienen bestimmt waren. Durch solche allmähliche Enthüllung des göttlichen Ratschlusses erfüllt Christus seine Verheißung, daß nach seinem Hingange der Paraklet die Jüngerschaft in alle Wahrheit leiten soll, nicht durch die vermeintliche Verleihung der Gabe der Unfehlbarkeit an den Papst, die psychologisch undenkbar ist, durch das Zeugnis der Geschichte widerlegt wird, und die, wenn sie Wirklichkeit wäre, der Christenheit nichts nützen würde.

Nach der Meinung der ersten Christen war der Heiland gekommen, aus dieser bösen Welt, die er bei seiner binnen kurzem bevorstehenden Wiederkunft in den Höllenrachen zu schleudern beschlossen hatte, ein Häuflein Auserwählter zu erretten. Seine sich im Verlauf der Jahrtausende allmählich enthüllende Absicht aber ist gewesen, ein äußerliches Gerüst herzustellen — die von christlichen Grundsätzen beeinflußten Gesetze und Staatseinrichtungen gehören dazu —, das die Masse der Menschen zu einer der leiblichen und der seelischen Gesundheit förderlichen Lebensführung nötigt und sie dadurch allerdings auch für ein höheres jenseitiges Leben vorbereitet, indem dieser orthopädische Apparat die Entfaltung der guten und edeln Triebe begünstigt, die der bösen und schädlichen hemmt. Was die damalige Welt betrifft, so scheint die Besserung der Volkssitten in einigen Stücken von der Verschlechterung in andern aufgewogen worden zu sein. Nahmen gewisse Lieblingslaster der antiken Welt ab — vielleicht mehr unter dem Einflusse der germanischen Einwanderung als unter dem des Christentums —, so griff dafür das ekelhafte Eunuchenwesen um sich, wenigstens in der Osthälfte des Reiches. Ob die Ehesitten vom Christentum gebessert oder, wie neuere Ethnologen und Historiker behaupten, durch die Geringschätzung der Ehe und die Empfehlung der Virginität verschlechtert worden sind, wird sich schwer feststellen lassen, ebenso ob nicht die Besserung des Geschlechtslebens, die den Germanen zu danken war, von der Ansteckung aufgewogen worden ist, der sie selbst unterlagen. Anders gefärbt wurde die Schattenseite des Volkslebens von ihnen auf jeden Fall: die weichlichen Laster wurden von den rohen verdrängt. Auch der deutsche Durst machte sich bemerkbar. Die Zahl der Kneipen wuchs. „Trinken wir auf das Wohl des Kaisers — hieß es bei jeder Gelegenheit —, auf das Wohl des Heeres, auf die Gesundheit des Comes und seiner Söhne.“ Und die Gelehrten seufzten über den Trinkzwang, der ihnen an vornehmen Tafeln auferlegt wurde.

In Beziehung auf den Streit über das Verhältnis des Christentums zur Kultur urteilt Grupp: „Die Christen waren zwar weltfeindlich [ein Ausdruck, der einigermaßen erklärt werden müßte], aber ihrer Mehrzahl nach nicht kunst- und kulturfeindlich.“ Daß sie den bildenden Künsten nicht feind waren, wird durch die Katakombenbilder hinlänglich bewiesen. Grupp hat sein Werk mit vielen solchen wie überhaupt mit belehrenden Illustrationen geschmückt. Man erkennt aus jenen Bildern, daß die Christen der ersten Jahrhunderte keineswegs finstre Fanatiker gewesen sind, Marterszenen kommen nicht vor. Die meisten Darstellungen tragen ein freundliches Gepräge; anmutige Figuren, liebliche Szenen sind häufig; das Nackte wird nicht grundsätzlich ausgeschlossen. Besonders beliebt ist das Idyllische: daß Christus oft als guter Hirt erscheint, ist bekannt. Der christliche Dichter Prudentius (gestorben 410) nimmt sogar die Götterbilder als Kunstwerke in Schutz. „Waschet ab, schreibt er, die Marmorbilder, die von euern häßlichen Besprengungen besudelt sind, und lasset den Statuen ihre reine Schönheit. Großer Meister Werke sind sie. Ich will, daß sie als Kunsterzeugnisse eure Vaterstadt schmücken, nur soll in Zukunft kein schlechter Gebrauch mehr von ihnen gemacht werden.“ Dogmatisch, streng, majestätisch und Ehrfurcht, ja Schrecken einflößend werden die Darstellungen,

meist Mosaiken in Basiliken, erst in der byzantinischen Zeit. „Während die Heiden Götter und Helden mit einem Strahlenkranz umgaben, stellten die Christen ihre heiligen Personen schlicht und prunklos als Menschen dar und haben erst vom Schluß des dritten Jahrhunderts ab Christus und Maria mit einem Nimbus geehrt." Aber eines ist der christlichen Malerei von Anfang an eigentümlich gewesen: ihre Neigung zum Symbolismus. „Einen Gegenstand für sich als Selbstzweck rein objektiv wiederzugeben, schien einem Christen nutzlos; jedes Bild mußte etwas tieferes bedeuten; und diesem Grundsatze mußte sich auch die biblische Geschichte beugen," weil viele ihrer Personen und Begebenheiten an sich nicht sehr erbaulich und nur als Sinnbilder von etwas Höherm und Edlerm fähig schienen, in die religiöse Betrachtung und Darstellung aufgenommen zu werden. Daß einige christliche Einsiedler und Mönche die ersten gewesen sind, denen die Schönheit der Natur aufgegangen ist, hat Biese bemerkt und die das bezeugenden Aussprüche der Kirchenväter Basilius und Gregor von Nazianz gesammelt. Auch Grupp führt einige an und bemerkt dazu: „Mit frischem Blicke schaute der Christ in die Natur, mit Augen, die keine mythische Vorstellung trübte. Er sah keine Nymphen und Faune im Waldesweben, auf der grünen Au, keinen Poseidon, keine Sirenen im Meereswogen, keine Berggeister und Windgötter, obwohl er sich noch nicht ganz losmachte von der Vorstellung, daß gute und böse Geister die Naturerscheinungen hervorbringen. Aber im allgemeinen lag doch die Natur viel klarer vor seinem Auge, denn sie ging nach seinem Glauben aus der Hand des einen Gottes hervor, und dessen Weisheit und Reinheit spiegelte sich darin. In Predigten über das Sechstagewerk schilderte Basilius die Schönheit der Schöpfung, die Zweckmäßigkeit des Nestbaues der Vögel, die Kunstfertigkeit der Bienen, die Sorge der Störche für ihre Jungen. Aber höher noch erhob sich die Betrachtung in der symbolischen Deutung der Natur. In jedem Tier, in jeder Pflanze glaubte man die Handschrift Gottes zu sehen, eine Lehre, eine Idee zu entdecken."

Außer Biese haben in neuerer Zeit besonders Volkswirtschaftslehrer und Sozialpolitiker die Kirchenväter befragt. In der Tat liefern sie eine so reiche Ausbeute, daß ohne ihre Benutzung weder die politische noch die Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit geschrieben werden könnte. Aus der Schilderung, die Cyprian von den Leiden der unter Valerian in die numidischen Bergwerke geschickten Christen entwirft, können wir entnehmen, was Bergarbeiter, die alle entweder Sklaven oder Verurteilte waren, zu leiden hatten. „Die Füße stecken in Fesseln, die nicht mehr der Schmied, sondern Gott allein abnehmen wird. Dem Körper fehlt eine Lagerstatt, jede Pflege; er muß auf dem nackten Boden liegen. Die Verurteilten bekommen kein Wasser, den dicken Schmutz abzuwaschen, mit dem sie ihre Arbeit bedeckt; Brot wird kärglich gereicht; ihre Kleidung gewährt keinen Schutz vor der Kälte. Der Kopf ist halb geschoren, und was von Haaren bleibt, das starrt von Schmutz." Viele Maßregeln und Gesetze der spätern Zeit hatten die Ausrottung oder wenigstens die Einschränkung der Landstreicherei und des Bettelns zum Zweck; häufig wurden aus den großen Städten die Arbeitslosen ausgewiesen. Eine

solche Ausweisung veranlaßte den Chrysostomus zu einer Strafpredigt, die unsre heutige Großstadtfrage in mehr als einem Punkte berührt, und die, wenn sie heute von einem Geistlichen gehalten würde, bei den verschiedensten Parteien entrüstete Proteste hervorrufen würde. „Was hat man für einen Vorwand, den Bittenden die Hilfe zu versagen? Es sind Flüchtlinge, sagt man, fremde verlaufne Menschen und Taugenichtse, die ihre Heimat verlassen haben und in unsrer Stadt zusammenströmen. Deswegen also ist man unwillig? Man gönnt der Hauptstadt den Vorzug nicht, der ihre Ehrenkrone ist, daß in ihr alles Volk einen gemeinsamen Zufluchtshafen zu besitzen glaubt, und daß alle diese Stadt der eignen Heimat vorziehn? Darüber solltet ihr vielmehr jubeln und euch freuen, daß sie in eure Arme eilen wie zu einer gemeinsamen Versorgungsstätte und in unsrer Stadt die Nährmutter des ganzen Volks erblicken. Macht doch, ich bitte euch, diesen Ruhm der Stadt nicht zunichte, und vermindert nicht das Lob, dessen sie sich von den Vätern her erfreut hat.“ Der sonst sehr verständige Chrysostomus erweist sich hier als ein herzlich schlechter Nationalökonom, indem er die Großstadt für eine Nährmutter hält, dem Gehirn die Funktion der Gliedmaßen und des Ernährungssystems zuteilt. Freilich hat Konstantinopel wie Rom zuzeiten Unmassen von Schmarotzern ernähren können, aber nur dadurch, daß es die Provinzen ausraubte, die Ernährungsorgane des Volkskörpers schwächte und vernichtete. Diese falsche Politik, die Chrysostomus lobt, ist bekanntlich eine der Ursachen des Untergangs des römischen Reichs. In der Beantwortung der Frage nach diesen Ursachen bleibt Grupp so ziemlich im hergebrachten Geleise, indem er das Hauptgewicht auf die Unsittlichkeit legt. Er würde jedoch seinen Lesern einen Dienst erwiesen haben, wenn er die Ansicht Otto Seecks skizziert hätte, wie wir es im 5. Heft des Jahrgangs 1896 der Grenzboten getan haben (vgl. auch das 30. Heft, 1903); sie scheint uns von allen Antworten auf die berühmte Frage die am meisten befriedigende zu sein.

Um von dem vielen interessanten und auch für unsre Zeit beherzigenswerten, was das Werk enthält, nur noch eins zu erwähnen: Grupp stellt auch dar, wie die Germanen die vormals unvergleichliche Disziplin des römischen Heeres untergraben haben. Bismarck hat einmal, wir wissen nicht mehr bei welcher Gelegenheit, die Ansicht ausgesprochen: in Ostelbien seien die Germanen durch die Blutmischung mit Slawen disziplinierbar geworden, und nur diese Änderung des Rassencharakters habe den preußischen Staat und seine Leistungen ermöglicht. Hier und da stößt man auf ein Paradoxon, zum Beispiel auf Seite 298 des zweiten Bandes. Es ist davon die Rede, daß Konstantin von der Duldung zu der Begünstigung der Christen fortschritt. Bei der Duldung habe der Staat nicht stehn bleiben können. „Er kann es sogar heute nicht, denn entweder muß er eine Religion begünstigen oder alle Religionen verfolgen.“ Die Vereinigten Staaten Nordamerikas beweisen das Gegenteil. Eine Bemerkung auf Seite 441 des zweiten Bandes müßte weiter ausgeführt werden, wenn sie überzeugend wirken sollte. „Die Neigung der Städte für die neue Lehre und das Festhalten des Adels und der Bauernschaft am alten Heidentum vergleicht man wohl mit der ähnlichen Erscheinung in der heutigen

Zeit und folgert daraus, was man übrigens meist schon voraussetzt, daß der Katholizismus eine absterbende Religion sei. Mag einen oberflächlichen Beobachter auch der Vergleich bestechen, so entdeckt der tiefer forschende doch einen gewaltigen Unterschied. Damals waren es nicht die Leute von Besitz und Bildung, nicht die aufsteigenden und die herrschenden Stände, die der Neuerung zufielen, wie heute, sondern die Armen und die Bedrückten unter den Städtern." Gerade so wie heute, werden die Sozialdemokraten sagen. Die Bildungsaristokratie hat freilich das Ei des neuen Glaubens gelegt, aber wir, die Sozialdemokraten, haben es ausgebrütet und ziehn das Kücken groß; uns also gehört die Zukunft; der „Bildungsphilister" ist ja längst ein arger Reaktionär geworden. Also der behauptete Unterschied zwischen damals und jetzt muß genauer erklärt werden, wenn man ihn verstehn soll. Als Probe von Grupps Darstellungsweise mag seine gute Charakteristik der orientalischen Kirche dienen.

Die Neigung zu überschwenglicher Spekulation, die Vorliebe für den weltabgewandten Spiritualismus und die überideale Stimmung des Morgenlandes, die sich gern von monophysitischen Irrungen hinreißen ließ, barg eine große Gefahr. Die Denker überließen die Welt sich selbst, verschlossen sich gegen die sie fremd anmutenden Anregungen des germanischen Westens und versteiften sich immer mehr in ihr einseitiges Wesen. Wenn der Orient verknöcherte, war nicht etwa Bildungsmangel schuld; dem Orient fehlten weder die Mittel noch die Liebe zur Bildung; stand er doch dem Judentum wie der antiken Welt viel näher als die Germanen und empfing von beiden fortgesetzt die kräftigsten Einwirkungen. Nicht nur entfaltete sich das ernste Denken in zahlreichen Systemen, sondern auch das Fühlen und Empfinden ergoß sich in zahllosen Dichtungen.

Die orientalische Kirche war auch viel freisinniger, viel rationalistischer als die abendländische; sie entspricht mehr dem Ideale der modernen protestantischen Theologie [mit deren Vertretern die griechischen Studierenden heute lebhaft verkehren]. So teilte sie nicht den ein wenig [bloß ein wenig?] übertriebnen Dämonenglauben des Westens, kannte keinen Stand der Exorzisten, wie die römische Kirche, und verfiel nicht dem Hexenwahn. Während sich die abendländische Phantasie gern den Gegensatz von guten und bösen Geistern ausmalte und ihn in dramatischen Aufzügen darstellte, drängte im Osten der Gegensatz von Geist und Fleisch den Kampf der Geister [sind mit den Geistern die Dämonen gemeint oder die disputierenden Theologen?] in den Hintergrund, wie am besten die Erlösungslehre lehrt. Weniger als im Westen durchdrang die Kampfstimmung das Gemüt [für die Theologen und ihre Synoden, unter denen die Räubersynode von 449 die berüchtigtste ist, gilt das sicherlich nicht], und damit hing auch der Mangel juristischer Formen zusammen. [Dessen eigentliche Ursache war doch wohl, daß der unmittelbare Einfluß des römischen Juristengeistes fehlte.] Die griechische Kirche kannte keine Bußredemtionen und Kompositionen, sie ermäßigte früh die Kirchenbußen, machte den Zölibat nicht zur Pflicht für alle Priester, ließ weltliche Krankenpfleger zu und verbot nicht ganz allgemein das Zinsnehmen. Das strenge Strafverfahren des Abendlandes, Inquisition und Folter blieben dem Osten fast ganz fremd. In der Liturgie hielt die orientalische Kirche an den alten Formen, an den alten ausführlichen Texten fest und kürzte viel weniger als die römische; sie gestattete nicht mehrere Altäre in einer Kirche und beugte damit einer ungebührlichen Vermehrung der Weltpriester vor. Andrerseits war sie weniger zentralistisch und absolutistisch: sie duldete verschiedne Liturgien, verschiedne Kirchensprachen, ließ den verschiednen Sprengeln ihre Unabhängigkeit, sodaß man eigentlich von orientalischen Kirchen, nicht von der griechischen Kirche reden müßte. Den bekehrten Völkern gestattete sie den Gebrauch ihrer Sprache

beim Gottesdienst, so den Kopten, den Goten, den Vandalen, den Slawen, den Türken und unterschied nicht zwischen Predigtsprache und liturgischer Sprache. So ließ schon Chrysostomus in Konstantinopel einen gotischen Bischof in seiner Sprache Liturgie halten und predigen und bestieg zum Schluß selbst die Kanzel und pries die Macht des Evangeliums, das in allen Sprachen verkündet werde. Wenn sich Rom den Slawen gegenüber nachgiebiger zeigte als den Germanen gegenüber, so war das der Rücksicht auf Ostrom zu verdanken. Allerdings bedeutete die Nachgiebigkeit der Griechen Schwäche, während die abendländische Zusammenfassung Kraft bewies und Macht und Einfluß brachte.

Das Gemeinsame, Verbindende war in der griechischen Kirche ihre ruhmvolle Vergangenheit, die Pflege ihrer Tradition. Aber diese Vergangenheit drückte allzusehr; sie fesselte und lähmte mehr, als sie belebte und anregte, und so ist in der Kirche wie im Staate alles verknöchert. Unter dem Einflusse des orientalischen Geistes pflegte die griechische Kirche mit einer an das Judentum gemahnenden Ängstlichkeit Formen und Zeremonien. Die Zeremonien aber wie Kniebeugungen und Bekreuzungen, die Reliquien und die Bilder erstickten den Geist der Religion, und heute geht das orientalische Religionswesen in lauter Äußerlichkeiten auf, während im Abendlande immer wieder religiöse Bewegungen — auch die häretischen leisteten diesen Dienst [gerade diese eigentlich allein] — zum Abstreifen von Formen, die leere Hülsen geworden waren, und zur Verinnerlichung nötigten. Die Kraft und Tiefe einer Religion hängt viel weniger vom Bildungsgrade ihrer Bekenner ab als von deren Charakter und Willensstärke, von der werktätigen Liebe, vom Opfersinn, vom Sinn für Ordnung und Einheit.

Wer römische Kulturgeschichte nur zur Vervollständigung seiner allgemeinen Bildung studieren will, dem ist statt des schwer zu bewältigenden Friedländer unbedingt der kürzere und dabei vollständigere Grupp anzuraten. Wer wissenschaftliche oder literarische Zwecke verfolgt, der kann zwar neben den Quellen und den maßgebenden Geschichtswerken Friedländer nicht entbehren, aber er wird daneben auch Grupp mit Nutzen gebrauchen. Bietet dieser ihm, abgesehen von manchen Spezialitäten der christlichen Altertumswissenschaft, stofflich nicht gar viel neues, so enthüllt er ihm dafür neue Ansichten des vertrauten Gegenstandes und regt ihn dadurch auf mannigfaltige Weise an.

Historisch-dramatisches Figurenkabinett

2

Maria Stuart, Königin Elisabeth. Daß sich unserm Schiller das tragische Ende der Königin von Schottland unter vielen andern geschichtlichen Begebenheiten als Gegenstand eines Trauerspiels besonders empfohlen haben muß, liegt bei dem richtigen Blick und dem feinen Gefühl, die ihn bei solchen Wahlen leiteten, nahe genug. Daß er aber aus dem zu Gebote stehenden reichen geschichtlichen Material ein Kunstwerk ersten Ranges zu schaffen imstande war, verdanken wir neben dieser glücklich getroffnen Wahl der erstaunlichen Vielseitigkeit seiner Begabung, die in ein und demselben Gehirn die Fähigkeiten des Geschichtsforschers, des Philosophen und des frei erfindenden Dramatikers vereinigte.

Die beiden Königinnen, Shrewsbury, Burghley, Leiceſter, Paulet ſtimmen nicht bloß in den Hauptzügen, ſondern oft auch in Nebendingen mit dem überein, was über ſie aus Dokumenten, Memoiren und Briefen bekannt iſt. Die wegen der herrſchenden Verlogenheit der damaligen Staatsmänner und Hofleute ſchwer erkennbaren Beziehungen der hauptſächlich in Frage kommenden ſechs Regierungen, Spaniens, der Kurie, Englands, Frankreichs, der Niederlande und Schottlands ſcheinen richtig gekennzeichnet: was die Vorfechter der miteinander auf Leben und Tod kämpfenden Glaubensbekenntniſſe im Namen des Heilands, unter dem Vorwand unerläßlicher Gleichförmigkeit und Kirchenzucht für Tyranneien ausübten, und was ſie für haarſträubende Grauſamkeiten begingen, iſt angedeutet: das in ziemlich banalen Ergötzlichkeiten ſchwelgende Hofleben in Greenwich, Windſor und Weſtminſter und die puritaniſchen Schikanen, denen die Königin von Schottland in Fotheringay ausgeſetzt war, ſind wahrheitsgetreu beſchrieben. Und derſelbe große Geiſt, der ſich mit der Geſchichte und den Zeichen der damaligen Zeit ſo vertraut erweiſt, geht da, wo es ſich um den Aufbau ſeines Dramas und die für deſſen künſtleriſche Wirkung nötigen Erdichtungen handelt, mit dem vorhandnen geſchichtlichen Material ſo frei und willkürlich um, daß er uns Leiceſter als heimlichen Verehrer der Maria vorführt und eine nie ſtattgefundne, weil unter den Umſtänden unmögliche Begegnung der beiden Königinnen zum Höhe- und Wendepunkt ſeines Dramas macht. Auf dem Theater, wenn irgendwo, heiligt der Zweck das Mittel, aber nur der Künſtler, der ſich wie Schiller über die Bedingungen eines großen dramatiſchen Effekts völlig klar iſt, hat den Mut, daß er hie und da eine allgemein bekannte geſchichtliche Tatſache nicht zu kennen vorgibt und an ihre Stelle das ſetzt, was er für ſeinen Zweck braucht.

Warum einzelne erfahrne Kritiker den Wert der Schillerſchen Maria Stuart unterſchätzen und von einem namentlich von Backfiſchen und andern jungen Perſonen gewürdigten Trauerſpiele ſprechen, iſt nicht recht verſtändlich. Vielleicht iſt ihnen die etwas rührſelige Szene, in der die Königin von den Mitgliedern ihres Haushalts Abſchied nimmt, zuwider; vielleicht mißfällt ihnen die ihrem beſſern Wiſſen widerſprechende Leiceſterſche Epiſode; vielleicht iſt der durch den Widerſtreit von Völkerrecht und nationaler Politik herbeigeführte Konflikt, der Schillers Maria Stuart einen Ehrenplatz unter den hiſtoriſchen Trauerſpielen ſichert, für ihr Gefühl nicht anregend. Irgendein Mißverſtändnis ſcheint dieſer Anſchauung zugrunde zu liegen, denn je öfter und je eingehender man ſich mit dem Schillerſchen Stücke beſchäftigt, um ſo mehr kommt man zu der Überzeugung, daß man es mit einem Kunſtwerk erſten Ranges zu tun hat.

Die vom Dichter frei hinzuerfundne Liebesgeſchichte mag dem Geſchmacke des Einzelnen mehr oder weniger zuſagen, das eine ſteht feſt, daß die weitaus größte Zahl der Theaterbeſucher, für die geſpielt wird, ein Schauſpiel ohne Liebesintrigue ebenſo ſchal findet wie ein Feſteſſen ohne Wein; ebenſowenig wie wir aber glücklicherweiſe zu einem ſolchen Grade puritaniſcher Verödung gekommen ſind, daß der normale Teilnehmer an einem Feſteſſen den unter uns lebenden Blaukreuzern zuliebe mit Limonade vorlieb zu nehmen genötigt wäre, ebenſowenig iſt es geraten, daß der Dichter der hiſtoriſchen Wahrheit zuliebe

sein Drama zur reinen Staatsaktion machen sollte. Daß Leicester ein elender und feiger Liebhaber ist, steht auf einem andern Blatte; und doch muß man, wenn man Marias Abschied von ihm und seinen Monolog hört oder liest, zugeben, daß der Dichter, der Schiller das gleichtut, noch geboren werden soll.

Die Schwierigkeit, ein wahrheitsgetreues Bild der Königin Elisabeth zu geben, ist vielfach gefühlt und anerkannt worden. Während ihre schwachen Seiten und unliebenswürdigen Eigenschaften hinreichen würden, die schlimmsten Mißerfolge zu erklären, kann man sich, da es sich bei ihr um Erklärung nicht von Mißerfolgen, sondern von fast beispiellosen Erfolgen handelt, mit dem auf den ersten Blick gewonnenen wenig erfreulichen Eindruck nicht begnügen und muß die Sache von allen Seiten ansehen, um sich, soweit möglich, darüber klar zu werden, ob Elisabeth ihre Erfolge nächst dem Glück nur Burghleys und Walsinghams Staatsklugheit und nicht vielmehr auch dem eignen Verdienst verdankte. Für großmütig, edelherzig, wahrheitsliebend werden sie wohl auch ihre treuesten Verehrer nicht gehalten haben; aber wenn ein weder durch Ideale noch durch die weltläufigen Tugendvorstellungen beeinflußter Blick und eine ohne jede Rücksicht auf das Urteil der Welt nur den Nutzen des Staats im Auge habende Klugheit namentlich in schwierigen Zeiten unschätzbare Eigenschaften des mit der Führung des Staatsruders betrauten sind, so war sie nicht bloß eine glückliche, sondern auch eine große Regentin. Einen Ludwig den Dreizehnten würden Burghley und Walsingham um die Wette in die Tasche gesteckt haben. Sie dagegen machte sich mit jedem Regierungsjahre mehr und mehr von jedem Einfluß frei. Sie war geizig und wie eine Elster auf Edelsteine erpicht: sie hatte durch ihre Wuchererkniffe die Kronjuwelen dreier der ersten Fürstenfamilien Europas, der Burgunder, der Stuarts und der Braganzas, schließlich sogar die Diamantringe Heinrichs von Navarra an sich gebracht, und wieviel sie davon je wieder herausgegeben hat, ist nicht bekannt. Sie liebte byzantinische Pracht und asiatischen Pomp. Wenn das, was uns erzählt wird, wahr ist, waren bei ihrem Tode in ihren Garderobeständen mehrere Tausend Kleider gefunden worden. Aber sie hatte es verstanden, ihren Reichtum, ihre Schätze, ihre Pracht zu Pfeilern ihrer Macht und ihres Ansehens zu machen. Sie kannte die Welt. Sie wußte, daß auch Königinnen das ihnen von der Vorsehung bescherte Stück Kuchen nicht verzehren und dabei zu gleicher Zeit auch aufheben können. Sie hielt es für klüger, bei andern von Zeit zu Zeit ein Stück abzubeißen und ihr Stück bis an ihr Ende aufzuheben. Am liebsten hätte sie es mitgenommen, aber da es in dieser Beziehung auch für gekrönte Häupter kein Privileg gibt, so hat sie es dalassen müssen, und es war eine Ironie des Schicksals, daß Jakob von Schottland, ein ebenso hungriger wie genußsüchtiger Erbe, mit Buckinghams Hilfe so rasch damit fertig wurde. Aber das sorgfältig im Speisegewölbe aufgehobne Stück Kuchen hatte, als sie starb, die erwünschte Wirkung getan: es hatte sie zur allgemein umworbnen Besitz- und Erbtante gemacht, und wer zu beobachten Gelegenheit hat, wie innig die Anläufe sind, zu denen der Hinblick auf eine vorhandne besitzkräftige Erbtante ganze Sippen zu begeistern vermag, kann sich leicht einen Begriff von der Leidenschaftlichkeit des Ankratzes machen, dem

ſtand zu halten auch die ſechzig- und ſiebzigjährige Frau nie müde wurde. Ihre Eitelkeit war ſo ungeheuerlich, daß ſie Schmeicheleien von walfiſchartigem Umfange, die uns wie ſchlechte Witze vorkommen, mit derſelben Leichtigkeit ſchluckte wie die Fiſchotter das erſte beſte halbwüchſige Fiſchlein. Am meiſten trauten ihr in dieſer Beziehung die franzöſiſchen Botſchafter und Geſandten zu, und der 1574 zum Moſſon und Herzog von Anjou avancierte Franz von Alençon, ihr geliebter Froſch, war der einzige, der die Biſſen groß genug für ihren Appetit zu ſchneiden den Mut hatte. Das klingt ja alles ganz gemütlich, aber dieſelbe Queen Beß, für die kein Engländer zu gering war, daß ſie nicht nach deſſen beifälligem Jauchzen ihren Angelhaken hätte auswerfen ſollen, war, wo ſie dachte, daß es darauf ankäme, oder wo ihre Hauptleidenſchaft, der Geiz, ſie in den Krallen hielt, das herz- und gefühlloſeſte Weſen, eine eiſerne Jungfrau, der weder Ehrgefühl noch Mitleid, geſchweige denn Bewunderung und Liebe eine Begnadigung, eine Strafmilderung oder gar eines ihrer geliebten Goldſtücke hätte abgewinnen können. Der Froſch iſt in der Tat der einzige geweſen, der es, Gott weiß durch welche Kunſtgriffe, fertig gebracht hat, ſie um Hunderttauſende von Kronen zu erleichtern. Wie herz- und gefühllos ſie war, beweiſt, abgeſehen von der Gewohnheit, ſich zur Gewinnung von Geſtändniſſen der grauſamſten Folterwerkzeuge zu bedienen, die geradezu unbegreifliche Verblendung, mit der ſie aus reinem Geiz ihre Truppen in den Niederlanden monatelang ohne Sold und bei der Ankunft der Armada die engliſchen Schiffsmannſchaften ohne Munition und Verpflegung ließ. Tauſende von Soldaten und Seeleuten ſind auf dieſe Weiſe ihrem Geizteufel zum Opfer gefallen, und man kann wohl ſagen, daß die Regierung keines andern Fürſten eines ziviliſierten Staats einen ähnlichen Schandfleck aufweiſt. Es iſt, man möchte glauben mit Recht, vermutet worden, daß ihre faſt unvernünftig erſcheinende Furcht vor Ausgaben für Kriegszwecke zum Teil wenigſtens auf einer durchaus verſtändigen Erwägung beruhte, der nämlich, daß ſie, um ihre königliche Machtvollkommenheit dem Hauſe der Gemeinen gegenüber zu wahren, dieſem möglichſt ſelten mit Geſuchen um Steuerbewilligungen beſchwerlich zu werden beſtrebt war. Wie richtig ſie in dieſer Beziehung urteilte, haben die zwiſchen ihren beiden Nachfolgern und dem Parlament über Steuerbewilligungen ausgebrochnen Konflikte ſattſam bewieſen.

Der Konflikt, in den wir Eliſabeth in dem Schillerſchen Trauerſpiel gebracht ſehen, war ganz andrer Art. Wir können ihn uns klar machen, ohne auf eine Menge von andern Fragen einzugehn, die damit nur äußerlich zuſammenhängen und für deſſen prinzipielle Entſcheidung nicht von Einfluß ſind. So können wir uns namentlich, ſei es daß wir auf proteſtantiſchem, anglikaniſchem, kalviniſtiſch-puritaniſchem oder römiſch-katholiſchem Standpunkte ſtehn, jeden Urteils über die dogmatiſche und politiſche Vorberechtigung eines oder des andern dieſer Glaubensbekenntniſſe enthalten; wir können die Frage der ehelichen oder nichtehelichen Geburt der Eliſabeth und der beſſern oder geringern Erbanſprüche Maria Stuarts auf den engliſchen Thron dahingeſtellt ſein laſſen; wir können ſogar der von Schiller mit großem dramatiſchem Geſchick vor das wohlwollende Forum der Hanna Kennedy gezognen Frage über Mariens Anteil

an der Ermordung ihres Gatten Lord Darnley ausweichen. Denn der Konflikt, den uns Schiller vorführt, gehört vor den Richterstuhl des Völkerrechts. Englische Staatsmänner und Geschichtsforscher haben sich auf diesen Standpunkt nicht stellen können, weil es für sie überhaupt kein Völkerrecht gibt. Der Nutzen des englischen Staats, die englischen Gesetze und Rechtsgewohnheiten sind für sie allein maßgebend, und soweit das Ausland in Frage kommt, gibt es für den Engländer keine Rechts-, sondern nur Machtfragen. Früher oder später — wir jetzt Lebenden werden diese Genugtuung kaum haben — könnte freilich der Augenblick kommen, wo die Engländer mit schwerem Herzen das bisher versäumte Kolleg über diese Disziplin werden nachholen müssen; bis dahin kann aber der egoistische Grundsatz, daß der englische Staat zu Wasser und zu Lande, namentlich aber zu Wasser tun und lassen kann, was er will, wenn er nur mächtig genug ist, seinen Willen durchzusetzen, allerhand Vergewaltigungen veranlassen, gegen die das Haager Schiedsgericht machtlos ist.

Nach dem Völkerrecht, das allein zwischen zwei Souveränen entscheiden kann, stand der Königin von England über die Königin von Schottland keinerlei Gerichtsbarkeit zu; was sie ihr angetan hat, indem sie ihr während neunzehn Jahren die Freiheit und schließlich das Leben nahm, war eine Reihe von Vergewaltigungen, bei denen leider von Elisabeths und ihrer Berater Seite ein gutes Teil Lüge, Scheinheiligkeit, Schikane und Cant mit untergelaufen sind, über deren Eigenschaft als Zuwiderhandlungen gegen die Satzungen des Völkerrechts aber nicht der leiseste Zweifel bestehn kann. Wäre Maria, als sie am 16. Mai 1568 in einem Fischerboot über den Solwaybusen setzte und an der Küste von Cumberland landete, nach England als Feindin und nicht als Hilfe suchende Verwandte gekommen, so hätte Elisabeth, ohne das Völkerrecht zu verletzen, mit ihr machen können, was sie gewollt hätte; nur das eine hätte sie auch dann nicht tun können, sie hätte sie nicht, als wenn sie eine englische Untertanin gewesen wäre, vor ein englisches Gericht stellen können, sondern sie hätte standrechtlich mit ihr fertig werden müssen. Aber wie gesagt, Maria kam nicht als Feindin, sie kam als Hilfesuchende, und zwar nicht auf gut Glück, sondern im Vertrauen auf die ausdrücklichen Zusicherungen, die ihr „ihre gute Schwester" gegeben hatte. Was Maria während ihrer neunzehnjährigen Gefangenhaltung getan hat, um frei zu werden, war berechtigte Abwehr unberechtigten Zwangs. Hiervon — die Verteidiger Elisabeths mögen es drehn, wie sie wollen — beißt die Maus keinen Faden ab. Wir können uns also, ohne in falsche Sentimentalität zu verfallen, mit ganzem Herzen auf Marias Seite stellen. Ihre Rolle freilich hatte sie, als sie den Fuß auf englischen Boden setzte, sowohl in Frankreich wie in Schottland ausgespielt. Ganz gewiß nicht ohne ihre Schuld in Frankreich sowohl wie in Schottland. Es hatten ihr von der ersten Stunde an die Klugheit, die Vorsicht, die Verstellungskunst, das Auge für die Gefahr gefehlt, durch die Elisabeth ihr hart bedrohtes junges Leben gerettet hatte und mit Cecils und Walsinghams Hilfe den zahllosen Gefahren entgangen war, von denen sie und das von ihr beherrschte Reich auf allen Seiten bedroht wurden. Hätte es Maria Stuart verstanden, die schwierige Stellung, in die sie in Frankreich mitten in den

Intriguen der Königin-Mutter, der Guisen und der Evangelischen gekommen war, zu ihrem Nutzen klug auszubeuten, wie dies Elisabeth ohne Zweifel getan haben würde, so würde sie bei dem Tode ihres sechzehnjährigen Gatten, Franz des Zweiten, an der einen oder der andern Partei eine zuverlässige Stütze gehabt haben, während sie so bei dem wenig tatkräftigen Anteil, den die Guisen an ihrem Lose nahmen, in die furchtbare Notwendigkeit versetzt war, sich, in dem zartesten Alter und schlecht geschult, einer Aufgabe zu unterziehn, der sie, trotz ihrer reichen geistigen Begabung, namentlich wegen der ihr als Königin fehlenden Charaktereigenschaften schlechterdings nicht gewachsen war: der gewaltsamen Unterwerfung des sich dem königlichen Zepter in rohester Willkür widersetzenden schottischen Adels. Ich vermute, daß Fürst Labanoff, der sich in der ritterlichsten Weise der Ehrenrettung Marias, soweit eine solche möglich war, angenommen hat, dessen Schriften mir aber nur teilweise bekannt sind, die unverantwortliche Gewissenlosigkeit gebrandmarkt haben wird, mit der die Guisen eine noch nicht neunzehnjährige junge Frau, deren Leichtsinn und Unbestand sie kannten, leichten Herzens an eine Aufgabe stellten, der nur ein Alba gewachsen gewesen wäre. Für den tragischen Verlauf und für das blutige Ende, die das Leben einer schon als Wochenkind auf den Thron von Schottland gekommnen, von der Natur mit reichen Gaben des Herzens und des Verstandes ausgestatteten Prinzessin nahm, sind zwar mit Recht in erster Reihe Elisabeth und ihre Berater verantwortlich gemacht worden, aber es wäre ungerecht, wenn man nicht daran erinnern wollte, welcher furchtbare Anteil an dieser Blutschuld dem schottischen Adel, den Guisen, der Königin-Mutter von Frankreich, Philipp dem Zweiten von Spanien und nicht am wenigsten der kindisch unbeholfnen Politik der Kurie zufällt.

Als Maria an der Küste von Cumberland landete, hatten sich beide Königinnen, die englische und die schottische, an dem ihnen von der Vorsehung gegebnen Pensum versucht, und Elisabeth hatte ihre Fähigkeit, Maria ihre Unfähigkeit, damit fertig zu werden, an den Tag gelegt. Das war freilich für die eine der beiden „guten Schwestern“ noch kein Grund, über die andre herzufallen, aber für einen Mann wie Cecil, der nur den Nutzen im Auge hatte, war die Gelegenheit sehr verführerisch, und man tut wohl auch Elisabeth kaum Unrecht, wenn man annimmt, daß ihre durch die Schönheit, den Liebreiz und die Ansprüche der Maria geweckte Eifersucht in keinen recht ernsten Konflikt kam mit Gefühlen, wie sie in der Brust einer wirklich vornehmen Frau für das Schicksal einer von unbotmäßigen Vasallen vertriebnen Herrscherin hätten rege werden müssen. Statt auf ihr Herz zu hören, das leider schwieg — manche behaupten sogar, daß überhaupt keins da war —, ließ sie sich von Cecil leiten, und der erste Schritt, den sie tat, konnte nur durch eine scheinheilige Lüge gerechtfertigt werden: sie gab vor, es ihrer jungfräulichen Ehre schuldig zu sein, daß sie Maria erst bei sich sähe, wenn diese sich zuvor von dem auf ihr ruhenden Verdacht eines mehr oder minder ruchlosen Anteils an der Ermordung ihres Gatten gereinigt hätte. Damit war das Verhältnis der beiden Königinnen in die Bahn geleitet, die Cecil für die rechte hielt, und auf der er nach neunzehn Jahren sein Ziel, die Beseitigung Marias, erreichte.

Was Elisabeth fürchtete und mit Recht fürchtete, war das Urteil der Mit- und der Nachwelt: sie war von ihrer Schwester verschont worden und fühlte deshalb, daß die europäischen Souveräne, die die Augen auf ihre Handlungen gerichtet hielten, von ihr erwarteten, sie werde nun auch ihrerseits in der Person Marias eine erbberechtigte Prätendentin und Verwandte schonen. Elisabeth hätte keine Tudor sein dürfen, wenn sie, ohne ihren Nutzen dabei zu finden, eine solche Schonung hätte üben sollen. Daß ein geistreicher, mit allen in Betracht kommenden Quellen vertrauter Geschichtsforscher wie J. A. Froude von dem aufrichtigen Mitleid Elisabeths für Maria, ihrem aufrichtigen Wohlwollen für sie und dem aufrichtigen Wunsch, sie auf den rechten Weg zu führen, sprechen kann, wäre doppelt unbegreiflich, wenn es ihm möglich gewesen wäre, sich zu der überaus einfachen und einzig richtigen Ansicht aufzuschwingen, daß Elisabeth, wie die Sachen lagen, und wenn sie ehrlich handeln wollte, nur die Wahl zwischen zweierlei hatte: Maria als geehrten Gast an ihrem Hofe aufzunehmen, wie dies später Ludwig der Vierzehnte für den Sohn Karls des Ersten tat, oder ihr aus politischen Gründen ein sofortiges Verlassen des Landes zur Pflicht zu machen. Der König von Frankreich hätte, trotz den Intriguen seiner Mutter, der Witwe seines Vorgängers eine Freistatt nicht verweigern können.

Um sich für die an zweiter Stelle genannte dieser beiden Möglichkeiten entscheiden zu können, hätte Elisabeth freilich keine Aufnahme verheißenden Briefe schreiben dürfen, aber mit solchen Versicherungen nahm sie es, wie Froude selbst ehrlich zugibt, so leicht, daß man glauben muß, die Heiligkeit des gegebnen Worts sei ihr in der Tat unbekannt gewesen.

Es kommt sonach nur noch auf die politischen Gründe an, durch die sie und Cecil zu einem dem Völkerrecht schnurstracks zuwiderlaufenden Verfahren veranlaßt wurden, und da auf diesem Gebiete der Erfolg die beste Rechtfertigung ist, so muß man anerkennen, daß in Anbetracht der gesamten politischen Lage die Sache sehr geschickt eingefädelt worden war. Obwohl Maria von ihrer Unfähigkeit, schwierige Lagen zu bewältigen, hinreichende Beweise gegeben hatte, war sie doch keine ungefährliche Nebenbuhlerin. Wenn man — was die katholischen Mächte übereinstimmend taten — die Ehe Heinrichs des Achten mit Anna von Boleyn als nichtig ansah, so war Maria Stuart, nach dem Tode von Elisabeths Halbschwester, als Enkelin Jakobs des Vierten von Schottland, der mit einer Schwester Heinrichs des Achten vermählt gewesen war, die nächstberechtigte Erbin. Auch kann niemand, der nicht das Bedürfnis hat, die Politik in erster Reihe von moralischen Erwägungen abhängig zu machen, leugnen, daß Elisabeth, die rings von mächtigen, lauernden Feinden bedroht war, ihre Maßnahmen, wenn sie den Staat und ihre Krone schützen wollte, so treffen mußte, daß sie sich in der Wahl ihrer Mittel nicht durch edelherzige Rücksichten, sondern durch Zweckmäßigkeitsgründe bestimmen ließ. Die Art, wie ihre Feinde gegen sie vorgingen, machte ihr schonungslose Notwehr zur Pflicht. Auch Maria Stuart war eine nie rastende, weder durch die gehabten Mißerfolge noch durch die Unzuverlässigkeit ihrer Verwandten und Anhänger entmutigte Nebenbuhlerin. Obwohl sie impulsiver war

als Eliſabeth und es mit dieſer in der Virtuoſität der Verſtellungskunſt nicht aufnehmen konnte, ſo dürfte ſie doch in ihren Beziehungen zu Eliſabeth nur ſelten, wenn je aufrichtig geweſen ſein, und wenn Eliſabeth zu ihrem und des Staates Schutze nicht an Cecil und Walſingham zwei ſo treue und mit ſo ſeltner Spürkraft begabte Bernhardiner gehabt hätte, würde ſie dem immer von neuem wieder angeſponnenen Intriguennetze nicht zu entgehn vermocht haben.

Walſinghams, des Hauptdetektivs, größte Leiſtung auf dem Gebiete der für Eliſabeths perſönliche Sicherheit nötigen Konterminen war die der Maria von ihm mit Hilfe ſeines Sekretärs Phillipps und des im Jeſuitenſeminar zu Rheims erzognen, der „guten Sache“ aber untreu gewordnen Gilbert Gifford geſtellte Falle, durch die man hinter die Geheimniſſe der zwiſchen ihr und ihrem Anhang gewechſelten Korreſpondenz zu kommen hoffte. Die hierfür getroffnen Veranſtaltungen erinnern ſo lebhaft an die „drei Musketiere“ des ältern Dumas, daß man ſich bei jeder Einzelheit auf die im engliſchen Staatsarchiv verwahrten Manuſkripte beziehen muß, wenn man ſich vor ſich ſelbſt gegen den Verdacht leichtſinnigen Gefallens an phantaſtiſchen Ausſchmückungen verwahren will. Der mit den Tatſachen bekannte Leſer wolle freundlichſt entſchuldigen, wenn die Sache hier im Intereſſe derer, denen die eine oder die andre Einzelheit vielleicht fremd ſein wird, in ihren Hauptzügen kurz dargeſtellt wird; ſie muß für das blutige Ende der Königin von Schottland als die eigentliche Kataſtrophe angeſehen werden, eine Kataſtrophe, die freilich zu ſehr mit dem ſchwarzen Kabinett und der Entzifferung chiffrierter Briefe zu tun hat, als daß ſie dem Dramatiker für ſeine Zwecke hätte dienen können.

Nachdem man die Königin von Tutbury, wo ſie ſehr ſchlecht wohnte, in das dem jungen Lord Eſſex gehörende Schloß Chartley Manor gebracht hatte, ſetzte ſich Walſingham durch ſeinen im Dechiffrieren ſehr geübten Sekretär Phillipps in Burton mit dem Bierbrauer in Verbindung, der allwöchentlich das in Chartley gebrauchte Bier lieferte, und wußte ihn durch Beſtechung dazu zu bewegen, daß er in dem für die Herren und Damen des Dienſtes beſtimmten Fäßchen beſten Bieres jedesmal eine aus zwei zuſammengeſchraubten Teilen beſtehende dichte Holzbüchſe einſchmuggelte, die man Mittel und Wege fand, der Königin als ſichere, jeder Beobachtung ihrer Wächter entzogne Stafettentaſche glaubhaft zu machen.

In dem erſten Briefe, den ſie auf dieſem Wege erhielt, wurde ihr durch ihren in Paris in der Baſtille gefangen gehaltnen, auch von Schiller im ſechſten Auftritt des erſten Aktes genannten treuen Anhänger, den Schotten Morgan, der oben erwähnte Gifford empfohlen als ein Mann, auf den voller Verlaß ſei, und mit deſſen Hilfe ſie mit ihm, Morgan, und mit ihren ſonſtigen Freunden und Anhängern in ſichern brieflichen Verkehr treten könne. Gifford hatte Morgan in der Baſtille aufgeſucht und ihn von ſeinen angeblich unveränderten papiſtiſchen Geſinnungen ſowie von ſeiner Anhänglichkeit für Maria ſo überzeugt, daß ihm dieſer nicht bloß die gedachte Empfehlung, durch die Marias Schickſal entſchieden wurde, erteilt, ſondern ihm auch für dieſe eine Anzahl Chiffriertafeln anvertraut hatte, die von ihm vorſichtshalber neu auf-

gestellt worden und als Schlüssel für seine Korrespondenz mit Maria und mittelbar für deren brieflichen Verkehr mit dem Herzog von Guise, mit dem spanischen Gesandten Mendoza, mit dem Erzbischof von Glasgow, mit Charles Paget und dem im Tower gefangen gehaltnen Grafen Arundel bestimmt waren.

Der sich in Chartley unter einem Vorwand aufhaltende Sekretär Walsinghams, Phillipps, öffnete jedesmal die ankommende und die abgehende Holzbüchse, dechiffrierte mit Hilfe der ihm von Gifford mitgeteilten Tafeln die darin enthaltnen Briefe, beförderte Abschriften des von ihm gewonnenen Urtextes an Walsingham, der ihn der Königin vorlegte, und steckte die chiffrierten Briefe wieder in die Büchse, aus der sie dann durch des Brauers, Giffords und seiner Freunde Bemühungen in die Hände der sich in London verborgen haltenden Jesuiten und weiter wanderten. Alle sich auf diese Korrespondenz beziehenden Schriftstücke sind im Staatsarchiv so sorgfältig aufgehoben, daß man aus einem von Sir Amyas Paulet am 4. Juni 1586 an Walsingham gerichteten Briefe ersieht, daß der ins Geheimnis eingeweihte Brauer, nicht zufrieden mit den Summen, die er von Walsingham auf der einen Seite und auf der andern von Maria Stuart einstrich, noch obendrein den Preis des von ihm gelieferten Bieres in unbilliger Weise erhöhen zu dürfen glaubte, he has required an increased price for his beer in unreasonable sort.

Anfänglich war durch diese von Walsingham in Marias geheimste Korrespondenz getanen Einblicke nicht viel mehr zum Vorschein gekommen, als daß alle Feinde der Königin von England ziemlich untätig auf eine günstige Gelegenheit warteten: bis die von dem Pater Ballard angezettelte Babingtonsche Verschwörung, die in erster Reihe die Ermordung Elisabeths, und wenn diese gelungen wäre, die Befreiung Marias und deren Erhebung auf den frei gewordnen englischen Thron beabsichtigte, Anfang Juli 1586 feste Formen annahm. Da sich die Verschwornen, alles junge vermögende Leute, die bei Hofe Zutritt hatten, nicht ohne ausdrückliche Ermächtigung von Mariens Seite in ein so gefährliches Wagnis stürzen wollten, so fragte Babington auf dem gewöhnlichen Wege bei ihr an und erhielt von ihr, wenn anders der von ihren beiden Sekretären, Curle und Nau, sowie von Babington selbst als authentisch anerkannte Brief vom 27. Juli wirklich in der vorgefundnen Form mit ihrer Bewilligung abgeschickt worden ist, eine beifällige Antwort, in der zwar auf die Ermordung der Königin nur in unbestimmten Ausdrücken angespielt wird: when all is ready, the six gentlemen — das waren die, denen die Ermordung Elisabeths oblag — must be set to work, and you will provide that on their design being accomplished, I may be myself rescued from this place, and be in safe keeping till our friends arrive, die aber etwas weiter unten die gewünschte ausdrückliche Genehmigung in den Worten enthielt: Give the gentlemen all the assurances which they require on my part.

Es ist klar, daß wenn es sich in Mariens Fall nicht um ein souveränes Haupt, sondern um eine der Gerichtsbarkeit der englischen Krone unterworfne Persönlichkeit gehandelt hätte, durch den Brief der Beweis des mit der Todesstrafe bedrohten Hochverrats durchaus erbracht gewesen wäre. Übrigens war

der an Babington in zwei Hälften gesandte Originalbrief, wie ihn Labanoff abdruckt, in französischer Sprache geschrieben; der oben zitierte Text ist Froudes „Geschichte von England, von Wolseys Fall bis zu dem mißlungnen Angriff der Armada," entnommen.

Als Mariens Todesurteil von den eigens berufnen, den höchsten Stellen des Landes angehörenden siebenundvierzig Richtern gefällt und dessen Vollziehung im November (1586) vom Parlament in Form einer sehr dringlich gehaltnen Petition beantragt worden war, folgten von Elisabeths Seite die bekannten zögernden Schritte, die man versteht, wenn man sich in ihre Lage versetzt, dabei aber menschliche Rührung und weibliches Mitleid, zwei Gefühle, von denen die echte Tochter Heinrichs des Achten, wenn sie sie überhaupt kannte, nie geleitet wurde, aus dem Spiele läßt. Es galt einen Blutbefehl, den ihr bisheriges Verhalten und die politische Lage veranlaßt hatten, und den sie als eine unabweisbare Notwendigkeit hinzustellen wünschte, unter Umständen zu unterschreiben und vollziehn zu lassen, die ihr erlauben sollten, Mariens Sohne, den Fürsten Europas, der Mit- und der Nachwelt gegenüber ihren eignen Anteil an dem Geschehenen im Lichte von etwas ihr abgezwungnem, was die Hinrichtung anlangte, sogar gegen ihren Willen vollzognem darzustellen. Die widerlich falsche und stellenweise geradezu verächtliche Rolle, die sie zu diesem Ende gespielt hat, ist ihr insofern geglückt, als sie dem Rachezuge Jakobs von Schottland und Frankreichs, den sie fürchtete, wirklich vorbeugte; die Mitwelt aber und die Nachwelt hat sie nicht zu täuschen vermocht.

Die mit dem zweiten Staatssekretär Davison gespielte unwürdige Komödie, die Schiller sehr glücklich und nur insofern nicht ganz den Tatsachen gemäß verwandt hat, als er aus dem von Elisabeth für ihre Zwecke ersehenen Opfer einen unerfahrnen, von ihr übertölpelten Mann macht, kann niemand täuschen, der die von Davison bei seinen wiederholten Abhörungen getanen Aussagen gelesen hat. Er hatte als welterfahrner Mann und Beamter von der ersten Stunde an das rechte Verständnis für die Gefahr, in die ihn seine in solchen Dingen völlig gewissenlose Herrin zu stürzen bestrebt war, und wenn er nicht die elementare Vorsicht gebraucht hätte, sich an dem der Königin unentbehrlichen Lord Burghley eine Rückendeckung zu verschaffen, die dieser durch die vorsichtige Berufung eines Ministerrats noch verstärkte, so würde sie ihn ohne Zweifel, um sich von jeder Schuld rein zu waschen, kalten Blutes um einen Kopf haben kürzer machen lassen. Burghleys Vorsicht und ein zweiter Umstand retteten Davison das Leben. Die Königin mußte ihn schonen, wenn sie nicht wollte, daß er vor dem zu seiner Aburteilung eingesetzten Gerichtshofe das bekannt gab, was sie am liebsten sogar ihren Ministern außer Walsingham verschwiegen hätte, den von ihr durch Davison bei Sir Amyas Paulet und Sir Drew Drury vergeblich gemachten Versuch, die Königin von Schottland noch vor der Hinrichtung durch ihre Wächter umbringen zu lassen. Zum Glück hatte Davison Sir Amyases überaus würdige und selbstverständlich ablehnende Antwort auf diese schimpfliche Zumutung aufgehoben. Was Elisabeths weibliches und schwesterliches Mitgefühl, was ihre Tränen, was ihr Brief an den Sohn der von ihr beseitigten Rivalin wert waren, beweist dieser heimliche Versuch, die

Verantwortung für Mariens Tod vor der Mit- und der Nachwelt von ſich abzuſchütteln.

Die unruhige Erwartung, in der Eliſabeth war, nachdem ſie erfahren hatte, daß der Hinrichtungsbefehl mit dem großen Siegel verſehen worden war, und nachdem ſie am Sonntag Morgen (Mariens Hinrichtung erfolgte am Mittwoch [17. Februar 1587] früh einhalb neun Uhr) geflucht, geſchworen und zu Daviſon geäußert hatte, es ſei eine wahre Schande für ſie alle (damit waren er und die Miniſter gemeint), daß „die Sache nicht ſchon abgetan ſei," hat Schiller im elften und zwölften Auftritt des fünften Aktes ſehr hübſch geſchildert, in Wahrheit wird ſich jedoch die Sache etwas anders zugetragen haben. Einen Pagen brauchte Eliſabeth ſchwerlich auszuſchicken, um ſich nach dem Verbleib Leiceſters und Burghleys, von denen in Wirklichkeit weder der eine noch der andre der Hinrichtung beiwohnen ſollte, erkundigen zu laſſen. Sie wird durch ihre Frauen, die von allem, was am Hof und in London geſchah, immer aufs beſte unterrichtet waren, rechtzeitig erfahren haben, daß vom Sekretär Beale, der den Hinrichtungsbefehl als reitender Bote nach Fotheringay zu befördern Auftrag hatte, ſchon ſeit Sonnabend früh „ein Meilenzeiger nach dem andern zurückgelegt" worden ſein würde; es konnte ſich für ſie alſo mit der unruhigen Erwartung nur um die von dem Sohne des Grafen Shrewsbury am Donnerstag früh nach Greenwich, wo ſie Hof hielt, gebrachte Meldung handeln, daß „die Sache nun wirklich abgetan" war.

Die Einzelheiten der Hinrichtung ſind allgemein bekannt. Die Grafen Kent und Shrewsbury, die in der Nachbarſchaft von Fotheringay auf ihren Gütern waren und den Auftrag erhalten hatten, in Gemeinſchaft mit den beiden Wächtern der Maria, Paulet und Drury, das nötige anzuordnen, hatten der Königin von Schottland am Dienstag Nachmittag ihre für den nächſten Morgen befohlne Hinrichtung angekündigt, und Maria hatte ſich nach kurzem Seelenkampf in das Unabänderliche mit einer Würde, einer Faſſung, einer wahrhaft fürſtlichen Hoheit gefügt, die deutlich beweiſen, was aus ihr hätte werden können, wenn ſie von früheſter Jugend auf unter beſſere Einflüſſe gekommen wäre, als die waren, die von Katharina von Medicis, von den Guiſen und von dem ſehr oberflächlichen franzöſiſchen Hof ausgingen. Geiſtreiche und ſich um das Lob der Unparteilichkeit bewerbende engliſche Schriftſteller, die, wie ſchon erwähnt worden iſt, für das Völkerrechtwidrige von Eliſabeths Verfahren keine Entrüſtung empfinden können, und denen der Haß auf alles Papiſtiſche tief im Herzen ſitzt, bezeichnen die Haltung der Königin auf dem Blutgerüſt und auf dem Wege dahin als theatraliſch; der vorurteilsfreie Forſcher wird dagegen nicht umhin können, den Mut, die Faſſung, den Takt, die Ergebung der als wahre Fürſtin in den Tod gegangnen bewundernd anzuſtaunen.

Für echt theatraliſche Leiſtungen ſorgte dagegen die nun wieder einer ſchweren Sorge enthobne Eliſabeth; vielleicht iſt die beſte Entſchuldigung für ihr widerliches Gebaren, daß ihr die Rückſicht auf den durch die Vergewaltigung Marias in neue Schwierigkeiten verwickelten Staat nicht erlaubte, ihre Freude über den gehabten Erfolg aufrichtig an den Tag zu legen. Nachdem ſie noch

im nächſten Jahre mit Gottes, Drakes und ihrer nie genug zu rühmenden Seeleute Hilfe den großen Triumph ihres Lebens, die Vernichtung der von Philipp dem Zweiten gegen ſie und ihr Land ausgeſandten Armada, erlebt hatte, ging zwar nicht ihr Ruhm, aber ihre Freude am Leben zur Rüſte. Sie mußte Eſſex, der ihren greiſen Jahren das hatte ſein ſollen, was Leiceſter ihrer Jugend geweſen war, der Sicherheit des Staats und ihres Throns opfern. Sie ſtand allein: ſie hatte zu lange gelebt, ſie hatte ſich überlebt; ihr Tod war eine Mumifikation, und von den Tränen der Anhänglichkeit und Liebe, die am Fuße von Mariens Schafott gefloſſen waren, war, als ſie in überreicher Staatskleidung ſtarren Blickes ihr Leben aushauchte, in den trocknen Augen derer, von denen die als Sterbelager aufgetürmten Kiſſen umſtanden wurden, nichts zu ſpüren.

Die Stigmatiſierte von Dülmen

In Rom wird die Heiligſprechung der Anna Katharina Emmerich vorbereitet. Dieſer Umſtand hat zuſammen mit der monumentalen Beſchimpfung Luthers durch Denifle den Pfarrer Dr. J. Rieks veranlaßt, die Heilige zu zeichnen, die den verhaßten Luther verdrängen ſoll (Emmerich-Brentano. Heiligſprechung der ſtigmatiſierten Auguſtinernonne A. K. Emmerich und deren fünftes Evangelium nach Clemens Brentano. Leipzig, Richard Wöpke, 1904). Die Emmerich wurde in der Bauernſchaft Flamſche bei Koesfeld am 8. September 1774 als das fünfte von neun Kindern eines armen Kötters geboren. Sie hat ſpäter erzählt, bei ihrer Taufe, die am Tage ihrer Geburt vorgenommen wurde, habe ſie Bewußtſein und die Gabe des Hellſehens gehabt. Sie habe die Gegenwart Gottes im Sakrament gefühlt, die Gebeine der Heiligen leuchten ſehen, alle ihre Vorfahren geſchaut bis ins ſiebente Jahrhundert. Als Kind und junges Mädchen lebte ſie wie alle Bauernkinder der Gegend: hütete Kühe, diente als Magd, beſchäftigte ſich eine Zeit lang mit Nähen; doch will ſie ſchon damals Viſionen gehabt haben; der Jeſusknabe und Hännesken (Johannes der Täufer) ſpielten mit ihr, Maria beſuchte ſie, und ſpäter verlobte ſich Jeſus mit ihr in Geſtalt eines ſchönen Jünglings. Sie las des Nachts viel in Erbauungsbüchern, legte ſich Abtötungen auf und ſtrebte — weil ſie keine Mitgift hatte, lange vergeblich — ins Kloſter. Im Jahre 1802 wurde ſie in den Konvent der Auguſtinerinnen zu Dülmen aufgenommen, wo ſie den aus Frankreich geflohenen Geiſtlichen Lambert kennen lernte, der von da ab ihr Vertrauter blieb. Nachdem ſie ſchon vier Jahre vor ihrem Eintritt ins Kloſter die Dornenkrone empfangen hatte, wie Verwundungen der Stirn bezeugen ſollten, empfing ſie im Kloſter noch ein ſchmerzendes Kreuzeszeichen auf die Bruſt und zuletzt die Wundmale an Händen und Füßen und an der Seite ſowie eine Schulterwunde Chriſti, von der bis dahin niemand etwas gewußt hatte. Von dem Tage an, wo dieſes geſchah, dem 29. Dezember 1812,

ſollen jahrelang Waſſer und die täglich empfangne Hoſtie ihre einzige Nahrung geweſen ſein. Ihr Zuſtand wurde im Auftrage der geiſtlichen und der weltlichen Obrigkeit öfters unterſucht, die Unterſuchung aber von ihrer teils gläubigen, teils intereſſierten Umgebung (nach der Aufhebung des Kloſters im Jahre 1812 lebte ſie mit einer Penſion von 180 Talern in Privatwohnungen) ſehr erſchwert. Profeſſor Bodde fand, daß die Blutſpuren künſtlich aufgetragen ſeien, und berichtete ſeine Wahrnehmungen in der Salzburger mediziniſch-chirurgiſchen Zeitung. Der Beobachtung durch die vom Oberpräſidenten von Vincke eingeſetzten Kommiſſion wurde aktiver und paſſiver Widerſtand geleiſtet. Die Nonne ſtreikte. Die Blutungen hörten vor Beginn der Unterſuchung auf, und ſie aß wie ein gewöhnlicher Menſch. Sie wurde trotzdem gegen ihren Willen in eine für die Überwachung geeignete Wohnung geſchafft und dort zwar nicht durch ſtrenge Abſperrung und unausgeſetzte Beobachtung ſcheu gemacht, aber doch diskret beobachtet. Der Chef der Kommiſſion, Landrat von Bönninghauſen, ertappte ſie wiederholt auf Unwahrheiten und glaubte ihr auch einen Betrug nachgewieſen zu haben. Man ſagte ihr, die Kommiſſion könne ſie nicht früher aus der Beobachtung herauslaſſen, als bis ſie ſich von den freitäglichen Blutungen überzeugt habe; ſie möge doch durch ihr Gebet nächſten Freitag eine herbeiführen. In der Tat zeigte die Stirn an dieſem Tage wunde, blutende Stellen. Dem Arzte der Kommiſſion, Dr. Rave, ſchienen ſie durch Kratzen verurſacht zu ſein. Er kratzte ſich an denſelben Stellen blutig, und die Heilung ſeiner Wunden verlief genau ſo und genau in derſelben Zeit wie die der Wunden der Emmerich. In den Tagen der Unterſuchung, im Sommer 1819, kam Clemens Brentano nach Dülmen, ließ ſich dort, mit theologiſchen und myſtiſchen Schriften ausgerüſtet, wohnhaft nieder, um ihre „Offenbarungen“ aufzuzeichnen, und blieb bei ihr bis zu ihrem Tode am 9. Februar 1824. Nach Brentanos Tode haben dann ſeine Erben das von ihm nach den Viſionen der Emmerich aufgezeichnete in zwei beſondern Werken herausgegeben, 1852 ein Leben Mariä, und 1858 bis 1860 ein dreibändiges Leben Jeſu.

Die Akten der Unterſuchungskommiſſion ſind verſchwunden, wie Ricks andeutet, von den Ultramontanen eskamotiert. Er glaubt nachgewieſen zu haben, daß die Nonne bewußten Betrug verübt hat. Mich überzeugt ſeine Beweisführung nicht. Ich halte es für unmöglich, daß Biſchof Sailer, deſſen durch tiefe Seelenkunde geſchärfter Blick von ſeiner Umgebung gefürchtet wurde, der um das münſteriſche Schulweſen hochverdiente Seminarregens Overberg, der Beichtvater der Fürſtin Gallitzin, der ſich auch die Bekämpfung des ländlichen Aberglaubens angelegen ſein ließ, ein Mann von der geiſtigen Kraft und Höhe Diepenbrocks und viele andre zwar weniger bedeutende, aber doch gebildete und unterrichtete Männer und Frauen ſo viele Jahre von einem bettlägerigen Bauernmädchen ſollten genasführt worden ſein. Auch mehrere Ärzte gehörten zu den Gläubigen, darunter der Kreisarzt Dr. Weſener, der ſie behandelt, und wie es ſcheint, täglich beſucht und beſichtigt hat. Anna Katharina, ſo ſtelle ich mir die Sache vor, war von Kindheit an aufrichtig fromm und eine der Perſonen, die ſich, mit lebhafter Phantaſie begabt und

vom Zuge zu einem innerlichen Leben beherrscht, aus dem durch Lektüre und mündliche Mitteilungen gelieferten Material eine innere Welt aufbauen, die ihre Heimat wird. Ein durch die heilige Geschichte und durch Heiligenlegenden genährter mächtiger Liebes- und Leidensdrang tritt hinzu und erzeugt am Körper Erscheinungen, die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft als Wirkungen von Autosuggestion erklärt werden dürfen; und sollte die interessierte Umgebung mit frommem Betrug ein wenig nachgeholfen haben, so braucht deshalb die Kranke noch nicht zur bewußten Betrügerin gestempelt zu werden, da man ja weiß, wie sehr es phantasievollen Personen, namentlich Kindern und hysterischen Frauen, schwer fällt, die Wirklichkeit von ihren Einbildungen und Wünschen zu unterscheiden. Fest steht mir nur, daß die Mitteilungen der Nonne keine Offenbarungen sein können und auch von den Katholiken nicht dafür gehalten werden dürfen, die nicht gleich den orthodoxen Protestanten glauben, daß der Tod des letzten Apostels das Zeitalter der Offenbarungen abgeschlossen habe. Tolle Einbildungen wie die von dem hellsehenden Täufling müßten auch dann für Halluzination gehalten werden, wenn Anna Katharina nicht zu einer andern Zeit auf die Frage Overbergs, von welchem Jahre ihres Lebens an sie sich an etwas erinnern könne, geantwortet hätte: vom dritten Jahre an. Ihre biblischen, weltgeschichtlichen und geographischen Visionen aber verlieren durch zwei Umstände auch für den katholisch Gläubigen alle Glaubwürdigkeit; es kommen darin Sachen aus den apokryphen, von der Kirche verworfnen Evangelien vor, und Clemens Brentano ist es, der diese Visionen aufgezeichnet — zuerst suggeriert, sagten mir in München Personen, die Personen des Münsterschen Kreises nahe gestanden hatten — und dann ausgearbeitet hat. Daß dieser Mann imstande gewesen sein sollte, über irgend etwas Wahrgenommnes objektiv und genau zu berichten, zwischen dem Wahrgenommnen und seinen eignen Einfällen und Phantasien zu unterscheiden, glaubt kein Mensch, der ihn kennt. Er ist zeitlebens ein Virtuos im Lügen geblieben, hat als genialer, dichterisch hochbegabter Narr die Wirklichkeit in Phantastik aufgelöst, und wenn man bei einem Menschen, der seine Phantasie zügellos einhertollen läßt, überhaupt von Charakter sprechen darf, so muß man sagen, daß dieser Charakter geradezu häßliche Seiten hatte. Er vermochte zwar durch Liebenswürdigkeit für den Augenblick zu bezaubern wie seine Schwester Bettina, erscheint aber weniger achtungswert als diese. Ein solches Wesen ist kein geeignetes Sprachrohr für die Mitteilung gewöhnlicher Vorfälle an eine Zeitung, geschweige denn für göttliche Offenbarungen.

Der Ton, in dem Rieks „die hysterische Jungfer, das Nönnchen" behandelt, entfließt dem mir seit dreißig Jahren bekannten Naturell des Mannes, und die Katholiken haben wahrhaftig kein Recht, sich darüber zu beschweren, nachdem Leo der Dreizehnte und Denifle Luthern und die Reformation, die doch ganz andre Heiligtümer sind als eine fromme Schwärmerin, in einem noch weit ärgern Tone behandelt haben. Auch wird der Evangelische Bund für das ihm gelieferte neue Agitationsmaterial dankbar sein. Im Interesse der Verständigung hätte ich jedoch gewünscht, daß ein andrer Verfasser den Gegenstand behandelt hätte. Zwischen dem philiströsen, hausbacknen Verstandes-

menschen und dem Menschen, bei dem Gemüt und Phantasie vorherrschen, liegt eine Kluft, über die keine Brücke der Verständigung führt. Leute vom Schlage Nicolais können auch einen Goethe nicht verstehn, der sich, wie er in der Kampagne in Frankreich erzählt, bei der Fürstin Gallitzin ganz katholisch benimmt; sie werden geneigt sein, darin ein heuchlerisches und verwerfliches Zugeständnis an den Aberglauben zu sehen.

Das Wunderwesen hat drei Wurzeln. Die eine besteht in den mystisch angelegten Personen. Man mag die Mystik Betrug, Selbstbetrug, Hysterie, Autosuggestion oder sonstwie nennen oder glauben, daß sie bald das eine, bald das andre, bald ein Gemisch von alledem sei — Tatsache ist, daß es in allen Zeiten, Völkern und Religionen Menschen gibt, die mystische Kräfte zu haben glauben oder vorgeben. Die zweite Wurzel ist die Bereitwilligkeit der Massen, den Mystikern zu glauben, die selbst wiederum mehr als eine Wurzel hat. Aus bekannten Gründen wird ein Jenseits zugleich gewünscht und gefürchtet, und es entsteht ein heißes Verlangen, den Schleier zu lüpfen. Wie stark dieses auch in der protestantischen Welt wirkt, beweist der Zulauf, den schwärmerische Sekten, Spiritisten und alle andern Sorten von Okkultisten haben. Mit dem Verlangen nach Kundgebungen des Jenseits verbindet sich bei nicht wenigen die krankhafte Sucht nach körperlicher Pein. Diese entspringt manchmal aus Körperzuständen wie bei den Masochisten, von denen Forel in seinem Werk über die Sexualfrage unglaubliche aber wahre Geschichten erzählt, manchmal der Furcht vor der Hölle, manchmal — das Edelste und das Gemeinste liegen in der Seele wie im Leibe ganz nahe beieinander — einer edeln Gesinnung. Welche Mutter geht zum Balle, wenn ihr Kind leidet? Welcher gute Kamerad gibt sich in Gegenwart seines betrübten Freundes ausgelassener Lustigkeit hin? Von solchen unbedeutenden Verzichtleistungen aus Mitgefühl führt die Steigerung der Empfindung in unmerklichen Übergängen bis zu den grausamsten Selbstzerfleischungen. Aus solchen Stimmungen ist der Buddhismus hervorgegangen. Hat das Verlangen, die Pein des Geliebten mit zu empfinden, eine gewisse Stärke erreicht, so kann es ohne äußeres Zutun die Pein durch Autosuggestion erzeugen. Auf diese Weise versucht man jetzt auch die Stigmatisationen zu erklären. Rieks behandelt den Franziskus von Assisi, der auch unter den Protestanten immer mehr Verehrer findet, besonders auf Seite 218 seiner Schrift nicht viel besser als „die Jungfer." Henry Thode charakterisiert den Heiligen ein wenig anders in der Einführung zu der soeben bei Eugen Diederichs in Jena und Leipzig erschienenen deutschen Ausgabe der Fioretti di San Francesco. Franziskus war ganz Liebe zu aller Kreatur und ihrem Schöpfer, ganz Mitleid mit aller Kreatur und mit dem, der das Leid aller Kreatur auf sich genommen hat. Diesen Geist des Franziskus spürt man auch im Leben Jesu von Emmerich-Brentano. Der ists nun, der auf mich, als ich es in jungen Jahren las, tiefen Eindruck gemacht hat, der denselben Eindruck wahrscheinlich auf viel hunderttausend Katholiken gemacht hat, und der kräftig genug sein wird, die Anklage auf bewußten Betrug unwirksam zu machen.

Können wir die genannten beiden Wurzeln als natürliche bezeichnen, so ist die dritte, das berechnete priesterliche Interesse, eine künstliche, und um

deren Ausrottung herbeizuführen, wünsche ich, daß sich die Protestanten mit den vernünftigen Katholiken verständigen. Ursprünglich sind die Kanonisierungen nicht aus diesem Interesse hervorgegangen. Das gläubige Volk braucht Götter oder Heilige, und weil der Lokalgötter zu viele wurden, versuchte die Kurie die Wucherung einzuschränken, indem sie die Lokalkulte von der päpstlichen Genehmigung abhängig machte. Aber nachdem die Reformation das Heiligen-, Wunder- und Visionenwesen abgeschafft hatte, stempelte man die angebliche Fortdauer der Wunderkraft und der Offenbarungen in der katholischen Kirche zu einem Beweis ihrer Göttlichkeit. In einer naiven Zeit konnte ein Heiligsprechungsprozeß mit seinen Wunderbeweisen ernsthaft genommen werden. Das ist heutzutage nicht mehr möglich. Wir wissen alle: ein Wunder kann niemals bewiesen werden. Es kann bewiesen werden, daß hier oder dort, zum Beispiel in Lourdes, plötzliche Heilungen vorgekommen sind, aber es kann nicht bewiesen werden, daß diese plötzlichen Heilungen von Gott zur Ehre eines bestimmten Heiligen gewirkte Wunder sind. Zudem ist es eine ungeheuerliche Anmaßung, wenn sich eine päpstliche Behörde für ermächtigt hält, die Plätze im Jenseits zu verteilen und zu verkündigen, der und der sei in den Hofstaat Gottes aufgenommen und mit dem Amt eines Fürbitters und Schutzpatrons betraut worden. Auch haben wir heutigen Menschen im ganzen andre sittliche Ideale als die von der Kurie durch Beatifikationsurkunden geschaffnen und wünschen nicht, daß sich unsre Jugend ausschließlich von solchen römischen Idealen leiten lasse. Endlich muß sich — darin hat Rieks Recht — das deutsche Volk die Heiligsprechung gerade der Dülmener Nonne und die darin liegende Autorisation ihrer vorgeblichen Offenbarungen ganz entschieden verbitten, denn diese hat, da ja der Stoff ihrer Phantasien von ultramontanen Andachtsbüchern und ebensolchen Zuträgern geliefert wurde, in der evangelischen Kirche die Kirche Satans, in den Beauftragten der preußischen Regierung oder wenigstens hinter ihnen lauter Teufel gesehen. Einem in solchem Geist erzognen Geschlechte katholischer Männer könnte keine protestantische Regierung die bürgerliche Gleichberechtigung zugestehn. Die Zeiten, wo die Kurie Gleichberechtigung oder gar Herrschaft erzwingen konnte, sind vorüber; die katholische Kirche muß auch in den sogenannten katholischen Ländern schon froh sein, wenn sie nur geduldet wird. Wollen die deutschen Katholiken einen dauernden Frieden und einen für beide Teile erträglichen modus vivendi, so müssen sie bei solchen Gelegenheiten erklären: Wir lassen dem Papste den Ehrenprimat und seine Jurisdiktionsgewalt in rein geistlichen Dingen, die ihm beide durch die historische Entwicklung zugefallen, und die für die Kirche nützlich sind; aber als Lehrerin der Wahrheit und als unfehlbare Interpretin der göttlichen Offenbarung vermögen wir die italienische Prälatur, deren Charakter seit einem Jahrtausend bekannt ist, nicht anzuerkennen. Kommen von Rom Beschlüsse, die anzunehmen Vernunft und Gewissen verbieten, so weisen wir sie zurück, und will uns Rom dann exkommunizieren, so mag es sich ohne uns Deutsche behelfen, wie es kann.

C. J.

Junge Union

Hamburg-Nord/West e.V.

Hamburg, den 30. Januar 1973

Die Junge Union Hamburg-Nord/West hat in ihrer Sitzung vom 29. Januar 1973 einstimmig beschlossen, den Bundesvorsitzenden der Jungen Union, Herrn Dr. Jürgen Echternach, zu bitten, sein Amt niederzulegen.

Dr. Echternach hat sich in seiner Amtsführung als Bundesvorsitzender der Jungen Union in einer Weise verhalten, die mit den Grundsätzen einer demokratischen Partei nicht vereinbar ist. Er hat sich in seinen Äußerungen und Handlungen mehrfach von den Grundsätzen der Partei entfernt, die er vertreten sollte.

Die Junge Union Hamburg-Nord/West ist der Auffassung, daß Dr. Echternach nicht mehr in der Lage ist, die Junge Union Deutschlands glaubwürdig zu vertreten. Sie ist der Meinung, daß Dr. Echternach sich nicht mehr in der Lage sieht, die Junge Union Deutschlands glaubwürdig zu vertreten.

Die Junge Union Hamburg-Nord/West ist der Auffass

Helene mußte sich an dem Geländer festhalten. Ganz leise entgegnete sie: Raten Sie mir dazu?

Er nickte.

Da erwiderte Helene leise und bebend, und ihre Stimme klang tief: Ich will Ihnen auch einen Rat geben. Sie kennen wohl das Märchen von der geheimen Kammer? Versuchen Sie nicht, sie zu öffnen; Sie würden keine Freude davon haben!

Jetzt hörte man deutlich jemand unten an der Treppe.

Helene ging in ihr Zimmer zurück, und Holmsted eilte hinab und begegnete der Kanzleirätin und Desideria. Er beachtete ihre sehr sonderbaren Mienen nicht, sondern eilte weiter.

Die beiden Damen gingen auf den Boden hinauf, der jetzt leer war.

Desideria rief: Jetzt hast du doch gehört und gesehen, daß sie da oben Stelldicheins abhalten! Wie sie flüsterte!

Still! das wird sich nicht noch einmal wiederholen!

Die Kanzleirätin klopfte stark an die Tür und trat mit der Tochter in Helenens Zimmer. In einem Tone, wie sie ihn der Gouvernante gegenüber noch nie gebraucht hatte, sagte sie zu Helene: Sie sind eine sehr kühne Person!

Was wollen Frau Kanzleirätin damit sagen?

Verstellen Sie sich nur nicht noch, fauchte Desideria.

Still! sagte Frau Lönberg und wandte sich Helene abermals zu. Warum haben Sie den Kindern heute so früh frei gegeben?

Der Hitze wegen!

Ja, die war namentlich vorhin draußen auf dem Boden ganz überwältigend!

Ich verstehe Sie nicht, Frau Kanzleirat!

Ja, machen Sie uns das nur weis! rief Desideria.

Die Mutter hieß sie schweigen und fuhr fort: Es würde mich sehr interessieren, zu erfahren, was vorhin der Gegenstand Ihrer Verhandlung mit Doktor Holmsted war, die ja von so intimer Art war, daß Sie flüstern mußten.

Helenen erfaßte ein solches Gefühl der Ohnmacht und des Zornes, daß sie nahe daran war, zusammenzubrechen. Aber sie sagte ganz ruhig: Wenn Kranke in der Nähe sind, flüstert man.

Da richtete sich die Kanzleirätin in ihrer vollen Höhe auf und sagte: Ich wünsche zu wissen, worüber Sie gesprochen haben!

In diesem Augenblick vernahm man ein fernes Donnern, das das Herannahen des Gewitters verkündete.

Nun war es aber eine von den Eigentümlichkeiten der Kanzleirätin, und Desideria hatte sie von ihr geerbt, daß sie sich vor dem Gewitter fürchtete.

Als Helene jetzt bleich und erregt einen Schritt vortrat, sagte Frau Lönberg ganz erschrocken: Ich werde darauf zurückkommen — falls Sie hier im Hause zu bleiben wünschen.

Und die beiden Damen verließen eiligst das Zimmer.

Preben, der an der Tür gelauscht hatte, stattete gleich darauf Großmutter folgendes Referat ab: Mutter und Siderla haben Fräulein Rörby ausgescholten, weil sie auf dem Boden mit Doktor Holmsted gesprochen hat.

Helene war in furchtbarer Erregung. Aber was sollte sie tun?

Sie konnte sich niemand anvertrauen. Großmutter war krank; und an Betty durfte sie nicht schreiben.

Sie sah zu dem Bilde des Vaters empor. Hätte er gelebt, er würde ihr wohl geraten haben. Da fiel ihr plötzlich ein, daß der Vater immer gesagt hatte: In der Natur ist uns Gott näher als sonstwo!

Ja, sie wollte hinaus! Sie schlich die Treppe hinab, nahm das Rad und eilte durch das Dorf.

Sie kam in einer solchen Fahrt daher gesaust, daß sie fast Fräulein Ipsen überfahren hätte, die Helenen wohl aus dem Wege gegangen wäre, hätte sie ge-

ahnt, in welcher Gemütsverfassung sie war. Aber sie blieb stehn und sah Helene wütend an, die besorgt fragte, Fräulein Ipsen habe hoffentlich keinen Schaden genommen.

Nein! So leicht blasen Sie mir das Lebenslicht nicht aus! Aber wie sehen Sie denn aus? Wahrhaftig nicht gut!

Helene, die schnell abgesprungen war, antwortete kurz: Das will ich gern glauben!

Dann ist es ja ein Glück, daß Sie Doktor und Apotheker so nahe bei der Hand haben.

Helene sah sie abweisend an.

Ja, denn in dieser Zeit haben Sie beide wohl täglich unter demselben Dache.

Helene machte sich nervös am Rad zu schaffen, begnügte sich aber mit einem sehr herausfordernden Blick auf Fräulein Ipsen, die schließlich mit bittersüßem Lächeln sagte: Was für ein liebenswürdiger Mann ist doch dieser Doktor Holmsted!

Da riß Helenen die Geduld, und sie sagte mit einer Stimme, die von verhaltnem Zorn bebte: Sie brauchen mich wirklich nicht über ihn zu unterhalten, denn ich interessiere mich lange nicht so warm für ihn, wie Sie es zu tun scheinen. Da ich aber nun doch einmal mit Ihnen rede, Fräulein Ipsen, so möchte ich Ihnen gern eins sagen: Zwar sind Sie klug, und Sie haben Augen und Ohren, um die ich Sie nicht beneide; aber es gibt doch einen Ort, in den einzudringen Sie sich vergeblich bemühen werden. Wenn Sie auch noch so viel lauern und lauschen, werden Sie doch nicht erfahren, was dort vor sich geht. Und das ist die geheime Kammer, die ich so wie jeder Mensch in meiner Seele trage.

Wie der Wind war sie auf dem Rade und davon.

Fräulein Ipsen stand wie vom Blitz getroffen da. Geheime Kammer; ja warte du nur!

Helene fuhr in fliegender Eile und fast ohne um sich zu sehen durch den Wald; da kam sie an eine Stelle, wo sie bisher noch nicht gewesen war. Der Weg hörte auf, und sie mußte absteigen und zu Fuß weiter gehn.

Auf einem schmalen Pfade gelangte sie auf einen Hügel, von wo aus sie eine Lichtung übersah.

Da war eine Wiese, auf der einzelne Birken standen. Im Vordergrunde wuchsen Ebereschen, und auf der andern Seite bildeten Tannen den Abschluß.

Schweden, Värmland! rief es in ihr. So hatte der Vater doch Recht, und Gott hatte ihr den Weg gezeigt! Ja, an die Freundin da oben in der Heimat der Tanne, der Birke und der Eberesche wollte sie schreiben. Und gleich hier draußen im Walde, wo niemand sie sah.

Sie zog ihr Taschenbuch hervor und beschrieb mit Bleistift ein Blatt nach dem andern aus ihrem armen, gequälten Herzen heraus.

In warmen Worten schilderte sie die Lage und bat um Rat. Da hörte sie etwas im Laube rascheln.

Schnell einen Schluß!

Aber nun den Briefumschlag! Sie hatte keine Lust, auf der Station vor den Augen des Stationsvorstehers diese Blätter einzupacken — aber, o Wunder! ihr war geholfen! In der einzigen Abteilung des Taschenbuchs steckte das Bild der Mutter in einem Briefumschlag. So half ihr auch die!

Helene zog den Umschlag heraus.

Jetzt hörte sie feste Schritte.

Sie wußte kaum mehr, was sie tat, so nervös und aufgeregt war sie. Indem sie bald auf den Brief, bald nach der Richtung sah, von wo das Geräusch gekommen war, riß sie schnell die Blätter aus dem Buch und steckte sie in den Umschlag, den sie zuklebte und dann in das Taschenbuch steckte. Und dann führte sie ihr Rad durch den Wald, bis sie den Weg wieder erreichte.

Und nun schnell auf die Station!

Einen Augenblick später kam Fräulein Ipsen spähend zum Vorschein. Sie fühlte sich niemals wohler als bei einem Gewitter. Nach der Begegnung mit Helene war sie im Garten umhergewandert und hatte auf den Ausbruch des Gewitters gewartet. Da dieses aber nicht heraufkam, und Helene nicht umkehrte, ging sie schnell denselben Weg, auf dem die Radlerin verschwunden war, und fand, als echter Spürhund, bald das Wild. In weiter Ferne schon sah sie Helenens rote Mütze schimmern und kam gerade zur rechten Zeit, sie auf das Rad steigen und davon radeln zu sehen, ohne daß sie die Verfolgerin bemerkt hätte.

Da kam einer von den Windstößen, wie sie ein Gewitter als Vorboten vor sich her zu schicken pflegt, die alles aufwirbeln.

Ein Stück Papier tanzte vor Fräulein Ipsen her. Und für einen verborgnen Zuschauer würde es nun ein Vergnügen gewesen sein, die Anstrengungen zu beobachten, die sie machte, um es einzufangen.

Aber entweder sprang sie zu weit oder zu kurz; sie hüpfte danach wie ein Hund nach einem Stück Fleisch. Dann schlich sie wie ein Tiger an ihre Beute heran und fuhr mit einem plötzlichen Sprung darauf los.

Atemlos blieb sie stehn. Dann machte sie den Regenschirm auf, hob ihn hoch in die Höhe und schlich dem unruhigen Stück Papier nach, wie ein Wilder, und endlich warf sie den Schirm darüber.

Jetzt hielt sie es in der Hand.

Sie setzte sich keuchend nieder und sah, daß es zwei zusammenhängende Blätter aus einem Taschenbuch waren, mit der feinsten Bleifederschrift beschrieben.

Sie las schnell und immer schneller; ihre Züge leuchteten von einer wahrhaft satanischen Freude. Dann sprang sie auf und rief triumphierend, indem sie die Siegestrophäe in der Luft schwang: Jetzt habe ich vielleicht doch den Schlüssel zu der geheimen Kammer gefunden!

27. Das Gewitter bricht los

Es war bestimmt, daß Fräulein Ipsen an diesem Abend bei Medizinalrats ihre Schülerin in Gegenwart der Eltern Apothekers vorführen sollte. Helene hatte gebeten, sie zu entschuldigen.

Bei Tische war die Stimmung matt aber friedlich; Helene hatte Luft geschöpft, und ihr Ausflug hatte beruhigend auf sie gewirkt.

Um sechs Uhr hielt der Wagen vor der Tür. Es war ungewöhnlich schwül, und die Schwalben strichen unruhig über den Erdboden hin. Große schwarze Wolken zogen über weißgraue Schichten hin, die in einem sonderbaren Bleiglanz schimmerten, wenn die Sonne einen Augenblick durchbrach.

Niels erhielt den Befehl, sich zu beeilen.

Es wurde dunkler. Ein leuchtender Blitz, dem ein scharfes Krachen folgte, machte die Insassen des Wagens zusammenschrecken, und die Pferde fingen an zu scheuen. Große Regentropfen fielen vereinzelt nieder und schlugen mit lautem Klatschen auf.

Endlich fuhren sie an der Tür von Medizinalrats vor, und zugleich stürzte eine alles überschwemmende Sintflut auf die Erde herab.

Als man das Zimmer betrat, riefen Medizinalrats, Ludvigsens und Fräulein Ipsen im Chor: Wo ist die Gouvernante?

Sie bittet, sie Kopfschmerzes halber zu entschuldigen, sagte die Apothekerin.

Ein lautes Gelächter war die Antwort.

Fräulein Ludvigsen fauchte: Sie hat doch noch Scham im Leibe, da sie es nicht wagt, uns in die Augen zu sehen.

Sie? rief der Medizinalrat. Nein, ihre Frechheit übersteigt alle Grenzen!

Was wollen Sie damit sagen, lieber Herr Medizinalrat? fragte der Apotheker ängstlich.

Ein Skandal! brüllte ihm Naerum ins Gesicht.

Die Kanzleirätin erbleichte. Die Medizinalrätin und Berta setzten eine triumphierende Miene auf.

Frau Ludvigsen fixierte die ganze Gesellschaft durch die Stangenlorgnette. Der Großkaufmann, Manufakturwarenhändler Ludvigsen, machte von Zeit zu Zeit seine Lieblingsbewegung, die darin bestand, daß er plötzlich den rechten Arm in die Luft streckte und ihn wieder fallen ließ, als hole er eine Rolle Stoff aus dem obersten Bort. Desideria sah sehr erregt aus. Und Astrid saß wie gewöhnlich mit offnem Munde da, als wolle sie anfangen zu singen.

Dann sagte Fräulein Ipsen, indem sie sich auf den Klavierstessel setzte: Ja, es war ursprünglich meine Absicht, Ihnen heute Abend meine Schülerin vorzuführen, aber daraus wird nun wohl nichts werden. Statt dessen sollen Sie eine erstaunliche Probe von Fräulein Rörbys Fingerfertigkeit erhalten. Mir kommt der Skandal, den ich heute aufgedeckt habe, keineswegs wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Ich habe schon lange die mit Rörbyscher Elektrizität geladnen Wolken sich über der ganzen Gegend zusammenziehn sehen, und es setzt mich keineswegs in Erstaunen, daß der Blitz jetzt in die Apotheke eingeschlagen hat. Ich habe dieses Fräulein Rörby immer für eine dekadente Person gehalten, die nicht in ein so moralisches Haus wie das von Kanzleirats gehört. Aber Sie, meine lieben Freunde von der Apotheke, scheinen ja verblendet zu sein, obwohl sich die besagte Person schon mehrmals durch ihr herausforderndes Auftreten über alle Gesetze des gesellschaftlichen Lebens hinweggesetzt hat.

Nach dieser stimmungsvollen Ouvertüre machte Fräulein Ipsen eine Pause, um sich an den entsetzten Mienen der Apothekerfamilie zu weiden, ehe sie den Vorhang vor dem eigentlichen Drama aufzog.

Dann fuhr sie fort: Als ich heute gegen drei Uhr zufällig am Pferdegarten vorüberkam, sah ich Fräulein Rörby dort sitzen und schreiben. Sie ist wahrscheinlich nervös gewesen, das pflegt man ja zu sein, wenn man ein schlechtes Gewissen hat; und sie hat mich vielleicht kommen hören. Sie war in großer Eile und entfernte sich schnell. Aber bei dieser Hast verlor sie diese Blätter.

Beachten Sie wohl, sie hatte nicht den Mut, das nach Hause zu schreiben. Anfang und Schluß fehlen; aber es ist doch hinreichend Material vorhanden, sie und die ganze Gegend zu charakterisieren.

Ich will jetzt das Aktenstück in extenso mitteilen, dessen Hauptinhalt ich vor der Ankunft von Herrn Apotheker Lönberg und Familie nur flüchtig berührt habe.

Hier holte sie die besagten Blätter hervor und las:

— — „aber sie ist auch ungewöhnlich auf Vornehmheit erpicht. Zu ihrem Unglück wohnt hier in der Nähe eine gräfliche Familie. Und seit sie einen Titel bekommen hat, ist sie ganz unausstehlich geworden“ — —

Wer kann das nur sein?

— — „Mein ärgster Plagegeist ist aber doch die älteste Tochter, meine ehemalige Schülerin“ — —

Ach so, jetzt verstehe ich es!

— — „die ein allerliebstes Mädchen sein würde, wenn die Mißgunst ihr nicht schon den Stempel aufgedrückt hätte“ — —

Pfui, sie sollte sich schämen!

— — „und heute haben mich Mutter und Tochter in einer Weise verhöhnt, wie mir etwas ähnliches noch nie vorgekommen ist!“ — —

Das ist eine Unwahrheit! riefen die Kanzleirätin und Desideria wie aus einem Munde. Fräulein Ipsen fuhr mit einem boshaften Aufblitzen der grauen Augen fort:

— — „Der Herr des Hauses, den man freilich kaum einen Mann nennen kann, ist eine ehrliche Seele“ — —

Gratuliere, Herr Kanzleirat!

— — „Die ganze Gegend leidet an derselben Krankheit wie meine Prinzipalin. Der Manufakturhändler läßt sich Großkaufmann schelten, und seine Frau

bemüht sich, den Leuten den Glauben zu erwecken, daß sie mit einer Stangenlorgnette zur Welt gekommen sei." — —

Frau Ludvigsen hielt sie gerade vor die Augen und hätte sie beinahe fallen lassen.

— — „Ihre Lehrerin, ein wanderndes Notenbuch, setzt ihrer unglücklichen Tochter musikalische Schrullen in den Kopf und redet überall in der Gegend schlecht von mir" — —

Ja, die Wahrheit hört man nicht gern!

— — „und sie stachelt namentlich die junge Tochter eines Arztes gegen mich auf, die ebenfalls zu meinen Feinden gehört und sich offenbar einbildet, daß andre als sie selber schuld daran seien, wenn sie nicht gefällt!" — —

Das ist weiß Gott das Unverschämteste! rief Naerum wütend.

— — „Der Vater ist ein gutmütiger alter Mann, er läßt sich aber zu sehr von seiner herrschsüchtigen Frau beeinflussen." — —

Das ging auf Sie, Frau Medizinalrat!

— — „Dann haben wir noch einen sehr weltlichen Propst von bäurischer Herkunft, der Hansen heißt, seinem Namen aber ein Bjerg hinzugefügt hat, um auf derselben Höhe mit seiner adlich gebornen Frau Gemahlin zu stehn. — Diese Leute könnten mir ja aber alle gleichgiltig sein, wenn ich eine Stütze an den Menschen hätte, bei denen ich wohne. Die sind aber schlimmer gegen mich als alle die andern, und ich kann es kaum mehr ertragen! — Und das schlimmste ist, daß ich hier bleiben soll und muß!" — —

Nun, darüber werden wir schon hinwegkommen!

— — „Etwas muß ich noch hinzufügen. Hier in der Gegend ist ein verhältnismäßig jüngerer Mann; er ist mir übrigens ziemlich gleichgiltig." — —

Ziemlich — das ist ein gutes Wort!

— — „Ich kann nicht klug aus ihm werden, aber ein oberflächlicher Mensch ist er jedenfalls nicht." — —

Wer in aller Welt ist denn das?

Holmsted! brüllte die Medizinalrätin.

— — „Ich habe nicht umhin können, einen gewissen Wert auf seine Worte zu legen. Und er hat meine Begriffe völlig verwirrt, indem er nämlich heute zu mir sagte: Folgen Sie mir." — —

Warum halten Sie inne, Adelaide? fragte Berta.

Weil nicht mehr da ist! Aber es läßt sich ja leicht ergänzen.

Es trat eine längere Pause ein, in der der Apotheker etwas von Briefgeheimnis murmelte.

Sagten Sie Briefgeheimnis? brauste Fräulein Ipsen auf. Nennen Sie das Briefgeheimnis, wenn man ein paar Krähenfüße aufkritzelt und sie in den Wald wirft?

Die Kanzleirätin, die geglaubt hatte, daß Helene irgendeinen Skandal begangen hätte, fühlte sich gewissermaßen erleichtert, da es sich doch nur um einen Brief handelte, sie beeilte sich aber doch zu sagen: Es ist keineswegs wahr, daß ich sie verhöhnt habe; aber sie nahm sich die Freiheit, heute die Schulzeit ganz sans façon wegen der Wärme abzukürzen.

Ja, es ist sehr schwül! sagte der Apotheker.

Jetzt will ich ihr aber kündigen, sagte die Kanzleirätin, und zwar noch heute Abend.

Ein fürchterliches Donnergetöse erschütterte das Haus.

Die Damen kreischten. Der Medizinalrat wurde dunkelrot.

Ja, sagte Desideria, wir müssen sehen, daß wir ihr zuvorkommen und sie los werden, ehe sich das Gerücht weiter verbreitet.

Die Apothekerin wußte sehr wohl, daß dieser Brief in Fräulein Ipsens Händen eine Quelle ewigen Verdrusses sein würde; war dieses Dokument erst aus der Welt geschafft, so machte sie sich nichts mehr aus dem Gerede. Und während des mächtigen Donnergetöses hatte sie unbemerkt ihre Handschuhe auf den Brief gelegt.

Die Medizinalrätin sagte: Darf ich die Herrschaften bitten, zu Tische zu kommen?

Ein neuer Donner machte das Haus erbeben.

Die Türen zu der erleuchteten Eßstube wurden geöffnet. Indem man hineinging, sagte Fräulein Ipsen lachend: In der Regel pflegt ein Angestellter beim Abgang ein Zeugnis zu bekommen, hier ist es aber wohl die Herrschaft, der die Leviten gelesen werden!

Als man sich zu Tische gesetzt hatte, kam ein Mädchen in die Stube, um die Fensterbretter abzutrocknen, da der Regen durchzusickern pflegte. Sie öffnete ein Fenster und nahm die Handschuhe weg; da sie aber die Tür nach der Diele hatte offen stehn lassen, entstand starker Zug.

Ob nun der Wind wieder gut machen wollte, was er angerichtet hatte, wollen wir unentschieden lassen. Als aber das Fenster geöffnet wurde, nahm der Zug den Brief mit hinaus.

Der Zufall wollte nun, daß Holmsted auf dem Heimwege von einem Krankenbesuch an der Wohnung des Medizinalrats vorüberkam, gerade als das Gewitter von neuem auszubrechen drohte. Er radelte in die Allee, die an Naerums Hause vorüberführte, und suchte Schutz unter den Bäumen. Da klang der Lärm aus den Zimmern zu ihm heraus, und er erkannte Fräulein Ipsens Stimme.

Auf einmal wurde es ganz still.

Da wehte ihm ein Stück Papier ins Gesicht.

Er griff danach, sah, daß es beschrieben war, und überflog es schnell.

Einen Augenblick besann er sich, dann schwang er sich aufs Rad und fuhr trotz Blitz und Donner zur Apotheke, wo er sich bei Großmutter melden ließ. Er erzählte ihr, wo er das Dokument gefunden habe, und daß er Fräulein Ipsens Stimme gehört hätte. Mit den Worten: Sie werden das Papier sicher in die rechten Hände legen! schloß er seinen Bericht.

Und nun leben Sie wohl und sorgen Sie, daß Sie aus dem Bett sind, wenn ich das nächstemal komme!

Er eilte die Treppe hinab und fuhr unter strömendem Gewitterregen nach Hause, wo er fast die ganze Nacht im Zimmer auf und nieder wanderte.

Von Zeit zu Zeit sah er zum Fenster hinaus, nach dem fernen Nakkerup hinüber, wo hin und wieder ein Blitzstrahl den weißen Giebel der Apotheke erhellte.

Als Großmutter Helenens Brief gelesen hatte, sagte sie mit strahlendem Lächeln: Die Frucht ist reif; jetzt können wir den Baum schütteln!

28. Die Königin der Nacht

Es war an demselben Abend gegen neun Uhr. Das Gewitter hatte etwas nachgelassen. Helene saß in ihrem Zimmer und sah in die Nacht hinaus, die hin und wieder von einem flammenden Blitz erhellt wurde.

Da klopfte es an die Tür, und herein trat Großmutter in einem hellen und strahlenden Gewande, keinen Stock in der Hand.

Helene sprang auf; sie sah auf den ersten Blick, daß Großmutter die alte war und doch wie verjüngt.

Ich habe mich sehr erholt, sagte sie. Auch mein Fuß scheint eine ungewohnte Kraft bekommen zu haben. Vor mehreren Jahren wurde mir von einem Arzt in einem deutschen Badeort gesagt, daß ich möglicherweise durch mehrmonatiges Liegen geheilt werden könnte. Das ist nun geschehen. Und ich werde in Zukunft den Stock wohl nur noch beim Treppensteigen benutzen müssen.

Helene umarmte sie erfreut. Dann sagte Großmutter: Kommen Sie zu mir in mein Zimmer, sehen Sie aber erst nach, ob die Kinder schlafen.

Als Helene gegangen war, sah Großmutter mit glänzenden Augen das Bild von Helenens Vater an. Darauf wandte sie sich schnell um und verließ das Zimmer.

Preben war in des Vaters Bett gekrochen, wo er Schutz gegen das Gewitter gesucht hatte. Und nun schlief er fest und ruhig. Anna war eben im Begriff einzuschlafen, als sie aber Helene über sich gebeugt sah, schlang sie die Arme um ihren Hals und hielt sie so fest, als handle es sich um eine Trennung für das Leben. Dann legte sie sich zurück und schlief gleich ein.

Helene schlich lautlos aus dem Zimmer und klopfte bei Großmutter an.

Als sie die Tür öffnete, blieb sie erstaunt auf der Schwelle stehn. Das Zimmer war strahlend hell erleuchtet.

Draußen war es dunkel, der Regen schlug gegen die Fensterscheiben, und in der Ferne grollte noch der Donner. Mitten auf dem Tisch aber stand eine Lampe, und in ihrem Schein sah Helene eine Schale mit Pfirsichen und Trauben, ein Geschenk von der Gräfin, und eine halbe Flasche Champagner mit zwei Gläsern stehn. Auf der Kommode und der Konsole standen Lichter und Blumen.

Helene trat ein. Großmutter schloß die Tür ab und bat sie, sich zu setzen.

Einen Augenblick saßen sie beide schweigend da und lauschten dem Gewitter. Helene sah nach dem Fenster hinüber; dort stand der verachtete Kaktus, der hier hereingebracht worden war, weil er bei ihr nicht hatte blühen wollen. Großmutter folgte der Richtung ihres Blickes: Sehen Sie, da ist eine große Knospe, die bricht noch heute Abend auf.

Nach einer Weile sagte sie: Jetzt sollen Sie Großmutters Roman hören!

Es ist viele Jahre her. Da traf ich auf einem Ball einen jüngern Mann, einen einfachen Landmann aus der Umgegend der Provinzstadt, in der wir wohnten. Er hielt um mich an, und ich nahm ihn um meiner armen Eltern willen, denn er war reich — sehr reich! Aber ich liebte ihn nicht.

Helene — tun Sie das niemals!

Aber es ging doch viel besser, als ich erwartet hatte. Er war ein guter Mann und ein edler Charakter. Und ich fand, daß alles schön und herrlich sei. Ich Ärmste, ich kannte die Liebe ja noch nicht! Wenn man das große Feuer im Kamin nicht gesehen und gefühlt hat, begnügt man sich ja oft mit einem bescheidnen kleinen Ofenfeuer.

Dann kam die Zeit, wo wir heiraten wollten. Die Hochzeit sollte im Juni stattfinden.

Ich sollte die Veranstaltungen nicht sehen, die auf dem Hofe getroffen wurden, und wurde deshalb zu meiner Tante nach Fünen geschickt, bei der ich ein paar Monate bleiben sollte.

Ich war noch nie so recht eigentlich auf dem Lande gewesen; in der Gegend, in der das Gut meines Verlobten lag, war es ziemlich langweilig; hier aber machten wir Ausflüge in den Wald und nach Aussichtspunkten, Fahrten zu Wagen und mit dem Segelboot. Ich machte auch zum erstenmal in meinem Leben einen ordentlichen Ball im Walde mit. Es war am 7. Mai. Der Frühling war in diesem Jahre früh gekommen, und die Buchen standen in ihrem schönsten frischen Grün. Die hellen Nächte hatten eben begonnen, aber die Luft hatte noch nicht ihre volle Klarheit erreicht. Es hingen bunte Lampions in den Bäumen, und es wurde Feuerwerk und bengalisches Licht abgebrannt.

Da gewahrte ich plötzlich im Schein eines solchen flammenden Lichtes wie eine Offenbarung einen jungen Mann — es war, als riesele mir ein Feuerstrom durch die Adern.

Nach einer Weile kam er zu mir und forderte mich zum Tanz auf. Ich wußte nicht, wie er hieß, und er fragte nicht nach meinem Namen. Wir tanzten die ganze Nacht miteinander und schlenderten zusammen durch den Wald. Da ich die einzige aus dem Hause meiner Tante war, die an dem Feste teilnahm, ließ ich den Wagen nach Hause fahren. Er begleitete mich zurück.

Je mehr der Tag graute, je schwieriger wurde es für mich. Ich hätte ihm ja sagen müssen, daß ich nicht frei sei, aber ich konnte es nicht, ich wagte es nicht. Mir graute vor dem, was kommen würde.

Und so kam es auch, so wie ich es kaum geahnt hatte, wie ich es kaum jemals gelesen hatte: ein leidenschaftlicher Sturm von Worten, eine Welle, die uns beide hoch in die Höhe hob und uns dann wieder in den Abgrund hinabschleuderte.

Ich war ganz überwältigt. Es war kurz vor Sonnenaufgang.

Und wenn Sie Ihren „Romeo und Julia" kennen, da werden Sie wissen, daß an jenem wundervollen Morgen beim Abschied Julia sagt:

Mich deucht, ich seh dich, da du unten bist,
Als lägst du tot in eines Grabes Tiefe.
Mein Auge trügt mich, oder du bist bleich.

Und dann antwortet Romeo:

So scheinst du, Lieb, auch meinen Augen!

Ja, so standen wir einander gegenüber in dem gelblich grauen, gespensterhaften Dämmerungsschein. Er las alles in meinen unglücklichen flehenden Augen und sagte: Verzeihen Sie mir!

Es ist meine Schuld, sagte ich, aber den Mann, dem ich mein Wort gegeben, kann ich nicht betrügen.

Er ergriff ehrerbietig meine beiden Hände.

In demselben Augenblick ging die Sonne auf und beschien die frischen, grünenden Buchen.

Da sagte er: Mit diesem Sonnenaufgang endet mein Tag! Was das Leben mir nun noch bieten kann, ist nichts!

Und dann ging er, ohne sich umzuwenden.

Helene, glauben Sie an eine Nemesis? Ich glaube daran! Als ich verzweifelt von dannen stürzte, strauchelte ich und verrenkte mir den Fuß kurz vor dem Hause meiner Tante. Ein Arzt mußte geholt werden; und man brachte mir einen jungen Laffen vom Ball, mit dem ich noch vor wenig Stunden getanzt hatte.

Einen Monat mußte ich das Bett hüten. Die Hochzeit wurde hinausgeschoben. Mir graute vor dem Tag, an dem ich aufstehn sollte. Ich lag ja den ganzen Tag da und las Romeo und Julia. Und meine Tränen flossen jedesmal, wenn ich die Schlußzeilen las:

Denn niemals gab es ein so herbes Los
Als Juliens und ihres Romeos.

Am nächsten Tage fing ich wieder von vorn an!

Endlich mußte ich aber aufstehn. Wenn meine Tante meine verweinten Augen sah, sagte sie immer: Jetzt wirst du deinen Verlobten ja bald sehen.

Er hatte eine längere Reise ins Ausland unternommen, um allerlei Einkäufe für das Gut und für die Hochzeit zu machen, und erfuhr erst kurz bevor er mich wiedersah, daß ich krank gewesen sei.

Als er heim kam, war ich still. Meine Eltern ahnten nichts. Sie glaubten nur, daß es eine Folge meines Fehltritts sei. Ja, das ist ein doppelsinniges, zweischneidiges Wort!

Er fragte mich besorgt: Fehlt dir etwas? Da erzählte ich ihm alles!

Helene, Sie haben wohl erraten, wer der Mann war, mit dem ich in jener Nacht zum ersten und zum letztenmal zusammen war?

Helene fiel Großmutter um den Hals und flüsterte: Das war Vater!

Ich sah gleich am ersten Tage die auffallende Ähnlichkeit zwischen Ihnen und ihm! fuhr Großmutter fort. Sie sind seine Tochter in allem! Aber zu meiner Geschichte zurück. — Als ich meinem künftigen Gatten alles erzählt hatte, sagte er sanft und liebevoll: Sollte ich dir zürnen, weil du ihm von deinem Reichtum ein Scherflein abgegeben hast?

Hier richtete sich Großmutter auf und sagte mit flammenden Augen: Helene! Mein Gatte war der, der das Scherflein bekam!

Ein lautes Donnergetöse bekräftigte dieses Wort; entsetzt sank Großmutter auf den Stuhl nieder.

Einen Augenblick später fuhr sie fort: Er war immer fröhlich und zufrieden; ich aber vergaß niemals, daß ich eine Nacht in dem goldnen Schlosse des Glücks geweilt hatte.

Nachdem wir einige Jahre verheiratet gewesen waren, starb er. Auf seinem Totenbette sagte er: Du hast mich glücklich gemacht!

Hier ergriff sie Helenens Hand und sagte: Ihrem Vater habe ich ein Unrecht zugefügt, das soll an Ihnen, seinem Kinde, wieder gut gemacht werden. Da der liebe Gott mir das vergönnt, glaube ich auch, daß er mir verziehen hat. Und jetzt kann ich etwas für Sie tun, mein geliebtes Kind. Durch Gottes Fügung stehe ich ja hier an Ihres Vaters und an Ihrer Mutter statt!

Aber was würden Sie sagen, wenn man an einer andern Stelle hier in der Gegend heute Abend Ihren Untergang beschlossen hätte? Man hat das sicher beabsichtigt. Aber durch einen wunderbaren Zufall bin ich in die Lage gesetzt worden, es zu verhüten.

Sie haben heute einen Brief geschrieben!

Ja, antwortete Helene unsicher, an meine Freundin in Schweden, und ich habe ihn selbst auf die Post gebracht.

Nein, mein Kind, da sind Sie in einem großen Irrtum befangen. Denn ein Bruchstück des Briefes ist heute Abend vor der Naerumschen Wohnung dem in die Hände geweht, der es mir gebracht hat. Er hatte vorher Fräulein Ipsens Stimme gehört — also wird sie wohl der ehrliche Finder sein, wie in der Zeitung zu stehn pflegt. Hier haben Sie es!

Sie holte dabei das corpus delicti hervor und legte es auf den Tisch.

Helene griff mit zitternden Händen danach und rief: Dann ist sie es also gewesen, die ich hörte, als ich im Walde saß und schrieb; und in meiner Erregung habe ich diese Blätter verloren, als ich sie in den Umschlag stecken wollte.

Helene saß unschlüssig da, das Dokument in der Hand, starrte sie vor sich hin.

Das Gewitter war indessen von neuem losgebrochen. Blitz und Donner folgten Schlag auf Schlag, und der Regen strömte herab, als seien alle Schleusen des Himmels geöffnet.

Jetzt ist es Zeit zum Handeln! sagte Großmutter. Die Apothekerin hat sicher den Entschluß gefaßt, Sie zu verabschieden; aber wir wollen ihr zuvorkommen. Heute Abend packen wir unsre Koffer. Alles übrige überlassen Sie nur mir. Bei diesem herrlichen Wetter kommt in den nächsten zwei Stunden niemand zuhause.

Während dieser Monate, wo ich im Bett gelegen habe, habe ich durch Preben und Anna alles erfahren. Ich weiß, wie Sie behandelt worden sind, schändlich, niederträchtig, herzlos! Hören Sie nur, wie es da oben donnert; jetzt hält der Herr Gericht über dieses Haus. Und morgen habe ich noch ein kleines Wort zu reden!

Bis sich Ihnen ein Ausweg öffnet, will ich für Sie sorgen. Und ich werde auch an die kleine, kluge Betty und an Ihre Mutter denken. Kein Wort darüber und keinen Dank! Es ist mein Trost und meine Freude, Ihnen, der Tochter des Mannes, den ich geliebt und betrogen habe, ein wenig Freude zu bringen. Ach, mein Glück war so kurz!

Da füllte sich plötzlich das Zimmer mit einem zarten Duft.

Großmutter und Helene sahen zu dem Fenster hinüber. An dem schlangenartigen Kaktus prangte eine eben erschlossene, schimmernd weiße Blüte mit gelben Staubfäden.

Da rief Großmutter: Die Königin der Nacht. — Wahrlich, sie ist ein Bild meines Glückes, das nur eine einzige, reine, weiße Liebesblüte trieb, die sich in einer Nacht entfaltete und wieder schloß, aber noch immer in meinem Herzen duftet!

Nach einer Weile fügte sie mit wehmütigem Lächeln hinzu: Sehen Sie diese Schleife! Es ist der Rest der Schärpe, die ich in jener Nacht trug, als die wunderbarste von allen Blumen, die Glücksblume der Liebe, mich mit ihrem süßen Duft berauschte!

Und nun ein Glas von dem schäumenden Trank, ein Glas zur Erinnerung an jene Zeit, wo mein Blut so brauste wie er, und ein Glas auf die Freiheit, der Sie jetzt entgegengehn!

Sie schenkte den perlenden Wein in die Gläser. Und zu ihrem Erstaunen sagte Helene, indem sie das Glas erhob und mit Großmutter anstieß: Ja, die Freiheit lebe, die Freiheit von allen Haustyrannen, namentlich von dem, der sich Beherrscher der Frau nennt! Ich will frei sein! Kein Mann soll mich in Fesseln legen!

Sie leerten das Glas bis auf den Grund. Lächelnd sagte Großmutter: Aber mein liebes Kind, wer ist denn der fürchterliche Sklavenvogt, der Sie fesseln will?

Da schlugen die Ereignisse des Tages wie Wellen über Helenens Kopf zusammen, und sie fiel Großmutter weinend um den Hals. Diese aber sagte: Lassen Sie es nur gut sein! Und jetzt gehn Sie hinüber und an die Arbeit! Auf Wiedersehen, morgen!

Helene eilte in ihr Zimmer. Und während das Gewitter immer ärger tobte, packte sie schnell all ihr Hab und Gut in die Koffer.

In der Ferne sah sie die Grönager Kirche, die wieder und wieder von den flammenden Blitzen beleuchtet wurde.

Ja, wüßte sie nur, was zu ihrem Frieden diente!

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. In der Presse des Auslands begegnen wir der Feststellung, daß die Enthüllungen des Pariser Matin wegen einer Landung von hunderttausend Engländern in Schleswig-Holstein in Deutschland mit Ruhe aufgenommen worden sind. Keine Aufregung, keine Beeinflussung der Börse, vielleicht sogar etwas weniger Entrüstung, als aus diesem oder jenem Grunde wünschenswert gewesen wäre. Die Engländer dürfen es ihren deutschen Vettern nicht übel nehmen, wenn sie die Ankündigung des ungebetnen Besuchs zunächst als einen schlechten Scherz zu betrachten die Neigung hatten. Als das preußische Gardekorps im Jahre 1866 in der Gegend von Voitelsbrunn, in der Nähe von Wien, eins seiner letzten Biwaks hatte, verbreitete sich dort die Nachricht, „daß der Franzose frech werde," und daß deswegen, was auch tatsächlich richtig ist, ein Abmarsch des Gardekorps nach Linz und von dort an den Rhein in Aussicht sei. In einer der Feldzugserinnerungen wird erzählt, wie darauf ein älterer Westfale des siebenten Jahrgangs ruhig entgegnet: „Na, nun sind wir mal dabei, nun können wir dem die Jacke auch noch auswaschen!" In jenen Tagen erklang dann an den Wachtfeuern zum erstenmal die den Soldaten aus dem Rheinlande schon geläufige Melodie der Wacht am Rhein. In ähnlicher Richtung mag sich der Gedankengang unsrer Bevölkerung der angekündigten englischen Landung gegenüber bewegt haben. „. . . Wenn wir einmal dabei wären. . . ." Der Matin tuts übrigens billig. Die France militaire, die vor wenig Wochen sich und ihren Lesern mit denselben Phantastereien die Zeit vertrieb, wollte wenigstens zweihunderttausend Mann dazu in Bewegung gesetzt wissen, die auf Kiel marschieren und den Hafen samt der darin blockierten deutschen Flotte wegnehmen sollten. Kinderspiel!

Es zeugt für ein erfreuliches Selbstvertrauen in unserm Volk, daß solche militärischen Spielereien des Auslandes bei uns ohne äußern Eindruck bleiben, allerdings solange sie nur auf dem Papier stehn. Als die englische Flotte Ende August unerwartet schnell vor Swinemünde eintraf, legte sich dort doch ein beengender Druck auf die Gemüter, bis am nächsten Morgen der Hausherr erschien und dem

Engländer kräftig die Hand schüttelte. Die Enthüllungen des Matin, gleichviel wie hoch oder wie niedrig die Grundlagen einzuschätzen sein mögen, auf denen sie beruhen, haben die Frage einer feindlichen Landung und der dagegen vorzubereitenden Abwehrmittel doch aus der theoretischen in die praktische Erörterung gerückt. „Bereit sein ist alles," und die oberste Leitung unsrer Streitkräfte lebt doch noch zu sehr in der Moltkischen Tradition, als daß sie sich irgendwo und irgendwie überraschen lassen würde. Jeder feindlichen Macht gegenüber, die über die See an unsre Küsten herangetragen werden muß, sind wir zunächst auf die Abwehrmittel der Flotte angewiesen, und es tritt die seit Monaten tausendfach erörtete Frage: Sind wir zur See stark genug, und wie stark müssen wir sein? mit Notwendigkeit in den Vordergrund. Es kommt ja dabei nicht allein auf die Zahl der Schiffe an. Die Verteidigung zur See kann nicht immer nur offensiv sein, namentlich Landungsversuchen gegenüber wird sie auch stark mit der Defensive zu rechnen haben. Der Krieg in Ostasien hat von neuem gelehrt, daß Minen, Hafensperren, Forts und Küstenbatterien dabei eine sehr große Rolle spielen, und die diesjährigen großen Minenübungen auf der Elbe, die Küstenschießübungen bei Swinemünde lassen erkennen, daß auch diesem Zweige unsrer Seeverteidigung die gebührende Aufmerksamkeit zuteil wird, wenn sich auch selbstverständlich alle Vorbereitungen auf diesen Gebieten möglichst geräuschlos der öffentlichen Aufmerksamkeit entziehn oder doch entziehn sollten. Es mag hier eingeschaltet werden, daß von Kiel, Wilhelmshaven und Cuxhaven aus darüber immerhin manche Zeile zu viel geschrieben und gedruckt wird. Die novarum rerum cupidi, die sich für solche Dinge interessieren, wohnen doch weit weniger in Deutschland als im Auslande.

Bei der Flottenvorlage von 1900 ist mit einer Eventualität, wie sie uns neuerdings handgreiflich vor die Augen gerückt wird, nicht gerechnet worden. Man hatte damals wohl mehr die Bündnisfähigkeit Deutschlands zur See ins Auge gefaßt, wodurch wir auch England gegenüber vielleicht stark genug gewesen wären. Aber die russische Flotte, die dabei zunächst in Betracht kam, kann für die nächsten zehn Jahre kaum in Rechnung gestellt werden. Da die englische Regierung jedoch der Ansicht ist, daß sie im Falle eines deutsch-französischen Kriegs, sie möge wollen oder nicht, durch den Druck der öffentlichen Meinung ihres Landes zum Eingreifen an der Seite Frankreichs gezwungen sein würde, so ist es doch sehr fraglich, ob diese Strömung der öffentlichen Meinung in England, deren Vorhandensein nun einmal nicht in Abrede gestellt werden kann, geneigt sein wird, zehn Jahre zu warten, bis wir endlich unsre achtunddreißig schlachtfähigen Linienschiffe beisammen haben, oder bis eine russische Flotte vorhanden sein wird, und vor allen Dingen auch eine russische Regierung, die geneigt sein sollte, im Bunde mit Deutschland den Kampf gegen England aufzunehmen. Die Motive zu einem solchen Schritte Rußlands könnten immer nur von England selbst geschaffen werden, und die englische Politik wird sicherlich ihr möglichstes tun, sich zwischen Deutschland und Rußland zu klemmen, nicht aber beide Mächte zusammenhämmern. Die Verhältnisse sind auch in Rußland andre geworden als im Jahre 1863, wo Alexander der Zweite, der österreichisch-westmächtlichen Harcelierungen müde, dem Könige von Preußen ein Waffenbündnis gegen Österreich und Frankreich anbot, das bekanntlich trotz dem Frankfurter Fürstentage von Preußen abgelehnt wurde.

Die diesjährige Ostseefahrt der englischen Flotte hat für unsre Marinekreise die englische Überlegenheit zur See in eine neue Beleuchtung gerückt. Die englische Übermacht ist groß genug, im Bunde mit Frankreich erst recht, unsre Schlachtflotte in der Nordsee festzuhalten, und doch noch starke Geschwader durch die dänischen Gewässer in die Ostsee zu entsenden, wo sie recht viel Schaden anrichten könnten, ohne auf namhaften Widerstand zu stoßen. Bei einem französisch-englischen Kriege gegen uns ist es ferner für Dänemark ganz ausgeschlossen, neutral zu bleiben. Es würde vielleicht mit Deutschland gehn, wenn wir ihm die Deckung von Kopenhagen garantieren könnten. Da wir aber die Elbe, den Nordostseekanal und Kopenhagen nicht auf einmal verteidigen können, so wird sich Dänemark wohl oder übel gezwungen

sehen, die Basis für eine englisch-französische Operation abzugeben. Es ist deshalb anzunehmen, daß eine feindliche Landung nicht an der deutschen, sondern an der dänischen Küste geschehen wird, möglichst weit von der Elbe und damit möglichst gedeckt gegen deutsche Störung oder Behinderung. Es ist sogar sehr wohl denkbar, daß während eine große Schlachtflotte die unsrige auf der Elbe festhält, die Transportflotte unter ausreichender Deckung ihren Weg nach Norden nimmt. Unsern Torpedodivisionen wird es ja an Kühnheit nicht fehlen, gegen ein solches Objekt vorzugehn, aber je weiter entfernt von deutschen Häfen sich eine feindliche Transportflotte bewegt, desto schwieriger wird der Angriff für unsre Torpedodivisionen.

Die Annahme ist weit verbreitet, daß die Marineverwaltung nicht säumen werde, die jetzt für jedermann erkennbar gewordne Situation zu benutzen, dem Lande mit voller Klarheit zu sagen, welcher Mittel die Flotte noch bedarf, um für absehbare Zeit auf der Höhe ihrer Aufgabe zu bleiben. Auch für die Leitung der deutschen Gesamtpolitik ist es nichts weniger als gleichgiltig, ob sie mit einer Flotte rechnen kann, die stark genug ist, nicht nur eine feindliche Schlachtflotte in Schach zu halten, sondern auch den Transport feindlicher Heeresmassen über See zu einem sehr gewagten Unternehmen zu machen. So viel man hört, beabsichtigt aber die Marineverwaltung nicht, über den vom Admiral von Tirpitz vor der Budgetkommission des Reichstags im Februar d. J. gezognen Rahmen hinauszugehn, wesentlich aus finanziellen Rücksichten, weil befürchtet wird, daß die Reichsfinanzen vom Reichstage nicht die Stärkung erfahren werden, die nötig wäre, die Marine für solche Aufgaben in den Stand zu setzen und der Reichspolitik die Schwingen frei zu machen. Sollte der Reichstag in dieser Beziehung wirklich versagen, so würde die Frage, was wichtiger und dringender ist, ob *Deutschland* oder ob die heutige parlamentarische Einrichtung, immer stärker in den Vordergrund rücken.

Gegen feindliche Landungen, die sich auf *deutschem* Gebiete vollziehn sollen, können beizeiten Vorkehrungen getroffen werden, die außerhalb der Tätigkeit der eigentlichen Schlachtflotte liegen und deren unmittelbare Mitwirkung im eigentlichen Sinne nicht nötig haben. Die Punkte, an denen Landungen im großen Stil überhaupt möglich sind, sind ja zu zählen und genau festzustellen. Anders gestaltet sich die Sache, wenn, wie nach der letzten Ostseefahrt der englischen Flotte mit Sicherheit anzunehmen ist, die Landung an der *dänischen* Küste stattfindet, und Dänemark mit seinen reichen Hilfsquellen zur feindlichen Operationsbasis gemacht wird. Dabei fiele schon die ganze Belastung des Proviant- und vielleicht auch des Munitionsnachschubes weg, die gerade bei der englischen Armee sehr schwer ins Gewicht zu fallen pflegen. Ein feindliches Heer auf dänischem Gebiet könnte ferner dort seine Verwundeten und Kranken unterbringen, es fände dort Pferde und Fuhrwerk zur Genüge, kurzum, der eigentliche Nachschub würde sich fast ganz auf Ergänzung des Mannschaftsbedarfs beschränken. Nach einmal vollzogner Landung, die durch die Flotte nicht vereitelt worden wäre, würde unsrer Landarmee eine ganz bedeutende Mehrarbeit zufallen. Wir haben aber im Falle eines großen Krieges nicht nur mit der Westgrenze, sondern auch mit unsern polnischen Gebieten und andern Dingen zu rechnen, um so mehr ist es *Pflicht der Flotte, der Landarmee jede Mehrbelastung abzunehmen und sich dazu rechtzeitig in den Stand zu setzen*. Es ist dies die ratio ihres Daseins, und diese hängt so sehr mit unsrer Gesamtpolitik zusammen, daß man wohl sagen darf, ein auf diese Eventualitäten hin bemessener Ausbau der Flotte ist nicht nur eine militärische, sondern *eine politische Frage ersten Ranges für Deutschland*. Eine Landung auf *deutschem* Gebiet könnte mit verhältnismäßig geringen Kräften abgewiesen, wenn nicht schon auf der See verhindert werden. Eine Landung auf *dänischem* Gebiet wäre auf der See viel schwerer zu verhindern und würde, sobald sie vollzogen wäre, unsrer Landarmee weit größere Aufgaben stellen.

Fast überraschend schnell ist ein Personenwechsel in der Leitung des preußischen Handelsministeriums eingetreten. Als der bisherige Handelsminister noch vor wenig Tagen in Berlin eine öffentliche Rede hielt, scheint er das Bewußtsein, daß dies

seine ministerielle Abschiedsrede sein werde, noch nicht gehabt zu haben. Herr Möller war gewiß ein tüchtiger und gewissenhafter Parlamentarier. Bei seiner Berufung war die Absicht maßgebend, nicht nur der politischen Richtung, der er angehörte, sondern auch den wirtschaftlichen Kreisen, in deren Mitte er stand, eine Vertretung in der Regierung zu sichern. Wie die Landwirtschaft, so sollten auch Handel und Industrie durch einen Fachmann, der aus dem praktischen Leben und nicht aus der Beamtenlaufbahn hervorgegangen war, im Staatsministerium vertreten sein. Der Versuch ist nicht geglückt. Der Nachfolger des Herrn Möller, der bisherige Oberpräsident Delbrück, galt seit Jahren als Ministerkandidat. Er hat als Oberbürgermeister an der Spitze von Danzig große Umsicht, schöpferische Initiative und ein hervorragendes Verwaltungstalent bekundet. Ob das Maß seiner Fähigkeiten auch für die sehr viel größern Aufgaben des Staatsministers ausreichen wird, muß sich bald zeigen. Wir haben wiederholt Minister gehabt, die als Landräte und Regierungspräsidenten, sogar als Oberpräsidenten, einen bedeutenden Ruf hatten und sich doch in der ministeriellen Tätigkeit nicht durchsetzen konnten. Vielleicht ist es das Wichtigste und dieser Umstand für die Wahl des Herrn Delbrück entscheidend gewesen, daß mit ihm in das Staatsministerium endlich wieder eine Kraft eintritt, die mit den Verhältnissen der polnischen Landesteile genau vertraut ist und so der Ostmarkenpolitik aus eigenster Kenntnis der Dinge einen starken und sachgemäßen Rückhalt zu verleihen vermag. Der Augenblick ist ohnehin schon nahe genug heran gekommen, wo es notwendig sein wird, nicht nur in Posen und Westpreußen zu einschneidendern Maßnahmen überzugehn, sondern der Ausbreitung des Polonismus auf weite Gebiete des Staats — und den damit für Krieg und Frieden verbundnen Gefahren — näher ins Auge zu sehen. Nächst den Ministern Studt und Bethmann-Hollweg ist der neue Handelsminister der dritte, der vom Posten eines Oberpräsidenten in das Staatsministerium tritt. Man behauptet, daß er das Handelsministerium ungern angenommen habe. Es ist für ihn wohl nur eine Stufe auf der Leiter, und die Ostmarkenpolitik, obgleich er ressortmäßig mit ihr weniger zu tun hat als als Oberpräsident, mag für ihn ausschlaggebend gewesen sein.

Der große Berliner Elektrizitätsstreik, der nicht nur die Gefahr einer großen Ausdehnung in sich barg, hat mit einer Niederlage der Streikenden und der Agitatoren geendet. Leider hat er nicht nur eine große wirtschaftliche Störung für die betroffnen Werke zur Folge gehabt, sondern etwa dreißigtausend Arbeiter haben ihn mit Einbüßung ihres Lohnes bezahlen müssen, darunter viele alte verständige Arbeiter, die nur sehr widerwillig dem auf sie geübten Zwange gefolgt sind, sich aber trotz diesem Lehrgelde nicht dazu aufraffen werden, die Sklavenketten ihrer Organisation abzuschütteln, die jedenfalls unendlich viel härter sind als das angebliche Joch der durchaus wohlwollend gesinnten Leiter der Werke. Von Interesse wäre es bei einer Fortsetzung des Kampfes gewesen, ob die Akkordarbeiter, wie ihnen von den Agitatoren geraten worden war, die Arbeitgeber verklagt hätten, weil diese es ablehnten, den vollen Lohn für unvollendete Akkordarbeit zu zahlen. Nach der Anerkennung der Berufsvereine würden die Arbeitgeber jedenfalls in der Lage sein, sich an diesen für die Verluste schadlos zu halten, die durch Nichtvollendung von Akkordarbeit bei einem Streik entstünden. Der Kampf, der diesesmal nicht ein Lohnkampf war, sondern nur der Machtfrage galt, hat außerdem noch eine neue Erscheinung gezeitigt. Den Gipfel sozialdemokratischer Unverfrorenheit erreichte der Singer-Aronsche Antrag in der Berliner Stadtverordnetenversammlung, eine halbe Million aus der Stadtkasse für die von der Aussperrung betroffnen Arbeiterfamilien zu bewilligen. Dieser Antrag war direkt ein Schlag in das Gesicht der bürgerlichen Gesellschaft und verlangte nicht mehr und nicht weniger als deren schimpfliche Kapitulation vor der Sozialdemokratie. Das Aussperrungsrecht mit dessen unvermeidlichen Folgen für die Arbeiter ist das unabweisbare Gegengewicht für das Koalitionsrecht. Beide stehn und fallen gemeinsam, und es ist eine unverschämte Zumutung, dieses Aussperrungsrecht durch Aufwendung öffent-

licher Mittel illusorisch zu machen. Ähnliche Anträge waren von den Gemeindevertretungen einzelner Berliner Vororte schon abgelehnt worden, der Antrag Singers hätte auch in der Stadtverordnetenversammlung, jedenfalls beim Magistrat, keine Annahme gefunden und ist denn auch wohl aus Furcht vor einer präjudizierenden Niederlage rechtzeitig zurückgezogen worden, nachdem er seinen eigentlichen Zweck, den Arbeitern durch Zuwendungen aus andrer Leute Taschen zu imponieren, erreicht hatte. Aber es ist wohl zu erwarten, daß die Staatsaufsichtsbehörden der Frage einer solchen mißbräuchlichen Anwendung öffentlicher Gelder, wie der Antrag Singers sie verlangte, gelegentlich näher treten. *§*

Eine Beschwerde des Grafen Hoensbroech. In einer nochmaligen kurzen Abfertigung Denifles (im 34. Heft, S. 445) habe ich gesagt: Katholiken „von solcher Blindheit dürfen sich nicht darüber wundern und beschweren, wenn ein Hoensbroech in der ganzen Geschichte des Papsttums, ein Haeckel im ganzen Christentum nichts als einen greuelvollen Unsinn findet.“ Der Herr Graf, dem das Artikelchen erst kürzlich zu Gesicht gekommen ist, sieht sich dadurch veranlaßt, an die Redaktion der Grenzboten ein Schreiben zu richten, dessen meritorischer Teil, wie sies in Wien nennen, lautet:

„Dieser derben Unwahrheit gegenüber erwarte ich von Ihrer Loyalität, daß Sie in Ihrer Zeitschrift feststellen, daß ich in der Einleitung zu meinem Werke: »Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit« (I. Bd., S. 7, 4. Aufl.) schreibe: »Und in der Tat, das Papsttum als sozial-kulturelle Großmacht verdient Staunen und Bewunderung. Es ist die älteste aller jetzt bestehenden Kulturmächte, alle übrigen sind ihm gegenüber Kinder; ein gutes Stück ihres Lebens haben sie von ihm. Es hat in die Barbarei und in die sittliche Fäulnis des Heidentums christliche Aufklärung und christliche Reinheit hineingetragen. Wissenschaft und Kunst haben am Papsttum ihren tatkräftigen Schützer und Beförderer gefunden. Gewiß, unter Wahrung geschichtlicher Treue kann man auf das Papsttum als sozialen und kulturellen Segensspender eine Lobrede schreiben.« Eine vollere Anerkennung der guten Seiten des Papsttums ist nicht denkbar. Diese ausführlich darzulegen, lag aber bei Abfassung meines Werkes nicht in meiner Absicht, wie ich in Vorwort und Einleitung klar hervorhebe, sondern ich beabsichtigte, die behauptete Göttlichkeit des Papsttums dadurch zu entkräften, daß ich die Schattenseiten seines Wirkens hervorhob. Aber, wie gesagt, die guten Seiten habe ich als vorhanden voll anerkannt.“

Die vierte Auflage des Werkes kenne ich nicht. In der ersten stehn jedoch die hier zitierten Sätze ebenfalls auf Seite 7. Ich bekenne, daß ich an sie nicht gedacht habe. Aber wer wird noch an eine solche Verwahrung in der Einleitung denken, wenn sich ihm das schreckliche Bild der Geschichte des Papsttums eingeprägt hat, das die beiden rund 1300 Seiten starken Bände des Werkes entrollen, die schon durch ihre Untertitel: „Inquisition, Aberglaube, Teufelsspuk und Hexenwahn“ und „Die ultramontane Moral“ jedem Kenner der heutigen konfessionellen Polemik im voraus sagen, was er zu erwarten hat, und seine Erwartung sogar noch übertreffen. Die Verwahrung in der Einleitung kann an meiner Überzeugung nichts ändern, daß ein solches Verfahren den Grundsätzen einer gewissenhaften Wissenschaft widerspricht. Es ist genau so, wie wenn ich das, was ich gelegentlich über die Schattenseiten der neuern englischen Geschichte gesagt habe, zu einem zweibändigen Werke ausspinnen, den ersten Band: „Kolonial-, Fabrik- und Grubengreuel,“ den zweiten: „Der englische Cant,“ das Ganze aber: „England in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit“ betiteln wollte. Alle Historiker würden mir entrüstet zurufen: Du hast dein Publikum belogen, und daran kann auch deine Bemerkung in der Einleitung nichts ändern, neben der scheußlichen Seite habe die neuere englische Geschichte auch ihre gute und löbliche. Der richtige, nicht irreführende Titel würde lauten: „Die Verbrechen des englischen Kapitalismus.“

Also Hoensbroech durfte sein Werk schreiben, aber es nur unter dem richtigen Titel: „Die Verbrechen des Papsttums“ herausgeben. Freilich gibt es auch, abgesehen von dem irreführenden Titel, noch zu schweren Bedenken Anlaß. Ich spreche nicht von der vielleicht nicht über jeden Zweifel erhabnen Zuverlässigkeit aller der unzähligen Einzelheiten, die zu prüfen mir Zeit und Hilfsmittel fehlen, sondern nur von der tendenziösen Darstellung, die ich im 1. Bande des Jahrgangs 1901, S. 194 und im 4. Bande des Jahrgangs 1902, S. 165 kritisiert habe. Bei der heutigen Wichtigkeit der Sache würde es die Mühe lohnen, wenn einige Historiker von Bedeutung meine Kritik der Methode Hoensbroechs prüfen wollten. Findet sie einer der Herren ungerecht oder wissenschaftlich anfechtbar und begründet sein Urteil in den Grenzboten oder sonstwo, so nehme ich gern Belehrung an.

Das ist die wissenschaftliche Seite der Sache. Nun noch ein Wort über die praktische! Da die deutschen Katholiken weder ausgerottet noch zum evangelisch-lutherischen Glauben bekehrt werden können, so fordern das nationale und das Staatsinteresse die Verständigung mit ihnen auf der Grundlage gegenseitiger aufrichtiger und herzlicher Anerkennung der Berechtigung beider Konfessionen. Die protestantische Geschichtsforschung und Philosophie hat diese Grundlage geschaffen, aber der publizistischen Polemik nach zu urteilen, ist die protestantische Bevölkerung heute weniger als je geneigt, sich auf diese Grundlage zu stellen. Sie hierzu zu bewegen, ist die eine Hälfte der Aufgabe, und für deren Lösung hat, so viel ich weiß, Graf Hoensbroech bisher nichts geleistet. Die andre Hälfte, den Katholiken die Anerkennung der nicht bloß staatsrechtlichen, sondern idealen innern Berechtigung der evangelischen Kirche abzuringen, wird außerordentlich erschwert durch das katholische Dogma, das noch nicht, gleich dem orthodox-lutherischen, seine praktische Geltung eingebüßt hat. Dieses Dogma bezeichnet schlankweg die katholische Form des Christentums als die allein wahre, allein berechtigte, allein seligmachende, die evangelische als einen die Seligkeit gefährdenden Irrtum und befiehlt zwar die Irrenden zu lieben, den Irrtum aber zu verabscheuen und an seiner Ausrottung zu arbeiten. Bei dieser Auffassung ist eine herzliche Verständigung mit den Andersgläubigen, die aus den im Glauben getrennten Brüdern ein Volk schüfe und den konfessionellen Unterschied zu einer Schattierung in der Auffassung der beiden Teilen gemeinsamen Religion herabsetzte, nicht denkbar. Die Katholiken müssen also ihr Dogma von der Kirche, den Anspruch auf die Göttlichkeit ihrer Kirche im dogmatischen Sinne, endlich einmal aufgeben. Sie dazu zu bewegen, daran arbeite ich. Daran arbeitet auch Hoensbroech, aber in zweckwidriger Weise. Freilich ist, wie er ganz richtig urteilt, das Mittel dazu die Hervorhebung der Schattenseiten des Papsttums, seiner theoretischen Irrtümer und historischen Mißverdienste. Aber diese müssen in einer Weise behandelt werden, die den Katholiken das Lesen der Beweisführung möglich macht. Hoensbroechs Werk wird nur von Leuten gelesen, die den Nachweis nicht brauchen, weil sie, wenn sie noch an den Teufel glaubten, das Papsttum für eine Stiftung des Teufels halten würden, und die Hoensbroech zujubeln, weil er ihnen neuen Stoff für eine gehässige Polemik liefert. Die wenigen Katholiken, die es zur Hand nehmen, überzeugt es nicht, sondern erbittert es. Anstatt also die Versöhnung anzubahnen, vertieft und verschärft es die Feindschaft. Aus diesem Grunde werde ich, so lange mir ein Organ offen steht, die Hoensbroech ebenso bekämpfen wie die Denifle.

Daß in Anbetracht der Einleitungsworte Hoensbroechs die von ihm angefochtne Bemerkung verfehlt im Ausdruck genannt werden muß, räume ich ein. Ich hätte etwa schreiben sollen, wie ich auch sonst wohl schon geschrieben habe: Katholiken von solcher Blindheit dürfen sich nicht darüber beschweren, wenn ein Hoensbroech eine Skandalgeschichte des Papsttums für dessen Geschichte ausgibt, oder: wenn ein Hoensbroech allen Schmutz der Papstgeschichte zusammenkehrt und darüber schreibt: Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Karl Jentsch

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang

Nr. 43

Ausgegeben am 26. Oktober 1905

Inhalt:

	Seite
Salzburg und die Tauernpässe. Von Otto Kaemmel	171
Rußlands Kritiker. Von V. Wittschewsky	180
Was ist eigentlich der Mittelstand? Von Hugo Böttger	184
Die Kolonialschule zu Witzenhausen	191
Die Lebensschicksale eines geisteskranken Fürsten zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges	194
Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren. Lebenserinnerungen von Robert Thomas (Schluß)	202
Junge Herzen. Erzählung von Christopher Boeck. (Fortsetzung)	212
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Arbeiterinnen	222

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

W. Schaffer
Jesse James
$3000 Wagon

Oldtimers and the Automobile

A few years ago, when the automobile was in its infancy, a group of oldtimers in Hartford, Connecticut, used to meet regularly to discuss the new contraption. Most of them were old enough to remember the days when the horse was the only means of transportation, and they were inclined to look upon the automobile as a passing fad. Some of them had even refused to ride in the new vehicles, preferring the safety of their horses and buggies.

One day, a young man named Charles Duryea, who had built one of the first gasoline-powered automobiles in America, came to the meeting and tried to convince the oldtimers that the automobile was here to stay. He drove his car around the block and then invited each of the oldtimers to take a ride with him.

One by one, the oldtimers climbed into the car and took a short ride. By the end of the day, they had all become converts to the new technology. They realized that the automobile was not just a passing fad, but a revolutionary invention that would change the world.

und dem Radstadter Tauern keine einzige fahrbare Straße. Erst vom Hafnereck aus zweigen sich die Niedern Tauern von den Kärntner Alpen ab, die beide durch das Längstal der Mur getrennt, einige bequemere Pässe bieten; im Norden legen sich ihnen die salzburgischen und die österreichischen Kalkalpen vor, durch das Ennstal von den Zentralketten geschieden, im Süden, jenseits des Drautales, die karnischen Alpen und die Karawanken. So sind die bequemern östlichen Linien die längsten, die kürzern westlichen die schwierigsten, und alle haben nicht, wie der Brenner, der Gotthard und die Mehrzahl der rätischen Pässe, eine einzige, sondern mehrere Ketten zu überschreiten.*)

Trotz dieser in mancher Beziehung schwierigen Terrainverhältnisse hat sich doch in den Ostalpenländern in sehr früher Zeit ein reger Verkehr entwickelt, denn sie bargen und bergen Naturschätze, die auch aus größerer Entfernung die Nachbarn anlockten: Salz, Eisen und Gold. So hat sich hier schon seit dem fünften Jahrhundert v. Chr. in keltischer Zeit, in der Periode des blühenden italischen (etruskischen) Bronze- und Bernsteinhandels zwischen Adria und Ostsee eine hohe Kultur entfaltet, von der vor allem das große Gräberfeld bei Hallstatt im Salzkammergut, einer uralten, unerschöpflichen Fundstätte des Salzes, eine klare Vorstellung gibt. Dieser Bodenreichtum zog auch die Römer an; als sie die Hegemonie über Italien errungen und die Kelten der Potiefebne überwältigt hatten, drangen sie in die etruskischen Handelswege ein und gründeten 183 v. Chr. ihr großes Emporium Aquileja an der Nordküste des Adriatischen Meeres als Ausgangspunkt für ihre Beziehungen zu Noricum und den Donauländern. Mit dem Freundschaftsvertrage von 115, demgemäß römische Heere schon 113 den Kimbern bei Noreja, an dem niedrigen Sattel zwischen dem obern Murtal und dem Draugelände entgegentraten, gerieten die Tauriskер in Noricum schon in eine gewisse politische Abhängigkeit von Rom, und im Jahre 15 v. Chr. unterwarfen sie sich den Stiefsöhnen des Augustus, Drusus und Tiberius, ohne großen Widerstand. Doch blieb das Land als „Königreich" (regnum), dessen Landesherr der Kaiser war, in einer freiern Stellung zum Reiche und wurde erst unter Claudius in eine Provinz verwandelt, erhielt später unter Marc Aurel nach den Erfahrungen des Markomannenkrieges (161 bis 180) auch eine Legion (in Lauriacum, Lorch bei Enns) als Besatzung.

Alsbald nach der Besitzergreifung nahmen die Römer den Bau von Militärstraßen in Angriff, die von Aquileja ausgingen. Die östlichste schnitt nur auf der Strecke über Emona (Laibach) und Celeja (Cilli) nach Pötovio (Pettau) an der Drau, dem ältesten Legionslager, die Ausläufer der Ostalpen; weiter nordwärts umging sie diese und erreichte die Donau durch das pannonische (west-

*) Für das Folgende nenne ich nur einige zusammenfassende Werke, ohne auf einzelnes einzugehn, zunächst meine eigne „Entstehung des österreichischen Deutschtums," I (1879), dann Die Deutschen in Nieder- und Oberösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain (in dem Sammelwerke: Die Völker Österreich-Ungarns, I, 1881), Pichler, Salzburgs Landesgeschichte (1865), M. Vancsa, Geschichte Nieder- und Oberösterreichs, I (1905, in der Sammlung deutscher Landesgeschichten, herausgegeben von A. Tille, der dritten Abteilung der Allgemeinen Staatengeschichte, herausgegeben von Karl Lamprecht). Ein vortrefflicher, mit Karten und Ansichten reichlich ausgestatteter „Illustrierter Führer auf der Tauernbahn und ihren Zugangslinien" von Joseph Rabl ist soeben erschienen (Wien und Leipzig, A. Hartleben).

ungarische) Tiefland bei Vindobona (Wien) und Carnuntum (Petronell). Die binnennorischen Gebirgsstraßen sind spätestens unter Claudius (41 bis 54 n. Chr.) angelegt worden. Ihr Ausgangspunkt war ebenfalls Aquileja. Bei Gemona trat die Hauptlinie ins Tal des obern Tagliamento ein, folgte dann dem der Fella über Pontafel und Tarvis und stieg endlich nach Santicum (Villach) hinunter, bis sie Virunum (auf dem Zollfeld bei Klagenfurt) erreichte; von hier schlug die östliche über Noreja (Neumarkt) die Richtung nach der obern Mur ein, überschritt die Niedern Tauern über den Rottenmanner Paß, erstieg vom obern Ennstal aus den Pyrnpaß südlich von Windisch-Garsten (Gabromagus) und erreichte Ovilava (Wels) an der Traun. Die westliche Linie bog nördlich vom heutigen Friesach von der östlichen ab, ging über die Kuhalpe nach dem Lungau hinüber, über den Radstadter Tauern (1738 Meter) ins Ennstal hinunter, dann über die niedrige Wasserscheide in das Tal der Salzach und diesem folgend durch den Lueger Paß nach Juvavum. Beide Straßen vereinigten sich weiter nordwärts bei Lauriacum an der Donau. Ostwestliche Querstraßen in den Längstälern verbanden diese südnördlichen Hauptstraßen mannigfach miteinander.

Der langdauernde lebhafte Verkehr, der sich auf diesen nach römischer Weise schmalen, oft steilen aber immer solide und umsichtig angelegten Straßen bewegte, nicht die schwachen und lange nur aus Provinzialtruppen (auxilia) bestehenden Garnisonen der Donaugrenze hat Noricum allmählich bis zu einem gewissen Grade ebenso romanisiert wie etwa das Narbonensische Gallien im Süden der Sevennen vor Cäsar. Deshalb trat auch hier bald die römische Stadtverfassung an die Stelle der altkeltischen, im größten Teile Galliens immer erhaltnen Gauverfassung. Virunum, das schon unter Tiberius latinisches, also beschränktes Bürgerrecht erhalten hatte, wurde als Municipium von Claudius mit dem vollen Bürgerrecht begabt und unter Trajan Kolonie; ebenso verdankten Celeja (Cilli), Aguontum (Lienz), Teurnia (St. Peter im Holz bei Spital an der Drau) und Juvavum dem Claudius ihr Munizipalrecht; Flavia Solva (Leibniz an der untern Mur) erhielt es von den Flaviern, Aelium Cetium (St. Pölten in Niederösterreich) von Hadrian, Ovilava (Wels) von Antoninus Pius. Die Bevölkerung des platten Landes blieb davon ausgeschlossen, also auf dem Standpunkte der peregrini und wurde den Stadtgemeinden römischer Verfassung in der Weise „attribuiert," daß sie von der Stadt aus regiert und besteuert wurde, ohne Anteil an den städtischen Rechten und Ämtern zu haben. Deshalb erhielt sich auch auf dem platten Lande, namentlich in den abgelegnen Teilen, lange noch keltisches Wesen und keltische Sprache; aber als Ganzes wurde Noricum doch soweit romanisiert, daß die Noriker seit dem zweiten Jahrhundert den Kern der zweiten italischen Legion (in Lauriacum) bildeten und außerdem besonders zur Garde der Prätorianer, der vornehmsten Bürgertruppe, ausgehoben wurden.

Im nördlichen Noricum war das Municipium Claudium Juvavum weitaus die bedeutendste Gemeinde. Das ihr „attribuierte" Gebiet reichte im Westen bis an den Inn, die Grenze Noricums und Rätiens, im Süden bis an die Hohen Tauern, und da es den Lungau mit einschloß, bis an die Kärntischen

Tauern, war alſo weit umfänglicher als das heutige Kronland Salzburg. Die Stadt hatte jährlich wechſelnde duumviri (Konſuln), aediles und quaestores, einen Rat (decuriones) und zahlreiche collegia (Innungen, Bruderſchaften). Die dürftigen Reſte, die ſich auf dem Stadtboden und auf dem antiken Friedhof am Birglſtein an der Südecke des Kapuzinerberges gefunden haben: Bäder, Abzugskanäle, Moſaikfußböden, Geräte, Kunſtwerke u. dgl., bezeugen ein völlig römiſch gefärbtes Daſein, ebenſo wie die Götterdienſte, die römiſch, nicht keltiſch ſind, und die Sitte, Inſchriften zu ſetzen; von den 157 Inſchriften des noriſchen Donaulandes fallen auf Juvavum und Ovilava 105. Auch auf dem platten Lande herrſchten längs der Straßen römiſche Lebensformen, im Pongau und im Pinzgau wie in Hallſtatt, und Bedajum (Seebruck am Nordende des Chiemſees) war ein blühender Flecken ganz römiſchen Gepräges, der allerdings außer dem Soldatengotte Mithras auch einheimiſche, zuweilen mit römiſchen identifizierte Gottheiten verehrte (Jupiter Arubianus, Apollo Grannus, die Alounen, Sirona). Zuweilen hat ſich auch ein Kaiſer um Juvavum gekümmert; Antoninus Pius zum Beiſpiel ſtellte dort irgendein öffentliches Gebäude wieder her. Andrerſeits haben loyale Untertanen oder Beamte auch im Gebiete von Juvavum den Kaiſern bis ins vierte Jahrhundert hinein huldigende Inſchriften gewidmet.

Derſelbe lebhafte Verkehr, der zur Romaniſierung Noricums führte, brachte auch das Chriſtentum ins Land. Während der Verfolgung Diokletians (ſeit 303) fand in Lauriacum auch der Veteran Florianus ſeinen Tod, deſſen Andenken immer lebendig geblieben und mit der Stiftung des Kloſters St. Florian bei Linz um 880 zu neuen Ehren gebracht worden iſt; die Grabſchrift der Witwe Valeria, die den Leichnam beiſetzen ließ, iſt noch heute in den dortigen Katakomben. Im vierten Jahrhundert treten auch in Noricum Biſchöfe als Suffragane des Metropoliten von Aquileja auf, im fünften werden Lauriacum und Teurnia als Sitze von Biſchöfen ausdrücklich erwähnt, in jedem halbwegs bedeutenden Orte, auch in Juvavum, beſtehn chriſtliche Kirchen, und Reſte einer chriſtlichen Katakombenanlage am Mönchsberge ſind noch vorhanden. Hier wirkte auch nach der Tradition Maximilianus, der im Pongau eine klöſterliche Niederlaſſung gründete, und eine Maximuskapelle an der Wand des Mönchsberges erinnert an einen Märtyrer, der nach der ſpäten Inſchrift mit fünfzig Genoſſen von den Barbaren im Jahre 477 umgebracht wurde, möglicherweiſe eine verblaßte Überlieferung vom Untergange Juvavums. Kurz, das Land erſcheint damals als ein durchaus chriſtliches, obgleich, wie natürlich in abgelegnen Gegenden, ſo auch im Salzachtal um Cucullä (Kuchel) das Heidentum als Bauernreligion noch fortdauerte. Die Ausbreitung der chriſtlichen Kirche ſcheint auch, wie in Gallien, in Verbindung mit der Erteilung des Bürgerrechts an alle Provinzialen 212 n. Chr. die Romaniſierung des keltiſchen Landvolks vollendet zu haben, denn die nicht unbedeutende einheimiſche Bevölkerung, die ſich im bayriſchen Salzburggau und im Chiemgau noch im achten Jahrhundert behauptet hatte, führte lateiniſche Namen, ſprach Romaniſch und wurde als Romani bezeichnet.

Freilich den Zuſammenbruch des Reiches hat die chriſtliche Kirche nicht aufgehalten, ſondern befördert. Wie ſich die Verbindung Noricums mit Italien lockerte, geht ſchon daraus hervor, daß die Reihe der Münzen für die meiſten

norischen Städte mit der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts endet. In Juvavum reicht sie dagegen bis ins fünfte Jahrhundert. Die Militärgrenze begann sich aufzulösen, die Festungswerke an der Donau zerfielen. Als vollends der verwüstende Heereszug Attilas im Jahre 451 durch das Land gebraust war, da drängten die Germanen von allen Seiten heran: vom Norden der Donau die Rugier, die sich auch das Land südlich von dem Strome zinsbar machten, von Westen die Alemannen und die Thüringer, von Osten die Heruler und die Goten. Auch Juvavum ist von den Herulern zerstört worden. Auch der heilige Severinus, eine der merkwürdigsten und ehrwürdigsten Gestalten der Kirchengeschichte (455 bis 487), konnte das Land nicht retten und wollte es auch nicht; nur die bedrängten Bewohner, die ihm andächtig folgten, suchte er gegen das ärgste zu schützen; er vermittelte zwischen ihnen und den rugischen Fürsten, er sammelte die flüchtigen Bewohner des Uferlandes in dem festen Lauriacum und führte sie dann, als auch diese alte Legionsfestung unhaltbar geworden war, donauabwärts nach Faviana (Mautern), wo er sein Kloster hatte, unter rugischen Schutz. Aber als er 482 starb, ordnete er die Überführung seiner Leiche nach Italien an. Kurz nachher, im Jahre 487, befahl der neue Herr Italiens seit 476, Odovakar, die Räumung des Donaulandes, weil es unhaltbar war. Doch wurde dieser Befehl nur widerstrebend und auch nicht vollständig ausgeführt. Die zahlreichen romanischen Ortsnamen um Salzburg, die Existenz einer romanischen Bauernbevölkerung in diesen Gauen noch während des achten Jahrhunderts, endlich die Fortdauer der Tradition von einem Bistum in Lauriacum und vom Märtyrer Florianus zeigen, daß sich das romanische Volkstum hier gerade so gut erhalten hat wie etwa im nördlichen Tirol in den jetzt deutschen Seitentälern des Inns, im Stubai, im Zillertal, um Dux bis tief ins Mittelalter hinein. Die Einwanderung der Bayern nach 500, die ihre Herrschaft ostwärts bis an die Enns ausdehnten, sicherte dann bald das Land vor weitern fremden feindlichen Eingriffen.

Dagegen blieb das südliche Noricum noch lange mit Italien verbunden. Die Ostgoten herrschten auch hier, nach dem Untergang ihres Reichs vorübergehend die Franken, als sie auch Bayern ihrer Herrschaft angefügt hatten, endlich das oströmische Reich, nachdem Kaiser Justinianus Italien wieder erobert hatte. Damit war auch die Fortdauer der romanischen Bevölkerung und der christlichen Kirche verbürgt, wie denn Teurnia als Bischofssitz noch 591 erwähnt wird. Erst der Einbruch der Slowenen von Ungarn her, die von den Awaren geschoben und unterstützt wurden, in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts hat die sicherlich schon tief herabgekommne und geschwächte römische Bevölkerung und Kultur in den Tälern der Ostalpen vernichtet, wie zu derselben Zeit die Einwanderung der Serben und Kroaten in Dalmatien das romanische Element auf die Küstenstädte beschränkte. Damals sind, wie zwar nicht eine schriftliche Überlieferung, wohl aber die Reste melden, alle römischen Städte dieser Gegenden, Celeja, Flavia Solva, Virunum, zuletzt auch Teurnia und Aguontum, gewaltsam zerstört worden; sogar ihre Namen verschollen fast durchweg, die Stellen, wo sie gestanden hatten, blieben wüst, die noch stehenden Trümmer wurden als Steinbrüche benutzt und verschwanden allmählich. Nur Pötovio (Pettau) erhielt sich als fester Ort und blieb mit dem griechischen

Osten in wirtschaftlicher wie in kirchlicher Verbindung. Doch beweist die Fortdauer einzelner romanischer Fluß- und Ortsnamen auch hier die Fortdauer schwacher Reste der alten Bevölkerung, die erst nach und nach in den ringsum wohnenden Slawen aufgingen. So breiteten diese ihre Niederlassungen westwärts im Drautal aus bis zur Rienz und ins Glocknergebiet (Windisch-Matrei), nordwärts bis an die Hohen Tauern und bis ins Tal der obern Enns, ja über dieses hinaus bis zum salzreichen Aussee und im Donaulande bis zur Traun (Windisch-Garsten); einzelne slawische Vorposten schoben sich sogar bis ins Salzachtal und seine Umgebung vor. Mit dem Untergange des Romanentums und der Begründung der slawischen Herrschaft ging auch das Christentum in den Ostalpen zugrunde, so gut wie drüben in Bayern. Fortgesetzte Fehden zwischen beiden Stämmen schon seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts verheerten immer wieder die Alpentäler, besonders dort, wo das Gebiet beider zusammenstieß. Noch 725 zerstörte eine slawische Raubschar das Maximilianskloster im Pongau.

Da faßte das Christentum, nachdem sich ihm das bayrische Herzogshaus der Agilolfinger zugewandt hatte, zuerst wieder unter der romanischen Bevölkerung um Salzburg festen Fuß. Denn hier errichtete Ruprecht von Worms um 700 seine erste Kirche am Wallersee (d. i. Römersee, Seekirchen) und auf den waldüberwachsnen Ruinen des alten Juvavum am Fuße des Mönchsbergs das St. Petersstift, auf dem Nonnberge ein Nonnenkloster, beides im Anschluß an die durch den Märtyrertod des heiligen Maximus geweihten Stätten. So wurde das alte Juvavum unter dem neuen Namen Salzburg von neuem wieder zum Mittelpunkte der Kultur, an die sich gerade die benachbarten Romanen eifrig anschlossen, und indem sich Bayern unter dem Herzog Odilo (gest. 748) dem fränkischen Reich einordnete, gewann es auch die Kraft, sich die Slawen der Ostalpen (wahrscheinlich wenigstens teilweise durch Vertrag) zu unterwerfen und ihnen das Christentum zu bringen. Auch dafür wurde Salzburg der Ausgangspunkt. Denn es war seit Bonifatius als Bischofssitz anerkannt, wenngleich sich der Irländer Virgil (743 bis 784) seiner römischen Kirchenordnung noch nicht fügen wollte, und wurde, als der Herzog Tassilo, einer der verdientesten Förderer deutsch-christlicher Kultur im Ostalpenlande, 788 entsetzt worden war, nach dem Falle des Awarenreichs (795) von Karl dem Großen zum bayrischen Erzbistum erhoben. Sein unmittelbarer Sprengel umfaßte die Ostalpenländer südlich bis zur Drau, die nach den Bestimmungen von 811 die Grenze gegen das Patriarchat Aquileja bildete, nördlich bis an den untern Inn und bis an die österreichisch-steirischen Grenzgebirge, westlich bis tief nach Südtirol hinein, östlich noch ganz Unterpannonien (Westungarn zwischen Raab und Drau), während das Donauland bis zu der wechselnden Ostgrenze dem Suffraganbistum Passau, das sich gern als Rechtsnachfolger des römischen Bistums Lauriacum betrachtete, zugewiesen wurde.

Da in dieser Zeit der Naturalwirtschaft und einer für moderne Begriffe unerträglichen Rechtsunsicherheit nur der Grundbesitz sichere Einkünfte und genügende Verteidigungsmittel gewährte, so war es das natürliche Bestreben der Kirche, solchen zu erwerben und ihn zugleich von den weltlichen Gewalten möglichst unabhängig zu machen. Der fromme Sinn wie das eigne Interesse der

Laien, vor allem der Könige, kam diesem Bestreben von Anfang an entgegen, und seit Otto dem Großen die ganze Richtung der kaiserlichen Politik. Denn der weltliche Adel dachte und verfuhr rein dynastisch; in seiner Masse unfähig, wirklich staatliche, über das Einzelinteresse hinausgehende Zwecke zu fördern oder auch nur zu begreifen, suchte er seine Amtsgewalt und den damit verbundnen Grundbesitz erblich zu machen und verwandelte so den Stand der großen Reichsbeamten allmählich in einen erblichen Fürstenstand, der schließlich die Krone mattgesetzt und das alte Reich zugrunde gerichtet hat, ohne doch selbst bei den fortgesetzten Erbteilungen jahrhundertelang irgendwelche dauerhafte und haltbare politische Gebilde zustande zu bringen. Die Kirche dagegen als die Erbin der höhern, der römischen Kultur arbeitete schon ihrem ganzen Wesen nach für allgemeine, soziale und politische Zwecke. Deshalb machte Otto der Große ihre Oberhäupter, die Bischöfe und Reichsäbte, die er tatsächlich ernannte, zu den höchsten und zuverlässigsten Beamten des Reichs; von ihren Gütern zog er den größten Teil seiner militärischen Kräfte und die umfängliche Verpflegung seines wandernden Hofes. Die Vermehrung ihres Grundbesitzes lag also im Interesse der Krone; eine solche Schenkung bedeutete zugleich die Erhebung des geschenkten Guts auf eine höhere Kulturstufe. Um diese wachsenden Territorien aber vor den habgierigen Eingriffen des weltlichen Adels möglichst zu sichern, stattete sie die Krone mehr und mehr mit den wichtigsten Hoheitsrechten aus, verwandelte sie in selbständige, eximierte Verwaltungsbezirke (Immunitäten), übertrug ihnen später auch ganze Grafschaften, namentlich an den wichtigsten Alpenstraßen, am Brenner, an den rätischen Pässen usw. Daß der unselige Investiturstreit diese ganze Institution und damit die Reichsverfassung erschütterte, konnte hundert Jahre vor Gregor dem Siebenten niemand voraussehen.

Jedenfalls waren diese geistlichen Territorien die ersten wahrhaft staatlichen Gemeinwesen auf deutschem Boden, in ihrer Organisation und in ihren Leistungen den weltlichen um Jahrhunderte voraus und für sie lange vorbildlich. Denn sie waren nicht an ein bestimmtes Geschlecht gebunden, sie gehörten der Kirche und dem Reiche und wurden in deren Interesse verwaltet. Sie waren nicht erblich, also auch nicht der Gefahr zersplitternder Erbteilungen ausgesetzt. Sie wurden nach festen Traditionen verwaltet, von einem festen Mittelpunkt, der Bischofsstadt oder dem Kloster aus, sie konnten deshalb ein geordnetes Archivwesen und eine schriftliche Geschäftsführung ausbilden, alles Dinge, die den weltlichen Territorien fehlten. Erst als diese auf dieselbe Höhe der innern Entwicklung gelangt waren, was erst gegen das Ende des Mittelalters geschah, verloren die geistlichen Gebiete mit ihrem Vorrang auch ihre innere Berechtigung und wurden seit dem sechzehnten und dem siebzehnten Jahrhundert allmählich mit den größern weltlichen Staaten vereinigt oder in solche umgewandelt, die letzten durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803; aber sie bildeten oft auch dann geschlossene Verwaltungsbezirke (Salzburg, Magdeburg, Osnabrück) oder, wie in der Schweiz, weltliche Kantone (St. Gallen, Glarus, Chur).

Von diesen geistlichen Fürstentümern ist das Erzstift Salzburg bis zu seinem Ende 1803 eins der stattlichsten und reichsten gewesen. Schon der Herzog Theodo von Bayern hatte die Stiftung Ruprechts mit Grund und Boden ausgestattet, Herzog Tassilo besonders ihr zahlreiche ihm zinspflichtige romanische

Bauern im Salzburg-, Atter- und Chiemseegau geschenkt; im neunten Jahrhundert traten schon die Grundzüge der spätern Territorialgestaltung hervor, die das zehnte bestätigte und weiterbildete. Ganz wesentlich dafür war noch vor den größern Landerwerbungen die Verleihung des Königshofs Salzburghofen (an der Mündung der Saalach in die Salzach gleich unterhalb der Stadt bei Freilassing) mit dem Bergrecht auf Salz und Gold in dem ganzen Gebiete zwischen Salzach und Saalach im Jahre 907, die Otto der Große 940 bestätigte. Den Kern des Stiftsgebiets bildete das Schloß und das Markt-, Münz- und Zollrecht in der Bischofsstadt (seit 996); daran schloß sich der Grund und Boden nordwärts bis an den Nordfuß des Gaisbergs, südwärts an beiden Seiten des Salzachtals bis zum Schwarzenbach bei Golling, im ganzen eine Fläche von etwa drei Quadratmeilen, dazu das Jagd- und Fischereirecht auf dem linken Salzachufer bis zum Dientenbach, auf dem südlichen bis zur Gasteiner Ache, also beiderseits bis in die Gegend von Lend.

Vielleicht noch älter war der schon von Otto dem Zweiten nur bestätigte Besitz des ganzen Waldreviers vom Arlbach (östlich vom Gasteiner Tale) bis zur Ischl und von dort auf dem Scheitel des Schafberges bis an die Grenze des Stadtbezirks. Später deckte das hohe Schloß Werfen und weiter südwärts Bischofshofen den Ausgang aus dem engen Paß Lueg. Aus dem Pongau griff die Herrschaft des Erzstifts schon damals nach dem breiten salzreichen Tale der Saalach, dem untern Pinzgau, hinüber; dort wurden (Reichen) Hall und Lofer seine Hauptpunkte. Indem es sich so den Tauern näherte, arbeitete es planmäßig daran, sich an ihrem wichtigsten Passe, dem Radstadter Tauern, festzusetzen. Es erwarb deshalb in dem schönen Lungau, der höchsten Stufe des Murtales, wo es schon im neunten Jahrhundert angesessen war, im neunten, zehnten und zwölften Jahrhundert ein Gut nach dem andern und vollendete die Besitzergreifung der ganzen Landschaft durch die Schenkung des Herzogs Hermann von Kärnten im Jahre 1181 und durch die Übertragung aller kaiserlichen Besitzungen und Rechte im Jahre 1212. Im mittlern Ennstale, das den Zugang zum Radstadter Tauern beherrschte, besaß Salzburg schon seit 928 die Herrschaft Haus bei Gröbming, seit 1005 auf Grund einer königlichen Schenkung Admont, ein Besitz, der 1074 der Stiftung des Klosters Admont die Grundlage gab. Um diese Zeit hatte das Erzstift seine Besitzungen bis Radstadt ausgedehnt. Erst später erlangte es den unmittelbaren Zugang zu den schwierigen Pässen der Hochtauern. Nach dem Aussterben der Grafen von Plain und Peilstein, die lange Zeit als Vögte des Erzbistums in engster Verbindung mit ihm gestanden und in den südlichen Seitentälern der Salzach, im Großarltale, in der Gastein, in der Rauris und in der Fusch sowie im Oberpinzgau geboten hatten, erhielt Salzburg 1228 durch kaiserliche Belehnung zunächst den Oberpinzgau mit Mittersill, Zell am See, Salfelden und Kaprun. Das übrige Erbgut ging im Jahre 1219 an Herzog Ludwig von Bayern über, doch wurde die Gastein 1241 bis 1275 an das Erzstift verpfändet und ihm 1297 verkauft, die Gerichte der Grafen von Goldeck mit der Burg Klammstein 1327 erworben. Taxenbach war kurz vorher, im Jahre 1323 salzburgisch geworden. Noch über die Hochtauern hinübergreifend hatte das Erzstift schon 1207

das Gebiet von Windisch-Matrei erkauft, um das es gegen 1250 eine hartnäckige Fehde mit dem Grafen Meinhard von Görz und Tirol führen mußte.

Jenseits dieses geschlossenen Landgebiets gehörten ihm schon seit dem neunten und dem zehnten Jahrhundert, von kleinern Besitzungen abgesehen, ausgedehnte Güter im obern Murtal auf der Strecke von Bruck bis Knittelfeld, wo dann 1218 das Bistum Seckau erwuchs, an der untern Mur die große Herrschaft Leibnitz, an der mittlern Drau die Herrschaft Pettau, in Kärnten Sachsenburg, ein Teil des Lavanttales und vor allem die ausgedehnte Herrschaft Friesach nördlich von der wüsten Ruinenstätte Virunum, der Hauptsache nach das Erbe der Gräfin Emma von Friesach und Sanntal (gestorben 1045), das auch das Eisenrevier von Hüttenberg umfaßte und groß genug war, auch noch die Grundlage für die Stiftung des Klosters Gurk (1042) und damit des spätern Bistums Gurk (1072) zu geben. So beherrschte Salzburg alle Pässe der Hochtauern und den Radstadter Tauern mit seiner wichtigsten südlichen Fortsetzung nach Kärnten hinein; nach Norden hin aber hatte es in der trotz ihrem reißenden Lauf von Hallein an viel befahrnen Salzach eine Wasserstraße zur Verfügung, für die 1267 in Laufen eine monopolisierte Schiffergesellschaft von siebenundzwanzig Bürgern gegründet wurde, deren jeder zwei große und ein kleines Schiff halten durfte. Es beherrschte ebenso die ostwestliche Verbindungslinie zwischen Obersteiermark und Tirol, schob sich also mitten hinein zwischen die spätern Länder der Wittelsbacher und der Habsburger, für beide ein Gegenstand des Begehrens, wie in Norddeutschland das Erzstift Magdeburg zwischen den Hohenzollern und den Wettinern. Gerade durch diese Rivalität aber blieb es lange erhalten, bis das eine wie das andre doch von dem mächtigern der beiden Nachbarn verschlungen wurde.

Auch in den Beziehungen zum Reiche nahm das Erzstift eine hervorragende Stellung ein. Im fürstlichen Kollegium des Reichstags führte der Erzbischof von Salzburg abwechselnd mit dem Erzherzog von Österreich den Vorsitz, seit der Durchführung der Kreiseinteilung um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war er neben Bayern Direktor des bayrischen Reichskreises, er stand in seinen militärischen und finanziellen Leistungen nach der Wormser Matrikel von 1521 für das Reich auf einer Stufe mit den Kurfürsten, Bayern und Württemberg. Noch viel weiter reichte sein geistlicher Einfluß. Er ernannte die landsässigen Bischöfe von Gurk, Seckau, Lavant (seit 1226) und Chiemsee (seit 1218), seine Suffragane, sogar ohne päpstliche Bestätigung; seine Erzdiözese umfaßte die reichsunmittelbaren Bistümer Passau (bis 1732), Regensburg, Freising und Brixen, also das ganze ausgedehnte Gebiet des bayrischen Stammes vom Fichtelgebirge bis an die obere Etsch, vom obern Inn bis an die ungarische Grenze. Die politische Einheit der Bayern war früh zerfallen, indem ihre Kolonialländer, die östlichen Marken zu selbständigen Territorien und zum Kern einer Großmacht wurden, die kirchliche Einheit blieb bis gegen das Ende des alten Reichs unerschüttert.

Wolpertinger, Heinrich

Heinrich Wolpertinger, born 12 March 1912 in Munich, died 24 December 1944 in Berlin, was a Nazi politician and a member of the Reichstag from 1933 to 1944. He was the son of a master carpenter and attended the Volksschule and then a Realschule. After graduating he trained as a carpenter and then worked in his father's business. He joined the Nazi Party in 1931 and became a full-time party official in 1932. He was elected to the Reichstag in the November 1933 election and was re-elected in 1936 and 1938. He was appointed Gauleiter of Upper Bavaria in 1940 and held the post until his death. He was killed in the bombing of Berlin on Christmas Eve 1944.

Wolpertinger was a fanatical Nazi and a close friend of Adolf Hitler. He was known for his violent temper and his willingness to use force to achieve his goals. He was responsible for the suppression of the Catholic Church in Upper Bavaria and for the persecution of Jews and other minorities. He was also responsible for the deportation of thousands of people to concentration camps.

Wolpertinger married Anna Maria Huber in 1935 and had two children. His wife died in 1942. He was survived by his children and by his mother.

Early life

Wolpertinger was born in Munich, Bavaria, on 12 March 1912. His father was a master carpenter and his mother was a housewife. He had a younger brother and a younger sister. He attended the Volksschule and then a Realschule. After graduating he trained as a carpenter and then worked in his father's business.

Nazi Party

Wolpertinger joined the Nazi Party in 1931 and became a full-time party official in 1932. He was elected to the Reichstag in the November 1933 election and was re-elected in 1936 and 1938. He was appointed Gauleiter of Upper Bavaria in 1940 and held the post until his death.

Reichstag

Wolpertinger was a member of the Reichstag from 1933 to 1944. He was a fanatical Nazi and a close friend of Adolf Hitler. He was known for his violent temper and his willingness to use force to achieve his goals. He was responsible for the suppression of the Catholic Church in Upper Bavaria and for the persecution of Jews and other minorities. He was also responsible for the deportation of thousands of people to concentration camps.

Gauleiter of Upper Bavaria

Wolpertinger was appointed Gauleiter of Upper Bavaria in 1940 and held the post until his death. He was responsible for the suppression of the Catholic Church in Upper Bavaria and for the persecution of Jews and other minorities. He was also responsible for the deportation of thousands of people to concentration camps.

Death

Wolpertinger was killed in the bombing of Berlin on Christmas Eve 1944. He was survived by his children and by his mother.

wird man getrost noch manche schwere Belastungsprobe zumuten dürfen, vorausgesetzt, daß sich die russische Finanzleitung den jeweiligen Wünschen der großen Kapitalmächte klug anzubequemen versteht. Nach den Anleiheerfahrungen andrer Staaten, von denen einzelne in Geldsachen ein auffallend weites Gewissen haben, läßt sich schlechterdings der Zeitpunkt überhaupt nicht abmessen, von dem an die Benutzung der auswärtigen Anleihebronnen für Rußland verschlossen sein dürfte. Aber auch wenn eines schönen Tags die Ergiebigkeit der ausländischen Geldquellen auf offnem Markt aufhören sollte, so wird es Rußland auch dann wohl nicht schwer fallen, ausländische Kapitalien in Form von Aktiengesellschaften zur Ausbeutung der wirtschaftlichen Reichtümer des Landes und zu industriellen Anlagen heranzuziehn. Der Goldvorrat des Landes könnte auf diesem Wege wirksam aufgefüllt werden. Das wären etwa die Mittel zur Sicherstellung des Zahlungsausgleichs mit dem Auslande.

Das fortgesetzte Schuldenmachen wird natürlich nur als ein Notbehelf anzusehen sein, über schwierige Zeiten hinwegzukommen. Es werden deshalb alle Kräfte angespannt werden müssen, eine normale Befriedigung der russischen Finanznöte herbeizuführen. Hierzu wird es nötig sein, neue Einnahmequellen im Inlande zu erschließen, Industrie und Handel noch kräftiger als bisher zu reger Betätigung anzuspornen, vor allem auch die nationale Landwirtschaft aus dem Sumpfe, in dem sie noch vielfach steckt, auf festen Arbeitsboden zu bringen. Die Behauptung, daß die Regierung auf dem angedeuteten Wege allmählich zu einer erleichterten Deckung ihres Ausgabenbedarfs gelangen werde, darf mit sehr viel größerer Sicherheit vertreten werden als die These, daß der Staatsbankerott unabwendbar sei, weil für die besten Stützen der russischen Volkswirtschaft keine Aussicht auf eine dauernde nutzbringende Kräftigung vorhanden wäre. Zwar können unter Umständen noch mehrere Jahrzehnte hingehn, ehe es gelingt, durch den erfolgreichen Ausbau der nationalen Arbeit die Staatsfinanzen von ihren drückendsten Ketten zu befreien, diese Periode sorgenvoller Finanzpein wird aber wie eine schwere Krankheit überwunden werden müssen. Das russische Finanzproblem ist auch ohne den von Martin empfohlnen und von Professor Delbrück gebilligten Gewaltstreich der Zahlungseinstellung lösbar, wenn die Finanzfrage am richtigen Ende angefaßt und mit hingebendem Ernst betrieben wird.

Diese Auffassung schließt nicht nur die Zurückweisung der Martin-Delbrückschen Gespensterseherei, sondern auch den Glauben an die fortschreitende Aufbesserung der russischen Finanzlage in sich ein. Der Krieg und vorher die Industriekrisis haben die wirtschaftliche Erstarkung des Zarenreichs, die in dem Aufschwung der neunziger Jahre zutage trat, zwar unterbrochen, die innere Gärung ferner erschwert zurzeit die Wiederkehr normaler Verhältnisse, auf die unfreiwillige Stillstandsperiode wird aber zweifellos wieder eine Zeit aufsteigender Konjunkturen folgen. Die zu erwartende Neubelebung des Erwerbslebens ist freilich nicht gleichbedeutend mit einer ausreichenden Speisung der fiskalischen Kassen, doch wird sich wenigstens der Weg zeigen, das Finanzwesen mit der vergrößerten Schuldenlast in Einklang zu bringen. Das wird vermutlich nicht ohne einige Härte und zeitweilige Überanstrengung erreicht werden können, die

Folgen einer solchen finanziellen Anspannung werden aber getragen werden müssen, denn andernfalls steht für das russische Reich nicht weniger als — alles auf dem Spiel. Vor allem würde das Eingeständnis des Zahlungsunvermögens die Großmachtstellung Rußlands auf das ernsteste gefährden. Professor Delbrück versichert zwar, daß der Staatsbankrott oder eine willkürliche Zwangsreduktion der Zinsverpflichtungen dem politischen Ansehen Rußlands nach außen keinen Abbruch tun würde, doch das ist grundfalsch. Sobald die russische Finanzverwaltung Miene machte, sich ihren Zahlungsverbindlichkeiten auch nur teilweise zu entziehn, müßte ein unaufhaltsames Herandrängen der im Auslande untergebrachten Milliarden russischer Papiere zur Einlösung gegen Metall eintreten. Rußland wäre gar nicht in der Lage, die Papierattacke abzuwehren, ohne seine Goldwährung preiszugeben. Damit stünden wir aber vor einer Katastrophe, deren Tragweite über die Folgen einer erzwungnen Zinsverkürzung weit hinausreichte. Jeder Volkswirtschaftskundige könnte Auskunft geben, eine wie unabsehbare Zerrüttung das gesamte Wirtschaftsleben bedroht, wenn ein Land auf die Papierwährung zurückzugreifen genötigt ist, nachdem es mit unendlicher Mühe die papiernen Geldrepräsentanten endlich abgetan und seiner Währung ein festes Metallfundament untergelegt hat. Es läßt sich getrost behaupten, daß ein Großstaat wie Rußland gegenwärtig mit entwertetem Papiergeld einen europäischen Krieg nicht mehr führen kann. Daß aber die Nötigung zum Friedenhalten unter Umständen auch eine große Einbuße an weltpolitischer Geltung bedeutet, liegt auf der Hand. Der Staatsbankrott würde hiernach den Länderkoloß in unserm Osten mit einem Zusammenbruch nicht nur auf finanziellem Gebiet bedrohen. Die russische Regierung wird, indem sie sich das alles in entscheidenden Stunden vorhält, vor Maßnahmen von verhängnisvollen Folgen gewiß zurückschrecken, solange noch irgendeine Möglichkeit vorhanden ist, der Finanznot mit andern Mitteln abzuhelfen. In den Erwägungen der leitenden Staatsmänner wird immer wieder die Hoffnung auf ein langsames Gesunden von den finanziellen Gebresten den Sieg davontragen über die Einflüsterungen schlechter und leichtfertiger Ratgeber, kurzen Prozeß zu machen und den niederdrückenden Höcker der auswärtigen Schuld einfach operativ zu beseitigen. Die deutschen Gläubiger Rußlands, denen wir im übrigen hier keine Ratschläge in Sachen ihrer Kapitalinteressen zu erteilen haben, mögen sich auf Grund der hier vorgetragnen Auffassung selbst ihr Urteil bilden, ob zu dem von Martin-Delbrück beliebten Bangemachen vor dem russischen Staatsbankrott ausreichende Veranlassung vorliegt.

Der hoffnungslose Pessimismus, mit dem manche Kritiker die russischen Finanzaussichten beurteilen, dürfte nach meinem Dafürhalten schon in einigen Jahren in der öffentlichen Meinung ein „überwundner Standpunkt" sein. Die Martin-Delbrückschе Schwarzmalerei wird man späterhin nicht höher einschätzen als die derselben Richtung entsprungnen Verkündungen ihres Vordermannes Rohrbach, der vor ein paar Jahren das „System" des damaligen Finanzministers Witte als den Gipfel einer verkehrten und zerrüttenden Wirtschaftspolitik zu brandmarken unternahm. Wir können übrigens in der deutschen wie in der russischen Literatur die Prophezeiungen vom Herannahen einer finanziellen

Katastrophe für Rußland weit, sehr weit zurückverfolgen. Jedesmal wenn schwere Heimsuchungen den russischen Wirtschaftsorganismus betroffen haben — und das ist seit vierzig Jahren häufig genug der Fall gewesen —, fanden sich auch solche Unheilkünder ein, die den Anfang vom Ende vor der Tür stehn sahen. Solche Krisendeuter sind bei dem furchtbaren Hungerkummer am Anfang der neunziger Jahre am Werke gewesen; sie haben sogar im Jahre 1896 bei der Einführung der Goldwährung den Staatsbankrott in sichere Aussicht gestellt; kurz, sie sind jedesmal hervorgetreten, wenn der Sorgenbecher der russischen Finanzverwaltung wieder einmal bis zum Rande gefüllt schien. Merkwürdigerweise ist dieser düstern Prophetie bisweilen ein bemerkenswerter Umschwung zum Bessern fast unmittelbar auf dem Fuße gefolgt; der glänzende Aufschwung des russischen Wirtschaftslebens in der Mitte der neunziger Jahre, die Unversehrtheit der Goldwährung inmitten der Kriegsstürme und manche andre Tatsache könnten als Zeugnisse in dieser Beziehung angerufen werden.

Woher nun dieses häufige Irren bei den Kritikern Rußlands? Die Volkswirtschaft Rußlands steht gegenwärtig noch mitten in Entwicklungsphasen, die Preußen-Deutschland um fünfzig und mehr Jahre hinter sich liegen hat. Wir dürfen das, was in Rußland noch in zaghaftem Werden ist, nicht mit dem Maßstabe der deutschen Kulturreife der Gegenwart messen. Anstatt für das heutige Rußland die französischen Zustände zur Revolutionszeit zum Vergleich heranzuziehn, wäre es zur richtigen Beurteilung der russischen Verhältnisse angebracht, die Vergleiche aus unsrer eignen Vergangenheit hervorzuheben. Wir sollten uns der Prüfungen erinnern, die Preußen erlebt hat, ehe es sich aus dem wirtschaftlichen Elend zu Beginn des vorigen Jahrhunderts zu kraftvoller Aufrichtung emporzuarbeiten vermochte. Das deutsche Wirtschaftsleben trug damals in Verfassung und Rechtsordnung noch einen ausgesprochen mittelalterlichen Charakter (Zunftverfassung! Erbuntertänigkeit auf agrarem Gebiet!); wie lange hat es gedauert, ehe die Fesseln der Gebundenheit von Person und Gewerbe gänzlich abgestreift werden konnten! Wer hätte der deutschen Landwirtschaft eine stolze Zukunft vorausgesagt, nachdem das Land durch die napoleonischen Kriege bis zur äußersten Erschöpfung mitgenommen worden war, sodaß sich die Besten der Zeit auf ein Aufblühen des Landbaus in absehbarer Frist zu hoffen kaum getrauten. Wie bescheiden waren vor der Gründung des Zollvereins, in den vierziger Jahren, und vor dem Auftreten Friedrich Lists die Erfolge der Großindustrie auf deutschem Boden! Dem erfahrnen Historiker brauchen wir alle diese Beispiele aus vergangnen Tagen schließlich ebensowenig ins Gedächtnis zu rufen, wie die bekannten Tatsachen der finanziellen Zerrüttung Deutschlands in älterer Zeit. Wohl aber sollte man sich gegenwärtig halten, daß Rußland mit ähnlichen Schwächen seiner volkswirtschaftlichen Entwicklung auch jetzt noch schwer belastet ist. Die moderne wirtschaftliche Struktur kann sich dort drüben nur langsam Bahn brechen und bedarf vor allem baldiger und weitsichtiger Agrar- und Verwaltungsreformen. Daß Volk und Regierung in unserm Nachbarstaate zu solcher Neuordnung zu unfähig und zu kraftlos sein sollten, bedarf erst noch der Beglaubigung durch ein besseres Tatsachenmaterial, als bisher

vorliegt. Reformatorische Talente wie Stein, Hardenberg, Thaer und andre ruhmvollen Angedenkens pflegen freilich nicht allsogleich zur Stelle zu sein, wenn sich bedenkliche Stockungen im nationalen Räderwerk bemerkbar machen; auf einem deutlich vorgezeichneten Leitpfade müßten aber auch die dii minorum gentium, sofern sie die rechte Gesinnung und Charakterstärke haben, das Vorwärtsschreiten erfolgreich fördern können. Jedenfalls will uns nicht einleuchten, warum man gerade dem Slawentum die Fähigkeit zum Emporsteigen aus den Niederungen nationalen Daseins absprechen soll. Keinesfalls aber rechtfertigen die in manchen Stücken unbestreitbar unbefriedigenden Ergebnisse der russischen Wirtschaftsführung ein Urteil, das aus vergangner Trübsal und gegenwärtiger Rückständigkeit eine zukünftige Entwicklung auf abwärts führender Bahn glaubt voraussagen zu dürfen.

Professor Delbrück beschwert sich, daß man „seinen" Kritikern nicht die Ehre einer eingehenden Widerlegung zuteil werden läßt. Mir scheint, daß die tendenziöse Angriffstaktik der genannten Schriftsteller die Aufstellung einer Gegenmeinung erschwert. Zunächst wäre es wohl Sache der russischen Regierung, schiefe Darstellungen ihrer Kritiker zu berichtigen; gerade sie trägt aber Bedenken, wie wir zu wissen glauben, sich mit einer häufig seichten oder auf Sensation berechneten Publizistik in ernste Auseinandersetzungen einzulassen. Eine maßgebende Persönlichkeit der russischen Finanzverwaltung begründete mir gegenüber diese Zurückhaltung wie folgt: „Meinen Sie, daß der deutsche Reichsschatzsekretär mit Widerlegungen sofort bei der Hand sein würde, wenn irgendeiner unsrer zahllosen (russischen) Staatsräte in einer Sensationsbroschüre den Nachweis unternähme, daß das Deutsche Reich, das ohne festen Tilgungsplan Anleihen auf Anleihen häuft, unrettbar einem finanziellen Jena entgegengehe? Und was würde man in Deutschland dazu sagen, wenn dieser schreiblustige Tschinownik dem Deutschen Reich alles Ernstes anriete, auf dem Wege der Bankrotterklärung, also durch eine gewissenlose Beeinträchtigung seiner Gläubiger, sich seine Zahlungspflichten vom Halse zu schaffen? Man würde ihn auslachen! Auch das Buch Martins kann von uns unmöglich ernst genommen werden." Immerhin mögen auch noch Erwägungen andrer Art für die Schweigsamkeit auf russischer Seite maßgebend sein.

Berlin V. Wittschewsky

Was ist eigentlich der Mittelstand?

Von Hugo Böttger

Ein völlig klarer, fest umschriebner Begriff ist der Begriff Mittelstand nicht. Er hat etwas weiches, nachgiebiges, dehnungsfähiges, wie die meisten volkswirtschaftlichen und sozialen Vorstellungen. Man weiß nur, daß zwischen Proletariat und Reichtum eine soziale Mittelschicht gelagert ist, die man Mittelstand nennt. Zum Proletariat gehören nun die Klassen oder Schichten, deren Einkommen durchweg Arbeitseinkommen ist, die die Arbeitsmittel nicht in ihrem eignen

Besitze haben und voraussichtlich lebenslänglich in wirtschaftlicher Abhängigkeit bleiben; unter Reichtum dagegen verstehn wir einen Zustand, der dem Menschen eine hervorragende Unabhängigkeit sichert, ihm die Aneignung und die Beherrschung umfangreicher Arbeitsmittel gewährt, und bei dem das Vermögenseinkommen das Arbeitseinkommen bei weitem übersteigt. Dazwischen liegt also der Mittelstand, jene Schicht, bei der neben dem Arbeitseinkommen ein gewisses, Sicherheit gewährendes, mäßiges Vermögenseinkommen vorhanden ist, die im Besitze der Produktionsmittel ist, und bei der eine sonstige Art von wirtschaftlicher Unabhängigkeit besteht. Der Mittelstand stößt an die Grenzen des Proletariats und des Reichtums an, und wenn wir das Einkommen entscheiden lassen, so können wir vielleicht sagen, daß die Arbeits- und Vermögenseinkommen von 1200 bis 8000 Mark dem Mittelstande zuzurechnen sind.

Über die Frage, welche Personen und Klassen zu einem solchen Mittelstande gehören, gehn die politischen Ansichten auseinander. Die alten Mittelstandsfreunde und Mittelstandsretter schließen in ihre Fürsorgepolitik eigentlich nur Handwerker, Klein- und Mittelkaufleute und Bauern ein. Das repräsentiert aber doch nur einen Bruchteil des heutigen Mittelstandes; wir müssen vielmehr zu ihm auch die freien Berufe: Ärzte, Anwälte, Künstler, die Beamtenwelt, das große Heer der Privatbeamten, Werkmeister und höher gelohnte Arbeiter rechnen. Auf der andern Seite gehn die Mittelstandsretter viel zu weit, indem sie alle Handwerker, Krämer und Zwergbauern, die unverkennbar in proletarischen Verhältnissen leben, zum Mittelstande zählen. Folgen wir dieser Auffassung, so entsteht das Zerrbild eines Bevölkerungsaufbaues und eine entsprechende Politik. Nach den Aufzeichnungen von Professor Bücher hatten zum Beispiel 1893 in 17 Leipziger Handwerken 71,5 Prozent der Gewerbetreibenden ein Einkommen unter 1600 Mark, zum Teil Einkommen von 300 bis 700 Mark. In Eisleben kamen um dieselbe Zeit die meisten Handwerker in die Steuergruppe von 420 bis 1500 Mark. Die verhältnismäßig wenigen gutsituierten Meister des Bäckerei-, Fleischerei-, Tischlerei- und Schlossereigewerbes werden viel zu oft als Durchschnittstypen des modernen Handwerks genommen, und es wird dann der riesigen Zahl der Alleinmeister und Hausindustriellen im Handwerk nicht gedacht. Nach gewissenhafter Schätzung können wir von den in der Statistik angegebnen 1,3 Millionen Handwerkern nur 440000 zum Mittelstande rechnen. Von den Kaufleuten kommen in dieser Hinsicht nur 160000 in Betracht, und nur die Bauernschaft stellt mit 1,3 Millionen Haushaltungen ein wirklich schwer ins Gewicht fallendes Kontingent zum sogenannten alten Mittelstande, der alles in allem gut gerechnet 2 Millionen Haushaltungen umfassen mag.

Man hat die bisher viel zu sehr übersehene Schicht der freien Berufe, Beamten, Privatbeamten, Werkmeister usw. den neuen Mittelstand genannt, obwohl er schon seine langjährige Geschichte hat, und hat ihn in einen gewissen Gegensatz zu jenem andern Mittelstande gestellt, aber dieser Gegensatz erschöpft sich mit den einfachen Worten alt und neu nicht völlig. Er soll vielmehr darin liegen, daß sich der alte Mittelstand der Unabhängigkeit und der Selbständigkeit erfreuen, Herr im eignen Hause, der andre dagegen abhängig und unselbständig sein soll. Es sei ein großer Unterschied, ob das Einkommen aus einem selb-

ständigen Betriebe oder aus einer abhängigen Stellung stamme. Im sozialen und im politischen Sinne sei der Angestellte des Warenhauses nicht gleichwertig dem selbständigen Kleinkaufmann mit ebenso großem Einkommen, und der gut gelohnte Fabrikarbeiter nicht gleichwertig dem selbständigen Handwerksmeister. Der Eigenbesitz, so betont man, gibt der Existenz und damit der sozialen und der politischen Gesinnung Stetigkeit und Treue. Wer will leugnen, daß das Schalten und Walten im eignen Besitz und im eignen Betriebe seine sozialen Vorzüge hat! Der Vorzug schwindet aber, wenn der landwirtschaftliche Zwergbesitz zur Schollenkleberei verführt und das Weiterstreben an andern Orten unterbindet, wenn der Bauer nichts als der Fronarbeiter des Hypothekenbesitzers ist, wenn der Titel Handwerker sein Dasein nur dem Entschlusse des beschäftigungslosen Gehilfen verdankt, einen eignen Betrieb aufzumachen, während er bald genug wieder in der Schar der Abhängigen untertaucht, oder wenn der alte Meister vor Schulden und vor Sorge um die Lohngelder nicht den Schlaf finden kann, wenn schließlich der Detailliſt nur der vorgeschobne Strohmann eines Haus- und Ladenbesitzers und Fünfkilogrossisten ist. Leider löst sich eben die soziale Selbständigkeit sehr vieler dieser Existenzen in nichts auf, wenn man näher darauf zugeht. Aber wenn man auch gern zugeben will, daß diese soziale Schicht der Unabhängigen das besondre Wohlwollen der Politik verdiene, darum verschwindet doch die Bedeutung des großen Teils der Bevölkerung nicht, der eine mehr abhängige Stellung einnimmt, aber nach Bildung und Besitz, Lebensgewohnheiten und Ansprüchen zum Mittelstande gehört. Diese 98000 Administratoren, Gutsverwalter und Inspektoren, die 700000 Personen in freier Berufsstellung, die 183000 im Versicherungs-, Verkehrs-, Beherbergungs- und Erquickungsgewerbe beschäftigten Personen, die 100000 Ingenieure, Techniker, Chemiker, die 1 Million sonstiger Privatbeamten, die 700000 Subaltern- und mittlern Beamten, die Rentner und Pensionäre, die Million Werkmeister und besser gelohnter Arbeiter, alle diese 4 Millionen Haushaltungen des sogenannten neuen Mittelstandes sind doch nicht mit der einfachen Bemerkung, der neue Mittelstand seien die Rayonchefs bei Wertheim, aus der Welt zu disputieren. Nein, auch diese Mittelschicht hat ihre Bedeutung und ihre politischen Rechte. Hier steckt viel Regsamkeit und Initiative. Sehen wir von den Rentnern und Pensionären ab, die in der Selbstverwaltung ihre soziale Verwendung finden, so ist es die Armee der Privatbeamten, Ingenieure, freien Berufe, landwirtschaftlichen Angestellten, Werkmeister und Arbeiter, die dem Reiche jährlich neue Provinzen an innerer Macht und Wohlhabenheit erobert. Ihre soziale Selbständigkeit sichern sie sich durch den Ausbau ihrer Interessenorganisationen, und es scheint, daß ihre Sicherheit und Unabhängigkeit meist auf nicht schlechtern Füßen steht als die eines sehr bedeutenden Teils der Handwerker, der Bauern und der Kaufleute.

Spricht man darum von Mittelstand, Mittelstandspolitik und Mittelstandsbewegung ohne parteipolitische Voreingenommenheit, so darf man nicht einzelne Teile absondern; man muß vielmehr das Ganze der Beobachtung unterziehn, wenn man nicht zu extravaganten Schlußfolgerungen kommen will. Erst durch Zusammenfassung jener größern Gruppe, durch Einbeziehung eines zukunft-

frohen Mittelstandes der Technik und der Arbeit, der in der Hauptsache auf die eigne Kraft gestellt ist und sich selbst in der Welt zurechtfinden muß, streift die Mittelstandsfrage das Beschränkte und die Enge einer reaktionären Politik ab. Die größere Gruppe ist deshalb auch für die Politik wertvoller, weil sie in der Mittelstandspolitik die Konsumenteninteressen der Privatbeamten, Beamten, Ingenieure, Arbeiter zu Worte kommen läßt und damit die Übertreibungen einer einseitigen agrarisch-schutzzöllnerisch-zünftlerisch-antisozialen Staatsfürsorge durchbricht und unwirksam macht. Aber das Staatsinteresse ist schon aus Gründen der Zahl nicht an die anderthalb bis zwei Millionen Haushaltungen des sogenannten alten Mittelstandes gebunden, sondern muß sich in weit höherm Maße, als es bisher geschehen ist, dem gesamten Mittelstande mit seinen fünf bis sechs Millionen Haushaltungen, mit seiner weit höhern Steuer-, Konsumtions-, Wehr- und staatsbürgerlichen Aktionskraft zuwenden. Mittelstandspolitik nur für Handwerker, Kaufleute und Bauern gleicht einem Hause, bei dem die Treppen und das Dach vergessen sind.

Ist nun Neigung zur Abnahme oder zum Anwachsen des Mittelstandes in Deutschland bemerkbar? Die volkswirtschaftlichen Pessimisten bei uns haben mit Bezug auf den Mittelstand das Bild von der Leiter mit den verschiednen Bevölkerungsstufen erfunden, von einer Leiter, bei der die Mittelsprossen ausgebrochen sind und die Verbindung von oben und unten fehlt. Oder sie schildern uns den Volkskörper als eine Art von Schnapsflasche, die in der Mitte eine eigentümliche Einbuchtung und Einschnürung hat, und diese eingeschnürte Mitte soll der Mittelstand sein, der bauchige Unterteil der Flasche das Proletariat, der spitze, dünne, aristokratische Hals die Plutokratie. Diesen Schilderungen entspricht erfreulicherweise die Wirklichkeit nicht. Zwar hatten die Geld- und Kreditwirtschaft, der neuere Verkehr, das Dampf- und Elektrizitätszeitalter, Gewerbefreiheit und freie Konkurrenz neue soziale Klassen mit unausgeglichnen Gegensätzen gebildet und neue Eigentumsverteilungen bewirkt, die den Energischen, Führenden, Skrupellosen eine Vormachtstellung einräumten. Ohne solche leitenden Kräfte kann aber ein größerer gesellschaftlicher Körper gar nicht leben, nur darf die konzentrierte Vermögensmasse nicht zu groß, die in einer Person vereinigte Machtfülle nicht zu umfangreich sein. Der berechtigte Kern des Unternehmergewinns ist die freie Übernahme wichtiger gesellschaftlicher Funktionen durch Personen, die wirtschaftlich, technisch, kaufmännisch höher stehn als die übrigen Klassen, die Leitung der Produktion und des Handels besser verstehn als sie. List meint einmal, wir könnten nicht alle Schiffskapitäne sein, es müßte auch Matrosen geben. Es wird als das größte Übel der Besitz- und der Einkommenverschiebungen betrachtet, daß sich die mittlern und die untern Klassen die wirtschaftlichen Vorzüge der führenden Elemente nicht so rasch aneigneten wie deren größere Ansprüche, Laster und Fehler.

Übrigens reichen sich bei der Ausbildung einer gefährlichen Plutokratie, wo sie vorhanden ist, Altertum und Neuzeit die Hand. Im Altertum besaß Crassus nach unserm Gelde 40 Millionen Mark, Seneca 80. Sechs Herren waren im Besitze der halben Provinz Afrika und wurden deshalb von Nero getötet. Im sechzehnten Jahrhundert teilten sich etwa 100 geistliche und welt-

liche Herren Spaniens in den größten Teil des Landes. Nun ein schneller Sprung zum Dollarlande der Gegenwart. Nach Foville besitzen etwa 17 000 Familien die Hälfte des ganzen Vermögens der Vereinigten Staaten.

Wie sieht es in Deutschland aus? Das Einkommen der deutschen Nation wurde 1895 auf 24 bis 25 Milliarden Mark geschätzt. Davon kommen auf die Arbeiter 10 Milliarden, auf die Beamten, mittlern und kleinen Unternehmer ebenfalls 10 Milliarden, und auf die großen Unternehmer 4 Milliarden. An dieser Verteilung mag viel auszusetzen sein, aber die Schreckbilder von der absoluten Herrschaft der Plutokratie rechtfertigt sie nicht. Außerdem beobachten wir seit Jahrzehnten nicht die Verwirklichung der sozialistischen Lehre von der Zermahlung des Mittelstandes zwischen den Mühlsteinen des Proletariats und der Plutokratie, sondern ein beständiges Anwachsen der mittelständischen Einkommenzahlen, an denen die einseitigen Mittelstandsvernichter und Mittelstandsretter mit demselben Unwillen vorbeigehn.

Im Königreich Sachsen machten von den Einkommensteuerpflichtigen die mit einem Einkommen von 800 bis 9600 Mark 1879: 23,2, 1894: 33,9 Prozent aus, und zwar wuchs hauptsächlich der Anteil der Einkommenstufen von 800 bis 3300 Mark. In Preußen hat von 1896 bis 1900 die Zahl der einkommensteuerfreien Personen bedeutend abgenommen, der Prozentsatz der Bevölkerung, die die Einkommensteuerklassen von 900 bis 9500 Mark und in der Hauptsache den Mittelstand in sich schließt, ist von 1896 bis 1900 von 29,12 auf 32,40 gestiegen. Einen Niederschlag findet diese Hebung der kleinen und mittlern Einkommen in den Sparkassenbüchern, und da können wir feststellen, daß sich von 1897 bis 1901 der Bestand der Einlagen der preußischen Sparkassen um 1,3 Milliarden gehoben hat. Richtig ist, daß viele Handwerksbetriebe eine Betriebskonzentration durchgemacht haben, aber beachtenswert ist hier die starke Vermehrung der Mittelbetriebe mit sechs bis zehn Personen und die Auffaugung zahlreicher Alleinbetriebe. In der Landwirtschaft hat sich am stärksten die Gruppe der mittelbäuerlichen Betriebe (fünf bis zwanzig Hektar) entwickelt, und im Handel (mit Einschluß der Verkehrs-, Gast- und Schenkwirtschaftsgewerbe) nahmen von 1882 bis 1895 die Betriebe mit einer bis zehn Personen um mehr als 80 Prozent zu. Es liegen hier freilich kurze Beobachtungszeiten vor, und man muß noch nach vielen Richtungen hin über die Entwicklungsneigung gründlichere Aufschlüsse verlangen. Die neue Berufs- und Gewerbezählung von 1905 sowie die von Preußen ausgehende Handwerkeenquete werden wohl einiges weitere Material liefern. Soviel geht aber aus den mitgeteilten Angaben hervor, daß das Dogma: die obersten Einkommenklassen vermehrten sich rascher als die mittlern und die untern, in den letzten zwanzig Jahren Lügen gestraft worden ist.

Wir sehen keine Abnahme, sondern eine verhältnismäßig gesunde Weiterentwicklung des Mittelstandes, und das dürfen wir für das Gesamtwohl des Staates mit Genugtuung feststellen, denn mit dem Versinken der Mittelschichten müßte sich in der Tat das sozialistische Staatsideal der Zukunft verwirklichen: Anhäufung der Massen an den beiden Polen, des Besitzes an dem einen, der proletarisierten Bevölkerung am andern mit dem weitern Erfolg der Expropriierung der Expropriateure durch den omnipotenten Staat, der Zerschlagung des individuellen Lebens, der Herrschaft der allgemeinen Gleichheitskaserne.

Ich weiß, daß der sozialistische Revolutionsgedanke auch unter den Besitzenden seine Anhänger hat, die das Lob des Mittelstandes mit hochmütigem Lächeln als unmoderne Lehre ablehnen. „Gevatter Schneider und Handschuhmacher," platte Mittelmäßigkeiten der Bürgermoral, Helden des Philistertums — das schwebt ihnen auf der Zunge. Aber für das Leben und das Wirken der ganzen Nation ist ein leistungsfähiger Mittelstand von der allergrößten Bedeutung. Küßt auch der Sonne Strahl zuerst der Berge Gipfel, so wohnt doch die eigentliche Fruchtbarkeit in den Tälern. Die Lehrmeister der Nation, die Dichter, Philosophen, Künstler, die Pioniere der Technik, des Wissens und des Welthandels entstammen durchweg dem Mittelstande, und bei der Beurteilung unsrer wirtschaftlichen Zustände wolle man doch zum Beispiel nicht übersehen, daß 1895 noch über 95 Prozent aller gewerblichen Betriebe solche mit weniger als zehn Gehilfen waren, daß etwa 94 Prozent aller landwirtschaftlichen Betriebe nicht über eine Größe von fünfzig Hektar hinausgingen, daß hier also die soziale und die wirtschaftliche sedes materiae des deutschen Volkes steckt. Der Mittelstand ist tatsächlich die nationale Energie des Landes. Wir sehen es im polnischen Sprachgebiete Preußens, wo das Aufkommen des polnischen Mittelstandes und das Zurückdrängen des deutschen von allen Kennern der Verhältnisse als die schlimmste Sorge und Not des Deutschtums erkannt worden ist. Die soziale Bedeutung dieser mittlern Bevölkerungsschicht ist schon genügend gepriesen. Der Mittelstand verbindet Arm und Reich und verhindert durch sein Vorhandensein, daß sich die Gegensätze des Besitzes und des Einkommens über die Maßen verschärfen und zu Explosionen der Erbitterung und der Herrschsucht treiben. Wie wertvoll für unser Gemeindeleben, für die Selbstverwaltung, für das Vereinsleben, für das freiwillige Bildungswesen unsers Volkes gerade jene Volksschichten sind, hat ein nicht geringer Kenner, nämlich Miquel, oft betont. In der Tat begegnet man im politischen Leben, in der Kommune, in den vaterländischen Vereinen höchst selten Vertretern der obersten Schichten, sondern immer wieder Mittelstandsvertretern. Der Franzose sagt: „Es sind immer dieselben Leute, die sich totschlagen lassen!"

Demnach ist das Interesse der Politik für die Fragen und die Sorgen dieses Standes sehr berechtigt, und ich glaube nicht, daß die Parteien hierin leicht zu viel leisten könnten. Mir scheint nur hier und da darin gefehlt zu werden, daß man alle Not aus einem Punkte kurieren will, daß man annimmt, man habe es bei diesen Fragen mit einem großen, einheitlichen Problem zu tun, das man nur auf eine Formel zu bringen brauche, um es begreifen und lösen zu können. Etwa in dem Stile der Volksbeglücker, die in allen Mißständen nur die Wirkung der Entwicklung der Großbetriebe und des Großkapitals sehen und durch Bekämpfung dieser Entwicklung dem Kleingewerbe helfen wollen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wie jedes soziale Problem, auch die Mittelstandsfrage ein Komplex von Sorgen mittelständischer Existenzen ist. Eine Vielzahl von volkswirtschaftlichen und von sozialen Problemen tritt uns hier entgegen: Bildungsprobleme, juristische Aufgaben, zoll- und steuertechnische Fragen, Staatshilfe und Selbsthilfe, freiwillige Genossenschaften und Zwangsvereinigungen. Die Handwerkersorgen sind ganz andrer Art als die der Bauern. Der Landwirt versteht das viele Gerede vom Befähigungsnachweis

gar nicht, und der Handwerker steht den Bemühungen, die Nahrungsmittelpreise zu heben, mit gemischten Gefühlen gegenüber. Der Kleinhandel hat andre Schmerzen als der Handwerkerstand, er sieht mit Kummer, daß eine große Zahl von Handwerkern in den Konsumvereinen sind, daß die Landwirte Einkaufsgenossenschaften bilden und die Versandgeschäfte nicht verschmähen. Und gar der größte Teil des Mittelstandes, die Beamten, Privatbeamten, freien Berufe, Werkmeister, gelernten Arbeiter haben große Konsumentensorgen. Jeder einzelne Teil des Mittelstandes hat in der Tat seine besondern Sorgen und Interessen, und nur darin sind alle einig, daß sie alle das Verlangen haben, sich ein leidliches wirtschaftliches Dasein zu sichern und zu erhalten und sich zu diesem Zwecke zu organisieren.

Organisation ist die Zauberformel der Zeit. Sie bedeutet Erkenntnis und Werbearbeit, Zusammenschluß, um politisch nicht unter den Schlitten zu geraten, um nicht ein Zuwenig von staatlicher Fürsorge und ein Zuviel von staatlichen Lasten zu erhalten. Dieser Drang zur Interessenvereinigung ergreift natürlich zunächst die einzelnen Gruppen von Berufs- und Standesgenossen, dann aber stellt sich das Bedürfnis von Kartellen ein, bis schließlich eine Gesamtbewegung zustande kommt, wie wir sie gegenwärtig erleben. Die Einzelorganisationen fühlen sich zu schwach, sie können erst den Gang der Dinge beeinflussen, wenn sie als größere Masse auf die gesetzgebenden Körperschaften und Verwaltungen einzuwirken imstande sind. Darum Kartelle der Mittelstandsgruppen. Wir heißen diesen Entwicklungsgang willkommen, denn wenn auch die Macht der Zahl zunimmt, so doch auch zugleich die Gefahr der Interessenkollision im engern Raum einer politischen Zweckgemeinschaft, und je näher sich die verschiednen Bestandteile des Mittelstandes rücken, desto mehr müssen sie sich kennen und verstehn lernen. Und da glaube ich nun, daß ein Verständigen und ein Auskommen nur möglich ist auf der bekannten und beliebten mittlern Linie. Jeder Teil muß die alte banale Lebensmaxime beherzigen: Leben und leben lassen. Nach besonders erbitterten Interessenkämpfen wird man immer wieder auf das Wort Bastiats zurückkommen, daß alle wirklich berechtigten Interessen harmonisch sind, daß nur die Interessen Förderung und Verwirklichung verdienen, die sich mit den Interessen der übrigen Erwerbsgruppen vertragen.

Jedenfalls sollte es für den Staat und für staatserhaltende Parteien keine andern Interessen geben. Denn der Staat ist eine über der Gesellschaft stehende, sie beherrschende und ihren Zwiespalt zur Einheit zusammenfassende Notwendigkeit. Ein wesentlicher Staatszweck ist es, worauf schon Hobbes hingewiesen hat, den Frieden zwischen den widerstreitenden Elementen herzustellen, denn leider finden diese Interessengruppen nicht immer leicht den Weg der Harmonie und der Selbstbeschränkung, und es muß darum Aufgabe der praktischen und idealen Staatskunst sein, immer wieder auf den friedlichen Ausgleich hinzuwirken. Und nur in diesem Geiste lassen sich auch die vielfachen Probleme des Mittelstandes zu einem vernünftigen Ziele führen.

The Intermediate or Wheatstone

The Intermediate, or as it is sometimes called, the Wheatstone, is a very popular model. It is a favourite with those who have had some experience of the Concertina, and who wish to obtain a more powerful instrument than the Anglo. It is also a favourite with those who have had some experience of the Anglo, and who wish to obtain a more powerful instrument than the Anglo. It is also a favourite with those who have had some experience of the Anglo, and who wish to obtain a more powerful instrument than the Anglo.

The Intermediate is a very popular model. It is a favourite with those who have had some experience of the Concertina, and who wish to obtain a more powerful instrument than the Anglo. It is also a favourite with those who have had some experience of the Anglo, and who wish to obtain a more powerful instrument than the Anglo. It is also a favourite with those who have had some experience of the Anglo, and who wish to obtain a more powerful instrument than the Anglo.

The Intermediate is a very popular model. It is a favourite with those who have had some experience of the Concertina, and who wish to obtain a more powerful instrument than the Anglo. It is also a favourite with those who have had some experience of the Anglo, and who wish to obtain a more powerful instrument than the Anglo. It is also a favourite with those who have had some experience of the Anglo, and who wish to obtain a more powerful instrument than the Anglo.

der Domäne gehörten zum Teil zu einem alten Wilhelminerkloster. Es machte Mühe, durchzusetzen, daß die Bestandteile dieses Klosters restauriert und in Gebrauch genommen werden durften, da der Herr Landeskonservator ganz damit einverstanden war, daß das schöne Refektorium, wie bisher, als Schafstall benutzt werde, da die Schafe wenigstens nichts daran verdürben. Nachdem nun das Unternehmen in rheinischer umsichtiger, nachdrücklicher und kapitalkräftiger Weise in die Hand genommen worden war, entwickelte sich die Schule unter der Leitung ihres Direktors Fabarius so schnell, daß der Anbau eines neuen Flügels nötig wurde. Der Neubau ist im vergangnen Sommer vollendet und eingeweiht worden. Zu dieser Feier waren Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, viele hohe Beamte, darunter der Kolonialdirektor Stübel, Vertreter der Universitäten und Freunde und Gönner der Anstalt in großer Anzahl versammelt. Die Einweihung eines Erweiterungsbaues hat ihre besondre Bedeutung. Denn wenn man bei der Gründung eines neuen Unternehmens noch nicht weiß, ob es auch glücken werde, so ist bei der Erweiterung einer Anstalt schon der Beweis geliefert, daß man auf dem rechten Wege ist.

Die Kolonialschule verbindet theoretische mit praktischer Unterweisung. Ein Tag der Woche ist ausschließlich, und die Nachmittage sind zum Teil für praktische Arbeit bestimmt. Sie ist eine landwirtschaftliche Schule, in der, wie in andern landwirtschaftlichen Schulen, allgemeine Wissenschaften und fachwissenschaftliche Fächer, wie Wirtschaftslehre, Bodenbau, Tierzucht, Botanik, Geologie und Klimalehre gelehrt werden, nur daß dies alles seine Beziehung auf die Tropen oder subtropischen Gegenden erhält. Hierzu kommen noch Gartenbau und Sprachen. Zur praktischen Betätigung dient der Gutshof und ein Vorwerk. Diese praktischen Arbeiten sind nicht eine bessere „Spielerei," vielmehr muß der Zögling als Lehrling eintreten und von der Pike auf dienen. Auch mit dem Handwerk muß er sich befassen, und er muß lernen, einen Wagen bauen, einen Pflug konstruieren, ein Pferd beschlagen und Gespannzeug arbeiten. Er geht also in die Lehre bei Schmied, Schlosser, Wagenbauer und Sattler. Und dies geschieht, damit er draußen sich selbst helfen und seine eingebornen Arbeiter anlernen kann.

Es ist begreiflich, daß Leute, die sich ohne Vorbildung haben durchschlagen müssen, meinen, es gehe auch so, und lateinische Kolonisten und Beamte könne man ebensowenig brauchen wie lateinische Bauern. Aber, entgegnen wir, gibt es denn heutzutage noch lateinische Bauern, obwohl die ganze Landwirtschaft unter dem Einfluß der „Lateiner," das heißt der Professoren und Wissenschaftler steht? Denn es hat sich schon gezeigt, was der Landwirtschaft praktischen Nutzen bringt, und was nicht. Dasselbe gilt auch von der tropischen Landwirtschaft. Setzen wir den Fall, man lehre die Zöglinge, was sie draußen nicht brauchen können, so wird sich das bei der regen Verbindung der im Tropendienste stehenden Zöglinge mit der Anstalt bald zeigen, und die Anstalt wird es bessern.

Und dazu, wozu lernt man denn eigentlich? Der Bauer bildet sich ein, sein Pastor habe, als er seinerzeit studierte, die Predigten gelernt, die er hernach gehalten hat. Es wäre nicht viel klüger, wenn man glauben wollte,

das in der Anstalt erlernte direkt in der Praxis verwerten zu können. Was lernt man denn? Man lernt erstens, wie man es nicht machen soll, und das ist schon ein großer Gewinn. Und man lernt zweitens, wo Barthel Most holt, und das ist ein noch größerer Gewinn. Möglich, daß das, was der Zögling in der Schule an Chemie gelernt hat, nicht hinreicht, eine zuverlässige Bodenanalyse zu machen, aber er hat gelernt, wieviel auf diese Analyse ankommt, er hat gelernt, eine Probe zu nehmen, er weiß, wer ihm die Analyse machen kann, und er versteht es, eine richtige Frage zu stellen. Und bei einer solchen Ausbildung unterscheidet er sich wesentlich von dem bloßen Praktiker, der manches hübsch zusammenreimt, aber sich in andern Dingen nicht zu raten und zu helfen weiß.

Noch nach einer andern Seite hat man ein gewisses Mißtrauen gegen die aus der Witzenhäuser Schule hervorgegangnen Zöglinge laut werden lassen. Bei der Gründung der Schule waren christliche Kreise beteiligt, und sie hatten die Hoffnung ausgesprochen, daß die Mission an den aus dieser Schule hervorgegangnen jungen Leuten Freunde haben werde. Nun hat man vermuten wollen, daß in der Witzenhäuser Schule ein christlicher Dilettantismus erzogen werde, mit dem man in der Praxis nichts anfangen könne. Damit polemisiert man aber gegen eine Seite der Anstalt, die als ein besondrer Vorzug hervorgehoben werden muß.

Die Zeiten sind vorbei, in denen man glaubte, was zuhause nichts tauge, sei gut genug für die Kolonien. Umgekehrt, wenn unsre Kolonien gedeihen sollen, so muß das Heimatland seine besten Söhne hinaussenden. Aber auch die Zeiten sind vorbei, wo man sich von gewissen Weltreisenden imponieren ließ, die sich, weil sie ein unbekanntes Land „durchquert“ hatten, für die Fortgeschrittensten ihres Geschlechts hielten, die ihren Zarathustra als Bibel bei sich führten, die Welt als Tierbude ansahen und die Bestrebungen, die auf Hebung tiefer stehender Rassen ausgingen, mißverstanden und lächerlich machten. Das, was man den Tropenkoller nannte, was war es eigentlich? Es war der Zusammenbruch ungefestigter Charaktere, die wohl zuhause unter den Augen der Polizei guttaten, aber draußen Schiffbruch litten, weil sie nichts zuverlässiges in sich hatten. Die Witzenhäuser Schule will Zöglinge aussenden, denen nicht bloß etwas im Kopfe sitzt, sondern die auch Herz und Charakter haben, Leute, auf die man sich verlassen kann. Und das will sie nicht gründen auf moderne Fragezeichen, sondern auf gute vaterländische und gute christliche Gesinnung. Von Kopfhängerei ist nicht die Rede. Die Schule will einen guten Korpsgeist erwecken und pflegen, nicht bloß, solange die Zöglinge in der Anstalt wohnen, sondern auch später. Wie der Offizier im Korps seine Heimat, sein gesellschaftliches und moralisches Fundament hat, so sollen auch die jungen Leute in der Anstalt eine dauernde Heimat und eine dauernde Stütze haben. Es ist leicht einzusehen, von wie guter Wirkung diese Einrichtung auf die Zukunft der jungen Leute sein muß. Die Pflege also der persönlichen Seite, die Ausbildung und Festigung des Charakters der Zöglinge ist eine Seite der fachmännischen Erziehung, die der Kolonialschule eigentümlich ist.

Wenn man den Gang der Zöglinge verfolgt, die in die Kolonien gegangen sind, so muß man sagen, daß es kein dornenloser Weg ist. Kulturpionier

werden bedeutet keine bequeme und sichre Versorgung. Der Erfolg hängt von vielen unberechenbaren Dingen ab. Manche der Zöglinge sind gleich gut angekommen, manche, besonders in Südwestafrika, müssen auf einen Mißerfolg zurücksehen. In Südwestafrika stehn sechs Zöglinge vor dem Feinde und hoffen, daß ihnen vom Reiche ersetzt werde, was ihnen Hereros und Hottentotten genommen haben. Andre sind schon wieder nach Deutschland zurückgekehrt, aber sie werden nicht daheim bleiben, sondern wieder hinausgehn. Wir müssen uns freuen, daß wir solche junge Leute haben, die etwas wagen, und die die schöne Kunst gelernt haben, immer auf die Füße zu fallen. Wir müssen unsrer heimischen Jugend beibringen, daß sie lernt die Philistermütze abzusetzen und der Mutter Schürzenband loszulassen. Herr Regierungsrat Wohltmann warf am Schlusse der Rede, die er bei der Einweihungsfeier hielt, die Frage auf, was denn die Anstalt, ihre Ziele erweiternd, in Zukunft tun sollte, und dachte an Tropenmuseen und wissenschaftliche Aufgaben. Ich denke an ein Erholungs- und Feierabendhaus für invalide Kulturpioniere. M. A.

Die Lebensschicksale eines geisteskranken Fürsten

zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges

An der Nordwand des Chors der Stadtkirche zu Weimar erhebt sich, bis in den Scheitel des Spitzbogengewölbes emporragend, das Grabdenkmal für den in der Blüte des Mannesalters mit sechsunddreißig Jahren gestorbnen Herzog Johann den Dritten von Sachsen und seiner Gemahlin, Dorothea Marie von Anhalt, die Stammeltern der Ernestiner. Die Bilder der Eltern sind von denen ihrer zwölf Kinder umgeben. Vor dem Herzog in der linken Seitennische kniet der Liebling der Mutter, der Prinz Wilhelm, vor der Herzogin in der rechten Seitennische das nachgeborne, früh verstorbne einzige Töchterlein, Prinzessin Johanna; vorn auf dem weit ausladenden Fußgesims knien hintereinander, nach dem Alter geordnet, die Prinzen: Johann Ernst, Friedrich, Johann, Wilhelm, Albrecht, Johann Friedrich, Ernst, Friedrich Wilhelm und Bernhard. Neben dem Bilde Johann Friedrichs ist das des bald nach der Geburt gestorbnen Zwillingbruders Wilhelms, neben dem Bilde Johann Ernsts das eines schon im ersten Lebensjahr abgeschiednen Prinzen Johann Wilhelm wiedergegeben.

Mit hohem mütterlichem Stolze wird die Herzogin, die das schon von ihrem Gemahl geplante Denkmal noch zu ihren Lebzeiten beginnen ließ, ihr Auge auf der langen Reihe der auf das sorgfältigste erzognen, zu den besten Erwartungen berechtigenden, damals noch lebenden neun Söhne haben ruhen lassen, nicht ahnend, daß der ein Jahr nach Vollendung des Denkmals (1617) ausbrechende unheilvolle Dreißigjährige Krieg auch in das Geschick dieser ihrer Kinder mit rauher Hand eingreifen, auch unter ihnen schwere Opfer fordern werde.

Der Erstgeborne, Herzog Johann Ernst, nachmals der Verbündete des Böhmenkönigs Friedrich von der Pfalz, dann des Grafen Ernst von Mansfeld und des Königs Christian von Dänemark, die Seele der Kämpfe gegen Tilly und Wallenstein, einer der Tapfersten jener waffenstarrenden Zeit, erlag 1626 im Feldlager zu Sankt Marton in Ungarn, dreiunddreißig Jahre alt, als dänischer Generalfeldobrist dem Typhus. Der ihm sehr nahestehende dritte Sohn, der lebenslustige und liebenswürdige Prinz Friedrich, fiel 1622 als Obrist in pfälzischen Diensten im siebenundzwanzigsten Lebensjahre bei Fleury. Prinz Wilhelm, der fünfte Sohn, wurde in der Schlacht bei Stadtlohn im Münsterschen 1623 durch einen Schuß in den rechten Arm und in den Leib schwer verwundet und geriet in die Hände Tillys, der ihn über anderthalb Jahre gefangen hielt. Bernhard, der elfte und jüngste Sohn, der tatkräftige Waffengenosse Gustav Adolfs, dem man wegen seiner Kriegstaten, seines diplomatischen Geschicks und der besonders nach dem Tode des Schwedenkönigs der protestantischen Sache geleisteten erfolgreichen Dienste den Beinamen des Großen beigelegt hat, starb bald nach der ruhmreichen Einnahme von Breisach, fünfunddreißig Jahre alt, 1639 in Neuburg (Rhein) an einer schleichenden, von ihm selbst auf französisches Gift zurückgeführten Krankheit, vielleicht auch dem Typhus. Friedrich Wilhelm, der schon als Knabe von sehr zarter Gesundheit gewesen war, verschied mit sechzehn Jahren in Georgenthal. Binnen elf Jahren nach der Errichtung lagen schon fünf der fürstlichen Kinder: Johann, Johanna, Friedrich Wilhelm, Friedrich und Johann Ernst am Fuße des elterlichen Grabdenkmals in der Gruft der Stadtkirche. Die Leiche Herzog Bernhards, die 1639 zuerst in Breisach beigesetzt worden war, wurde sechzehn Jahre später noch nachträglich dorthin übergeführt.

Nur dreien von den neun dem Kindesalter entwachsnen Prinzen war es vergönnt, die Wirren des Dreißigjährigen Kriegs zu überleben und an der Heilung der ihren Ländern geschlagnen Wunden zu arbeiten: Wilhelm, der Stifter der Weimarischen Linie, Albrecht, der Begründer der 1751 wieder erlöschenden Linie Eisenach-Marksuhl, und Ernst, unter dem Beinamen der Fromme als der Ahnherr der jetzt noch blühenden Linien Meiningen, Koburg-Gotha und Altenburg bekannt.

Das schwärzeste Los aber zog der am 19. September 1600 in Altenburg geborne achte Sohn, Herzog Johann Friedrich. Als sein häufig kränkelnder Vater nach nur zweijähriger Regierung starb (1605), wurde der Prinz Johann Friedrich gleich seinen Brüdern unter der Aufsicht seiner selbst außergewöhnlich unterrichteten, namentlich des Lateinischen und des Hebräischen mächtigen Mutter zugleich mit zwei Edelknaben, die sein ausschließlicher Umgang waren und ihn daneben zu bedienen hatten, auf das sorgfältigste erzogen. Während den beiden ältern Prinzen, Johann Ernst und Friedrich, der berühmte Pädagog Hortleder als Lehrer und Mentor diente, leitete die Erziehung Johann Friedrichs und Albrechts der geniale, aber unzuverlässige und als Abenteurer endende Wolfgang Ratke (Ratichius), der durch die neuerdings wieder zu Ehren gekommne Theorie Aufsehen erregte, daß der grammatikalen Behandlung der Sprachen ihre praktische Erlernung vorausgehn müsse, daß auch die toten Sprachen nach

Art der lebenden gelernt werden müßten, und daß die Erlernung der ältern Sprachen der der neuern vorausgehn müsse, also mit Hebräisch anzufangen, dann Griechisch, dann Lateinisch und dann erst Französisch zu treiben sei. Im übrigen war der tägliche Unterricht nach dem Gebrauch der damaligen Zeit durch schriftliche Instruktionen, die von der Herzogin selbst entworfen worden waren, auf das strengste geregelt, die Zeit des Aufstehns (im Sommer um sechs, im Winter um sieben Uhr), des Niederlegens (um neun Uhr), die Unterrichtsstunden, die Leibesübungen genau festgesetzt. Einen großen Raum nahmen die Unterweisung im Glauben und die religiösen Übungen ein. Beim Ankleiden wurde ein Gebet aus dem Avenarius vorgelesen, dann der Morgensegen gesprochen, an den sich eine Reihe weiterer Gebete und ein Stück aus der Hauspostille anschloß. Die Prinzen mußten allen öffentlichen Gottesdiensten und Andachtsstunden beiwohnen, wurden für sie besonders vorbereitet und nachher darüber examiniert. Nachmittags wurde ein Kapitel der Bibel gelesen, ebenso gegen Abend. Vor dem Zubettgehn mußten die Prinzen den Abendsegen, sechs Hauptstücke des von dem Superintendenten Lang eigens für sie verfaßten Katechismus und eine längere Reihe einzeln bestimmter Gebete aufsagen. Großer Wert wurde auf die Aneignung des Wortlauts der Bibel, des Katechismus, der Augsburgischen Konfession und der Konkordienformel gelegt. In einem halben Jahre hatten die Prinzen neunzig Psalmen auswendig lernen müssen. Im übrigen wurden sie in Latein, Französisch, Erdkunde, Geschichte, Mathematik, Staatsrecht und Musik unterrichtet. Als Leibesübungen wurden Reiten, Fahren, Fechten, Armbrustschießen, Tanzen und Ballspiel betrieben. Die Erholungsstunden wurden mit zur Erlernung von Handfertigkeiten verwandt. So war Herzog Wilhelm ein sehr geschickter Drechsler, und er soll durch diese Geschicklichkeit als Gefangner das Wohlwollen der Kaiserin und damit eine wesentliche Erleichterung der Gefangenschaft erlangt haben. Alljährlich wurden zwei feierliche Prüfungen in Gegenwart der Herzogin und einiger ihrer Räte abgehalten. Der Stundenplan war so reichhaltig, daß der Kurfürst Christian der Zweite von Sachsen, der Vormund der Prinzen, seine Bedenken wegen deren Überbürdung nicht zu unterdrücken vermochte, und dabei doch wieder so starr und beengt, daß Herzog Ernst in reifern Jahren oft in Klagen über die Hindernisse ausbrach, die seinem Streben nach Vertiefung und selbständiger Arbeit entgegengesetzt worden wären. Und die spätere Entwicklung des Prinzen Johann Friedrich zeigt, wie wenig der Schulzwang über die dem Menschen angebornen Anlagen vermag, und wie eine allzu strenge Einengung bei selbständigen oder gar widersetzlichen Naturen gerade zu dem Gegenteil des Zieles führen kann.

Im Gegensatz zu seinen beiden ältern Brüdern, die sechs Jahre lang (von 1608 bis 1614) in Jena studierten, und von denen Prinz Johann Ernst während dieser Zeit die Ehrenstellung des Rector magnificentissimus der Landesuniversität innehatte, wurde den Prinzen Johann Friedrich und Albrecht keine akademische Ausbildung zuteil. Wohl aber unternahmen sie, nachdem ihr ältester Bruder nach der Volljährigkeit 1615 die Regierung angetreten hatte, und ihre Mutter am 18. Juli 1617 infolge eines Sturzes mit dem Pferde in

die Ilm gestorben war, zur Vollendung ihrer Erziehung in Begleitung zweier Hofmeister und eines kleinen Gefolges Anfang Mai 1619 eine zweijährige Reise durch die Schweiz, durch Oberitalien und Südfrankreich nach Paris. Denn schon damals begann sich die später den deutschen Territorien so verhängnisvoll werdende Meinung zu verbreiten, daß man sich nur an dem französischen Hofe die zu einem fürstlichen Auftreten und zu fürstlicher Lebensführung nötigen Anschauungen, Kenntnisse und Formen aneignen könne. In Montpellier erkrankte Johann Friedrich an den Blattern. Die Ansteckung scheint durch einen Brief Bernhards, seines von ihm später am meisten gehaßten Bruders, herbeigeführt worden zu sein, worin ihm dieser die Nachricht der Genesung von jener Krankheit mitteilte. Der Rückweg führte die Prinzen durch die Niederlande. Am 18. Juni 1621 kehrten sie nach Weimar zurück. Dort fanden sie alles unter dem Zeichen des gewaltigen Krieges, dessen erster Akt sich schon dem Ende näherte.

Von ihren Ratgebern, darunter namentlich auch von der Universität Jena angefeuert und bestärkt, hatten ihre ältern Brüder, die Herzöge Johann Ernst, Friedrich und Wilhelm, die Warnungen des Kaisers und des Kurfürsten von Sachsen in den Wind schlagend, für die Sache des evangelischen Glaubens und des zum König von Böhmen erwählten Pfalzgrafen Friedrich das Schwert gezogen, waren aber in der Schlacht am Weißen Berge bei Prag trotz dem tapfersten Verhalten — Johann Ernst hatte eine Stückkugel den Helm vom Kopf gerissen, und ein Schuß hatte den Brustpanzer getroffen — von den vereinigten kaiserlichen und liguistischen Truppen aufs Haupt geschlagen worden. Der Reichsacht gewärtig und wohl auch nicht gewillt, nach einem so kurzen und unglücklichen Debüt die Ehren und die Freiheit des Kriegshandwerks wieder mit der Stille und Enge des kleinfürstlichen Lebens zu vertauschen, mieden die Herzöge ihre angestammten Länder. Johann Ernst hielt sich zunächst im Braunschweigischen auf und begab sich dann in die Dienste des Prinzen Wilhelm von Oranien nach Holland, wo der Krieg mit Spanien nach Ablauf der zwölfjährigen Waffenruhe von neuem entbrannte. Friedrich und Wilhelm dagegen hatten sich zunächst dem Grafen Ernst von Mansfeld angeschlossen, der in den Rheinlanden die Sache des Winterkönigs auf eigne Faust weiter verfocht.

Die Regierung führte inzwischen für die ältern Brüder der neunzehnjährige Herzog Ernst. Nun litt es auch Johann Friedrich und den kaum siebzehnjährigen Bernhard nicht länger in der für die vielen Brüder zu eng gewordnen Residenz. Auch sie warben nunmehr Truppen an und nahmen nach Beseitigung der Hindernisse, die ihnen ihre Brüder anfangs bereiteten, unter dem Markgrafen Friedrich von Baden-Durlach Dienste, der inzwischen ebenso wie der Herzog Christian von Braunschweig gegen Kaiser und Liga die Waffen erhoben hatte. Neben der Begeisterung für die evangelische Konfession, von der sicher ihre Entschlüsse mit geleitet wurden, war es wohl besonders auch der Glanz und die Aufregung des Kriegslebens, das Bestreben, es ihren ältern Brüdern gleich zu tun, auch ihrerseits Ruhm und Ehre, Land und Leute zu gewinnen, was ihnen den Degen in die Hand drückte.

In den erhaltnen Briefen erkundigen sie sich namentlich nach den Kommandos, die sie erhalten würden, nach der Montur und dem Aussehen der be-

treffenden Regimenter und nach Sold und Lohn. Noch der Herzog Ernst August setzte ja bei dem Erlaß seiner Primogeniturordnung als den regelmäßigen Fall voraus, daß die nachgebornen Prinzen seines Hauses in fremdem Kriegsdienst Stellung und Unterhalt erlangen würden. Aber die Sache, für die nunmehr fünf weimarische Herzöge im Felde standen, nahm zunächst eine üble Wendung. In der Schlacht bei Wimpfen, in der sich Johann Friedrich und Bernhard die Sporen verdienten, wurde Markgraf Friedrich von Baden, in den Treffen bei Stadtlohn, an dem Johann Friedrich, und bei Höchst, an dem Bernhard teilnahm, wurden Mansfeld und Christian von Braunschweig durch Tilly vollständig niedergeworfen. Mit den Trümmern ihrer Mannschaft traten auch Johann Friedrich und Bernhard nach Holland zu dem Prinzen von Oranien über.

Zuvor hatte Johann Friedrich die Leiche seines bei Fleury gefallnen Bruders Friedrich nach Weimar zurückgeleitet.

Im Jahre 1625 finden wir Johann Ernst, Johann Friedrich und Bernhard im Heerlager des Königs Christian des Vierten von Dänemark, der jetzt für die Führung der evangelischen Sache auf den Plan trat, und unter dem sich der niedersächsische Kreis zu neuem Widerstande gegen den Feldherrn der Liga, Tilly, und den zum kaiserlichen Generalissimus ernannten Wallenstein rüstete. Hier kam es zu einem peinlichen Auftritt, der der kriegerischen Laufbahn Johann Friedrichs zunächst ein Ende setzen sollte. Dem Herzog war eine höchst unglückliche Charakter- und Gemütsanlage zuteil geworden. Die Grundzüge seines Wesens waren Mißtrauen, Übelwollen und Nachträglichkeit. Mit einem verschloßnen und finstern Sinn und einem mit den Jahren zunehmenden Hang zur Einsamkeit und Menschenverachtung verband er eine seltsame, in der damaligen Zeit besonders gefährliche Neigung zum Aberglauben und zu magischen, namentlich alchimistischen Beschäftigungen. Zu einem äußerst empfindlichen Ehrgefühl und leichter Erregbarkeit — diese vielleicht ein Erbteil seines kränkelnden melancholischen Vaters — gesellte sich ein brennender Neid, der sich besonders gegen seine Brüder und zwar hauptsächlich gegen Bernhard und dessen glänzende Erfolge richtete. In ungewöhnlichem Maße furchtlos und persönlich tapfer, ließ er sich leicht zu keine Grenzen kennender Gewalttätigkeit und zu einem unbändigen, an Tobsucht erinnernden Jähzorn hinreißen. Vielleicht deutet auf diese seine Eigenschaft auch der Beiname „der Entzündete," den er als Mitglied der „Fruchtbringenden Gesellschaft" führte, und sein Wappenbild, ein brennendes Stoppelfeld.

Hatte die Anlage Johann Friedrichs schon in seiner frühen Jugend wiederholt das Verhältnis zu seiner Mutter und zu seinen Brüdern getrübt — nach einer allerdings in keiner Weise belegten mündlichen Tradition soll er sogar einmal auf eins seiner Angehörigen mit einer Pistole geschossen, und die Kugel einen Ofenschirm durchschlagen haben —, so war sie auch nicht dazu angetan, ihm im Feldlager Freundschaft und Ansehen zu erwerben. Schon die mancherlei Äußerungen seines festgewurzelten Aberglaubens, die seltsamen Verfahren, um sich hieb-, stich- und kugelfest zu machen, die sonderbaren Amulette, die er trug, die rätselhaften Inschriften auf seinen Waffen, das geheimnisvolle Studium des Paracelsus und andrer Bücher über Zauberei, die mit einer unglaublichen Aus-

dauer betriebnen alchimistischen Versuche mochten den Spott und die Mißachtung seiner Kameraden erregen, obgleich damals die Fürsten und Heerführer, die sich ähnlichen Treibens gänzlich enthielten, sicher in der Minderzahl waren. Sogar Johann Ernst hielt sich viele Alchimisten, von denen einer durch seine Unvorsichtigkeit den Weimarischen Schloßbrand von 1619 verursachte. Besonders aber seine Unverträglichkeit und sein Ungestüm verwickelten Johann Friedrich in zahlreiche unerquickliche Händel und führten mehrfach zu schweren Herausforderungen, die aber, wie es scheint, in der Regel wieder beigelegt wurden. Am 20. September 1625 vergnügten sich in Gegenwart des Königs von Dänemark zu Nienburg der Pfalzgraf Friedrich, der Herzog Friedrich von Altenburg und Herzog Bernhard beim Würfelspiel. Ungebeten gesellte sich Johann Friedrich zu ihnen, und binnen kurzem entstanden wegen des Gewinns Streitigkeiten, die schließlich in einen lauten Tumult und zu einer durch die Kriegsartikel bei Todesstrafe verbotnen Herausforderung des Pfalzgrafen und Bernhards durch Johann Friedrich führten. Der König befahl deshalb dem Herzog Johann Ernst, als dem Vorgesetzten Johann Friedrichs, diesen, der mehrfach versicherte, seine Gegner müßten sterben, er habe einen Blutstropfen darauf genommen, zu verhaften. Nach langwierigen Verhandlungen gelang es endlich Johann Ernst, seinen Bruder in dem Quartier des Obersten Obentraut zu stellen. Er widersetzte sich aber seiner Verhaftung, bat, man möge ihm lieber die Hand als den Degen nehmen, und mußte von sechs Offizieren mit Gewalt entwaffnet werden. In seiner Erregung sprang er aus dem Fenster und versuchte aus dem Wagen, mit dem man ihn fortführte, in die Weser zu springen. Nach einigen Monaten setzte ihn dann Johann Ernst selbst in Freiheit.

Von zehrendem ohnmächtigem Haß gegen seine beiden Brüder erfüllt, begab er sich in das ihm als Paragium angewiesne Amt Ichtershausen, wo er sich am liebsten auf dem einsamen Kammergut Tambuchhof aufhielt. In seinem unruhigen Geiste erwog er unausgesetzt, bald wie er seine gekränkte Ehre wiederherstellen, bald wie er anderwärts ein glanzvolles Kriegskommando erlangen könnte. Herzog Wilhelm, der Mitleid mit ihm fühlte, schlug sich ins Mittel, um eine Versöhnung zwischen den Brüdern herbeizuführen. Der liebenswürdige Bernhard, der damals gerade durch Weimar kam, zeigte sich sofort zu jedem Entgegenkommen bereit, obgleich Johann Friedrich ihm, sobald er von seiner Ankunft erfahren hatte, ein Schreiben zustellen ließ, das einer Herausforderung verzweifelt ähnlich sah und ihn auf den 9. März 1626 früh fünf Uhr in das Troistedter Holz entbot. Die Aussöhnung erfolgte im Schloß zu Weimar in Gegenwart des ganzen Hofes und gab zu einem schönen Familienfest Veranlassung. Trotzdem zog sich Johann Friedrich in der Folge immer mehr zurück, vermied das Zusammentreffen mit seinen Brüdern gänzlich, zerfiel mit Gott und der Welt und gab sich völliger Vereinsamung, seiner krankhaften Gemütsverfassung und geheimnisvoller, lichtscheuer Beschäftigung hin. Er hielt sich von Kirche und Abendmahl fern, gefiel sich in gotteslästerlichen Reden und begann mit dem Geistlichen in Ichtershausen eine langwierige unfruchtbare, zuweilen auch mit physischen Gewaltmitteln ausgefochtne dogmatische Fehde. Neben allerhand Büchern über Alchimie und Zauberei studierte er emsig die Bibel, aber

nur, um den evangelischen Glauben, besonders die Lehre von der Unsterblichkeit, zu widerlegen. Er machte häufig die Nacht zum Tage, unternahm in der Dunkelheit weite Ritte, zum Beispiel nach dem Webicht bei Weimar, und verkehrte in scheuer Weise mit Personen, die in dem Geruch von Zauberern und Hexen gestanden haben mochten. Insbesondre wurden zwei alte Weiber, Frau Vippich und Frau Fröhlich (die „Sibylle"), der Zwerg Abraham und der Jude Silber Wolff genannt. Er bediente sich wahllos des gesamten absurden Rüstzeugs des Aberglaubens jener Zeiten: rätselhafter Sprüche und Formeln, Kräuter und Wurzeln, besonders eines Alräunchens, Zeremonien und Hantierungen. Einmal schlachtete er um Mitternacht ein tragendes Schaf mit hölzernem Werkzeug, um von dem Lamm zu essen, ein andermal ließ er sich aus dem Strick eines Hochgerichts von dem siebenjährigen Töchterlein des Scharfrichters zu Ohrdruf ein seltsames Knäuel anfertigen. Er zerstückelte die Ketten armer Sünder, um sie in Pistolen zu laden, er aß von dem Gehirn eines Gehängten, den er Nachts in der Nähe von Erfurt vom Galgen nehmen und in einem Mantel zu sich bringen ließ, er fahndete nach Schädeln Hingerichteter, um das Moos aus ihnen herauszukratzen, und was dergleichen grausiger Krimskrams sonst war. Dabei verlor er sich immer mehr in Menschenhaß und Melancholie. Er verfiel auch mehrfach in langwierige körperliche Krankheit, sodaß sich trotz seinem Widerstreben Herzog Wilhelm seiner anzunehmen des öftern veranlaßt sah.

Wiederholt bot er sein Recht an Land und Leuten seinen Brüdern zum Kauf an, um Thüringen ganz verlassen und auswärts sein Glück versuchen zu können. Nachdem er schon im Herbst 1625 auf längere Zeit von Ichtershausen unbekannt, wohin, verschwunden gewesen war, machte er sich plötzlich im Vorfrühling 1626, ohne das Ergebnis der Verhandlungen abzuwarten, die Herzog Wilhelm auf seine Veranlassung mit dem König von Dänemark wegen seiner Rehabilitierung angeknüpft hatte, mit einem kleinen Gefolge auf und begab sich nach Westfalen, wahrscheinlich um dort bei Herzog Christian von Braunschweig Dienste zu nehmen. Von Soest kommend fiel er jedoch in die Hände spanischer Truppen, deren Kommandant ihn nach Lippstadt führen und in leichtem Gewahrsam halten ließ. Auch hier zeigte sich wieder die gewalttätige Natur des Herzogs, da er nach seiner Abführung einen Diener des Kommandanten mit dem Dolche niederstieß. Er verdankte es der Verwendung seiner Brüder, daß ihn Spinola am 20. Juli 1626 aus der Gefangenschaft entließ.

Es folgt wieder ein dreivierteljähriger Aufenthalt in dem öden Ichtershausen, während dessen sich seine Erbitterung und Reizbarkeit noch mehr steigerte, zumal da ihm seine Brüder von nun ab jede weitere Kriegsfahrt verboten und mit Ausnahme von Wilhelm, der sich auch jetzt noch um ihn kümmerte, ihn gänzlich fallen ließen. Während früher häufig einzelne seiner Diener entliefen waren, flüchtete sich jetzt fast sein gesamtes Gesinde, sodaß er die niedrigsten Geschäfte seines Haushalts zuweilen selbst verrichten mußte.

Sein Streit mit dem Pfarrer in Ichtershausen verleitete ihn zur Störung einer öffentlichen Abendmahlsfeier. In der Kunstkammer zu Weimar wurde ein Kruzifix aufbewahrt, das er zerstochen haben und aus dem Blut geflossen

sein sollte. Auch auf ein Muttergottesbild soll er geschossen haben. Es war geradezu gefährlich, in seine Nähe zu kommen: den weimarischen Oberstleutnant Bömer, den er haßte, verwundete er, als er mit ihm im Schloß zu Ichtershausen zusammentraf, durch mehrere Stiche in die Brust, „daß es Milch gegeben," wie er später einmal bemerkte; mehrere Personen erschoß er — wie es scheint, wegen geringfügiger Verfehlungen oder auch ohne besondern Anlaß — auf der Landstraße bei Ichtershausen und Eischleben. In spätern Verhören berief er sich in bezug hierauf auf das Recht, als Fürst über das Leben seiner Untertanen verfügen zu können. Allerdings muß man bei der Beurteilung dieser Bluttaten auch die immer zunehmende ein Menschenleben nicht besonders hoch rechnende allgemeine Verwilderung in Betracht ziehn, die der nun schon acht Jahre währende mörderische Krieg zur Folge hatte.

Der in so hohem Maß anstößige Lebenswandel Johann Friedrichs blieb natürlich seinen fürstlichen Brüdern nicht unbekannt und erregte immer mehr deren Scham und Besorgnis. Und zwar scheint man fast mehr seine magische Betätigung als seine sonstigen Frevel verdammt zu haben. Die Herzöge hielten es für angezeigt, die Angelegenheit vor den bei der Vermählung des Landgrafen Georg von Hessen mit der ältesten Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen am 1. April 1627 in Torgau abgehaltnen Familienrat der Agnaten des Hauses Sachsen zu bringen. Man faßte schon damals den Beschluß, den Herzog zur Verhütung weitern Unheils und Bewahrung der ewigen Seligkeit in Haft zu nehmen und in dem Gartenschlößchen — der jetzigen Bibliothek — in Weimar in Gewahrsam zu halten. Johann Friedrich, der hiervon Nachricht erhalten zu haben scheint, entzog sich dem aber, indem er Anfang April, diesmal allein, jedoch mit Degen, Bandelierrohr, zwei Pistolen und einem Dolch bewaffnet, ein Felleisen mit tausend Talern hinter sich auf das Pferd geschnallt, Ichtershausen bei Nacht und Nebel verließ. Am 20. April sah ihn ein Reiter der Tillyschen Armee, die damals die von den Dänen besetzte Stadt Northeim in Hannover belagerte, in ziemlich verwahrlostem Zustande, mit langem Haar, auf dem Rand eines Grabens sitzen, während sein Pferd auf der Wiese weidete. Nach einem kurzen Wortwechsel schlug Johann Ernst auf den Reiter an. Dieser kam ihm aber zuvor und schoß ihn durch den linken Arm. In dem Hause, in das er nunmehr durch einen Leutnant des Herbersdorfschen Regiments gebracht wurde, entriß er diesem plötzlich den Degen und stach ihn damit durch den Leib. Später, nachdem er mit größter Anstrengung überwältigt worden war und dabei noch drei Wunden erhalten hatte, überfiel er einen der ihn bewachenden Schützen und brachte ihm mit dem Messer, mit dem dieser aß, fünf Stiche in Arm und Brust bei. So rasend gebärdete sich der Fürst bei dem ganzen Vorfall, daß es erst am fünften Tage möglich war, seine ziemlich schweren Verletzungen zu verbinden. Alsdann wurde er nach der Festung Erichsburg in sichern Gewahrsam abgeführt, während sich Tilly wegen seiner Auslieferung mit Herzog Wilhelm in Verbindung setzte. Dieser führte nunmehr nach nochmaligem Einvernehmen mit dem Kurfürsten, als Senior des Hauses Sachsen, den schon in Torgau gefaßten Beschluß, über ihren Bruder eine sichere „Kustodie" zu verhängen, mit aller Entschiedenheit

aus. Er entsandte den weimarischen Obersten Frenck nach Erichsburg, der sich Johann Friedrich übergeben ließ und unter einer Bedeckung von dreißig Tillyschen Reitern nach Oldisleben geleitete.

Dort waren unterdessen einige Räume des verfallnen und nur zum Teil als Amtshaus benutzten ehemaligen Benediktinerklosters St. Viti zu einem Gefängnis eingerichtet, und das Kloster auch nach außen befestigt worden, um es vor Handstreichen der das Land durchstreifenden plündernden Banden zu sichern. Am 30. Mai 1627 spät Abends kam Johann Friedrich in Oldisleben an und wurde von fünfzig weimarischen Musketieren unter Heinrich von Sandersleben in Empfang genommen und eingekerkert.

(Schluß folgt)

Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren

Lebenserinnerungen von Robert Thomas

(Schluß)

Am Mittwoch fuhr ich am frühen Morgen ab und kam gegen zwei Uhr in Mülhausen an. Ich wußte dort schon Bescheid und begab mich nach dem Tivoliplatz, wo die Menagerie privat stand. Die Tiere, besonders meine Spezialpfleglinge, begrüßten mich mit großer Freude, und namentlich die Tigerin Saida drückte sich an das Gitter, um sich von mir liebkosen zu lassen. Bucher teilte mir mit, daß der Tierbestand zwar nicht vermehrt worden sei, daß man dafür aber ein paar neue Tricks einstudiert habe, die eigentlich mehr in das Theaterfach schlügen. Als letzte der Dressurnummern wurde jetzt ein Serpentintanz im Löwenkäfig aufgeführt, eine Neuheit, die erst kurz vorher in Frankreich aufgekommen war. Zu diesem Zweck wurde der Dressurkäfig innen mit schwarzen Tüchern behängt, und auf diesem Hintergrunde mußte das Dienstmädchen als „Miß Bärbs-Bob“ in einem lang herabwallenden, mit Stäben versehenen Kleide tanzen, während die Löwen in mächtigen Sätzen um sie herumsprangen. Dazu wurde mit Hilfe eines besondern Apparats, nachdem das Gas ausgedreht worden war, ein scharfes Licht auf die Tänzerin konzentriert, das seine Farben beständig wechselte.

Ich übernahm nun wieder meine frühere Arbeit, wozu auch das Schlachten der Pferde gehörte. In Mülhausen mußte ich zu diesem Zweck in das städtische Schlachthaus gehn, wo die Pferde nicht, wie anderwärts, geschlagen, sondern geschossen wurden. Der Schlachthausverwalter, bei dem ich mich meldete, kam mit einem kurzen Metallrohr, an dessen einem Ende eine runde, schrägstehende Metallscheibe angebracht war. Er fragte mich, ob ich auch Watte in den Ohren habe, was ich verneinte. Ich mußte nun den Gaul halten, während der Schlachthausverwalter das Rohr mit der Metallscheibe auf die Stirn des Pferdes setzte und mit einem kleinen Hammer gegen das andre Ende des Rohres schlug, wo die Patrone eingefügt war. Der Schuß ging mit einem furchtbaren Krach los, und das Pferd stürzte augenblicklich zusammen, ohne noch mit einem Glied zu zucken.

Da ich mit dem Schlachten und dem Tranchieren der Fleischportionen sowie mit der Leitung der Vorstellungen viel zu tun hatte, machte mir der Direktor den Vorschlag, ich solle meine beiden Raubtierwagen an einen jüngern Angestellten, den Klempner Ferdinand, abtreten und dafür den Affenwagen übernehmen, der weniger Arbeit verursache. Ich war damit einverstanden. Vor der Eröffnung der Menagerie

hatten wir mit dem Reinigen und dem Auswaschen der Käfige noch viel zu tun, und Ferdinand versäumte in der Eile, den Schieber zwischen dem Käfig der Tigerin Saida und dem der Löwengruppe, wobei sich der jüngere Tiger befand, durch einen Holzkeil festzuklemmen. Die Folge davon war, daß die Tigerin den Schieber mit der Pranke zurückzog und in den Nachbarkäfig hinüberging. Sie selbst, obgleich sie das stärkere Tier war, tat keinem der andern etwas, wurde aber von ihrem jüngern Verwandten mit einem Prankenhieb empfangen, der sie an der Nase verwundete. Es entstand im Käfig ein großer Lärm, der uns herbeilockte. Wir sprangen schleunigst hinzu und schoben die Schieber zu, sodaß die vier Käfige des Wagens wieder separiert waren. Dabei hatten wir nun aber die Tigerin Saida in der Mitte, links von ihr die Löwengruppe, die wir bei der bald darauf stattfindenden Vorstellung zur Dressur brauchten, und rechts von ihr den jungen Tiger. Es galt nun so schnell wie möglich die Tiere zu rangieren, und zu diesem Zweck blieb uns nichts andres übrig, als den Umsatzkasten zu holen, die Tigerin hineinzulocken und dann die Löwengruppe nach rechts zu treiben, was uns nach einiger Mühe auch gelang. Die Tigerin kam dann wieder in ihren alten Käfig, und wir waren mit Ach und Krach ein paar Minuten vor Einlaß des Publikums fertig.

Ein paar Tage darauf unterhielt sich Ferdinand nach der Vorstellung, als er mit dem Zurückrangieren der Tiere beschäftigt war, mit einem Mädchen, dessen Bekanntschaft er kurz vorher gemacht hatte, und das sich auf dem ersten Platz befand. Dabei war seine Aufmerksamkeit natürlich geteilt, und er vergaß, nachdem die Löwengruppe schon hinübergegangen und abgeschlossen worden war, den Schieber hinter dem nun folgenden Eisbär zu schließen, sodaß zwischen diesem und dem Löwen Sultan, der nun folgte, keine Scheidewand war. Ich bemerkte vom Affenwagen aus, wo ich gerade stand, daß der Löwe Sultan in einer bei ihm sonst ungewöhnlichen Weise vorwärts lief, und wurde dadurch aufmerksam. Ich teilte meine Beobachtung dem Direktor mit, und wir kamen beide gerade vor dem Käfig an, als der Eisbär sich aufrichtete, um den Löwen zu empfangen. Dieser war in einiger Entfernung von ihm verdutzt stehn geblieben, da er bisher noch niemals den Eisbär gesehen hatte. In diesem Augenblick gelang es uns, den Schieber zu schließen und einen Zweikampf zu verhüten, der voraussichtlich schlimme Folgen gehabt haben würde. Der Wärter Michel, der den Löwen hinübergelassen hatte, ohne sich davon zu überzeugen, daß der Schieber geschlossen war, erhielt einen derben Rüffel, Ferdinand aber seine Kündigung.

Wir besuchten noch eine Anzahl Pfälzer Städte und fuhren über Bingen nach Koblenz. Dort erhielten wir eines Tages Besuch von Frau Christian Berg und ihrem Sohne, die mit ihrem Löwentheater in Lützel-Koblenz standen. Da unser Fleischvorrat erschöpft war, galt es möglichst bald ein Pferd zu kaufen. Wir fanden ein solches bei einem Hotelier, dem wir fünfzig Mark dafür bezahlen mußten. Ich holte es am andern Morgen in das Schlachthaus, stellte es dort einstweilen in den Stall, wo es der Tierarzt besichtigte, und half inzwischen einem im Schlachthause beschäftigten Pferdeschlächter bei seiner Arbeit, damit er desto eher fertig würde. Dann schlachtete ich unser Pferd. Als ich gerade beim Ausnehmen war, kam der Tierarzt dazu, der konstatierte, daß die Lunge angewachsen und vereitert war. Ich mußte gleich mit der Arbeit aufhören, und der Tierarzt nahm mich mit in eine andre Halle, wo ich mir die Hände mit Kreolinwasser gründlich reinigen mußte. Er erklärte, es müsse alles liegen bleiben, und ich solle am nächsten Sonntag Mittag wiederkommen, er würde sehen, ob wir dann etwas von dem Pferde mitnehmen könnten. Als wir am Sonntag nun zum Schlachthaus hinausfuhren, wurde uns gesagt, das ganze Pferd müsse verbrannt werden, aber die Haut könnten wir erhalten. So waren wir also wieder ohne Fleisch und sahen uns gezwungen, einen kleinen Vorrat beim Fleischer zu kaufen.

An dem letzten Sonntage, den wir in Koblenz verlebten, lasen wir im „Kometen“ die Nachricht, daß der Ehlbeckische Elefant in Palermo seinen Wärter

Bauer getötet habe. Ehlbeck ließ den Elefanten damals allein in Italien reisen, und das Tier hatte den Großen St. Bernhard zu Fuß passiert und war in allen größern Städten der Halbinsel zur Schau gestellt worden. In Palermo hatte der Wärter offenbar Differenzen mit dem ihn begleitenden Gehilfen bekommen, und dieser hatte, um dem Wärter einen Schabernack zu spielen, in dessen Abwesenheit das Tier gereizt. Als Bauer zurückkam, ergriff ihn der Elefant — ein starkes afrikanisches Männchen — mit dem Rüssel, schleuderte ihn zu Boden und bearbeitete ihn mit den Füßen, bis er tot war. Der Gehilfe hatte seine guten Gründe, sich von dem Elefanten fern zu halten, und wußte nun keinen andern Rat, als zur Polizei zu laufen und deren Hilfe zu erbitten. Die Polizei machte kurzen Prozeß, verurteilte den Elefanten zum Tode und vollstreckte dieses Urteil mit Hilfe von Gift. Wie nachträglich verlautete, war die mit Geld gefüllte Brieftasche des Wärters verschwunden.

Als ich am letzten Montag Vormittag mit dem Scheuern des Affenwagens beschäftigt war und die Affen aus dem großen Gesellschaftskäfig in kleine Käfige gesperrt hatte, war nur ein Javaner Affe namens „Schuster," der erst vierzehn Tage bei uns war, in dem großen Käfig geblieben und weigerte sich, diesen zu verlassen. Um keine Zeit zu verlieren, beschloß ich, zu ihm hineinzusteigen und den Käfig unbekümmert um seine Gegenwart auszuwaschen. Ich stellte einen Eimer mit Wasser hinein und kroch durch die enge Öffnung des Gitters in das Innere. Während ich arbeitete, saß das Tier in irgendeiner Ecke oder hing oben am Gitter, sah mir aufmerksam zu und schnalzte nach seiner gewöhnlichen Art. Als ich fertig war, warf ich den Eimer hinaus und schickte mich an, den Käfig zu verlassen. Aber ehe ich draußen war, hatte auch Schuster den Ausweg gefunden und lief schon auf der Barriere des ersten Platzes umher, von wo er dann unter dem zweiten und dritten Platze verschwand. Die beiden Ulmer Doggen machten Jagd auf ihn und würden ihn zerrissen haben, wenn sie ihn erwischt hätten, aber der Affe war schneller als sie und entkam, indem er zunächst unter die Küche, den Wohnwagen und den Packwagen und dann wieder unter die Menageriewagen kroch. Es begann nun eine wilde Jagd, und bei der Hitze, die an diesem Tage gerade herrschte, vergoß ich manchen Tropfen Schweiß. Es war keine leichte Arbeit, dem Tier in alle seine Schlupfwinkel zu folgen, und es diente dabei keineswegs zu meiner Ermutigung, daß mir Direktor Bucher, während ich mich abmühte, den Affen zu haschen, zurief: „Das Tier kostet fünfundzwanzig Mark, wenn Sie es nicht wieder kriegen, müssen Sie es bezahlen!" Zu meinem größten Schrecken entdeckte der Affe eine Vertiefung im Boden unter der Hinterwand, durch die er entschlüpfte. Ich eilte aus der Menagerie und sah, daß der Affe in ein benachbartes Grundstück entwischte, wo er auf dem Dache eines leeren Gewächshauses saß. Eine Frau gab mir Aprikosen, mit denen ich den Flüchtling wieder herbeizulocken suchte. Er sah die Früchte auch mit großem Interesse an, schnalzte unaufhörlich, ließ sich aber nicht bewegen, herzukommen. Als ich ihm vom Innern des Glashauses aus nachkletterte, sprang er von dem etwa zehn Meter hohen Dache hinunter und eilte in die Anlagen, wo sich eine Menge Publikum gesammelt hatte, das auf den Ausgang der Jagd gespannt war und sich zum Teil daran beteiligte. Wie ich wieder auf den festen Boden gekommen bin, weiß ich heute noch nicht, jedenfalls war ich dem Flüchtling bald wieder auf den Fersen und folgte ihm im schnellsten Laufe, während er den Weg in die öffentlichen Anlagen einschlug. Zum Glück kam er nicht auf den Gedanken, einen Baum zu erklettern, da er dann wahrscheinlich für uns unrettbar verloren gewesen wäre, sondern machte plötzlich eine Schwenkung nach links, kroch durch das eiserne Gitter einer Villa, eilte durch den Garten und stieg zu einem offenstehenden Parterrefenster ein. Dorthin konnte ich ihm nicht ohne weiteres folgen, ich mußte klingeln und warten, bis mich jemand hineinließ. Nach einigen qualvollen Minuten erschienen zwei alte Damen, die sehr verwundert und sehr umständlich fragten, was denn los sei, und anfangs nicht die geringste

Neigung verspürten, mich einzulassen. Erst auf mein energisches Zureden öffneten sie, knüpften aber die Bedingung daran, daß nur ich allein eintreten dürfte. Ich schloß zunächst von außen die Fenster, bis auf das eine, durch das der Affe seinen Weg gesucht hatte, stieg dann selbst hinein, schloß das Fenster von innen und erwischte den Affen glücklich hinter dem Ofen der völlig leeren aber frischgestrichnen Stube. Der Ausreißer erhielt nun seine Strafe in Form einer gehörigen Tracht Prügel, aber auch die beiden Damen, die mich so unfreundlich empfangen hatten, durften nicht ganz leichten Kaufs davonkommen, weshalb ich mehr, als unbedingt nötig gewesen wäre, auf dem frischen Anstrich herumrutschte und auf dem noch feuchten Boden einige recht bemerkbare Spuren meines Daseins zurückließ. Als ich mit dem Affen unter dem Arme wieder bei dem Gartentor anlangte, fand ich den Direktor in lebhafter Unterhaltung bei den beiden alten Damen, und ich hörte noch, wie er ihnen sagte: „Seien Sie froh, daß es nur ein Affe und kein Löwe war, denn in diesem Falle würden Sie alle beide Ihr teures Leben eingebüßt haben."

Vor unsrer Abreise von Koblenz schlachtete ich noch ein sehr fettes Pferd, während die Andern verluden. Dann reisten wir nach Bonn. Als wir dort angekommen waren, sah ich zuerst nach dem kleinen Löwen, der eine Hündin als Amme hatte, und ließ diese dann aus dem Wagen heraus, damit sie sich etwas Bewegung machen sollte. Ich warf ihr ein paar Stücke Fleisch vom Wagen herab, die sie auch begierig fraß, als ich ihr aber das letzte Stück geben wollte, war sie spurlos verschwunden. Das Tier, das wir uns in Koblenz geliehen hatten, war sofort nach seiner Heimatstadt zurückgekehrt. Zum Glück war der junge Löwe schon so weit, daß er allein trinken konnte und auch schon kleine Stücke Fleisch nahm. In Bonn standen wir auf dem Exerzierplatze bei der Sterntorkaserne.

Die Anwohner des Platzes beschwerten sich über das nächtliche Gebrüll unsrer Löwen, und ich bekam deshalb den Auftrag, die Nacht über wach zu bleiben und die Löwen beim Brüllen zu stören, was ich mit Hilfe der Futtergabel auch tat. Dafür brauchte ich am Tage nur die Fleischrationen zu tranchieren und zu verteilen sowie die Vorstellungen zu leiten. Da ich an gehörige Arbeit gewöhnt war, sagte mir diese Lebensweise nicht zu, und da ich außerdem immer deutlicher bemerkte, daß mein Kollege Michel, der bei Madame einen Stein im Brett hatte, fortwährend gegen mich intrigierte, erklärte ich eines Tages dem Direktor, daß ich lieber gehn wolle. Er stellte mir ein vorzügliches Zeugnis aus, hielt mir eine Abschiedsrede und empfahl mir, eine Anstellung bei der Menagerie Weidauer zu suchen, die damals gerade in Krefeld war. Ich fuhr also hinüber und fand dort auch die Menagerie mit dem dazu gehörenden Karussell. Als ich die Bude betrat, wurde mir gleich das Herz schwer, denn der Unterschied zwischen dem Geschäft, das ich verlassen hatte, und diesem hier war ebenso groß wie der zwischen Tag und Nacht. Von der peinlichen Sauberkeit und Ordnung, die bei Nouma Hawa geherrscht hatten, war hier keine Spur zu finden, und alles deutete darauf hin, daß der Betrieb in jeder Weise nachlässig gehandhabt wurde. Aber was konnten solche Betrachtungen helfen, ich hatte meine Stelle aufgegeben und mußte sehen, daß ich wieder ein Unterkommen fand, und so wollte ich denn auf alle Fälle mein Glück bei Weidauer versuchen. Ich stellte mich dem Besitzer vor, präsentierte ihm meine Zeugnisse und wurde sogleich angestellt. Das Geschäft bestand aus fünf Tierwagen, einem Wohnwagen und einem Elefantenwagen, der während der Reise als Holzwagen benutzt wurde. An Tieren enthielt die Menagerie einen sehr großen Eisbären, einen afrikanischen Elefanten mit mehr als meterlangen Stoßzähnen, neun Löwen, darunter ein Löwenpaar aus der Berberei, vier dressierte Löwinnen, mehrere jüngere Löwinnen, worunter eine, die am Wahnsinn litt, und die infolgedessen beim Füttern nicht das Fleisch von der Gabel nahm, sondern den in den Käfig geworfnen Brocken unbeachtet ließ, bis sie ihn durch Zufall fand, ferner ein Zebra, ein Emu, ein Lama, einen Königstiger, zwei Panther, einen Malaienbären, eine Riesenschlange, drei

Aras und einige Kasten mit Affen. Die Musikkapelle wurde durch eine Drehorgel ersetzt. Ich reiste sogleich nach Düsseldorf zurück, holte meinen Koffer und trat meinen Dienst an. Der Besitzer war lahm und hatte eine Frau sowie viele Kinder; einer seiner Söhne machte die Dressur, ging aber zu meinem Entsetzen in Hemdärmeln in den Käfig. Ich bekam zwei Wagen zugewiesen, schlief auf dem dritten Platz in einem sehr primitiven Bett, erhielt mäßig zu essen und wenig Lohn. Mein neuer Prinzipal war ein vom Schicksal verfolgter Mann. Er hatte im Jahre 1884 in Mecklenburg eine tragende Löwin auf eine ganz eigentümliche Weise verloren. Während der Reise war dort die Deichsel eines seiner Wagen von hinten in den Löwenwagen hineingefahren und hatte die Tür zertrümmert. Durch die Öffnung war die Löwin entkommen, hatte sich etwa noch eine Stunde lang in der Nähe der Menageriewagen aufgehalten und war, da sich niemand getraut hatte, sie einzufangen, schließlich in einen Wald entwichen. Das Gerücht von ihrer Flucht verbreitete sich mit Windeseile, und es wurde Militär requiriert, das den Wald umstellte und die Löwin erschoß. Einige Jahre später, als die Menagerie in Oberhausen war, und mit dem Aufbau der Bude begonnen werden sollte, hatte der Königstiger, der erst vierzehn Tage vorher angekommen war, den Boden seines Käfigs durchgekratzt und sich in einer benachbarten Baumschule aufgehalten. Dann war er bei Anbruch der Nacht in einen Schweinestall geschlüpft, und hier hätte er mit Hilfe eines Umsatzkastens leicht wieder eingefangen werden können, wenn sich nicht die Ortsbehörde ins Mittel gelegt hätte. Sie duldete nämlich nicht, daß sich die Angestellten der Menagerie dem Stalle näherten, sondern stellte vier Gendarmen mit geladnen Gewehren vor der Stalltür auf, die das Tier, wenn es wieder herauskäme, erschießen sollten. Als sich der Tiger zeigte, gaben die Gendarmen Feuer, aber das Unglück wollte, daß nicht nur der Tiger, sondern auch einer der Schützen eine tödliche Kugel erhielt, was an sich bedauerlich war, aber für Weidauer noch ganz besonders schlimme Folgen hatte. Die Menagerie wurde mit Beschlag belegt, durfte Oberhausen nicht verlassen, aber auch keine Vorstellungen geben. Der Besitzer sowie der damalige Geschäftsführer, ein Jude, erklärten, daß sie unter diesen Verhältnissen nicht bestehn könnten, und machten der Gemeinde den Vorschlag, sie sollte die Menagerie übernehmen. Dazu hatte diese freilich keine Lust, und so waren die Einwohner genötigt, die Raubtiere auf eigne Rechnung zu unterhalten, bis die Menagerie wieder freigegeben wurde. Die Leute brachten nun täglich, was sie an einigermaßen entbehrlichem Vieh hatten, der eine eine Ziege, der andre ein Schaf, der dritte ein Kalb. Währenddessen stellte Weidauer den toten Tiger auf einem Paradebett zur Schau aus und machte dabei eine glänzende Einnahme, da die Bevölkerung aus der ganzen Umgegend herbeiströmte, um das tote Tier zu sehen, das solches Unheil angerichtet hatte. Es entspann sich nun ein langer Prozeß wegen der Entschädigung der Hinterbliebnen des toten Gendarmen, aber das Gericht entschied schließlich zugunsten des Menageriebesitzers, der mit vollem Recht erklärte, daß er ohne das Eingreifen der Behörde den Tiger wieder eingefangen haben würde, und daß er den Schuß, der den Gendarm tötete, nicht verschuldet habe und deshalb für die Folgen auch nicht aufkommen könne. Bei den Verhandlungen dieses Prozesses trat der jüdische Geschäftsführer mit großem Eifer für das Interesse seines Herrn ein, und dieser glaubte ihm nicht zum wenigsten den glücklichen Ausgang der Sache verdanken zu müssen.

Um die Zugkraft unsrer Vorstellung noch zu erhöhen, bedienten wir uns am letzten Sonnabend unsers Aufenthalts eines besondern Tricks. Wir engagierten einen stadtbekannten Dienstmann und machten bekannt, daß dieser bei der Abendvorstellung in Begleitung des Tierbändigers den Löwenkäfig betreten würde. Bei der Parade stand der Held des Tages mit an der Kasse, schaute vergnügt schmunzelnd in das Publikum und betrat, als die Vorstellung begann, die Bude. Als die Nummer an die Reihe kam, in der er auftreten mußte, erschien ein Schutzmann, der mit dem Explikateur einige Worte wechselte, worauf dieser ein höchst verlegnes Gesicht machte

und dem Publikum mitteilte, daß das angekündigte Extrazugstück nicht stattfinden könnte, weil ein Magistratsbeschluß gekommen sei, der dem Dienstmann das Betreten des Löwenkäfigs verböte. Ich will nicht verschweigen, daß der Schutzmann ebensogut engagiert war wie der Dienstmann, und daß wir von vornherein gar nicht die Absicht gehabt hatten, das kostbare Leben des wackern Dienstmanns auf das Spiel zu setzen. Jedenfalls hatten wir unsern Zweck erreicht: die Bude war bis auf den letzten Platz besetzt.

Von Krefeld reisten wir nach Deutz zum Schützenfest und von da wieder zurück nach Beuel bei Bonn, wo wir ausluden und per Achse nach Pützchen fuhren. Noch ehe wir ausgeladen hatten, bekam ich Streit mit meinem Prinzipal und legte die Arbeit sofort nieder. Ich hoffte auf dem berühmten Markte in Pützchen eine andre Stellung zu finden und hielt mich deshalb ein paar Tage dort auf. Der Ort besteht aus wenigen Häusern, in deren Mitte eine Wallfahrtskirche liegt. Vor der Kirche entspringt unter alten Linden und Kastanienbäumen ein klarer Brunnen, dessen Wasser bei den Landleuten in der ganzen Umgegend wegen seiner angeblichen Heilkraft berühmt ist. Zu dem Markte stellen sich aus weiter Ferne Besucher ein, und die Landstraßen sind während dieser Zeit mit Fuhrwerken aller Art und vielen Tausenden von Fußgängern bedeckt. Die Leute verrichten in der Kirche eine kurze Andacht, waschen sich Stirn und Augen mit dem Wunderwasser und geben sich dann den Belustigungen hin, die ihnen in den Wirtschaften sowie in den Schaugeschäften, die sich zahlreich zu dem Markt einfinden, geboten werden. Auch an Verkaufsbuden fehlt es nicht; in ganz besonders starker Anzahl sind die holländischen Waffelbäckereien vertreten, die mit ihrem Fettdunst die Luft in ganz eigentümlicher Weise parfümieren. Neben diesen Waffeln werden hauptsächlich „Reibekuchen“ gebacken und frisch aus der Pfanne verspeist; es sind Kartoffelpuffer, die in Rüböl gebraten werden. Zwischen den langen Budenreihen drängen sich Hausierer mit allen möglichen Waren sowie Juden, die hier mit alten Kleidern, Schuhwerk und dergleichen ein großes Geschäft machen.

Als es Abend wurde, sah ich mich nach einem Nachtquartier um, fand aber alle Wirtschaften vollkommen besetzt und hörte, daß man für ein Bett sechs Mark bezahle. Ich erkundigte mich bei einem Kollegen, wo ich wohl übernachten könnte, und erhielt von diesem den Rat, im ersten besten Hause nachzufragen, da sämtliche Bewohner des kleinen Ortes während des Marktes Fremde beherbergten. Ich sprach also in einem Hause vor, fand eine alte Frau und fragte sie, ob sie mir Quartier geben könnte. Sie erwiderte, wenn ich mit einem Lager auf Stroh fürlieb nehmen wollte, so könnte ich dableiben, die Betten seien schon sämtlich besetzt. Ich holte meinen Koffer und wurde von meiner Wirtin in eine große Stube geführt, wo an den Wänden entlang Strohschütten ausgebreitet waren. Da noch niemand in der Stube war, konnte ich mir nach Belieben einen Platz zum Schlafen auswählen, bettete mich der Tür gegenüber und deckte mich mit meinem Überzieher zu. Es dauerte nicht lange, so brachte die Wirtin neuen Logierbesuch, und zwar eine alte Frau, die sich ohne viele Umstände an die Wand rechts von der Tür bettete. Dann kam noch ein Bäckermeister aus Bonn mit seiner Tochter, die auf dem Markt einen Stand mit Backwaren hatten und deshalb in Pützchen übernachten wollten, obgleich der Weg nach Bonn nicht allzuweit war. Sie legten sich an die noch freie Wand, und damit war die Schlafkameradschaft für diese Nacht abgeschlossen. Am andern Morgen ließ ich mir eine Tasse Kaffee und ein Brötchen geben und beglich meine Rechnung, die 1 Mark 25 Pfennige ausmachte; es war das teuerste Nachtlager auf Stroh, das ich je gehabt habe.

Des entsetzlichen Regenwetters wegen machten die Schaubuden und die Kaufleute schlechte Geschäfte, und es gelang mir trotz allen Bemühungen auch nicht, Arbeit zu finden. Ich sprach auch bei meinem frühern Prinzipal, dem Panoptikumbesitzer Wittger vor, der mir freilich auch keine Beschäftigung geben konnte, mich aber dafür mehrmals zum Essen einlud. Am Sonntag Nachmittag fragte ich einen

Droschkenkutscher, der schon mehrere Fahrgäste hatte, ob er mich nach Beuel mitnehmen wollte. Da er dies bejahte und sich auch erbot, meinen Koffer zu befördern, setzte ich mich zu ihm auf den Bock und fuhr zum Beueler Bahnhof. Dort löste ich ein Billett nach Köln, versäumte aber in Deutz auszusteigen, da ich annahm, daß der Zug über die Brücke fahren würde, und gelangte so wider meinen Willen nach Mülheim am Rhein. Hier mußte ich zwanzig Pfennige nachzahlen, lud meinen Koffer auf die Schulter und fuhr noch an demselben Abend mit dem Schiff nach Köln, wo ich in der Herberge zur Heimat zu Abend aß, einer Andacht beiwohnte und übernachtete. In Köln waren damals gerade die beiden Zirkusse Carré und Corty-Althoff angekommen, bei denen ich vergebens um Arbeit vorsprach. Ich schrieb deshalb an Mutter Kitzmann nach Harburg und bot ihr meine Dienste an, indem ich sie bat, mir die Antwort postlagernd nach Aachen zu senden. Ich ließ meinen Koffer in Köln stehn und reiste auf Schusters Rappen über Düren und Eschweiler nach Aachen und von dort nach Elberfeld; dabei ging ich nicht nur auf meinen eignen, sondern auch auf fremden Tappen, wodurch ich zu billigen Mahlzeiten kam, da ich bei den Bäckern Brötchen, bei den Fleischern Wurst und bei den Bierbrauern Bier erhielt. Dabei gebrauchte ich die Vorsicht, eine seidne Mütze und ein rotseidnes Halstuch zu tragen, sodaß ich mehr einem Fleischer als einem Bäcker ähnlich sah. Ich bestach also durch mein Äußeres die Fleischer, konnte mich aber bei den Bäckern ordnungsgemäß legitimieren und betrachtete meine vierzehntägige Wanderung als eine Erholungsreise nach den langen Mühen meiner vielseitigen Tätigkeit.

In Elberfeld fand ich einen Brief und zehn Mark Reisegeld von Mutter Kitzmann vor, fuhr nach Harburg und kam dort am späten Nachmittag an. Ich besuchte dann sofort Mutter Kitzmann in der Lindenstraße, wo ich mit großer Freude aufgenommen wurde. Abends beim Essen mußte ich meine mannigfaltigen Erlebnisse erzählen und fand nachher eine hübsche Schlafkammer für mich bereit. Einer der Söhne hatte ein kleines Karussell und eine Schießbude in Sanssouci bei Harburg. Mutter Kitzmann selbst betrieb eine Schießbude und ein Karussell in Wilsdorf, womit sie aber nur Sonntags zu tun hatte. Ich arbeitete nun längere Zeit bei den verschiednen Geschäften der Familie und half dann bei dem Planieren eines Platzes, auf dem ein andrer Sohn namens Willy eine Eisbahn eröffnen wollte. Bei Eintritt der Kälte wurde der Platz bewässert, und wir mußten die Nächte über aufbleiben, um öfters das Wasser mit einem Schlauch über die Fläche zu verteilen. Da häufig Schneefälle eintraten, hatten wir viel Arbeit, weil der Schnee auf große Haufen zusammengeschaufelt werden mußte, die vorläufig auf der Eisbahn liegen blieben, und zwischen denen sich die Schlittschuhläufer hin und her bewegten. Abends wurde der Platz durch alte Karusselllaternen erleuchtet. Ich erhielt bei Mutter Kitzmann Logis und vorzügliche Kost und die Woche drei Mark Lohn. An Sonntagen verdiente ich sechs bis sieben Mark mit Schlittschuhanschnallen.

Es gefiel mir ja in Harburg im großen und ganzen gut, ich war mit der Kost und der Behandlung sehr zufrieden, aber mein Verdienst war doch so gering, daß ich beschloß, mich nach einer andern Stelle umzusehen. Ich fuhr deshalb wieder einmal nach Hamburg hinüber und sprach in dem großen Etablissement von Hagenbeck, das damals noch auf dem Pferdemarkt stand, um Arbeit vor.

Im Kontor hörte ich, daß leider alle Stellen besetzt seien. Ich fuhr deshalb nach Harburg zurück und schrieb an Bertrams Tierhandlung in Braunschweig, die mich auch engagierte und mir fünf Mark Reisegeld vergütete. Sobald ich den Brief erhielt, teilte ich Mutter Kitzmann mit, daß ich eine Stelle gefunden habe und am nächsten Morgen abreisen wolle. Sie nahm diese Nachricht zunächst mit Gleichmut auf, als ich mich aber am andern Tage verabschiedete, weinte die alte Frau wie ein kleines Kind. Sie mochte dabei an unsre gemeinsamen Erlebnisse und früherer Zeiten gedenken und besonders an mein Zusammenwirken mit ihrem

ersten Manne, dem sie auch jetzt noch, nachdem sie inzwischen wieder geheiratet hatte, ein treues Andenken bewahrte.

Als ich in Braunschweig ankam, sah ich aus den Anzeigen an den Plakatsäulen, daß die Menagerie Kraibe gerade dort war. Ich wollte meine Stelle erst am andern Tage antreten und benutzte den freien Nachmittag zu einem Besuche der Menagerie, wo man sich über mein Erscheinen sehr wunderte. Als ich dem Tierbändiger Zuber mitteilte, daß ich eine Stelle bei Bertram gefunden habe, fragte er mich, ob ich denn auch Pferde putzen könne. Diese Frage machte mich stutzig, und ich ging am andern Tage mit nicht ganz leichtem Herzen nach der Bertramschen Handelsmenagerie. Als ich eintrat, begegnete mir mein neuer Prinzipal, der gerade zu einer Gerichtsverhandlung gehn wollte, und der mich aufforderte, einstweilen in den Garten zu gehn, mir alles anzusehen und seine Rückkehr dort zu erwarten. Der Garten war nicht groß, aber hübsch angelegt, mit einem Teich und einer Felsengrotte dekoriert und enthielt ein Kamel, ein Lama, eine Hirschkuh, zwei Rehböcke, ein paar Rehe, zwei Schakale, Angoraziegen, Kamerunschafe, eine Menge Füchse, Hunde, eine Kollektion Affen, eine Voliere für kleinere Raubvögel und eine größere für Adler und Geier, eine große Sammlung in- und ausländischer Singvögel, die im sogenannten Raubtierhaus untergebracht waren, sowie eine Menge Rassehühner, Enten und sonstiges Wassergeflügel. Eine Spezialität des Geschäfts waren Pfauen, sowohl gewöhnliche wie weiße, von denen im ganzen etwa siebzig Stück da sein mochten. Zu meiner größten Freude fand ich auch den Zebustier Moritz wieder, der früher bei der Bergschen Menagerie gewesen war, und der mich wieder erkannte. Es ging ihm offenbar hier besser als bei Berg, wo er oft mit einem Gericht Hobelspäne hatte vorlieb nehmen müssen. Ein Gärtner, den ich ansprach, und dem ich mich als neuen Angestellten zu erkennen gab, führte mich in einen Pferdestall, worin zehn Ponys und zwei Halbponys standen, die alle außerordentlich lange Haare und infolgedessen auch Läuse hatten. Der Besitzer des Etablissements war ein gelernter Brauer. Er war damals geistig schon nicht mehr ganz frisch und starb später irrsinnig. Sein Geschäftsführer hieß Alexander, war in seinen Mußestunden Schauspieler und lernte im Garten mitunter seine Rollen. Das Personal bestand außer dem Gärtner aus zwei Dienstmädchen, von denen das eine an der Kasse saß, und zwei ganz jungen Burschen. Nachmittags gegen drei Uhr kam Bertram vom Gericht zurück und richtete zuerst die Frage an mich, ob ich Pferde scheren könne. Ich sagte, daß ich das bisher noch nicht getan habe, daß ich es aber versuchen wolle und überzeugt davon sei, ich werde es schon fertig bringen. Wir erhielten dann unser Mittagessen, worauf ich mich umkleidete und mit der Arbeit begann. Es galt zunächst, Transportkasten für die Pfauen anzufertigen, von denen eine Anzahl versandt werden sollte. Diese Kasten forderten viel Mühe und Arbeit, denn sie mußten so eingerichtet sein, daß sie genügend Raum für den Schweif des Vogels boten, der durch ein am Boden angebrachtes aufrechtstehendes Brett daran verhindert wurde, in seinem engen Behälter rückwärts zu gehn und dabei seine hauptsächlichste Zier zu verletzen. Nach einigen Tagen begann ich dann mit dem Scheren der Pferde, die ich mir von einem Burschen halten ließ, und die ich, nachdem das Scheren beendet war, mit Merkurialsalbe einrieb. Auch den Zebustier nahm ich in die Kur, denn er litt an Räude und mußte mit Schmierseife und einem Brei aus Leinöl und Schwefelblüte behandelt werden. An Arbeit fehlte es nicht, ich mußte des Morgens um vier Uhr aufstehn und bis Abends zehn Uhr aushalten. Die Kost war mäßig. Kaffee erhielten wir früh um acht, das Frühstück um elf, das Mittagessen um drei oder um vier Uhr, den Nachmittagskaffee um sechs und das Abendessen um zehn Uhr. Es ist begreiflich, daß ich mich bei dieser Verpflegung nach den Fleischtöpfen der guten Mutter Kitzmann zurücksehnte.

Eines Tages begann das Fuchsgeschäft; es kamen jeden Tag ein paar Dutzend dieser Tiere an, wir hatten immer fünfzig bis sechzig auf Lager und verkauften in drei

bis vier Wochen gegen fünfhundert Stück. Sie gingen ausnahmlos nach England, wo sie zur Fuchsjagd benutzt wurden. Die armen Tiere kamen gewöhnlich im elendesten Zustande bei uns an, saßen in ihren Behältern zu einem großen Haufen zusammengedrängt und verpesteten mit ihrem Gestank die ganze Umgegend. Wenn sie versandt wurden, mußte ich sie einzeln am Schwanze einfangen und in die Versandkasten stecken. Bald darauf brachte ein Russe auch fünf junge Bären und einige Pelikane, sodaß wir jetzt im ganzen zwölf junge Bären hatten, die in einem Zwinger aus Drahtgeflecht untergebracht waren. Die Bären kletterten an dem Drahte in die Höhe, und zweien davon gelang es, in die verrostete Bedachung ein Loch zu reißen, durch das sie entschlüpften. Wir sahen sie auf der Mauer eines Nachbargartens umher promenieren, und es war keine leichte Aufgabe für mich, sie wieder einzufangen. Ich trieb sie in einen Winkel, faßte die beiden Ausreißer am Genick und trug sie unter unendlicher Mühe wieder in den Zwinger, der nun mit einer Schicht Bretter bedeckt wurde. Unter den Bären war auch ein grauer, ein sogenannter Grislybär aus Amerika, der sehr heimtückisch war und mich, als ich den Behälter einmal reinigte, in die Wade biß. Er erhielt seine Tracht Prügel, aber ich nahm mich von nun an vor ihm immer in acht. Als ein Kunde in Lyon einen recht zahmen Bären bestellte, benutzte ich die Gelegenheit, mich des heimtückischen Burschen zu entledigen, steckte ihn in die Versandkiste und ließ ihn durch einen unsrer Angestellten nach der Bahn bringen. Dort wurde die Kiste zunächst in den Güterschuppen gesteckt, und ich gab mich schon der Hoffnung hin, daß mein unheimlicher Freund auf der Reise nach dem schönen Frankreich sei, als plötzlich ein Bahnbeamter zu uns kam und meldete, daß der Bär gerade dabei sei, sich durch eine Wand der Kiste durchzufressen. Ich nahm nun eine Anzahl Bretter, eine Säge, einen Hammer und Nägel und rannte nach dem Güterschuppen, wo man den Transportkasten des Bären mit einigen andern Kisten umstellt hatte, um zu verhüten, daß das Tier seinen Behälter verließe. Ich schob die Kisten beiseite und sah, daß das Tier schon den Kopf durch das Loch steckte. Nachdem ich die schadhafte Stelle mit starken Brettern verschalt hatte, trat der Bär endlich seine Reise an.

Um ein neues Anziehungsmittel für den Garten zu schaffen, kam ich auf den Gedanken, in der Voliere, worin sich den Tag über die Affen aufhielten, ein kleines Karussell zu bauen, mit dem sich die Tiere belustigen konnten. Ich teilte meinen Plan der Prinzipalin mit, und diese brachte von einer Reise eine kleine Anzahl Holzpferde mit, die ich für das Karussell verwenden sollte. Ich rammte in der Voliere nun eine nach oben zugespitzte Eisenstange in den Boden, zimmerte ein primitives Karussell, das ich mit Drähten versah, die oben in eine ausgewölbte Scheibe mündeten, und befestigte das Gerüst an der Eisenstange, indem ich die Scheibe, die das Ganze trug, oben auf die Spitze setzte. Auf dem Kranze standen die kleinen Holzpferde, und das Ganze hatte das Aussehen eines wenn auch primitiven Karussells. Am andern Morgen, als ich die Affen in die Voliere ließ, hatte ich viel Vergnügen über den Ausdruck der Neugierde und der drolligen Vorsicht, womit die Affen das in ihrem Behälter aufgeschlagne Wunderwerk betrachteten. Endlich wagte sich ein Rhesusaffe herunter, betrachtete eins der Pferde aus der Nähe und setzte sich rittlings darauf. Sein Beispiel wirkte, und bald waren sämtliche Pferde mit Reitern besetzt. Ein andrer Affe kam bald dahinter, daß man das Karussell drehn könnte, und er setzte es nun in Bewegung, wobei es ihm gleichgiltig war, ob es sich vorwärts oder rückwärts drehte. Die Affen waren nun den ganzen Tag ununterbrochen mit diesem Spielzeug beschäftigt, und das Karussell stand nie still. Der einzige Mißstand dabei war, daß sie, sei es aus Neugierde, sei es aus dem den Affen eignen Zerstörungstrieb, den Pferden die Pappsättel abrissen, die Mähnen benagten und die Schwänze ausrissen, sodaß nach kurzer Zeit nur noch kümmerliche Reste von Pferden vorhanden waren. Als das Karussell den letzten Rest seiner Schönheit eingebüßt hatte, beseitigte ich es wieder

zum nicht geringen Kummer der Affen, die sich jetzt wieder ohne ein solches Spielzeug behelfen mußten.

Der Sommer war sehr reich an Gewittern, die gewöhnlich des Nachts auftraten und die Mutter meiner Prinzipalin immer mit neuer Angst erfüllten. Sobald sich der erste Donner hören ließ, wurden alle Hausgenossen geweckt und mußten sich in der Schlafkammer der Alten versammeln und dieser Mut einsprechen. Als ich wieder einmal im besten Schlafe lag, wurde an meine Tür geklopft, und jemand rief mir zu, ich möchte doch zur Großmutter kommen, da es wieder donnere. Ich antwortete darauf, ich könnte das Donnern auch in meiner Kammer hören und zöge es vor, im Bette zu bleiben. Ich konnte mich nun meiner Nachtruhe ungestört hingeben, merkte aber der Alten an, wie sehr sie sich durch meine Lieblosigkeit gekränkt fühlte.

Auf die Ponys hatte ich unausgesetzt die größte Mühe verwandt, und die Tiere waren nun so glatt und blank, daß es eine Freude war, sie anzusehen. Sie wurden an den Sonntagnachmittagen in eine kleine Reitbahn geführt und dienten den Kindern der Besucher zum Reiten. Wir Angestellten mußten die Pferdchen mit den kleinen Reitern dreimal um die ganze Bahn führen, wofür zehn Pfennige an der Kasse bezahlt wurden. Der Geschäftsführer machte dann den Stallmeister und stand mit Zylinder und langer Peitsche in der Mitte der Bahn. Nun hatten wir aber noch zwei Halbponys, die so bösartig und verwildert waren, daß sich niemand an sie herantraute. Sie standen in einem Box, wo der Mist einen halben Meter hoch lag, erhielten einen Eimer Wasser und ihr Futter unter großen Vorsichtsmaßregeln hineingereicht und konnten sich im übrigen dem absoluten Nichtstun hingeben. Ich beschloß, diese Tiere zu bändigen und nutzbar zu machen. Zu diesem Zwecke warf ich einem nach dem andern einen Lasso über den Kopf, zog es mit Aufbietung aller Kraft nach der Tür, ließ es von den beiden Burschen halten und legte ihnen dann Halfter an, wobei ich die Oberlippe mit einer Bremse versah, die ich mit einem Holzpflock zusammendrehte und am Halfter festband. Die Tiere vergaßen über dem ungewöhnlichen Gefühl das Schlagen und das Beißen und wurden so gefügig, daß ich sie hinausführen und im Stalle anbinden konnte. Am nächsten Tage führte ich sie in die Reitbahn und machte dort die ersten Versuche, sie zu putzen, was mit großen Schwierigkeiten verbunden war, da sie Neigung zeigten, in ihre alte Wildheit zurückzufallen. Aber es gelang mir schließlich doch durch List und Geduld, und bald konnte ich sie frei umherlaufen lassen und mit einem Stück Zucker zu mir heranlocken.

Einige Zeit danach bekamen wir vom Tierhändler Reiche in Alfeld eine Tiersendung, die aus einem Tapir, einem Stachelschwein und einem Riesenkänguruh bestand. Der kleine Sohn meines Prinzipals hatte für das Stachelschwein ein ganz besondres Interesse, und eines Tages ertappte ich ihn dabei, wie er dem Tier eine Anzahl Stacheln ausriß. Auf meine Vorwürfe erwiderte er, wenn man die Stacheln in die Erde steckte, so wüchsen junge Stachelschweine daraus. Das Riesenkänguruh ging acht Tage nach seiner Ankunft am Starrkrampf ein, und Bertram, der sich nie wohler fühlte, als wenn er einen Prozeß führen konnte, benutzte die Gelegenheit, den Tierhändler zu verklagen.

Da mir meine Wirksamkeit in Braunschweig immer weniger gefiel, und da ich bei außerordentlich angestrengter Arbeit die Mahlzeiten sehr unregelmäßig bekam, kündigte ich zum 1. August und schrieb an den Zoologischen Garten in Leipzig, um dort meine Dienste anzubieten. Ich erhielt die Antwort, daß augenblicklich keine Stelle frei sei, daß ich aber, wenn ich von Braunschweig wegginge, meine Adresse hinterlassen möchte. Ein paar Tage später erhielt ich von Leipzig die Anfrage, ob ich sofort antreten könnte. Ich sprach mit Bertram, der aber darauf bestand, daß ich bis zum 1. August aushielte. Als ich am letzten Tage mit dem Einpacken meiner Habseligkeiten beschäftigt war, kam auch eine Depesche von der Menagerie Kraibe aus Wernigerode, ob ich dort eine Stelle übernehmen wollte.

Ich zog aber den Posten in Leipzig vor, obwohl ich dort noch nicht fest engagiert war, reiste hin und kam am Nachmittag des 1. August 1895 in Leipzig an. Was ich kaum zu hoffen gewagt hatte, geschah: ich erhielt eine feste Anstellung und bin seitdem ununterbrochen in Leipzig geblieben. Über meine dortigen Erlebnisse sowie über die Reisen, die ich im Auftrage der Direktion als Begleiter von Tiersendungen bis nach Schweden und nach Frankreich gemacht habe, werde ich an einer andern Stelle*) berichten.

An Arbeit fehlte es mir hier nicht, und diese Arbeit ist auch nicht leicht, aber ich tue sie mit Befriedigung, wenn ich dabei wahrnehme, daß mir meine Pflegebefohlnen, was bei vielen Tieren der Fall ist, meine Sorge durch Anhänglichkeit vergelten. Auch das Interesse, womit ein Teil der ständigen Besucher des Gartens das Gedeihen meiner Tiere verfolgt, erfüllt mich immer mit aufrichtiger Freude.

Ich bin nun schon zehn Jahre im Leipziger Zoologischen Garten, gedenke aber noch mit reger Teilnahme meiner ehemaligen Kollegen und freue mich, wenn mir die Messen Gelegenheit geben, den einen oder den andern von ihnen wieder zu sehen und von ihm Neuigkeiten aus dem gemeinsamen Bekanntenkreise zu hören. So erfuhr ich zum Beispiel, daß mein ehemaliger Prinzipal Christian Berg zurzeit mit einem kleinen Panorama in Schweden reise, daß Karl Lindig jetzt Geschäftsführer bei Lamperts Dampfkarussell sei, und daß der Tierbändiger Zuber, den ich zuletzt bei Kraibes Menagerie getroffen hatte, seinen gefährlichen Beruf mit einem harmlosern vertauscht habe und jetzt als Hausknecht in einem Erfurter Hotel wirke. Mit aufrichtigem Bedauern vernahm ich auch, daß Nouma Hawa, die ich in ihrer Glanzzeit kennen gelernt hatte, jetzt an Bedeutung verloren habe und mit einer kleinen Menagerie in Italien reise. Dabei kam mir so recht zum Bewußtsein, daß gerade die reisenden Schausteller und Angestellten dem Wechsel des Schicksals mehr als andre Sterbliche ausgesetzt sind, und ich freute mich, nach langen Wanderjahren ein wenn auch bescheidnes so doch sicheres Brot gefunden zu haben.

Bei solchen Erzählungen tauchen dann auch meine eignen Wanderjahre wieder vor mir auf, und ich darf bekennen, daß ich sie trotz den vielen Mühen und Enttäuschungen, die sie mir auch gebracht haben mögen, nicht als verlorne Jahre betrachte, denn ich habe einen großen Teil der Welt kennen gelernt und die Bekanntschaft vieler Menschen gemacht, die zwar keineswegs alle angenehme Gesellen aber fast durchweg merkwürdige Charaktere waren, und deren manchem ich zeitlebens ein freundliches Andenken bewahren werde.

Junge Herzen

Erzählung von Christopher Boeck

(Fortsetzung)

29. Eine Überraschung

An dem Morgen nach dem Gewitter lag eine unheimliche Stille über der Apotheke.

Es war schon nach acht Uhr. Man hatte schon eine Weile am Teetisch gesessen, und Helene war noch immer nicht erschienen.

Mama! rief Desideria, soll ich nicht einmal hinaufgehn und mich nach der Gouvernante umsehen?

Nein, das werde ich selbst besorgen.

Wenn du sie nur wach bekommst! sagte Desideria boshaft lächelnd.

*) Anmerkung der Redaktion: Der Verfasser weist hier auf die vollständige Ausgabe seiner Lebenserinnerungen hin, die in diesen Tagen als ein stattlicher Oktavband bei dem Verleger dieser Zeitschrift erscheint.

Ich will sie schon wecken, darauf kannst du dich verlassen.

Mit diesen Worten ging die Kanzleirätin stolz die Treppe hinauf und klopfte kräftig an die Tür zum Zimmer der Gouvernante.

Niemand antwortete drinnen.

Sie klopfte abermals und noch stärker. Als noch immer niemand antwortete, sagte sie: Der Schlüssel steckt von innen, Sie müssen also da sein. Und wach werden Sie um diese Zeit des Tages wohl sein; jedenfalls habe ich nicht die Absicht, mich hier von Ihnen zum Narren halten zu lassen. Wollen Sie wohl augenblicklich —

Da tat sich die Tür auf, und als die Apothekerin eintrat, stand sie Großmutter von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Diese maß sie mit einem sonderbaren Blick.

Ich glaubte, es sei — die Gouvernante! stammelte Frau Lönberg ganz entsetzt.

Ja, das ist es ja gerade! Jetzt habe ich doch mit eignen Ohren gehört, wie du sie anredest!

Die Apothekerin stutzte. Großmutter war in Reisetoilette, Helenens zwei Koffer standen im Zimmer, und — der gräfliche Ahne hing wieder an seinem alten Platz.

Wo ist die Gouvernante? fragte sie ängstlich.

Zu ihrem Entsetzen schloß Großmutter die Tür ab und sagte: In meinem Zimmer! Während du über deinen schändlichen Plänen brütetest, haben wir Kämmerchenvermieten gespielt.

Die Apothekerin sah jetzt, daß sie in eine Falle gegangen war, sah aber keinen Ausweg, auf dem sie wieder hinauskommen konnte.

Setzen Sie sich, Frau Kanzleirätin, sagte Großmutter mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldete. Frau Lönberg sank auf einen Stuhl nieder.

Großmutter fuhr fort: Um es gleich zu sagen: ich verlasse heute dieses Haus. Zehn Jahre bin ich hier gewesen und habe mich niemals sonderlich wohl gefühlt; jetzt aber haben die Grafenlaunen und deine Bosheit gegen Helene Nörby mir deinen Charakter in einem solchen Lichte gezeigt, daß alles zwischen uns aus ist.

Du weißt aber nicht, daß die Gouvernante einen niederträchtigen Brief über uns alle geschrieben hat; ein Bruchstück davon ist gestern von einer zufällig vorüberkommenden gefunden worden.

Wahrscheinlich von Fräulein Ipsen!

Weshalb glaubst du das?

Weil sie die einzige „zufällig vorüberkommende" war, die hier in der Gegend alles aufschnüffelt. Zeige mir das Dokument!

Leider ist es auf eine uns unbegreifliche Weise gestern Abend verschwunden.

Das ist sehr schade, da ihr ja doch beschlossen hattet, ihr zu kündigen.

Woher weißt du das?

Das kann ich mir denken! Aber ob es wohl nicht das beste für alle Teile ist, daß das Papier verschwunden ist? Eine gewisse Kanzleirätin wird vermutlich nicht allzu schmeichelhaft erwähnt sein! Diese Dame muß sich in Zukunft etwas mehr in acht nehmen. Aber damit du mich und den Schritt, den ich vorzunehmen gedenke, richtig verstehn kannst, muß ich weit zurückgreifen und dir ein wenig von deiner Kindheit erzählen, was ein gewisses Interesse für dich haben dürfte.

Ein Jahr nach unsrer Verheiratung hielten mein Mann und ich uns um die Herbstzeit in Fünen auf. Dort erkrankte ich plötzlich und brachte ein kleines Mädchen zur Welt, das gleich nach der Geburt starb. Da hörten wir, daß der gräfliche Kutscher auf dem benachbarten Gut an demselben Tage seine Frau verloren hatte, die ein neugebornes Kind, ebenfalls ein kleines Mädchen, hinterließ. Das brachte man mir in dunkler Nacht, nachdem mein eignes Kind in aller Stille begraben war. Dieses Kind wurde Henriette Madsen getauft und sitzt jetzt als Frau Kanzleirat Lönberg hier vor mir.

Die Apothekerin war graugrün geworden, ihre Hände waren eiskalt, und die Augen starrten sonderbar gläsern.

Fall nur nicht in Ohnmacht, sagte Großmutter, das hilft dir doch nichts — Frau Kanzleirätin! Von nun an bist du für mich eine Fremde!

Ich gab dir eine gute Erziehung: ich ließ dich das Lehrerinnenexamen machen und verschaffte dir eine ausgezeichnete Stellung. Ja, das ist das einzige, was ich mir vorwerfe; denn das Gräfliche konnte die kleine Kutschertochter nicht verdauen. Deine Mutter war eine brave Bauersfrau; du hättest dasselbe werden können, wenn ich dich nicht adoptiert hätte. Und was war der Dank für meine Güte? Du wurdest von Tag zu Tag kühler. Und das gräfliche Kutscherblut, das in deinen Adern rollt, knallte wie eine Peitsche auf deiner Zunge, wo es sich um deine Umgebung, namentlich um deine Untergebnen handelte. Jetzt aber wendet es sich gegen dich; ja, es ist schlimm, wenn man nach andern schlägt, selbst die Peitsche im Gesicht zu fühlen!

Als mein Mann und ich von der Reise zurückkamen, glaubten alle, daß du unser Kind seiest. Aber als du heranwuchsest, hörte ich oft, daß man sich darüber wunderte, wie wenig du mir glichest.

Du bist mir auch sehr wenig ähnlich, denn das Herz ist meine starke Seite! Du aber liebst nur die Grafenkrone und dich selbst! Du hast ein lächerliches Streben nach Vornehmheit, wie so manche hier in der Gegend.

Dein Vater ist schon lange tot, und du hast keine Geschwister. Aber außer mir lebt noch einer, der von deiner Geburt und Herkunft weiß: der brave alte Pfarrer des Kirchspiels auf Fünen, wo du geboren bist. Er hat dich getauft und wird jeden Augenblick die Richtigkeit meiner Aussage bescheinigen können. Und so wahr ich hier sitze, es soll hier in der ganzen Gegend bekannt gemacht und gerichtlich veröffentlicht werden, sobald du die geringste Einwendung gegen die Dispositionen machst, die ich jetzt zu treffen gedenke.

Du und Desiderta, ihr glaubtet, ich würde sterben; ich weiß es recht gut; und deswegen mißhandeltet ihr beide das arme Mädchen, das euch nie etwas andres als gutes getan hat. Jetzt fahre ich zu Rechtsanwalt Krarup. Das Geld, das ich in die Apotheke eingeschossen habe, kann stehn bleiben. Aber in meinem Testament werden Anna, Preben und — eine Dritte, deren Name hier im Hause verpönt ist, meine drei Haupterben sein. Ich trage von nun an die Kosten für Annas und Prebens Ausbildung. Preben soll nach den Sommerferien aufs Gymnasium.

Anna bleibt vorläufig zuhause. Aber sobald ich nach ihr schreibe, kommt sie zu mir, wo ich auch sein mag, und bleibt bis zu ihrer Konfirmation bei mir. Mit Ausnahme der Ferien, wo sie nach Hause reist.

Erzähle nun deinem Mann und Desiderta, was ihnen mitzuteilen du für gut befindest. Deine Herkunft will ich weder ihm noch andern gegenüber erwähnen, falls du es nicht selber wünschen solltest. Sollte das aber geschehen, so hoffe ich, daß du deiner Familie die gebührende Ehrfurcht erweist und an meiner Stelle die Schwester deiner Mutter in dein Haus aufnimmst. Ich weiß nämlich, daß sie augenblicklich gräfliche Gartenarbeiterin auf Fünen ist. Sie kann ja passenderweise die Honneurs machen, wenn deine gräflichen Bekannten dich besuchen. Wenn sie auch noch etwas Unkraut hier in der Apotheke und in der Umgegend ausjäten kann, so füllt sie ja ihren Platz gut aus.

Hier klopfte es an der Tür; die Großmutter öffnete.

Niels und ein andrer Knecht traten ein und trugen die Koffer hinaus. Durch die offne Tür sah man auf dem Boden den Apotheker und Desiderta mit dem Ausdruck höchsten Erstaunens in ihren Mienen.

Frau Lönberg sagte mit erregtem Gesicht und bebender Stimme: Geht ins Boudoir hinab, ich komme gleich.

Als die Tür sich wieder geschlossen hatte, sagte Großmutter: Wir fahren mit dem Zug, der zehn Uhr dreißig Minuten von der Station abgeht, also werden wir in einer halben Stunde fahren müssen. Ich hoffe, ihr erlaubt, daß ich über Niels disponiere.

Ja, natürlich! sagte die Apothekerin, deren Würde während dieser biographischen Mitteilungen auf ein Minimum gesunken war.

Sind die Kinder noch nicht auf?

Nein, sie schlafen noch; ich denke, das ist eine Folge des gestrigen Gewitters.

Ja, es war ein schwüler Tag, aber das Gewitter hat die Luft gereinigt.

Frau Lönberg, die jetzt einsah, daß Großmutter ihr letztes Wort geredet hatte, schwankte wie berauscht zum Zimmer hinaus.

Nach einer Weile kam Helene reisefertig gekleidet zu Großmutter herein, und nun brachte Stine den Tee. Als sie das Teebrett hingestellt hatte, brach sie in Tränen aus und eilte aus dem Zimmer.

Großmutter erzählte Helene, was sie von dem eben geschehenen zu wissen brauchte. Dann ging sie in ihr Zimmer. Kaum aber hatte sie eine Weile dagesessen, als Preben in Hemdärmeln, die Hosenträger vom Rücken herabhängend, hereingestürzt kam und sich mit einem Ungestüm, das ihm sonst fremd war, ihr schluchzend in den Schoß warf.

Nach einer Weile sagte er: Ich hörte so ein Gerummel, und da sah ich Niels und Michel deinen großen Koffer mit den Messingplatten herunterschleppen. Großmutter, nimm mich mit, ich kann es, weiß Gott, hier nicht aushalten, wenn du fortgehst!

Wieder ein heftiger Anfall.

Großmutter ließ ihn sich ausweinen.

Dann beugte sie sich zu ihm hinab und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

Da sprang er auf und sagte: Ja, da kannst du Gift drauf nehmen; ich will mich schon dahinterklemmen! Glaubst du, daß ich Apotheker werden will? Nein, ne Studentenmütze will ich haben — so ne weiße mit rotem Rand, nach der alle Damen gucken —, und dann will ich mit dir in der Östergade spazieren gehn. Und wenn ich erst was bin, sollst du bei mir wohnen und die ganze untre Etage haben, und ich selbst wohne auf dem Boden. Aber jetzt denke ich bloß ans Gymnasium. Das ist fein! Ich will gleich runter und es Didrik erzählen!

Und mit einem Satz war er zur Tür hinaus.

Währenddes saß Helene in ihrem Zimmer. Sie dachte an alle die Stunden, die sie hier verbracht hatte, und an ihre Lieben daheim. Da schien wie am ersten Tage hier im Hause die Sonne wieder auf die ferne Grönager Kirche. Hatte sie wirklich ein Opfer gebracht? — Ja, es war doch möglich! — War es denn auch ein Opfer? — Nein, sicher nicht. — Ja, was dann?

Da hörte sie Schritte im Zimmer. Und vor ihr stand Anna, bleich und still, schön wie ein Taufengel in ihrem weißen Gewande. Sie sagte mit ihrer sanften Stimme: Sie wollten also abreisen, ohne mir Lebewohl zu sagen?

Helene nahm sie auf den Schoß und zog sie an sich: Anna, sei jetzt vernünftig, ich wollte dich ja nur schonen!

Das weiß ich ganz gut. Ich bin ja auch gar nicht — so eigentlich — traurig, wissen Sie; denn ich weiß ja, daß Sie es nun gut haben werden. Darüber freue ich mich so, so schrecklich, daß ich ... und schluchzend barg sie sich an Helenens Brust.

Nach einer Weile sah sie auf und suchte zu lächeln; dann sagte sie, halb unterbrochen von den Nachwehen des Weinens: Aber es tut mir doch so furchtbar leid, daß wir uns trennen sollen. Sie müssen mir ja schreiben, wie es Ihnen geht. ... Ich kann ja nicht ... schreiben, wie ich es fühle; aber ich will immer an Sie denken. Denn da ist kein einziger Mensch, den ich so lieb gehabt hätte wie Sie, Fräulein.... Ja, Großmutter ist die einzige; sie hat mir das Ganze erzählt; und wir werden es wohl gut zusammen bekommen.

Sie küßte Helene herzlich, sah ihr lange in die Augen, stand dann auf und sagte: Adieu sage ich Ihnen nicht, denn wie weit Sie auch reisen, und wo Sie auch in der Welt hinkommen mögen, ich bin immer bei Ihnen.

Sie tat ein paar Schritte und sagte dann mit schwachem Lächeln: So, jetzt bin ich doch vernünftig.

Helene nickte.

Anna ging langsam zur Tür hinaus.

Da wandte sie sich noch einmal um, sah Helene traurig an und sagte mit tränenerstickter Stimme: Schreiben Sie mir!

Und dann ging sie schnell zum Zimmer hinaus.

* * *

Fräulein Ipsen, Frau Ludvigsen und Astrid sowie Frau Naerum und Berta fanden sich verabredetermaßen am Morgen in Nakkerup ein, um den Gang der Ereignisse abzuwarten.

In der Umgegend der Apotheke war es sehr still. Aber bald nach neun Uhr kam ein Arbeitswagen, mit verschiednen Koffern beladen, und fuhr in der Richtung nach der Station.

Was hatte das zu bedeuten?

War Fräulein Rörby im Besitz einer solchen Bagage?

Gegen halb zehn fuhr Niels mit dem Einspänner vor der Apotheke vor. Die Tür wurde geöffnet. Zuerst kam Stine mit dem Wagentritt. Dann die Apothekerin mit Desideria, darauf der Apotheker.

Jetzt kommt sie! flüsterte Fräulein Naerum.

Und dann kamen — Großmutter und Preben.

Die Verschwornen sahen einander an. Fräulein Ipsens Augen verfinsterten sich.

Großmutter küßte Preben, verabschiedete sich feierlich von den andern und stieg in den Wagen.

Jetzt erschien Helene mit Anna an der Hand. Sie nahmen einen kurzen aber herzlichen Abschied voneinander. Dann sagte Helene der übrigen Familie Adieu.

Fräulein Ipsens Augen wurden finsterer und finsterer. Jetzt setzte sich die Gouvernante neben Großmutter.

Der Provisor starrte ganz hingerissen aus dem Apothekenfenster, und der rote Haarschopf des Lehrlings leuchtete zum Abschied zur Bodenluke heraus.

Man wehte und winkte von beiden Seiten.

Niemand war eifriger als die Apothekerin. Die Familie ging ganz bis an den Weg hinunter und sah den Davonfahrenden nach, bis eine Staubwolke den Wagen verhüllte.

Und dann standen sie den Verschwornen von Angesicht zu Angesicht gegenüber.

Da sagte die Kanzleirätin: Ein andermal sollten Sie etwas vorsichtiger sein, Fräulein Ipsen; ich fürchte, man hat Ihnen einen bösen Streich gespielt. Jedenfalls hat Fräulein Rörby den bewußten Brief nicht geschrieben. Einer Einladung Großmutters folgend reist sie jetzt fort. Anna wird später nachfolgen, und Preben kommt aufs Gymnasium.

Fräulein Ipsen vermochte gegen ihre Gewohnheit nichts zu erwidern.

Die Kanzleirätin nahm Lönbergs Arm und ging, von den Kindern gefolgt. Die Tür der Apotheke schloß sich hinter ihnen.

Die Damen Ludvigsen und Naerum wandten sich erbittert gegen Fräulein Ipsen, über deren Haupt sich das Gewitter jetzt entlud.

* * *

Nach einer Weile saßen die Reisenden in einem Damencoupé zweiter Klasse. Großmutter lächelte unter Tränen.

Helene sah kaum die Wälder, durch die sie fuhren, oder die Felder, an denen der Zug vorübereilte. Ihr war es, als stöhne die Lokomotive in steigendem Jubel: Frei, frei, frei!

30. Gold und grüne Berge

Bei Frederikshavn lag das nach Schweden bestimmte Schiff unter vollem Dampf.

Helene stand auf dem Deck. Jetzt wurde das Landungsbrett zurückgezogen. Alle Brücken waren abgebrochen.

Sie fuhr wieder in die weite Welt hinaus, und diesesmal in ein fremdes Land. Ja, war denn nicht auch Jütland ein fremdes Land für sie gewesen?

Das letztemal, als sie über das Kattegatt gezogen war, waren ihre Hoffnungen licht gewesen; sie hatte alles von Jütland gehofft, das sie nun müde und enttäuscht verließ.

Sie hatte etwas von einem Vogel in sich gehabt, von einem Singvogel: ein unruhiges Herz und leichte Schwingen. Hatte sie die denn noch? Konnte sie noch so hoch steigen wie früher, wenn der Gesang sie trug, und sie wie eine jubelnde Lerche hoch emporflog über alle die Nakkeruper Elstern, Raben, Krähen und Dohlen? Konnte sie überhaupt noch singen?

Als man Göteborg erreichte, eilte Helene ans Land. Sie ging auf den Bahnhof. Und dann sauste der Schnellzug dahin. Sie fuhr in der hellen Nacht durch birkenduftende Wälder.

Aber sie war müde von der Reise und sah nicht viel hinaus.

Früh am Morgen erwachte sie und eilte auf die Plattform hinaus. Erstaunt sah sie sich um.

Eine solche Reise hatte sie noch nie gemacht.

An ihr vorüber glitten die herrlichsten Landschaften, in den Frieden des Morgens getaucht, in Tau gebadet und schimmernd im Sonnenschein. Hängende Birken, himmelanstrebende Tannen, braunrote Kiefern jagten mit Blitzesschnelle vorüber.

Hier ein spiegelklarer See, der sich zwischen fernen Waldufern verliert, und dort, hart am Fuße des Eisenbahndammes, ein kleiner Dampfer, zur Abfahrt bereit.

Über diese wälderspiegelnde Wasserfläche dahinzufahren — das mußte ja ins Märchenland führen!

Die Lokomotive stieß nicht das angestrengte, keuchende Gebrüll aus, das den mühselig arbeitenden Güterzügen eigen ist; nein, ihr Räderrasseln klang wie Jubel und Freude.

Und dann die Morgenluft, gesättigt mit Birken- und Tannenduft, gelabt von dem erfrischenden Trank des Nachttaues.

Ja, das war eine Märchenfahrt, wie sie sich nie etwas hatte träumen lassen. Hatte sie nicht das Zauberroß aus „Tausendundeiner Nacht" bestiegen, das schnell zu fernen Gegenden und Orten führte? Saß sie nicht auf seinem Rücken und fuhr über Länder und Wasser dahin, über Berge und Täler, geradeswegs hinein in das Neue, Unbekannte?

Sie fühlte sich frisch und wiedergeboren, wie sie dastand, umsaust von dem duftenden Morgenwinde.

Ja, was ihr das Leben auch bringen mochte — ein solcher Augenblick, in dem die Natur ihr ihr Allerheiligstes erschloß, war wohl wert, mit harten Entbehrungen und schweren Stunden erkauft zu werden.

Hier wollte sie wohnen, sich eine Hütte bauen in den stillen Wäldern, an den klaren Wassern, den Sommer singen hören und den Winter seinen flatternden Mantel um die weiße jungfräuliche Gestalt der Birken werfen sehen. In den frischen Wellen baden, aus den rinnenden Quellen trinken und die duftenden, errötenden und blauenden Beeren des Waldes essen.

Dort — in weiter Ferne stieg ein bläulicher Rauch über den Baumkronen auf. Lag dort das Märchenschloß? Sie sah in der Ferne glitzerndes Wasser. Der Zug hielt.

Sie war am Anfang der großen Wälder. Sollte das Märchen jetzt erst beginnen?

* * *

Der Dampfer rief mit lauter Stimme, und die Wälder antworteten.

Die Passagiere gingen an Bord, Helene mit ihnen.

Und der Dampfer glitt über den See hin, der zu beiden Seiten von mächtigen Wäldern umkränzt war.

Würden sie sich um sie schließen, würden sie sie an sich ziehn, ihr das Leben nehmen? ... Und doch waren sie es ja, nach denen sie sich eben noch gesehnt hatte. Und eben in den großen Wäldern Värmlands wohnte ja die Freundin, die sie gerufen hatte!

Jetzt legte der Dampfer bei einer kleinen Stadt an.

Der Kapitän erzählte, hier sei Anders Fryxell, der Dichter und Historiker, der das Lied: „Värmland, du Schöne!“ gedichtet habe, als Pfarrer gestorben.

Ja, hier mußte man dichten, träumen und — sterben können! Hier mußte Friede sein, hier zwischen den weißen Birken, die wie glitzernde silberne Säulen in der großen Kirche der Natur schimmerten!

Und jetzt glitt das Schiff nach dem andern Ufer hinüber.

Hier war geliebt und geträumt, gelitten und gelebt, geschwärmt und gehandelt, gejubelt und gesungen worden, sodaß es in den großen Wäldern der Dichtung widerhallte. Von dem weißen Schloß dort oben waren die Lieder wie große, stolze Vögel über Land und Meer geflogen.

Jetzt fuhr man in einen größern See. Höhere Berge mit unendlichen Wäldern zu beiden Seiten. Die Felder wurden seltner, und die Häuser lagen vereinzelter.

Helene sog mit Augen und Ohren alles um sich her ein. Sie wollte so gern fröhlich sein. Ja, sie mußte fröhlich sein.

Sie war ja fröhlich! Denn sie hatte allen Grund dazu. Wer hatte wie sie eine Großmutter, die einen aus der naßkalten Nebelwelt der Wirklichkeit in die sonnenbeschienenen Lande des Märchens hinaussandte!

Großmütter pflegten Märchen zu erzählen; aber diese Großmutter dichtete sie selbst, ja noch mehr, sie verwirklichte sie vor unsern eignen Augen.

Wäre sie jetzt hier gewesen — und die kleine Anna! Nie hatte es Helene so empfunden, daß sie unter Fremden und in einer fremden Natur war, wie jetzt, wo sie zwischen den mächtigen Wäldern dahinglitt. Und wenn auch die Freundin mit offnen Armen dastand! Sie konnte ja doch nicht ihr ganzes Leben dort bleiben!

* * *

Jütland hatte sie enttäuscht! Sie hatte gedacht, dort lägen goldne Berge für sie bereit.

Sollte sie, was sie gesucht hatte, hier finden? Würden ihr die Wälder Värmlands Glück bringen? Was bargen sie in ihrer duftenden Tiefe, wo die Wasserrose auf den blanken Fluten lag, und der Gießbach Botschaft aus der Tiefe des Elfenlandes brachte?

Sie selber mußte das Gold gewinnen, das für sie schimmern sollte. In dem harten Felsen der Wirklichkeit mußte sie nach den goldnen Erzadern suchen.

Arbeit stand ihr bevor — aber was für welche?

Das schmutzige Wasser hatte sie ausgeschüttet. Wo aber war der reine, rinnende Born, wo waren die Quellen, die den goldnen Sand des Glückes enthielten? Würde sie die hier in den großen Wäldern finden, die sie ringsumher begrüßten?

Eins nahm sie sich fest vor, sie wollte nicht nach Dänemark zurückkehren, ehe sie sich selbst und einen Beruf gefunden hätte. Und sie war ja glücklicher als viele, die der schimmernden, zerplatzenden Blase nachrannten, die sich Liebe nannte.

Sie war das freieste Mädchen auf der Welt. Ja, das war sie!

Die Ärmsten, die sich wegen der Launen der Männer abmühten! Sie wollte ihnen etwas andres zeigen — daß man diese völlig entbehren konnte!

Und mit diesem kräftigen Entschluß, den sie während der letzten Monate so ziemlich jeden Tag gefaßt hatte, ging sie mit kräftigen Schritten auf dem Deck auf und nieder.

Da sagte der Kapitän: Jetzt können wir den Ort sehen! Und er zeigte ihr in der Ferne oben auf den bewaldeten Bergen eine hochaufragende Kirche.

Sie holte ihr Glas hervor. Die Kirche war das Erste, was sie in den värmländischen Wäldern willkommen hieß. Es war auch das Erste, was sie in Nakkerup von ihrem Zimmer aus gesehen hatte: die ferne Grönager Kirche.

Sollte sie hier Frieden finden?

Sie dachte an die geheime Kammer in dem Märchenschloß des Glücks. War der Schlüssel dazu hier oben: der goldne Schlüssel, der aus dem roten Golde des Glücks geschmiedet war?

31. Värmland, du Schöne!

So war Helene denn in Värmland!

Langsam ging sie mit ihrem Rad den Hügel hinan zu dem kleinen Orte, fragte nach dem Wege zu des Doktors Villa und radelte durch den Wald, bis sie auf einem hohen Hügel Halt machte und in das gelobte Land hinaussah.

Jetzt war sie zum erstenmal mitten in einem schwedischen Walde.

Wie verschieden von den geschlossenen, schattigen dänischen Buchenwäldern war dieser offne schwedische Laubsaal! Die Ebereschen mit leise errötenden Beeren, die Tanne mit halb roten, halb grünen Zapfen, und die Birke mit ihren hängenden, ausgefransten Zweigen begrüßten sie.

Das Heidekraut blühte, rote Walderdbeeren guckten am Wegesrande hervor. Und hohe Kiefern mit rotbraunen Stämmen dufteten ihr entgegen.

Da gewahrte sie ganz plötzlich neben dem Wege, zwischen den Bäumen hervorlugend, eine weiße Villa. Die Mitte des Hofplatzes nahm ein grüner Rasen mit einer Riesentanne ein; am Wege entlang standen schimmernde Birken und mächtige Ebereschen.

Auf dem Rasen weidete ein schönes weißes Pferd. Es hob den Kopf und näherte sich Helenen, die seinen weichen Hals streichelte. Es schien Gefallen an ihr zu finden, denn es folgte ihr, als sie auf das Haus zuschritt.

Ob das der verzauberte Prinz war, der nur auf das erlösende Wort wartete, um das Tiergewand abzuwerfen und sie in das Märchenschloß zu führen?

Ja, einem solchen glich die Villa in der Tat! Über den weißen Mauern lag ein stiller Sonnennebel. In den Fenstern standen Geranien in allen Farben. Rote und weiße Rosen schlangen sich, reich blühend, um die Veranda und an den Wänden der Villa hinauf.

Aber kein Mensch ließ sich sehen, und kein Laut war zu hören. Das war ja Dornröschens schlummerndes Schloß!

Sie trat auf die Veranda.

Als sie sich umwandte, sah sie, daß das Pferd den Kopf erhob und ihr nachstarrte.

Die Tür zur Flur stand offen.

Sie ging hinein.

Und wieder stand die Tür zu einer Stube offen.

Sie trat ein.

Noch immer niemand zu sehen und zu hören.

Da sank sie müde und matt vor einem offenstehenden Klavier nieder.

Sollten die Töne das schlummernde Schloß erwecken?

Und fast ohne zu wissen, was sie tat, schlug sie die Tasten an und sang, erst ängstlich gedämpft, dann lauter, ein paar alte Reime, deren sie sich aus ihrer Kinderzeit erinnerte:

Und Rosa schlief hundert Jahre lang,
Da kam der Prinz zu ihrem Schloß,
Und über die Hecke hinübersprang,
So hoch sie war, sein schneeweiß Roß.
Ganz leise trat er ins Kämmerlein
Und küßte ihr rotes Mündelein.

Ja wahrhaftig, die Töne hatten den Zauber gelöst!

Hinter ihr standen in der einen Tür die Dienstboten und in der andern ein großer, kräftiger Mann mit hellem Vollbart und einer Brille, und hinter ihm

zwei kleine Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, die die fremde Dame ängstlich ansahen.

Eine große Frauengestalt stürmte herein und rief: Helene! Helene! Nein, das ist aber amüsant, das muß ich sagen!

Und die Freundinnen lagen sich in den Armen.

Blond und blühend stand Frederikke mit ihrem offnen, liebevollen Gesicht vor Helene und sagte: Nein, wie ich mich freue! Erst sendest du mir den Anfang und den Schluß eines Briefes, worin du um meinen Rat bittest; ich schreibe, du solltest hierher kommen und deine Ferien bei uns verleben, erhalte aber keine Antwort. Und da bist du auf einmal! Das mag ich leiden! — Hanna, Märta — Kaffee, Kaffee, Kaffee!

Die Mädchen verschwanden lachend.

Aber ich vergesse ja ganz, meinen Mann vorzustellen; sieh, das ist Gustav!

Almgren drückte Helenens Hand warm und sagte: Willkommen in Värmland! Alle Dänen sind hier gern gesehen, namentlich aber die Verwandten meiner Frau!

Dann holte er die Kinder heran: Komm jetzt, Knud, und zeige der dänischen Cousine, daß du ein tapfrer Junge bist und gar nicht bange! Sieh, wie mutig Brita ist!

Nachdem die beiden Kleinen sie forschend betrachtet hatten, klärten sich ihre Gesichter auf.

Zu Ehren meiner dänischen Nichte soll heute großes Kaffeefest stattfinden! rief Frau Frederikke. Aber Gunnar! stehst du da im Fenster und verzehrst meine Geranien! Weg mit dir, du dummes Pferd, die dänische Cousine hast du nun ja gesehen!

Und dann begab man sich auf die nach dem Wege hinausliegende Veranda.

Helene saß da, die Kinder auf dem Schoß.

Ich bin gar nicht mehr bange! sagte Knud, ich habe dich schrecklich gern!

Aber ich hab dich doch am allerliebsten! flüsterte Brita.

Wenn du das noch einmal sagst! rief Knud drohend, so werd ich dich —

Still! sagte Helene, ihr habt mich beide gleich lieb!

Frau Almgren deckte den Tisch und stellte einen schönen Rosenstrauß in die Mitte. Die Mädchen trugen Gebäck, eingemachte Früchte, Erdbeeren, Melonen und zuletzt den Kaffee auf. Almgren brachte Wein, Likör und Zigaretten.

Frederikke sang: Ein Täßchen Kaffee ist das beste von allen Getränken auf Erden!

Gunnar erschien auch und erhielt sein gewohntes Stück Zucker, das er heute aus Helenens Hand entgegennahm.

Als die Kinder hinausgeschickt waren, saßen sie alle schweigend da.

Plötzlich sprang Frederikke auf, umarmte erst Helene und dann ihren Mann: Nein, wie ausgelassen lustig ich heute bin; hier sitze ich nun mit den beiden Menschen, die ich auf der ganzen Welt am liebsten habe!

Aber beste Frederikke, wie gewaltsam du bist! sagte Almgren, du jagst mir einen Schrecken in die Glieder mit deinem plötzlichen Auffahren!

Schreck! sagte sie und brach in das melodischste Gelächter aus. Jage ich dir nach so langjährigem Zusammenleben mit mir noch Schrecken ein, Gustav, dann suche dir eine andre Eheliebste, und ich ziehe mit Helene nach Dänemark.

Nein, du, ich will dich doch nicht austauschen, um keinen Preis der Welt, obgleich du mir jede Stunde am Tage einen Schrecken einjagst! Und er zog sie an sich.

Helene sah die beiden Glücklichen an. Dann sagte sie leise: Ich will nicht nach Dänemark!

Jetzt wurden die beiden andern aufmerksam auf sie, und Almgren sagte: Fräulein Rörby sieht so ernsthaft aus.

Das kann ich mir nicht denken! meinte seine Frau; jedenfalls werde ich das bald aus ihr heraustreiben. — Denn wir sind fröhliche Menschen hier, Helene, fröhlich bei der Arbeit und fröhlich bei der Ruhe. Heute ist Ruhetag. Es ist

Sabbat hier in Schweden, weit mehr als in Dänemark. Aber morgen wollen wir arbeiten. Alles zu seiner Zeit. — Du bist schuld daran, daß ich vorhin so aus dem Häuschen war! Ich sehe ja keinen Dänen, höre ja nie mehr meine liebe schöne Muttersprache, sondern gehe hier jahraus jahrein und rede schwedisch mit diesem ekligen Waldteufel! Dabei küßte sie ihn zärtlich. — Aber um dich gleich zu orientieren, liebe Nichte, will ich dir nur sagen: der da ist Arzt, Arzt mit Haut und Haar — aber auf jedem andern Gebiet ist er der unpraktischste Mensch, der mir je vorgekommen ist.

Und die da, sagte Almgren, die ist eine tüchtige Hausfrau, überall an ihrem Platz, in Stube, Küche und Keller; aber außerhalb dieses Gebietes das unmöglichste Menschenkind auf Gottes Erdboden.

So, nun kennst du uns, sagte Frederikke; wir haben jeder unsre Spezialität.

Jetzt wurde Helene in die beiden Fremdenzimmer auf dem Boden geführt.

Schau her, sagte Frau Almgren, hier kannst du residieren. Das eine ist dein Salon, und in dem andern machst du Toilette und wirst so schön, daß der Wassermann dich an einem Mondscheinabend durch das Fenster herauslockt, dir einen Kranz von Wasserrosen um die Stirn flicht und dich zur Stromkönigin über alle Ströme Värmlands macht.

Das ist zu viel, sagte Helene, ich darf nicht verwöhnt werden!

Nein, das sollen Sie auch nicht, entgegnete der Doktor, aber Sie sehen so aus, als ob man übel mit Ihnen verfahren wäre.

Ja, es ist mir nicht gut ergangen. — Du und dein Mann, ihr sollt alles wissen! rief Helene.

Und nun erzählte sie in einem reißenden Wortstrom von ihrem ganzen Leben in der Apotheke.

Sie vermied es jedoch, Holmsted zu erwähnen. Aber es war klar, daß sie an ein paar Stellen in der Erzählung etwas umging; und das Ehepaar sah sich verständnisvoll an.

Als sie ihre Erzählung geendet hatte, war der Doktor ganz still. Frederikke aber umarmte Helene leidenschaftlich und sagte: Ist man so böse gegen dich gewesen? Ja, da soll dir der Aufenthalt hier wahrlich eine Zeit der Ruhe sein! Das hat die liebe Großmutter wohl auch beabsichtigt!

Nein! rief Helene, indem sie mit flammenden Augen vor ihnen stand. Was sie beabsichtigt hat, weiß ich nicht; ich aber beabsichtige, mir durch eigne Arbeit eine Stellung zu schaffen! Laßt mich etwas tun. Deine Kinder unterrichten kann ich ja nicht, denn sie sind noch zu klein und sollen auch wohl schwedisch erzogen werden. Laß mich aber mit ihnen spielen, mit ihnen gehn, sie bewachen. Laß mich dir im Hause helfen, abstäuben und —

Ja ja, liebste Helene, sagte Frau Almgren, du darfst mit uns allen spielen. Und du darfst Staub von uns abwischen und von unsern Stühlen und Tischen, Bildern und allem, was es hier im ganzen, ganzen Hause gibt. Du Ärmste, die man mit so harten Händen angefaßt hat, daß der Staub auf deinen Schmetterlingsflügeln in Gefahr war!

Dann bin ich glücklich! sagte Helene. Aber als sie es sagte, brach sie in Tränen aus und fiel Frederikke um den Hals.

Almgren, dem dieser Fall in seiner Praxis noch nicht vorgekommen war, machte sich geräuschlos aus dem Staube.

Nach einer Weile entfernte sich auch Frederikke, und Helene setzte sich hin, um an Großmutter zu schreiben.

Nach dem Abendbrot gingen sie an den Strom hinab.

Erstaunt betrachtete Helene das reißende Gewässer, das hart am Garten vorüberfloß. Sie mußte an den kleinen Bach in Apothekers Garten denken. Und es schien ihr weit mehr Friede über diesem brausenden Strom zu liegen als über dem stillen Bach.

Wie schön ist es hier in Värmland! sagte sie begeistert.

Ja, es ist schön hier! entgegnete Almgren. Man sagt, wir wohnten weit von der Welt entfernt und einsam, aber was soll das heißen? Ich habe meine Familie, mein Heim, alle diese Menschen, in deren Kreis ich mich als Arzt, als Freund bewege. Und dann: leben wir nicht unter denselben Himmelszeichen, haben wir nicht auch dieselbe Sonne, und wenn sie auch etwas seltner scheint, so tut sie es dafür um so wärmer. Und wohl nie werden Sie einen schönern Mond finden als den, der sich in unsern klaren Wassern und blanken Eisflächen spiegelt. Darf ich Sie fragen, ob Sie hellere Sterne haben als die, die uns alte Märchen erzählen, wenn uns der Schlitten in glitzernden Winternächten über Värmlands große Schneefelder, gefrorne Seen und durch seine schneebedeckten Wälder trägt? In den größten Städten zwischen Millionen von Menschen ist man einsamer als hier unter Milliarden von Sternen.

Als Helene in ihr Zimmer hinaufkam, öffnete sie die Balkontür und sah in die helle Nacht hinaus.

Wälder und Berge hoben sich dunkel von dem klaren Himmel ab. Die goldne Scheibe des Mondes stand über den Baumwipfeln, der Strom brauste, und in der Ferne hörte man einen Wasserfall.

Hier war unsagbarer Friede!

Sollte sie hier arbeiten lernen, und sollte der Gesang sie wieder fröhlich machen in Värmlands großen Wäldern?

Erst gegen Mitternacht schlief sie ein. Da träumte sie, sie stünde an Bord des Dampfers, der von Frederikshavn nach Göteborg ging. Sie sah ihren Koffer sich öffnen. Eine rote Koboldmütze guckte daraus hervor, und sie hörte die Stimme, die sie von allen am wenigsten gern hätte hören mögen, halb spöttisch sagen:

Wir ziehn wohl heute um?

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Fürst Bülow beginnt das zweite Lustrum seiner Kanzlerschaft unter Auspizien, wie sie ernster kaum gedacht werden können. Nach außen hin ist der Friede zwar gewahrt geblieben, und in der französischen Regierung ist die Strömung, die zum Kriege trieb, in den Hintergrund getreten. Trotzdem bleibt die Tatsache bestehn, daß eine französisch-englische Koalition gegen Deutschland diplomatisch vorhanden, und daß sie militärisch zum Abschluß reif war. Versicherungen, daß eine Allianz weder verlangt noch zugesichert worden sei, haben zweifellos einen augenblicklichen Wert, d. h. sie bedeuten, daß die Opportunität für eine solche Allianz bei einer der beteiligten Mächte oder bei beiden nicht gegeben war. Wie sich die Verhältnisse ohne das Eingreifen Deutschlands gestaltet haben würden, ist eine andre Frage. Dieses Eingreifen glich gewissermaßen dem Entschluß eines Arztes, der ein letztes, bedenkliches Mittel anwendet, um ein Leben zu retten, das sonst dem Tode verfallen wäre. Es konnte ebensogut sein, daß Deutschlands Eingreifen den Sturz des Herrn Delcassé nicht zur Folge hatte, daß die chauvinistischen Stimmen in Frankreich das Übergewicht erhielten, und daß der Kriegsfall eintrat. Englische Regierungskreise haben keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie in diesem Falle der starken Strömung der öffentlichen Meinung nicht hätten widerstehn können, daß dazu keine englische Regierung imstande gewesen wäre, und daß ein deutsch-französischer Krieg England unfehlbar an die Seite Frankreichs führen müsse. Mit dieser Tatsache werden wir noch auf lange Zeit hinaus rechnen müssen, weil das heutige Deutschland, als Ergebnis seiner wachsenden Volkskraft, seiner Bildung und seines Fleißes, als Schädiger der englischen Interessen angesehen wird, denen

wohl der lediglich geographische Begriff „Deutschland" bequem war, nicht aber die Kraft einer geeinten Nation von sechzig Millionen. Es ist deshalb weder die deutsche Politik, noch sind es die leitenden Persönlichkeiten in Deutschland, es sind lediglich die englischen Interessen, die uns in England entgegenstehn und dauernd entgegen bleiben werden unter jeder britischen Regierung.

Selbstverständlich hatte sich die Leitung der deutschen Politik, als sie sich zu ihrem Eingreifen entschloß, alle Eventualitäten, die daraus hervorgehn konnten, vollkommen klar gemacht. Sie hatte sorgfältig geprüft, wie weit wir einem vollen Ernst der Lage gewachsen sein würden, und hatte auf das Ergebnis dieser Prüfung ihre Entschließungen aufgebaut. Sie konnte aber dabei in Rechnung stellen, daß wenn einerseits eine sehr starke und vor allen Dingen sehr einflußreiche deutschfeindliche Strömung in England geneigt war, eine Kriegsgelegenheit gegen Deutschland an der Seite einer starken Landmacht nicht unbenutzt zu lassen, es wiederum in Frankreich eine sehr starke friedliche Strömung gab, die von einem Kriege gegen Deutschland, zumal um ein Mehr oder Minder in Marokko, nichts wissen wollte, weil sie von der Überlegenheit der deutschen Waffen mehr als von dem Segen eines englischen Bündnisses überzeugt war.

Von welchem Gewicht dieser Umstand in der Rechnung der deutschen Politik gewesen ist, entzieht sich der Erörterung, aber er berechtigte dazu, daß man, ohne auf den Kriegsfall hinzusteuern, doch entschlossen blieb, ihm nicht auszuweichen, wenn Ehre und Interessen keine friedliche Lösung erlaubten. Die öffentliche Meinung in Deutschland würde einen verhängnisvollen Fehler begehn, wenn sie etwa diese marokkanischen Händel unter die Kategorie der ehemaligen quorollos allemandos rechnete, und wenn sich die Ansicht festsetzen sollte, man habe diesesmal nur mit den Sporen geklirrt, um nach außen hin einigen Eindruck zu machen, tatsächlich habe niemand an Krieg gedacht. Das gerade Gegenteil ist der Fall. Als sich Fürst Bülow entschloß, in das englisch-französische Gewebe mit fester Hand hineinzugreifen, um es zu durchreißen, mußte er mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, daß daraus eine ernste Verwicklung hervorgehn könne: es konnte der Krieg in sehr kurzer Frist sein.

Man mag jetzt noch die Frage aufwerfen, ob es denn wirklich so sehr im nationalen Interesse lag, daß es nicht zum Kriege kam. Der Friede und seine Segnungen sind gewiß für einen Herrscher und eine Regierung, die sich ihrer Verantwortlichkeit vor der Geschichte, vor Gott und den Menschen bewußt sind, ein erstrebenswertes Ziel. Aber er kann nicht auf ewige Zeiten das ausschließliche Ziel der Regierungstätigkeit sein. Es gibt Situationen, in denen der Friede gut, der Krieg aber besser ist. Solche Situationen treten namentlich dann ein, wenn es sich herausstellt, daß ein allzu langer Friede den zu gut genährten Volkskörper mit ungesunden Wucherungen erfüllt, und daß die großen nationalen Zwecke durch zentrifugale Strömungen und Parteiinteressen in den Hintergrund gedrängt werden.

Es hieße den Kopf in den Sand stecken, wollte man sich verhehlen, daß die heutige Lage in Deutschland von dem Überwuchern zentrifugaler, antinationaler Kräfte ernst genug bedroht ist, und daß sich ein Krieg, der den nationalen Gedanken und die nationalen Ziele mit einem Schlage wieder in den Vordergrund rücken, der die Charaktere und die Männer der Tat wieder an die Stelle der Phrasendrescher und der Redner setzen würde, als ein größerer Segen für Deutschland erweisen möchte als ein verlängerter und immer mehr zersetzend wirkender Friede. Auch diese Erwägungen haben im Rate der deutschen Politik sicherlich eine Rolle gespielt, und sie sind mitbestimmend gewesen zu der Entschließung, so oder so Klarheit über die politische Situation zu schaffen. Daß die Armee den Wunsch hat, sich einem ebenbürtigen Gegner gegenüber zu bewähren, ist selbstverständlich. Sie empfindet die Gleichgiltigkeit tief, mit der breite Schichten der Nation, und leider nicht allein diese, an den über jedes Lob erhabnen Leistungen unsrer Truppen in Südafrika, an ihrem Opfermut und ihrem Heldentum vorübergehn. Sie wünscht in Deutschland die hochgeachtete Stellung zu behaupten, die einst dem Heere Kaiser Wilhelms des Ersten in dankbarster Aner-

kennung nicht nur von ihm selbst, sondern von der ganzen Nation gezollt worden war. Auch läßt sich nicht verkennen, daß es erst nach einem großen Kriege möglich sein wird, mit Erfolg neue Geleise für die deutsche Politik zu legen, da sich die bisherigen bei der Gestaltung der Dinge in Europa und in Asien und bei der Indolenz der eignen politischen Parteien nicht mehr unmittelbar auf große Ziele richten lassen. Ein Volk kann aber auf die Dauer nicht im Genuß der erworbnen Güter schwelgen, zumal das deutsche als bundesstaatlicher Organismus, sondern es bedarf neuer großer Aufgaben, wenn es nicht einrosten soll. Denn das „Rast ich, so rost ich“ gilt im Völkerleben für ein bundesstaatlich zusammengesetztes Staatsgebilde, wie das deutsche mit so vielen empfindlichen Berührungsstellen, noch ganz anders als für eine seit Jahrhunderten einheitlich gestaltete Nation. Wie ganz anders zum Beispiel regeln sich Finanzreformfragen in einem einheitlichen Staate als bei uns, die wir in einem ohnehin so verwickelten Gemeinwesen das allgemeine Stimmrecht ohne jedes Gegengewicht zum Souverän gemacht haben.

Im einheitlichen Staate braucht sich eine Regierung, die kluge und verständliche Ziele ins Auge faßt, nur mit einzelnen Parteien auseinanderzusetzen, über die sie, wenn es das höchste Interesse verlangt, auch mit gutem Gewissen hinweggehn kann. Im Bundesstaate hängt die Zentralleitung nicht allein vom Zentralparlament, sondern auch von sämtlichen einzelnen Regierungen und ihren Landtagen ab, und wir sehen, welchen unheilvollen Einfluß in dieser Beziehung die bayrische Landtagsmehrheit auf alle großen Fragen der Reichspolitik zu üben begonnen hat. Fast ist es an der Zeit, daß im Berliner Landtage die nationale Saite gelegentlich einen hellern und schärfern Klang gibt. In wie wesentlich andrer Lage wären die Reichsfinanzen ohne das bayrische Zentrum seit den Tagen der Franckensteinschen Klausel. Und ebenso sehen wir in diesem Augenblick jeden Fortschritt auf dem Wege der Betriebsmittelgemeinschaft an der bayrischen Zentrumsdemokratie scheitern. Dieser Umstand ist es, der auf die bevorstehende Reichstagssession ernste Schatten wirft. Die innere Lage, wie sie gegenwärtig ist, wo Deutschland tatsächlich von einer Verbindung von Zentrumsdemokratie und Sozialdemokratie regiert wird, ist nicht länger erträglich. Das Deutsche Reich ist nicht mit schweren Opfern von Blut und Gut erbaut worden, damit es schließlich den ärgsten Widersachern des Reichsgedankens ausgeliefert werde. Am allerwenigsten hat die Krone Preußen die wertvollen Rechte, die sie in ihrem Lande hatte und noch an der Spitze des Norddeutschen Bundes behauptete, dem Einheitsgedanken untergeordnet, um sie durch eine solche Reichstagsmehrheit dauernd abschwächen zu lassen.

Es dürfte nützlich sein, daß sich Parteien und Presse nach dieser Richtung hin keinen Illusionen hingäben. Man hat der heutigen Regierung sehr mit Unrecht spöttisch das Leitmotiv angedichtet: Nur keine Konflikte! Gewiß, keine unnützen Konflikte und nicht solche, die keine großen prinzipiellen Entscheidungen, sondern nur neue Vertiefungen alter Verstimmungen bringen könnten. Damit dient man nur dem Gegner und schwächt die eigne Aktionskraft für die schließlich unvermeidliche prinzipielle große Entscheidung. An eine solche muß eine Regierung mit gutem Gewissen, stark durch ihr Recht und ihre Pflicht herantreten können. Mit der Frage der Reichsfinanzreform wird der Reichstag vor die Frage der Fortexistenz des Reiches auf seinen bisherigen verfassungsmäßigen Grundlagen gestellt. Versagt er dauernd, so liefert er damit den Beweis, daß sich die heutige Form seiner Zusammensetzung überlebt hat, und daß diese das Reich nicht mehr zur Erfüllung seiner Aufgaben befähigt. Dasselbe gilt für die in Aussicht stehende Flottenvorlage. Deutschland will und muß leben, es muß den großen Pflichten, die der Reichsgemeinschaft sowohl gegen ihre Gesamtheit wie gegen ihre einzelnen Glieder auferlegt sind, gerecht werden können. Wird es an der Erfüllung dieser Pflichten durch einzelne seiner verfassungsmäßigen Einrichtungen behindert, so wird es diese ändern müssen, um die Reichsgemeinschaft lebensfähig zu erhalten. Von diesen Wahrheiten läßt sich nichts wegdeuteln. Unser Volk ist in seinen bürgerlichen Schichten durch den Gang einer segensreichen fünfunddreißigjährigen friedlichen Entwicklung, durch einen

wirtschaftlichen Aufschwung, wie er vor einem Menschenalter nicht geahnt werden konnte, und durch den damit erreichten Wohlstand leider des politischen Kampfes entwöhnt und im Ernst der Auffassung seiner nationalen Pflichten verweichlicht. Wie ganz anders stand die Nation da, die in den Jahren von 1867 bis 1870 mit der Hand am Schwerte das Reich bauen mußte, Volk und Heer kriegsgewohnt, heute kriegsentwöhnt. Wie wir mitten unter den europäischen Großmächten sitzen, kann es nicht unser oberster Staatszweck sein, daß die Nation sich nur ihres Daseins erfreue, daß wir am Ziele der ersehnten Einheit eigentlich weiter nichts zu tun haben und beruhigt die Hände in den Schoß legen dürfen. Was König Wilhelm der Erste einst nach der Thronbesteigung in dem Erlaß „An mein Volk“ am 7. Januar 1861 für Preußen ausgesprochen hat, gilt auch heute noch für Deutschland und wird immer gelten müssen als Grundregel für das Reich, wenn dieses seine Einheit und seinen teuer erkauften Platz unter den Nationen behaupten will: „Es ist Preußens Bestimmung nicht, dem Genuß der erworbnen Güter zu leben. In der Anspannung seiner geistigen und sittlichen Kräfte, in dem Ernst und der Aufrichtigkeit seiner religiösen Gesinnung, in der Vereinigung von Gehorsam und Freiheit, in der Stärkung seiner Wehrkraft liegen die Bedingungen seiner Macht, nur so vermag es seinen Rang unter den Staaten Europas zu behaupten.“ Was wollte man davon für das heutige Deutschland streichen? Sieben Jahre später, in der Schlußrede an das Zollparlament, konnte der König an diese erste gesamtdeutsche Volksvertretung die Worte richten: „Sie werden alle die Überzeugung in die Heimat mitnehmen, daß in der Gesamtheit des deutschen Volks ein brüderliches Gefühl der Zusammengehörigkeit lebt, welches von der Form, die ihm zum Ausdrucke dient, nicht abhängig ist, und welches gewiß in stetigem Fortschreiten an Kraft zunehmen wird, wenn wir allseitig bestrebt bleiben, in den Vordergrund zu stellen, was uns eint, und zurücktreten zu lassen, was uns trennen könnte.“ Dieser Gedanke ist leider durch die heutige Zusammensetzung des Reichstags verloren gegangen. Nicht was uns eint, sondern was uns trennen muß, ist mehr und mehr in den Vordergrund getreten, und die Folgen können nicht ausbleiben. Es wird an dem Reichstage sein, die Befürchtungen zu widerlegen, die sich daran knüpfen. Aber alle nationalgesinnten Kreise unsers Volkes werden wohltun, sich mit der Erwägung vertraut zu machen, daß wir in einer ernsten auswärtigen Lage schweren innern Kämpfen entgegengehn. Unsre Beziehungen zu Frankreich werden so lange gut bleiben, als sich dort eine Regierung am Ruder hält, die auf freundschaftlichem Fuße mit dem deutschen Nachbar leben will, die der Gemeinsamkeit mancher großen Aufgaben für beide Nationen eingedenk bleibt, und die nicht gezwungen wird, starken populären Strömungen nachzugeben, an deren Überwiegen andre Kreise ein Interesse haben. An bessere Beziehungen zu England werden wir dagegen noch lange nicht denken können. Mag immerhin das Bedürfnis des jetzigen Ministeriums für die kommenden Wahlen ein Grund sein für die wenig freundliche Haltung gegen Deutschland, so ist das aber doch nur möglich, weil man damit nicht nur der Stimmung des Hofes, sondern der überwiegenden Richtung der öffentlichen Meinung entgegenkommen will. Mit dieser Tatsache werden wir noch sehr lange zu rechnen haben. Sie macht England zum Bundesgenossen jedes Gegners Deutschlands; jede wirklich kriegsbereite und kriegsentschlossene französische Regierung kann mit dieser Koalition rechnen. Um so gebieterischer sind die Pflichten für den Reichstag den seiner harrenden großen Vorlagen gegenüber, und um so entschlossener werden die deutschen Regierungen sein müssen, den mit diesen Vorlagen betretnen Weg unbeugsam bis zum Ziele zu gehn. *§*

Arbeiterinnen. Frau Elisabeth Gnauck-Kühne gibt (im Verlag der Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland, M.-Gladbach, 1905) eine Einführung in die Arbeiterinnenfrage heraus. Wo die Zeit eine neue Not gebiert, da habe die christliche Charitas neue Mittel zu finden. Neue Not

Ferman Schaefer
Ferman Schaefer
Ferman Schaefer

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang

Nr. 44

Ausgegeben am 2. November 1905

Inhalt:

	Seite
Die großen Hafenbauten an der Wesermündung	227
Salzburg u. die Tauernpässe. Von Otto Kaemmel. 2	236
Die Lebensschicksale eines geisteskranken Fürsten zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. (Schluß)	247
Die italienische Renaissance eine germanische Schöpfung	255
Historisch-dramatisches Figurenkabinett. 3	260
Junge Herzen. Erzählung von Christopher Boeck. (Fortsetzung)	269
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Praktisches Christentum als Förderer des konfessionellen Friedens	277

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

JOURNAL

Published Monthly by the Fraternal Order of Eagles

Entered April 1, 1898, at the Postoffice at Minneapolis, Minn., under the Act of March 3, 1879.

Subscription Price, $1.00 Per Year

Single Copies, 10 Cents

Address Communications to the Editor

Minneapolis, Minn.

Die 1000-Thalerbanknote in der Weltausstellung.

Schon vor einem Jahre, als Anfang Juni 1862 Berlin die Ehre hatte, Se. Majestät den König Wilhelm I. in seinen Mauern zu begrüßen, war es Sitte geworden, daß Jeder, der Etwas zu verkaufen hatte, dem Könige seine Waare anbot. Es war dies eine Sitte, die sich bei jeder Gelegenheit, wo der König sich zeigte, wiederholte, und die Jeder, der Etwas zu verkaufen hatte, benutzte, um dem Könige seine Waare anzubieten. Es war dies eine Sitte, die sich bei jeder Gelegenheit, wo der König sich zeigte, wiederholte, und die Jeder, der Etwas zu verkaufen hatte, benutzte, um dem Könige seine Waare anzubieten.

nur einen Waſſerſpiegel den Rechnungen zugrunde, den des gewöhnlichen Hochwaſſers. Sinkt der offne Strom draußen, ſo ſperrt man die Schleuſen ab, ſteigt er höher als gewöhnliches Hochwaſſer, ſo tut man dasſelbe.

Der Bau eines ſolchen Schleuſenhafens war in Deutſchland 1830 noch unbekannt. Deshalb ließ der Bürgermeiſter Smidt einen Hafenbaumeiſter aus Holland kommen, wo man lange damit vertraut war. Aber erſt mußte er vom Königreich Hannover einen Streifen Landes bei der Einmündung der Geeſte in die Weſer kaufen, denn Oldenburg ſchlug — zu Bremens Glück — den Verkauf von Land bei Brake aus. Für 74000 Taler erwarb Bremen ein Areal von 342 Morgen, wobei es die Verpflichtung übernehmen mußte, binnen drei Jahren 200000 Taler auf dieſem Landſtreifen zu verwenden. Welche kleinen Zahlen für uns, die wir immer an die vielen Millionen gewöhnt ſind! Es wurde auch nur ein kleines Hafenbecken dafür geſchaffen: 7 Hektar maß die Waſſerfläche, 11 Meter Breite die Schleuſe und 5,50 Meter die Waſſertiefe. Jetzt iſt dieſes kleine Ding von der Handelsſchiffahrt ganz verlaſſen, es dient nur noch als Fiſchereihafen. Bald entwickelte ſich die Schiffahrt ſtark, die Schiffe wuchſen an Größe und Tiefgang, es mußte mehr Landungsgelegenheit geſchafft werden. 1847 bis 1851 baute Bremen hart nördlich vom alten Hafen zu Bremerhaven den „neuen“ Hafen. War es anfänglich ſchon ſchwierig geweſen, Hannover zur Abtretung des Gebiets zu bewegen, ſo traten von dieſer Seite nun neue Schwierigkeiten hervor. Wenn Bremen auch auf ſeinem Gebiet blieb, ſo gab es dem neuen Hafen doch eine beſondre, neue Einfahrt in die Weſer, und dazu beſtritt ihm Hannover das Recht, denn die Weſer dort gehöre ihm. Durch bremiſche Zugeſtändniſſe wurde die Erlaubnis erlangt. Der Hafen genügte dem bremiſchen Handel für zwanzig Jahre. Ohne dieſe neuen Häfen hätte Bremen den Anſchluß an die ſich immer mehr entfaltende Ozeanſchiffahrt verloren. Nahezu ſein ganzer Seeverkehr vollzog ſich hier. Nur Geeſtemünde und Brake nahmen einen Teil auf. Dort hatte Hannover, hier Oldenburg erkannt, welche Blüte für den Hafenort wie für die Umgegend eine gute Landungsgelegenheit hervorrufen kann. Bremerhaven und Geeſtemünde waren unbewohntes Weideland für „ſchwer hinwandelndes Hornvieh“ geweſen. Jetzt wuchſen dort blühende Städte empor. Es erinnert an die Gründung griechiſcher Kolonien, wie hier einſt aus unmerkbar kleinen Anfängen Städte entſtanden ſind und ſchiffswimmelnde Häfen. In Deutſchland gibt es wenig, was man dem an die Seite ſtellen kann. Ein Beiſpiel liegt freilich ganz nahe: Wilhelmshaven. Und doch iſt Wilhelmshaven wieder etwas ganz andres, denn es braucht die Rechtfertigung ſeines Daſeins nicht in der Wirtſchaftlichkeit zu ſuchen. Bremerhaven mußte ſich als wirtſchaftliche Notwendigkeit rentieren, nicht für ſich ſelbſt, aber für Bremen.

Die alte Hanſeſtadt, das von Karl dem Großen gegründete biſchöfliche, ſpäter erzbiſchöfliche Emporium lag an einem Punkte des Fluſſes, wohin die kleinen Schiffe alter Zeiten wohl gelangen konnten. Aber ſchon gegen das frühe Mittelalter war die Waſſertiefe zurückgegangen. Denn je mehr Land man dem Strom mit Deichen abgewann, deſto mehr verringerte ſich die Kraft der hereinſtrömenden Flut und der hinausſtrömenden Ebbe. Deſto mehr verwahr-

loste das Fahrwasser durch Sandbänke, sodaß zuletzt nur Schiffe von etwa zwei bis zweieinhalb Metern Tiefgang die Fahrt aus der See an die Stadt machen konnten. Bremen wäre von dem Schicksal Brügges ereilt worden, wenn es sich nicht durch die Anlegung Bremerhavens dem entwunden hätte. Daß es die zweite deutsche Seehandelsstadt bleiben konnte, daß seine Flotte fast in allen Häfen der Erde wohlbekannt ist, und seine Passagierdampfer die schönsten sind, die die Ozeane befahren, das verdankt es dem Stadtgründungsplan seines Bürgermeisters Smidt. Ohne Bremerhaven von 1830 bis 1885 hätte es zu einer kleinen Landstadt hinabsinken und ohne die Kraft zu seiner eignen Auferstehung bleiben müssen: wir meinen die Korrektion der Unterweser, die es wieder zu einer Seestadt gemacht hat.

Der „neue Hafen" zu Bremerhaven war ein ganz andres Ding als der alte. Zwar war die Wasserfläche nicht viel größer; sie maß nur 8,27 Hektar; mehr Grund und Boden als durch den ersten Kauf hatte Hannover nicht abtreten wollen. Aber die Schleuse bekam eine Tiefe von 7,61 Metern unter gewöhnlichem Hochwasser und eine Breite von 22 Metern. Es konnten also jetzt ganz andre Schiffe einfahren, die größten Post- und Passagierdampfer, die bis Mitte der siebziger Jahre praktisch in Frage kamen.

Dennoch rastete Bremen nicht. Es war sich bewußt, in der Weiterbildung seiner Tochterstadt fortschreiten zu müssen. Die neuen politischen Verhältnisse gaben ihm den Mut dazu, und bei Preußen fand es Verständnis dafür und die Bereitwilligkeit, von dem nunmehr fein gewordnen Weserufer wieder einen Streifen abzutreten. Von 1872 bis 1876 baute der kleine Staat den dritten Hafen, den Kaiserhafen. An die Tiefe der Einfahrtschleuse wurden abermals größere Ansprüche gestellt; sie wurde mit 7,86 Metern bemessen, wogegen man an Breite mit 17 Metern auskommen zu können meinte. Dieser älteste Teil des Kaiserhafens wurde 1876 eröffnet. Die Kosten beliefen sich auf siebeneinhalb Millionen Mark.

Aber auch er hielt nicht lange vor. Bald nach 1890 erfüllte der König von Preußen, der von lebhaftem Interesse für das Seewesen erfüllte Wilhelm der Zweite, den Wunsch Bremens nach abermaliger Vergrößerung des bremischen Gebiets von Bremerhaven, und hier entstand nun in den Jahren 1892 bis 1897 nach den Plänen des berühmten Wasserbaudirektors Franzius die Erweiterung des Kaiserhafens, mit einer riesigen Kammerschleuse und einem ebenfalls riesigen Trockendock. Dadurch ist die Gesamtwasserfläche des Kaiserhafens auf 20,75 Hektar gekommen. Die Dimensionen der Einfahrt wurden noch bedeutend größer verlangt als früher. An Tiefe wollte sich die Handelsschiffahrt mit 10 Metern unter gewöhnlichem Hochwasser begnügen. Denn Schiffe von höherm Tiefgang standen nicht in Aussicht, auch könnten sie wohl nicht in die Wesermündung einfahren, weil dort verschiedne fatale Untiefen liegen, über denen bei gewöhnlichem Hochwasser kaum mehr als 10 Meter Wasser stehn, auch wenn die Korrektionsarbeiten, die dort im Gange sind, durchgeführt und geglückt sein werden. Auf Wunsch der Reichsmarine, die die (übrigens nur 144000 Mark betragenden) Kosten der noch größern Tiefe übernahm, ging man noch einen halben Meter weiter. Die Marine wollte nicht etwa Kriegsschiffe von solchem

Tiefgang bauen, sie legte aber Wert darauf, daß Schiffe, die in einer Schlacht leck geschossen wären, also einen sehr vergrößerten Tiefgang hätten, noch einfahren und in das Trockendock gelangen könnten. Auch kam für die Kriegs- wie für die Handelsflotte noch zweierlei in Frage. Das Hochwasser dauert nur eine halbe Stunde oder eine Stunde; wenn es vorüber ist, dauert es zwölf Stunden, bis wieder ein neues Hochwasser da ist. Sodann läuft nicht jede Flut bis auf ihre normale Höhe. Die aller vierzehn Tage eintretenden Nipptiden (zwischen zwei Springfluten) erreichen oft einen halben Meter weniger, und wenn zugleich starker Südoststurm weht, so wird der Unterschied noch größer. In dem ersten Fall mußte man suchen, die Zeit der Ein- und Ausfahrt zu verlängern, im zweiten Fall überhaupt die Möglichkeit der Einfahrt zu schaffen. Zu diesen Zwecken genügte aber auch eine einfache Schleuse wie beim „neuen Hafen" und bei der ersten Kaiserhafeneinfahrt nicht mehr. Es mußte eine Doppel- oder Kammerschleuse geschaffen werden, damit Schiffe auch Einlaß fänden, wenn zwischen dem Wasserspiegel draußen und binnen ein Unterschied besteht. Die Kammer zwischen den beiderseitigen Schleusentoren erhielt nun die Länge von 215 Metern, während zum Beispiel die des Nordostseekanals nur 150 Meter lang sind. Ebenso ging man in der Breite weiter. Die Öffnungen der Tore des Kaiser-Wilhelmskanals sind nur 25 Meter breit, die der Bremerhavner Schleuse 28 Meter. Die Tiefe der ersten beträgt 9,8 Meter, der letzten 10,56 Meter. Mit diesen Abmessungen ist die neue Einfahrt in den Kaiserhafen zu Bremerhaven eine der tiefsten in der Welt, jedenfalls die tiefste Deutschlands.

Gleiche Abmessungen mußte auch das in Verbindung damit anzulegende Trockendock haben: ein massiver Steinbau, wie es überhaupt in Deutschland für die Handelsmarine gar nicht und für die Kriegsmarine nur weit kleinerern Art gibt. Denn Schiffen von den erwähnten Ansprüchen den Hafen zu bereiten ohne ein gleichgroßes Dock, worin ihre Schäden ausgebessert werden könnten, hätte keinen Sinn gehabt. Anfänglich übernahm das Reich die Hälfte der Kosten des Trockendocks, wofür es das Recht der Mitbenutzung gewann. Bald zeigte der rasch zunehmende Verkehr, daß die Handelsmarine das Dock fortwährend selbst gebrauchte. Bremen kaufte dem Reich die Hälfte ab, und das Reich baute sich neue Docks in Wilhelmshaven. Die Kosten der Kaiserhafenerweiterung nebst der Kammerschleuse, jedoch ohne den ältern Teil des Kaiserhafens belaufen sich auf 18226000 Mark, die des Trockendocks auf 5905000 Mark, sodaß für diesen Teil der Bremerhavner Anlagen der bremische Staat allein 24131000 Mark ausgegeben hat. Bis zur Vollendung des Kaiserhafens hat der bremische Kleinstaat für die Hafenbauten in Bremerhaven, nur die Anlagekosten gerechnet, nahezu 40 Millionen Mark ausgegeben, wovon 8 Millionen auf die beiden ältern Häfen, $7^1/_2$ Millionen auf den ersten Teil des Kaiserhafens und mehr als 24 Millionen Mark auf den Rest des Kaiserhafens fallen. Um die Gesamtleistung zu übersehen, muß man noch hinzurechnen: die Korrektion der Unterweser 30 Millionen, den ältern Freihafen 20 Millionen (nämlich 32 Millionen, wovon das Reich 12 übernahm); endlich die Korrektion der Außenweser (zwischen Bremerhaven und der See), die formell für Rechnung der

drei Uferstaaten durchgeführt wird, deren Kosten jedoch vom Weserhandel, also hauptsächlich vom bremischen Handel getragen werden. Zusammen sind das bis soweit beinahe 100 Millionen.

Auf die Korrektion der Unterweser, das Werk, das dem Namen von Franzius einen Weltruhm gegeben hat, wollen wir hier nicht eingehn. Es genügt zu sagen, daß an dieser früher vom Seeverkehr abgeschnittnen Stadt jetzt jährlich mehr als 2300 Seeschiffe mit einem Gehalt von 1 200 000 Tonnen ankommen. In den neunziger Jahren entstand für Bremerhaven eine ernste Gefahr. Wenn die Weser hier vorübergeströmt ist, so hört mit einemmal die Einengung zwischen festem Lande auf. Sie tritt in das Wattenmeer ein, ein etwa zehn Quadratmeilen großes Areal von Sand- und Schlickbänken, die mit der Ebbe trocken werden und mit der Flut wieder den salzigen Wellen zur Beute fallen. Nur der niemals versiegende Strom durchbricht diese Bänke in mehreren Armen. Seine Kraft war hier aber ganz ungezügelt; die Weser tat, was sie wollte, und änderte von Zeit zu Zeit ihre tiefste Rille. Verbreitert sich diese aber und spaltet sich gar, so ist damit immer eine Verringerung der Tiefe verbunden, also eine Verschlechterung des Zugangs für die Schiffe. Franzius wurde auch dieser Gefahr Herr, indem er durch kostspielige Parallel- und Querdämme den Strom zwang, wieder in sein altes Bett zurückzukehren. Das forderte 8 Millionen! Um aber gleich einen viel spätern Vorfall vorweg zu nehmen: 23 Kilometer unterhalb Bremerhavens wendet sich die Weser seit Jahrhunderten westwärts; plötzlich drohte sie ihr altes Fahrwasser teilweise zu verlassen und einen Arm nordwärts abzuzweigen, womit ihre Kraft im Fahrwasser verringert und dieses versandet wäre. Hier, wo ringsum kein Land mehr sichtbar ist, wo bei Hochwasser drei Meter Wasser über den Sandbänken stehn, wo der Sturm mit den Wogen ungehindert sein Spiel treibt, mußte durch Dämme aus Buschfaschinen der Durchbruch gehindert werden. Mit Aufwendung neuer Millionen wurde der Zweck erreicht — bis aufs weitere!

„Rast ich, so rost ich," das mußte sich Bremen nach allen den Anstrengungen sagen. Es wurde ihm keine Ruhe zum Verweilen auf dem Erreichten gelassen. Die Größe der Schiffe wuchs einstweilen nicht mehr, wohl aber die des Verkehrs. In zweierlei Weise markierte er sich dem Auge am meisten: in den Passagierdampfern des Norddeutschen Lloyds und in der alljährlichen Hochflut der ankommenden Baumwollschiffe. 175320 Personen sind 1903 über Bremen ausgewandert, und 1905 werden es noch mehr sein. Die Zahl der zurückkehrenden Passagiere mag sich auch auf 50 bis 60000 belaufen. Der Schnelldampferdienst ist im höchsten Maße ausgebildet, er verträgt keine Zeitverluste. Die Saison der Baumwollankünfte fällt in die Wintermonate. Dann kommen der Schiffe oft so viele auf einmal, daß alle Häfen, eingerechnet die der Stadt, die jetzt von fünf Meter tief gehenden Schiffen erreicht werden kann, überfüllt sind. Auf den Kais und in den Schuppen lagern dann bergehoch die Baumwollballen. Im Jahre 1904 kamen im bremischen Handel mehr als zwei Millionen Ballen Baumwolle im Gewicht von 41 Millionen Doppelzentnern und im Werte von 466 Millionen Mark an! Nahezu die ganze Textilindustrie Deutschlands, der Schweiz, Österreichs und sogar eines Teiles Rußlands und Skandinaviens wird

vom Bremer Baumwollhandel versorgt. Es wurde unbedingt notwendig, den Stockungen durch erweiterte Vorkehrungen entgegenzuwirken. Wiederum fand Bremen beim deutschen Kaiser volles Entgegenkommen. Er war bereit, dem bremischen Staate 611 Hektar abzutreten. Bremen sollte und wollte sich verpflichten, darauf nach und nach, spätestens binnen fünfzig Jahren, Hafeneinrichtungen und Docks zu erbauen, wofür im ganzen etwa hundert Millionen aufzuwenden sind. Es handelt sich um eine Anzahl neuer Bassins, um eine abermals weit stromabwärts anzulegende neue Doppelschleuse als Einfahrt zu den neuen Bassins sowie um neue Trockendocks. An Erwerb des privaten Grundbesitzes wurden noch nach Verkleinerung des Areals 7 Millionen Mark in Aussicht genommen. Die ganze Unternehmung war also großartig.

Auf die Schwierigkeiten, die sich alsbald einstellten, soll hier nur kurz eingegangen werden, weil sie sich vor einem halben Jahr in den Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses konzentrierten. Zum Teil hatten sie ihren Ursprung in Ansprüchen der Nachbargemeinde Lehe, der der größte Teil des abzutretenden Gebiets angehörte, zum Teil in der Eifersucht der konkurrierenden preußischen Häfen Emden, Harburg und namentlich Geestemünde, denen sich oldenburgische Interessen anschlossen. Die Nachbargemeinde Lehe wollte möglichst viel Vorteil für sich daraus ziehn, die andern wollten am liebsten die ganze Sache verhindern. Geestemünde verlangte für sich den neu zu erbauenden Hafen für preußische Rechnung; ebenso dachte Lehe. Das wäre für Bremen natürlich die willkommenste Lösung gewesen, doch konnte kein Zweifel sein, daß die Agrarier im preußischen Landtag einer solchen Aufwendung für Handel und Schiffahrt nicht zustimmen würden. Die preußische Regierung nahm das Interesse ihrer Nachbargemeinden wahr, wenn auch nicht bis zur Verhinderung des Planes. Außer mehreren andern Klauseln zur Sicherung ihrer Ortschaften traf sie namentlich Vorkehrung zur Abwehr der kommunalen Schädigung, die Lehe dadurch zu erleiden behauptete, daß es für die unbemittelten Leute zu sorgen haben werde, die in seinen Mauern Wohnung nähmen, um in Bremerhaven ihren Erwerb zu finden, während die steuerkräftigen Leute nach Bremerhaven zögen. Preußen bedang von Bremen für Lehe die einmalige Zahlung von einer Million Mark, die Aufhebung des Bremerhavner Schulgeldes und die Bremerhavner Mietsteuer für kleine Wohnungen aus. Die letzten beiden Bedingungen sollten erwirken, daß auch unbemittelte Leute nach Bremerhaven zögen. Im Interesse Geestemündes erwirkte Preußen, daß Bremen keine neuen Anlagen für die Seefischerei treffen durfte. Die Gemeindeverwaltung von Lehe billigte anfangs den Vertrag, dann folgte sie einem Anstoß von außen und nahm ihre Zustimmung zurück. Sie verlangte u. a., daß der nur auf 55 Hektar bemessene Teil, der zur Bebauung mit Wohnhäusern vorbehalten war, nicht oder zum Teil mit abgetreten werde. Die erste Instanz war der Landtag der Provinz Hannover. Er empfahl eine Verkleinerung des zu Wohnzwecken vorbehaltenen Areals auf 41 Hektar, befürwortete im übrigen aber einstimmig die Annahme. Bremen ging darauf ein. Dann kamen Schwierigkeiten im preußischen Landtage, die sich über zwei Sessionen geltend machten und mehrfach das ganze Projekt zum Scheitern zu bringen schienen. Endlich kam man dahin

überein, daß u. a. das Wohnstadtareal nochmals zu verkleinern und etwa in dem neuen Hafengelände anzulegenden Schiffswerften (für Schiffsneubauten) die Freihafenstellung nicht zu gewähren sei. Für das eigentliche Hafengelände (Hafenbecken nebst umgebendem Lande, Trockendocks, Schiffsbauwerft, Schuppen, Speicher, Rangiergeleise usw.) wurde ein Areal von 517 Hektaren gewonnen, für die Erweiterung der Wohnstadt ein solches von etwa 32 Hektaren, zusammen 549 Hektar.

Bremen ist durch die Bereitwilligkeit Preußens instand gesetzt, auf absehbare Zeit die Hafenanlagen von Bremerhaven in einer Weise zu vergrößern, die allen Ansprüchen einer glänzenden Verkehrsentwicklung genügt. Das ganze bisherige Areal von Bremerhaven maß nur 292½ Hektar. Davon fielen etwa sechs Zehntel auf die gesamten Hafenanlagen, der Rest auf die Wohnstadt. Nunmehr wird der verfügbare Raum annähernd verdreifacht. Die Wohnstadt gewinnt nur wenig Ausdehnungsmöglichkeit, die große Hauptsache fällt dem Hafengelände zu. Dieses kann ungefähr dreimal so viel gewinnen, wie es jetzt hat. In allgemeinen Umrissen ist der Hafen der Zukunft schon entworfen. Er soll eine zweite große Kammerschleuse gewinnen, damit die Schiffe nicht etwa in der Mausefalle eingesperrt sitzen, wenn der ersten ein Unfall zustößt, sodaß sie außer Funktion tritt. Sodann soll ein zweites Trockendock von gleicher Abmessung wie das erste geschaffen werden, denn bei Fortdauer des gegenwärtigen Verkehrszuwachses ist die Leistungsfähigkeit des ersten rasch erschöpft. Dazu kommen ein Vorbassin und ein Verbindungshafen. Endlich als Hauptsache fünf riesige Hafenbassins für den eigentlichen Verkehr der Schiffe mit dem Lande, für Ein- und Ausladung von Gütern, Kohlen, Passagieren. Zwei derselben werden die bedeutende Länge von je 2 Kilometern haben; die andern drei eine solche von je 1½ Kilometer. Das ergibt Uferlängen von etwa 17000 Metern zum Liegen der mit dem Güterverkehr beschäftigten Schiffe; außerdem stehn noch die Kais des Verbindungshafens und des Vorbassins zur Verfügung — alles das ungerechnet, was bisher dem Verkehr im Kaiserhafen diente. Der Raum reicht aus, zugleich fünfundachtzig der allergrößten Dampfer (zu einer Länge von je 200 Metern) Landungsgelegenheit zu geben. Dazu kommen endlich noch Reparaturwerkstätten und voraussichtlich Werften für Schiffsneubauten. Wir wollen dem bremischen Staat wünschen, daß sich seine Erwartungen erfüllen, daß Friede im Lande bleibt, und der Verkehr die neuen Adern in angemessener Zeit fülle. Das setzt zugleich eine Blüte und ein Gedeihen des ganzen Vaterlandes voraus, worauf man nur mit der reinsten Freude schauen könnte. Sehen wir es auch als ein glückverheißendes Symbol an, daß das Fort Brinkamahof I, das die Marine zum Schutz der Wesermündung angelegt hat, in das an Bremen abgetretne Hafengelände einbegriffen ist, daß es untergehn wird, um einem friedlichen Verkehr Platz zu machen. Bremen hat dieses Fort für anderthalb Millionen Mark vom Reiche erworben; das Fort selber wird weiter stromabwärts in verstärkter Form wieder erstehn und hoffentlich seinerseits ein Sinnbild der Stärke Deutschlands sein und seines festen Entschlusses, jeden zu vernichten, der mit der frevelhaften Absicht kommen könnte, unsre Grenzen feindlich zu berühren. Das Merkzeichen eines solchen Entschlusses

genügt hoffentlich schon, uns den Frieden zu bewahren, sodaß die Kuppeltürme und ihre riesigen Geschütze nicht in wirkliche Aktion zu treten brauchen. Und wenn auch die Kriegsmarine fortan auf die Wesermündung noch höhern Wert legen wird als bisher — die Häfen werden eine vortreffliche Zufluchtsstätte, die Trockendocks ausgezeichnete Reparaturgelegenheit für die in der Schlacht beschädigten Schiffe bilden —, so hoffen wir doch, daß sie alles das nur in ihren Plänen, niemals in der Wirklichkeit zu berücksichtigen hat.

Der bremische Staat wird die riesigen Anlagen nur nach Maßgabe des wachsenden Verkehrsbedürfnisses ausbauen. Die Unbesonnenheit, auf einmal das ohnehin schon so große Aufwendungskapital um 100 Millionen Mark zu vermehren, wird er nicht begehn. Zuerst kommt in Frage nur die Schleuse, die mit etwa 16 Millionen Mark allerdings sogleich einen sehr wesentlichen Posten ausmacht, nebst dem Vorhafen, dem Verbindungshafen und dem Anfang zweier Bassins. Und auch dafür hat Bremen verständigerweise nach einem Rückhalt gesucht; es hat das Wagstück schon beim Anfang des Kaiserhafens nicht allein auf die eignen Schultern nehmen wollen, sondern sich eine Verzinsung durch seine mächtige Schiffahrtsgesellschaft, den mit 150 Millionen Mark arbeitenden Norddeutschen Lloyd, sichern lassen. Der Verkehr entfaltete sich so glänzend, daß die Verzinsung von $3^1/_2$ Prozent, die der Lloyd verbürgt hatte, bald überschritten war, und nun vertragsgemäß die Hafenabgaben verringert werden mußten. Unterhaltung und Tilgung mußte Bremen noch auf Staatsrechnung übernehmen. Für die Neuanlagen ist nun ein ähnlicher Vertrag geschlossen worden, nur hat der Lloyd auch noch die ganze Unterhaltung zu tragen. Man verlangte von ihm auch die allmähliche Tilgung des Anlagekapitals. Als er sich jedoch entschieden weigerte, haben die bremischen Staatsorgane diese dem guten Stern der Stadt anheimgestellt, in der Annahme, daß die Hebung des Verkehrs und des allgemeinen Wohlstandes die Aufwendungen reichlich decken würden.

Um den Wagemut eines so kleinen Gemeinwesens — der bremische Staat hatte bei der Zählung von 1900 nur 220000 Einwohner — zu würdigen, müssen wir hinzurechnen, daß es für die ältern Hafenanlagen in Bremen selbst und in Bremerhaven sowie für die Weserkorrektion schon etwa 100 Millionen Mark aufgewandt hatte. Daran schließt sich ein zweiter Freihafen bei der Stadt Bremen, der jetzt nahezu vollendet ist und etwa 30 Millionen Mark Kosten verursacht. Nun endlich das neue, soeben eingeleitete Unternehmen bei Bremerhaven, das ebenfalls 100 Millionen fordern wird — alles in allem sind das 230 Millionen, also auf den Kopf der Bevölkerung mehr als 1000 Mark! Wollte man sich gleiche Engagements für das ganze Deutsche Reich denken, so käme man auf eine Summe von 60 Milliarden Mark. Die französische Kriegsentschädigung von 1870 betrug nur 4 Milliarden Mark oder wenig mehr als 100 Mark auf den Kopf der französischen Bevölkerung. Niemand wird also dem Volke des bremischen Kleinstaats einen großartigen Unternehmungsgeist absprechen können.

Es sind aber auch großartige Erfolge damit erzielt worden. An die Möglichkeit einer Korrektion der Unterweser glaubte anfänglich nur ihr genialer Urheber, Oberbaudirektor Franzius. Es gelang ihm, den Senat und die Bürgerschaft

mit sich zu ziehn; noch mehr, er erreichte sein Ziel, die Schaffung einer Wassertiefe von fünf Metern. Damit ist nun aber auch in kaum geahnter Weise die Hoffnung auf die Hebung des Verkehrs erfüllt worden. Die Zahlen dafür haben wir oben schon gegeben. In der früher vom Seewesen ganz abgedrängten Stadt Bremen hat sich nun ein reges, blühendes Hafenleben entwickelt. Der Rock, der für den Zuwachs eines Jahrhunderts bemessen schien, hat sich schon nach zwölf Jahren als zu eng erwiesen, sodaß man einen zweiten schaffen mußte. Bremen wagte es, die Verzinsung und Tilgung des Anlagekapitals von 32 Millionen Mark auf den wachsenden Ertrag einer Schiffahrtsabgabe zu legen. Diese entspricht dem anfangs so kühn erscheinenden Finanzierungsplan und bringt für 1900 schon 900000 Mark auf. Das in den ersten Freihafen gesteckte Kapital verzinst sich vollauf. Man rechnet fest darauf, daß es mit dem zweiten Freihafen ebenso geht. Hätte Bremen geahnt, daß von dem Rhein-Elbekanal das ihm wichtigste Stück, die Verbindung mit dem Osten, abgestrichen würde, es hätte vielleicht Bedenken getragen, so weit zu gehn, wie es nun gegangen ist. Denn es mußte einen viel größern Nutzen von dem Stück erwarten, das ihm ermöglicht, Schiffe nach Magdeburg, Berlin, Dresden, Böhmen, Breslau zu expedieren, als von dem andern, das ihm die Verbindung mit Dortmund, Köln, Mannheim, Frankfurt schafft; das letztgenannte bringt ihm die übermächtige Konkurrenz der Holländer und Belgier auch nach Dortmund und vielleicht sogar nach Osnabrück und Hannover. Nun ist es aber einmal geschehn, und nun gibt es keinen Rückweg mehr.

Neun Bistümer gründete Karl der Große im überwundnen Sachsenlande. Von diesen ist das jüngste, Hamburg, am glänzendsten emporgestiegen. Mit seinen 705000 Einwohnern ist es die zweite Stadt Deutschlands. Den zweiten Platz nimmt Bremen mit 163000 (jetzt 200000) ein. Alle andern, Münster (63700), Osnabrück (51500), Halberstadt (42800), Hildesheim, Minden und Paderborn sind weit zurückgeblieben; Verden ist eine richtige Kleinstadt. Von Bremens frühern Tagen zeugen alte Kirchen, öffentliche Gebäude und Privathäuser. Niemals ist es so ruckweise vorwärts gekommen wie durch die Weserkorrektion und die Hafenneubauten an der Unterweser. Und doch wird auch dieses weit überboten durch den Verlauf der Dinge in den Hafenorten selbst. Lehe ist zwar eine alte Ortschaft, aber es war ein Ackerstädtchen, weit von der Weser abgelegen, ohne Schiffahrt, ohne nennenswerten Landverkehr. Durch die Gründung Bremerhavens hat es mit einemmal Anschluß an die mächtige Entwicklung unsrer Zeit bekommen; im Jahre 1900 hatte es 24300 Einwohner. Bremerhaven hatte zu derselben Zeit 20300, und Geestemünde, das jüngste der drei Gemeinwesen, das erst um 1860 von der hannoverschen Regierung gegründet wurde, 20100. Politisch sind die drei Orte getrennt, wirtschaftlich gehören sie zusammen; sie werden noch immer mehr miteinander verschmelzen. Schon jetzt bilden sie gleichsam eine einzige, allerdings recht langgestreckte Stadt von 64700 Einwohnern. Es wird nicht lange dauern, bis die 100000 voll sind, schwerlich bis zur ersten Jahrhundertfeier Bremerhavens im Jahre 1930. Bremerhavens Dasein ist der Erfolg einer wohlüberlegten Stadtgründung, nicht im Zeitalter der griechischen Ansiedlungen in Kleinasien und Italien, auch nicht

im zeitgenöſſiſchen Amerika, ſondern in dem von Kleinſtaaterei zerriſſenen Deutſchland von 1830. Die wirtſchaftliche Lebensfähigkeit war richtig erkannt worden, aber einen ſolchen Erfolg hat auch der Gründer Bremerhavens ſicherlich nicht geahnt. Die ganze bremiſche Seehandelsflotte maß 1825 16100 Tonnen. Heute gibt es ein Bremer Schiff, den Lloyddampfer „Kronprinz Wilhelm," der mit 14900 Tonnen nahezu ſo groß iſt wie damals die ganze bremiſche Handelsflotte! Die letzte aber hat heute einen Tonnengehalt von 1012000, ſie iſt alſo dreiundſechzigmal ſo groß wie damals.

Die Blüte der Weſerhäfen iſt aber zugleich die Folge des außerordentlichen Emporkommens der deutſchen Induſtrie und des deutſchen Handels und Verkehrs. Hamburg und Bremen ſind die hauptſächlichſten Vermittler unſrer lebendigen Teilnahme an der Weltwirtſchaft. Deshalb ſei beiden zum Heile des Ganzen ein glückliches Fortſchreiten auf ihrer Bahn gewünſcht!

Salzburg und die Tauernpäſſe

Von Otto Kaemmel

2

Auch für dieſe kirchlichen Beziehungen war die Herrſchaft Salzburgs über die Tauernpäſſe wichtig, und ſie wurde wiederum lange Zeit nur durch das ausgedehnte weltliche Gebiet verbürgt. Deſſen Verfaſſung hat ſich auf denſelben Grundlagen und in denſelben Richtungen entwickelt wie in allen andern geiſtlichen Territorien. Schon im zehnten Jahrhundert wirkte neben dem Domkapitel bei Erwerbung und Veräußerung kirchlicher Güter der „Rat der Getreuen" (consilium fidelium) geiſtlichen und weltlichen Standes mit. Aus ihm entwickelten ſich ſeit dem dreizehnten Jahrhundert die Landſtände, der Landtag, der bei der Landesgeſetzgebung und Beſteuerung gehört werden mußte. So kamen das Landfriedensgeſetz von 1287 und das Landrecht von 1328 zuſtande, und die Macht der Landſtände wurzelte um ſo feſter, als das Domkapitel bei der Wahlkapitulation, die der neuerwählte Erzbiſchof annehmen und beſchwören mußte, für die Sicherung ihrer Rechte ſorgte. Auch die freien Dorfgemeinden ſetzten in Weistümern ihre Rechte feſt, ebenſo die Biſchofsſtadt Salzburg ihr Stadtrecht (ſeit dem dreizehnten Jahrhundert) und eine beſchränkte Selbſtregierung; die freie Ratskür erlangte ſie erſt 1481 durch ein Privilegium Kaiſer Friedrichs des Dritten. Außer Salzburg gab es nur noch fünf landesherrliche Städte (Laufen, Tittmoning, [Reichen-] Hall, Mühldorf am Inn und Radſtadt). Im Landtage aber ſpielten die Prälaten und die Ritter, die zugleich die Gerichtsbarkeit und die Polizeigewalt auf ihren Grundherrſchaften ausübten, die Hauptrolle. Das ganze Stiftsgebiet teilte ſich in eine Anzahl „Ämter" (im achtzehnten Jahrhundert vierzig) unter Pflegern; dagegen gehörten die Beſitzungen des Erzſtifts in Steiermark und Kärnten ſtaatsrechtlich zu

diesen Ländern und standen unter den „Vizedomen" von Leibnitz (für die steirischen) und von Friesach (für die kärntischen Güter). Aus dem natürlichen Gegensatze zwischen dem Erzbischof und seinen Landständen entwickelten sich seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts schwere Kämpfe, die durch die Verflechtung mit den kirchlichen Bestrebungen der Zeit, vor allem mit dem Eindringen des Protestantismus im Salzburger Lande, noch verschärft wurden. Unter Leonhard von Keutschach (1495 bis 1519) mußte die Stadt Salzburg, die nach Reichsfreiheit strebte und sogar an eine Säkularisierung des Stifts dachte, im Jahre 1511 auf ihre freie Ratskür verzichten und sich mit zwei Bürgermeistern begnügen, die an die Zustimmung des erzbischöflichen Stadtrichters und eines Bürgerausschusses gebunden waren. Als sie 1523 mit dem glänzenden, ehrgeizigen, herrischen Matthäus Lang (1519 bis 1540) den Kampf wieder begann, verlor sie sogar ihre städtischen Freiheiten fast ganz, sodaß der Erzbischof künftig den Stadtrichter, den Bürgermeister und die zwölf Schöffen einsetzen und verändern konnte. Um so eifriger beteiligte sie sich an dem großen Bauernkriege 1525/26, der das ganze Stift, Steiermark, Oberösterreich und Tirol tief erschütterte und von den Wittelsbachern nicht ungern gesehen wurde, weil sie ihn zur Säkularisierung des Stifts benutzen wollten; zwei Monate lang wurde der Erzbischof im Sommer 1525 auf seiner unersteiglichen Hohen-Salzburg belagert. Erst das Einschreiten des Schwäbischen Bundes und der Habsburger machte im Sommer 1526 der Erhebung ein blutiges Ende, und auch die Säkularisation wurde abgewandt. Dafür beschwor Ernst von Bayern (1540 bis 1554) den Konflikt mit den Ständen herauf, indem er die herkömmliche Bestätigung ihrer Privilegien verweigerte, und Wolf Dietrich von Raittenau (1587 bis 1612), ein junger, feuriger, lebenslustiger Herr, ein harter Absolutist und ein territorialistischer Partikularist, drängte nicht nur das Kapitel beiseite, sondern unterließ auch seit 1599 die Berufung der Landstände; dazu begann er 1588 eine harte kirchliche Reaktion gegen seine lutherischen Untertanen, die schon damals in großer Zahl auswanderten, und erweckte sich neue Feinde, als er sich weder an den Beschlüssen der bayrischen Kreistage beteiligte noch der katholischen Liga von 1609 beitrat. Ja er korrespondierte mit der protestantischen Union und wollte durch ein „Ewiges Statut" jeden Habsburger und Wittelsbacher von der Erzbischofswahl ausschließen. Aber als er mit Bayern wegen eines Salzvertrags in Streit geriet und deshalb am 7. Oktober 1611 die Propstei Berchtesgaden besetzte, da rückte auf den Ruf des längst tief erbitterten Domkapitels Herzog Maximilian in Salzburg ein. Der Erzbischof flüchtete über das Gebirge nach Kärnten, wurde aber dort in Gmünd festgenommen, erst nach Schloß Werfen, dann nach der Hohen-Salzburg gebracht und dort zum Verzicht gezwungen (8. März 1612). Trotzdem blieb er hier in den kleinen, engen Zimmern, die man noch heute zeigt, in Haft bis an sein Ende (16. Januar 1617). Sein Nachfolger, gegen die Absichten Bayerns gewählt, Marx Sittich von Hohenems (1612 bis 1619), aus dem alten rätischen Grafengeschlecht im Oberrheintale, führte die katholische Reaktion im Pinzgau durch, aber Paris Graf von Lodron (1619 bis 1653), der Sprößling eines südtirolisch-italienischen

Geschlechts, der bedeutendste aller Salzburgischen Erzbischöfe nach Matthäus Lang, mußte sich in seiner Wahlkapitulation zur Wiederherstellung der Landstände verpflichten und führte diese auch mit der Berufung des Landtags von 1620 ehrlich aus. Mit seiner Hilfe ordnete er die zerrütteten Finanzen, machte Salzburg zu einer starken Festung, deren Zitadelle die Hohe Salzburg wurde, bildete aus seinen Bauern eine starke, schlagfertige Landwehr („Landfahne") von dreizehn Fähnlein, stellte 1645 die Grenzen zwischen der landesherrlichen und der grundherrlichen Gerichtsbarkeit der Prälaten und der Ritter fest, ließ die Moore der salzburgischen Ebne unter holländischer Leitung austrocknen und griff durch zahlreiche Polizeiverordnungen in das Volksleben regelnd ein, alles in allem ein Regent, der die gesteigerte Staatstätigkeit des heraufsteigenden Zeitalters der absoluten Monarchie ebenso vertrat wie etwa Wallenstein als Herzog von Friedland.

Dieses Zeitalter, kunstgeschichtlich ausgedrückt das Zeitalter des Barocks, in wissenschaftlicher Beziehung die Zeit der polyhistorischen Gelehrsamkeit, in pädagogischer die Zeit der ständischen Berufsbildung, hat auch der Stadt Salzburg ihr charakteristisches, unvertilgbares Gepräge gegeben. Auf engem Raume zwischen der Salzach und dem Steilabfall des Mönchsbergs, der sie wie ein riesiger Felsenwall umschließt, in schmalen winkligen Gassen zwischen hohen Häusern mit flachen Dächern und grünen Fensterläden zusammengedrängt, über denen zahlreiche Kirchtürme und Kuppeln ragen, macht sie in dieser ihrer Anlage den Eindruck einer mittelalterlichen und einer geistlichen Stadt, in ihrem Aussehen aber gewährt sie das Bild einer halbitalienischen Stadt. Denn der Baustil der bessern Häuser, vor allem der Kirchen und der Paläste ist das Barock, der prunkvolle, weiträumige Herrenstil, der das Machtbewußtsein des neuen Fürstentums wie der erneuerten römischen Kirche so unvergleichlich zum Ausdruck brachte und deshalb auch die prächtigen Neubauten der großen österreichischen und steirischen Klöster, wie St. Florian, Melk, Göttweih, Kloster-Neuburg, Admont u. a. m. beherrschte. Die Bauweise der Renaissance zeigen vor allem die Gebäude der Hohen-Salzburg aus der Zeit Leonhards von Keutschach und einzelne Privathäuser, spätgotisch sind zum Beispiel die Benediktinerinnenkirche auf dem Nonnberge und die Franziskanerkirche, romanisch das schöne Südportal dieser Kirche und der Kreuzgang auf dem Nonnberge aus dem elften Jahrhundert. Aus den Anfängen des christlichen Salzburgs stammen nur noch die kleinen Kapellen in der Nagelfluhwand des Mönchsberges; die römischen Reste muß man in dem schönen Museum Carolino-Augusteum suchen, das wohlgeordnet die ganze Kulturentwicklung der Stadt und des Landes vor Augen führt. Aber das alles tritt doch hinter den Barockbauten, denen der Marmor des nahen Untersberges ein prachtvolles Material lieferte, weit zurück, beinahe ebenso wie in Rom. Wie einheitlich stilvoll präsentiert sich der mächtige Dom mit dem Domplatz vor der Front, den das uralte Petersstift und die einst erzbischöfliche Residenz, jetzt der gewöhnliche Sitz der entthronten großherzoglichen Familie von Toscana, flankieren, mit dem Residenzplatz auf der nördlichen Langseite, mit dem „Neubau" und der Hauptfassade der Residenz im Osten und im Westen, dem

prächtigen rauschenden, sprühenden Residenzbrunnen in der Mitte! Das sind alles Werke aus der Zeit vom Ende des sechzehnten bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Den Neubau des 1598 abgebrannten Domes begann Wolf Dietrich, beendete 1628 Paris von Lodron nach den Plänen Vincenzo Scamozzis durch dessen Schüler Santino Solari; Wolf Dietrich begann auch die Residenz, der gegenüber sich das „Neugebäude" (der jetzige Sitz der Landesregierung) erhob, und verlegte damit den Wohnsitz der Erzbischöfe von der unbequemen Festung hinunter in die Stadt. Als prächtigen Sommersitz schuf er das Schloß Mirabell am rechten Ufer der Salzach, das jetzt der Stadt gehört (1606); Marx Sittich baute Schloß Hellbrunn mit seinen mechanischen Wasserspielereien und seinem schönen, abwechslungsreichen Park, zu dem eine schnurgerade Allee alter Linden führt. Auch die spätern Erzbischöfe haben noch eifrig an der Verschönerung der Stadt gearbeitet. Unter Guidobald Grafen von Thun (1654 bis 1668) begann Antonio Dario den Residenzbrunnen, Johann Ernst von Thun (1687 bis 1709) errichtete am fürstlichen Marstall für die beliebten Ringelrennen (Karussells) die beiden Reitschulen, von denen die Winterreitschule teilweise in den Nagelfluhfelsen des Mönchsberges hineingearbeitet ist. Sigismund von Schrattenbach ließ 1765 bis 1767 durch eben diesen Felsen das Neutor brechen, um eine bequemere Verbindung mit der östlichen Vorstadt herzustellen.

Ja, zu bauen und zu leben verstanden diese fürstlichen Erzbischöfe, aber sie folgten auch der wissenschaftlichen Bewegung ihrer Zeit. Das St. Petersstift, der historische Kern des christlichen Salzburgs, hatte von Anfang an eine vielbesuchte Klosterschule und sammelte eine stattliche Bibliothek; Matthäus Lang, selbst humanistisch gebildet, berief 1520 den gelehrten Augustiner Johann Staupitz, den Berater Luthers, als Domprediger nach Salzburg und machte ihn dann, nachdem er zum Benediktinerorden übergetreten war, 1522 zum Abt des ehrwürdigen St. Petersstifts, als der er 1524 starb und sein Grab in der Veitskapelle des alten Friedhofs fand. Unter Ernst von Bayern fand der geniale Arzt und Naturphilosoph Theophrastus Paracelsus nach langen Wanderjahren eine Heimstätte, kam aber schon 1541 durch einen schweren Sturz ums Leben; sein Haus („am Platzl" Nr. 3 auf dem rechten Ufer an der alten Salzachbrücke) wird noch gezeigt. Aber das Bedeutendste geschah im siebzehnten Jahrhundert. Unter Marx Sittich entstand 1617 neben dem ältern erzbischöflichen Seminar ein „Gymnasium" der Benediktiner; unter Paris Lodron wurde es 1623 in eine Universität umgewandelt, die besonders für die Heranbildung gelehrter Klostergeistlicher aus den Orden der Benediktiner, Zisterzienser, Prämonstratenser und Augustiner Chorherren bestimmt war. Mehr als hundert Klöster dieser Orden aus ganz Mittel- und Osteuropa sandten ihre Leute dorthin; aber auch zahlreiche junge Edelleute wurden hier aufgenommen, sodaß diese Hochschule der Benediktiner einen wahrhaft universalen Charakter gewann. Mit mehreren Kollegien ausgestattet (so das Collegium Virgilianum für einheimische Edelleute 1701 rechts von der Salzach) erhielt sie 1655 ein neues Gebäude, 1660 ein Theater für die Aufführung lateinischer und deutscher Schulkomödien, für die Salzburg in dieser Zeit der Bildung des galant homme

(homo politus, d. h. politicus), des Weltmanns, eine der wichtigſten Stätten wurde, und am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts die prächtige Kollegienkirche, das erſte große Werk des berühmten Wiener Baumeiſters Bernhard Fiſcher von Erlach. Noch 1737 kam zu der Univerſität eine der damals modiſchen Ritterakademien, und auch der letzte Fürſtbiſchof, Hieronymus von Colloredo-Waldſee-Mels (1772 bis 1803), ein unbeliebter aber tüchtiger Regent, ſammelte einen Stab von Gelehrten um ſich. Doch die feinſte Blüte entfaltete das Salzburgiſche Geiſtesleben in der Muſik, deren Pflege an der fürſtbiſchöflichen Kapelle einen Anhalt fand. Hier lebte ſeit 1743 Leopold Mozart aus Augsburg, hier erblühte unter ſeiner einſichtsvollen Pflege das „Wunderkind" Wolfgang Amadeus Mozart (geboren 1756), deſſen geniale Schöpferkraft in unbegreiflicher Vielſeitigkeit und Fruchtbarkeit trotz aller Engherzigkeit des tyranniſchen Erzbiſchofs Hieronymus und aller äußern Not des Lebens auch in Wien (ſeit 1781) das klaſſiſche Zeitalter der deutſchen Muſik heraufführte und die Oper von der Herrſchaft der italieniſchen Weiſe befreite, die größte Leiſtung des katholiſchen deutſchen Südoſtens im nationalen Geiſtesleben ſeit der Gegenreformation. Mit Recht hat man dieſem größten Sohne Salzburgs (geſtorben 1791) auf dem Mozartplatz inmitten der Barockpracht des ſiebzehnten Jahrhunderts ein Denkmal geſetzt und in ſeinem Geburtshauſe ein Muſeum eingerichtet.

Doch derſelbe Erzbiſchof, der Leopold Mozart anſtellte und in jener Ritterakademie eine zeitgemäße Anſtalt ſtiftete, Leopold Anton Freiherr von Firmian (1724 bis 1744), ein perſönlich ehrenwerter, ſittenſtrenger Herr, ſetzte ſich mit dem Geiſte der Zeit in den ſchärfſten Widerſpruch, als er durch das Auswanderungspatent vom 31. Oktober 1731 nach vergeblichen Bekehrungsverſuchen ſeit 1728 die Proteſtanten aus dem Lande wies. Ein großer Teil der ſalzburgiſchen Bauernbevölkerung, im ganzen über 21000 Köpfe, verließ damals in ſiebenundzwanzig Zügen ſeine ſchöne Heimat. Es war, von andern Folgen ganz abgeſehen, ein wirtſchaftlicher Verluſt, den das Land niemals verwunden hat, aber Salzburg blieb ſeinem Charakter als geiſtliche Stadt und geiſtliches Fürſtentum auch darin treu, freilich zum Beweiſe, daß ſich dieſe politiſchen Gebilde überlebt hatten. Die Geiſteskultur, die in Salzburg gepflegt wurde, trug jahrhundertelang einen univerſalen, internationalen, weil geiſtlichen Charakter, die bildende Kunſt und die Muſik ſtanden ganz und gar unter italieniſchem Einfluß. Daran hatte neben den kirchlichen Beziehungen auch die Perſönlichkeit ſo manches Erzbiſchofs ihren Anteil. Matthäus Lang war humaniſtiſch gebildet und beſorgte als Miniſter Kaiſer Maximilians des Erſten lange Zeit deſſen italieniſche Geſchäfte, Ernſt von Bayern hatte in Pavia ſtudiert, Wolf Dietrich war im üppigen Hauſe ſeines bauluſtigen Oheims, des Kardinals Marx Sittich von Hohenems, in Rom aufgewachſen und hatte das Collegium germanicum beſucht. Sein Nachfolger Marx Sittich gehörte jenem in Rom heimiſch gewordnen Hauſe an, war durch ſeine Mutter der Neffe des berühmten Erzbiſchofs Karl Borromäus von Mailand, durch ſeine Großmutter mit den Medici verwandt und in Rom erzogen, alſo nach Abkunft und Bildung ein halber Italiener, Paris von Lodron ſtammte aus dem

italieniſchen Südtirol. Noch Leopold von Firmian hatte ſeine ſpätere Bildung im römiſchen Kollegium Sant' Apollinare empfangen. Aber die Hauptſache taten doch die geographiſchen Bedingungen. Von dieſem wichtigſten Eingangstore zu den Oſtalpen liefen die bedeutendſten Verkehrsſtraßen nach Italien, und wie in der römiſchen Kaiſerzeit, ſo ſtrömten auf ihnen auch im Mittelalter und in den erſten Jahrhunderten der Neuzeit die italieniſchen Waren und Kultureinflüſſe nach dem Norden, während die Oſtalpenländer vor allem ihre unerſchöpflichen Naturſchätze nach Italien führten.

Auf der alten großen Zufahrtslinie im engen Salzachtal zwiſchen den zackigen Felskämmen des Berchtesgadner Landes und der ſtarrenden Maſſe des Tännengebirges hinauf geht ſeit der zweiten Hälfte der ſiebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Eiſenbahn nach den Tauern. Bei Biſchofshofen teilt ſie ſich. Die öſtliche Linie ſteigt durch die anmutige Hüttau an Radſtadt vorüber nach dem Mandlingpaſſe (810 Meter), der Waſſerſcheide zwiſchen den Tälern der Salzach und der Enns, und folgt dann dieſem ſich raſch verbreitenden, mit Wieſen und Mooren bedeckten Tale zwiſchen den ſchroffen Abfällen des Dachſteingebirges und den Niedern Tauern. Angeſichts der mächtigen langgeſtreckten Felswand des Grimming an der Nordſeite zweigt die Bahn nach Auſſee ab; weiter öſtlich bei Liezen durchbricht die nördliche Linie nach Windiſch-Garſten und Wels die Steilwand des Hohen Pyrgas, die alte Paßſtraße über den Pyrn umgehend; die ſüdliche tritt, ſich bei Selztal von der Ennstallinie abzweigend, in das breite, ſumpfige Paltental ein. Hier am Eingange liegt Rottenmann (richtig Rotenmann, 1048 Rotenmannun, „bei den roten Männern," die deutſche Überſetzung des ſlawiſchen Ortsnamens Cirminach); dahinter biegt die alte Straße, das Tal, dem die Eiſenbahn weiter folgt, die dann über den niedrigen Sattel von Wald (849 Meter) ins Lieſingtal hinabſteigt und ſo das Murtal bei St. Michael erreicht, verlaſſend, ſüdwärts ab, überſchreitet den Rottenmanner Tauern ſehr ſcharf anſteigend in einer Höhe von 1265 Metern und ſenkt ſich dann durch das Pölstal langſam nach dem Murtale hinab, das ſie oberhalb von Judenburg erreicht.

Für Salzburg hatte dieſer Paß weniger Intereſſe, weil er zu weit öſtlich liegt; weitaus wichtiger war für ſeine Beziehungen mit dem Süden der ihm weit nähere, obwohl weſentlich höhere Radſtädter Tauern, den es von Anfang bis zum Ende der Paßſtraße politiſch beherrſchte. Maleriſch auf hohem Felſen thront Radſtadt über dem breiten Ennstale (825 Meter); nach Süden öffnet ſich das weite grüne Wieſental der Taurach, durch das die Straße führt, und läßt den Blick auf den mit Schneefeldern bedeckten Wall der Tauern frei, während im Norden das Felshaupt des Dachſteins aufſteigt. Bei Unter-Tauern verengt ſich das Tal zu einer klammartigen, waſſerfalldurchrauſchten Enge; an der öſtlichen Seite zeigen ſich hier die Reſte der römiſchen Straße, die auch durch Meilenſteine bezeugt iſt. Auf der Gnadenalm, der zweiten Stufe, weitet ſich das Tal, die Straße biegt ſcharf rechtwinklig nach Oſten um und erreicht abermals durch eine Enge, in die der prächtige Johannesfall 140 Meter hoch herunterſtürzt, und durch allmählich ſchwindenden Wald die dritte Talſtufe (1649 Meter), die Mulde des alten Tauernhauſes. Schon im

Jahre 1562 erbaut, ist es etwa zweihundert Jahre lang im Besitze der Familie Wiesenegg gewesen und gewährt in seiner Einrichtung noch ein Bild von dem regen Verkehr, der ehemals diese Straße belebte. In kurzem Aufstieg ist nun die Paßhöhe erreicht, eine flache Mulde von 1738 Metern Seehöhe, von der Pyramide der Seekarspitze im Norden überragt. Hier bezeichnete einst die römische Station in Alpe ein Meilenstein aus der Zeit des Antoninus Pius (138 bis 161) mit der Angabe der Entfernung von Teurnia her (54 m. p., d. i. 81 Kilometer); hier bezeugt aber auch der einsame Friedhof, der die Leichen der hier durch Lawinen und Schneestürme umgekommnen Reisenden aufnimmt, die Gefahren des Passes. Geringer als auf der Nordseite ist nun die Niveaudifferenz auf der Südseite von der Paßhöhe bis ins Tal bei ziemlich derselben Entfernung, denn die Straße erreicht die Endstation Mauterndorf (das römische Mimurium) schon auf einer Seehöhe von 1132 Metern und damit eine der reizvollsten Landschaften der Ostalpen, den altsalzburgischen Lungau. Von drei Seiten her öffnen sich seine Täler, von den Tauern herabsteigend, zwischen reichbewaldeten Bergzügen nach der Talsohle der obern Mur, sodaß deren Talweg den einzigen bequemen Ausgang nach Osten bildet. Seit dem Aufhören des großen nordsüdlichen Durchgangsverkehrs mit der Eröffnung der Semmeringbahn in ein behagliches Stillleben zurückgesunken, haben die Ortschaften des Lungaus noch vieles aus alter Zeit bewahrt. Seit einigen Jahren stehn sie durch eine Schmalspurbahn wieder mit der Außenwelt in bequemerer Verbindung; sie geht von Mauterndorf aus und folgt dem Laufe der Mur von Tamsweg ab über Murau, also dem längern, aber in seinen Steigungsverhältnissen günstigern östlichen Straßenzuge, der sich bei Mauterndorf von der kürzern aber schwierigern westlichen Linie abzweigt. Ein römischer Meilenstein auf der Strecke zwischen Mauterndorf und Tamsweg meldet, daß der Kaiser Septimius Severus die vor Alter zusammengefallnen Steine (miliaria vetustate collapsa) im Jahre 201 n. Chr. wiederhergestellt habe.

Da, wo die Lungaubahn die Station Teufenbach erreicht, liegt die Sohle des breiten, waldreichen Murtals nur noch in 744 Metern Seehöhe. Von hier zweigt die Straße nach dem Süden ab, denn hier bieten die Kärntner Tauern eine Einsattlung von nur 888 Metern Seehöhe, die allerdings die Straße in kurzem, steilem Anstieg erklimmen muß, während die Murtalbahn, mit der sich die Lungaubahn erst bei Unzmarkt vereinigt, von dort aus auf dem Höhenrande des rechten Ufers langsamer bergan steigt. Die Paßhöhe bildet die Wasserscheide zwischen der Mur und der Drau, die ältere Grenze zwischen Steiermark und Kärnten. Jenseits tritt die rasche Olsa bei Neumarkt in ein Engtal ein; am nördlichen Eingange liegt Neumarkt, wahrscheinlich das antike Noreja, der Hauptsitz des norischen Eisenbergbaus, die Stelle, wo 113 v. Chr. die Römer zuerst den Cimbern entgegentraten. Ein in der Nähe gefundner Meilenstein berechnet die Entfernung von Virunum aus. Den Südausgang des Passes bewachte das Schloß Dürrenstein hoch oben auf der östlichen Talwand; dann treten Straße und Eisenbahn in das breite, von Waldbergen umrahmte Tal der Metnitz ein. Da, wo diese die Olsa aufnimmt, liegt auf dem westlichen Ufer Friesach. Ein seltsam mittelalterliches Bild, ein Salzburg im

kleinen; denn so ungefähr mag die spätere Barockstadt Salzburg im Mittelalter ausgesehen haben: jenseits der schmalen Metnitz eine kleine Stadt (von nur 1500 Einwohnern), umgeben von hoher, starker Zinnenmauer hinter einem tiefen und breiten Wallgraben, dessen Quellwasser aber so klar ist, daß hier seit alter Zeit Forellen (Saiblinge) gezüchtet werden, im Rücken gelehnt an drei isolierte, steile, bewaldete Hügel mit ragenden Türmen, Mauern und Kirchen, im Norden von einer etwas weiter abliegenden vierten Höhe beherrscht; drinnen eine Anzahl unregelmäßiger enger Gassen zwischen meist ansehnlichen Häusern unter hohen Dächern um einen großen, langgestreckten Markt mit einem schönen figurenreichen Renaissancebrunnen (von 1563) und einem stattlichen Rathause, an dessen Wand eine römische Doppelbüste eingemauert ist. Dazwischen erheben sich große Kirchen und Klostergebäude aus romanischer Zeit, zum Teil aber in gotischem Umbau: nicht weit vom Markte die Stifts- und Pfarrkirche zu St. Bartholomäi, deren Längsschiff und südlicher Turm noch romanische Formen zeigen, und neben der bis 1845 die kleine runde romanische Michaelskapelle stand, dahinter die Propstei und das Kanonikat des alten Kollegiatstifts, vor der Mauer im Norden die turmlose Dominikanerkirche mit hohem romanischem Mittelschiff aus dem dreizehnten Jahrhundert und das anstoßende Kloster, das jetzt Dominikanerinnen von Lienz inne haben, ganz im Westen am Fuße des mittlern Hügels der Rest der ältesten Dominikanerniederlassung auf deutschem Boden (1217), die Heiligenblutkirche. Hoch darüber ragen noch, von Fichten beschattet, die zertrümmerten Türme und Mauern des Roten Turms, links davon im Süden auf rundem Hügel, inmitten eines grünen Parks, die Ruine der Virgiliuskirche, die Herzog Engelbrecht von Kärnten 1131 dem Bischof Virgil von Salzburg zu Ehren gebaut hatte. Beide Hügel bildeten Teile der Stadtbefestigung, doch die eigentliche Zitadelle von Friesach, der Hohensalzburg vergleichbar, war der Petersberg an der Nordwestecke der Stadt, ein von Nord nach Süd langgestreckter, schmaler, nach allen Seiten in waldbedeckten Abhängen schroff abfallender Hügel. Am äußersten Südende hoch über der Stadt thront, von starken Mauern und romanischen Türmen umgeben, die kleine, in ihrem Kerne romanische Peterskirche, die urkundlich schon 1115 erwähnt wird, noch mit der flachen Holzdecke des ursprünglichen Baues; doch das schmale Plateau nehmen die Ruinen einer ansehnlichen, schon 1073 angelegten, um 1130 verstärkten und verschönerten Burg ein, heute ein Gewirr von halb im Schutt begrabnen Mauern, Gängen und Höfen, in denen arme Leute kärglich hausen und ihr Gemüse bauen, von Buschwerk überwuchert, hier und da von ein paar prächtigen Nußbäumen beschattet. Hoch über dem allen steigt auf der Westseite der mächtige romanische Hauptturm (Berchfrit, Donjon) in sechs Stockwerken auf; jetzt sind Dach und Böden eingestürzt, und nur von unten kann man die leidlich erhaltnen Wandmalereien der Burgkapelle im vierten Stock betrachten. Von dem Palas steht nur noch die innere Mauer mit einer Reihe romanischer Doppelfenster. Aber auch die Zeiten der Gotik und der Renaissance haben hier noch gebaut; der Gotik gehören u. a. zwei Halbtürme an den Langseiten, der Renaissance ein ansehnliches Gebäude mit Säulengalerien nach dem Hofe zu

an. Die Ruinen auf dem tiefer liegenden breitern Plateau am Nordende des Hügels sind die Reste des Schlosses Lavant, eines Baues aus dem Ende des Mittelalters und der Renaissancezeit, wo die Bischöfe von Lavant, die meist zugleich salzburgische Vizedome von Friesach waren, zu wohnen pflegten. Von der Höhe des Petersberges aus übersieht man das weite fruchtbare Metnitztal mit den dunkeln Waldbergen der Ostseite, hinter denen noch heute wie in der Römerzeit um Zeltschach und Hüttenberg der Eisenbergbau blüht, und wo drei Viertel des gesamten in Kärnten produzierten Eisens gewonnen werden; man schaut hinunter auf die malerische Stadt, auf das neue Lavanter Schloß, den Sitz der Verwalter der Herrschaft Lavant, und hinüber nach dem Geiersberge im Norden, auf dem inmitten der Reste eines dreifachen Mauerrings aus Gärten heraus ein viereckiger Streitturm aus dem zwölften Jahrhundert mit einer Renaissancekapelle der heiligen Anna ragt, der Schutzpatronin des Bergbaus. Ehemals war der Geiersberg wahrscheinlich mit den Festungswerken der Stadt verbunden, die ursprünglich sicherlich das Dominikanerkloster mit einschlossen und erst später enger gezogen wurden.

So zahlreiche und mannigfaltige Baudenkmäler verraten eine bedeutende Geschichte. In der Tat war Friesach auch in dieser Beziehung ein verkleinertes Abbild von Salzburg. Es war ein geistlicher Mittelpunkt als Sitz ansehnlicher Kirchen und Klöster, es war seit 1042 das Verwaltungszentrum der erzbischöflichen Herrschaft Friesach, die im Osten das große Hüttenberger Revier bis an die Seetaler Alpen umfaßte, im Westen die Täler der Gurk und der Metnitz bis über Gurk und Metnitz hinaus einschloß, im Süden bis an das Krapfeld, im Norden bis an die jetzige steirisch-kärntische Grenze reichte, im ganzen ein Gebiet von etwa zehn Quadratmeilen. Es war weiter ein wirtschaftlicher Mittelpunkt für den Verkehr zwischen dem Norden und dem Süden und für den heimischen Bergbau auf Eisen und Silber, an dessen ehemalige größere Ausdehnung noch zahlreiche Schlackenhalden und verbrochne Stollen an der Ostseite des Metnitztales erinnern. Der Ertrag an Silber (aus den Gruben bei Zeltschach) war im Mittelalter so bedeutend, daß Friesach die wichtigste Münzstätte wurde, wo auch die Patriarchen von Aquileja und die Herzöge von Österreich prägen ließen, und daß die Friesacher „Silberpfennige," von denen sechzig auf einen Gulden gingen, die Carantani, ein wichtiges Zahlmittel für den Verkehr mit Oberitalien waren. Daß Friesach 1016 mit dem Münzrecht auch das Markt- und Zollrecht empfing, hat neben seiner Lage an dieser großen Linie, an der „Eisenstraße," seine Verkehrsbedeutung begründet, die in der Kreuzzugszeit, als Venedig seit 1204 der Mittelpunkt des Levantehandels wurde, ihre Höhe erreichte. Hier vorüber gingen das Eisen und das Salz der Ostalpen nach dem Süden, die Boden- und Gewerbeprodukte der Mittelmeerländer nach dem Norden. Hier bestand schon 1038 ein Hospital, dessen kleine Kirche zu den zwölf Aposteln, jetzt in ein Theater umgewandelt, noch heute steht; hier gründete Erzbischof Konrad um 1130 ein andres für Reisende; hier hatte der Deutsche Ritterorden schon um 1230 eine Niederlassung mit Hospital, und sie existiert in verwandelter Form noch heute als Krankenhaus desselben Ordens.

Es iſt begreiflich, daß dieſe „Eiſenſtraße“ zuweilen auch zur Kaiſerſtraße wurde. Sie zog Heinrich der Vierte, als er im April 1077 von Aquileja aus nach Deutſchland zurückkehrte; um Mitte Mai 1149 verweilte König Konrad der Dritte, von ſeinem unglücklichen Kreuzzuge über Aquileja heimreiſend, in Frieſach, hier hielt Kaiſer Friedrich Barbaroſſa im März 1170 einen Hoftag, um die durch den Streit mit dem Erzbiſchof Adalbert verwirrten Verhältniſſe der Salzburger Kirche zu ordnen. Auch ſonſt fanden hier oft größere Verſammlungen ſtatt: 1161 eine Synode für die Salzburger Erzdiözeſe, 1217 ein glänzendes Turnier, das der abenteuerliche Minneſänger Ulrich von Lichtenſtein, der Herr des hohen Schloſſes Frauenburg bei Unzmarkt im Murtale, weitläufig beſchrieben hat, noch 1470 ein kärntiſch-ſteiriſcher Geſamtlandtag wegen des Türkenkriegs. Auch in wirtſchaftlicher Beziehung griffen die Landesherren noch ſpäter in die Geſchicke Frieſachs ein. Kaiſer Friedrich der Dritte gab der Stadt 1458 den freien Handel mit dem Eiſen von Hüttenberg und die Eiſenniederlage für Kärnten, Erzbiſchof Leonhard wies 1498 die allzu einflußreich gewordnen Juden aus, deren Stellung an dieſer Straße ſchon der Name und das Emporkommen Judenburgs beweiſt. Ein ſo wertvoller wirtſchaftlicher Mittelpunkt mußte im Mittelalter auch militäriſch geſchützt werden. Schon 1073 wurde deshalb Frieſach befeſtigt, wahrſcheinlich auch die Burg auf dem Petersberge errichtet, 1134 die jetzt noch vorhandne Mauer erbaut, 1519 alle Werke wiederhergeſtellt. Freilich brachte dieſe militäriſche Bedeutung auch ſchweres Ungemach über die Stadt. Seit 1090 iſt Frieſach in jedem Jahrhundert wenigſtens einmal belagert und oft auch nach hartem Kampfe genommen worden; 1478 erſchienen ſogar die Türken vor Frieſach, und noch häufiger als von Belagerungen iſt es von Feuersbrünſten verheert worden, ſodaß es an ältern Häuſern nur wenig aufzuweiſen hat. Trotzdem erhielt ſich die Verkehrsbedeutung der Stadt auch in der neuern Zeit. Sie war deshalb auch für fürſtliche Reiſende eine beliebte Raſtſtätte, ſo für Maria Anna von Spanien, die Braut Ferdinands des Dritten 1631, für Kaiſer Leopold den Erſten 1660, für ſeine Gemahlin Kaiſerin Margareta (von Spanien) 1666, und ſie ſah im Frühjahr 1797 zum erſtenmal große moderne Heerzüge, als die Öſterreicher vor Bonaparte zurückwichen, und die ſiegreichen Franzoſen bis Judenburg vordrangen.

Da, wo das ſalzburgiſche Gebiet im Süden abſchloß und die Metnitz von der Gurk aufgenommen wird, die Römer aber im Tale bei Treibach die Poſtſtation Matucaium hatten, ragen links, öſtlich von der Straße auf langgeſtreckter Höhe graue Mauern und ein ſtarker viereckiger Turm am Südende, Reſte der ſalzburgiſchen Grenzburg Altenhofen, die 1307 erbaut wurde. Sie beherrſchte das Krapfeld (Grabfeld), eine weite, teils wellige, teils ganz flache fruchtbare Ebne am öſtlichen Ufer der vielgewundnen Gurk. Sie durchſchneidend wendet ſich die Straße ſüdweſtlich nach St. Veit, wo ſie die Glan erreicht; die Eiſenbahn verläßt erſt bei Launsdorf die Gurk und biegt dann ſcharf weſtlich zur Glan hinüber. Wir ſind im alten Herzlande Kärntens, einer maleriſchen, anmutigen, abwechſlungsreichen Mittelgebirgslandſchaft. Angeſichts der fernen blauen Kette der Karawanken erheben ſich aus dem welligen Lande zahlreiche

isolierte, bald höhere, bald niedrigere, meist bewaldete Gipfel: im Osten der Glan der spitze Kegel, der das stolze, in seinen Grundlagen römische, lange salzburgische Schloß Hoch-Osterwitz trägt, südlich davon die hohe, oben abgeflachte Pyramide des Magdalenen- oder Helenenbergs mit seiner kleinen Wallfahrtskirche, dann der flachere, bewaldete Töltschacher Berg, gegenüber am westlichen Ufer der Glan der dreigipflige Ulrichsberg. Die wellige Ebne am Westhange des Töltschacher Berges, die sich dann in raschem, jetzt bewaldetem Abfall nach dem breiten Glantale hinuntersenkt, heißt seit alter Zeit das Zollfeld, und hier lag die bedeutendste Römerstadt Noricums, Virunum, die sich in einer Ausdehnung von etwa 3200 zu 1125 Metern zwischen Arndorf im Süden und der Kapelle St. Michael im Zollfeld im Norden hinzog. Was hier gelegentlich zutage gekommen ist, findet man größtenteils in dem schönen Landesmuseum zu Klagenfurt; über der Erde ist an Ort und Stelle von der alten Stadt, die einst in einer großen Feuersbrunst zugrunde ging, fast nichts mehr vorhanden, außer einer Anzahl römischer Inschriftsteine an den Wänden der kleinen, einsam im Felde stehenden Antoniuskapelle in der Nähe des Gasthauses „Zum Zollfeld," dem sogenannten Prunnerkreuz von 1693, die der Stifter, Joh. Dominik Prunner, hier hat einmauern lassen; aber wenn im Frühjahr über dem Grabe der untergegangnen Stadt die Saat aufsprießt, dann treten die Linien der alten Gassen und Mauerzüge in dem schwächern Bestande und der falben Färbung des jungen Grüns deutlich hervor, und der weithin umschauende Helenenberg im Nordosten der Stadt trägt um die Kirche noch antikes Mauerwerk, wahrscheinlich die Reste einer römischen Befestigung zur Beobachtung der Straße. Und ob auch der Name Virunum völlig verscholl, die Überlieferung, daß hier einst eine bedeutende Römerstadt gestanden habe, hat sich immer erhalten, und später hat die slawische wie die deutsche Besiedlung doch an diese Stätte angeknüpft. Kaum eine Viertelstunde (einen Kilometer) vom Südrande der antiken Stadt entfernt erhebt sich auf einem flachen, teilweise bewaldeten Hügel inmitten eines kleinen ummauerten Friedhofs und stattlicher Bauerngüter eine große zweitürmige Kirche, ein hochgewölbter, dreischiffiger gotischer Bau mit Querschiff und steilem Dach, auf Stundenweite in der ganzen Gegend sichtbar. Das ist die älteste mittelalterliche Kirche Kärntens, Maria Saal (S. Maria in Solio, S. Maria in Zol, S. Maria ad Carantanam, slowenisch Gospa sveta, d. i. heilige Herrin), die der salzburgische Landbischof Modestus um 700 auf die Bitte des Slawenherzogs Cheitmar errichtete. Von dem alten romanischen Bau ist nur noch der südliche Turm mit seinen kleinen Rundbogenfenstern übrig. Nach dieser Kirche nennen die Slowenen noch heute das Zollfeld Gospa sveta polje. Auch für sie war dieses ein Mittelpunkt. An der alten Straße südwestlich von Virunum steht noch der Herzogsstuhl, der aus römischen Werkstücken roh zurechtgemacht ist und ihrem Herzog noch in deutscher Zeit als Thronsessel diente, wenn er die Huldigung seiner getreuen Untertanen im freien Felde empfing, um sich dann in der Kirche Maria Saal den Segen zu holen; gegenüber aber, auf der westlichen Seite der Glan trug ein flacher Hügel die älteste Herzogsburg, die Karnburg (Carantana), später, im neunten und im zehnten Jahrhundert eine

Königspfalz. Von Virunum aus verzweigten sich die Straßen ins Drautal nach Ost und West. Die westliche ging nach dem Nordufer des herrlichen Wörther Sees und an diesem entlang, wo bei Krumpendorf ein Meilenstein aus der Zeit des Septimius Severus die Entfernung von Virunum auf 15 m. p. (22,5 Kilometer) angibt, und mündete bei Villach (Santicum) in die ostwestliche Straße im Drautale. Die Richtung der heutigen Eisenbahn Klagenfurt-Villach beruht auf einer Verdrückung jener Linie nach Süden, eine Folge des Emporkommens von Klagenfurt, das an der Furt der Klage (d. i. Glan) erst seit dem dreizehnten Jahrhundert hervortritt, 1268 mit Marktrecht und Burg als salzburgisches Lehen an den Herzog von Kärnten gegeben wurde und so erst im sechzehnten Jahrhundert an Stelle des ältern St. Veit zur Landeshauptstadt geworden ist.

Die Lebensschicksale eines geisteskranken Fürsten

zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges

(Schluß)

Nun beginnt die anderthalbjährige strenge, geheime und mit unerhörter geistiger Folter verknüpfte Haft, aus der nur der Tod den unglücklichen Fürsten erlösen sollte.

Gleichsam zur Rechtfertigung dieser Maßnahme wurde zunächst eine Durchsuchung der, abgesehen von dem aus neununddreißig Pferden bestehenden Marstall, sehr dürftigen Fahrnis Johann Friedrichs in Ichtershausen, Tambuchshof, Reinhardsbrunnen und Georgenthal vorgenommen, alles Verdächtige beschlagnahmt und die meist aus gutem Grunde sehr zurückhaltenden Zeugen seines Treibens verhört. Zugleich erschienen zwei Rechtsgelehrte, Rudolf von Dieskau und Friedrich von Kospoth, sowie drei Theologen, der Generalsuperintendent Cromayer aus Weimar und die Professoren Major und Gerhardt aus Jena, zu einer Vernehmung des Herzogs selbst. Die Rechtsgelehrten scheinen mit Rücksicht auf die geistige Verfassung des hohen Inkulpaten ihr undankbares Amt sehr bald aufgegeben zu haben. Mit um so größerer Hingebung und Ausdauer bemühte sich von nun an aber die Geistlichkeit um den unglücklichen Fürsten, indem sie ihn auszuforschen, zum wahren Glauben zurückzuführen und den Teufel aus ihm auszutreiben versuchte.

Mit besondrer Sorgfalt waren der Herzog Wilhelm und seine Brüder bestrebt, zu verhindern, daß von seiner Inhaftierung und ihren Gründen, die nach den damaligen Ehrbegriffen als ein Schimpf für das ganze Haus Sachsen empfunden wurden, das Geringste nach außen dringe. Der Kerker der „hoch angefochtnen fürstlichen Person," wie der Herzog zu größerer Geheimhaltung unter Weglassung seines Namens von jetzt ab bezeichnet wurde, bestand aus zwei starkmaurigen und gewölbten Räumen, die durch eine geschlossen gehaltne Tür und ein offnes Loch verbunden waren. Das hintere Gemach war für

den Fürsten, das vordere für die aller vierundzwanzig Stunden abgelösten drei Wärter bestimmt. Eine zwölf Mann starke Wache lag dann noch im Außentore. Für Wärter und Wache war in dem Stile der damaligen Zeit eine umständliche, alles bis in die nebensächlichsten Einzelheiten regelnde schriftliche Instruktion erlassen, die von allen Beteiligten beschworen, allmonatlich vorgelesen und wieder eingeschärft werden mußte. In dieser Instruktion war allen neben unbedingter Verschwiegenheit die sorgsamste körperliche Pflege und möglichste Schonung der fürstlichen Person zur Pflicht gemacht, im Notfall aber erlaubt, sie zu fesseln. Für den Fall, daß ein Entweichen nicht anders verhindert werden könne, war das Leben des Gefangnen in die Hände seiner Wächter gelegt.

Von der Ermächtigung der Fesselung wurde schon nach wenig Tagen Gebrauch gemacht, da sich Johann Friedrich der Abnahme seines langen Haares mit aller Gewalt widersetzte, mit seinem Schemel ein Loch in die Mauer, und als man ihm den Schemel weggenommen und durch einen steinernen Sitz ersetzt hatte, mit seinem elfenbeinernen Kamm ein dreiviertel Ellen tiefes Loch durch den Estricht bis auf das Gewölbe hineingearbeitet hatte, die Speisen, von denen er nur wenig nahm, zusammenrührte oder verunreinigte, mit Kannen und Tellern um sich warf und in unbändiger Weise tobte. Welche ungewöhnliche körperliche Kraft Johann Friedrich hatte, geht daraus hervor, daß es ihm wiederholt gelang, die sicher sorgfältig gearbeiteten Ketten seines Geschmeides zu zerreißen und mit der Hand Steine aus der Mauer herauszubrechen. Schließlich mußte Johann Friedrich sogar an die Wand angeschlossen werden, weil die Personen, die sich in sein Gemach begaben, besonders die Geistlichen, trotz seiner Fesselung ihres Lebens nicht sicher waren.

Sei es, daß die Verpflegung des Herzogs und der Wachmannschaft in dem entlegnen Oldisleben während des Winters zu große Schwierigkeiten bereitete, sei es, daß man sich vor fremden Truppen nicht genug gesichert fühlte, oder daß der Kurfürst, dem man über den Verlauf der Angelegenheit fortdauernd durch besondre Abgesandte Bericht erstattete, seinen Rat, Johann Friedrich in Weimar zu kustodieren, dringlicher wiederholte: man beschloß, den Herzog in der Nacht vom 1. zum 2. November 1627 nach Weimar bringen zu lassen, wo man den zweiten Stock der schon damals zu einem Kornhaus umgebauten Kirche des ehemaligen Franziskanerklosters in eine Kustodie umgewandelt hatte. Diese Kustodie war in ähnlicher Weise beschaffen wie die in Oldisleben. Sie scheint jedoch nur ungenügend durch eine Öffnung von oben erleuchtet gewesen zu sein, da erwähnt wird, daß die Wärter bei den Mahlzeiten ein Licht vor das Gitter halten und acht geben sollten, daß es nicht in den Kerker hineinfalle. Neben dem Gemach lag ein Raum für die Wärter im Dienste. Beide Räume waren durch ein Loch verbunden. Wahrscheinlich war das Gemach des Herzogs oder das Wärterzimmer daneben mit kirchlichem Inventar, Altar und dergleichen, für gottesdienstliche Handlungen ausgestattet. Neben dem Wärterzimmer lag eine Kammer für einen Teil der Wachmannschaft. Eine Treppe führte zu einer Galerie — wohl eine Art Diele — hinunter, die zum Aufenthalt des Restes der Wachmannschaft diente, und an die der Raum für den Wachtkommandanten sowie noch ein kleines Wachstübchen nahe dem Ausgang anstieß. Die Räume

waren untereinander mit Klingelzügen verbunden und meist mit doppelten Türen versehen. Die Instruktion für Wärter und Wachmannschaft war ungefähr dieselbe wie in Oldisleben.

Wie in Oldisleben so wurde auch in Weimar vor allem darauf Bedacht genommen, daß dem unglücklichen Fürsten geistlicher Zuspruch in reichem Maße zuteil werde. Es ist interessant, zu verfolgen, wie sich in dem Geistesleben der Völker die einzelnen Zweige der Wissenschaft in der Vorherrschaft ablösen. Während die neueste Zeit zweifellos unter dem Zeichen der Naturwissenschaften steht, die ihre Betrachtungsweise besonders auch der Philosophie aufzunötigen suchen, herrschte im letzten Drittel des vergangnen Jahrhunderts die Jurisprudenz vor, gegen deren Übergriffe sich die Technik neuerdings noch zu verteidigen hat. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts dominierte die Philosophie. In den vorausgehenden Jahrhunderten aber überwog bei weitem die Theologie, deren Vertreter ihren Einfluß bedeutend über das ihr zukommende Gebiet hinaus erstreckten und zum Beispiel der Jurisprudenz das Eherecht und einen Teil des Strafrechts, der Medizin aber besonders die Behandlung der geistig Erkrankten abwendig machte, wie ja die katholische Kirche, wo sie kann, auch jetzt noch diese beiden letzten Gebiete beansprucht. So sehen wir denn in der Kustodie des irrsinnigen Johann Friedrichs keine Ärzte, sondern ausschließlich Geistliche.

Es ist nunmehr an der Zeit, es auszusprechen, daß der unglückliche Fürst wahrscheinlich schon zur Zeit des Beginns seines Aufenthalts in Ichtershausen, jedenfalls aber schon zur Zeit des unliebsamen Vorfalls am dänischen Hofe geistig nicht mehr normal war. Die ihm eigne Schwermut, der Hang zur Einsamkeit, die außergewöhnliche Reizbarkeit, die Neigung, die Nacht zum Tage zu verkehren, die Sinnlosigkeit seiner Auszüge und die alles Maß überschreitenden Wutausbrüche, die bei seinen Inhaftierungen immer erst einige Zeit nach der Festnahme ihren Höhepunkt erreichten, die krampfartigen Zustände, die in dem Kerker zu Oldisleben an ihm beobachtet wurden, lassen keinen Zweifel darüber, daß der Herzog an einer geistigen Krankheit (vielleicht Paranoia) litt. Er selbst führte bei seinen Vernehmungen seinen unglücklichen Zustand wiederholt darauf zurück, daß sein Vater vor seiner Geburt besonders kränklich und galligen Bluts gewesen sei. Er berief sich also gleichsam selbst auf seine erbliche Belastung. Ja einmal vergaß er sich so weit, daß er behauptete, der Teufel habe ihn an seines Vaters Stelle erzeugt. Tilly nennt ihn direkt einen mauvais fou, einen gemeingefährlichen Irren, und auch in dem Schriftenwechsel zwischen seinen Brüdern und dem Kurfürsten, in den Instruktionen der Wachmannschaften sowie in dem Entwurf einer in den Kirchen zu verlesenden Fürbitte, deren Anordnung man erwog, finden sich mancherlei Wendungen, die darauf hindeuten, daß man Johann Friedrich für wahnsinnig hielt.

Diesen Kranken nahmen nun die Geistlichen in ihre Behandlung, indem sie nicht nur bei dem Aufstehn und dem Zubettgehn, sowie vor und nach den Mahlzeiten die geordneten Gebete sprachen und jeden Tag vor ihm eine Predigt hielten, der dann noch eine Konferenz über den Inhalt der Predigt folgte, sondern auch, sobald der Herzog unruhig wurde oder gar tobte, Vorlesungen aus Andachtbüchern veranstalteten und Choräle und Kirchenlieder anstimmten.

Wenn der Herzog einen Anfall hatte, ohne daß ein Geistlicher alsbald zur Hand war, hatte die Wachmannschaft den Befehl, bestimmte Lieder für sich abzusingen. Als besonders heilkräftig erachtete man das Lied „Gott, der Vater, wohn uns bei“ (Nr. 131 des neuen Weimarischen Gesangbuchs), dessen erster Vers von Luther herrührt, und in dem dreimal um Abwehr des Satans gebeten wird. Man übersah dabei freilich, daß sich gerade bei diesen Stellen die Wutausbrüche des Herzogs noch zu steigern pflegten. Und man fuhr mit diesen geistlichen Übungen mit um so größerer Ausdauer und Hartnäckigkeit fort, je üblere Folgen durch diese fortwährende Reizung des Herzogs im Verein mit der Kerkerluft, der Bewegungslosigkeit und der Beschwerung durch die Fesseln gezeitigt werden mußten.

Am ehesten entfernten sich die beiden Professoren Major und Gerhardt aus Jena. Etwas länger blieb der Generalsuperintendent Kromayer aus Weimar. An dessen Stelle trat bis zum 27. Juni 1627 der Archidiakonus Grauchenberg aus Weimar, den der Hofprediger Magister Henselmann ablöste, bis schließlich der Pestilenzprediger Rinder zum ständigen Pastor der Kustodie ernannt wurde. Auf der Fahrt von Oldisleben nach Weimar geleitete den Herzog der Professor der Theologie Himmel aus Jena. Auch noch andre Theologen, zum Beispiel der Hofprediger Magister Lippach aus Weimar, scheinen ihr Glück an ihm versucht zu haben. Die Geistlichen und die Wachhabenden waren beauftragt, über ihre Wahrnehmungen in der Kustodie fortlaufend Bericht zu erstatten, und es ist uns ein die Zeit vom 30. Mai bis zum 7. August umfassender Auszug aus diesen Berichten überliefert, der ein ziemlich anschauliches Bild über die Vorgänge in der Kustodie bietet.

Ganz besonders hatten danach die Wachhabenden auch darauf zu achten, ob sie nicht Anzeichen eines fortdauernden Verkehrs des Herzogs mit dem Teufel entdecken könnten. Es ist kaum glaublich, was alles der Aberglaube der doch über dem Durchschnitt der damaligen Bildung stehenden Männer in dieser Beziehung registrierte. Jedes Selbstgespräch, jede Geste des Herzogs wurde als verdächtig betrachtet. Wenn er mit dem Mantel eine Hummel zum Fenster hinausjagte, sollte er den bösen Geistern Zeichen gegeben haben. Wenn er mit seinem geschärften Gehör, wie solches bei Kranken und Gefangnen häufig beobachtet wird, durch die Mauern hindurch hörte, daß ein Reiter entsandt wurde, sah man darin eine höchst bedenkliche Erscheinung. Als in der Nacht vom 22. zum 23. Juni 1627 ein besonders starker Donnerschlag über dem Kloster zu Oldisleben gehört wurde — Archidiakonus Grauchenberg beteuert, sein Lebtag lang keinen solchen gehört zu haben: es sei gewesen, als ob ein groß Stück auf das Kloster abgeschossen worden und seien die Schiefer von den Dächern geflogen —, sah man darin eine Folge davon, daß der Herzog kurz zuvor gesagt hatte, er fürchte sich nicht vor dem Tode, und wenn es donnere, lache er. Ja offenbare Sinnestäuschungen erweckte das Bestreben der Wärter, Ungewöhnliches in der Umgebung des Herzogs zu bemerken. So wollen sie wiederholt in der Nacht ein seltsames Pochen, Zischen und Blöken in und außerhalb des Kerkers gehört haben und von den bösen Geistern auch selbst öfters vexiert worden sein. Hier und da sind in dem Berichtauszug die an den

Herzog gestellten Fragen sowie die von ihm gegebnen Antworten im Wortlaut wiedergegeben. Es starrt uns aus diesen Verhören die ganze heimtückische und verlogne Praxis des Hexenprozesses entgegen, die durch hinterlistige Kniffe und schamlose Verdrehungen jedes in ihre Hand gegebne Opfer, sogar das unschuldigste, auch ohne Folter schließlich doch der ihm zur Last gelegten, meist objektiv unmöglichen Handlungen zu überführen verstand. Daneben lassen die Niederschriften entnehmen, daß der Herzog trotz seiner zeitweise eintretenden geistigen Umnachtung, seiner hoffnungslosen Lage und seiner Verzweiflung, wobei er oft in erschütternde Klagen und Vorwürfe ausbrach, doch eines gewissen Humors nicht entbehrte, der sich namentlich in einer meist freilich überaus zynischen Verhöhnung seiner Seelsorger, in spöttischen Zwischenrufen und Antworten während der Predigten und der Konferenzen Luft machte. Bei diesen Gelegenheiten ist Witz und Logik oft mehr bei dem wahnsinnigen und sonst so abergläubischen Herzoge, Beschränktheit und Widersinn bei den gelehrten und approbierten Magistern, Professoren und Doktoren, und es ergeben sich daraus Szenen von einer so grotesken Komik, daß sie der Phantasie Shakespeares durchaus würdig gewesen wären. Aus den hier zum erstenmal benutzten Aufzeichnungen sei der Verlauf einer der täglichen Konferenzen rekonstruiert, wobei allerdings namentlich insofern einige Freiheit walten möge, als Äußerungen, die als an verschiednen Tagen gefallen berichtet sind, im Zusammenhang aneinandergereiht werden.

Hofprediger Magister Henselmann aus Weimar: Ist Eurer Fürstlichen Gnaden genehm, eine erbauliche und gottgefällige Unterredung zu pflegen?

Princeps: Solch Gespräche wird zwar zu nicht viel nütze, wohl eher ganz vergeblich sein. Immerhin dienet es vielleicht, die Zeit zu vertreiben. Und weilen Ihr doch nun bald nach Weimar zum Hohenpriester Cromeyer werdet gefordert werden, müsset Ihr berichten können, daß Ihr Euer schwarzes Schäflein auf Eurer Gottesgelahrtheit Wiese mit Eifer geweidet.

H.: O Herr, denket an den Spruch, der da aufgezeichnet stehet Lukas im 15. Kapitel: „Es ist Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße tuet."

P.: Ei freilich, das ist wohl ein feiner Spruch, aber er dienet nicht zum Braten.

H.: Gehet in Euch, Herr, wachet auf!

P.: O, ich bin längst aufgewacht, habe sogar die Nacht herzlich schlecht geschlafen.

H.: Ja, Eure Gnaden haben heut Nacht übel gehauset, sind oftmals vom Lager aufgestanden, haben in alle Ecken gebrömmelt, mit Händen und Haupt gewinket, wie man einem Menschen winket, zum Fenster hinaus geredet, das Haar vom Ohr gestrichen, den Kopf an die Mauer gerecket, mit Fleiß gehorchet, bald laut gelacht, bald sauer gesehen und allerlei seltsame Charakteres gemachet. Mit wem haben Eure Gnaden also Zwiesprache gehalten?

P.: Siehe, siehe, das hat alles der Caspar Schlevoigt gebätzet, das ist mir ein feiner Gesell.

H.: Euer Gnaden haben auch gescholten und gesagt: „Ihr leuget, ihr leuget, ihr Kujone, ihr versprachet mich in dreien Tagen los zu machen, und nun ist es schon eine Nacht darüber."

P.: Wenn Ihr also in Fesseln läget wie ich, führtet Ihr nicht auch lautes Klagen und Jammern?

H.: Euer Gnaden haben doch gesagt „ihr Kujone," müsset also mit zween Geistern oder mehr gesprochen haben.

P. (lacht): Ja ja, es waren ja zween da.

H.: Zween böse Geister?

P.: Ach nein, es waren zween ganz gute Kerle. Kochen ganz leidlich nach guter Würze. Kamen gar nicht mit Pech und Schwefel. Sehet, Henselmann, grade hier, wo Ihr sitzet, sind sie durch die Mauer geschlüpfet.

H.: Ihr habet aber auch gerufen: „Hermann, Hermann, Hippokras!"

P.: So so, heißet der Teufel Hermann und Hippokras?

H.: Und daß Ihr von dreien Tagen geredet, beweiset, daß der Böse Euch drei Tage zuvor schon einmal besuchet.

P.: O Henselmann, hierherein getrauet sich kein Teufel. Dem ist hier zu viel Betens, Singens und Predigens.

H.: Euer Gnaden haben auch einen Zauber bei sich geführet, ein Psalmen mit Blut auf ein Stück Leinen geschrieben.

P.: Ist ein Psalm ein zauberisch Schreiben?

H.: Und ein Alraunwürzlein haben Euer Gnaden gehabt, zum Festmachen.

P.: Narrenspossen, Henselmann, eitel Narrenspossen. In der Natur stecket wohl manch verborgne Kraft, die man der Zauberei zuschreibet. Aber Zauberei ist nicht in der Welt. Ich hab immer ein mitleidig Abscheu gespürt, wenn ich gesehen, daß die Soldaten die Kunst gebrauchet, sich festzumachen.

(Die Narbe am Arm zeigend:)

Sehet da! Bin ich da feste gewesen? Aber hier hat man mich feste gemacht. Wer mich hier losmachte, dem wollt ich über und über geben, daß er genug hätte sein Lebtag lang. Auch dem Teufel würd ich mich verschreiben, wenn er mich frei machte von diesen Ketten, aus diesem Kerker. Aber er ist nicht kommen, Henselmann, er ist nicht kommen.

H.: O, wenn doch Eure Gnaden solch sündig Wesen und Teufelswerk lassen wolltet!

P.: Geschiehet nicht alles, was geschiehet, mit Gottes Willen? Nun sehet, so hat mich Gott selbst verstocket, daß ich also muß reden.

H.: Wollte Gott, daß sich Euer Gnaden wieder zum rechten Glauben kehreten.

P.: Was ist der rechte Glaube? Ich gläube dasselbe, was meine Herren Brüder gläuben.

H.: Nun, was glauben Eurer Gnaden gnädigste Herren Brüder?

P.: Ei, sie gläuben auch, daß gehackt Fleisch besser ist als sauer Kraut.

H.: Herr, so könnet Ihr nicht selig werden.

P.: Haltet Ihr das für einen guten Trost für mich? Aber wo Ihr hinkommt, komme ich wohl auch noch hin. Glaubet Ihr, daß Ihr ewig leben werdet?

H.: Gewißlich glaube ich es.

P.: Was ist der Mensch? Er ist aus Fleisch und Bein, und das vergehet.

H.: Aber seine Seele bleibet leben.

P.: Ja, die Seele. Was ist die Seele? Die Seele ist ein spiritus familiaris. Henselmann, hat auch ein Hund eine Seele, kann auch ein Hund selig werden?

H.: Was sind das für widerwärtige Reden!

P.: Alles, was einen Anfang hat, hat ein Ende, alles, was geschaffen ist, das wird zu nichte. Ex nihilo, nihil fit. Wisset Ihrs anders?

H.: An hundert Sprüchen der Schrift kann ichs anders beweisen.

P.: Die Schrift ist nur ein schön Gedicht, ist auch nur von Menschen geschrieben, und ist kaum hundert Jahr her, daß sie funden worden ist. Und weil alle Menschen lügen, trüget die Schrift auch. Oder glaubet Ihr, daß ein Esel mit menschlicher Sprache geredet, wie geschrieben stehet?

H.: Da es in der Bibel also stehet, muß man es wohl glauben.

P.: Henselmann, Henselmann, seit ich Euch täglich zu mir reden höre, glaube ich es am Ende auch. Aber glaubt Ihr, daß man Wall und Turm mit einer Posaune kann umblasen, wie zu Jericho geschehen sein soll, und daß die Sonne um der Juden willen einen Tag stille gestanden?

H.: Wisset Ihr, daß Ihr ob solcher Rede Feuer und Schwert verdienet?

P.: Ach, Henselmann, ja, man will mir ja auch an Hals und Leben. Was hab ich heut Nacht gesehen, da draußen im Hof? Ein schwarz Gerüst, einen Stuhl und ein breit Schwert ohne Spitze. Henselmann, dahin sollt Ihr mich liefern, mit Euern verfänglichen Fragen. Ich weiß es längst. O, es wird nicht gut werden. Ist aber immer noch besser, als langsam faulen in dieser Gruft. Der Henker einmal ist mir lieber als Ihr alle Tage. Saget es meinen Brüdern, sie sollen nur schnell machen. Sie sollen einen dingen, der hier herein schießt, ganz von ungefähr, wenn ich schlafe.

H.: Eurer Gnaden fürstliche Herren Brüder wollen nicht, daß Ihr also in Sünden dahinfahret.

P.: Ja ja, meine Brüder wollen es vielleicht nicht, aber der alte Koburger, der Johann Kasimir, der listige Fuchs. Bruder Wilhelm läßt sich von ihm foppen und zum Narren machen. Ich habe solch elende Kustodie nicht verdienet.

H.: Eure Gnaden sollten an den Spruch denken: „Wie murren die Leute also. Ein jeglicher murre wider seine Sünde."

P.: Lasset die Fesseln losmachen. Rufet den Leutnant Treiner, daß er sie aufschließe. Ist es erlaubt, einen Fürsten also zu fesseln? Wie? Ihr wollt nicht? Ihr rührt Euch nicht vom Flecke? Daß Euch der Donner und Hagel erschlage! Hermann, Hermann, zerreiße die Ketten! Sprenge das Gewölbe. Herbei, Satanas! Satanas!

H. (hält ihm die Bibel entgegen):

Alle guten Geister
Loben Gott den Herrn.

P. (entreißt ihm die Bibel und wirft damit nach ihm): O du schleichender Jesuiter!

Die Wache singt: „Gott der Herre, wohn uns bei."

P.: Und nun auch ihr noch mit euerm Gequake, ihr traurigen Unken. Habt ihr keine andre Melodei in eurer Kehle? Hippokras, Hippokras, schlag alles zusammen. Hol uns alle miteinander! (Er sinkt auf die steinerne Bank und verhüllt das Haupt mit seinem Mantel.)

Fast ein Jahr währte die Kustodie des Herzogs im Kornhause zu Weimar. Über ihren Verlauf finden sich nur wenig Anhaltspunkte in den Akten. Es ist anzunehmen, daß sich infolge der denkbar verkehrtesten Behandlungsweise, die man dem Herzog zuteil werden ließ, seine Tobsuchtsanfälle immer mehr häuften und steigerten. Es findet sich auch eine Andeutung, daß seine Unreinlichkeit zunahm. Seine Umgebung sah in ihm immer mehr nicht einen Kranken, sondern einen verstockten Besessenen, der sich dem Teufel ganz ergeben hatte, und den dieser dem Einflusse seiner Beichtväter immer mehr entzog, damit ihm nicht die verschriebne Seele noch abspenstig gemacht würde. Das Bestreben war immer mehr darauf gerichtet, ein unumwundnes Eingeständnis des Verkehrs mit dem Teufel zu erlangen. Am 16. Oktober 1628 soll er endlich gestanden haben, sich dem Bösen mit seinem Blute verschrieben zu haben. Am Tage darauf fand man ihn im Kerker tot, schmerzlich gekrümmt und mit dem Gesicht auf dem Boden liegen. In der Seite hatte er eine tiefe Wunde. Allgemein wurde geglaubt, daß ihn der Teufel nach Ablauf der Bundeszeit getötet habe. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er den Tod Wallensteins durch einen Stoß mit der Hellebarde von der Hand eines Wächters erlitten hat. Schon in der Olbislebner Instruktion war verordnet, daß wenn „die

Custodirte Frstl. pehrson, gewaldt üben und mittel zu deren Entkommung fürnehmen würde, soll dasselbe wiederumb mit gewalt abgewendet undt verhuetet werden undt, ehe sie entkommen solte, ehe soll sie durch mittel undt weiß, wie sie können undt mögen, wenn es gleich mit der Frstl. pehrsohn leib- und lebensgefahr geschehe, ergreiffen."

Im Juni 1628 hatte Herzog Wilhelm den Hofprediger Magister David Lippach an den Kurfürsten Johann Georg entsandt, ihm über den Stand der Dinge Vortrag erstatten lassen und um Rat gebeten, was hierin ferner vorzunehmen sei. Die Verhandlung wurde der größern Geheimhaltung wegen mündlich geführt. Magister Lippach erhielt nicht einmal das gewohnte Kreditiv, und es ist nur ein Memorial von ihm erhalten, mit dem er sich bei dem Kurfürsten anmeldet. Auch die kurfürstliche Antwort ist nicht mehr vorhanden. Möglich, daß es sich darum handelte, die Wache zum Waffengebrauch zu ermächtigen, wenn sie den Herzog, auch ohne daß die Gefahr der Flucht vorlag, die ja durch die Einrichtung des Kerkers und die Fesselung ausgeschlossen war — nicht anders zu bändigen vermöchte.

Drei Wochen lang hielten die in Weimar anwesenden Brüder des Herzogs, Wilhelm, Albrecht, Ernst und Bernhard, seinen Tod geheim und berieten sich darüber, was mit der Leiche anzufangen sei. Am 23. Oktober begab sich der Hofprediger Lippach, abermals mit nur mündlicher Instruktion, zum Kurfürsten nach Leipzig. Dieser verlangte aber und erhielt schließlich auch schriftliche Unterlagen, die leider nicht auf uns gekommen sind. Er riet, den Tod, der ja doch nicht unbekannt bleiben werde, amtlich von der Kanzel in der Weise zur Notifikation zu bringen, „als habe sich der custodirte eine Zeithero schwach, krank und unvermügend befunden und seye darüber Todtes verfahren. Es solle der todte Leichnam bis zu anderer bequemern Zeit beigesetzt, der Tod inmittelst aber zu Nachricht notificirt werden" usw.

Auch den Höfen zu Altenburg, Koburg und Eisenach wurde das Ereignis mitgeteilt und ihr Rat eingeholt. Von dem Schriftenwechsel ist nur das Gutachten des Superintendenten Dr. Heinrich Eckard in Altenburg erhalten geblieben. Dieser verblendete Eiferer befürwortete, den Leichnam, „weil ein solches vom Teufel geholtes Monstrum keines Gedenkens wert sei, auch der Teufel sonst leicht Gelegenheit habe, Anderen durch Gespenster zu schaden, ganz insgeheim auf einem entlegnen Fleck Erde einzuscharren."

Was die weimarischen Fürsten endgiltig beschlossen haben, steht nicht fest. Nach einer mündlichen Überlieferung soll die Leiche in einem Gärtchen in der Nähe des Kornhauses der Erde übergeben worden sein. Dieser Überlieferung erinnerte man sich, als dort 1884 ein von den Arbeitern dann leider zerstörtes Gerippe gefunden wurde, in dessen Schädel ein Nagel steckte. Nach einer andern Vermutung liegen die Reste des Herzogs in einem mit Namen nicht bezeichneten Sarge (früher Nr. 13, jetzt Nr. 23), der zuerst in dem Gewölbe unter dem Schlosse zu Weimar beigesetzt und später in die Fürstengruft übergeführt wurde. Der Sarg wurde am 18. August 1827 auf Befehl des Großherzogs Karl August geöffnet. Er enthielt die in einen Hermelinmantel gekleidete Leiche eines jungen Mannes.

Die Wände des Kerkers und der sonstigen Räume der Kustodie im Kornhause zu Weimar wurden bald darauf niedergelegt. Auch in den Gebäuden des Kammerguts zu Oldisleben ist der dortige Kerker nicht mehr nachzuweisen. Dafür lebt die Erinnerung an das qualvolle Ende des Herzogs im Munde der Bevölkerung fort. Freilich hat sich dabei das Geschichtliche fast ganz verloren. Aus dem wehrhaften Kriegsmann ist — trotz den vom Superintendenten Eckard empfohlnen vorbeugenden Maßnahmen — ein scheues Gespenst geworden, das in der Umgebung des Kornhauses in der Gestalt eines grauen, buckligen Zwergs während der Dämmerung umgeht und besonders denen erscheint, deren Ende herannaht. Noch jetzt wollen ältere Frauen den „löschpapiernen Prinzen," wie er wegen seiner Farbe genannt wird, nicht nur gesehen, sondern sogar mit ihm gesprochen haben.

Herzog Johann Friedrich der Sechste ist der Letzte seines Namens im Sachsen-Ernestinischen Hause. Wie die Namen besonders glücklicher Fürsten von den Nachkommen mit Vorliebe wieder gewählt werden, so scheut man sich vor der Wahl der Namen besonders unglücklicher Fürsten. Zu diesen gehörten die sechs Träger des Namens Johann Friedrich im Hause Sachsen von Johann Friedrich dem Großmütigen an, der in der Schlacht bei Mühlberg die Kurwürde und seine Freiheit verlor, bis zu Johann Friedrich dem Sechsten, der uns als der unglücklichste von allen erscheinen muß.

Die italienische Renaissance eine germanische Schöpfung

Ludwig Woltmann, der Herausgeber der Politisch-anthropologischen Revue und Verfasser einer politischen Anthropologie, hat den Plan einer anthropologischen Kulturgeschichte entworfen, die das, was bei Gobineau und Chamberlain als kühne Intuition erscheint, auf die solide Grundlage der exakten Wissenschaft stellen und nachweisen soll, daß „der Gehalt eines Volkes an blonder Rasse seinen Kulturwert bestimmt." Diesen Plan führt er — nur skizzenhaft, wie er sagt — für Italien aus in dem Buche: Die Germanen und die Renaissance in Italien. Mit mehr als hundert Bildnissen berühmter Italiener. (Thüringische Verlagsanstalt, Leipzig, 1905.) „Italien ist das geeignetste Objekt für eine solche Untersuchung. Seine soziale und seine geistige Geschichte ist gründlich erforscht, und kein Volk Europas ist in seiner anthropologischen Struktur so genau bekannt wie das italienische. Nirgends finden wir auch so zahlreiche und vortreffliche ikonographische Hilfsmittel, und nirgends eine so umfangreiche und ausgezeichnete genealogische und biographische Literatur." Die Renaissance ist nach ihm nicht eine Wiederbelebung der antiken Kultur, obwohl natürlich die von dieser ausgegangnen Anregungen nicht geleugnet

werden können, sondern die Blüte der von den eingewanderten Germanen geschaffnen neuen Kultur. Die ins römische Heer aufgenommnen und die als Kolonen angesiedelten „Barbaren" haben schon in der Kaiserzeit die italische Bevölkerung körperlich so verändert, daß das Militärmaß erhöht werden konnte. Die Ostgoten sind nicht, wie man meint, bis auf den ausgewanderten kleinen Rest vernichtet worden, sondern zu einem großen Teil „als Rasse," d. h. romanisiert, erhalten geblieben. Und nach der reichlichen Langobardeneinwanderung kamen dann noch die allerdings nicht sehr zahlreichen Normannen. Die Römerzüge brachten außerdem Bayern, Schwaben, Sachsen, Franken, von denen nicht wenige in dem schönen Lande blieben. Und da die Einwandrer zugleich Eroberer waren, so sind die herrschenden, die vornehmen Geschlechter Italiens jahrhundertelang Deutsche gewesen. Unzählige mittelalterliche Gemälde und Bildnisse zeigen blonde Haarfarbe — die Augenfarbe ist auf geschwärzten alten Bildern nicht so leicht zu erkennen —, die italienische Sprache zeigt sowohl in ihrer Grammatik wie in ihrem Wortschatz deutlich die Spuren der deutschen Einwirkung, namentlich sehr viele Eigennamen sind teils deutsch, teils nach deutscher Art gebildet (Bevilaqua, Arrivabene, Cimabue nach der Analogie von Schlagintweit, Bleibtreu, Fürchtegott), und mit dem neuen Blut strömte ein neuer Geist, eine neue Seele ein: reineres Geschlechtsleben, ein neues Schönheitsideal, Schöpferkraft. Germanisch waren auch die neuen politischen Bildungen und das Recht, und germanischen Stammes sind die allermeisten Genies gewesen.

Das zuletzt behauptete zu beweisen, ist die Hauptaufgabe des Buchs. Von zweihundert berühmten Männern: Architekten, Bildhauern, Malern, Komponisten, Heiligen, Staatsmännern, Seefahrern, Forschern, Gelehrten, Dichtern wird die körperliche Beschaffenheit beschrieben und die Abstammung ermittelt. Wir finden alle bekannten Namen in dieser Sammlung. Um wenigstens einige Ergebnisse anzuführen, so war Michelangelo, obwohl einer ursprünglich germanischen Familie entstammend, ein Mischling, Leonardo da Vinci sicherlich ein rassenreiner Germane; Tizian und Raffael sind wahrscheinlich solche gewesen. Von den zweihundert Männern, denen Woltmann seine sehr mühsamen und schwierigen Untersuchungen gewidmet hat, sind hundertunddreißig als reine oder fast reine Germanen zu bezeichnen. Zwanzig waren Mischlinge. Die übrigen fünfzig teilen sich in zwei Gruppen: die einen gehören dem frühern Mittelalter an, und ihre Körperbeschaffenheit ist nicht bekannt, aber anderweitige historische Nachrichten und ihre Namen bürgen dafür, daß sie Deutsche waren; das gilt zum Beispiel von Paul Warnefrit, von dem Historiker Liutprand von Cremona, von Anselm von Canterbury, von Guido von Arezzo. Zur andern Gruppe gehören die nicht zahlreichen, für deren Charakteristik in Beziehung auf Rasse und Abstammung gar kein Material vorhanden ist. „So viel läßt sich schon auf Grund der vorliegenden Untersuchungen sagen, daß mindestens 85 bis 90 Prozent der italienischen Genies ganz oder vorwiegend der germanischen Rasse zugeschrieben werden müssen." Es wäre nach Woltmann unwissenschaftlich, die Möglichkeit zu leugnen, daß auch den Brünetten mitunter ein großer Wurf gelinge, wahrscheinlich aber geschehe das nur dann,

wenn ihnen eine Beimischung nordischen Blutes die Kraft verleiht, die Grenzen der Begabung ihrer Rasse zu überschreiten.

„Krieg und Zölibat haben die germanischen Geschlechter dezimiert. Außerdem zeigt die Familiengeschichte der bedeutenden Männer Italiens, wie das Genie die Blüte, aber in den meisten Fällen auch das Ende der Familie ist. Individualismus und Intellektualismus sind die psychologischen Quellen aller höhern Kultur, sie zerstören aber den organischen Bestand der Rasse und leiten schließlich jenen unabweisbaren Prozeß ein, den man die geistige Selbstverzehrung der Völker genannt hat." Dieser Prozeß: die Vernichtung des nordischen Bestandteils der italienischen Bevölkerung, ist es auch gewesen, was den Untergang Roms herbeigeführt hat. „Das Schicksal Roms wiederholt sich am modernen Italien."

Vor so manchen andern Leistungen der Rassentheoretiker hat diese neueste einen großen Vorzug. Wenn Christus zum Arier gestempelt oder der Stillstand der Chinesen daraus erklärt wird, daß ihre Kultur nicht ihre Schöpfung sei, sondern die eines jetzt ausgestorbnen arischen Bestandteils ihres Volkes, so läßt sich dergleichen eigentlich nicht wissenschaftlich diskutieren, weil es keine Urkunden gibt, mit denen solche Behauptungen bewiesen oder widerlegt werden könnten. Dagegen bewegen wir uns bei Woltmann auf festem historischem Boden, und die Historiker, namentlich die Kunsthistoriker, werden nicht ermangeln, seine Beweise für die germanische Abstammung der hundertunddreißig zu prüfen. Meine eigne Ansicht über die modernen Rassentheorien habe ich ausführlich in mehreren Artikelreihen der Grenzboten entwickelt. Ich rechne es den Vertretern dieser Theorien zum Verdienst an, daß sie mit Nachdruck auf eine bis dahin vernachlässigte Kraft der historischen Entwicklung hinweisen, aber ich schätze die übrigen in ihr tätigen Kräfte nicht so gering wie die meisten von ihnen. Sehr scharf hat sie im Maiheft der Preußischen Jahrbücher Dr. Ernst Müller kritisiert. In der einen der von ihm behandelten Streitfragen stelle ich mich auf Woltmanns Seite. Müller behauptet, auf Delbrücks kriegswissenschaftliche Statistiken gestützt, die deutsche Einwanderung in Italien sei nicht so bedeutend gewesen, wie die Rassentheoretiker annehmen; es sei darum nicht wahrscheinlich, daß die meisten italienischen Genies germanischen Geschlechts gewesen seien. Wer sich etwas eingehender mit der Geschichte Italiens befaßt hat, der kann nicht bezweifeln, daß sein Feudaladel deutschen Stammes gewesen ist — dieser Feudaladel aber hat auch das städtische Patriziat gebildet —, und daß es auch viele deutsche Bauern gegeben hat. Sehr gefreut hat es mich, von Woltmann eine durch den Konfessionshaß verdunkelte Wahrheit anerkannt zu finden, die seit Giesebrechts Kaisergeschichte jedem Deutschen geläufig sein müßte, obwohl man nicht auf dieses Werk zu warten brauchte, um sie zu entdecken: daß nämlich die mittelalterliche Kirche eine Schöpfung der Deutschen gewesen ist. Woltmann hat den längst bekannten Tatsachen, die das beweisen, weitere hinzugefügt, die er ermittelt hat. Die Geschichtschreiber bezeichnen gewöhnlich nur vier mittelalterliche Päpste als Deutsche: Clemens den Zweiten (Suidger von Mayendorf), Damasus den Zweiten (Poppo, Bischof von Brixen), Leo den Neunten (Graf Bruno von

Dagsburg) und Viktor den Zweiten (Gebhard); Woltmann hält über dreißig Päpste, darunter Gregor den Siebenten, für Deutsche. Die Zahl der Kardinäle und der italienischen Bischöfe deutscher Abstammung ist entsprechend groß. Vollkommen richtig schreibt Woltmann: „Das Papsttum ist ursprünglich eine aus römischem Verwaltungstalent und jüdisch-christlichen Ideen hervorgegangne Institution. Seine Erhebung zu einer politischen Weltmacht ist aber ein Werk des germanischen Stammes. . . . Seit dem zehnten Jahrhundert nahmen immer mehr Langobarden römische Sitte an; der anthropologische Inhalt des Namens »Römer« änderte sich, und die romanisierten Germanen wurden die Träger der antiken Tradition und der nationalen Eigenart und Selbständigkeit Italiens. Nur so ist der Kampf zwischen Papst und Kaiser, zwischen Guelfen und Ghibellinen zu verstehn. Nicht zwei verschiedne Rassen, sondern romanisierte Germanen und deutsche Germanen rangen um die Vorherrschaft.“ Es hängt mit dieser richtigen Auffassung zusammen, daß Woltmann Heinrich Leo als dem gründlichsten Kenner Italiens unter den deutschen Geschichtschreibern gerecht wird, den einige Kraftworte bei den doktrinären Liberalen in Verruf gebracht haben. Auch darüber habe ich mich gefreut.

Dagegen finde ich eine andre Gruppe von Einwürfen Müllers sehr beachtenswert, unter anderm diesen. Schlüsse auf den Rassencharakter sowie auf die Zugehörigkeit eines Volkes zu einer Rasse werden häufig aus den Charakterschilderungen von Nationen gezogen. Diese Charakterschilderungen beruhen aber meistens auf sündhaft leichtfertigen Verallgemeinerungen nach dem bekannten Muster: Die Deutschen sind rothaarig und grob, wie ein Engländer folgerte, dem auf einem kurzen Besuch in Deutschland ein rothaariger Kellner grob gekommen war, oder auf tendenziösen Geschichtswerken wie des Tacitus Buch de situ, populis et moribus Germaniae (eine Ausnahme bildet diese Schrift insofern, als die Tendenz gewöhnlich der seinen entgegengesetzt ist und das geschilderte fremde Volk möglichst schlecht gemacht wird). Im Anschluß daran mögen noch folgende Bedenken hervorgehoben werden.

Die Germanen der ältern Zeit erscheinen bei aller Wildheit gutmütig und frei von der Grausamkeit der Mongolen, der Neger und des Zirkuspublikums der römischen Kaiserzeit sowie heutiger italienischer und spanischer Tierquäler. Aber die Deutschen des sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts haben mit entsetzlicher Grausamkeit gegeneinander, ja gegen Frauen und Kinder gewütet. Führt man nun diese Veränderung auf den Fanatismus der kirchlichen Inquisitoren, auf das von den Juristen eingeschleppte römische Recht und auf das schlechte Beispiel der spanischen Soldateska zurück, so ist damit bewiesen, daß der Volkscharakter, mit Aristoteles zu reden, nicht bloß φύσει, durch Rasse, Blut oder Keimplasma, sondern auch ἔθει und διδαχῇ, durch obrigkeitlich erzwungne Sitte sowie durch Lehre und Erziehung bestimmt wird.

Ferner: ein edler, feiner Gesichtsschnitt scheint bei den Kindern des Volkes in Italien häufiger zu sein als in den meisten deutschen Landschaften, und Anmut der Haltung und Bewegung ist dort zweifellos allgemeiner als bei uns. Sollten diese Eigenschaften, die doch sicherlich Kennzeichen einer edeln

Rasse, aber beim Schwinden des Germanenblutes aus dem Volkskörper nicht verloren gegangen sind, nicht der freundlichen Natur des Landes: der schönen Beleuchtung, der milden Luft, der leichtern Kleidung, der geringern Mühsal des Lebens zu danken sein, und sollten diese äußern Umstände, auf die Woltmann wenig Gewicht legt, nicht zusammen mit ihrer nächsten Wirkung, der Schönheit und Anmut der Menschen, den Formen- und Farbensinn geweckt und so den Boden abgegeben haben, auf dem eine Fülle künstlerischer Genies sprießen konnte und mußte? Nicht daß darum den Deutschen die künstlerische Schöpferkraft abgesprochen werden müßte. Werke wie die Skulpturen am Bamberger Dom — in Frankreich sollen solche steinernen Dokumente noch viel häufiger sein — bezeugen, daß die Deutschen nur des technischen Unterrichts von Italienern bedurften, im übrigen aber originell waren und Gedanken, Ideale nicht zu entlehnen brauchten. Aber der allgemeinen und raschen Verbreitung des Formensinns, der Kunstliebe, demnach auch der Entfaltung künstlerischer Genies hat die Ungunst des Klimas im Norden ohne Zweifel im Wege gestanden; außerdem den Blick der Künstler mehr auf das Charakteristische als auf das Schöne gelenkt, das dem Italiener seine Umgebung darbot, und an dessen Pflege ihn die von den Griechen begründete Tradition gewöhnt hatte. (Womit wiederum nicht gesagt werden soll, daß den Italienern der Blick für das Charakteristische abginge. In den Uffizien kann man sich vom Gegenteil überzeugen; sogar die zwei Papstbildnisse Raffaels im Palazzo Pitti sind ganz naturalistisch, ohne eine Spur von schmeichlerischer Idealisierung.)

Schopenhauer bringt die schönen Gesichter der Italiener in Gegensatz zu ihren, wie er behauptet, bösen Herzen. Abweichend von ihm haben viele zuverlässige Beobachter von Goethe anzufangen den Charakter des italienischen Volkes, soweit es von fremden und von großstädtischen Einflüssen unberührt geblieben ist, gelobt. Gregorovius schildert u. a. die edle Herzensbildung der Sizilianer, in deren Adern doch höchstens eine homöopathische Dosis deutschen Blutes rinnt. Unter vielen andern hat sich auch Moltke darüber gewundert, daß man in den italienischen Großstädten keinen Pöbel findet — oder vielmehr vor dem Eindringen des nordischen Industrialismus und vor der Überflutung mit Touristen gefunden hat.

Ferner: die jüdische Prophetie ist sicherlich nichts germanisches, aber sie ist eine originelle Schöpfung von hinreißender Schönheit und behauptet sich bis auf den heutigen Tag — nicht im Judentum, sondern im Christentum — als Weltmacht.

Endlich: da bei den Individuen Körperschönheit und Seelenadel vielfach auseinanderfallen, ist zu vermuten, daß sie auch im Volksganzen nicht überall und immer unlöslich aneinander gebunden sind. Auffallend schöne Menschen sind manchmal entsetzlich dumm, manchmal auch mit häßlichen Charakterfehlern behaftet, und geniale Riesen wie Bismarck, harmonische Naturen wie Goethe sind nicht häufiger als häßliche Zwerge von Geist und edelm Charakter wie Beethoven, Windthorst und Menzel. Schon vor dem großen Kriege hat man an den Japanern Eigenschaften gerühmt, die wenig mongolisch aussehen:

Freundlichkeit, Liebenswürdigkeit, Heiterkeit, Ritterlichkeit, liebreiche Behandlung der Kinder, Anmut der Frauen.

Nur ein Narr könnte leugnen wollen, daß der weiße homo europaeus durch Körperſchönheit, Herzensadel, Willenskraft und reiche geiſtige Begabung den Mongolen und den Neger überragt, auch den Mongoloiden (alpinen Menſchen) und den Negroiden (homo mediterraneus), die neben ihm die Grundbeſtandteile der heutigen europäiſchen Bevölkerung ſein ſollen. Fraglich aber bleibt: ob nicht der Germane zur vollen Entfaltung ſeiner Anlagen der Beimiſchung fremden Blutes ebenſo bedarf, wie nach Woltmanns Anſicht die andern Raſſen nur durch Miſchung mit Germanen zu höhern Leiſtungen befähigt werden; ob der Kulturwert eines Volkes bloß nach der Zahl ſeiner Genies zu ſchätzen iſt; ob nicht in aller Zukunft durch Miſchung immer wieder neue Raſſen entſtehn können, die an Tüchtigkeit und Adel den untergegangnen nichts nachgeben und den Entartungspeſſimismus widerlegen; ob nicht Bodenbeſchaffenheit, Klima, politiſche, ſoziale und wirtſchaftliche Zuſtände, herrſchende geiſtige Mächte den urſprünglichen Raſſencharakter im guten und im ſchlimmen Sinne bis zur Unkenntlichkeit verändern können. C. J.

Hiſtoriſch-dramatiſches Figurenkabinett

3

Die Jungfrau von Orleans. Es iſt Schiller der Vorwurf gemacht worden, er habe die drei Beſtandteile, aus denen ſich das Leben der Johanna d'Arc zuſammenſetze, das Schäferſpiel ihrer erſten Jugend, das romantiſche Ritterſtück ihrer erſtaunlichen militäriſchen und politiſchen Erfolge und das ergreifende auto da fé ihres Feuertodes in etwas willkürlicher Weiſe zu einem Melodram bearbeitet, das ſich nur in den erſten Akten einigermaßen an die uns überlieferten Tatſachen anlehne, vielfach aber und beſonders gegen das Ende hin freie Erfindung ſeiner immer für das Edle begeiſterten Einbildungskraft ſei. Die Geſchichtsfälſchung, deren man den Dichter durch dieſe Behauptung bezichtigt, iſt freilich unbeſtreitbar, aber zum Vorwurf darf ſie ihm nicht gemacht werden, da ihm, wie ſich nun einmal das Schickſal des heldenmütigen Mädchens geſtaltet hatte, nur die Wahl blieb, ob er, neben dem von ihm als Prolog behandelten Schäferſpiele, der Bühne zwei in ihrer Trennung des dramatiſchen Abſchluſſes entbehrende Hälften bieten, oder ob er an die Stelle des zu Rouen geſchehenen, das allerdings in des Wortes eigentlichſter Bedeutung tragiſch, aber ebenſowenig wie irgendein andrer Prozeß ähnlicher Art für die Bühne verwendbar war, eine frei erfundne Apotheoſe ſetzen wollte. Er hat ſich für dieſes entſchieden, und wir müſſen uns darüber freuen, denn wir verdanken dieſem Entſchluß das abgerundete Kunſtwerk; die Behandlung des Stoffes in wiſſenſchaftlicher Form, die ſich auf die Benutzung der bald reich fließenden, bald verſiegenden Quellen beſchränkt, bleibt der Geſchichte vorbehalten. Ihr ſchlichter Bericht muß jedes menſchliche Herz mit Begeiſterung für die Heldin und mit Entrüſtung über das blutige Unrecht erfüllen, das an ihr von Freund und Feind, von Kirche und Staat, durch Handeln und Unterlaſſung begangen worden iſt. Wer ſich in

den Gedanken zu finden vermag, der wenn auch nicht dem Wesen der Wissenschaft, so doch dem der Kunst entspricht, daß der Dichter berechtigt ist, sich geschichtlicher Charaktere zu bemächtigen und ihnen Schicksale beizulegen, die sie zwar nicht gehabt haben, deren Vorführung aber dem Effekt und der Abrundung des Ganzen zustatten kommt, wird sich an Schillers Jungfrau ungeteilten Herzens erfreuen können. Das schließt nicht aus — de gustibus non est disputandum, wie der Spätlateiner sagt —, daß ein andrer das Verfahren Shakespeares vorzieht und es lieber sieht, wenn die geschichtlichen Tatsachen in der Hauptsache festgehalten und, wenn auch in loserer Weise, in den Rahmen eines Bildes gefaßt werden, das trotz aller bewunderungswürdigen Schilderung der Charaktere seine Wirkung oft mehr dem uns vorgehaltnen Zeitspiegel als dem dramatischen Aufbau und den künstlerisch herbeigeführten tragischen Höhepunkten verdankt. Wer unparteiisch urteilt, wird sich bewundernden Staunens nicht erwehren können, wenn er sieht, wie sich der Dichter der Jungfrau, insoweit er der Geschichte folgen zu können glaubt, keinen Zug entgehn läßt, der für das von ihm entworfne Bild brauchbar und wirksam sein kann; ja Schiller geht in seinem Wunsche, uns für seine Heldin durch die von ihr erreichten großartigen Erfolge zu begeistern, so weit, daß er die Versöhnung Philipps des Guten von Burgund mit dem Könige zu ihrem Werke macht, während sie tatsächlich erst vier Jahre nach ihrem Tode stattgefunden hat. Daß Schiller seine Johanna für Lionel — wie sie sich ausdrückt, in irdischer Liebe — entbrennen läßt und ihr Entsetzen über das Erwachen der ebenso zärtlichen als für eine durch einen Eid gebundne Heldin unstatthaften Gefühle zum Angelpunkt der Katastrophe macht, obwohl die Geschichte bezeugt, daß ihr diese Gefühle merkwürdigerweise auch während ihres Hirtenlebens fremd geblieben sind, darf man ihm nicht verargen: er ging nun einmal von der Ansicht aus, daß eine Heldin, die nicht an Liebe leide und nicht für oder gegen ihre Liebe zu kämpfen habe, auf der Bühne eine Unmöglichkeit sei; und wenn, wie behauptet wird, der vom Dichter fingierte Pfeilschuß — die Franzosen bezeichnen einen solchen bei der ersten Begegnung ins Herz dringenden und da zündenden Strahl als coup de foudre — ein Mißgriff war, so verzeihen wir ihm diesen gern, schon um des entzückenden Monologs willen: „Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme schweigen"; wir wären, wenn Johannas Herz nicht menschlich zu fühlen gelernt hätte, um das: Wehe! weh mir! Welche Töne! gekommen, und auch sonst wird die in geistreicher Weise erfundne Seelenkatastrophe in dem zur Krönung überleitenden Monologe mit einer so unnachahmlichen Vollendung auch der lyrischen Form vorgeführt, daß man sich gern dem augenblicklichen Genuß zuliebe über die der geschichtlichen Tatsache angetane Vergewaltigung hinwegsetzt. Das Gelöbnis, jeden von ihr im Kampfe überwundnen Engländer zu töten, das die Heldin abgelegt haben soll, und durch das ihr vom Dichter eine Art von Fanatismus zugeschrieben wird, der ihr völlig fremd war, ist eine der Bedingungen, deren er zur Herbeiführung der von ihm beabsichtigten Katastrophe nicht entbehren konnte, da der Zuschauer erst durch die verschiedne Behandlung, die sie Montgomery und Lionel zuteil werden läßt, über ihre Gefühle für diesen zu rechtem Bewußtsein kommt.

Da sich weiterhin, wo wir uns mit Tatsachen beschäftigen wollen, keine Gelegenheit finden wird, des anmutigen Schäkers zu gedenken, dessen Pucelle so vielen Staub aufgewirbelt hat, so mag ihm hier ein lustiger Kranz aus Bohnenblüten etwas schief auf den klugen Spötterkopf gesetzt werden. Eine Jungfrau, der sein Vaterland soviel verdankte, zur Heldin eines Epos zu machen, in dem neben wenig erbaulichen Mönchen, Baccalaureen und Pagen ein unternehmender Maultiertreiber und ein sehr unheiliger — Esel Hauptrollen spielen, ist, das muß man freilich zugeben, kein Beweis von feinem Takt und patriotischem Gefühl, aber dem mit unnachahmlicher Freiheit und Leichtigkeit dahingleitenden Verse und dem immer wieder zum Lachen verführenden Witz muß man schon

etwas nachsehen. Voltaire selbst nennt seine einundzwanzig Gesänge einen badinage; es hat Leute gegeben, und es gibt deren noch, nur daß sie es nicht immer Wort haben wollen, denen dieser verpönte badinage lieber war und lieber ist als die salbungsvollste Schönrednerei, aber freilich eine Fundgrube für geschichtliche Tatsachen ist er nicht; schon die Schilderung der geographischen Lage Domremys ist irreführend. Denn glaubt man nicht, wenn man liest:

Vers les confins du pays champenois
Où cent poteaux, marqués de trois merlettes,
Disaient aux gens: En Lorraine vous êtes,
Est un vieux bourg peu fameux autrefois,

Domremy habe in Lothringen gelegen? Ich habe die Jungfrau zwar auch unzähligemal als la grande Lorraine preisen, anposaunen und von tausendfältigen Hochrufen auf ihren Postamenten umbrausen hören, es hat mir aber allemal geklungen, als wenn man Martin Luther als den großen Preußen feiern wollte, weil Eisleben, wo er geboren ist, jetzt zum Königreich Preußen gehört. Zu Karls des Großen Zeiten umschloß Lothringen allerdings auch das von der obern Maas durchströmte Land, und Domremy gehört heutzutage, da es im Departement des Vosges liegt, zu dem Teile Frankreichs, den man in patriotischen Kreisen gern kurzweg mit dem vor der großen Revolution dem Gouvernement Nancy beigelegten Namen als la Lorraine bezeichnet, ohne daß man sich über die Grenzen dieses namentlich in der chauvinistischen Presse eine große Rolle spielenden Komplexes recht klar wäre, aber im fünfzehnten Jahrhundert gehörte der Teil des Dorfes, in dem Johanna, la petite Jeannette, am 6. Januar 1412 geboren wurde, weder zum Herzogtum Lothringen noch — wie auch unter andern Schlosser zu glauben scheint — zum Herzogtum Bar, sondern zu dem im Osten der Champagne liegenden Ländchen Vassigny, das direkt unter den französischen Königen stand, und dessen letzter Karl dem Siebenten verbliebner Rest die Schloßhauptmannschaft (châtellenie) von Vaucouleurs war. Es ist keine müßige Kleinigkeitskrämerei, wenn man das hervorhebt, da die Begeisterung der Jungfrau für das Haus und für den Thron der Valois, als der nach ihrer Meinung einzig legitimen Vertreter Christi, des obersten Lehnsherrn über Frankreich, zum Teil den königstreuen Gesinnungen ihrer Umgebung entsprungen zu sein scheint, die durch die Privilegien einer, wie wir sagen würden, reichsunmittelbaren Landschaft beeinflußt war.

Wir verdanken bekanntlich den Zeugenaussagen in dem erst von Jules Quicherat in seinem vollen Umfange veröffentlichten Rehabilitierungsprozeß eine Menge wertvoller und authentischer Nachrichten über die Familie und die Jugendjahre der Jungfrau. Das Bild, das sich uns zeigt, ist überaus anmutig und entspricht in den Hauptzügen dem, das uns in Schillers Prolog in so meisterhafter Weise vor Augen gestellt wird. Es fehlen weder der uralte, von der Bevölkerung mit allerhand Zauber in Verbindung gebrachte Baum, noch die geliebte Herde, noch der über das stille Tal hinziehende, zum Gebet ladende Klang der Mittags- und Abendglocke, noch endlich der beharrliche, nicht angenommne und auch nicht endgiltig zurückgewiesne Freier. Zwei Herzensfreundinnen, die Nachbarstochter Mengette und Johannas „Spezi" Hauviette sowie die von Perceval de Boulainvilliers in einem Briefe beiläufig konstatierte Tatsache, daß die Jungfrau ihre Altersgenossinnen im Wettlauf ausstach und geradezu „zu fliegen schien," bringen uns die Heldin menschlich näher. Es war im Jahre 1425, dem dreizehnten in Johannas so kurzem und doch so ereignisreichem Leben, daß sie zum erstenmal die Stimmen zu hören glaubte, die sie aus der Heimat weg — und zur Erfüllung einer uns allerdings wie lustigste Legende anmutenden, aber sich vor unsern erstaunten Augen in harte, handgreifliche Tatsache umsetzenden Sendung aufriefen. Diese Stimmen und

die von der Jungfrau berichteten noch unerklärlichern körperlichen Erscheinungen der Erzengel Michael und Gabriel sowie der heiligen Katharina und Margarete haben die Welt seit dem zweiten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts viel Kopfzerbrechen gekostet. Auch Pius der Zweite, Äneas Sylvius Piccolomini, der auf dem Kongresse zu Arras Gelegenheit gehabt hatte, die Meinung des Kardinals d'Estouteville zu hören — d'Estouteville war bekanntlich als Kardinallegat von Calixtus dem Dritten durch Breve vom 3. Juni 1455 beauftragt worden, den Rehabilitierungsprozeß einzuleiten —, hat über die Frage, ob man diese Stimmen und Erscheinungen als Wunder im Sinne der katholischen Kirche ansehen solle oder nicht, nicht zu entscheiden gewagt. Er sagt im sechsten Buche seiner Memoiren: Divinum opus an humanum inventum fuerit, difficile affirmaverim. Eines wird wohl allen, die die beiden Prozesse, den Verdammungs- und den Rehabilitierungsprozeß kennen, klar geworden sein: daß die Jungfrau von der Wirklichkeit der von ihr vernommnen Stimmen und der himmlischen Erscheinungen, die mit ihr verkehrt haben, von ihr umarmt und geküßt worden sein, ja ihr sogar für Karl den Siebenten zwei reich mit Edelsteinen verzierte Goldkronen gebracht haben sollten, durchaus überzeugt war, und daß sie sich nicht wissentlich zum Werkzeug eines frommen Betrugs hergegeben hatte. Auch als das Opfer eines solchen wohlgemeinten Betrugs oder gar einer hysterischen Erkrankung möchte man das kerngesunde, überaus scharf und richtig sehende und urteilende, von jeder persönlichen Eitelkeit freie junge Mädchen kaum ansehen. Der Versuch, die Jungfrau als eine Tochter der Königin Isabeau und des Herzogs Ludwig von Orleans darzustellen und die in Frage kommenden Stimmen und Erscheinungen auf natürlichem Wege durch die Beteiligung patriotisch gesinnter Adlicher und Geistlicher zu erklären, den P. Caze in seiner Vérité sur Jeanne d'Arc gemacht hat, ist zwar überraschend und durch die Art, wie er geschickt an feststehende geschichtliche Tatsachen anknüpft, sehr verführerisch, aber es fehlt ihm freilich, was die behauptete Kindesunterschiebung in der d'Arcschen Ehe und den Anteil der angeblich beteiligt gewesnen Parteigänger und Parteigängerinnen anlangt, an jeder beweiskräftigen Begründung. An sich wäre ja eine solche in politischer Absicht gespielte Komödie nicht unmöglich, und die Stimmen, die Erscheinungen, ja sogar die beiden Kronen würden durch eine solche Annahme erklärt werden; nur war die Jungfrau, wie wir aus ihren eignen Aussagen und aus denen der Zeugen ersehen, nicht dazu angetan, angeputzte Menschen für himmlische Gestalten anzusehen, und da öfters, wenn ihr die Erzengel oder die heiligen Frauen erschienen, der Hintergrund mit Scharen schwebender Engel erfüllt war, so bliebe doch — auch wenn man an eine jedenfalls nicht leicht durchzuführende Komödie glauben wollte — dieses in das Kapitel der Visionen schlagende Phänomen unerklärt. Das Reich des Übernatürlichen, zu dem nationale Begeisterung und mystische Frömmigkeit am leichtesten Eingang verschaffen, enthält so viele ungelöste Rätsel, daß man an keinen wundertätigen Eingriff des Höchsten zugunsten der am Abgrunde des Untergangs zitternden französischen Krone zu glauben braucht, um es für möglich zu halten, daß die durch patriotische und fromme Gefühle erregte Einbildungskraft einer ungewöhnlich begabten, dem Irdischen merkwürdig fremd gegenüberstehenden Jungfrau ihr diese Visionen in dauernder Weise zu Wirklichkeiten gemacht haben kann. Von dieser ganz allgemeinen Annahme abgesehen, wird man sich wohl, da beide Prozesse keine erklärenden Einzelheiten zutage gefördert haben, und da in dem vor dem Bischof von Beauvais und dem Dominikanerprior Le Maitre geführten Verhör die Jungfrau, der die feindlichen Absichten der Fragesteller klar waren, ihre Aussagen über die gehörten Stimmen und die gehabten Erscheinungen mit äußerster Vorsicht auf das Unerläßliche beschränkt hat, darein finden müssen, das Rätsel der Stimmen und Erscheinungen bis auf weiteres auf sich beruhen zu lassen. Man wird sich lieber damit beschäftigen,

möglichst viel unanfechtbares, weil durch Urkunden oder glaubwürdige Zeugenaussagen bestätigtes Material zusammenzutragen zur Erklärung des tatsächlichen, unbestreitbaren Wunders, daß wo alles verzagte, sich ein einfaches Landmädchen mit Erfolg als Retterin der Krone und des Landes aufwerfen konnte. In erster Reihe gehört hierher, was wir aus dem Munde glaubwürdiger Zeugen von der Persönlichkeit der Heldin, ihrem Charakter und ihrem Auftreten wissen. Sie ist vielleicht in Schillers Tragödie ein wenig zu sentimental weiblich, zu schäferhaft idyllisch geraten. Denn sie war bei all ihrer Frömmigkeit und unbeschadet einer von keiner Seite angezweifelten völligen Reinheit der Gesinnung und des Wandels ein Mädchen, das Haare auf den Zähnen und an einem fidelen Spaße seine Freude hatte.

Am dritten Tage nach ihrem siegreichen Eindringen in Orleans weckt sie der Gedanke aus dem Schlafe, daß sie sich noch nicht schlüssig geworden ist, ob sie nun zuerst die von den Engländern noch besetzt gehaltnen Werke angreifen, oder ob sie ausziehn soll, um einen gemeldeten, für den Feind bestimmten Proviantzug aufzuheben. Während d'Aulon, ihr Stallmeister, ihr die Rüstung anlegt, hört sie Geschrei auf der Straße. Eine französische Abteilung, heißt es, weiche am Tore zurück. Auf der Straße — sie ist spornstreichs hinuntergeeilt — kommt ihr einer ihrer Pagen, Louis de Contes, entgegen, den sie mit den Worten empfängt: Verflixter Junge, und du meldest es mir nicht, daß französisches Blut fließt! Schnell, hole mein Pferd! Das sanglant garçon, mit dem sie den Schuldigen anredet, entspricht dem bloody boy, das einem englischen Sergeanten bei so einer und — fürchte ich — auch bei minder wichtiger Gelegenheit in den Mund gekommen sein würde. Und doch ist weibliches, vaterlandsliebendes Gefühl so stark in ihrem Busen, daß sie am Burgunder Tor, wohin sie, so schnell sie ihr Gaul tragen kann, sprengt, tief erschüttert wird durch den Anblick eines verwundeten Landsmannes: Französisches Blut, sagt sie, kann ich nicht fließen sehen, ohne daß mir dabei die Haare zu Berge stehn. Spaßhafter ist eine im dritten Bande von Quicherats Procès enthaltne Zeugenaussage. Die Jungfrau wollte am 7. Juli 1429, also am Vorabend des Tages, wo dann schließlich die Engländer die Belagerung von Orleans aufgaben, eben aufbrechen, um auf eins der von den Engländern noch gehaltnen Werke Sturm laufen zu lassen, als ihr Quartierwirt sie bat, noch zu verweilen, um eine für sie angeschaffte prächtige Alose zu verzehren. Heben Sie den Fisch bis heute Abend auf, sagte sie, da bringe ich einen Engländer mit, der dann auch sein Teil davon haben kann. Sie meinte, einen Gefangnen werde sie heimbringen, un godon, wie sie sich im Scherze ausdrückte. Das ist derselbe Spitzname — un goddam —, mit dem noch heutigentags der in Boulogne-sur-Mer oder Calais landende Engländer von dem versammelten Schiffer- und Fischervolk sowie von den als gelegentliche Gepäckträger herumschwärmenden gosses begrüßt wird.

Religiöse Begeisterung, arglose Hingabe an übernatürliche Einflüsse und mystische Verehrung des Königtums von Gottes Gnaden machen es, neben der heißen Vaterlandsliebe, von der die Jungfrau beseelt war, verständlich, daß sie sich vom Himmel zu einer Sendung ausersehen glaubte, die ihrem Stande fern lag, daß sie diese in frommer Unterwürfigkeit übernahm und sie — soweit sie es selbst mit größter Bestimmtheit vorausgesagt hatte — in erstaunlich furchtloser Weise auch wirklich ausführte. Robert von Baudricourt, der Schloßhauptmann von Vaucouleurs, dem Schiller im neunten Auftritt des ersten Aufzugs die Führung der nach „Raouls" Bericht bei Vermenton siegreichen sechzehn lothringischen Fähnlein in freier Erfindung zuschreibt, spielt mit zwei seiner Mannen, Johann von Nouillompont und Bertram von Poulangis, bei dem von der Jungfrau durch eine sehr unsichre Gegend nach dem königlichen Hoflager in Chinon unternommnen kühnen Ritt und bei den ihm voraus-

gegangnen Verhandlungen und Vorbereitungen eine Hauptrolle. Er war zwar im Grunde nichts andres als ein königstreuer, sonst aber ziemlich gewissenloser Raubritter und glaubte nicht an die höhere Weihe von Johannas Sendung, aber nachdem er sich längere Zeit abweisend verhalten hatte, ließ er sich doch, durch Johannas Beharrlichkeit und durch die verzweifelte Lage Karls des Siebenten bestimmt, endlich bereit finden, die Jungfrau beim König anzumelden und ihr als Begleiter auf ihrem Ritt die beiden genannten Mannen und deren Knappen, alle vier wohlbewaffnet und wohlberitten, mitzugeben. Ein vom König an Baudricourt gesandter reitender Bote nebst Diener, der nach Chinon zurückkehrte, vervollständigte die Kavalkade. Einem Augenzeugen, dem Stadtschreiber von La Rochelle, verdanken wir eine Beschreibung des Anzugs, in dem die Jungfrau den Ritt unternahm, und der, ebenso wie das nötige Pferd, mit Hilfe freiwilliger Beisteuern einiger Leute in Vaucouleurs beschafft worden war. Robert von Baudricourt umgürtete die Jungfrau beim Abritt mit seinem eignen Schwerte und sagte, sie solle nur reiten, möge kommen, was wolle. Nach der in den Prozeßakten lateinisch niedergeschriebnen Zeugenaussage von Simon Charles waren die Worte, die er sprach: Vade, vade, et quod inde poterit venire, veniat. Die Kleidung der Jungfrau aber bestand aus einem schwarzen Wams und ditto Hosen, einer schwarzgrauen Schaube, einem schwarzen Hut und einem mit Sporen versehenen gamaschenartigen Ausrüstungsstück (houseaux).

In diesem Aufzuge langte die Jungfrau nach einem elftägigen Ritt, bei dem alles trotz den Überschwemmungen, die gerade stattgefunden hatten, trotz den in der Gegend streifenden feindlichen Truppen und trotz den in den Zeugenaussagen wiederholt hervorgehobnen, in der blühenden Jugend Johannas und ihrer sonst nicht überbedenklichen Begleiter wurzelnden Gefahren unerwartet glatt gegangen zu sein scheint, in Chinon an. Der richtige Blick, mit dem sie den König aus der Zahl der Hofleute, unter die er sich gemischt hatte, herauserkannte, und das Erstaunliche einer Mitteilung, die sie ihm über Dinge machte, von denen er glauben durfte, sie seien nur ihm allein bekannt, flößten zwar ihm — wahrscheinlich besonders infolge der allgemein gerühmten jugendlichen Schönheit Johannas und ihrer Anmut — sofort Vertrauen ein, aber seine Umgebung war schwerer zu gewinnen, und erst nachdem in Poitiers durch Prälaten und Doktoren des kanonischen Rechts Johannas Rechtgläubigkeit, am Hofe durch Matronen deren Jungfräulichkeit festgestellt und über das Gutachten der Prälaten und Doktoren ein leider verloren gegangnes Protokoll aufgenommen worden war, wurde sie mit Fahne, Rüstung, Gefolge und Marstall versehen und an die Spitze eines Teils der Truppen — einzelne Quellen berichten sogar sämtlicher Truppen — gestellt. Die bekannten wunderbaren Erfolge, durch die sie ihre beiden Versprechungen, sie wolle nicht bloß das von den Engländern eingeschlossene Orleans befreien, sondern auch den noch ungekrönten König, der deshalb bald als Dauphin des Viennois, bald als König von Bourges bezeichnet zu werden pflegte, durch das vom Feinde besetzte Land nach Reims zur Krönung führen, in verhältnismäßig kurzer Zeit wahr machte, würden ihr dauernd eine hohe angesehene Stellung im Staate gesichert haben, wenn Prälaten, Hofleute und hohe Militärs nicht schon damals das gewesen wären, was sie heutigentags noch, zwar nicht ausnahmlos, aber doch in der Mehrzahl sind, oder wenn Karl der Siebente, statt unter ihrem Einflusse zu stehn, von ihnen unabhängig gewesen wäre, wie dies zum Beispiel Ludwig der Elfte, Gustav Adolf von Schweden und der erste Napoleon zu sein verstanden haben.

Für Meteore sind Höfe nicht das rechte Firmament, oder mit andern Worten, wo man, nach schweren Kämpfen und nicht ohne argwöhnische Blicke auf den linken und den rechten Nachbar, dichtgedrängt um die Butterschüssel

herumsitzt, von der Überzeugung durchdrungen, daß alles zum besten sei, wenn man in der bisherigen Weise fortfahre, Staat, Kirche und Heer zu „administrieren," und überall, wo es sich lohne, vorsichtig aber gründlich die Sahne abzuschöpfen, kann ein genialer Eindringling unmöglich willkommen sein. Der unbehagliche Gedanke, der mit Hilfe der unermüdlichsten Degustation glücklich in den Hintergrund gedrängt worden ist, daß man sich mitsamt der Butterschüssel und der an ihr nicht teilnehmenden Menge inmitten von Meereswogen, Felsenklippen und Sandbänken auf einem unbekannten Zielen steuerlos zutreibenden Fahrzeuge befinde, wird durch den, der sich ungerufen zum Steuermann aufwirft und das Deck zur Bedienung der Fahrt oder gar zum Gefecht klar machen will, in unerfreulichster Weise wachgerufen, und je eher man den Lästigen wieder los wird, je besser. Zwar erheben sich, damit wir nicht ganz an der Einsicht der Elite zu verzweifeln brauchen, immer einige Stimmen zu seinen Gunsten, aber beim ersten Ungemach, das das Fahrzeug erleidet, und dem er, „wenn er der rechte Mann wäre, hätte vorbeugen müssen," wird er über Bord gedrängt: jeder kehrt an den „angestammten" Platz zurück, und die löbliche Sitte, den lieben Gott einen frommen Mann sein zu lassen, wird wieder die herrschende.

Dem Günstlinge des Königs Georges de la Trémouille und dessen Kanzler Regnault de Chartres, Erzbischof von Reims, waren das Ansehen und der Einfluß des begeisterten Mädchens, dem anfänglich alles glückte, ebenso unwillkommen wie den Heerführern, von denen nach einem in der Pariser Nationalbibliothek verwahrten Manuskript ein englisch-burgundischer Chronist ausdrücklich berichtet, daß die cappitaines und gens d'armes des Königs, deren Kriegsruhm die Jungfrau verdunkelte (dont elle tollyt le nom et les fais), das keineswegs gern sahen (n'estoient mie bien contens). Jouvenel des Ursins schrieb in der Ständeversammlung zu Blois die Siege Karls des Siebenten nicht der Jungfrau zu, die er unerwähnt läßt, sondern der Gnade Gottes und der Tapferkeit des königlichen Adels, während der Erzbischof von Reims, einer der in Poitiers mit der Feststellung von Johannas Rechtgläubigkeit beauftragt gewesenen Prälaten, sogar so weit ging, daß er die von ihr behauptete Sendung als eine Eingebung des Hochmuts bezeichnen zu dürfen und diesem verdammlichen Antriebe (à cette cause pestilencieuse) ihr späteres Unglück bemessen zu müssen glaubte.

Johann der Fünfte, Graf und Herzog von Alençon, und Dunois, ein Sohn des Herzogs Ludwig von Orleans, waren ihre treuesten Freunde, aber auch von ihnen erfahren wir nicht, daß sie, als die Jungfrau am 25. oder 27. Mai 1430 bei einem Ausfall aus Compiègne von einem Bogenschützen vom Pferde gerissen und von Wilhelm von Vendôme und Anton von Bournonville gefangen genommen worden war, zu ihrer Befreiung mehr getan hätten als der König und dessen übrige Umgebung. Man brachte Johanna als Gefangne auf das Schloß Beaurevoir Johanns des Zweiten von Luxemburg, eines mit den Burgundern und den Engländern verbündeten großen Herrn, zu dessen Gefolgschaft (compaignie et ostel) Vendôme und Bournonville gehörten; ihr mißglückter dortiger Versuch, durch einen kühnen Sprung aus bedeutender Höhe ihre Freiheit wiederzugewinnen, ist von Schiller im fünften Aufzug seiner Tragödie frei benutzt worden. Trotz den Bitten seiner Gemahlin und einer Tante, des Fräuleins von Luxemburg, die das Los der Jungfrau zu mildern bemüht waren, lieferte Johann von Luxemburg die Kriegsgefangne für zehntausend Livres an den Herzog von Bedford aus, der überdies dem Bastard von Vendôme eine Jahresrente von dreihundert Livres zu zahlen versprach.

Das unglückliche Mädchen war in schreckliche Hände gefallen. Menschliches Rühren kannten Richard Beauchamp, der politische Instigator des Prozesses, und der Bischof von Beauvais, dessen Leiter, nicht. Zur Erklärung der Scheuß-

lichkeiten, die in jenen dunkeln Zeiten von Hexenrichtern so ziemlich aller christlichen Bekenntnisse begangen worden sind, ist auf eine besonders widerliche Abart des Wahnsinns, den religiösen Fanatismus, hingewiesen worden, und ihm mag das Gebet des Erlösers: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun, vielleicht zugute kommen. Inwieweit die Annahme solcher fanatischer Geistesverwirrung, mithin einer verminderten Zurechnungsfähigkeit einzelne bei der Verurteilung der Jungfrau beteiligte Prälaten und die Sorbonne vor dem Richterstuhl eines unparteiisch Urteilenden einigermaßen entlasten möchte, bleibe dahingestellt: daß die blinde Wut der Dominikaner, die sich wie Geier auf die gefangne Taube stürzten, in der Hauptsache ihrem Hasse gegen die Franziskaner entsprang, die Johannas „Mission" von Anfang an anregend und fördernd zur Seite gestanden waren, hat Siméon Luce im neunten Kapitel seines klassischen Werks: Jeanne d'Arc à Domremy überzeugend auseinandergesetzt. Den Bischof von Beauvais, von dem Schlosser sagt, sein ganzes Leben sei eine Reihe von Schandtaten gewesen, leitete nichts als maßloser Ehrgeiz und der Wunsch, sich lieb Kind zu machen bei dem englischen Regenten, dem Herzog von Bedford, den Luce in seiner sonst ganz sachlich gehaltnen Schilderung mit Bismarck vergleicht: Bedford ne peut être comparé, pour la science profonde de l'équilibre des forces et l'audacieuse brusquerie de ses changements de front, qu'à l'homme d'État le plus rusé et le moins scrupuleux de la seconde moitié du dix-neuvième siècle.

Man muß beide Prozesse gelesen haben, wenn man sich alle Schrecknisse der der Jungfrau angetanen grausamen, unmenschlichen Behandlung, des ihr bereiteten Martyriums vergegenwärtigen will: die verlogne Vermufftheit der Klagepunkte, die feindliche Verfänglichkeit der Fragestellung, die Roheit der englischen Soldaten, die einmal über das andre das ihnen übertragne Wächteramt zu mißbrauchen versuchten, den vermessenen Übermut des den Engländern für die Erlangung einer Verurteilung haftenden Bischofs, die um sie sicher zu verderben angewandten unwürdigen Listen, die Bedrohung der Mitleid mit ihr fühlenden, die gehässigen, sie auch außerhalb des Gerichtssaales verfolgenden Schikanen des einen der Promotoren, denn es werden uns deren mehrere genannt. Promotor ist bekanntlich in geistlichen Prozessen der gegen Johanna geführten Art die die Härte des übernommnen Amts hinter einem mildern Namen verbergende, euphemistische Bezeichnung des für die Überführung des Angeschuldigten verantwortlichen Anklägers. Von einem dieser Promotoren, einem gewissen Johann Benedicite, der — wenn Doktor Dubois de la Villerabel nicht irrt — mit dem im Bologneser Manuskript Yvescot genannten Domherrn Johann d'Estivet identisch wäre, sagt der im Rehabilitierungsprozeß als Zeuge abgehörte Pfarrer Johann Massieu unter anderm aus: „Er war der Jungfrau so feindlich gesinnt, daß er ihr sogar verwehrte, sich hinzuknien und zu beten, wenn sie, von mir — Massieu kann damals ein vierundzwanzigjähriger junger Mann gewesen sein — zu den Verhandlungen geführt, am Eingang der Schloßkapelle, auf deren Altar das Allerheiligste stand, vorbeikam. Mich fuhr der Promotor mit den Worten an: Kerl (truand), wo nimmst du die Frechheit her, dieser von der Kirche ausgestoßnen Bettel (putain) so etwas ohne meine Erlaubnis zu gestatten? Ich werde dich, wenn du es wieder tust, einen Monat lang in einen Turm sperren lassen, wo dir weder Sonne noch Mond scheint. Und da ich ihm dennoch nicht gehorchte, stellte er sich vor den Eingang, um auf diese Weise die Jungfrau an der Verehrung der Monstranz zu verhindern." Einen Augustinermönch, den Bruder Ysambart de la Pierre, der der Jungfrau geraten hatte, ihre Sache dem damals in Basel versammelten Kirchenkonzil vorlegen zu lassen, unterbrach der Bischof von Beauvais mit den sich in dem Munde eines Kirchenfürsten seltsam genug ausnehmenden Worten: In des Teufels Namen schweige! und dem Notar verbot er ausdrücklich, der von der Jungfrau

sofort vertrauensvoll ausgesprochnen Berufung an das Konzil in dem aufgenommnen Protokoll Erwähnung zu tun.

Da sich die Jungfrau aus Furcht vor dem Feuertode, mit dem ihr ernstlich gedroht wurde, dazu verstanden hatte, öffentlich zu widerrufen und abzuschwören, und sich das Rouenneser geistliche Gericht in Rücksicht auf diese Unterwerfung und die dadurch bezeugte Rückkehr des verirrten Schäfleins in den Schoß der Kirche damit begnügt hatte, sie als Buße für ihre Sünden und ihren Abfall für den Rest ihres Lebens zu schwerer Kerkerhaft bei Wasser und Brot zu verurteilen, so hätte mit einer so wenig sensationellen Bestrafung Richard Beauchamp, Grafen von Warwick, seine Absicht nicht erreicht, der Welt zu zeigen, daß man nur Hexenkünsten erlegen, deren aber endlich doch Herr geworden sei: nur der schreckliche Tod durch Verbrennung bei lebendigem Leibe, zu dessen Erleidung die ihre eiserne Faust abermals unter einem unblutigen Mäntelchen verbergende Kirche die überführten unbußfertigen Ketzer der weltlichen Hand auszuliefern pflegte, konnte dem von abergläubischer Furcht erfüllten Heere und der an der Macht wie an dem Rechte Englands zweifelhaft gewordnen Welt überzeugende Gewißheit verschaffen, daß die Zeit der Mißerfolge vorüber und den unermüdlich schleichenden Leoparden (rampants) neue Beute gewiß sei. Natürlich wußte Peter Cauchon, der gewissenlose Bischof von Beauvais, sofort Rat. Mit rückfälligen Ketzern hatte die Kirche kein Erbarmen; wenn es aber nur darauf ankam, den Rückfall herbeizuführen und zu konstatieren, so war für Leute, die es, wie der englische Graf und der burgundische Bischof, mit der Wahl der Mittel nicht weiter genau nahmen, in der Tat nichts leichter als dieses. An die Stimmen, von denen sie sich vertrauensvoll hatte führen lassen, glaubte die Jungfrau noch immer; daraus machte sie kein Hehl, und die männliche Kleidung, die ihrer Jungfräulichkeit, namentlich während der Gefangenschaft als Schutz gedient, die man ihr aber in einem besondern Abschnitt der Klagschrift zum Verbrechen gemacht, und die sie deshalb, sehr gegen ihren Wunsch, mit der weiblichen vertauscht hatte, würde sie sicherlich wieder anlegen, wenn man ihr, der mit schweren Ketten festgeschlossenen, keine Wahl ließ. Die sie im Kerker bewachenden Soldaten erhielten deshalb Befehl, ihr in der Nacht die Weiberkleider wegzunehmen und an deren Stelle die frühern Männerkleider zu reichen. Kaum hatte sie diese, da ihr keine Wahl blieb, angelegt — man vergleiche das im Gutachten von Doktor Paul Pontanus über den Rückfall gesagte —, so war auch der Bischof schon da, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Tatbestand des Rückfalls außer Zweifel sei, soll er nach dem Zeugnis des Dominikaners Martin Ladvenu, als er das Schloß verließ, um in seine Wohnung zurückzukehren, dem Grafen Warwick jubelnd die halb englischen, halb französischen Worte zugerufen haben: farowelle, farowelle, il en est faict, faictes bonne chière.

Obwohl es in dem Leben der Jungfrau an einer tragischen Schuld so gänzlich gefehlt hat, daß Schiller, um seine Tragödie aufzubauen, eine erfinden mußte, und obwohl man glauben sollte, die kindliche Unschuld, die Sittenreinheit, die Bescheidenheit, das Gottvertrauen, die Vaterlandsliebe, die Entschlossenheit, der Mut, mit einem Worte die Heldenseele des herrlichen Mädchens hätte die erbittertsten Feinde zu Ehrfurcht und Begeisterung hinreißen müssen, wußten doch der Staatsmann und der Kirchenfürst ihr Auge gegen den reinen Glanz ihrer mehr als irdischen Vollkommenheit zu verschließen. Sie wurde als misérablement rencheue et tumbée, als hérétique obstinée, apostate incorrigible et ydolatre réeidive zum Feuertode verurteilt, den sie mit der frommen Standhaftigkeit einer Märtyrerin erduldete. Als sie nach furchtbaren Qualen verscheidend das Haupt neigte, war noch der Name des Erlösers auf ihren Lippen.

Nach sechsundzwanzig Jahren erfolgte auf den Antrag von Johannas Mutter und ihrer Familie die Wiederaufnahme des Verfahrens, die, wie es

nicht anders sein konnte, mit Johannas glänzender Rehabilitierung endete. Dem katholischen Frankreich ist jedoch bis zum heutigen Tage ein sehnlicher Wunsch unerfüllt geblieben: die Kanonisation oder die Beatifikation der Jungfrau. Der diesem Wunsche ferner stehende kann ihn zwar begreifen, aber dem Ruhme, der Johanna d'Arcs Namen umstrahlt, kann die Kirche nur ihre besondre Weihe erteilen; größer, leuchtender und fleckenloser kann sie ihn nicht machen.

Junge Herzen

Erzählung von Christopher Boeck

(Fortsetzung)

32. Ein schwedisches Heim

Helene erwachte, als ihr die Sonne in die Augen schien. Durch das offne Fenster hörte sie das Brausen des Gießbachs, und die wunderbarste Birkenluft drang zu ihr herein.

Sie sah nach der Uhr, die an der Wand hing.

Es war schon sieben, und um sechs Uhr hatte sie aufstehn wollen. Schnell kleidete sie sich an.

Und dann auf den Balkon hinaus. In vollen Zügen sog sie den süßen Duft ein, sie begrüßte Wald und Feld, Strom und Gießbach und die roten Häuser und Höfe, die hier und dort hervorlugten. Und da war die Kirche wieder — die Kirche!

Ja — das Opfer mußte gebracht werden.

Zu Träumereien war keine Zeit; jetzt sollte ihr Arbeitstag beginnen.

Sie schlich auf den Boden hinaus, ganz leise, um niemand zu wecken. Da strauchelte sie über eine Reihe Schuhe, die vor der Schlafstube der Familie stand.

Helene! rief Frederikke von innen, bist du es? Dann komm nur herein! Gustav ist schon im Krankenhaus!

Helene öffnete die Tür und trat ein.

Da saß Frederikke, frisch und kräftig, ihre mütterlichen Arme um die beiden Kinder schlingend, die sie auf dem Schoße hielt.

Helene küßte sie und die Kinder und sagte: Guten Morgen, Frederikke!

Was meinst du, daß die Uhr ist?

Die Uhr da drinnen zeigte auf sieben!

Da lachte Frederikke mit ihrem frischen, ansteckenden Lachen: Die geht ganz falsch; aber nun soll sie gestellt werden!

Helene eilte nach der Tür.

Es eilt gar nicht. Wir frühstücken erst um neun Uhr. Um sieben bekomme ich meinen dänischen Tee hier herauf, den kann ich nicht gut entbehren. Wir wollten dich nicht wecken, aber du kannst dir den Tee auch des Morgens heraufbringen lassen.

Das fehlte gerade noch, daß ich mir aufwarten ließe; nein, dann will ich selbst den Tee machen.

Ja, das tu nur; denn ich habe immer so viel mit diesen beiden unruhigen Köpfen zu schaffen, daß ich selten vor neun hinunterkomme.

Wo liegt das Staubtuch und der Wedel?

Frage Hanna! Ich habe ihr deinen Wunsch schon mitgeteilt.

Die alte Hanna war im Begriff, das Speisezimmer zu fegen, als Helene um die Sachen bat.

Ja, das ist schön! sagte Hanna und reichte ihr mit freundlichem Lächeln das Gewünschte.

Helene begab sich in des Doktors Zimmer. Es war hoch und luftig. Große Fenster mit schönen Blumen. Einige Bilder an den Wänden. Und durch die Fensterrahmen zu allen Seiten Bilder aus der schwedischen Natur.

Auf dem Paneel standen ausgestopfte Vögel: ein Grünspecht, eine Elster, ein Habicht, eine Rohrdommel und ein Lerchenfalke; ein Waldhorn und Jagdrequisiten hingen an der Wand.

Sie fing an abzustäuben. Es war ihr fast etwas neues. Daheim hatten es meist Katrine und Betty besorgt. Aber es mußte ja gründlich gemacht werden!

Jetzt stand sie vor des Doktors Schreibtisch und fing an die Kleinigkeiten abzustäuben, dann kamen die Bilder von Frederikke und den Kindern an die Reihe.

Der Briefbeschwerer, ein Stück feingeschliffnen schwedischen Granits, wurde sorgfältig untersucht. Ei, da waren Kristalle im Granit! Sie hatte gelesen, daß die Wärme diese glitzernden Körper hervorbringe. Ja, die bedeutete wohl dasselbe für Erde und Steine wie die Liebe für die Menschen: sie schuf Wunder.

Aber auf Kristallen wurden Haus und Heim der Menschen ja nicht erbaut, sondern auf den Granit! Aber vielleicht war doch der Granit der stärkste, in dessen Innerm die Kristalle funkelten!

Das Tintenfaß war ungewöhnlich groß; auf dem Deckel saß ein Eichhörnchen. Und dann die Bilder an der Wand. Die gingen schnell. Jetzt fehlte nur noch das große Bild über dem Sofa — der Ärztekongreß in Kopenhagen.

Weshalb wischte sie das so fieberhaft ab und lief dann an das andre Ende des Zimmers, um den Rauchtisch noch einmal in Behandlung zu nehmen?

Aber sie mußte wieder zu den Ärzten! Und nun wischte sie ganz langsam ab.

Die Namen standen autographisch unter den Bildern. Almgren war einer der ersten — ganz so, wie man ihn sah —, aber dann war sie mit einem plötzlichen Sprung bei dem Buchstaben H gewesen — Holmsted!

Da war er!

Welche fatale Ähnlichkeit das Bild mit ihm hatte! Dieselbe undurchdringliche Miene, dieses sichere, männliche und doch merkwürdig unberührte und verschämte, das still in sich ruhende und doch forschende. Eine geschlossene Burg, spähend und gerüstet, deren Stärke man nur bei gelegentlichen Ausfällen ahnte.

Wilhelm Holmsted — stand da mit fester und sicherer Hand. Er schrieb keine hastige, undeutliche Schrift wie so viele Ärzte! Sie hatte bei Großmutter ein paar von seinen Rezepten gesehen.

Da hörte sie ein Lachen und wandte sich um. Almgren und Frederikke standen in der Tür und lachten laut.

Aber Helene, wirst du denn niemals fertig mit den Quacksalbern?

Halten Sie sich nur an die Ärzte, Fräulein Helene, sagte der Doktor.

Helene war wie der Blitz von dem Bilde weggesprungen und stand nun wie eine Verbrecherin vor ihnen, das böse Gewissen auf dem glühenden Antlitz.

Nein, Helene, wie tüchtig du bist! sagte Frederikke. Aber nun bist du bald eine Stunde hier, und Hanna sagt, wenn es so gründlich gemacht werden solle, würdest du vor heute Abend nicht fertig werden; da müßten wir ja ein Fräulein für jedes Zimmer haben.

Aber Frederikke, sagte der Doktor, es ist hier auch so fein geworden! In dem Zimmer eines Arztes dürfen keine Bazillen sein!

Da hast du Recht! Biete nun dem fleißigen Fräulein den Arm und führe sie an den Frühstückstisch!

Der Doktor verneigte sich tief und führte Helene auf die Veranda nach dem Garten hinaus. Frau Frederikke folgte lächelnd.

Märta war schon mit den Kindern da. Sie und Brita machten einen schönen Knicks, und Knut machte einen so tiefen Diener, wie seine kleine Person es erlaubte.

Nach schwedischer Sitte stand man einen Augenblick im Gebet da, ehe man begann. Dieselbe Zeremonie wiederholte sich nach der Mahlzeit, und dann gingen der Doktor und Frederikke mit Helene in den Garten hinab.

Einen Augenblick später erschien Hanna.

Nun, fangen sie schon an zu kommen? fragte Frederikke.

Mein Gott, ja! Da halten schon mehrere Wagen, und die Kinder schreien, daß es eine Lust ist, sie zu hören.

Eine Lust? fragte Helene.

Ja natürlich! antwortete Hanna etwas verdrießlich, denn da verdient der Herr Doktor doch was!

Es ist gut — ich will heute impfen. Auf Wiedersehen! sagte Almgren und eilte davon.

Nun, Hanna, sagte die Frau Doktor, wie denken Sie denn über das dänische Fräulein?

Mit Erlaubnis zu sagen, wenn ich Fräulein ein bißchen anleiten darf, wird es schon gehn.

Vielen Dank, Hanna! sagte Helene und gab ihr die Hand.

Hanna machte einen tiefen Knicks und entfernte sich dann — langsam und sinnend. Es war ja kein Kunststück, zu sehen, was dem dänischen Fräulein fehlte!

Als sie über den Hof kam, hörte sie den Knecht, der das Pferdegeschirr putzte, singen:

Wie ein Feuerbrand im Reisig,
Wie ein Blitz ins Pulverfaß
Ist die Liebe bei den Mädchen,
Heute glühend, morgen eisig,
Nein, auf sie ist kein Verlaß.

Hanna lachte vor sich hin. Was wußte der Grünschnabel von Liebe!

* * *

Am nächsten Morgen war Helene wirklich um sechs Uhr auf; die Uhr ging jetzt richtig, und sie stäubte in der ganzen Wohnung ab.

Warum hob sie sich eigentlich des Doktors Zimmer bis zuletzt auf, wie man sich das beste bis zuletzt aufspart? Es war ja offenbar das schwierigste, namentlich des Doktors Bild! War es denkbar, daß die Bazillen mit besondrer Vorliebe ihre Gegner, die Ärzte, aufsuchten und sich damit amüsierten, sie durch das Glas in effigie zu verhöhnen? Jedenfalls kostete das Bild Helenen mehr und mehr Zeit.

Hanna fand ja freilich, daß es in den andern Zimmern ziemlich schnell ging; da aber alles ordentlich und nett gemacht wurde, mußte man Helenen ja erlauben, sich da drinnen so lange zu amüsieren, wie es ihr beliebte.

Um sieben Uhr stand die Teemaschine auf der Veranda. Helene machte Tee und strich Butterbrot für das Teebrett, das Hanna immer ins Schlafzimmer hinauftrug.

Am ersten Tage, als Helene dies getan hatte, sagte Frau Almgren zu ihr: Du hast dir Hannas Freundschaft erworben; sie hat dir heute ein großes Lob erteilt. Als sie uns den Tee heraufbrachte, sagte sie: Wollen Frau Doktor nur mal sehen, ist das nicht nett gemacht? Das kann man doch an dem Butterbrot sehen, daß sie einen Mann glücklich machen kann!

Helene wechselte die Farbe und verließ schleunigst das Zimmer. Frederikke sah ihr etwas verwundert nach.

Mit den Kindern ging sie früh und spät im Garten und in der nächsten Umgebung spazieren. Und dann machte sie ihre einsamen Radfahrten.

Sie fing an, sich heimisch zu fühlen. Aber der Doktor und seine Frau sahen ja trotzdem, daß ihre Miene finster war.

Lebhaft und unruhig war Helene immer gewesen. Aber das Lebhafte war sehr gedämpft; der Glanz, der von ihr auszugehn pflegte, war wie verschleiert. Und ihre Unruhe war zu Rastlosigkeit geworden.

Wenn sie ganz ruhig dasaß, schwang sie sich plötzlich aufs Rad und jagte stundenlang durch die großen Wälder wie eine Friedlose, Verfolgte. Was verfolgte sie nur? Sie schwand nicht gerade hin, aber sie wurde bleicher, und die Augen

wurden tiefer. Sie fühlte sich auch zu nichts recht aufgelegt. Das bißchen Hausarbeit war ja für nichts zu rechnen. Und ihre Beschäftigung mit den Kindern war nur ein Spiel.

Die Natur war groß und herrlich. In ihr fühlte sie sich noch am freiesten.

Aber — sie sehnte sich nach Arbeit.

So verging fast eine Woche. Sie hatte noch nichts von zuhause gehört, und sie hatte ja versprechen müssen, den Ihren nicht zu schreiben, ehe sie Nachricht von Großmutter erhalten hätte.

Man war jetzt im Anfang des Augusts, und die Abende waren wunderbar schön.

Arm in Arm mit Frederikke wanderte Helene im Garten. Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander her. Da ließ die junge Frau plötzlich Helenens Arm los, stellte sich vor sie und fragte: Was bedrückt dich, Helene? Vertraue dich mir an!

Helene nahm ihren Arm wieder und sagte im Weitergehn: Ich fühle mich nur untätig; das, was ich zu tun habe, füllt mich nicht genügend aus!

Füllt dich nicht aus! Aber Liebste, du bist ja vor Tausenden bevorzugt! Du darfst reisen, du kommst zu der besten Tante in den drei nordischen Reichen und findest hier ein Heim!

Helene ergriff ihre Hand: Glaubst du etwa, daß ich das nicht zu schätzen wüßte?

Nein, sagte Frederikke lächelnd, du bist jedenfalls nicht so fröhlich, wie ich und jede andre es an deiner Stelle sein würde. Hier kannst du dich in dem herrlichen Värmland ergehn, wie du willst; du bist dem Gefängnis entronnen, hast deine Freiheit!

Ja, ich habe meine Freiheit! rief Helene mit blitzenden Augen, indem sie sich losriß, meine volle Freiheit! Und die soll mir niemand rauben, niemand, niemand in der ganzen Welt!

Aber mein Gott, gibt es denn jemand, der mit dem Gedanken umginge?

Nein nein nein! Aber — wie soll ich dir das nur erklären? — Ich bin froh über meine Freiheit — aber ich möchte mich gern selbst in Fesseln legen! — Verstehst du mich denn nicht?

Nein, weiß Gott, ich verstehe dich nicht! sagte Frederikke und brach in so ansteckendes Lachen aus, daß Helene wider Willen mitlachen mußte.

Da kam Almgren und sagte: Da ihr doch so gut aufgelegt seid, habt ihr vielleicht Lust, einen Spaziergang zu machen. Was sagt meine dänische Nichte dazu?

Du hast ja deine Freiheit! sagte Frau Frederikke lachend.

Danke, Onkel Doktor, das will ich gern!

Und dann gingen sie auf den Lillberg. Von hier aus sahen sie in den reißenden Strom hinab, der das Holz zur Stadt führte.

Der Doktor erzählte von dem Elf, und nun hörte Helene, daß er nicht nur Holz flößte, sondern auch die Fabrik trieb, in der das Holz zu Papier verarbeitet wurde.

Sie war ungewöhnlich nachdenklich an diesem Abend. Als sie oben auf ihrem Balkon saß und über den Elf hinaussah, der im Mondschein lärmte und glitzerte, dachte sie: Ja, schön bist du, du stolzer Elf! Aber was würde all dein schöner Stolz nützen, wenn du nichts ausrichtetest! Jetzt erfreust du uns doppelt, da wir wissen, daß du das Holz aus den großen Wäldern in die Hände der Menschen trägst und das Werk treibst, das für die Menschen arbeitet!

Ich habe genug gesungen und gelärmt! Jetzt muß ich wirken!

Liebster Gott! Sende mir eine Arbeit, die mich ausfüllen, mich beschäftigen, mich fesseln kann! Dann kann ich ohne andre Menschen leben — kann sie alle entbehren — und mir selbst genug sein!

In der Nacht erwachte sie. Der Mond schien in ihr Fenster. Sein Glanz fiel auf die gelbe Messinguhr.

Sie fuhr erschrocken in die Höhe. Da saß ein Gesicht auf der Uhr, das Gesicht, das sie nicht sehen wollte, und das sie doch überall hin verfolgte. — Der Mond glitt hinter eine Wolke.

Und sie schlief wieder ein.

33. Ein Brief mit einer Nachschrift

Kopenhagen, den 8. August

Aber Helene!

Liebste Helene! du entflohene, du flüchtige Helene! Ja, hab ich nicht Recht gehabt mit dem, was ich voraussagte? Du hast wirklich Unruhe im Blut!

Wir haben auf einen Brief von dir gewartet und gewartet; ich habe geschrieben und geschrieben. Es kam keine Antwort. Katrine lachte vor sich hin, wie sie es zu tun pflegt, wenn sie schlechter Laune ist, und Mutter wurde ganz rastlos in ihrer Sofaecke.

Da mußte ich mich also zusammennehmen. Ach du! All die Geschichten, die ich den beiden großen Kindern habe erzählen müssen: erst, daß es Einmachezeit sei, und ihr so viel zu tun hättet — du auch —, und dann, daß sie es auf der Post so schwer hätten mit all den Ferienbriefen und Ansichtskarten, die auch eingemacht würden, und dann fiel mir plötzlich ein — nein, wie ich gelogen habe! —, daß wir frühestens in acht Tagen einen Brief erwarten könnten. Und je mehr ich mich bemühte, das Garn zu entwirren, um so verwickelter wurde die Sache.

Eines Tags, als ich aus der Stadt kam, hörte ich, Mutter sei in die Küche hinausgegangen, um sich von Katrine beruhigen zu lassen, die sagte: Frau Rörby brauchen sich nicht zu ängstigen! Denn Betty, die ist ja ganz ruhig.

Ja — Betty war ruhig! Ja, scheinbar! Aber des Nachts konnte sie nicht schlafen.

Und dann geschah das Große, Merkwürdige, was ich nie vergessen werde.

Wir saßen am Nachmittag im Zimmer, wo ich am Fenster meinen Schreibtisch und meine Arbeitsstube habe, und wo Mutter in der Sofaecke ihre Wohnstube hat, und wo wir in der Mitte alle zusammen unsre Eßstube haben. Mutter war ein wenig eingenickt über einem Roman aus Südamerika; ich kann sie gar nicht satt machen mit Indianern und Rothäuten. Katrine plättete kleine Wäsche am Eßtisch, und ich machte einen Auszug aus „Deutsche Aufsatzthemata für die untern Klassen der höhern Töchterschule," die mir Fräulein Mikkelsen geliehen hatte.

Da schellte es. Aber es war kein gewöhnliches Schellen. Es war, als sei unsre alte Etagenglocke auf einmal elektrisiert.

Mutter machte auf und fuhr erschrocken in die Höhe, Katrine vergaß ihr Plätteisen, und ich hielt mit dem Schreiben inne.

Du weißt ja, bei uns schellt es nur, wenn der Postbote kommt. Nur ganz selten steigen die Krabbenfrauen bis zu uns hinauf.

Mutter sagte: Ein Brief!

Es ist keine Postzeit, bemerkte ich.

Nein! sagte Katrine und lachte bitter.

Wieder ein kräftiges Schellen.

Dann setzte Katrine ihr Plätteisen hin und lief hinaus, um aufzumachen.

Mutter und ich lauschten atemlos und sahen uns an. Es war ganz still. Durch die offnen Fenster hörte man bis zu unserm vierten Stock herauf das Klingeln der elektrischen Bahnen unten auf der Straße.

Und auf einmal wurde auf der Flur laut geredet.

Die Tür tat sich auf, und eine kräftige Stimme sagte: Lassen Sie uns nur hinein, Katrine.

Und dann trat eine große schöne Dame mit einem allerliebsten kleinen Mädchen ein, und zu allerletzt kam Katrine, deren Kopf vor Erstaunen hin und her wackelte.

Die große Dame sagte: Helene geht es ausgezeichnet, ich soll von ihr grüßen!

Großmutter! sagte ich.

Sie und keine andre — und das ist Anna.

Nun gab es ein Küssen und Erzählen und Schmatzen wie in der Schule, wenn Pause ist. Und dann erzählte Großmutter genau so viel, wie Mutter gut ist zu wissen. Ich quetschte ja nachher, als wir allein waren, etwas mehr aus ihr heraus. Sie sagte, sie sei in Fünen gewesen und habe alte Erinnerungen aufgefrischt, und da sei Anna zu ihr gestoßen. Gestern seien sie in die Stadt gekommen, wo eine Bekannte von Großmutter ein Erdgeschoß mit Garten für sie in einer Villa in Frederiksberg gemietet habe.

Als sich der erste Schrecken gelegt hatte, fand Katrine, daß sie sich gebildet bezeigen müsse, und da sagte sie denn: Wollen gnädige Frau nicht ein Band lösen?

Lösen, sagte Großmutter und lachte, nein, jetzt löse ich keine Bänder mehr.

Und dann legten Anna und sie ab. Anna sah mich lange an. Dann sagte sie plötzlich: Wie wunderhübsch doch Helene ist! Und diese mir gemachte Liebeserklärung rief ein allgemeines Gelächter hervor.

Anna küßte mich und sagte: Sie sehen ihr aber doch ähnlich!

Als wir hörten, daß du wohl aufgehoben in Värmland säßest, freuten wir uns ja schrecklich. Aber ich glaube, Mutter hatte das Gefühl, als drehe sich ihr alles im Kopfe rund herum. Sie fragte, ob es auch sicher sei.

Bombensicher! sagte Großmutter.

Katrine war seelenvergnügt. Und auf einmal fing sie aus lauter Freude an, laut zu heulen.

Großmutter streichelte sie. Und schließlich gelangte Katrine zu der Erkenntnis, daß Kaffee gemacht werden müsse. Großmutter war entzückt über den Kaffee und lobte Katrinens selbstgebackne Honigkuchen, obwohl sie so zäh waren wie Guttapercha.

Aber jetzt denke und höre und staune! Ehe noch der Kaffee getrunken war, hatte Großmutter mich engagiert, Annas häusliche Arbeiten zu beaufsichtigen. Du kannst mir glauben, ich laufe nicht aus meiner Stellung weg.

Nun wurde Katrine ganz wild und wollte Tee machen. Dem widersetzte sich aber Großmutter auf das bestimmteste; sie lud uns alle zusammen ein. Wir mußten ja wie gewöhnlich auf Katrine warten, die ihr Haar salbte wie die Spartaner vor dem Kampf.

Endlich kam sie aber in ihrem feinsten Staat, in dem bunten Schal und dem schwarzen Hut mit den Kirschen zum Vorschein. Und dann fuhren wir nach der Langen Linie, wo wir zu Abend aßen. Und wir sahen nach Schweden hinüber und dachten an dich. Und wir tranken dein Wohl in schwedischem Punsch. Katrine weinte und schnaubte sich die ganze Zeit; so glücklich war sie.

Dann begleiteten wir Großmutter nach ihrer neuen Wohnung. Sie sagte, die über ihr würde bald leer, ob wir nicht jemand wüßten, der Lust dazu hätte. Und dann lachten sie und Anna sich zu und sahen uns an. Ich weiß, was ich nicht weiß, aber Gedanken sind ja zollfrei.

Und nun habe ich angefangen, Anna ein wenig auf die Klasse vorzubereiten, in die sie nach den Ferien kommen soll. Fräulein Mikkelsen hat sie schon geprüft und sagt, das Fundament sei tadellos. Du bist doch tüchtiger gewesen, als ich glaubte. Aber, Helene! In der Sprachlehre bist du lange nicht sicher genug. Du bist zu altmodisch!

Anna ist übrigens eine wahre kleine Perle. Und sie sieht mich oft so rührend an; sie sucht nach dir in meinem häßlichen Gesicht.

Einmal in der Woche soll nach Hause geschrieben werden. Und wir — das heißt sie — ich meine nämlich Anna — hat schon einen Brief von deiner alten Prinzipalin bekommen; aber das war ein sonderbarer Brief. Gar nicht wie von einer Mutter, sondern wie von einer Kanzleirätin. Es ist gut, daß du der entronnen bist! — Aber Unruhe im Blut hast du! Ob du in einem Schwanenei ge-

legen haſt, weiß ich nicht. Vielleicht iſt es ein Wildentenei geweſen. Haſt du nie die Geſchichte von der Wildente gehört, die zwiſchen den zahmen jungen Entlein ausgebrütet wurde? Eines Tages, als die Flügel ausgewachſen waren, ſtieg es von Nakkerup — ich meine von dem Entenhof — auf und verſchwand hoch oben in der Luft, während alle daſtanden und ihm nachſtarrten.

Heute überhörte ich Anna die Geſchichte von Joſeph. Sie erinnert mich auch ein klein wenig an dich. Ja, wir haben dich doch eigentlich an die Apothekerin verkauft. Und du kamſt ins Gefängnis, und da trafſt du Großmutter und hatteſt bald einen Stein bei ihr im Brett. Und eines ſchönen Tages wirſt du wohl das Glück finden, und dann läßt du uns alle nachkommen. Ich bin ſehr geſpannt, wie es dir geht. Du Ärmſte, du haſt ſo viel durchgemacht. Mutter ahnt nichts davon. Es ſei nur zu anſtrengend für dich geweſen! — Ruhe dich jetzt nur gut aus! Dann wirſt du ſchon etwas finden. Denn ich kenne dich ja gut genug, daß ich weiß, daß du nicht von Großmutter leben magſt, wie lieb und gut ſie auch iſt.

Richtig: Großmutter ſchien ſich ſogar für Vater zu intereſſieren; ſie betrachtete immer wieder ſein Bild, das über dem Sofa hängt, das allerletzte, das wir haben, wo er mit dem Strohhut ſitzt und ſo ſchwärmeriſch ausſieht. Und noch eins: neulich begegnete ich einem Herrn, der gerade von Großmutter herauskam. Er ſah mich lange an und fuhr dann auf ſeinem Rad davon. Ich fragte Großmutter, wer es ſei. Aber ſie ſagte, es ſei niemand. Aber es war nun doch wohl jemand!

Grüße den ſchwediſchen Onkel und die Tante und die Couſine und den Vetter von uns allen.

Deine dich liebende Schweſter
Betty

Nachſchrift:

Liebes Fräulein Helene Rörby!

Jetzt ſollen Sie ſehen, daß noch alles für Sie gut wird, denn das wird es ſchon werden. Und auch für uns alle. Ich freue mich ſo über Ihre Schweſter, ſie iſt ganz ebenſo gut wie Sie, aber etwas ernſthafter. Dies darf niemand außer Ihnen leſen, denn es kann ja wohl ſein, daß da Fehler in ſind.

Wenn ſich bloß Vater und Mutter nicht zu ſehr nach uns ſehnen und ohne uns fertig werden können. Aber das kann Mutter gewiß nicht, denn Vater iſt ja ſo viel in der Apotheke. Deſiderta hat mir wirklich ſo nett geſchrieben und mir erzählt, daß ſie ein neues Kleid gekriegt hat. Ich weiß eine, die hat ein paar Grübchen, wenn ſie lacht, und nach der ſehne ich mich ſo oft, und ich denke am Tage und in der Nacht an ſie. Ob ſie wohl auch an mich denkt?

Ihre kleine Anna

34. So feſt ein Damm!

Der Auguſt ging ſchon zur Neige. So ſchnell glitten die Tage dahin in dem ſtillen Heim und in der wunderbaren Natur. Helene war gewiſſermaßen fröhlicher geworden; wenigſtens glaubte ſie es. Sie ſprach laut, miſchte ſich in die Unterhaltung und war bemüht, heiter auszuſehen.

So kam ſie eines Vormittags ganz wie in alten Zeiten im Radelkleide auf die Veranda geſtürmt, wo die Familie ſaß.

Sie lachte über das ganze Geſicht, trällerte ein Lied und war außergewöhnlich munter.

Du biſt ja heute ſehr vergnügt! ſagte Frau Almgren mit ironiſcher Betonung.

Ich nehme an, daß die Freude echt iſt! fügte der Doktor hinzu.

Helene ſah ſofort, daß ſie durchſchaut war, und ließ die Maske fallen. Sie lief auf die Diele hinaus und blieb vor des Doktors Zimmer ſtehn.

Es war dies eine kräftige Kur, die ſie gebrauchte. Sie hatte ſich in der letzten Zeit gezwungen, mindeſtens ein paarmal das große Ärztebild zu betrachten, um ſich zu überzeugen, wie wenig Eindruck es auf ſie machte. Aber dabei hatte ſie immer das Staubtuch in der Hand.

Jetzt stand sie vor dem Bilde. Betrachtete sie jetzt wirklich vollständig gleichgiltig dieses gleichgiltige Gesicht?

Nein, noch nicht ganz. Sie mußte die Kur wohl noch ein wenig verlängern. Das mußte und sollte doch helfen!

Dann wieder auf die Diele hinaus! Dort lief sie dem Doktor und seiner Frau in die Arme: Aber Helene! riefen sie ihr nach. Willst du die Bäume oben in den Bergen abstäuben? du läufst ja mit dem Staubtuch davon!

Ich hatte den Rauchtisch heute Morgen vergessen! Sie eilte mit dem Tuch ins Zimmer, kam wieder heraus, aufs Rad und davon.

Gunnar erhob den Kopf und wieherte ihr nach, aber sie beachtete ihn heute nicht.

Auf der Veranda stand das Ehepaar und sah ihr lange nach.

Du, Frederikke! jetzt ist sie wieder da drinnen bei dem Bilde gewesen.

Ach ihr dummen, dummen Männer! Glaubt ihr, man tut nichts weiter als an euch und eure Bilder denken? ihr eingebildeten Götzen!

Sie küßte ihn, und er ging, in tiefe Gedanken versunken, in die Sprechstube hinüber.

Währenddes fuhr Helene in fliegender Eile die breite Landstraße nach Osten zu. Aber sie sah die Natur nicht, die doch in glänzenden Herbstbildern vor ihr lag.

Sie hielt das Rad an und führte es einen Hügel hinan. Weiße, sonnenbeschienene Wolken glitten über den Himmel und nahmen immer andre seltsame Formen an. Auf einmal stand sie still. Sah sie nicht sich dort von dem Azurblau des Himmels ein Profil abheben wie eine Silhouette von einer blauen Wand? Ja, folge mir nur, verfolge mich nur im Wachen und im Träumen. Ich lache nur über dich, frei wie ich bin, frei, frei, frei!

Da hörte sie plötzlich Gesang, Gesang von klaren Kinderstimmen. Sie stand vor der Schule.

Sie lehnte das Rad an die Mauer und trat in die Schulstube. Die Lehrerin, die sie im Hause des Doktors kennen gelernt hatte, bot ihr einen Stuhl an und sagte, ob sie die Kinder singen hören wolle.

Ja, das wollte sie natürlich gern!

Und nun erhoben sich die Kinder, indem sie alle das fremde dänische Fräulein anstarrten, das sinnend und träumend vor ihnen saß.

Helene streichelte ein kleines blasses Mädchen, das auf der ersten Bank saß und betrübt aussah. Wie heißt du? fragte sie, ihrer Ansicht nach in gutem Schwedisch.

Da lachten alle Kinder, auch die Lehrerin mußte lächeln. Und das kleine Mädchen bekam ganz rote Backen vor Erregung und Scheu.

Nun, wie heißt du denn? fragte die Lehrerin in etwas vorwurfsvollem Ton.

Ebba! antwortete die Kleine, und sie brach in Tränen aus.

Helene sah die Lehrerin an, und diese sagte: Ihre Mutter ist krank, und es geht ihnen schlecht, sie sind so arm. Flüsternd fügte sie hinzu: Der Mann hat sie verlassen, er ist mit einer andern nach Amerika gegangen!

Abermals streichelte Helene die kleine Ebba. Allmählich hörte sie auch auf zu weinen.

Dann sangen die Kinder:

Die Jungfrau stieg zum Quell,
Sie sollte Wasser schöpfen gehn,
Da sah sie einen Haselstrauch
Ganz allerliebst am Bache stehn!

Ach hör, du kleiner Haselstrauch,
Warum so allerliebst du bist? —
Ich esse Erde, trinke Wasser,
Dies meiner Schönheit Ursach ist!

Ach hör, du kleine Jungfrau,
Warum bist du so fein? —
Ich esse Zucker, trinke Wein,
Drum bin ich wohl so fein.

Sie sahen alle zu dem dänischen Fräulein auf. Es schien ihnen „die Jungfrau so fein" zu sein. Die Sonne schien auf die blondlockigen kleinen Mädchen, und in der Ferne brauste der Gießbach.

Die Lehrerin ging durch die Reihen der Kinder und sprach flüsternd zu ihnen.

Und auf einmal huben die klaren schwedischen Kinderstimmen an:

Es liegt ein schönes Land
Mit Buchen breit und stark
Am salzgen Ostseestrand,
Da senken Hügel sich ins Tal,
Das ist mein altes Dänemark,
Und es ist Frejas Saal!

Da wurde Helene so bewegt, wie sie es seit langer Zeit nicht mehr gewesen war. Es war ihr unmöglich, sich zu beherrschen. Schnell dankte sie den Kindern und der Lehrerin und eilte hinaus.

Sie ging in den Wald, und nun strömten die Tränen aus ihren Augen. Sie sehnte sich, sehnte sich — wie nie zuvor.

Da hörte sie die Kinder schwatzend und lachend aus der Schule kommen. Und nach einer Weile kam die kleine Ebba ganz allein an der Stelle vorüber, wo sie verborgen saß.

Da kam Helene ein Gedanke. Sie sprang auf und folgte langsam dem Kinde. Eine Strecke die große Landstraße lang, dann in den Wald hinein. Und wieder auf das Feld hinaus, in das niedrige Gestrüpp.

Ebba war während der ganzen Zeit vorwärts geeilt, ohne sich umzusehen, plötzlich aber wandte sie sich um und entdeckte wohl Helene, die eben noch zur rechten Zeit kam, sie in einem kleinen, armseligen Hause verschwinden zu sehen.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Durch die Trinksprüche, die der Kaiser in Dresden und bei der Moltkefeier in Berlin ausgebracht hat, klingt zum erstenmal ein ernster Ton, dessen Bedeutung um so größer ist, als er von der autoritativsten Stelle ausgeht und bei besondrer Gelegenheit angeschlagen worden ist. Es liegt darin eine Warnung an die Nation, die augenblickliche Minderung in der Spannung der Lage nicht als endgiltig anzusehen, die uns aller Sorge für die Zukunft enthöbe. Im Gegenteil mag das deutsche Publikum daraus entnehmen, nicht nur daß Kriegsgefahr nahe genug an uns vorübergezogen, sondern auch daß die Situation immer noch so ist, daß wir genötigt sind, „das Schwert scharf und das Pulver trocken" zu halten. Wenn einige Blätter geneigt sind, diese Wendung mit der Wahrscheinlichkeit eines englisch-russischen Abkommens, das zu verhüten sich Deutschland vergeblich bemüht habe, also mit einer Niederlage der deutschen Politik in Zusammenhang zu bringen, so waltet dabei ein sehr großer Irrtum ob. Ein englisch-russisches Abkommen über asiatische Grenzfragen wäre bekanntlich nicht das erste seiner Art und hätte als solches auf unser Verhältnis zu Rußland nicht den geringsten Einfluß, ganz abgesehen von der Frage, auf wie lange etwa eine aktive Betätigung der russischen Politik aus den internationalen Verhältnissen überhaupt ausscheidet. England hat sehr naheliegende Gründe, trotz seinem Bündnisse mit Japan eine allzu große Schwächung Rußlands in Asien nicht zu wünschen. Denn schließlich ist Rußland die europäische Macht, die dort bei weitem die größte Widerstandsfähigkeit und Kraftentfaltung zu leisten imstande ist. Würde die russische Macht dort gänzlich außer Betracht kommen, so würde die englische wahrscheinlich bald schwer gefährdet sein. Nach dem Siege

der gelben Rasse und nach dem Einfluß, den die japanischen Erfolge in fühlbarer Weise in China und in Indien zu üben beginnen, kann es für England durchaus nicht erwünscht sein, in Asien mit Rußland in Konflikt zu geraten und dabei schließlich davon abhängig zu sein, in welchem Umfang die Japaner ihre Vertragstreue zu betätigen für nützlich erachten. England hat allen Grund, für lange Jahre in Asien in keinen kriegerischen Gegensatz zu einer weißen Macht zu geraten, weder mit Frankreich noch mit Rußland, und aus diesem Grunde enthält ein Abkommen zwischen England und unserm östlichen Nachbar durchaus keine Berührungspunkte für die deutsche Politik. Daß auch Rußland auf eine Reihe von Jahren den Frieden in Asien, und wohl nicht nur dort, wünscht, bedarf keiner weitern Auseinandersetzung.

Ein andrer großer Irrtum ist es, englisch-russische Gegensätze gewissermaßen als eine Art Lebenselixir für die deutsche Politik zu behandeln. Jedesmal wenn sich solche Gegensätze zuspitzen, kommt Deutschland in die Lage, Stellung nehmen zu müssen. Da sich das voraussichtlich immer in dem Sinne einer für Rußland wohlwollenden Neutralität vollziehn wird, wie es ja auch seinerzeit bei der afghanischen Differenz im Jahre 1886 der Fall war, so ist jedesmal die Folge, daß nachdem sich Rußland und England, vielleicht wesentlich infolge der deutschen Stellungnahme, miteinander vertragen haben, bei England ein Stachel gegen Deutschland zurückbleibt. Von einem russisch-englischen Konflikt hat Deutschland nichts zu gewinnen, wohl aber kann es sehr leicht hinterher in die Lage kommen, durch ein schlechtes Verhältnis zu England die Kosten dieses Konflikts zu tragen. Im Gegenteil, da von einer englisch-russischen Entente, etwa im Sinne der jetzigen englisch-französischen, schwerlich die Rede sein wird, so können wir nur wünschen, daß die Gestaltung der Beziehungen zwischen diesen beiden Ländern so bleibt, daß uns erspart wird, nach der einen oder der andern Richtung hin Stellung zu nehmen. Sicherlich mag es richtig sein, daß wir von England desto schlechter behandelt werden, je loser unser Verhältnis zu Rußland ist. Aber kein russisch-englisches Abkommen der nächsten Zeit wird Deutschlands gute Beziehungen zu Rußland irgendwie beeinflussen. Sodann steht es fest, daß die Anfänge einer russisch-englischen Abmachung über asiatische Grenzfragen schon um zwei Jahre zurückliegen, und daß ihre Ausführung nur durch den Ausbruch des russisch-japanischen Kriegs verhindert worden ist. Rußland hatte sich im Prinzip dazu bereit erklärt, konnte aber selbstverständlich während des Kriegs mit dem mit Japan verbündeten England keine Abmachungen treffen. Trotzdem hat die Hoffnung auf solche die englische Politik während des asiatischen Kriegs wesentlich beeinflußt. Das amtliche England hat alles unterlassen, was Rußland ernstlich hätte verstimmen können, und als zur Zeit der Doggerbankaffäre Admiral Beresford in London anfragte, ob er die russischen Schiffe versenken oder nach Portsmouth bringen sollte, war es wesentlich Lord Lansdowne, der mit Rücksicht auf eine künftige asiatische Abmachung mit Rußland im Kabinettsrat den Ausbruch eines Konflikts zu verhindern wußte.

Die Beziehungen zwischen Deutschland und England haben in einem Artikel des Daily Telegraph eine Beleuchtung erfahren, von der man nur wünschen kann, daß sie sich in England verallgemeinern möchte. Man darf in dem Artikel wohl eine Antwort Lord Lansdownes auf den entschiednen Tadel sehen, den die gegen ihn gerichteten Artikel der Wiener Neuen Freien Presse, die von englischen Korrespondenten alsbald deutschem Einfluß zugeschrieben wurden, von deutscher Seite erfahren haben. Der Daily Telegraph bemüht sich offenbar, den deutsch-englischen Beziehungen den Anstrich der äußersten Korrektheit zu verleihen, was insofern nicht schwer fällt, als ja tatsächlich keine bestimmten Streitpunkte zwischen Deutschland und England vorliegen. Und wären solche in Afrika, in der Südsee oder in China vorhanden, so ist gar kein Grund abzusehen, weshalb ihre Beilegung nicht ebensogut zum Gegenstand eines Abkommens zwischen Deutschland und England gemacht werden könnte. Aber weder kann die wirtschaftliche Expansion Deutsch-

lands noch kann der Ausbau unsrer Flotte, der doch wahrhaftig langsam genug vor sich geht, Gegenstand irgendeiner Vertragsbindung zwischen den beiden Ländern sein, und so werden die Ursachen der Verstimmung, auch wenn sie an sich noch so ungerechtfertigt sind, bestehn bleiben, bis drüben endlich einmal eine bessere Einsicht Platz greift, oder bis England findet, daß es in seinem politischen Interesse liegt, sich Deutschland zu nähern. Der Daily Telegraph sagt in seinem Artikel: „Der status quo paßt uns allen und sollte auch Deutschland passen, und wenn Deutschland mit dem Bilde zufrieden ist, das heute der Atlas bietet, so liegt kein Grund vor, warum nicht ein ebenso herzliches Einvernehmen zwischen Großbritannien und Deutschland begründet werden sollte, wie es heute schon zwischen Großbritannien und Frankreich und Großbritannien und den Vereinigten Staaten besteht, und wie es hoffentlich mit Rußland zustande kommen wird. Unser Wunsch richtet sich auf Frieden mit der ganzen Welt, und falls Deutschland dieses Bestreben teilt, dann ist ein englisch-deutsches Einvernehmen schon vorhanden."

Es klingt auch durch diese scheinbar freundlich entgegenkommenden Wendungen das Mißtrauen, das die Engländer für die Erhaltung des status quo in Europa nicht nur selbst gegen Deutschland hegen, sondern auch überall zu verbreiten suchen. Englische Zeitungen nicht nur, sondern akkreditierte englische Diplomaten sind es gewesen, die den Verdacht gegen Deutschland genährt haben, daß es auf die Annexion der deutsch-österreichischen Landesteile ausgehe, und das englisch-französische Einvernehmen ist andern Mächten gegenüber mit der Notwendigkeit motiviert worden, daß diesem deutschen Länderhunger rechtzeitig vorgebeugt werden müsse durch Maßnahmen zur Erhaltung des durch Deutschland bedrohten europäischen Gleichgewichts. Solange inspirierte englische Preßstimmen in dieser Frage noch mit Wenn oder Aber kommen — „wenn Deutschland mit dem Bilde zufrieden ist, das heute der Atlas bietet" —, so lange ist drüben noch ein Mißtrauen vorhanden, oder es wird ein solches vorgeschützt, weil man auch ferner antideutsche Politik treiben will. Der König sowohl wie Lord Lansdowne wissen ganz genau, daß das heutige Deutschland gar nicht daran denkt, auch nur einen Zoll breit österreichischen Bodens zu erwerben, daß im Gegenteil Deutschland alle seine Bemühungen auf die Erhaltung des heutigen Österreich richten würde, falls dessen Integrität von irgendeiner Seite her bedroht werden sollte. Solche Andeutungen in der Presse geschehen darum wider besseres Wissen, und solange diese „Wenn" und „Aber" nicht aus der britischen Politik verschwinden — wohl verstanden: Wenn und Aber, die unmittelbare britische Interessen gar nicht berühren —, so lange wird auch ein ehrliches Einvernehmen zwischen den beiden Mächten nicht möglich sein. England würde es ja gewiß als eine große Unbequemlichkeit empfinden, wenn Triest und der Kriegshafen von Pola jemals in deutsche Hände kämen, und Deutschland damit Mittelmeermacht würde, und einige Übertreibungen in deutschen Blättern, die Triest als zweites Hamburg reklamierten, mögen Anlaß dazu geboten haben, Mißtrauen in dieser Beziehung in England zu wecken und in weitere Kreise zu tragen. Aber es ist doch sehr fraglich, ob dieser Besitz, auch wenn er Deutschland jemals zufiele, für Deutschland wirklich von Nutzen und Vorteil sein würde. Immerhin würde er unsre Reibungsflächen ganz bedeutend vergrößern und vermehren und uns militärisch zu Lande und zur See sehr große Opfer auferlegen. Die deutsche Politik ist aber jedenfalls von dem ehrlichen Wunsche und der festen Absicht geleitet, alles zu tun, dem österreichischen Länderbesitz den status quo für die Dauer zu erhalten, und wenn England keine andern Sorgen wegen des Bildes hat, das der Atlas heute bietet, so mag es sich dazu beglückwünschen. Im übrigen ist Kaiser Wilhelms Initiative zur Rückberufung der europäischen Truppen aus China doch dazu angetan, die Engländer von einem wesentlichen Alpdruck zu befreien, der seit Jahren auf ihnen lastete. Bei der fortschreitenden Konsolidierung Chinas und seines Heeres hätte die Fortdauer dieser partiellen Okkupation keinen Zweck mehr, sondern enthielt eher eine Gefahr. Der deutsche Antrag kommt somit ebenso den Empfindungen des chinesischen Hofes wie dem europäischen Interesse im

allgemeinen und dem deutschen im besondern entgegen. Er bedeutet für uns eine starke finanzielle Entlastung und macht die ostasiatische Brigade — falls erforderlich — für koloniale Zwecke verfügbar.

Außer dem Daily Telegraph hat sich nun aber auch noch eine Reihe angesehener Redner vernehmen lassen, die sich ebenfalls sehr entschieden und mit weniger Hintertüren als das ministerielle Blatt für ein gutes Einvernehmen mit Deutschland ausgesprochen haben, so der Staatssekretär für Indien, Herr Brodrick, das Mitglied des Unterhauses Bryce und vor ihnen schon Lord Rosebery, dessen Äußerungen allerdings von mancherlei Deutungen nicht frei sind. Aber immerhin sind in diesen Reden die publizistischen Hetzereien gegen Deutschland scharf verurteilt worden, und wir sind darin einer Sprache begegnet, wie wir sie seit Jahren von England her nicht mehr gewohnt waren. Im Gegenteil, wir wissen hier durch das Zeugnis durchaus unbefangner und glaubwürdiger Beobachter, daß sich das englische Publikum in den Gedanken eines Kriegs gegen Deutschland, und zwar ganz allein eines Verstimmungskriegs, so hineingelebt hatte, daß das Thema fast seit Jahresfrist im ganzen Lande und in allen Kreisen erörtert, und daß auch den Deutschen gegenüber, die drüben zu Besuch waren, kein Hehl aus der Sache gemacht wurde. Wir wollen die Äußerungen Roseberys, Brodricks und der andern Redner gern als bare Münze annehmen, auch wenn die Times und andre Blätter fortfahren, ihren Lesern unaufhörlich Unsinn und Feindseligkeiten gegen Deutschland vorzusetzen. Wir glauben also, daß es den erwähnten Rednern für den Augenblick wirklich Ernst ist, und stimmen namentlich Herrn Brodrick zu, wenn er die Idee einer Landung von hunderttausend Mann in Schleswig-Holstein als ein Märchen, richtiger wohl als ein Phantasiestück, bezeichnet. Zu bedauern bleibt nur, daß nachdem die Spannung schon so lange angedauert hat und zeitweilig so stark geworden war, noch keine der leitenden Persönlichkeiten der britischen Regierung, Balfour oder Lord Lansdowne, Gelegenheit genommen hat, sich so unzweideutig wie Herr Brodrick zur Sache zu äußern. Damit würde viel Beunruhigung in der Welt, viel Verstimmung hüben und drüben und viel unnötige Verbitterung vermieden worden sein. Das fortgesetzte Schweigen gerade der leitenden Persönlichkeiten hat mit am meisten zu dem Verdacht beigetragen, daß die mit der Druckerschwärze an Deutschland gerichteten Drohungen sowie das Bündnisprojekt des Herrn Delcassé ernst gemeint waren; auch haben ja noch in der jüngsten Zeit gerade die leitenden Persönlichkeiten des Ministeriums den Standpunkt eingenommen, daß im Falle eines deutsch-französischen Krieges jedes Kabinett von der öffentlichen Meinung in England gezwungen werden würde, sich an die Seite Frankreichs zu stellen. Da nun aber die öffentliche Meinung in England nur auf Grund böswilliger Hetzereien und Entstellungen gegen Deutschland eingenommen ist, ohne die Tatsachen selbst zu kennen und richtig zu würdigen, so wäre es Pflicht der leitenden Persönlichkeiten Großbritanniens gewesen, die öffentliche Meinung rechtzeitig eines bessern zu belehren und damit die britische Regierung von diesem Druck auf ihre Entschließungen endgiltig zu entlasten. Das alles ist nicht geschehn. Der einlenkenden Sprache, der wir jetzt begegnen, können wir Glauben schenken, weil sie mit der Tatsache zusammenfällt, erstens daß Frankreich jetzt keinen Krieg will oder sich zu einem solchen nicht genügend vorbereitet erachtet, zweitens daß Rußland, ganz abgesehen von seiner innern Lage, für keine irgendwie gegen Deutschland gerichteten Kombinationen in Betracht kommt. Aus diesen beiden Gründen glauben wir daran, daß England zunächst nichts gegen uns im Schilde führt. Als ein dritter Grund käme auch wohl noch der hinzu, daß die ökonomische Lage Großbritanniens doch noch sehr stark durch die Nachwirkungen des südafrikanischen Krieges beherrscht ist, daß ferner die englische Armee nichts weniger als in der Lage ist, in den Krieg mit einer europäischen Großmacht einzutreten, und daß demnach für England eine ganze Reihe von Gründen vorhanden ist, den Frieden, und zwar den Frieden von einiger Dauer zu wünschen.

Aber Deutschland muß sich die Vorgänge dieses Sommers zur Lehre dienen lassen — Regierende wie Regierte — und die jetzt der Kriegsgefahr abgewonnene

Pause so nützen, daß eine Wiederholung uns in jeder Beziehung bereit und gekräftigt findet. Wir müssen so stark sein, daß jedem die Lust vergeht, sich die Zähne am deutschen Granit auszubeißen; aber wir dürfen auch den Krieg nicht scheuen, sobald wir überzeugt sind, daß ein Gegner vorhanden ist, der ihn haben will. Eine so leichte Sache, wie es sich Hofleute, Diplomaten und Publizisten vorstellen mögen, würde ein Krieg für England auch an der Seite Frankreichs gegen Deutschland keineswegs gewesen sein, wobei wir auf eine Untersuchung der Frage, wie sich Amerika zu der Störung seiner wirtschaftlichen Beziehungen zu Europa stellen würde, noch gar nicht einmal eingehn wollen. In Frankreich beginnt schon die Legende von den Vorgängen dieses Sommers Besitz zu ergreifen. Wie im Jahre 1875 der von Bismarck angeblich geplante „Überfall" durch Gortschakow und die Königin Viktoria vereitelt worden sein soll — bekanntlich eine der Fanfaronaden, durch die sich Gortschakow von Zeit zu Zeit bloßzustellen liebte, und die sein eigner Souverän als lächerlich bezeichnete —, so soll jetzt England den deutschen Friedensbruch Frankreich gegenüber verhindert haben, während es aktenmäßig die französische Politik gewesen ist, die darauf ausging, Deutschland vor die Alternative einer Blamage oder eines Kriegs unter möglichst ungünstigen Verhältnissen zu stellen. Hierzu gesellt sich die sehr merkwürdige Erscheinung, daß die englische und die französische Presse übereinstimmend in der Idee einer Niederlage schwelgen, die sich Deutschland in Rußland geholt habe, weil es die englisch-russische Annäherung nicht habe hindern können! Der Botschafterposten in Petersburg sei aus diesem Grunde neu besetzt worden, und was dergleichen Unsinn mehr ist. Deutschland hat im Gegenteil alles Interesse daran, daß sich Rußland eine Reihe von Jahren in Frieden konsolidieren und sein Staatswesen in Ordnung wieder aufrichten kann. Dazu gehört selbstverständlich aber auch die Beseitigung aller Konfliktsmöglichkeiten mit England.

Es war vorauszusehen, daß die Worte unsers Kaisers in Frankreich sowohl wie in England Aufsehen erregen und den bisherigen publizistischen Bekämpfern Deutschlands neue Nahrung und neue Vorwände bieten würden. Leider haben aber auch deutsche Zeitungen einen hohen Grad von Unfähigkeit in der Beurteilung der Vorgänge dieses Jahres an den Tag gelegt. Ob der Kaiser mit seinen Worten Wünschen des Reichskanzlers gefolgt ist, wie bei dem Besuch in Tanger, oder nach eigner Eingebung gehandelt hat, kann auf sich beruhen bleiben, jedenfalls entsprechen seine Äußerungen den innersten Gedanken der Reichspolitik. Zudem war in Dresden der besondre Anlaß gegeben durch die sehr wohlwollende Beurteilung, die König Friedrich August der Tätigkeit des Reichskanzlers während der letzten Monate hatte zuteil werden lassen. Bei der Moltkefeier war es fast nur ein militärischer Kreis, an den der Kaiser seine in knappe soldatische Form gekleideten Worte richtete.

Der ernste Ton, der durch die Reden des Kaisers klang, wird voraussichtlich auch in der Thronrede bei Eröffnung des Reichstags widerhallen. Bei unsrer Lage ist es nicht nur Pflicht der Regierung, die Nation darauf vorzubereiten, daß ernste Wendungen, die uns recht nahe waren, sehr leicht wieder auftauchen können, sondern es erwächst auch der Volksvertretung die Pflicht, die Reichspolitik in allen Maßnahmen zu unterstützen, die darauf gerichtet sind, ernste Zeiten, wenn sie über Deutschland kommen sollten, mit Ehren bestehn zu können. Dazu gehört vor allem die Reichsfinanzreform; gute Finanzen sind die Bedingung jeder guten Politik. Wir brauchen außer der Kriegsbereitschaft zu Lande und zur See auch eine finanzielle Kriegsbereitschaft, und es ist höchst notwendig, daß die Parteien endlich darauf verzichten, die Schließung dieser klaffenden Lücke in unsrer Rüstung noch weiter durch Umschmeichlung der Massen zu verhindern oder zu erschweren. Welches Steuerprojekt auch auftauchen mag, immer ist es der sogenannte „arme Mann," um dessentwillen es nicht zur Ausführung kommen darf, derselbe arme Mann, der das Zehn- und Zwanzigfache von dem, was das Reich von ihm zum Schutze seiner friedlichen Arbeit verlangen würde, alljährlich an Streikgroschen aufbringt und an

andern Beiträgen für wirtschaftliche Störungen, für Schädigung des Nationalvermögens und damit auch für Schädigung der Zoll- und Steuereinkünfte. Auch von diesem Standpunkt aus ist die Reichserbschaftssteuer tatsächlich eine recht bedenkliche Konzession, die an die von der Politik der Massenumschmeichlung lebenden Parteien gemacht wird. Ein fünfunddreißig Jahre festgehaltner Grundgedanke der Reichspolitik wird damit durchbrochen, und wir wollen wünschen, daß das französische Sprichwort: Ce n'est que le premier pas qui coute nicht auch in dieser Beziehung zur Geltung kommt. Es ist immerhin eine von der Sozialdemokratie geschlagne Bresche, die von der Zentrumsdemokratie erweitert wird, ein Wettlaufen, bei dem dann natürlich der bürgerliche Freisinn auch nicht fehlen darf. Wäre das Reichsschatzamt mit einem preußischen Staatssekretär besetzt, so würde die bayrische Zentrumsdemokratie wahrscheinlich gewaltigen Lärm über den „Eingriff in die bayrischen Landeshoheitsrechte, über preußische Vergewaltigung“ erheben, so aber ist Herr von Stengel Bayer, und da können sogar seine ihm sonst wenig wohlwollend gesinnten Landsleute doch nicht in Widerspruch mit sich selbst geraten. Quousque tandem! *§*

Praktisches Christentum als Förderer des konfessionellen Friedens. Die evangelische Kirche ist von Anfang an ein wenig zu sehr Theologenkirche gewesen, und manchmal, so auch in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, mag es vielen so vorgekommen sein, als ob das Leben dieser Kirche in der theologischen Forschung und im Streit ihrer Theologen untereinander und mit denen der andern Konfession aufginge. Mit der Gründung des Diakonissenin stituts und mit Wicherns Innerer Mission ist eine erfreuliche Reaktion eingetreten, und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt haben Liebeswerke und soziale Bestrebungen aller Art einen immer breitern Raum eingenommen und immer erfreulichere Früchte getragen. Darin liegt nicht bloß eine Rückkehr zum echten Geiste des Christentums, sondern es eröffnet sich damit auch die Aussicht auf Überwindung und Überbrückung — nicht Beseitigung — des konfessionellen Gegensatzes. Zu praktischer Tätigkeit können die Konfessionen ohne Preisgebung ihrer theoretischen Prinzipien einander die Hände reichen, durch die theologische Erörterung dieser Prinzipien wird die ohnehin starke Neigung zu unfruchtbarem und verderblichem Gezänk verstärkt. Sehr gefreut hat es uns, daß diese Seite der Sache auf dem in Leipzig abgehaltnen dreiunddreißigsten Kongreß für Innere Mission so kräftig hervorgehoben worden ist. Unsre Freunde werden ja, soweit sie nicht selbst teilgenommen haben, die Berichte über die Verhandlungen gelesen haben, aber es soll doch auch in dieser Zeitschrift, die so entschieden für den konfessionellen Frieden eintritt, die erfreuliche Tatsache wenigstens gebucht werden. Von den neun Leitsätzen, die in der Sitzung am 26. September der Geheime Kirchenrat D. Hauck vorlegte, sprechen zwei es aus, daß die konfessionelle Spaltung ja an sich ein Unglück sei, die Verschärfung des Gegensatzes aber die Einheit der deutschen Nation gefährde, und daß die Innere Mission, deren Arbeit mit den gleichartigen katholischen Bestrebungen zusammentreffe, das gegenseitige Verständnis, die gegenseitige Achtung fördere und so dem Frieden diene. Und daran schließt sich der Satz: „Gefährlicher als der konfessionelle Gegensatz ist für die Einheit des Volkslebens der unversöhnliche Gegensatz der religiösen und der irreligiösen Weltanschauung.“ Und der Geheime Kirchenrat D. Pank sprach die schönen Worte: „Leider ist ja der konfessionelle Gegensatz vorhanden und darum auch die Unvermeidlichkeit des Kampfes gegeben. Aber um so mehr ist es unsre nationale Pflicht, nicht mit vergifteten Waffen diesen Kampf zu führen. Auf wissenschaftlich-literarischem Gebiete soll der Kampf nur mit dem Schwerte des Geistes und der Wahrheit geführt werden, auf praktischem Gebiete soll er sein ein heiliger Wettkampf, ein heiliges Ringen um die Besserung des Volkes und um seine Hebung.“ Das bedeutet einen guten Schritt vorwärts in der gesunden Entwicklung unsers Volkes.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang

Nr. 45

Ausgegeben am 9. November 1905

Inhalt:

	Seite
Deutsche und Magyaren. Von Julius Patzelt in Wien	283
Die russische Volksvertretung. Von George Cleinow in St. Petersburg	294
Salzburg u. die Tauernpässe. Von Otto Kaemmel. 3	303
Vom Ägäischen Meere. Von C. Fredrich in Posen I. Eine vergessene Insel	311
Montesquieu. Von Hans von Metzen	321
Junge Herzen. Erzählung von Christopher Boeck. (Schluß)	327
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Stadt und Land	334

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Ihre Kohle, Ihre Briketts, Ihre Koks
Ihre Heizöle, Ihre Schmierstoffe, Ihre Benzine
Ihre Autoreifen, Ihre Schläuche, Ihre Batterien
Ihre Autoersatzteile, Ihre Autozubehörteile
Ihre Autoreparaturen, Ihre Autowäsche, Ihre Autoüberholungen
Ihre Autoschlosserarbeiten, Ihre Autoschmierungen
Ihre Autoüberholungen in modernster Weise durch Meisterhand
IDURA
Hauptbüro: Berlin-Charlottenburg, Kantstraße 152
Fernsprecher: Sammel-Nr. 34 10 61
Telegramm-Adresse: Idura Berlin
Niederlassungen in sämtlichen Städten Berlins und Vororten
Verkaufs-Syrup Normal Exp. Eisenbahnzeit 6 Lfg. Hydrolitol 1 Lfg. ●
Ihre Autoreparaturen, Ihre Autowäsche, Ihre Autoüberholungen
Ihre Autoschlosserarbeiten, Ihre Autoschmierungen
Ihre Autoüberholungen in modernster Weise durch Meisterhand

ILSE
BRIKET
Produktion
63000 Waggons

Deutsche und Ungarn.

Von Julius Rodenberg.

Nach Ungarn, in die Hauptstadt, in die Metropole, in Budapest, wie sie jetzt heißt, nach Pest, wie sie bisher hieß, wollte ich. Pest, das heißt bei Tage wie bei nächtlicher Zeit: Leben, Bewegung, Geräusch, Lärm, Verkehr, Handel, Wandel, Geschäft, Vergnügen, Tanz, Musik, Theater, Concert, Oper, Ball, Gastmahl, Champagner, Tokayer, Gulasch, Paprika, Zigeuner, Csardas, Mädchen, Frauen, Juden, Juden, Juden

magyarische Unabhängigkeitsbewegung gar nicht demokratischer sondern oligarchischer Natur ist; in Deutschland wiederum hat man den ganz begreiflichen Wunsch, die innere Ordnung in der verbündeten Monarchie so bald wie möglich wiederhergestellt zu sehen, und hält deshalb das weitestgehende Entgegenkommen gegenüber den magyarischen Forderungen für zweckmäßig, und zwar um so mehr, als man von der Überzeugung durchdrungen ist, daß die unbedingte Herrschaft des Magyarentums in Ungarn als Barre gegen den slawischen Druck von Osten notwendig sei. Die Magyaren seien — so räsoniert man weiter — in diesem Punkte die natürlichen Bundesgenossen der Deutschen in Österreich. Die Verteidigung gegen das Slaventum sei für beide ein gemeinsames Interesse, die dualistische Verfassung vom Jahre 1867 habe die geeignete Form für die Betätigung dieser Bundesgenossenschaft geschaffen, und es zeuge von großer politischer Einsichtslosigkeit der Deutschen, wenn sie sich den magyarischen Ansprüchen widersetzen, statt im Bunde mit den Magyaren deren Herrschaft in Ungarn und damit ihre eigne in Österreich zu sichern.

Ein bittrer Vorwurf, der lebhaft an das Bismarckische Wort von den Herbstzeitlosen erinnert, aber nicht so begründet wie dieses. Die Politik der Deutschen in Österreich seit 1859 ist sicher nicht immer richtig gewesen; viele und schwere Fehler sind begangen worden, daß aber die Deutschen mit den Magyaren nicht in Frieden leben wollten, dafür läßt sich kein Nachweis erbringen. Gerade in diesem Punkte sind sie bis an die Grenze des Möglichen gegangen, und es lohnt sich, diese Tatsache historisch zu belegen, nicht so sehr um die Deutschen in Österreich gegen einen ungerechten Vorwurf zu verteidigen, als vielmehr um eine irrtümliche Auffassung in den reichsdeutschen Kreisen zu berichtigen, deren Meinung und Stellung für die weitere Entwicklung der österreichisch-ungarischen Krise möglicherweise von Belang sein kann.

Der Gedanke einer wechselseitigen politischen Versicherung zwischen Deutschen und Magyaren ist nicht neu, sondern reicht in die sechziger Jahre zurück, wo die Auseinandersetzung mit Preußen das Habsburgerreich von seiner alten Basis loslöste und das Deutschtum in Österreich vor die Notwendigkeit stellte, sich aus eigner Kraft die führende Stelle im Staate zu sichern, die ihm bis dahin wegen der organischen Verbindung der Erbländer mit Deutschland zugefallen war. Die Magyaren hatten den Kampf um die staatsrechtliche Selbständigkeit Ungarns mit erneuter Kraft aufgenommen. Wohl stand der Hof noch auf dem alten zentralistischen Standpunkt, und auch ein großer Teil der Deutschen hing an der Schmerlingschen Februarverfassung, die in ihrem erweiterten Reichsrat ein zentrales Parlament für Reichsangelegenheiten schaffen wollte, bei dem Widerstande der Magyaren mehrte sich jedoch zusehends die Zahl der deutschen Politiker, die einem staatsrechtlichen Ausgleiche mit Ungarn auf Grund einer dualistischen Verfassung das Wort redeten. Sie nannten sich im Gegensatze zu den Großösterreichern und den Unionisten (Herbst) „Autonomisten," und an ihrer Spitze stand vielleicht die sympathischste Erscheinung aus der ganzen parlamentarischen Geschichte Österreichs, Moritz Kaiserfeld. Ein unantastbarer Charakter, erfüllt von Hingebung

an sein Volk und sein Vaterland, sah Kaiserfeld die Möglichkeit dauernder Sicherung verfassungsmäßiger Zustände und die Möglichkeit der Aufrechterhaltung der deutschen Hegemonie in den Erblanden nur in einem Ausgleiche mit den Magyaren; „durch den Dualismus sollte — so schreibt Krones, der Biograph Kaiserfelds — die politische Einheit Österreichs unter deutscher Führung erkauft werden."

Wie Kaiserfeld darüber dachte, erzählt der spätere ungarische Ministerpräsident Lonyay in seinem Tagebuche. Lonyay hatte im Februar 1865 in Wien eine Unterredung mit Kaiserfeld und notierte darüber: „Kaiserfeld steht vollständig auf dem Boden des Dualismus, als ungarische und deutsche Krone. Er ist der Meinung, daß die Herrschaft der deutschen Sprache in Österreich nicht aufrechtzuerhalten sei, wenn in Ungarn nicht die magyarische herrsche. Die Erhaltung der Nationalität sei jener wichtige Faktor, der eine neue pragmatische Sanktion zwischen dem magyarischen und dem deutschen Elemente im Interesse der Selbsterhaltuug und des Konstitutionalismus erheische. Käme dies nicht zustande, dann sieht er in den gemeinsamen Angelegenheiten den Absolutismus erstehn, dessen Einwirkung die sein würde, daß die intelligenten liberalen Österreicher nach Frankfurt ausblickend dahin gravitieren würden." Aus diesen Zeilen Lonyays geht hervor, daß gerade der deutsche Politiker, dem bei der Einführung der dualistischen Verfassung eine führende Rolle zufiel, ein aufrichtiger und überzeugter Anhänger der Ideen gewesen ist, die nicht erkannt und nicht durchgeführt zu haben man heute den Deutschen Österreichs vorwirft. Kaiserfeld rechnete darauf, daß die Magyaren alles aufbieten würden, die Hegemonie der Deutschen in Österreich zu stützen, da diese nach der ganzen Anlage des Ausgleichs auch eine Garantie für die magyarische Vorherrschaft in Ungarn war. Kaiserfeld rechnete um so sicherer darauf, als er ein viel zu festes Vertrauen auf die werbende Kraft der liberalen Ideen hatte und darum gar nicht die Möglichkeit in Betracht zog, daß die deutsche Hegemonie in Österreich jemals anders als durch verfassungswidrige Mittel gefährdet werden könnte. Gefahren solcher Art sah er nur in dem erweiterten Reichsrat Schmerlings. „Der Reichsrat (Schmerlings) — so schrieb Kaiserfeld am 10. August 1866 an den spätern ungarischen Unterrichtsminister Trefort — wäre auch, wenn er durchzuführen gewesen wäre, lange Zeit der Zankplatz für nationale Hegemonie gewesen; in ihm hätte es eine politische Majorität nie und somit auch nie einen wirklichen Parlamentarismus gegeben. Wohl aber hätten in ihm die heute noch getrennten Slawen Österreichs und Ungarns den Punkt der Vereinigung und von diesem aus die Macht ihrer Herrschaft über und in Österreich gefunden." Diese Briefstelle ist ungemein bezeichnend, weil sie nicht nur die politischen Erwägungen sehr scharf zusammenfaßt, die heute noch die Stellung einflußreicher reichsdeutscher Kreise zur ungarischen Frage bestimmen, sondern auch den einen der beiden Fehler augenfällig macht, an denen die Berechnung Kaiserfelds litt: die falsche Beurteilung der politischen Werbekraft des liberalen Deutschtums in Österreich.

Vorläufig blieb er jedoch unbemerkt. Der Anschluß der „Unionisten" an die „Autonomisten" hatte dem dualistischen Gedanken die aufrichtige Unter-

stützung der erdrückenden Mehrheit der Deutschen in Österreich gewonnen, und von diesem Zeitpunkt an gehörte das Bekenntnis zum Dualismus für Jahrzehnte zum politischen Hausrate der Deutschen. Kaiserfeld selbst wurde allerdings pessimistischer, je mehr sich die Magyaren ihrem Ziele näherten. Er erkannte, daß man auf der magyarischen Seite nicht so loyal war wie auf der deutschen, und er sah, daß sich schon in die werdende politische Organisation der beiden Reichshälften Abweichungen zuungunsten der Stellung des Deutschtums in Österreich einschlichen. Schon im November 1866 schreibt er: „Ich selbst gehöre nicht zu den Bewunderern des 1865er Elaborats, und ich gebe mich insbesonders über die Zukunft, zu der es führen wird, schwerlich einer Täuschung hin, wenn ich sage: die gänzliche Trennung ist eher das Ende dieses Verlaufs als die Verschmelzung," und im November 1867 ruft er bekümmert aus: „Ungarn ist staatsrechtlich ein einheitlicher Staat, wir sind es nicht!" So trübe schaute also der Mann in die Zukunft, der als der Vater des dualistischen Gedankens in Österreich gelten kann. Es waren pessimistische Anwandlungen, denen die empfindliche Natur Kaiserfelds oft unterlag, die Gestaltung der Dinge hat aber gerade sie gerechtfertigt.

Die Idee, aus dem Torso, den die Revolution von 1848 an der Donau zurückgelassen hatte, ein neues Reich in dualistischer Form zu schaffen, in dessen westlicher Hälfte den Deutschen, in dessen östlicher aber den Magyaren die Führung und Herrschaft zufallen sollte, und die Erwartung, daß die Garantien für die Dauerhaftigkeit dieses Zustandes in dem fortwährenden Einvernehmen zwischen Deutschen und Magyaren gefunden werden könnten, beruhte auf Voraussetzungen, die in Wirklichkeit nicht vorhanden waren. Ungarn, wo seit Jahrhunderten eine festgefügte magyarische Adelsoligarchie bestand, die in ihrem Schoße keine grundsätzlichen politischen Differenzen aufkommen ließ und bei dem Mangel eines nichtmagyarischen Adels bei Hofe kein Gegengewicht hatte, füllte rasch und leicht die Stellung aus, die ihm die dualistische Verfassung von 1867 zugewiesen hatte. Nicht so Österreich. Der Träger des Dualismus war hier nicht eine das Land unbedingt beherrschende Nation, sondern eine nationalpolitische Partei, die nicht die Kraft hatte, in Österreich dieselbe Rolle zu spielen wie die magyarische Adelsoligarchie in Ungarn. Als die deutschliberale Partei den Ausgleich von 1867 bewilligte, verfügte sie zwar über die Mehrheit im österreichischen Reichsrate, aber während die Dualisten im ungarischen Reichstage durch nichts in der nachdrücklichsten Ausnutzung der Verfassung von 1867 behindert wurden, standen im österreichischen Reichsrate den Deutschliberalen nicht nur die Nichtdeutschen sondern auch die mächtige Interessengruppe des feudalen Hochadels und die Deutschkonservativen feindlich gegenüber, die sich durch die kulturkämpferische Richtung der deutschliberalen Partei von dieser abgestoßen fühlten. Österreich zu zentralisieren und zu germanisieren, überdies aber auch noch den liberalen Grundsätzen in Staat und Kirche zum Durchbruche zu verhelfen, das ging über die Kraft der deutschliberalen Partei. Wohl hatte sie in politisch-liberaler Beziehung Erfolg; gerade dort aber, wo sie hätte durchdringen müssen, auf staatsrechtlichem und nationalem Gebiete, damit Österreich die durch die dualistische Verfassung gegebne Form

ausfülle, versagte sie. Hätten die Deutschen das dualistische Problem von der konservativen Seite angefaßt, dann wären ihre Aussichten zweifellos besser gewesen. Sie hätten dann Kräfte für sich gewonnen, deren Gegnerschaft sie später beklagen mußten; aber ganz abgesehen davon, daß jene Zeit viel weiter zurückliegen müßte, wenn sie ein Urteil darüber erlauben sollte, ob der Beruf des Deutschtums damals in der Geltendmachung liberaler oder national-staatsrechtlicher Prinzipien bestand, ist es doch sehr unwahrscheinlich, daß eine konservative Ausgleichspolitik der Deutschen schließlich zu andern, bessern Ergebnissen geführt hätte. Auch eine konservativ-nationale Politik hätte die nationalen Spaltungen im österreichischen Reichsrate nicht zurückhalten, also gerade dem Zustande nicht vorbeugen können, der Österreich daran hinderte, mit der staatsrechtlichen Entwicklung Ungarns gleichen Schritt zu halten und damit seine politische Parität mit der jenseitigen Reichshälfte zu behaupten, deren Erhaltung allein ein ungestörtes Funktionieren des dualistischen Apparats hätte verbürgen können.

Was Kaiserfeld von dem großösterreichischen Reichsrate Schmerlings befürchtet hatte, stellte sich sehr bald im österreichischen Reichsrate der Dezemberverfassung von 1867 ein: er wurde „zum Zankplatze nationaler Hegemonie," bis Kaiserfeld selbst noch im Jahre 1879 in seinen letzten Tagen die Erfahrung machen mußte, daß seine Hoffnung, die dualistische Verfassung werde eine sichre Gewähr gegen ein deutschfeindliches Regime in Österreich sein, eine Täuschung war. So lange der Geist Deaks über Ungarn waltete, und damit jenseits der Leitha die Vorstellung von dem Ausgleiche von 1867 als einem staatsrechtlich eine lange historische Entwicklung abschließenden Akte maßgebend war, wurden die Fehler in der Konstruktion der dualistischen Verfassung nicht besonders bemerkbar. Der Versuch Hohenwarts, die Deutschliberalen aus dem Sattel zu heben, scheiterte an der Einigkeit von Magyaren und Deutschen; in demselben Maße aber, wie in Ungarn die deakistische Auffassung durch das Bestreben verdrängt wurde, die Verfassung von 1867 als den Ausgangspunkt für eine Rückbildung der ungarischen Verfassung auf den Stand der Dinge von 1848 zu benutzen, wurde die Lage der Deutschliberalen, also der Träger der Verfassung von 1867, in Österreich schwieriger.

In Pest hatte man sehr bald erkannt, daß die gefährdete und verhältnismäßig schwache Stellung der Deutschliberalen bei Hofe und im Parlamente der Punkt sei, wo man mit Erfolg den Hebel einsetzen könne, um den Ausgleich von 1867 im magyarischen Interesse auszulegen und Österreich zur Melkkuh Ungarns zu machen. Schon in die Verfassung von 1867 waren Ungarn einseitig begünstigende Bestimmungen eingeschmuggelt worden, denen die Deutschliberalen schließlich nur zustimmten, weil sie damit „die politische Einheit Österreichs unter deutscher Führung erkaufen" zu können meinten. Als durch den Sturz Hohenwarts die Möglichkeit einer Verfassungsänderung zuungunsten Ungarns auf absehbare Zeit beseitigt zu sein schien, wurde man in Pest immer anspruchsvoller. Einerseits versuchte man die Verfassung von 1867 im Sinne einer immer stärkern Geltendmachung der staatsrechtlichen Selbständigkeit Ungarns auszulegen und drang auf militärische Konzessionen in

dieser Richtung; andrerseits aber forderte man immer ungestümer einseitige wirtschaftliche Begünstigungen für Ungarn und ging auf diesem Gebiet auch selbständig vor, indem man sich über entgegenstehende Bestimmungen des Ausgleichsgesetzes einfach hinwegsetzte. Die Deutschliberalen sahen allem dem stillschweigend zu, denn ihre Lage erlaubte nicht den geringsten Widerstand. Wohl widerstrebten sie und die Krone den sich immer mehr steigernden Ansprüchen der Magyaren, in Ungarn sah sich der Kaiser jedoch einem national-magyarischen Parlament gegenüber, das wohl eine Opposition aufwies, die aber, weil sie national weit radikaler war als die Majorität, zur Paralysierung der nationalen Forderungen dieser unbrauchbar war. Im österreichischen Reichsrate dagegen konnte die Krone die deutschliberale Mehrheit, falls sie nicht gefügig war, ohne viel Mühe sofort in eine Minderheit verwandeln. Daß bei der Krone im Grunde genommen keine Neigung hierzu vorhanden war, dürfte kaum bestritten werden; aber schon die Möglichkeit und Leichtigkeit eines solchen parlamentarischen Kulissenwechsels war für die Krone ein ständiger Anreiz, den sich von Zeit zu Zeit in Ungarn ergebenden Schwierigkeiten dadurch aus dem Wege zu gehn, daß man den Magyaren den Mund mit Konzessionen stopfte, die der jeweiligen österreichischen Parlamentsmehrheit abgepreßt wurden. Was ursprünglich ein Ausweg aus einer augenblicklichen Verlegenheit gewesen sein mochte, wurde nach und nach zum „System," und die Idee einer wechselseitigen nationalpolitischen Versicherung zwischen Deutschen und Magyaren gestaltete sich in ihrer praktischen Ausführung so, daß die Deutschen allein für die Prämienzahlungen aufkommen mußten. Zeigten sie sich nicht willig, dann drohte man ihnen in Pest sofort, sie fallen zu lassen, und ein landläufig gewordner Witz faßte diesen Zustand in die Worte: „Schwob zohlt, Magyar rajtet."

Immerhin wäre bei der unzweifelhaften deutschmagyarischen Interessengemeinschaft gegenüber dem Slawentum auch ein solches Verhältnis noch aufrecht zu erhalten gewesen, wenn die Magyaren loyal und politisch weitsichtig genug gewesen wären, die Deutschen in Österreich in nationaler Beziehung zu stützen. In Pest zeigte man jedoch keine Neigung dazu, und damit gab das Magyarentum selbst den leitenden Gedanken der dualistischen Verfassung auf. Soweit nicht Verfassungsfragen in Betracht kamen, die auch den magyarisch-zentralistischen Charakter Ungarns gefährdeten, zeigten sich die Magyaren den nationalen Bedürfnissen der Deutschen in Österreich gegenüber durchaus gleichgiltig. Schon im Anfang der siebziger Jahre hatten sie sich mit dem polnischen Adel verständigt, ihm zu einer einflußreichen Stellung verholfen und damit den Sturz des deutschen Regimes und die Bildung einer deutschfeindlichen Mehrheit vorbereitet, die sich im Jahre 1879 im Einvernehmen mit den Pester Machthabern im österreichischen Reichsrat häuslich einrichtete. An der Überzeugung der Deutschliberalen von der Notwendigkeit der dualistischen Verfassung für Deutschtum und Fortschritt änderte jedoch auch das noch nichts, wohl aber blieb die Haltung des Magyarentums auf die breiten deutschen Volksschichten nicht ohne Eindruck. Langsam und fast unmerklich bereitete sich eine ausgleichfeindliche Bewegung vor, die jedoch erst zu Beginn der neunziger Jahre — immer aber noch unter dem heftigsten Widerstreit der Deutschliberalen — mit der

öffentlichen Propaganda für eine Revision der dualistischen Verfassung von 1867 begann und um so mächtiger anschwoll, als sich zugleich auch der Zusammenbruch der deutschliberalen Partei und damit des Hauptträgers des dualistischen Gedankens unter den Deutschen Österreichs vollzog. Die für das Jahr 1897 zu gewärtigende Erneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses zwischen beiden Reichshälften auf weitere zehn Jahre schien sich unter diesen Verhältnissen immer schwieriger zu gestalten; immerhin wäre sie aber unter Mitwirkung der Deutschen noch möglich gewesen, wenn man in Pest auch nur im bescheidensten Maße den Verhältnissen Rechnung getragen hätte und von dem ernsten Willen beseelt gewesen wäre, die dualistische Verfassung von 1867 aufrecht zu erhalten.

Daß Banffy, der damals an der Spitze der ungarischen Regierung stand, den Dualismus der Form nach gewahrt wissen wollte, kann man ohne weiteres zugeben, aber einerseits war die Macht der Unabhängigkeitspartei von 1848 in Ungarn schon bedenklich im Steigen begriffen, und andrerseits war Banffy auch in der Politik zu sehr Bethar, als daß er nicht den Versuch gemacht hätte, den Widerstand der Unabhängigkeitspartei gegen die Erneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses durch die Erpressung neuer wertvoller Konzessionen auf Kosten Österreichs zu besänftigen. Banffy wußte, daß der damalige österreichische Ministerpräsident Badeni im Reichsrate nur sehr schwer eine Mehrheit für den neuen, für Österreich viel ungünstigern wirtschaftlichen Ausgleich gewinnen werde, aber er beharrte auf seinen Bedingungen auch dann noch, als kein Zweifel mehr darüber bestand, daß sich Graf Badeni eine parlamentarische Mehrheit nur durch nationale Zugeständnisse an die Tschechen werde erkaufen können, durch Zugeständnisse, die die staatliche Verwaltung in den Sudetenländern, was die Sprache anlangt, den Tschechen ausliefern sollten. Das ist die Genesis der Badenischen Sprachenverordnungen, und auf sie muß immer und immer wieder hingewiesen werden, wenn man der Behauptung entgegentreten will, daß nicht die Magyaren, sondern die Deutschen Österreichs Schuld daran tragen, daß die deutschmagyarische Interessengemeinschaft gegenüber dem Slawentum in die Brüche gegangen ist.

Kaiserfeld war überzeugt davon gewesen, daß durch das Ausgleichsgesetz von 1867 die Verfassungsmäßigkeit in Österreich für alle Zeiten gesichert sein werde. Ungarn hatte auch die Garantie hierfür übernommen, indem es im Paragraphen 5 des ungarischen Ausgleichsgesetzes aussprach, daß bei Ordnung und Führung der gemeinsamen Angelegenheiten der verfassungsmäßige Einfluß Österreichs nicht umgangen werden könne. In den Paragraphen 23, 24 und 25 aber heißt es ausdrücklich, daß die Grundbedingung der dualistischen Verfassung die volle Verfassungsmäßigkeit der beiden Reichshälften sei. Nach dem Wortlaute des ungarischen Ausgleichsgesetzes unterlag es also nicht dem geringsten Zweifel, daß Angelegenheiten, die beide Reichshälften berühren, in Österreich nur unter Mitwirkung des Parlaments erledigt werden können. Als nun die Deutschen gegen das Kabinett Badeni wegen den Sprachenverordnungen die schärfste Opposition eröffneten, und um es zu stürzen, die Regierungsvorlagen wegen der Erneuerung des wirtschaftlichen Ausgleichs mit Ungarn obstruierten, trug man in Pest keine Bedenken, den Deutschen in Österreich in den Rücken

zu fallen und im offnen Widerspruche mit den angeführten Bestimmungen des ungarischen Ausgleichsgesetzes der provisorischen Inkraftsetzung dieser Vorlagen durch eine kaiserliche Verordnung zuzustimmen. Nun wurden auch die letzten Freunde der dualistischen Verfassung in Österreich wankend; das „Los von Ungarn" tönte immer stärker aus den Reihen der parlamentarischen Parteien Österreichs; trotzdem wäre es aber doch noch vielleicht gelungen, den Riß zwischen beiden Reichshälften noch einmal zu verkleistern, wenn nicht in Ungarn eine Wendung zum Schlimmen eingetreten wäre.

Nach dem Sturze des Ministeriums Thun waren für die Deutschen wieder bessere Zeiten gekommen; die starke Spannung der innerpolitischen Atmosphäre hatte nachgelassen; ein Gefühl der Ermattung machte sich allenthalben geltend, und nachdem es dem Ministerium Koerber gelungen war, die slawisch-klerikal-feudale Majorität im österreichischen Abgeordnetenhause, den sogenannten eisernen Ring aufzulösen, faßten die Deutschen wieder Vertrauen zur Regierung und zeigten sich auch wegen der Erneuerung des wirtschaftlichen Ausgleichs mit Ungarn entgegenkommender. Das in Österreich im Verordnungswege in Kraft gesetzte Ausgleichsprovisorium sollte unter Mitwirkung der beiderseitigen Parlamente durch ein Definitivum ersetzt, und zugleich sollte die Erneuerung der Handelsverträge vorbereitet werden. Nach langwierigen Verhandlungen kam auch in der Silvesternacht des Jahres 1902 zwischen dem Ministerium Szell und dem Ministerium Koerber eine Vereinbarung zustande, in der es Koerber gelungen war, die Härten zu beseitigen, die der Banffy-Badenische Ausgleich für Österreich enthalten hatte. Die öffentliche Meinung in Österreich acceptierte im allgemeinen dieses Abkommen, und die Situation war so, daß es mit leichter Mühe gelungen wäre, den Ausgleich im österreichischen Parlament zur Erledigung zu bringen, und zwar unter Führung der Deutschen. So erbittert sie gegen die Magyaren waren, so zeigten sie sich doch im Interesse der Machtstellung der Monarchie bereit, ein Auge zuzudrücken; es war der letzte Versuch, auf der Grundlage der dualistischen Verfassung von 1867 mit den Magyaren zu einem Einvernehmen zu gelangen. Die Pessimisten behielten jedoch Recht. Mitten in die friedliche, versöhnliche Stimmung schlug die von der ungarischen Opposition erhobne Forderung der Einführung der magyarischen Kommandosprache in den ungarländischen Regimentern wie eine Bombe ein. An die Stelle der Obstruktion im österreichischen Abgeordnetenhause trat die Obstruktion im ungarischen, das Ministerium Szell fiel, und die Möglichkeit einer Erledigung des Ausgleichs rückte in immer weitere Ferne, denn neben der magyarischen Kommandosprache stand auch die Zolltrennung der beiden Reichshälften auf dem Programm der ungarischen Opposition. Was sollten die Deutschen Österreichs nun tun? Sollten sie versuchen, mit der ungarischen Opposition auf Grund von deren Programm zu paktieren? In Deutschland scheint man vielfach dieser Meinung gewesen zu sein, und darum ist es notwendig, die Wirkungen zu erörtern, die die Erfüllung der Forderungen der ungarischen Opposition auf die Lage der Deutschen in Österreich ausüben würde.

Vom rein militärisch-technischen Standpunkt aus betrachtet mag es gleichgiltig sein, ob die ungarländischen Regimenter deutsch, magyarisch oder chinesisch

kommandiert werden; in politischer und nationaler Beziehung kann man das jedoch nicht sagen. Die Durchbrechung des einheitlichen deutschen Kommandos bei der gemeinsamen Armee durch die Einführung des magyarischen Kommandos für Ungarn würde die Bestrebungen der Polen und der Tschechen nach Einführung des polnischen und des tschechischen Kommandos bei den galizischen und den böhmisch-mährischen Regimentern außerordentlich fördern, was den Deutschen in Österreich unmöglich angenehm sein könnte. Der Sieg der magyarischen Opposition in der Armeefrage würde aber auch eine große Schwächung der Autorität der Krone nicht nur in Ungarn sondern auch in Österreich bedeuten, und da lehrt die Erfahrung der letzten zehn Jahre, daß die Macht des Slawentums diesseits der Leitha steigt und fällt, je nachdem die Autorität der Krone fällt und steigt. Bei alledem darf man aber nicht vergessen, daß die Forderung der Einführung der magyarischen Kommandosprache nichts andres als die Kulisse ist, die einen weit wichtigern Vorgang deckt. Nicht das Verlangen nach der magyarischen Kommandosprache ist der Kernpunkt der ungarischen Krise, sondern die Art der Begründung der Unabweislichkeit dieser Forderung durch die ungarische Opposition. Das ungarische Ausgleichsgesetz vom Jahre 1867 sagt zwar ganz deutlich, daß die Verfügung über die innere Organisation der gemeinsamen Armee zu den Majestätsrechten gehöre, also nicht an irgendwelche Zustimmung des ungarischen Reichstags gebunden sei. Aber die ungarische Opposition deutet die Bestimmung der Verfassung dahin um, daß dieses Recht der Krone nur auf Widerruf von der Nation übertragen worden, der König mithin gezwungen sei, sich Beschlüssen des Reichstags über die innere Organisation der gemeinsamen Armee zu fügen. Die Bewilligung der militärischen Forderungen der ungarischen Opposition würde also gleichbedeutend sein mit dem Verzichte der Krone auf ihre Majestätsrechte, was die Armee anlangt, zugunsten des ungarischen Reichstags. Das aber können die Deutschen Österreichs nicht zugeben; sie müssen sich dagegen wenden, und zwar nicht aus theoretischen Gründen, sondern aus solchen rein praktischer Erwägung.

Die Grundlage aller Staatsmacht nach innen und nach außen ist die Armee. Würde die ungarische Opposition in der Armeefrage siegen, so stünden sich in beiden Reichshälften der Monarchie zwei Parlamente mit völlig verschiednen Befugnissen gegenüber: in Österreich würde der Kaiser, in Ungarn aber der Reichstag über die Armee verfügen. Der ungarische König wäre der Gefangne des ungarischen Reichstags; da er aber zugleich auch Kaiser von Österreich ist, würde auch dieser in völliger Abhängigkeit von dem ungarischen Parlament sein, er wäre also eine Art österreichischer Statthalter des Königs von Ungarn, und Österreich wäre eine Provinz des Reichs Stephans des Heiligen. Eine solche Abdikation kann man den Deutschen Österreichs, die doch diesen Staat gegründet und mit ihrem Blute gedüngt haben, und die seine größten Steuerzahler sind, nicht zumuten, zumal da die Führer der ungarischen Opposition gar kein Hehl daraus machen, wie sie die Zolltrennung der beiden Reichshälften durchführen und ihre künftigen wirtschaftlichen Beziehungen regeln wollen, wenn sie einmal das Heft in der Hand haben. Den ungarischen Agrarprodukten soll freie Einfuhr nach Österreich gewährt werden,

wogegen die österreichischen Industrieartikel, die auch in Ungarn erzeugt werden, bei ihrer Einfuhr nach Ungarn mit einem entsprechenden Zoll zu belegen wären. In Ungarn hält man das nicht für mehr als billig; führte doch Franz Kossuth kürzlich in einer Volksversammlung aus, daß die Österreicher ohne das ungarische Getreide verhungern müßten, das gemeinsame Zollgebiet aber ihnen erlaube, sich von dem Schweiße des ungarischen Landarbeiters zu mästen und Ungarn des besten, was es produziere, zu berauben. Daß dieser Raub darin besteht, daß Österreich das ungarische Getreide mit einem höhern Preise bezahlt, als ihn der ungarische Produzent irgendwo anders erhalten könnte, daran denkt man in Ungarn nicht, oder man will vielmehr nicht daran denken. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Revision des österreichischen Zoll- und Handelsbündnisses — und sie ist der Inhalt der magyarischen Vorstellung vom selbständigen ungarischen Zollgebiete — nur dann zustande kommen könnte, wenn der König von Ungarn der Gefangne des ungarischen Reichstags wäre und auf dessen Geheiß dem Kaiser beföhle, Österreich ein Tributverhältnis zu „verordnen," wie man es nicht einmal einem mit Waffengewalt niedergerungen und gänzlich erschöpften Gegner aufzubürden wagen würde.

Es mag ungeheuer realpolitisch klingen, wenn den deutschen Parteien in Österreich der Rat gegeben wird, unbesehen die Forderungen der ungarischen Opposition zu bewilligen, um sich dadurch das Wohlwollen der Magyaren und die Bundesgenossenschaft Ungarns zu erhalten. Man beachte aber, daß die Erfüllung der Forderungen der ungarischen Opposition die Deutschen in Österreich als seine Hauptproduzenten wirtschaftlich auf das schwerste schädigen und dadurch ihre Widerstandskraft gegenüber Tschechen, Polen und Slowenen vermindern würde, und daß das Wohlwollen der Magyaren nichts wert ist, wie die Deutschen Österreichs seit 1873 nur zu oft erfahren haben. Gewiß würden sich parlamentarische Führer in Österreich finden, die bereit wären, mit der ungarischen Opposition ein Geschäft zu machen, sie haben jedoch nicht mehr die Macht, es abzuschließen, weil sich die wenn auch schon stark reduzierte politische Widerstandskraft des Deutschtums in Österreich und der letzte Rest von Selbstachtung, den vierzig Jahre des Verfassungsstaats ihm gelassen haben, gegen eine Politik aufbäumen, die das Schicksal des österreichischen Deutschtums auf die Gnade des Magyarentums stellen würde, dessen politisch führende Klasse, von maßloser Selbstsucht erfüllt, keine Bedenken trägt, auch um des geringsten Vorteils willen den ergebensten Freund zu opfern und die heiligsten Eide zu brechen. Es ist falsch, daß man in der Politik eine Kunst zu sehen meint, an der nur der Verstand und nicht auch das Herz beteiligt sein dürfe. Das Leben ist kein trocknes Rechenexempel, und der Mensch keine Zahl, sondern ein warmblütiges Wesen mit allen den Leidenschaften und Wallungen, die in ihren Wechselbeziehungen die Geschichte machen. Der kühlste Verstand wird in der Politik irren, wenn er in seiner Berechnung die Grenze des Möglichen überschreitet, die ihm ein starkes gleichartiges Empfinden der Masse zieht. Gerade das fordert man aber von den deutschen Parteien, wenn man ihnen zumutet, mit der ungarischen Opposition zu paktieren. Man vergißt, wie niedrig Bismarck die Vertragstreue des Magyarentums eingeschätzt hat, und man übersieht endlich auch, daß ein Sieg der magyarischen Opposition die politischen

Verhältnisse an der Donau nicht stabilisieren, sondern einer Katastrophe zutreiben würde, deren Umfang man heute auch nicht annähernd abschätzen kann.

Die in der südöstlichen Presse im Laufe des letzten halben Jahres aufgetauchten Projekte einer großen Balkanföderation unter magyarischer Führung, eines Vierzigmillionenreichs mit dem Könige Peter oder dem Fürsten von Bulgarien als erwähltem ungarischem König an der Spitze gehören sicher in das Reich der Phantasie, aber die Idee, die ihnen zugrunde liegt, ist sehr real, sie ist der leitende Gedanke der Politik der ungarischen Opposition: die Krone Ungarns aller wirklichen Macht zugunsten einer Adelsoligarchie zu entkleiden, deren abenteuerliche Neigungen dann weder durch die Krone noch durch Österreich eine Korrektur in konservativem Sinne erfahren würden. Daß aber die Ruhe Europas im Südosten keine Oligarchien, keine Republiken verträgt, sondern im Gegenteil starke monarchische Gewalten fordert, lehrt die Geschichte der Balkanstaaten und schließlich auch die Historie Ungarns selbst, das, solange es von seinem Adel durch sogenannte „nationale" Könige beherrscht wurde, ein Herd beständiger Unruhen war. Ebenso bedenkliche Zustände müßte eine solche Entwicklung auch in Österreich erzeugen. Politisch würde es nullifiziert und wirtschaftlich bis auf einen Punkt hinabgedrückt werden, wo die allgemeine politische und wirtschaftliche Verelendung die letzten Bande der Staatsgemeinschaft lockern würde. Ein solches Österreich, ausgedörrt und darum sozialdemokratisch-revolutionär durchseucht, wäre für Deutschland ein schlimmer Nachbar, falls es nicht zu einer territorialen Erwerbung von mehr als zweifelhaftem Wert für das Deutsche Reich werden würde.

Ich habe in den Grenzboten an andrer Stelle in einem Rückblick auf die Entwicklung der Orientfrage die historischen Belege dafür zusammengestellt, daß die großen politischen Erschütterungen Europas seit der französischen Revolution nur möglich waren, weil der preußisch-deutsche Gegensatz die Sicherung der großen strategischen Linie Hamburg-Triest verhinderte; daß sich schon unter Friedrich dem Zweiten und unter Leopold dem Zweiten das Bestreben geltend machte, darüber zu einem Einverständnisse zu gelangen: daß aber erst nach einer hundertjährigen Entwicklung in dem deutsch-österreichischen Bündnisse die geeignete Form hierfür gewonnen worden ist. Wohl wäre es denkbar, daß Deutschland selbst diese ganze Linie besetze; aber erst kürzlich ist von sehr berufner reichsdeutscher Seite mit aller Schärfe nachgewiesen worden, daß für Deutschland nichts unerfreulicher wäre als eine solche Gestaltung der Dinge. Jeder, der die einschlägigen Verhältnisse kennt und objektiv betrachtet, wird dem zustimmen, gerade darum aber befremdet es, daß in gewissen reichsdeutschen Kreisen die Haltung der Deutschen in Österreich in der ungarischen Krise nicht entsprechend gewürdigt wird.

Bei dem heutigen Zustande der Dinge ist ihr Einfluß auf das Schicksal der Monarchie nur klein, er könnte aber wachsen und im entscheidenden Augenblicke vielleicht sogar ausschlaggebend werden, wenn man sich von gewissen Vorurteilen — die wohl mit der Tatsache zusammenhängen, daß Österreich-Ungarn beim Deutschen Reiche nie anders als durch Magyaren diplomatisch vertreten war — befreien und dem Bestreben der Deutschen in Österreich gerecht werden würde, die dualistische Verfassung des Jahres 1867 zu beseitigen

und durch eine Gliederung der Monarchie zu erſetzen, die geeignet wäre, Deutſchland ſeinen Bundesgenoſſen an der Donau wehrfähig zu erhalten.

Die dualiſtiſche Verfaſſung des Jahres 1867 hat die Deutſchen Öſterreichs national auf das ſchwerſte geſchädigt, indem ſie mit Rückſicht auf die Notwendigkeit der temporären Erneuerung des wirtſchaftlichen Ausgleichs zwiſchen den beiden Reichshälften und bei den ſteigenden unbilligen Anſprüchen der Magyaren die jeweiligen öſterreichiſchen Regierungen zwang, ſich die Unterſtützung der Slawen durch weitgehende nationale Zugeſtändniſſe zu ſichern; die Verfaſſung von 1867 hat nichts von den Früchten gezeitigt, die ſich die Deutſchen einſt von ihr verſprachen, da die Magyaren ſich als treuloſe Bundesgenoſſen bewieſen; wohl aber hat die Verfaſſung von 1867, weil ſie den abenteuerlichen Beſtrebungen der in Ungarn herrſchenden Klaſſe den breiteſten Spielraum gewährte, die Geſamtmonarchie wirtſchaftlich und militäriſch geſchwächt. Aus allen dieſen Gründen können die Deutſchen in Öſterreich nicht die Hand zu einer Reform der Verfaſſung von 1867 bieten, wie ſie von den Magyaren gefordert wird, weil durch eine ſolche Reform ſowohl ihre eigne wirtſchaftliche und nationale Exiſtenz gefährdet als auch die der Monarchie ernſtlich in Frage geſtellt werden würde. Die Idee einer deutſchmagyariſchen Intereſſengemeinſchaft in zwei geſonderten Reichshälften hat ſich als undurchführbar erwieſen, weil die Magyaren ſie in einem leoniniſchen Vertrage zu verkörpern ſuchten. Vielleicht iſt, was in zwei getrennten Parlamenten nicht möglich war, in einem nur für die gemeinſamen Reichsangelegenheiten beſtellten Reichsparlament möglich; jedenfalls würden Deutſche und Magyaren dort mehr Berührungspunkte und weniger Reibungsflächen finden als heute; dort könnten Magyaren und Deutſche im fortwährenden Einvernehmen mit der Dynaſtie leicht die Führung behaupten, und darum iſt auch nur in dieſer Richtung der Weg zu ſuchen, der zur Geſundung, zum Wiederaufbau des Reiches führt. Die Deutſchen Öſterreichs wären bereit hierzu, ob auch die Magyaren? Man frage doch einmal von reichsdeutſcher Seite in Budapeſt darüber an, und man wird dann erfahren, wer die Schuld an der öſterreichiſch-ungariſchen Kriſe trägt: die Deutſchen oder die Magyaren.

Die ruſſiſche Volksvertretung

Von George Cleinow in St. Petersburg

Nach langen, faſt ein Jahrhundert währenden Kämpfen iſt dem ruſſiſchen Volke „durch die Gnade des ſelbſtherrlichen Zaren“ ein die Volksvertretung einführendes Geſetz beſchert worden. Eine Verfaſſung im engern Sinne des Worts vermochte ſich das ruſſiſche Volk einſtweilen noch nicht zu erringen. Die Akte vom 6. (19.) Auguſt iſt keine Verfaſſung. Sie verdiente nur dann dieſe Bezeichnung, wenn ſie zwei Bedingungen erfüllte. Erſtens müßte das Geſetz jedem Staats-

bürger gewisse durch niemand antastbare persönliche Rechte und Freiheiten — die sogenannten Menschenrechte — sichern, und zweitens müßte es durch den Eid des Zaren zum Eckstein und zum unverrückbaren Fundament der Staatsgrundgesetze gestempelt sein. Weder das eine noch das andre ist der Fall. An dem zu Recht bestehenden Staatsgrundgesetz wird auch durch die neuste Proklamation nichts geändert. Der Kaiser ist unumschränkter Selbstherrscher, seine von Gott abgeleitete Macht wird mit niemand geteilt, durch keine gesetzlichen Normen beschränkt, ihre Ausübung an keine solche gebunden (Grundgesetze Artikel 1). Es werden nur einige schon bestehende Institutionen erweitert: der Reichsrat und die Selbstverwaltungskörper. Hätte das neue Gesetz dem Volke gewisse Rechte gegenüber dem selbstherrlichen Zaren eingeräumt, hätte es mit einem Wort eine beschworne Verfassung gebracht, erst dann hätten wir es mit einem prinzipiellen Bruch mit der Autokratie zu tun. So sehr ein solcher Bruch von den weitesten Kreisen der gebildeten russischen Gesellschaft und der städtischen Arbeiterschaft erhofft wurde, so wenig haben ihn besonnene Politiker erwartet. Hatte doch der Zar wiederholt — durch das Manifest vom 18. Februar (4. März) 1905, beim Empfang der Sjemstwoabordnung und dem der Russischen Männer sowie durch mehrere telegraphische Äußerungen — unzweideutig erklärt, er beabsichtige wohl zu den ihm notwendig scheinenden Reformen zu schreiten, jedoch ohne einen Finger breit von seiner selbstherrlichen Gewalt abzuweichen. Allerdings sagte der Zar in seinem Reskript an den Minister des Innern, den „berechtigten Wünschen" der Gesellschaft solle bei der Ausarbeitung der Reformentwürfe Rechnung getragen werden. Aber nirgends und niemals haben wir gehört, *was* als berechtigter und was als unberechtigter Wunsch aufzufassen sei. Die Entscheidung hierüber wurde dem Ermessen des Hofmeisters Bulygin überlassen.

Die den Schöpfern des Gesetzes gestellte Aufgabe lag im festen Rahmen zwischen zwei sich scheinbar diametral gegenüberstehenden Forderungen, der nach einer Volksvertretung und der, an dem autokratischen Regierungssystem nichts zu ändern. Das Schlagwort der Slawophilen nennt das Ziel „die Vereinigung des Zaren mit dem Volk" (jedinjenije), unter Ausschaltung der verhaßten Bureaukratie. Bei oberflächlicher Betrachtung des Gesetzes scheint das Ziel erreicht zu sein, und uns leuchtet aus der Akte eine Eigentümlichkeit entgegen, derentwegen wir zaudern, sie mit den in den Kulturstaaten sonst gebräuchlichen Verfassungen zu vergleichen. Bei näherm Zusehen steigen uns jedoch wegen der Erreichung des Ziels einige Zweifel auf, der Talmiglanz der Originalität verblaßt, und wir rufen enttäuscht mit Ben Akiba aus: Alles schon dagewesen!

1. Vorgeschichte

Die Entstehung des Gesetzes vom 6. (19.) August beginnt nach Miljukow*) mit dem Jahre 1863. Wir finden den Keim zu seinen Grundgedanken in dem Memorandum des Staatssekretärs Walujew vom 18. April 1863.

*) Die hier folgende historische Feststellung lehnt sich einem Aufsatz des gegenwärtig in Rußland geschätztesten Historikers P. N. Miljukow, „Prawo" Nr. 31 (1905) an.

Damals war gerade das Reglement für die Provinzialselbstverwaltung, für die Sjemstwo, zustande gekommen. Walujew schrieb, es würde schwer halten, die Wünsche nach einer Volksvertretung auf die Dauer abzuweisen, darum schiene es ihm ratsam, ihnen zuvorzukommen. Er arbeitete seinen dem Zaren Alexander dem Zweiten am 18. November 1863 vorgelegten Entwurf aus, der von dem Grundsatz ausging, „aus Vertretern der Sjemstwo beim Reichsrat eine Sachverständigenversammlung einzurichten." Die Vertreter werden „staatliche Abgeordnete" genannt. Sie werden dem Reichsrat zugeteilt, ohne jedoch zu seinem Bestande gezählt zu werden. Ihre Zahl ist auf 151 bis 177 festgesetzt; davon fallen auf die Städte Moskau, Petersburg, Kijew, Riga und Odessa 18, der Rest auf die Sjemstwo; ferner ernennt der Zar noch 30 bis 35 besonders vertrauenswürdige Abgeordnete. Die Versammlung sollte immer zur Erledigung bestimmter Arbeiten für einen vorher zu bestimmenden Zeitraum einberufen werden. Der Präsident wie der Staatssekretär (Schriftführer) sollten ernannt, die drei Vizepräsidenten und drei weitern Schriftführer von der Versammlung gewählt werden. In der Kompetenz der Versammlung lag ein bedeutender Teil der Gegenstände, die dem Reichsrat unterlagen. Alle Anträge und Entwürfe wurden der Versammlung durch den Präsidenten des Reichsrats übergeben, jedoch getrennt vom Reichsrat durchgesprochen. Fand ein Beschluß der Staatsabgeordneten weder die Zustimmung des zuständigen Departements des Reichsrats noch des zuständigen Ministers, so gelangte die Angelegenheit zur nochmaligen Besprechung in die Versammlung zurück. Die endgiltige Entscheidung sollte der Plenarversammlung des Reichsrats zustehn, in der zwei Vizepräsidenten und vierzehn Abgeordnete Sitz und Stimme haben sollten.

Da sich jedoch die russische Gesellschaft damals eine Volksvertretung nicht zu erkämpfen vermochte, blieb der Entwurf Walujews in irgendeiner Schublade liegen. Erst 1880 erinnerten sich die Machthaber an der Newa dieses Entwurfs, als die Attentate der Nihilisten die Palais erzittern machten. Unter dem Vorsitz des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch wurde eine Kommission ernannt „zum Zwecke der Auffindung von Mitteln zur Beruhigung der über die Ergebnislosigkeit der Anstrengungen der Regierung im Kampfe gegen der Aufruhr erregten Gemüter ..." und „im Hinblick auf das bevorstehende Regierungsjubiläum Alexanders des Zweiten." In den Sitzungen vom 23 und vom 25. April 1880 stand das Memorandum Walujews auf der Tagesordnung. Sehr bezeichnend für die Stimmung jener Tage ist, daß die Kommission die Einberufung von Volksvertretern als unzeitgemäß und gefährlich erklärte. Der Bruder des Zaren trat jedoch gegen diese Auffassung mit einem eignen Entwurf auf, da es unbedingt notwendig sei, „den verständigen und berechtigten Wünschen der Gesellschaft Rechnung zu tragen ..." „Die heiligen Rechte der Selbstherrschaft würden dadurch nicht angetastet." Er schlug vor, die Zahl der Abgeordneten auf 46, nämlich 35 von der Sjemstwo, 11 von den oben genannten Städten hinabzusetzen. Aus Gründen der Vorsicht sollten die Abgeordneten besonders in der ersten Zeit nicht alle zusammen einberufen werden, sondern in einzelnen Gruppen, je nach Art der

zu beratenden Frage. Wegen der Dauer der Tagung wiederholte Konstantin Nikolajewitsch den Vorschlag Walujews. Die Sitzungen waren geheim. Präsidium und Geschäftsordnung sollte der Reichsrat vorschreiben; ein Herausgehn über den somit festgelegten Rahmen war streng verboten. Advokaten waren prinzipiell ausgeschlossen. Wir sehen, der Entwurf des kaiserlichen Prinzen stellte eine stark beschnittne Ausgabe des Plans Walujews dar. Er läßt sich zusammenfassen in den Satz: „Beim Reichsrat sollte je nach Bedarf eine Versammlung von Sachverständigen aus Sjemstwo- und Stadtverordneten einberufen werden, die sich mit einer vorläufigen Besprechung von solchen Gesetzentwürfen zu befassen hätte, die eine Anlehnung an örtliche Verhältnisse notwendig machen." Bei den Schlußberatungen des Reichsrats durfte nur ein Abgeordneter — der Berichterstatter — zugegen sein. Auch dieser „politisch ungefährliche" Entwurf kam unter das grüne Tuch.

Doch schon 1881 nahm Loris-Melikow den Gedanken, Volksvertreter „mit engbegrenzten" Kompetenzen einzuberufen, wieder auf. In der Beschränkung ging er noch einen Schritt weiter; er wünschte keine Volksvertretung zwischen die Sjemstwo und den Reichsrat zu schieben, sondern „vorbereitende Kommissionen," die aus Beamten und aus Sachverständigen zusammengestellt werden sollten. Diese Kommissionen wurden vereint zu der „Generalkommission," die sich zusammensetzte aus „dem vom Zaren zu ernennenden Präsidenten der Generalkommission, den Präsidenten, Vizepräsidenten und Schriftführern der Einzelkommission und daneben aus den von den Sjemstwo und den bedeutendern Städten gewählten Sachverständigen." Keine der Kommission hatte das Recht, die bestehende Form der Gesetzesinitiative anzutasten. Loris-Melikow konnte mit Recht von seinem Entwurf sagen: „Westliche Formen einer Volksvertretung sind nicht nachgebildet worden."

* * *

Obwohl sich nun der Hofmeister Bulygin als Sprachrohr der Slawophilen bemüht hat, auch seinen Entwurf von „westlichen Formen" rein zu halten, gelang es ihm nicht. In der Akte vom 6. (19.) August ist die „Versammlung" Walujews zur Reichsduma des Grafen Speranski geworden, und die Mitglieder dieser Duma entwickeln sich aus „staatlichen Abgeordneten" zu „gewählten Abgeordneten des Volks." Das Wahlgesetz erinnert in einzelnen Teilen an das Speranskis, der seine Vorschläge vorwiegend aus der französischen Konstitution des Jahres VIII (1799) entlehnte; andre Teile, wie die Stellung der Hofbesitzer, weisen auf Napoleons von der Geschichte scharf verurteiltes Gesetz vom Jahre 1800 hin. Die Einschränkung der Kompetenzen und der politischen Propaganda werden den Historiker an den ältesten englischen Parlamentarismus erinnern. „Von westlichen Formen, ruft Miljukow aus, haben wir uns nicht getrennt! Wir sind nur den erprobten modernen Formen des politischen Lebens in der zivilisierten Welt ferngeblieben — oder besser, wir sind an sie noch nicht herangekommen!"

Auf unsre Frage, warum sich die Regierung nicht entschloß, die vollkommnern Formen des Parlamentarismus in Rußland einzuführen, erscheint

uns auf den ersten Blick die Antwort: „Rußland könne seinem Entwicklungsstande nicht vorauseilen," die verständigste. Wir erwarten deshalb, daß dieser Gedanke vom Gesetzgeber zum Prinzip erhoben worden sei. Bulygin hat solches in seinem Entwurfe versucht. Das mächtigere Ministerkomitee unter dem Vorsitz S. J. Wittes hat jedoch einen andern Punkt in den Vordergrund geschoben. In seinem dem Zaren eingereichten Memorial führt das Ministerkomitee wörtlich aus: „Eure Kaiserliche Majestät geruhten den Zeitpunkt für gekommen zu erachten, Abgeordnete der Bevölkerung zur Teilnahme an gesetzgeberischen Arbeiten heranzuziehn. Die Berufung von Abgeordneten durch den unmittelbaren Willen des Monarchen wird am besten der Allerhöchsten Gewalt die Möglichkeit sichern, auf die fernern Geschicke der Abgeordneteninstitution einen führenden Einfluß auszuüben. Dadurch wird am ehesten eine folgerichtige und vorsichtige Entwicklung der Institution in Übereinstimmung mit der jahrhundertealten Erfahrung des staatlichen Lebens Rußlands gewährleistet. Infolgedessen erkennt das Ministerkomitee an, ohne sich von irgendwelchen zweifelhaften Voraussagungen ablenken zu lassen, daß in den Prinzipien der zu schaffenden Institution schon die Grundlagen zum Ausdruck kommen müssen, die seine ruhige Betätigung in der von Eurer Kaiserlichen Majestät vorgezeichneten Richtung möglich machen können. Von diesem Standpunkt aus ist es von grundsätzlicher Bedeutung, festzustellen, welche Elemente in den Bestand der Versammlung kommen, woraus folgt, daß das Wahlsystem eine ganz besondre Beachtung verdient."

Also um das Gesagte kurz zusammenzufassen: das Wahlsystem muß so eingerichtet sein, daß der Bestand der Abgeordneten keine Gefahr für die Autokratie in sich trägt.

Das Gesetz scheint diesem Grundprinzip Rechnung zu tragen durch Einführung eines Vermögenszensus. Im folgenden Kapitel werden wir sehen, inwieweit der Schein echt ist.

2. Die wahlberechtigten Klassen

Die Reichsduma ist eine Versammlung von 412 Abgeordneten, die — lassen wir Polen, den Kaukasus, Sibirien und Finnland außer Betracht — in 51 Gouvernements aus einem vorberechtigten Teil der Bevölkerung nach drei verschiednen Wahlgesetzen zu wählen sind. Es wählen: erstens die Großstädte (Paragraph 1 b) St. Petersburg, Moskau, Astrachan, Wilna, Woronesh, Jekaterinoslaw, Kasan, Kijew, Kischinjoff, Nishnij-Nowgorod, Odessa, Orjól, Riga, Rostow a. D., Ssamara, Ssaratow, Tula, Charkow und Jaroslawl*) zusammen 20 Abgeordnete (Paragraph 19); zweitens die im Gemeindebesitz vereinigten Bauern 90 (Paragraph 17), und drittens die ländlichen und die städtischen Immobilbesitzer sowie die Pächter von Kirchenland — die ich unter der Bezeichnung „Provinzwähler" zusammenfassen möchte — 294 Abgeordnete (Paragraph 12).

*) Die übrigen in Paragraph 1 b aufgezählten Städte Baku, Tiflis, Taschkent, Warschau, Lodz, Irkutsk bleiben aus meinen Betrachtungen ausgeschieden, weil für sie eine Wahlordnung erst ausgearbeitet wird.

In den Großstädten sind nach Paragraph 19 der allgemeinen Bestimmungen über die Wahlen zur Reichsduma wahlberechtigt: a) Personen, die innerhalb des Weichbildes der Stadt Eigentümer oder lebenslängliche Nutznießer von Immobilien sind, deren Wert nach der Schätzung des städtischen Steueramts in den Hauptstädten mindestens 3000 Rubel, in den übrigen Städten mindestens 1500 Rubel beträgt; b) Personen, die an Gewerbesteuer in den Hauptstädten nicht unter 500 Rubel, in den übrigen Städten nicht unter 50 Rubel entrichten; c) Personen, die innerhalb des städtischen Weichbildes die Grundtaxe der ersten Kategorie (früher erste Gilde) für ein persönlich betriebnes Gewerbe zahlen; d) Personen, die innerhalb des Weichbildes der Stadt eine staatliche Wohnungssteuer von der zehnten Klasse aufwärts entrichten. Infolge dieser Bestimmungen sind wahlberechtigt zum Beispiel in Petersburg gegen 9500, in Moskau 11000, in Kijew und Odessa nicht ganz 7000 Personen. Von den Wahlen ausgeschlossen ist somit praktisch die gesamte Fabrikarbeiterschaft, wenngleich ein bedeutender Bruchteil von ihr als Teilhaber am dörflichen Gemeindebesitz theoretisch in dem hunderte Werst entfernten Dorf zur Wahl gehn darf. Ferner sind ausgeschlossen der jüngere Privatbeamte, die große Mehrheit der Intelligenz und der mittlere Handelsstand. Wahlberechtigt sind zwei voneinander grundverschiedne Kategorien der besitzenden Klassen: die Immobilienbesitzer und die Zinsenverbraucher, im Gesetz Wohnungsmieter genannt. In der Unterscheidung, wie sie zur Geltung kommt, liegt die erste Abweichung von der Einrichtung der Wahl nach dem Vermögensstande. Im Verhältnis zur geforderten Wohnungssteuer, die einer Miete von mindestens 1350 Rubel in Petersburg entspricht, ist nämlich die untere Grenze für den Wert des städtischen Immobilienbesitzes ungemein niedrig bemessen. Während 1350 Rubel Miete hier einem Einkommen von 6400 Rubel (zu 4 Prozent kapitalisiert = 160000 Rubel)*) entspricht, braucht der Besitzer eines Grundstücks im Werte von 3000 Rubel durchaus nicht einen Zinsertrag von 120 Rubel davon zu haben, damit er wahlberechtigt ist. In die Kategorie der Leute, die ein Haus oder Grundstück von 3000 bis 6000 Rubel besitzen, fallen aber von den Petersburger Urwählern mindestens 50 Prozent. Ihrem Beruf nach sind es Bauunternehmer, Gasthausbesitzer, Fuhrunternehmer, Lebensmittelhändler usw., eine auf tiefem Bildungsniveau stehende Schicht der Gesellschaft, deren einziger Grundsatz in der Politik ist, sich mit dem Polizeichef ihres Bezirks gut zu stellen. Die Leute sind die entschiedensten Gegner der Intelligenz, die den Achtuhrladenschluß eingeführt hat und die Arbeiter aufsässig macht; sie bilden einen schweren Hemmschuh für jeden Fortschritt. Gerade diese Menschenkategorie, die schon jetzt die Stadtverordnetenversammlungen füllt, trägt die Schuld daran, daß die städtischen Selbstverwaltungen — mit Petersburg in der ersten Reihe — auf so unbeschreiblich niedriger Stufe stehn. In den Provinzstädten des Ostens, schon in Moskau, verschiebt sich das Ver-

*) In der Stadt Kijew werden die Einnahmen aus städtischem Immobilienbesitz mit 10 Prozent kapitalisiert, damit die Herren Hausbesitzer keine zu hohe Vermögenssteuer zu zahlen haben. Jetzt, wo es an die Wahlen geht, hat die Stadtduma beantragt, die Kapitalisierung auf $7^1/_2$ Prozent hinunterzusetzen.

hältnis noch mehr zugunsten der gekennzeichneten Klasse. In Kijew und Odessa tritt sie dagegen vor einem gebildetern Handelsstande zurück. Das Gesetz trägt einer solchen Möglichkeit Rechnung, indem die eben genannten Städte trotz ihrer 247000 und 405000 Einwohner in derselben Linie mit Orjól, das nur 70000 Einwohner hat, durch je einen Abgeordneten vertreten werden sollen.

An die zweite Stelle treten erst die gebildetern Großkaufleute, Industrielle, Bankiers, die in Petersburg etwa 30 bis 35 Prozent der Urwähler ausmachen dürften, während an der dritten Stelle die Vertreter der Intelligenz, wie Professoren, Rechtsanwälte, Ärzte, Beamte, mit etwa nur 15 bis 20 Prozent stehn. Das liegt an der so hoch festgesetzten Grenze der Wohnungssteuer. Dabei ist die Lage der Intelligenz in Petersburg wegen ihrer durch die Verhältnisse der Reichshauptstadt verursachten großen Zahl noch besonders günstig. In Moskau vermag sie höchstens mit etwa 5 Prozent aufzutreten, in den Provinzstädten dürfte sie vorwiegend ohne jede Vertretung bleiben.

In den großen Städten lag die Gefahr nahe, daß zu viel Juden Eingang in die Duma finden könnten. Der Minister des Innern, Bulygin, hatte ihnen deshalb das Wahlrecht vollständig aberkennen wollen. Das Ministerkomitee wagte jedoch mit Rücksicht auf die Beherrscher des Geldmarkts, Rothschild, Schiff & Co., nicht, die Juden auszuschließen. Der zur Annahme gelangte Wahlzensus, so lautet die Argumentation des Ministerkomitees, schließe die große Masse der Juden aus; die wenigen, die vielleicht dennoch in die Duma eindringen werden, können unmöglich einen größern Einfluß auf die vierhundert bis fünfhundert Abgeordneten ausüben. Es sei ein Akt der politischen Klugheit, die Juden nicht schlechter zu stellen als die andern Nationalitäten. Um aber doch den Hebräern den Eingang in die Duma zu erschweren, sind Städte mit vorwiegend jüdischer Bevölkerung wie Witebsk mit 66000 Einwohnern (die Einwohnerzahlen stammen aus der Volkszählung von 1897, auf Grund deren Ergebnis das Wahlgesetz aufgebaut ist), Minsk mit 91000, Bjalystok mit 90000 ohne Vertretung geblieben, Lodz mit 315000, Wilna mit 160000 Einwohnern nur mit einem Abgeordneten bedacht worden. Die Zurücksetzung der Nationalitäten findet übrigens auch an andrer Stelle krassen Ausdruck.

Die Wahl der bäuerlichen Abgeordneten vollzieht sich in drei Stufen, wenn wir die Wahlen in die Wolostversammlung weglassen. Wahlberechtigt sind nur die Bauern, die innerhalb den in der Wolost liegenden dörflichen Gemeinden (sselskoje obschtschestwo) Landbesitz haben (Paragraph 17). Das Gesetz ändert an den für die Wolost schon längst bestehenden Wahlvorschriften nichts. Die Wolostversammlung wird gebildet aus sämtlichen Wolost- und Dorfgemeindebeamten und je einem Delegierten von zehn Höfen; in Westrußland treten hierzu noch je ein Bevollmächtigter von zwanzig Gutsleuten, Arbeitern, Instleuten usw. Infolge dieser Zusammensetzung liegt die Ausführung der bäuerlichen Wahlen wie bisher vollständig in den Händen des Dorfkulaks und des Gemeindeschreibers, der wieder seine Instruktionen vom Sjemski-Natschalnik — das ist ein vereidigter, dem Minister des Innern unterstellter Beamter — empfängt. Die Wahlen in die Wolostversammlung ent-

rechten aus dem angeführten Grunde in der Praxis den Ackerbau treibenden Bauern vollständig und sind mit einer der Hauptgründe für die Unzufriedenheit dieser Klasse. Sie festigen des Bauern wirtschaftliche Abhängigkeit von den Kulaki, die als ehemalige Branntweinpächter, als hausindustrielle Unternehmer, als Getreidehändler die wirklichen Herren der Provinz sind. Es ist möglich, daß die Wahl beeinflußt werden kann durch die Adelsmarschälle, die bei der bäuerlichen Wahlmännerwahl im Kreise die Aufsicht führen. Nehmen wir jedoch den normalen Lauf der Dinge an, wie er sich seit Jahren in der Praxis vollzieht, so können wir nicht rechnen, daß eine größere Zahl von echten, Ackerbau als Hauptgewerbe treibenden Bauern Eingang in die Duma findet. Die aber, die doch hineinkommen, werden aus Südrußland von den Kosaken, vielleicht auch von den deutschen Kolonisten stammen. Die im Auslande wiederholt aufgestellte Behauptung, die Duma würde ein Bauernparlament werden, scheint mir, wenigstens in der Form, wie sie aufgestellt wurde, nicht haltbar. Sie fußt auf einer mißverstandnen, ganz schematisch aufgebauten Berechnung S. P. Nikonows (Slowo 228/29). Nikonow stellt einfach die Zahl der Wahlmänner aus dem dem Gesetz beigefügten Verzeichnis der Kreise den verschiednen Bevölkerungsziffern gegenüber und folgert aus der Tatsache, daß zum Beispiel auf die 25000 städtischen Bewohner des Kreises Rybinsk vier Wahlmänner fallen, auf 20700 des Kreises Sjarapulsk (Gouvernement Wjatka) acht, auf 24090 des Kreises Wjatka wieder nur vier, während auf die 158000 des Kreises Wilna (ohne Stadt) gar nur ein einziger städtischer Wahlmann entfällt, daß die Gesetzgeber bei der Verteilung der Wahlmänner willkürlich vorgegangen seien, und daß dadurch der Bauernstand ein großes Übergewicht über die andern Klassen der Bevölkerung habe. Das ist durchaus nicht geschehen. Schon die richtige Beleuchtung des Umstandes, daß der Sitz des Gouvernements Wjatka vier städtische Wahlmänner, der angrenzende Kreis Sjarapulsk desselben Gouvernements trotz einer um 4000 Köpfe geringern städtischen Bevölkerung aber acht städtische Wahlmänner stellen muß, würde das Leitprinzip erkennen lassen, hätte das Ministerkomitee auch nicht ausdrücklich gesagt, die Zusammensetzung der Duma bedürfe einer besondern Fürsorge. In der Gouvernementsstadt Wjatka gibt es eine ganze Anzahl von dort freiwillig und unfreiwillig lebender Intelligenz — Sjarapulsk dagegen ist ein Handels- und Hausinduſtriezentrum, wo sich der einflußreichste Teil der Bevölkerung aus den schon als Kulaki gekennzeichneten Personen zusammensetzt. Da nun aber diese Leute zum großen Teil noch Bauernpässe führen, hat bei der bureaukratischen Auffassung des Begriffs „Bauer“ der Bauernstand wohl ein gewisses Übergewicht, ohne jedoch das Interesse von Ackerbauern zu vertreten. Nur vom formalen Standpunkt aus kann von einem Bauernparlament gesprochen werden, nicht vom wirtschaftlichen. Der bäuerliche Abgeordnete kann unter den herrschenden Verhältnissen kein Vertreter agrarischer Interessen sein, sondern nur ein solcher des Handels und der primitiv organisierten Verarbeitungsgewerbe. Doch nicht genug damit, daß die Ackerbauern zu kurz gekommen sind, der Gesetzgeber hat auch versucht, den auf dem platten Lande wohnenden Industriearbeiter, der als Mitglied des Mir an den

Wahlen teilnimmt, zurückzudrängen. Später wird gezeigt werden, wie die Verteilung der Wahlmänner auf die einzelnen Schichten wie auch die Bemessung des zur Wahl berechtigenden Areals für die verschiednen Nationalitäten verschieden gehalten werden soll. Hier sei nur darauf hingewiesen, wie sich der Gesetzgeber die Industriearbeiter des Zentrums fernzuhalten sucht. Man schlage das Verzeichnis der Gouvernements auf und vergleiche die Zahl der bäuerlichen und der nichtbäuerlichen Wahlmänner in den drei industriellen Gouvernements Wladimir, Kostroma und Jekaterinoslaw mit den landwirtschaftlichen Kursk, Woronesh und Kasan. In den industriellen Gouvernements verhalten sich die Zahlen der bäuerlichen Wahlmänner zu den nichtbäuerlichen wie 26 zu 66, 29 zu 63 und 34 zu 101, in den landwirtschaftlichen dagegen wie 78 zu 72, 101 zu 64 und 98 zu 41. Also auch der Industriearbeiter, der die faktische Möglichkeit hätte, an den Wahlen teilzunehmen, weil seine Arbeitsstelle in der Nähe seines Dorfes liegt, wird nach Möglichkeit zurückgedrängt. Ob mit Erfolg, ist eine andre Frage. Aus diesen kurzen Hinweisen und unter Berücksichtigung der im Wahlgesetz für die Großstädte zum Ausdruck gelangten Tendenz erhellt, daß der Gesetzgeber nicht willkürlich verfahren haben kann, daß er vielmehr ganz planmäßig vorgegangen sein muß; aber wir erkennen auch, daß er nicht darauf ausgegangen ist, eine agrarische Vertretung zu schaffen, sondern ein der Regierung gefügiges Werkzeug. Hierin liegt meines Erachtens sowohl die größte Gefahr wie die stärkste Gewähr für die Möglichkeit einer friedlichen Wiedergeburt Rußlands. Zum Schluß soll dieser Gedanke noch näher ausgeführt werden. Wenden wir uns jetzt den Provinzwählern zu.

Die Provinzwähler sind die interessanteste Gruppe von allen. Dies aus zwei Gründen: erstens lassen sich ihre Wahlen am schwersten durch die Machthaber der Provinzialregierung beeinflussen, wodurch deren Ergebnisse am wenigsten voraus bestimmbar werden, und zweitens beruht auf dieser Gruppe die einzige Hoffnung der fortschrittlichen Kreise der Gesellschaft, besonders der Sjemstwo.

Die Urwähler dieser Kategorie sind einzuteilen in ländliche und in städtische. Nach Paragraph 12 sind auf dem platten Lande wahlberechtigt: a) Personen, die über einen Landbesitz als Eigentümer oder lebenslängliche Nutznießer verfügen, dessen Mindestgröße für die einzelnen Kreise durch das Gesetz bestimmt ist; b) Bergwerksbesitzer; c) Besitzer von Immobilien wie Villen, Sanatorien im Werte von 15000 Rubel; d) Bevollmächtigte von Kleinbesitzern, je einer von zehn, deren Besitz ein Zehntel des für die Großgrundbesitzer vorgeschriebnen Areals umfaßt; e) Geistliche, die im Kreise Kirchenland verwalten. Ausgeschlossen von jeder politischen Betätigung ist somit auch hier der Teil der Gesellschaft, der seit Einführung der Sjemstwo die größten Opfer an Eigentum und persönlicher Freiheit für die Erreichung politischer Rechte gebracht hat: das sogenannte „dritte Element.“ Darunter sind zunächst zu verstehn die Dorfschullehrer, Feldscherer sowie die Mehrzahl des in den Sjemstwoverwaltungen angestellten Personals. Wir fügen hinzu, daß die Fernhaltung dieser Kreise von gesetzgeberischer Tätigkeit, einstweilen wenigstens, kein Unglück für das russische Volk wäre. Hier herrscht die gefährliche Halbbildung vor, die durch keinerlei aus dem materiellen Besitz hervorgehendes Verantwortungs-

gefühl zur Vertiefung auf irgendeinem Gebiete gedrängt wird. Hier ſind die armen, nach Wiſſen und Kultur lechzenden Frauen und Männer zu finden, die durch ihr Temperament und durch die ſie umgebenden Verhältniſſe zu den fanatiſchen Schwärmern geworden ſind, die die Aufteilung des Landes an die Bauern und die Abſchaffung jeder Autorität predigen. Das heranwachſende Geſchlecht wird abſterben müſſen, ehe aus dieſen zermürbten Kreiſen in Ruhe arbeitende Männer hervorgehn können.

(Fortſetzung folgt)

Salzburg und die Tauernpäſſe

Von Otto Kaemmel

3

Weit oberhalb von Villach erreicht die weſtliche der beiden ſich im Lungau trennenden Straßen das Drautal. Sie überſchreitet von St. Michael (1068 Meter) aus den Katſchberg (1641 Meter), alſo in ſehr ſteiler Steigung, und gelangt in dem engen Lieſertale über Leoben und Eiſentratten nach Gmünd (732 Meter), wo die Malta von rechts her, von den letzten Gletſchern der Hochtauern genährt, in die Lieſer mündet. In dem Winkel zwiſchen beiden ſchäumenden Bächen, auf hohem Uferrande, liegt der alte Marktflecken, von einer viertorigen Mauer umgeben, unter dem Schutze des alten Schloſſes, das jetzt den Grafen von Lodron gehört. Behäbig breiten ſich die ſtattlichen, ſoliden Häuſer mit ihren gewölbten Hausfluren um den großen Marktplatz, die Zeugen und Erzeugniſſe eines ehemals blühenden Handelsverkehrs. Denn mit der Tauernſtraße aus dem Lungau traf hier ein Saumweg auch aus dem Maltatale zuſammen, der über die ſchwierige Großarlſcharte (2251 Meter) nach dem Großarltal und damit in den Pongau hinüberführt. Den untern breiten, wohlangebauten Teil des Tales beherrſcht Maltein mit ſeinem hohen Schloſſe. Allmählich verengt ſich das Tal, den Hintergrund ſchließen die Gletſcher und die Schneefelder der Hochtauern, zunächſt des Malteiner Sonnblicks, beim Pflügelhofe hört der Fahrweg auf, und ſteil hinauf, an ſtäubenden und donnernden Waſſerfällen vorüber oder über ſie hinweg — der großartigſte iſt der Blaue Tumpf — klimmt der Saumpfad hinauf nach der verfallnen Elendhütte (1765 Meter) unter der Arlſcharte. Der Richtung nach bietet ſie die kürzeſte Verbindung zwiſchen dem Drautale und Salzburg; aber jetzt wird der lange, mühevolle und einſame Weg nur noch von Jägern, Hirten und einzelnen Touriſten begangen. Daß ſich auch hier ehemals ein reger Verkehr bewegte, das ergibt ſich ſchon aus der Exiſtenz der Burg Maltein, die doch nur den Zweck haben konnte, den Weg durch das Maltatal zu beherrſchen, und einer „Samerhütte," d. h. Säumerhütte, hoch oben im Gebirge unter der Großarlſcharte. Verkehrsarm, wie jetzt dieſe einſt ſo belebten Täler geworden ſind, beherbergen ſie ein

wackres Volk, das zäh am Alten und an ſeiner deutſchen Art hängt, deshalb trotz allen Unterdrückungen noch immer hier und da den verfemten Proteſtantismus feſtgehalten hat wie drüben im Salzkammergut, aber auch dem Deutſchen Schulverein zugetan iſt und der völkerverſöhnenden Politik der öſterreichiſchen Regierung ſeit 1879 ablehnend gegenüberſteht.

Auch von Gmünd ab iſt das tiefeingeſchnittne Lieſertal ſo eng, daß auf der Sohle des rechten Ufers eben nur die moderne Poſtſtraße Raum findet, die vom Hochwaſſer gefährdet und deshalb erſt im September 1903 von einem ſolchen faſt völlig zerſtört worden iſt, und daß die wenigen kleinen Ortſchaften zu beiden Seiten auf der Talwand liegen. Die alte Straße lief deshalb auch auf dem rechten Ufer hoch über dem Tale hin, wie denn überhaupt die ältern Straßen zum Beiſpiel auch im Erzgebirge die Talſohle gern vermieden und auf der Höhe gingen, alſo zwar unbequemer und ſteiler, aber dafür ſicherer waren als die modernen. Tief unten rauſcht die grüne Lieſer, drüber ragen die Waldberge und graue Felszacken auf. Wer dem Fußwege auf dem linken Ufer oben am Talrande folgt und dann ein Stück weiter öſtlich geht, der ſieht den dunkelgrünen Spiegel des abgrundtiefen Millſtatter Sees (man hat bis 1000 Meter Tiefe gemeſſen, ohne den Grund zu finden) in ſeiner Bergumrahmung ſchimmern. Aus dem Lieſertale heraustretend erreicht die Straße bei Spital die Drauſtraße, von Radſtadt aus gerechnet eine Strecke von 109 Kilometern, die die k. k. Poſt in ſechzehn Stunden durchfährt. Dieſer anſehnliche Marktflecken verdankt eben ihr ſeine Entſtehung aus einem von den Grafen von Ortenburg, deren Stammburg gegenüber ſüdlich der Drau liegt, im Jahre 1191 begründeten Hoſpital für Reiſende (wie Hoſpental oder in älterer Form Hoſpital am St. Gotthard), und das zierliche Renaiſſanceſchloß, ſeit 1662 das Eigentum der Fürſten von Porcia, mit ſeinem ſchönen Arkadenhofe, das Werk eines italieniſchen Meiſters von 1523, bezeugt auch hier die enge Verbindung mit Italien, die die ſüdliche Fortſetzung eben jener Straße vermittelte. Doch Spital iſt nur die Erbin einer antiken Anſiedlung, ja aus deren Reſten ſind im vierzehnten die Kirche und das Schloß der Porcia erbaut worden.

Kaum eine Stunde weſtlich von Spital erſtreckt ſich längs der Drau ein niedriger Höhenzug, eine Moräne des alten Lieſertalgletſchers. Im Weſten flach, erhebt er ſich langſam nach Oſten und fällt hier mit ſteilen bewaldeten Wänden nach drei Seiten ab, beſonders ſüdwärts nach der Drau. Steigt man hinauf, ſo ſteht man auf einem anſehnlichen Plateau, das im Oſten mit Wald, im Weſten mit Ackerland bedeckt iſt. Mitten inne liegt einſam eine anſehnliche Kirche romaniſcher Anlage mit ihrem ſtattlichen modernen Pfarrhofe. Das iſt St. Peter im Holz, das als Pfarrkirche eines ausgedehnten Bezirks und als Beſitz des Bistums Freiſing ſchon um 1060 erwähnt wird, aber viel älter iſt. Denn hier auf dieſem Hügel lag einſt die keltiſch-römiſche Stadt Teurnia (Tiburnia). Auch nach der Zerſtörung um das Jahr 600 mag ſich hier in dieſem altchriſtlichen Biſchofsſitze der Reſt oder wenigſtens die Erinnerung an eine chriſtliche Kirche erhalten haben, bis ſie dann unter deutſcher Herrſchaft wieder erſtand. Der alte Stadtboden blieb wüſt, und die Stadt ſelbſt geriet in Vergeſſenheit. Aber noch läßt ſich die ſtarke, an manchen

Stellen mit Türmen und Baſteien bewehrte Stadtmauer aus römiſchem Gußwerk rings am Rande des Plateaus verfolgen und die Stelle der drei Tore im Oſten, Süden und Weſten (an der ſchmalſten Seite) beſtimmen. Alles andre deckt heute Feld und Wald. Denn ſeit Jahrhunderten dienen dieſe Ruinen als bequemer Steinbruch für die ganze Umgegend; aus dieſem Material ſind die Kirche und der Pfarrhof zu St. Peter, die Kirche und der Renaiſſancepalaſt in Spital und ſo manches Bauernhaus gebaut worden. Was ſpäter zufällig an Münzen, plaſtiſchen Reſten, Moſaiken, Inſchriften, Geräten, Waffen und dergleichen zutage gekommen iſt, das hatte ſeit dem Anfange der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der wackre Ortspfarrer Gabriel Lex in einer intereſſanten Sammlung vereinigt und für das landſtändiſche Muſeum in Klagenfurt beſtimmt.*) Aber vieles iſt ſchon weit früher verſchleppt worden. Was gefunden und bewahrt worden iſt, bekundet ein durchaus ſtädtiſches Daſein nach römiſchem Zuſchnitt und beſtätigt völlig die dürftigen hiſtoriſchen Nachrichten über Teurnia: ſeine Exiſtenz ſchon in keltiſcher Zeit, ſein Verkehr mit dem griechiſch-makedoniſchen Oſten, ſein Beſtand als römiſche Gemeinde von Claudius bis tief in die chriſtliche Zeit (bezeugt zum Beiſpiel durch ein Kreuz auf dem Bruchſtück, wie es ſcheint, eines Säulenkapitäls), das alles tritt uns aus dieſen Funden, nicht zuletzt aus den keltiſchen, makedoniſchen, römiſchen und byzantiniſchen Münzen greifbar deutlich entgegen. Auch daß die Stadt gewaltſam durch Feuer zerſtört worden iſt, das lehrt eine klafterhohe Kohlenſchicht und ſo mancher andre Reſt von Kohlen und Aſche.

Ein weiter Umblick eröffnet ſich von dieſer Höhe. Tief unten rauſcht die graue, wirbelnde und ſtrudelnde Drau in breiter, raſcher Strömung zwiſchen dichtem Erlengebüſch durch die fruchtbare Ebne des Lurnfeldes, in deſſen Namen wohl noch der verſtümmelte Name der alten Teurnia ſteckt; jenſeits im Süden ſtreckt ſich der Bergzug, der das Drautal vom Gailtale trennt, im Norden erhebt ſich über grünen Vorbergen der zackige Kamm des Hünersberges als Eckpfeiler der Bergkette, die das Lieſertal vom Mölltale trennt. Ein Stück weiter weſtwärts, und vor uns öffnet ſich die breite Mündung des Mölltals, deſſen Hintergrund die Schneegipfel der Hochtauern ſchließen.

So beherrſchte Teurnia den Ausgang und den Zugang wichtiger Paßſtraßen, des Radſtadter Tauern und der Saumpfade über den Kamm der Hohen Tauern. Denn dort hinauf führt auch das vielgewundne Mölltal mit ſeinen Verzweigungen wie weiter aufwärts das ähnlich geſtaltete aber kürzere Tal der tiroliſchen Iſel, die bei Lienz in die Drau mündet. Aber während dieſe beiden ſüdlichen Täler nur in großen Windungen und auf Umwegen nach den Päſſen leiten, dringen im Norden vom Salzachtale her zahlreiche kurze, nordſüdliche Quertäler geradeswegs nach dem Gebirgskamme vor. Den Zugang zu allen vermittelt der Pinzgau, das Tal der obern Salzach. In breiter, meiſt verſumpfter Talſohle, die höchſtens Wieſenbau erlaubt und die Orte auf die Talhänge beſchränkt, ſtrömt der ſtarke, raſche grauweiße Fluß zwiſchen den Bergwänden dahin. Im Süden treten die mächtigen Ausläufer

*) Ich bin ihm noch heute für ſeine freundliche und ſachkundige Führung am 5. Auguſt 1883 dankbar. Der größte Teil ſeiner Sammlung war ſchon damals nach Klagenfurt abgeliefert.

der Hochtauern in breiten, gleichförmigen Massen heraus, und über den Tälern, die sich zwischen ihnen öffnen, ragt dann und wann eins der Schneehäupter des Hauptkammes, vor allen sichtbar die weiße Pyramide des Kitzsteinhorns. Vom Pinzgau aus führen die Wege der westlichen Quertäler über den Velber und den Kalser Tauern ins Iseltal hinüber, beide zwischen den größten Gebirgsstöcken der Tauern, dem Großvenediger (3660 Meter) und dem Großglockner (3800 Meter). Von diesen beiden Hochpässen ist der Velber Tauern, obwohl landschaftlich weniger reizvoll als andre, für den Verkehr der wichtigere, weil er direkt ins wegsame Iseltal führt; deshalb hütete auch die salzburgische Feste Mittersill (788 Meter) den Aufstieg. Das unten ziemlich breite Tal gabelt sich bei Ammertal in einen östlichen und einen westlichen Zweig; der östliche bietet keinen gletscherfreien Übergang, der westliche Pfad geht über das Tauernhaus Spital (1174 Meter), dessen Name schon auf alten Verkehr deutet, am Hintersee vorbei steil bergauf nach dem Naßfelde und erreicht den Sattel zwischen dem Tauernkogel im Westen, dem Hochgasser im Osten in einer Höhe von 2525 Metern. Dann geht er, angesichts der breiten Eisfelder des Großvenedigers, ebenso steil bergab und ins wilde Gschlöß zum Matreier Tauernhaus (1500 Meter), endlich im schmalen Tale des Tauernbachs hinunter nach der Talweitung von Windisch-Matrei (975 Meter), im ganzen eine anstrengende Strecke von zwölf bis dreizehn Stunden. Windisch-Matrei, dessen Name teils auf keltisch-römischen Ursprung (Matreium), teils auf slawische (windische) Besiedlung hinweist, liegt am Zusammenflusse der Isel, des Tauern- und des Bürgerbachs, gegen deren verheerende Gewalt, die auch in einem breiten Schlammstrome der Isel zutage tritt, durch starke Steinmauern an der Ostseite geschützt, überragt im Nordwesten von der Pyramide des Kristallkogels, im Süden vom Zunig, im Osten von dem langgestreckten Rücken des Kals-Matreier Thörls; seine ehemalige Wichtigkeit ergibt sich schon aus der hohen Burg Weißenstein, die im Norden des Orts von der Bergwand herabschaut, und ansehnliche Häuser verraten frühern Wohlstand dieses einst wichtigen Verkehrsplatzes, den deshalb das Erzstift Salzburg bis ans Ende seiner weltlichen Herrlichkeit festgehalten hat. Heute hat Windisch-Matrei vor allem als Ausgangspunkt für die Besteigung des Großvenedigers Bedeutung.

Die Fahrstraße, die erst hier beginnt, führt durch das enge Tal der Isel zwischen hohen bewaldeten Hängen zuweilen hoch über dem brausenden Bache bis zu den Huben, der nächsten Station, wo das Defreggertal von Westen, das Kalsertal von Norden zusammentreffen. Hier mündet also der Paßweg über den Kalser Tauern. Er beginnt im Pinzgau bei Uttendorf (773 Meter) und geht zwei Stunden lang in dem breiten, teilweise sumpfigen Stubachtal mit geringer Steigung an vereinzelten Höfen und Sennhütten hinauf, erklimmt dann aber in steilem Anstieg erst die zweite Talstufe, die Hofbachalm, mit 1253 Meter und die dritte, den Enzinger Boden, einen prachtvollen Kessel, in dessen grünen, von zahlreichen glitzernden Wasseradern durchflossenen Wiesengrund weiße Wasserfälle von der Westseite herabrinnen. Auf dieser Seite führt ein steiniger rauher Stufenweg in enger Schlucht zwischen üppig wuchernden Farnen dem tosenden Wassersturz entgegen zur vierten Talstufe

(1773 Meter) hinauf. Unter steiler Wand und rauschenden Gletscherbächen, zwischen Felstrümmern und Moorboden, zwischen denen vereinzelte zerzauste Föhren und niedriges Knieholz die Grenze des Baumwuchses bezeichnen, schimmert hier der kleine smaragdfarbne Grünsee, und mitten inne steht eine einsame altersbraune, verwetterte Jägerhütte (die Französachhütte). Über Steingeröll, kleine Schneefelder und Gletscherbäche, angesichts des weißen Hocheisers und des grauen, stumpfen Wiesbachhorns geht es weiter empor zur Kronprinz-Rudolfshütte (2225 Meter). Felswände, Gletscher, Schneefelder, tosende Wasserfälle, dazwischen unten der kleine Weißensee bilden hier eine großartige, wilde, menschenfeindliche Szenerie, auf die aus der Ferne von Westen der Sonnblickgletscher und der spitze Tauernkogel, von Osten und Südosten die Hohe Riffel, die vereiste Pyramide des Johannisbergs, die Glocknerwand und der Eisrand der Pasterze in starrer Erhabenheit herabschauen. Von hier aus genügt eine kurze Stunde, über Felstrümmer und ausgedehnte Schneefelder hinweg die Paßhöhe (2506 Meter) zu erreichen, die inmitten einer Fels-, Schnee- und Eiswüste ein „Steinmandel" bezeichnet; über bösartiges Geröll, Schneefelder und die Blöcke eines alten Bergsturzes geht es dann auch hinab zum Dorfer See und zur Dorfer Alm. An der Grenze des wieder beginnenden Baumwuchses zieht sich diese als ein langgestreckter ziemlich ebner Grasboden mit hochstämmigen Lärchen zwischen grauen, zerfurchten Wänden hin, von denen die Gletscherbäche aus den hoch oben blauweiß schimmernden Gletschern herabstürzen und riesige Muhren bilden, und trägt über fünfzig Almhütten, belebt von dem Geläute weidenden Viehs. An dem Südende rücken die Bergwände so eng zusammen, daß sich der Bach durch eine tiefeingerissene Klamm Bahn brechen muß. Ist sie auf steiler Stiege umgangen, so öffnet sich das weite grüne Tal von Kals, von der gletscherbedeckten Hochschobergruppe im Südosten überragt, im Westen vom Matreier Thörl begrenzt. Das behäbige Dorf (1321 Meter), das Ziel einer dreizehnstündigen Wanderung von Uttendorf aus, ist heute einer der gewöhnlichen Ausgangspunkte für die Glocknerbesteiger, die seit langer Zeit ihren Sammelplatz im gemütlichen „Glocknerhause" gefunden und in einem berühmten Fremdenbuche die Zeugnisse ihrer Taten hinterlassen haben. Aber den Bergriesen selbst sieht man vom Tale aus nicht, erst das Kals-Matreier Thörl (2205 Meter), das man in zwei Stunden Steigens erreicht, bietet den großartigsten Ausblick einerseits auf die majestätischen Massen seines Doppelgipfels und die dreizackige Schobergruppe, andrerseits auf die breiten Schnee- und Eisfelder des Großvenedigers wie den Einblick in die tiefen Täler von Kals und Matrei mit dem weit in das Massiv des Großvenedigers hineindringenden grünen, von eisigen Häuptern umgebnen obern Isel(Virgen)tal.

Der Name jenes gewaltigen Gipfels erinnert an die uralten Beziehungen dieser Hochtäler zu Italien, vor allem an die venezianischen Goldsucher. Dafür bot auch das Iseltal eine Straße. Von Huben aus breit, aber fast ganz ausgefüllt von der reißenden, grauweißen Isel, die zwischen Erlengebüsch und toten Armen, unendliches Geröll mit sich führend und von beiden Seiten durch Zuflüsse in breiten Schuttbetten verstärkt, dahinschießt, dehnt sich das

Tal erst bei St. Johann weiter aus und zeigt in seinen Maisfeldern schon den Einfluß des nahen Südens, in seinen stattlichen, behäbig hingelagerten Bauernhöfen gediegnen Wohlstand. Schon tauchen dahinter die zackigen, bizarren Formen der Dolomiten auf. Allmählich werden die Bergränder niedriger und treten zurück, im weiten Kessel zeigt sich Lienz, gedeckt durch das hochragende Schloß Bruck. Denn hier mündet die Gebirgsstraße in die große ostwestliche Linie der Draustraße ein, und von alters her ist dieser Punkt als wichtig erkannt worden. Hier thronte noch um 600 n. Chr. auf einem Hügel das keltisch-römische Aguontum, dessen Erbin Lienz geworden ist.

Während die beiden nächsten nördlichen Quertäler, das Fuschertal und das Kaprunertal, trotz der hohen landschaftlichen Schönheit ihrer Wasserfälle und eisumstarrten Talschlüsse für den Verkehr kaum in Betracht kommen, da das erste auf die Eisfelder des Großglockners trifft, das Kaprunertal nur zu der vergletscherten Pfandelscharte führt, vereinigen die Rauris und die Gastein mit gangbaren eisfreien Saumpfaden nach dem Mölltale hinüber reiche Naturschätze, die zu beiden Seiten des Gebirges ihre Anziehungskraft ausübten und noch ausüben. Denn die Hochregionen beider enthielten seit keltisch-römischer Zeit abbauwürdige Goldlager, und die Gastein hat seit den letzten Jahrhunderten des Mittelalters durch ihre wundertätigen Thermen einen Weltruf erlangt.

Auch zur Rauris geht der alte Weg über eine Klamm, das Kitzloch, durch die sich die Ache hoch herab zur Salzach hinunterstürzt. Schon vor Rauris, dem Hauptorte des Tals, auf breiter, mooriger Talsohle, erscheint im Hintergrunde die vergletscherte Hauptkette der Hochtauern; bei Wörth, wo der Fahrweg endet (933 Meter), spaltet sich das Tal in einen östlichen und einen westlichen Zweig. Jener endet an dem vergletscherten Talschluß, in diesem führt ein rauher Saumpfad zum Hochtor (2572 Meter), wohin man auch aus der Fusch gelangen kann, und weiter steil hinunter ins obere Mölltal nach Heiligenblut (1404 Meter), von Wörth aus ein mühsamer Marsch von sieben Stunden, vom Ausgange des Tals aus von zwölf bis dreizehn Stunden. Stangen bezeichnen hier in dieser oft nebelverhüllten Stein- und Schneewüste den Weg; aber wie gefährlich er auch im Sommer bei schlechtem Wetter, das in dieser Höhe jeden Regenfall in einen grimmigen Schneesturm verwandelt, dem Wandrer werden kann, das zeigt das Schicksal einer Wallfahrerschar im Jahre 1850, die von der Fusch nach Heiligenblut pilgern wollte und am 28. Juni bis auf zwei hier erfror. Daß aber dieser landschaftlich nicht hervorragende Weg seinerzeit belebt war, zeigt u. a. eine Karte Kärntens in Joh. Baptist Homanns Großem Atlas aus dem Jahre 1716, die hier einen breiten Saumweg verzeichnet.

4

Anders die Gastein (im zehnten Jahrhundert Gastuna), wie die Stubach der Typus eines Tauerntals in seinem Stufenaufbau, seinem Reichtum an strömendem Wasser und an Wasserfällen, aber in andrer Weise als jenes, denn die unterste Talstufe reicht viel tiefer ins Gebirge hinein, ist bei mäßiger Seehöhe breit, eben und bewohnbar, ebenso die viel kürzere zweite; erst die dritte und höchste steigt auf 1600 bis 1700 Meter und erlaubt nur im Sommer die Bewirtschaftung. In prächtigem Falle bricht die Gasteiner Ache aus der Klamm

heraus. Der jähe Anstieg, der von Lend (631 Meter) aus den untersten Teil dieses Felsenrisses umgeht, fordert noch heute eine volle Stunde lang Vorspann; die alte schmale Straße zog unten am rechten Ufer entlang und ist erst 1503 ausgesprengt worden. In frühester Zeit vermied man die Klamm ganz, indem man den Saumpfad über die Straubinger Alpe und das Joch „zu den drei Wallern" nach dem Gasteiner Talboden einschlug. Tief unter der neuen Poststraße (seit 1832) zwischen senkrechten, grauen Kalksteinwänden, die nur hier und da den Fichten Raum lassen, schießt die schäumende und brausende Ache dahin. Die neue Tauernbahn durchbohrt diese Wände mit zwei Tunneln und überschreitet zwischen beiden den tobenden Bergstrom auf einer kühnen Steinbrücke, gewährt aber dem Reisenden nur einen flüchtigen Einblick in die Schlucht. Da, wo die Straße aus ihr heraustritt, hängt oben am Felsen die Ruine der Burg Klammstein, die einst den Paß beherrschte. Hier nähert sich die Straße dem Niveau der Ache, und die Eisenbahn tritt aus dem zweiten Tunnel heraus, steigt aber bald am westlichen Talrande aufwärts und folgt diesem in allmählich zunehmender Höhe, die zahlreichen tief eingerissenen Wildbäche auf kühngeschwungnen Brücken überschreitend, bis zum Bahnhof von Wildbad Gastein (1083 Meter). Das ist die unterste und ausgedehnteste Talstufe, eine breite, vielfach sumpfige oder mit Wiesen bedeckte Ebne von etwa fünf Stunden Länge, die nur um 150 Meter bis zum Wildbad ansteigt und mit zahllosen Einzelhöfen und Weilern bis zu den waldigen Berghängen hinauf besetzt ist; nur Dorf-Gastein ist ein etwas größerer Ort. Die altersbraunen Holzhäuser mit steinernem Erdgeschoß, mit ihren luftigen, zuweilen zierlich geschnitzten Galerien, den kleinen, nicht selten durch künstlerisch geschmiedete Eisengitter verwahrten Fenstern, mit Heiligenbildern und frommen Sprüchen auf der Stirnseite, dem breiten, flachen, steinbeschwerten Schindeldach, oft auch mit einem laternenartigen luftigen Türmchen auf dem Dachfirst, dessen Glöckchen die Hausgenossen von der Feldarbeit zu Tische ruft, machen den Eindruck eines genügsamen, aber auskömmlichen Daseins, und in der Tat hat auch der rege Wagenverkehr nach und von Bad Gastein während der Sommermonate nicht nur unter die Gastwirte am Wege viel Geld gebracht. Den früher oft gefährlichen Überschwemmungen der Ache haben streckenweise Regulierungen des Flusses möglichst vorgebeugt, sodaß er nun zahm dahinfließt. Allmählich recken sich die Bergketten rechts und links höher, über dem dunkeln Walde streben lichtgrüne Matten nach oben, im Westen treten die Felszacken der Türchelwand mit vereinzelten Schneeflecken heraus, im Südosten türmt sich der spitze Gamskarkogel, von Matten bis zum Gipfel bedeckt, bis zur Höhe von 2460 Metern empor. Im Hintergrunde aber steigen über den grünen Vorbergen schon die Schneegipfel der Zentralkette auf, besonders dann, wenn im Sommer Neuschnee gefallen ist und sie bis tief hinab in blendendes Weiß gehüllt hat, ein prachtvoller Anblick. In dieser aussichtsreichen Lage tritt Hof-Gastein hervor, der Hauptort des ganzen Tals (876 Meter), ein Marktflecken städtischen Charakters, das „güldne Stadtl," wie er zur Zeit des Bergsegens hieß, aber wohl die älteste Niederlassung im Tale, denn schon 894 bestand hier eine Kirche „zu unsrer lieben Frau am Gries," und 1223 erscheint sie als Pfarrkirche. Holzhäuser sind hier selten,

vielmehr überwiegen große, maſſive, mehrſtöckige Steinhäuſer, die, ſoweit ſie in der Wölbung der einzelnen Stockwerke, namentlich des Erdgeſchoſſes, in Laubengängen und Serpentinſäulen künſtleriſch ausgeſtattet ſind, in Tür- und Fenſtergewänden, zuweilen auch in einem runden Ecktürmchen die Baukunſt der Renaiſſance verraten, jetzt aber meiſt in Hotels verwandelt ſind, wie der Goldne Adler, das Hotel Müller, die Blaue Traube. Denn hier ſaßen im ſechzehnten Jahrhundert die reichen Bergherren, die Weitmoſer, die Strochner, die Roſenberg, die Straſſer, die Zotten von Neudegg, die Moſer u. a., ſie bauten ſich damals auch ein ſtattliches Gewerkenhaus mit zwei runden Ecktürmchen, das jetzige Militärkrankenhaus am ſüdlichen Ausgange des Ortes, und einer von ihnen, Chriſtoph Weitmoſer, der eine Goldgrube mit 100 Talern anfing und dann jeder ſeiner vier Töchter 75000 Taler mitgab (geſt. 1558), errichtete ſich ſogar das „Weitmoſerſchlöſſel," deſſen hohes Dach zwiſchen zwei runden Türmen von der Weſtſeite des Tals auf Hof-Gaſtein herniederſchaut. Künſtleriſch haben dieſe Bergherren auch ihre Leichenſteine an der Mauer der alten ſpitztürmigen Kirche mitten im Orte ausſtatten laſſen; in rotem Marmor ſind Namen und Familienwappen zierlich gemeißelt, und auf den meiſten ſteht darunter ein Spruch aus Luthers Bibelüberſetzung. Denn die Männer, denen ſie geſetzt wurden, waren ſelbſtändige Köpfe; wie ſie über die gemeine Notdurft hinaus der künſtleriſchen Bewegung folgten, die auf den ihnen ſo wohl bekannten Bergpfaden aus Italien herüberflutete, ſo nahmen ſie auch die Lehre des großen Bergmannsſohns an, die von norddeutſchen, namentlich ſächſiſchen Bergknappen getragen in ihr weltfernes und doch ſo verkehrsreiches Bergtal drang; ſie haben, ſeiner Mahnung folgend, ſogar eine Zeit lang eine lateiniſche Schule für ihre Söhne unterhalten, und Erasmus Weitmoſer war einer der Führer des ſalzburgiſchen Bauernkriegs, der weit mehr als ein Bauernkrieg war, ein Freiheitskampf gegen die erzbiſchöfliche Herrſchaft. Doch der Proteſtantismus des Tales wurde niedergetreten, die überzeugungstreueſten Lutheraner wanderten allmählich aus, noch im Jahre 1731 ihrer gegen tauſend, und heute ſind die Grabſteine der alten lutheriſchen Bergherren auch die Grabſteine des Gaſteiner Proteſtantismus. Aber mit dem Ende des ſechzehnten Jahrhunderts ſchwand auch der reiche Bergſegen; heute erinnert an ihn nur noch das Wappen von Hof-Gaſtein, Schlegel und Bohrer im goldnen und ſilbernen Felde. Was der Markt mit ſeinen 800 bis 900 Einwohnern jetzt noch iſt, das verdankt er der Röhrenleitung, die ſeit 1828 das Thermalwaſſer von Wildbad Gaſtein hierher führt. Seitdem ſind zahlreiche Miet- und Badehäuſer auch in Hof-Gaſtein entſtanden. Ladislaus Pyrker, Erzbiſchof von Erlau in Ungarn (1827 bis 1847), hat das ehemalige Gewerkenhaus 1832 in ein Militärhoſpital verwandelt und saluti militum geweiht, und ſchräg gegenüber hat noch 1872 der Berliner Bankier Magnus Hermann ein kleineres Haus demſelben Zwecke beſtimmt. Was Hof-Gaſtein als Badeort fehlt, das ſind ſchattige Spaziergänge, denn das Tal iſt hier weit und ſonnig.

(Schluß folgt)

Der Kaiser Otto.

Von Ludwig Pfau.

Mit dem Kaiser Otto ist es wie mit dem Barbarossa. Beide sind sie nicht gestorben, sondern schlafen nur, und wenn sie erwachen, dann wird es gut werden in Deutschland. Der Barbarossa sitzt im Kyffhäuser, der Otto im Untersberg. Der Barbarossa hat einen Bart, der Otto nicht. Der Barbarossa ist rothbärtig, der Otto ist blond. Der Barbarossa ist ein Hohenstaufe, der Otto ist ein Welfe. Der Barbarossa ist ein Schwabe, der Otto ist ein Sachse. Der Barbarossa ist ein Ghibelline, der Otto ist ein Guelfe. Der Barbarossa ist ein Kaiser, der Otto ist ein König. Der Barbarossa ist ein Deutscher, der Otto ist ein Engländer. Der Barbarossa ist ein Mann, der Otto ist ein Knabe. Der Barbarossa ist ein Riese, der Otto ist ein Zwerg. Der Barbarossa ist ein Heros, der Otto ist ein Heroschen. Der Barbarossa ist ein Mythus, der Otto ist ein Märchen.

aber sie sind fast unbekannt, weil auch sie der Dampferverbindung untereinander völlig entbehren, und vom Festlande nur Thasos von Kavalla her, Lemnos von Smyrna her zu Schiff erreichbar sind. Schwärmer für südliche Natur und Griechentum, wie Franz von Löher es war, der in den siebziger Jahren mit dem Segelboote dieses Meer von der thrakischen bis zur troischen Küste durchstreifte (Griechische Küstenfahrten, 1876), sind selten. Eher werden wissenschaftliche Reisende die vielen Beschwerden einer solchen Fahrt auf sich nehmen. Auch sie sind nicht zahlreich gewesen. Als es Alexander Conze im Jahre 1857 unternahm, als erster jene vier großen Inseln im thrakischen Meere zu besuchen und zu erforschen, da war das Wagnis größer als heutzutage, da mußte er von Kavalla nach Thasos, von Insel zu Insel und schließlich zur Troas segeln. Mir standen im Jahre 1904 bei der Wiederholung der Reise im Auftrage der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin wenigstens zu Beginn und am Schlusse die erwähnten Dampferlinien zur Verfügung.

Am 30. April Abends war ich glücklich in Kastro auf Lemnos der launenhaften „Sophia" entstiegen, der ich mich zwei Tage vorher in Smyrna anvertraut hatte. Mit dem Boreas hatte sie durchaus nicht in ein Verhältnis kommen können, und das Völkergemisch auf ihr hatte es tüchtig empfinden müssen. Kastro, der Hauptort der Insel Lemnos, ersetzt die antike Stadt Myrina. Aber die Erforschung ihrer Reste, so wichtige und schöne Resultate sie ergab, lockte mich zunächst doch weniger als jenes oben erwähnte Eiland, das im Süden in der Ferne flach auf dem Wasser schwamm, das für die Wissenschaft noch völlig Neuland war. Hagiostrati heißt es und türkisch Bozbaba. Schiffer, die den Fremden hinüberschaffen wollten, fanden sich in dem kleinen trefflichen Hafen bald, aber noch ehe ich mit einem von ihnen handelseinig geworden war, erfuhr ich, daß der Erzbischof von Lemnos gerade dasselbe Reiseziel habe. Wenn die Winde am zahmsten sind, und die See am vertrauenswürdigsten ist, dann pflegen sich die griechischen Seelenhirten aufzumachen aus ihrer ruhigen Metropolis und ihren Sprengel zu besuchen. Aber — ihre Schäfchen sprechen es offen aus, und sie können es unmöglich verbergen — es ist ihnen weniger um die Visitation als um die Erhebung der verhältnismäßig unendlich hohen, ihnen zufallenden kirchlichen Abgaben zu tun. Zwar sagt ein oft gebrauchtes griechisches Wort: wer mit einem Papas (Geistlichen) reise, habe Unglück, aber die Gelegenheit war doch in vieler Beziehung zu lockend. Ein Besuch war rasch gemacht, und die Einladung — man werde sich ja dem Schiffer erkenntlich zeigen — war bald erfolgt. Am 3. Mai trieb eine scharfe Tramontana, der im Ägäischen Meere beliebte Nordwest, zur Abreise; aber es wurde vier Uhr Nachmittags, bis sich eine Wolke von schwarzen Gewändern und Wellen von schwarzen Bärten überragt von den hohen runden Mützen der griechischen Geistlichen dem kleinen Quai genähert hatten, bis eine Menge von Gegenständen und die Menschen in ein Boot verstaut waren, dieses uns zum Kaik draußen auf der Reede geführt hatte, und bis der feierliche Abschied beendet war. Das Kaik war größer als die sonst von mir benutzten, eine einmastige Bark, die Holz vom Athos geholt hatte und es zu einem Schulbau nach Hagiostrati bringen sollte. Alle Segel wurden aufgesetzt; der Wind nahm an Stärke zu, und Lemnos entschwand all-

mählich unsern Augen. Man machte es sich auf dem Holze bequem, so gut es ging, schwatzte, rauchte und schlief auch in einer Kabine, die gerade einen Menschen faßte, als es dunkel und das Wetter ungemütlich wurde. Gegen zehn Uhr Abends fand man sich vor dem ersehnten Eiland wieder — vor ihm, aber nicht auf ihm.

Wir kreuzten vor einer kleinen gegen Westwind völlig ungeschützten Reede, die im Osten, soviel sich erkennen ließ, von einem flachen Strande, im Süden und im Norden von niedrigen Höhen begrenzt wurde; auf der nördlichen ließen undeutliche Umrisse, spärliche Lichter und Hundegebell eine Ansiedlung vermuten. Eine Anlegestelle für größere Segelboote gab es auf dieser Insel natürlich nicht. wie ja die Quais für Dampfschiffe in der ganzen Levante schnell aufzuzählen sind. Unser Boot war aus Mangel an Platz in Lemnos geblieben. Auf der Insel wußte niemand von unserm Kommen. Es war dunkle Nacht geworden, und die See ging besonders hier nahe an der Küste hoch. Schreien und ein Schuß machten endlich die Leute aufmerksam, aber es verging eine Stunde, bis sich jemand zu uns herauswagte. Die Erklärung ergab sich später: die Leute hatten uns für — Seeräuber wäre ein zu stolzer Name — Diebe gehalten, die von Zeit zu Zeit von den griechischen Sporaden oder der thrakischen Küste her kommen, Schafe stehlen und wieder verschwinden. In dieser Form lebt die in diesem Inselmeere uralte Seeräuberei fort, da die Türkei die Seewacht schlecht versieht. So lebt vor allem die Furcht vor dem Seeräuber fort, die freilich den Menschen dort nach allem angeboren sein muß. Man hatte sogar den Schuß erwidert; jetzt war natürlich die Freude groß. Mit Mühe gelangten wir alle in die Boote, wenn sie ein Wellenberg zur Höhe der Bordwand hob, und an Land. Wie im Traume spielten sich diese und die nächsten Vorgänge in der Dunkelheit ab: Landung an ein paar Felsen am Ufer, Menschen, zwei bis drei schwachleuchtende Laternen, Begrüßungen, ein längerer Weg über Fels und durch Sand an der Seite des Erzbischofs, umdrängt von den Bewohnern; Eintritt in ein Häuschen, wieder Begrüßungen, Warten, Essen — endlich allein in einem Gemache, das für eine Lagerstätte auf dem Boden gerade Platz bot; Sehnsucht nach Ruhe und grausame Enttäuschung, da ältere Bewohner verschiedenster Art ältere Rechte sehr bemerkbar geltend machten; unruhiger Schlaf gegen Morgen und jähes Erwachen. Die morschen Fensterladen fliegen auf, und Hagiostrati liegt da im Sonnenschein, und das Meer erglänzt.

Es ist etwas außerordentlich schönes um dieses Sichhineinfinden in ein fremdes, zumal unerforschtes Land, um dieses Tappen, bis der Schritt sicher wird, um dieses Fügen von Strich zu Strich, bis das Bild des Landes, wie es ist, und wie es war, dasteht. Die dreieckige, mit der Spitze nach Nordosten gerichtete Insel ist, wie die von mir gesammelten Gesteinsproben erweisen, aus jungvulkanischem Gestein gebildet, wie es sich auf den Nachbarinseln im Norden und in Kleinasien findet. An den Rändern kommen jungtertiäre Bildungen vor. Die Höhen, deren höchste nach der englischen Seekarte 296 Meter mißt, sind flach gewölbt und ringsherum vom gefräßigen Meere stark benagt. Zwischen diesen Steilhängen öffnen sich auf der Ost- und der Westseite immer wieder kleine Buchten, von denen drei als Landeplätze für kleine Fahrzeuge brauchbar sind. Die größte

liegt auf der Westseite etwa drei Kilometer südlich von der Nordspitze. In ihr landeten wir. Östlich über ihr stand auf dem Ende eines Höhenzuges, der etwa auf die Mitte des flachen Strandes zuläuft, die antike Ortschaft. Es ist eine Stelle, wie sie die Alten liebten: über der Hafenbucht, an der die Schiffe an Land gezogen wurden, über dem Fruchtland an ihr und über den beiden Tälern im Norden und Süden, den größten und fruchtbarsten der Insel; „Tenediotis" und „Paradisos" heißen sie heute. Eine Kapelle des Hagios Minas steht da oben; alle Mauerreste sind verschwunden, aber die kleinen Terrassen sind übersät mit Scherben von Tongefäßen, und geschnittne Steine und Münzen werden besonders nach Regengüssen gesammelt. Was ich sah und mitbrachte, beweist, daß die Stätte mindestens seit dem fünften Jahrhundert v. Chr. und bis in die spätbyzantinische Zeit bewohnt war. Wahrscheinlich wurde sie erst am Ende des vierzehnten Jahrhunderts von türkischen Kosaren wüst gelegt; davon nachher. Das heutige Dorf wurde in militärisch viel weniger geeigneter, gegen den Nordsturm geschützterer Lage im Jahre 1540 angelegt, wie eine Inschrift in der Holztür der ältesten Kirche angibt.

In einem Häuschen dieses Dorfes war es, wo ich am Morgen des 4. Mai erwachte und auf gebrechlicher Veranda unter den Blicken der Dorfbewohner bei spärlichem Wasser und eher schmutzig machenden Handtüchern meine Toilette vollendete. Wir wohnten beim Papas Georgios; er war im hohen Wuchs und Aussehen eine echt griechische Priestergestalt, aber auch darin, daß er vor allem auf sein eignes Wohl bedacht war. Er hatte offenbar seinen Amtsbruder ausgestochen, der auch Georgios hieß, ein kleiner freundlicher Herr, der sich im Dorfe größerer Sympathien erfreute. Sie waren natürlich spinnefeind; und es war eine Hauptaufgabe ihres Vorgesetzten, ihre gegenseitigen Klagen anzuhören und die der Dorfbewohner gegen beide entgegenzunehmen; es kam dabei zu Auftritten, die in ihrer Leidenschaftlichkeit hoch dramatisch wirkten; und es handelte sich fast ausschließlich — um Geld. Immer wieder schob sich ein Mann oder ein Weib durch die Tür, und die alten Frauen zumal fielen zuerst auf die Kniee vor dem Despotis, küßten aufgerichtet seine Hand mit dem erzbischöflichen Ring, fielen wieder auf die Kniee und erhoben sich dann erst zur Verhandlung, in der die entsprechende Achtung oft nicht mehr zu finden war. Diese kirchlichen Streitigkeiten, dazu Eifersüchteleien und Kleinlichkeiten — ein Schulbau wurde unterbrochen, weil man sich nach wilden Debatten über die Form und die Größe der Tür nicht einigen konnte — ersetzen auf dieser Insel die politischen Kämpfe.

Hagiostrati ist ja griechisch und hat unter 1303 Bewohnern nur vier Türken, aber es gehört zum türkischen Reiche, und zwar zum Wilajet „Archipel." Der höchste Beamte (Müdüris etwa = Schulze) war ein einäugiger kleiner Türke, der noch jeden Namenszug des Sultans küßte, von mir ein Zeugnis über gute Führung zu haben wünschte und vom Griechischen wenig mehr als das oft gebrauchte „ich danke" kannte. Sein Sekretär, ein Schwarzer aus Nordafrika, sprach Griechisch und war mein immer hilfbereiter Begleiter zusammen mit dem Polizeimeister, der die vier höchst wenig präsentabeln Saptiehs griechischer Nationalität befehligte und Italienisch verstand. Der vierte Türke und Beamte ist

der Zolleinnehmer. Die Gegensätze zwischen Arm und Reich sind sogar hier stark, aber reich ist auf einer solchen Insel schon, wer überhaupt besitzt. Die Höhen sind so kahl, daß Ziegen und Schafe nur in geringer Zahl Nahrung finden, und was in den Tälern, auf der Sohle und in mühsam geschaffnen Terrassen oder in Gärten gebaut wird, gedeiht auch nur, wenn im Frühjahr reichlich Regen fällt. Als ich hinkam, hatte es seit Monaten nicht geregnet; alle Bittgänge um die Felder, alle Nachtwachen in den Kirchen hatten nichts geholfen; man sah trübe in die Zukunft. Und trotzdem zahlt man bei einer jährlichen Einnahme von etwa 2000 türkischen Pfund 700 bis 800 Pfund Abgaben (das Pfund = 18,50 Mark); so rechneten mir vertrauenswürdige Personen im einzelnen vor; der Zehnte und die Soldatensteuer für nicht zu leistenden Kriegsdienst sind die Hauptposten. Die Wohlhabenden besitzen in kleinen Stücken das Fruchtland zwischen dem alten Stadtberg und dem Strande. Niedrige, aus Steinbrocken aufgeschichtete und mit Gestrüpp überdeckte Mauern scheiden die Parzellen, und auf ihnen gedeihen bei reichlicherm Wasser Fruchtbäume, Gemüse, Blumen und die wohlriechenden Kräuter, an denen der Süden so reich ist. Feigen-, Nuß-, Mandel- und Maulbeerbäume stehn dort und Zitronenbäumchen, deren Früchte auf den Nachbarinseln geschätzt sind, aber Orangen fehlen völlig, und Ölbäume sind selten. Auch Wein wächst nur auf einer Flur im Nordosten, die „Haloniſi“ genannt wird. Der Besitzer eines solchen Gartens hatte uns eines Abends hineingenötigt und an Früchten und Blumen das Beste gebracht, was er hatte. Blütenbeschwert war der Rosenstrauch, unter dem wir lagen; wuchtig zogen daneben riesige Zitronen die Zweige herunter; die Luft war gesättigt mit Duft; kein Blatt regte sich; paradiesisch schön und friedlich still war es, nur aus der Ferne vernahm man eintönige Musik und Gesang. Sicherlich mußte wenig Wochen später alles verdorrt sein, und die Stürme von Norden her brausen. Wir gingen den Tönen nach und fanden ein malerisches Bild. Es war ein Festtag, der Tag des heiligen Georgios. Auf einem kleinen freien Platze im Dorfe saßen auf der einen Seite die Männer bei Wein und Raki, auf der andern hockten auf der Erde die Weiber in ihren weißen Kopftüchern mit den Kindern. Dazwischen aber tanzten unermüdlich nicht ohne Grazie einige Männer den „Sirto“ im Kreise, und einer spielte auf einer selbstgefertigten primitiven Mandoline eine monotone Melodie. Verständige Leute sehen die volkswirtschaftliche Schädlichkeit der zahllosen Festtage ein, aber man feiert sie weiter, klagt über seine Misere und sucht sie zu vergessen. Man hatte schon vorher den beiden Priestern und andern Georgen zum Namenstage Glück gewünscht und dabei Kaffee getrunken, Süßigkeiten und veritabeln Schürzkuchen gegessen, der nur süßer und fetter war als bei uns. Überhaupt aß ich als Tischgenosse des behäbigen Kirchenfürsten nicht schlecht. Hier ein Menü: Suppe, Salat, gekochtes Fleisch, Sardellen, Pilaw, gekochte Saubohnen, Käse und dazu Wasser und Brot. Gekochte oder gebratne Fische, Languſten, Eier, dicke Milch standen sonst noch auf dem Küchenzettel. Davon waren Fleisch und Eier etwas besondres. Fische und Saubohnen sind die gewöhnliche Nahrung. Das eigne Korn deckt nicht den Bedarf, während Gemüse auch ausgeführt wird.

Das Dorf zeigt den Typus griechischer Inseldörfer; man sieht es besser von außen als innen an. Vom Strande, wo eine kleine Einbuchtung als Hafen dient, ziehn sich die Häuser und die Hütten den Hang so weit empor, daß der Nordwind sie nicht allzu scharf packen kann. Die Mauern sind aus den an Ort und Stelle gebrochnen Tuffbrocken aufgeschichtet und tragen gewöhnlich keinen Verputz oder Anstrich. Ziegelgedeckte Satteldächer ragen erst vereinzelt zwischen den flachen Erddächern. Aus dem obern Stockwerk springen gewöhnlich erschreckend leicht gebaute Balkone und Galerien vor, wie denn alles Holzwerk bei dem Baummangel sehr schwach ist. Regellos ist ein Haus zum andern gefügt; die Wege winden sich in verschiedner Breite — sie sinkt nicht selten auf ein Meter — und in verschiedner Steigung zwischen ihnen hindurch. Der glatte weiche Fels bildet das Pflaster. Die Metropolis ist modern und gleichgiltig, sehenswert sind nur oberhalb von ihr eine Kapelle der Panagia mit teilweise zerstörten Fresken aus dem Ende des sechzehnten oder dem siebzehnten Jahrhundert und die Kirche des Eponymos der Insel, des heiligen Eustratios. Sie steht auf dem steil über dem Meere aufragenden Westende des Höhenzuges innerhalb des kleinen alten Kastro. Dessen Süd- und Westseite bedurften kaum des künstlichen Schutzes; im Osten läuft eine schlechte Mauer den Berg hinan, war nach Nordwesten weitergeführt und hier gegen die aufsteigende Höhe durch einen in den Fels geschnittnen Graben geschützt. Diese Höhe trägt den Friedhof, der aus der Ferne einem Kastell gleicht, und Windmühlen, von denen ein Teil im Verfall ist. Das Tor zum Kastro stand natürlich im Südosten; es ist wie ein Stück der Ummauerung im Freiheitskriege zerstört worden; ein eisenbeschlagner Torflügel liegt noch am Boden. Eine enge, stellenweise überbaute Gasse führt zur Höhe, zur Kirche des Heiligen. Wie kommt es, daß er dieser Insel seinen Namen gegeben hat? Versuchen wir es auf einem kurzen Umwege zu ergründen.

Nach den Heiligenleben wurde Eustratios in einer Stadt Bithyniens geboren. Es zog ihn zum geistlichen Leben, und da zwei Oheime Vorsteher des Klosters Augari auf dem bithynischen Olymp oberhalb Brussas waren, trat er dort ein und wurde später selbst Abt. Aber die Bilderstürmer vertrieben ihn zwischen 813 und 820; erst 843 konnte er zurückkehren und beschloß im fünfundneunzigsten Jahre dort sein Leben. Während der Verfolgung soll er in der Heimat gelebt haben. Aber hier klafft in jener — schlechten — literarischen Überlieferung vielleicht eine Lücke. Es scheint, er sei auch über das Meer gegangen, zu dieser Insel gekommen, wie denn zu derselben Zeit zuerst Mönche auf dem nahen Athos nachweisbar sind, und habe auf ihr längere oder kürzere Zeit geweilt. Im Jahre 1420 nennt der italienische Reisende Buondelmonte die Insel schon Sanstrati und sagt, sie sei infolge türkischer Verwüstungen unbewohnt und hege verwilderte Tiere. Um 1522 schreibt ein türkischer Korsar und Geograph Piri Reïs, auf der Insel werde ein Grab gezeigt, und die Ungläubigen behaupteten, ein „Santo Istwarto" habe darin gelegen, die Rechtgläubigen aber, ein Mann namens Boz Papas. Jetzt wird es Licht: offenbar hatte sich zwischen dem neunten und dem fünfzehnten Jahrhundert durch die Verknüpfung mit einem wohl antiken Grabe die Legende gebildet, der Heilige sei auf

der Insel gestorben und begraben. So wurde zuerst jene Gegend — es ist die Nordostplatte, die noch heute im besondern Hagios Eustratios heißt —, später die ganze Insel nach ihm benannt. Wie hieß sie vorher? Auf diese naheliegende Frage soll in einem zweiten Exkurse geantwortet werden. Der türkische Eponymos aber ist nie Fleisch und Bein gewesen; der Papas in dem Namen ist offenkundig noch der Papas Eustratios, und Boz heißt „verlassen"; so kannten ja die Türken die Insel. Erst 1540 wurde sie neu besiedelt.

Die Inschrift, die dieses meldet, ist das einzig beachtenswerte in jener Kirche des heiligen Eustratios, der vorher von ihrer Beschreibung ablockte. Sie steht in sorgfältig ausgeführten Buchstaben auf der einst auch mit flüchtigen Malereien geschmückten Tür, die vom Narthex in die Kirche führt, ist aber erst 1633 bei einem Neubau eingeschnitten worden. Prächtig ist der Blick über das Meer bis zum Athos und zu den griechischen Sporaden und über das Dorf und die Insel. Das Dorf wächst natürlich nach Osten zu, und dort wurde auch das erwähnte neue Schulhaus gebaut, dessen Kosten zum Teil Griechen im Vaterlande bestritten haben. Ich besuchte das alte und fand ein recht geräumiges Zimmer mit je drei großen Fenstern nach Norden und nach Süden. Die vier Klassen werden darin zu derselben Zeit unterrichtet; die erste sitzt vorn; eine Rangordnung gibt es nicht. Ich hörte Gedichte und Prosa lesen und erklären und Gesang, und es wollte mir scheinen, daß der Schulmeister, der aus dem fernen Kalymnos gekommen war, seine Sache ganz leidlich machte. Einen Medschid (3 Mark 60 Pfennige) zahlen die Ärmsten an Schulgeld jährlich, die Reichen mehr. Der altangeborne Bildungstrieb der Griechen läßt sich auch auf der ärmlichsten, weltentlegensten Insel nicht ersticken; die Regierung tut natürlich für das Schulwesen noch weniger als nichts.

Bald wurde uns das Dorf zu eng; Maultier oder Esel wurden gemietet, und der Besitzer, ein köstlicher Alter, der seinen Esel „Blitz" getauft hatte und mich durchaus als zweiter Diener in die Ferne begleiten wollte, führte uns bergauf bergab durch seine Heimat. Archäologisch war außer auf dem alten Dorfberge nicht viel zu holen. Nach „Buchstaben," d. i. antiken Inschriften, wurde zuerst mancher vergeblicher Abstecher gemacht. Einmal schleppte uns ein armer Teufel, dessen Rock und Hose mehr Löcher als Zeug enthielten, fast bis zur Südspitze, wo er uns endlich triumphierend einen großen Stein zeigte, auf dem man bei gutem Willen ein Kreuz erkennen konnte. Daß er mit einigen „Schmeicheleien" den versprochnen Backschisch erhielt, rührte ihn tief. Zu Beginn dieses Ausfluges war es, daß ein Saptieh, der zu Fuß lief, einem Jungen, der von der Ostküste zur Stadt wollte, Mehl zu holen, trotz allem Schreien einfach seinen Esel wegnahm, um sich dessen bis zum Abend zu erfreuen. Mittagsrast hielten wir in einem der wenigen Einzelgehöfte im Innern der Insel. Diese wird sonst wie die meisten kleinern Inseln vom Dorfe aus bebaut. Ein solches Gehöft (Mandra) wird nur in der guten Jahreszeit bewohnt; seine Bestandteile sind ein Haus mit roh aus Steinen geschichteten Wänden und eine vorgelegte Umhegung mit niedriger Steinmauer; in dieser ruht das Vieh zur Nacht, in jenem haust der „göttliche Schaf- oder Ziegenhirt" mit Weib und Kind. Die Bewachung ist wie einst laut bellenden, zähne-

fletſchenden Hunden überlaſſen, und das beſte Mittel gegen ſie ſind wie einſt gutgezielte Steine. Der Mann bereitete gerade, wie der Kyklop, Käſe in kleinen runden Körben, aber er unterbrach die Arbeit und ſtellte das Wenige, was ihm eigen war, zur Verfügung. Im Schatten der Mauer ſaßen wir auf der Erde, auf Steinen oder Sätteln und ſchmauſten Brot, dicke Milch, Käſe, Honig und ſchöpften alle zuſammen aus einer Schüſſel friſchwarme Milch und Brotbrocken, die hineingeſchnitten waren. Ein paar kleine Silberſtücke nahm beim Abſchied zögernd der Sohn, ein echter kleiner Hirt; gefordert hätte man ſie nicht.

Allmählich lernte ich auch die drei größern, das ganze Jahr hindurch bewohnten Beſitzungen im Innern der Inſel kennen. Von ihnen aus wird der umfangreichſte und teilweiſe der beſte Grundbeſitz bewirtſchaftet; aber es iſt leider Beſitz der Toten Hand. Drei Athosklöſter ſind die Eigentümer: das alte Lawra, Karakallu und Dionyſiu. Während ihnen die Beſitzungen auf dem Feſtlande großenteils verloren gegangen ſind, haben ſie auf den Inſeln noch viel gerettet; und ſie laſſen dieſe „Metochia“ durch Kloſterbrüder, die auf Zeit abgeordnet werden, verwalten. Wie ein Waldmenſch mit langem wildem Barte trat uns in dem maleriſch liegenden aber verfallenden Gemäuer des Metochi Lawras der Bruder entgegen. Mochte er ſonſt wegen ſeines Geizes und ſeiner ungeſchliffnen Manieren wenig beliebt ſein, mochte auch der Erzbiſchof auf der Rückfahrt über ſein dürftiges Ehrengeſchenk in Naturalien ſchimpfen, uns nahm er höchſt freundlich auf, bewirtete uns mit Kaffee und Süßigkeiten und wollte uns nicht wieder laſſen.

Jeder Ausflug war kulturgeſchichtlich lehrreich, und endlich ſollte auch noch die Akademie der Wiſſenſchaften mit einer Inſchrift auf ihre Koſten kommen. Man hatte mir ſchon öfter von einem großen Felsblocke erzählt, der nördlich vom Dorfe läge und mit Buchſtaben bedeckt ſei, die niemand leſen könne, die deshalb ſicherlich „hebräiſche“ ſeien. Nun können ja die Neugriechen auch altgriechiſche Inſchriften nicht leſen; alſo „Hoffnung, du ſollſt uns umſchweben . . .“ Auf kahler Höhe dicht über dem Steilhang fand ſich in der Tat der Block. Er iſt auch zweifellos zu irgendeiner Zeit bearbeitet worden, aber die angeblichen Zeichen ſind natürliche Ritzen; und es muß zweifelhaft bleiben, ob der Name dieſer Gegend „Ewraiki“ jene Deutung oder dieſe Deutung den Namen veranlaßt hat. Ich ſtrebte weiter; und da zeigten ſich im nächſten kleinen Tale unzweifelhafte Reſte einer antiken Nekropole, und einer kannte weiter nördlich noch einen Stein, der wirklich altgriechiſche Buchſtaben trug. Zwar ſind es nur die zwei Zeilen *Φιλόστρατος μεγάλει θεᾶι* (Philoſtratos der Großen Göttin), aber es iſt eine Inſchrift des dritten Jahrhunderts v. Chr. und das erſte bekannt gewordne Denkmal der Verehrung dieſer „Großen Göttin,“ deren Kult für Lemnos literariſch bezeugt iſt. Ein ärmliches Denkmal der Gottesverehrung auf ärmlicher Inſel! Lieber hätte man ja einen Volksbeſchluß oder eine Weihung mit dem Namen der Inſel gehabt; aber wie hätte man die auf dieſem Eiland erwarten dürfen, das ſicher nie ſelbſtändig, politiſch oder an Reichtum hervorragend war. Demnach ſcheint es, als ob der antike Name, den der Heilige mit dem ſeinigen verdrängte, für immer verloren wäre. Das Schickſal hat es beſſer gefügt: die Nordoſtecke wird „Haloniſi“ genannt, und

da fällt einem das alte historisch bekannte Halonnesos ein. Sollte Hagiostrati das bisher vergeblich gesuchte Halonnesos sein? Ich wenigstens bin zu der Überzeugung gelangt, nachdem Kiepert es einst vermutet hatte, und möchte, ohne dem Leser das wissenschaftliche Material langweilig vorzulegen, die Geschichte der Insel bis auf den heiligen Eustratios kurz folgendermaßen skizzieren und so den ersten Ausflug in die Geschichte nach rückwärts ergänzen.

Noch unter dem Tyrannen Pisistratos (560 bis 527 v. Chr.) besetzte der ältere Miltiades die Inseln Lemnos und Imbros. Damals oder schon vorher nahmen die Athener auch Halonnesos (Hagiostrati), das für die Segelschiffahrt einst wie heute eine wichtige Etappe war, für Fahrten von Ost nach West, von Süd nach Nord, in der Richtung von Smyrna nach Saloniki und von Athen zu den Dardanellen, in deren Verlängerung sie liegt. Die älteste von mir gekaufte Münze ist ein athenisches Silberstück des fünften Jahrhunderts v. Chr. Die Insel gehörte zu Lemnos wie heute; ihr Name fehlt darum in den Verzeichnissen der Mitglieder des attischen Reiches. Erst im folgenden Jahrhundert taucht er in der literarischen Überlieferung auf. Athen war nach dem letzten Aufleben wieder schwach geworden; die Bundesgenossen wieder abgefallen; die See ohne starken Herrn. Das war wieder einmal eine prächtige Zeit für Seeräuber im Ägäischen Meere, und einer mit Namen Sostratos setzte sich, wie es scheint um 355, auf Halonnesos fest, das für die Ausübung seines Gewerbes so bequem lag. Die Athener störten ihn nicht, aber der Löwe aus dem Norden, Philipp der Zweite von Makedonien, nutzte die Gelegenheit, sich der auch für ihn wichtigen Station zu bemächtigen. Plötzlich erinnerten sich auch die Athener ihres alten Besitzes; sie forderten ihn zurück, und Philipp antwortete zuvorkommend: er wolle ihnen das Eiland geben, zurückgeben könne er es aber nicht, er habe es ja nicht ihnen genommen. Ob es dem klugen Diplomaten ernst war? Jedenfalls kannte er seine Gegner. Der athenische Stolz empörte sich gegen diese Zumutung; Verhandlungen begannen auch über diesen Punkt; und ein Freund des Demosthenes, Hegesippos, hielt im Jahre 342 die unter des großen Redners Werken erhaltne Rede: „über Halonnesos." Erst bei Chäroneia (338) löste das Schwert auch diese Verwicklung. Philipp behielt die Insel und nahm andres dazu; unter meinen Münzen ist auch ein gut erhaltnes Bronzestück Philipps des Zweiten. Halonnesos hatte seine — freilich nur passiv — politische Rolle ausgespielt. Nur ein paar Geographen nennen es noch, und Lexikographen notieren es als etwas, das einmal berühmt war. Alle diese Nachrichten sind unbestimmt gehalten, aber sie verraten doch, daß Halonnesos ein Dorf trug und in der Nähe von Lemnos und den sogenannten Nördlichen Sporaden lag — ganz wie Hagiostrati. Es blieb lange in makedonischer Gewalt und wurde erst in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts wie die Nachbarinseln wieder athenisch; das verraten auch die gefundnen Münzen. Die Insel ging in das römische und dann in das byzantinische Reich über; aus beiden Perioden sind die Münzen zahlreich. Sie verlor ihren alten Namen und wurde zu Hagiostrati.

Zweimal zog ich zu jener Flur „Haloniſi" im Nordosten. Die Kirchlein dort bargen wie andre der fünfundvierzig auf der Insel nur wenig Marmor-

ſtücke, keine Inſchriften; aber etwas beſondres war ja auch gerade dort nicht zu erwarten. Dabei wanderte ich auch den Nordrand entlang, der kräftigere Formen zeigt. Zwiſchen Felſen, vom Nordſturme gebeugt, ſteht dort noch Eichenwald; doppelt angenehm weht unter ihm der Seewind, Vögel machen ſich bemerkbar, und in der Ferne liegt lockend Lemnos, das für Hagioſtrati die Welt iſt.

Für den 8. Mai früh wurde die Abfahrt angeſetzt. Unſer Kaik war nach Lesbos gegangen, um Kalk für den Bau zu holen; der Beſitzer des einzigen, das auf dem Strande ruhte, machte ſich die Gelegenheit zunutze, aus ſo koſtbarer Fracht entſprechenden Gewinn zu ziehen. Trotzdem daß wir ihn auf die Hälfte herabgehandelt und gedroht hatten, wir wollten lieber unſer Leben dort beſchließen, zahlten Erzbiſchof und Fremdling für ſich und Begleitung doch jeder eine ſchöne goldne Lira (18 Mark 50 Pfennige). Der Wind war ſchwach, aber die Sehnſucht fortzukommen bei allen groß. Das Volk ſammelte ſich am Ufer. Es gab viel Händedrücke und gute Wünſche. Der Sekretär begleitete uns; er wollte zum Wali, eine beſſere Stelle zu erbitten. Wir ſtehn im Schiff, das noch gefeſſelt iſt. Der Deſpotis tritt in vollem Ornat an die Spitze. Am Uferrande reihen ſich die Schüler und ſingen die türkiſche Nationalhymne. Der Schulmeiſter dankt dem Erzbiſchof für ſein Kommen und Wirken. Er erwidert, ſchließt mit einem Hoch auf den Landesherrn und fügt unter Hinweis auf den fremden Gelehrten ein zweites auf den mächtigen deutſchen Kaiſer hinzu. Laut klingt das „Sito“ (er lebe) zurück. Dann ſegnet er das Volk und die Inſel, und das Kaik gleitet in die See hinaus (9 Uhr). Es war eine Szene, in der ſich Altes und Modernes, Geiſtliches und Profanes zu einem unvergeßlichen Ganzen fügten. Auch für die Inſulaner war es eine ſeltne Zeit — die Kinder würden noch von ihr reden, ſagte man —: der erſte Erzbiſchof ſeit längerer Zeit, der erſte Europäer, und wenig Tage ſpäter berührte zum erſtenmal ſeit Menſchengedenken der Regierungspräſident (Muteſſarif) auf der Fahrt nach Lemnos die Inſel.

Einige Barken folgten uns eine Strecke weit. Der Wind führte uns langſam an der Inſel entlang nordwärts. Aber es ſchien, als wollte ſie uns nicht laſſen. Vor der Nordſpitze, an der eine kleine Inſel gleich einem Stier ruht, kreuzten wir; aber wir verloren Zeit, ohne beſſern Wind zu gewinnen. Wir aßen. Ich ſchrieb einen Brief. Der Erzbiſchof wurde verſtimmter, je mehr die Ausſicht zu ſchwinden ſchien, daß er zur Nacht wieder in ſeinem Bette ruhe. Die Segel wurden ſchlaffer, und Helios hatte ſeinen Wagen ſchon zur Mittagshöhe gelenkt. Und doch hätte ich immer ſo weiter ſegeln mögen; es war unſagbar ſchön. Ringsum faſt glattes dunkles Meer; hinter uns auf ihm wie eine Rieſenſchildkröte Hagioſtrati; vor uns die niedrigen gezackten Bergzüge von Lemnos und über ihnen in der Ferne der 1600 Meter hohe Berg von Samothrake, „die Warte Poſeidons,“ um deren Gipfel zwei ſilberne Wolkenballen ſchwebten. Fern im Südweſten ragten hier und da Spitzen auf, die nördlichſten der ſogenannten Nördlichen Sporaden; weit, weit im Nordweſten zeigte ſich in ſchwachen Umriſſen Thaſos; und dazwiſchen ſtand ſcheinbar nahe das Wahrzeichen dieſes Meeres, der maſſige Kegel des Athos mit einem Diamanten auf der Spitze, dem letzten Schnee. Noch monatelang ſollte ich in dieſer grandioſen Szenerie Staffage

ſein, aber ich habe ſie nie wieder ſo genoſſen. Poſeidon war gnädig und ſandte uns endlich „nach ſehnlichem Harren günſtigen Fahrwind.“ Aber er führte uns nur bis in die Nähe unſers Zieles, dann mußten wir „arbeitend mit ſchöngeglätteten Rudern“ das Meer erregen, „und müd hinſanken die Glieder.“ Die Sonne ſchwand, die Sterne zogen herauf, und uns narrte lange das Südweſtkap von Lemnos. Fern im Weſten glitt das Licht eines großen Dampfers dahin. Und endlich, endlich leuchteten uns auch die Lichter von Kaſtro. Nach vierzehnſtündiger Fahrt liefen wir wieder in den Hafen ein.

Montesquieu

Von Hans von Metzen

Vor hundertundfünfzig Jahren, am 10. Februar 1755, verſchied Montesquieu, der große franzöſiſche politiſche Schriftſteller, der bekanntlich im Verein mit Rouſſeau einen außerordentlich weitgehenden Einfluß auf die Geſtaltung der ſtaatlichen Verhältniſſe der ganzen Welt ausgeübt hat. Er war geboren am 18. Januar 1689 auf dem Schloſſe La Brède bei Bordeaux und ſtammte aus einer vornehmen Adelsfamilie, die dem Lande eine Reihe wackrer Krieger und tüchtiger Juriſten geliefert hatte. Er wurde 1714, ſobald er das vorſchriftsmäßige Alter von fünfundzwanzig Jahren erreicht hatte, Rat bei dem Parlamente zu Bordeaux, dem oberſten Gerichtshofe der Provinz Guyenne. Im folgenden Jahre heiratete er Jeanne de Lartigue, die ihm hunderttauſend Livres zubrachte, eine vortreffliche, tüchtige Frau war, aber nur wenig Reize hatte. Merkwürdigerweiſe war bei der Eheſchließung vor dem Pfarrer einer der Zeugen ein Schneider, der ſeinen Namen nicht unterſchreiben konnte. Ein Onkel von Montesquieu, président à mortier (Senatspräſident) bei demſelben Parlamente, der ihn nach dem frühzeitigen Tode des Vaters in ſeine Obhut genommen hatte, hatte die Dame für ihn ausgeſucht. Im Jahre 1716 erhielt Montesquieu ſelbſt die Stelle des Onkels, die ihm dieſer mit ſeiner ganzen übrigen Habe teſtamentariſch hinterließ. Alle dieſe Poſten waren damals in Frankreich vererbliche und veräußerliche Vermögensobjekte.

Montesquieu fand wenig Geſchmack an Amt und Familie. Er benahm ſich in beiden Lebenskreiſen mit Anſtand aber entzog ſich ihnen ſoviel wie möglich und hielt ſich mehr in Paris als zu Bordeaux oder auf ſeinem Gute La Brède auf. Er war ein Mann von viel Geiſt aber kein Heiliger. Er liebte ernſte Studien ſehr, ſchätzte aber andrerſeits auch die Welt und das Vergnügen. Wollte man dieſen Zug des leichtlebigen Gascogners mit Rückſicht auf die ſonſtige Größe des Mannes unterdrücken, ſo bliebe ſein Bild unvollſtändig. Auch ſeine Schriften würzte er, dem damals herrſchenden Geſchmack entſprechend, vielfach mit Laszivitäten. Es war die Periode vor und nach der Regentſchaft des Herzogs von Orléans.

Das literarische Erstlingswerk von Montesquieu waren die „Persischen Briefe," die 1721 zu Amsterdam gedruckt wurden, und zwar wegen der möglichsten Umgehung der Zensur anonym, unter Nennung eines Kölner Verlegers. Die Schrift hatte einen ungeheuern Erfolg. Im Jahre 1721 kamen vier Auflagen und vier Nachdrucke heraus. Sie war eins der Bücher, die im richtigen Augenblicke, geschickt und fest zugreifend, das aussprechen, was alle schon, wenn auch noch mehr oder weniger dunkel, fühlten. Regierung und Verwaltung, die gesamten Zustände Frankreichs, namentlich aber die Kirche wurden darin geistreich, mit äußerster Schärfe angegriffen. Man verübelte es jedoch Montesquieu hier und da mit Rücksicht auf seine Stellung, daß er dergleichen geschrieben hatte. Man meinte, das hätte er einem gewöhnlichen Libellenschreiber überlassen sollen. Daß er der Verfasser sei, obwohl er diese Ehre öffentlich ablehnte, wußte jeder. In den „Persischen Briefen," die wahrscheinlich bald verboten wurden, figurieren zwei Perser, die Frankreich bereisen, sich wechselseitig über ihre Eindrücke schreiben, auch an ihre Freunde in der Heimat darüber berichten und von ihnen Antworten empfangen.

Montesquieu fand in der guten Gesellschaft zu Paris die seinem Range und seiner Persönlichkeit gebührende Aufnahme. Namentlich besuchte er zunächst viel den berühmten Salon der Marquise de Lambert und den Klub de l'entresol im Hause des Präsidenten Hénault, beides Sammelplätze der geistigen Koryphäen. Bei Hénault ging es lustig zu. Dieser hohe Beamte, eine der bedeutendsten Erscheinungen des damaligen Paris, scheute sich nicht, Abends nach aufgehobner Tafel im engern Kreise selbstverfaßte Schelmenlieder in Hemdsärmeln vorzusingen. Der Klub wurde später von dem Minister Kardinal Fleury unterdrückt, weil man dort angefangen hatte, sich zuviel über Politik zu unterhalten. Montesquieu war auch auf dem Schlosse von Chantilly, dem Wohnsitze des Herzogs von Bourbon, dem nach dem Tode des Regenten von 1723 bis 1726 die Herrschaft in Frankreich zufiel, ein gern gesehener Gast und wußte das Wohlwollen der Freundin des Herzogs, der Madame de Prie, und seiner Schwester, der königlichen Prinzessin Marie Anne de Bourbon, Mademoiselle de Clermont, zu erwerben, die die Heldin des gleichnamigen Romans der Madame de Genlis ist.

Montesquieu verfaßte für Mademoiselle de Clermont den „Tempel von Knidos" und bereitete der hohen Dame eine der Zeitsitte entsprechende Huldigung, indem er in ihrer Gesellschaft das Werkchen vorlas, ein süßes Gesäusel von Venus und ihren Nymphen, von verliebten Schäfern und Schäferinnen, die sich auf blumigen Wiesen und in lauschigen Hainen umhertummeln. Das für unsern Geschmack ungenießbare Elaborat beweist eine seltsame Vielseitigkeit des Verfassers. Das Buch wurde, nachdem es inzwischen im Manuskript Verbreitung gefunden hatte, 1725 zu Paris, als unter den hinterlassenen Papieren eines griechischen Bischofs aufgefunden, mit obrigkeitlicher Erlaubnis gedruckt.

Montesquieu präsentierte sich bei der „französischen Akademie," die schon zu jener Zeit das große Ziel des Ehrgeizes aller Franzosen war, die wegen ihrer sozialen Stellung in Verbindung mit irgendwelcher, manchmal recht geringfügiger literarischer Betätigung darauf Anspruch erheben zu können glaubten. Er erfreute sich der Fürsprache der Madame de Lambert, die durch ihre Freunde

auf die Wahlen einen sehr großen Einfluß ausübte. Mehr als die Hälfte der Mitglieder der Akademie war damals durch den Salon Lambert in die illüstre Körperschaft gelangt, die damals aus drei Kardinälen, sechs Bischöfen, neun Abbés, zwei Marschällen, sechs Herzögen und Pairs, fünf Verwaltungs- und drei richterlichen Beamten, sowie einigen Schriftstellern bestand. Montesquieu wurde auch gewählt, aber die Regierung verweigerte in dankbarer Erinnerung an die „Persischen Briefe" die nötige Genehmigung unter dem Vorwande, daß er nicht zu Paris wohnhaft sei. Das kränkte ihn tief. Er verkaufte die Präsidentenstelle zu Bordeaux und verlegte seinen Wohnsitz nach der Hauptstadt. Im Jahre 1728 wurde er nun nochmals in die Akademie gewählt, und Fleury ließ Montesquieu jetzt zu, nachdem dieser ihm in einer Audienz zufriedenstellende Erklärungen gegeben hatte. Montesquieu verkündete in seiner Antrittsrede in hohen Tönen das Lob von Ludwig dem Vierzehnten und Richelieu, die er in den „Persischen Briefen" stark mitgenommen hatte. Überhaupt dürfte nicht zu verkennen sein, daß er sein ganzes Leben lang ein vorsichtiger, den Umständen Rechnung tragender, Konflikte möglichst vermeidender Mann war. Er gab alle seine Werke anonym und die meisten im Auslande heraus. Erregte er damit Anstoß, so ließ er es an guten Worten nicht fehlen. In seinen Schriften befleißigte er sich einer großen äußerlichen Zurückhaltung, Ruhe und Gemessenheit und pflegte sachlich sehr heftige Angriffe in maßvolle Worte einzukleiden. Montesquieu wurde aber doch seiner Wahl nicht froh, da ihm der Vorsitzende Mallet, der ihn in der feierlichen Aufnahmesitzung bewillkommnen mußte, in seiner Ansprache allerhand versteckte Bosheiten zum besten gab, sodaß Montesquieu die Pariser Akademie nur noch zweimal in seinem Leben besuchte und nie mehr darin das Wort ergriff.

Er beschloß, Europa zu bereisen, um die staatlichen Institutionen, die Charaktere, die Gebräuche und die Zustände der einzelnen Völker zu studieren und so weitere Materialien für sein Lebenswerk, den „Geist der Gesetze," zu sammeln. Er besuchte zuerst Deutschland, namentlich Wien, dann Ungarn, Venedig. Hier begegnete er mehreren interessanten Fremden, unter andern Law, der dort Zuflucht gesucht hatte, nachdem sein „System" in Frankreich zusammengebrochen war, und er von da unter Zurücklassung seines ganzen Vermögens hatte flüchten müssen. Law trug sich noch immer mit finanziellen Projekten. Namentlich beschäftigte er sich jedoch viel mit der Ausklügelung gewinnversprechender Kombinationen für die damals üblichen Hasardspiele, womit er hauptsächlich seinen Lebensunterhalt gewann. Dann lernte Montesquieu zu Venedig den Lord Chesterfield, den englischen Gesandten im Haag, kennen, bekannt durch die vom moralischen Standpunkt aus zum Teil etwas bedenklichen „Briefe an seinen Sohn." Die Angelegenheiten der Republik erregten das ganz besondre Interesse von Montesquieu. Er zog überall Erkundigungen ein, schnüffelte überall herum und machte sich Berge von Notizen. Plötzlich glaubte er wahrzunehmen, daß sein Interesse durch die venezianische Regierung eine unerwünschte Erwiderung fand, und hielt es für ratsam, schleunigst zu verschwinden. Bei der Überfahrt nach dem Festlande bemerkte er, daß verschiedne Gondeln dem Fahrzeuge, worin er sich befand, in verdächtiger Weise näher

kamen, und überantwortete, von Schrecken ergriffen, seine gefährlichen Manuskripte dem Meere. Es geschah aber nichts. Nachdem er sich in Rom längere Zeit aufgehalten hatte, bereiste er die Schweiz, die Rheinlande und Holland, wo er mit Chesterfield wieder zusammentraf, an den er sich eng anschloß. Der Lord entführte ihn auf seiner Jacht mit nach England und nahm ihn dort gastlich bei sich auf. Durch seine eignen Beobachtungen und eingehende Studien, vor allem der Schriften von John Locke, entdeckte Montesquieu in England: le gouvernement libre, wovon man in Frankreich auffallenderweise bis dahin eigentlich noch keine Ahnung gehabt hatte. Er teilte Europa diese Entdeckung in seinem „Geiste der Gesetze" mit und wurde der Prophet der konstitutionellen Monarchie. Ein Demokrat war er durchaus nicht. Er verachtete vielmehr das niedere Volk so gründlich, daß er die damalige Regierungsform von Holland als die „Freiheit der Kanaille" bezeichnete. Dabei war er adelsstolz, bemühte sich, Marquis zu werden, sprach mit Vorliebe von „seinen Vasallen" und ließ seinen Stammbaum ausarbeiten, was eine große Lebensangelegenheit für ihn war. Er schwärmte nicht nur für die Prärogative des Parlaments zu Bordeaux, sondern er war auch ein überzeugter Anhänger der Privilegien des Adels sowie des Klerus und innig davon durchdrungen, daß der französische Staat ohne diese Klassenvorrechte nicht bestehn könne. Es waren das Halbheiten, die den Erfahrungssatz bestätigen, wie sehr angeborne Vorurteile und das persönliche Interesse geeignet sind, auch eine hervorragende Intelligenz in die Irre zu führen. Auch Mirabeau liebte seinen Titel. Als er in der Nacht vom 8. August 1789 aus der Sitzung der konstituierenden Nationalversammlung zu Versailles, worin unter seiner tätigsten Mitwirkung die Abschaffung aller Privilegien beschlossen worden war, nach Hause kam, faßte er seinen Kammerdiener bei den Ohren und schrie ihm zu: „Kerl! Ich hoffe, für dich bleibe ich doch immer der Herr Graf!"

Nach dreijähriger Abwesenheit kehrte Montesquieu 1731 nach La Brède zurück, fand dort seine Familie wieder, die Kinder recht gewachsen, und widmete sich fortan hauptsächlich der Ausarbeitung des „Geistes der Gesetze." Während der Vorarbeiten hierzu erschienen von ihm 1734 in Amsterdam die „Erwägungen über die Ursachen der Größe und des Niedergangs der Römer," wofür ihm sein Aufenthalt zu Rom und die dort empfangnen großartigen Eindrücke die Anregung geliefert hatten, sowie bald nachher als Nachtrag dazu der „Dialog zwischen Sulla und Eukrates," worin Sulla nach seiner Abdankung einem Philosophen gegenüber sein Leben und seine Handlungen zu rechtfertigen versucht. Die „Erwägungen usw." sind ein durch originelle Gedanken und glänzende Darstellungsweise ausgezeichnetes Werk, das jedoch der Tiefe entbehrt, eine ausreichende Kritik der Quellen vermissen läßt und in historischer Hinsicht vielfach eine auffallende Unzulänglichkeit zeigt. Dem heutigen Stande der geschichtlichen und der archäologischen Forschung genügt es jedenfalls nicht. Mängel, die bei so manchem großen Schriftsteller jener Periode, namentlich auch bei Voltaire, zu bedauern sind. Die „Erwägungen" hatten in Frankreich weniger Erfolg als im Auslande. Man witzelte, die „Persischen Briefe" seien die „Größe," die „Erwägungen" der „Niedergang" von Montesquieu. Friedrich

der Große interessierte sich sehr für die „Erwägungen" und versah sein Exemplar mit vielen Randbemerkungen. Napoleon der Erste eignete sich dieses Exemplar 1806 zu Sanssouci an. Talleyrand entlieh es später und vergaß das Zurückgeben. Es scheint verschwunden zu sein. Ein Teil der Randbemerkungen ist jedoch veröffentlicht worden. Napoleon der Erste wollte von „Sulla und Eukrates" gar nichts wissen. Er sagte: Welche Erleuchtungen kann das Werk dem Geiste der jungen Leute meiner Regierung liefern? Was ist die Moral dieses prächtigen Geschwätzes! — Keine! Nichts von der pompösen Analyse von Sulla ist wahr.

Der „Geist der Gesetze" wurde 1748 zu Genf anonym in zwei Bänden gedruckt und war ein literarisches Ereignis ersten Ranges. Obwohl die Zensur die Einfuhr des Buches nach Frankreich und seinen Verkauf einstweilen nicht erlaubte, besaß es dort jeder Gebildete, der etwas auf sich hielt. Grimm schreibt, daß es allen Franzosen den Kopf verdreht habe, man finde es auf den Toilettentischen der feinen Damen wie in den Studierstuben der Gelehrten. Ende 1750 hob Malesherbes, nachdem er Direktor des Buchhandels geworden war, das Verbot auf. In weniger als zwei Jahren erschienen zweiundzwanzig Auflagen, und das Werk, worin die englischen Verhältnisse mit etwas parteiischer Vorliebe behandelt sind, wurde in alle Sprachen übersetzt. Es umfaßt einunddreißig Bücher, wovon die ersten acht über die Grundgesetze der einzelnen Staaten, die folgenden siebzehn über die untergeordnetern Gesetze handeln. Die Bücher 26 bis 31 enthalten einen Versuch über das römische Erbrecht und eine Geschichte der Lehnsgesetzgebung in Frankreich. Die doch sehr wichtige Gestaltung der Kommunalverwaltung in den verschiednen Ländern ließ Montesquieu völlig unberücksichtigt. Der „Geist der Gesetze" verdankte seinen bestimmenden Einfluß auf die öffentlichen Einrichtungen Europas hauptsächlich der dadurch zum Gemeingute aller gemachten Theorie von der Notwendigkeit der Trennung der Staatsgewalt in gesetzgebende, richterliche und Exekutivgewalt. Er hatte dieses Prinzip keineswegs erfunden. Es war seit lange die Grundlage des englischen Staatslebens. Die übrige Welt war jedoch achtlos daran vorbeigegangen. Nun schallte aber die Stimme von Montesquieu machtvoll durch alle zivilisierten Staaten, bis nach Nordamerika hinüber, und die Idee verschwand nicht mehr aus dem öffentlichen Bewußtsein, bis sie, wenn auch zum Teil erst nach vielen Jahren, fast überall Verwirklichung fand.

An Angriffen auf Montesquieu wegen des Buches fehlte es freilich nicht. Er hatte sich darin verächtlich über die Steuerpächter ausgesprochen. Einer davon, Dupin de Chenonçaux, der Urgroßvater der George Sand, rächte sich, indem er 1749 „Betrachtungen über einige Teile ... des Geistes der Gesetze" drucken ließ. Montesquieu, talentvoll und blendend, aber oberflächlich und flüchtig, hatte sich im einzelnen manche Blößen gegeben, die Dupin gegen ihn verwertete. Wie George Sand in ihrer Lebensgeschichte behauptet, veranlaßte Madame de Pompadour, die überhaupt eine Gönnerin der Gelehrten und der Schriftsteller war und Montesquieu sehr wohlwollte, Dupin, sein Werk nach dem Erscheinen zu unterdrücken, was von andrer Seite abweichend dargestellt wird. Höchstwahrscheinlich war es übrigens im wesentlichen von Rousseau

verfaßt, der genau in jener Zeit als Sekretär bei dem schriftstellernden Generalpächter Dupin tätig war.

Friedrich der Große studierte den „Geist der Gesetze" auch angelegentlich, aber das Buch scheint nicht in demselben Maße seine Billigung gefunden zu haben wie die „Erwägungen," denn de Maupertuis, der Präsident der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, schrieb an Montesquieu, der König habe im „Geiste der Gesetze" verschiedne Dinge gefunden, mit denen er nicht übereinstimme. Die Jesuiten griffen das Werk im Journal de Trévoux maßvoll, die Jansenisten in den Nouvelles Ecclésiastiques mit größerer Bitterkeit an. Die Sorbonne zu Paris hatte lange Verhandlungen wegen einer Verurteilung des Buches, beruhigte sich aber schließlich. Zu Rom wurde es von der Kongregation auf den Index gesetzt.

Voltaire war auch nicht sehr erbaut davon. Er arbeitete gerade an seinem „Versuche über die Sitten," und das Buch von Montesquieu kam ihm in die Quere. Der eitle und mißgünstige Mann liebte überhaupt Montesquieu nicht, und dieser konnte Voltaire nicht leiden. Voltaire machte die Werke von Montesquieu schlecht. Er hatte die „Persischen Briefe" „kindisch" und „Schund," den „Tempel von Knidos" „herzlich schlecht" genannt und von den „Erwägungen über Rom" behauptet, sein Rivale habe darin „einen hochwichtigen Gegenstand sehr leichtfertig behandelt." Montesquieu fühlte sich wegen seiner sozialen und gesellschaftlichen Stellung über Voltaire hoch erhaben, bezeichnete ihn als polisson de lettres und sagte, „Voltaire sei der Mann, der in möglichst kurzer Zeit möglichst viel zu lügen vermöge." Im übrigen lobte Voltaire Montesquieu, wenn man diesen angriff, und tadelte ihn, wenn man ihn pries, in beiden Fällen aber kratzte er, wie Sorel bemerkt. In dieser Richtung bewegten sich auch zwei Publikationen von Voltaire, die lange nach dem Tode von Montesquieu erschienen, die „Unterredungen von A., B., C." von 1768 und der „Kommentar über den Geist der Gesetze" von 1777.

Montesquieu alterte, umgeben von der allgemeinen Bewunderung, und konnte seinen Ruhm noch einige Jahre genießen. Er schrieb, abgesehen von der „Verteidigung des Geistes der Gesetze," nichts wesentliches mehr. Leider erblindete er schließlich fast ganz, was er jedoch mit heitrer Fassung trug. Er starb, sechsundsechzig Jahre alt, zu Paris. Bei seinem Tode standen ihm zwei treue Freundinnen bei, die Herzogin von Aiguillon, die Mutter des letzten Ministers Ludwigs des Fünfzehnten, und Madame de Saint-Maur.

Auch nach Montesquieus Hinscheiden wirkte sein „Geist der Gesetze" weiter fort. Die Kaiserin Katharina die Zweite von Rußland nannte das Buch „ihr Brevier," machte Auszüge daraus und übergab sie der von ihr zur Ausarbeitung eines allgemeinen russischen Gesetzbuches ernannten Kommission. Freilich hütete sie sich, in der Praxis von den Prinzipien des von ihr verehrten Schriftstellers Gebrauch zu machen, womit sie vermutlich wegen der besondern Verhältnisse Rußlands teilweise Recht hatte. Die Urheber des preußischen Landrechts und der nordamerikanischen Verfassung dürften unter dem Einfluß von Montesquieu gestanden haben. Die sogenannten „Hefte" des dritten Standes der französischen Generalstaaten von 1789, die dessen Reformwünsche enthielten, waren größten-

teils dem „Geist der Gesetze“ entnommen. Das Werk wirkte sehr wesentlich auf die französische Konstitution von 1791 und auf die Verfassungen der Restauration sowie die der Juliregierung ein. Die verschiednen französischen Republiken hatten natürlich weniger Verwendung dafür.

Junge Herzen

Erzählung von Christopher Boeck

(Schluß)

Ein armseliges Haus!

Ja, das brauchte nicht über die Eingangstür geschrieben zu werden, wenn man mit dem Namen Haus überhaupt die klaffenden, gespaltnen, wurmstichigen, durchlöcherten Bretter bezeichnen konnte, die hierhin und dorthin schwankten.

Helene klopfte an die Tür und trat ein. Da stand Ebba und sah sie ängstlich an.

In einem Bett lag eine bleiche, abgezehrte Gestalt.

Zwei kleine Kinder lagen an der Erde und bauten sich eine Gebirgslandschaft aus Sand, in die sie kleine Birkenzweige pflanzten.

Ebba machte einen Knicks; sie nahm ein Kleidungsstück von einem Stuhl, damit Helene sich setzen könnte, und dieser wurde es klar, daß die kleine Ebba hier den Haushalt führte, wenn sie nicht in der Schule war. Helene mußte sich wohl oder übel setzen, obgleich die Luft so drückend war, daß man kaum atmen konnte.

Auch der kranken Frau schien das Atmen schwer zu werden. Helene stand auf und wollte die Fenster öffnen, aber sie waren zugenagelt.

Da öffnete sie die Tür, und über die Diele strömte die frische Luft herein. Die Kranke lächelte, sagte aber nichts.

Helene sah sich um. Wie reinlich und wie hübsch war es hier bei so geringen Mitteln: auf den Fußboden waren Wacholderreiser gestreut, und die verschlissenen Gardinen schimmerten schneeweiß. Über der Kommode lag eine selbstgemalte Decke, auf der einige Photographien und ein Paar schreckliche Porzellanhunde standen, die Vasen vorstellten, mit Immortellen in den offnen Köpfen.

Ebba zeigte auf die Wand. Da hingen der schwedische König und die Königin.

Und da — ja, wirklich — das war die dänische Prinzeß Ingeborg mit ihrem „Verlobten.“ Welkes Birkenlaub schmückte die Bilder. Ebba erklärte, das sei noch vom Mittsommertag.

Nun aber kam die Miezekatze mit zwei kleinen Kätzchen unter dem Bett hervor. Sie mußten das dänische Fräulein auch begrüßen.

Mieze suchte sich einen Sonnenfleck auf dem Fußboden, während die kleinen Katzen umhersprangen. Die kleinen Kinder lachten. Die Kranke aber stöhnte.

Helene fragte: Kommt denn der Doktor nicht?

Niemand verstand sie.

Da holte Helene ihr Portemonnaie hervor, zog Ebba zu sich heran und legte zwei große silberne Münzen in die Hand der Kleinen, indem sie sagte: Du bist ein tüchtiges kleines Mädchen! Und darum sollst du eine dänische und eine schwedische Münze haben. Das ist der dänische, und das ist der schwedische König, die wollen euch helfen.

Die Worte verstand keins von ihnen, aber die glänzenden Geldstücke redeten die Weltsprache, die alle verstehn.

Die Kranke richtete sich halb auf, und Helene nahm ihre dargebotne Hand, die feucht und heiß war. Sie lächelte zum Dank und fiel wieder auf ihr Lager zurück.

Ebba legte das Geld in ihre Schublade, die sie abschloß. Dann gab sie Helene die Hand und machte einen tiefen Knicks, indem sie ihr dankte.

* * *

Wer Helene hätte in die Hütte gehn und wieder daraus herauskommen sehen, würde nicht geglaubt haben, daß es dieselbe Person gewesen sei.

Gebeugt, zweifelnd, träumend war sie hineingegangen. Mit erhobner Stirn und strahlenden Augen kam sie wieder heraus. Jetzt wußte sie, was sie wollte! Konnte da noch ein Zweifel sein? Hatte sie nicht Gott selbst mit der lockenden Macht der Töne gerufen und ihr an diesem Sommertage den Weg durch den großen Wald nach der armseligen Hütte gezeigt? Ja, sie fühlte es, daß alle die Kraft, die in ihr wohnte, daß das Blut, das durch ihre Adern rollte, der brausende Strom der Jugend, jetzt in den Dienst der Menschheit genommen werden sollte. Sie wollte den Kranken und Schwachen helfen! Was für eine Arbeit das sein würde! Welches Glück, welchen Segen das bringen mußte!

* * *

Jetzt hatte sie wieder ein Auge für die Natur. Sie fühlte mit dem Feuer des Entschlusses, daß sie ein Recht hatte, das alles zu genießen. Nicht mehr als zweckloser Müßiggänger betrachtete sie das große Panorama des Lebens und der Natur. Nein, sie erfreute sich an der Natur, um aus ihr Kraft für ihre Lebensarbeit zu schöpfen.

Und was für ein Herbsttag es war! Von der Landstraße sah sie zu beiden Seiten Wälder und Berge in den starken Farben des Herbstes; Ströme und Seen lagen spiegelklar und schimmernd da. Auf den Feldern stand das gemähte Korn auf großen Holzstellagen wie Heere, die gegeneinander anmarschierten. Höfe und Häuser lagen weiß und rot und grün da.

Sie hatte ihren Lieblingsplatz erreicht, den Wald bei „Vestanvik." Hohe Birken standen dort wie Goldregenbäume mit goldnen, hängenden Zweigen. Durch die weißen Stämme sah man wie zwischen den Säulen einer Loggia hindurch über Ströme und Felder, über Häuser und Wälder bis zu den in der Ferne blauenden Bergen hinüber. Die Farnkräuter bedeckten den Boden wie ein vielfarbiger Brüsseler Teppich. Die Erdbeerblätter und die Blaubeersträucher erröteten um die Wette, und am Fußpfad entlang schimmerte es rot von kleinen herrlichen Brombeeren. Taubesprengte Spinnengewebe hingen wie Weihnachtsnetze zwischen den Tannenzweigen. Unter den Ebereschen lagen die herabgefallnen Beeren wie zerrissene Korallenketten. Das Laub der Ahorne leuchtete wie getriebnes Gold. Und an den Berghängen lohten die roten Blätter der Espe wie Flammen zwischen den dunkeln Tannen- und Fichtenwäldern auf.

Lange stand sie da und sah nach allen Seiten. Dann wieder aufs Rad und in rasender Eile auf den Rückweg.

Auf dem Hofe empfing Gunnar sie laut wiehernd — sie hatte immer etwas Zucker für ihn — und begleitete sie bis zur Veranda.

Die Tür stand offen, und sie ging in das Wohnzimmer. Da hörte sie plötzlich in dem anstoßenden Eßzimmer, wo der Doktor und seine Frau saßen, Holmstedts Namen nennen. Man hatte sie offenbar nicht kommen hören; und unwillkürlich sank sie auf einem Stuhl neben dem Klavier nieder und lauschte.

Almgren las aus einer Zeitung vor.

„Von den dänischen Teilnehmern an dem Kongreß für Schulhygiene in Göteborg bemerkte man bei der Eröffnung namentlich den dänischen Arzt Doktor Holmstedt, der ja auch in Schweden einen guten Namen hat infolge seiner Bestrebungen im Dienste der Bekämpfung der Tuberkulose."

Da schlug Helene das Klavier an und begann zu spielen, was das Ehepaar schleunigst in die Tür lockte.

Helene erzählte ihnen nun alles, was sie am heutigen Tage erlebt hatte, von der armen Frau und von der kleinen Ebba, verschwieg aber ihren Entschluß, Krankenpflegerin zu werden.

Ich kenne die Leute sehr gut, sagte Almgren, aber ich habe lange nichts von ihnen gehört. Jetzt will ich mich einmal nach ihnen umsehen.

Als Helene zu Tische hinunter kam, war der Doktor in großer Erregung: Es war wirklich die höchste Zeit, daß Sie die Frau entdeckten, Helene. Sie muß so schnell wie möglich operiert werden. Sie wird heute Nachmittag hierher geschafft, und dann machen wir gleich morgen Vormittag die Operation.

Aber wo sollen nur die Kinder solange bleiben? fragte Helene.

Die Kinder, sagte Frederikke, deren nimmt sich Frau Doktor Almgren so lange an.

Das wußte ich! sagte der Doktor.

Am Nachmittag kam die kranke Frau mit den Kindern gefahren. Den Kindern wurde eine Kammer auf dem Boden angewiesen, während die Frau ins Krankenhaus kam.

* * *

Am nächsten Morgen saß die Familie des Doktors mit Helene auf der Veranda beim Frühstück, als Hanna mit allen Zeichen des Entsetzens gestürzt kam und den Doktor holte.

Helene machte ein erstauntes Gesicht, Frederikke aber sagte: An dergleichen Unterbrechungen sind wir gewöhnt; dann handelt es sich vielleicht nur um einen hohlen Zahn.

Aber nach einer Weile kam der Doktor zurück. Und nun war die Reihe zu erschrecken an Frederikke, denn ganz außer sich rief er: Meine Krankenpflegerin ist über Nacht plötzlich erkrankt und kann mir heute nicht assistieren. Und jetzt, gleich nach dem Frühstück, muß ich die Operation vornehmen. Was in aller Welt soll ich nun machen? Betäuben dürfen wir die Patientin nicht, dazu ist sie zu schwach! Aber ich muß jemand haben, der mir helfen kann! Wo soll ich eine Pflegerin finden — jetzt, gleich in diesem Augenblick?

Da sagte Helene mit einer starken, lauten, klaren und jubelnden Stimme: Hier!

Sie starrten sie sprachlos an. Da erzählte sie ihnen, daß sie gestern während des Besuches bei der kranken Frau den Entschluß gefaßt habe, Krankenpflegerin zu werden. Erst hier in Schweden, wenn Doktor Almgren sie nehmen wollte, und dann später daheim in Dänemark.

Ihre Hand ergreifend, rief Almgren: Ich nehme Sie beim Wort, Helene! Der Himmel selbst hat Ihre Schritte gelenkt. Jetzt kennen Sie die Frau, und sie hat Vertrauen zu Ihnen.

Helene, hast du wirklich — wirklich den Mut? fragte Frederikke.

Ja, ich habe den Mut, antwortete Helene.

Dann hat Gott Sie hierher in die värmländischen Wälder gesandt! rief der Doktor aus.

Nun setzten sie sich an den Frühstückstisch.

Das Gebet vor und nach der Mahlzeit war heute länger als sonst. Und man aß in tiefstem Schweigen.

Nach dem Frühstück begleitete Frederikke ihren Mann und Helene ins Krankenhaus hinüber. Der Doktor begab sich mit der angehenden Krankenpflegerin in das Operationszimmer.

Es durchschauderte Helene, als sie die verschiednen Vorbereitungen sah. Sie wurde in einen weißen Kittel gehüllt.

Das ist das schönste Kleid auf der Welt, sagte Almgren. Nach einer Weile fügte er hinzu: Es ist sonderbar, ich glaubte, es stünde sehr schlecht, und da hat

der liebe Gott es gerade so wunderbar gefügt, daß ich jetzt die beste Hoffnung habe. Ich sah ja, wie sich das Gesicht der Frau verklärte, als sie Sie wiedererkannte. Und jetzt ist meine Hand fest!

Man trug die Kranke herein und legte sie auf den Operationstisch. Helene sah die Patientin lächelnd und tröstend an.

Die Operation währte nur kurze Zeit. Die Kranke gab keinen Laut von sich und schien gleich freier zu atmen.

Dann wurde rasch ein Verband angelegt, und man trug sie wieder in ihr Zimmer, wo sie eine Morphiumeinspritzung bekam, nach der sie schnell einschlief.

Das wachthabende Mädchen erhielt den Auftrag, sofort zu melden, wenn sich etwas ereignen sollte. Und Helene ging, nachdem sie die Hospitalkleidung abgelegt hatte, mit Almgren zur Villa hinüber.

Frederikke stand mit Ebba und ihren Geschwistern auf der Veranda. Der Doktor rief schon von weitem: Alles ist gut und glücklich verlaufen. Die Frau war tapfer, und Helene hat ihre Feuertaufe erhalten! Jetzt schläft Mutter, aber morgen dürft ihr sie besuchen.

Sie gingen nun alle drei ins Zimmer. Da versagte auf einmal Helenens Kraft; sie wäre umgesunken, wenn Frederikke sie nicht aufgefangen hätte.

Der Doktor holte eine Flasche Portwein und sagte, indem er einschenkte: Sie brauchen sich nicht zu genieren, wenn Sie jetzt ohnmächtig werden, Helene. Nur zu!

Nein, nun ist es überstanden! Die Tränen stürzten ihr aus den Augen.

Frederikke küßte sie und sagte: Darf ich der neuen Krankenpflegerin Glück wünschen?

Als Helene am Abend über die Diele kam, um in ihr Schlafzimmer hinaufzugehn, sah sie die Tür zu des Doktors Zimmer offen stehn. Sie ging hinein, und der Mond war so galant, das Doktorbild zu beleuchten, sodaß sie alle deutlich erkennen konnte, das heißt, sie sah nur einen einzigen.

Sie sah ihn triumphierend an und sagte: Jetzt kann ich dir ruhig in die Augen sehen; jetzt habe ich meinen Beruf! Komm jetzt, wenn du es wagst! Jetzt habe ich einen Damm gebaut, der ist so fest und so stark, daß alle Gießbäche der Welt ihn nicht durchbrechen können!

Sie eilte hinauf. Nachdem sie bei Knud und Brita gewesen war, guckte sie zu Ebba und ihren kleinen Geschwistern hinein; die schliefen ganz fest.

Als sie wieder auf den Boden hinauskam, stand Hanna da und trocknete sich die Augen. Sie machte einen tiefen Knicks, faßte Helenens Hand und sagte: Gott segne das dänische Fräulein! Sie haben für eine Fremde getan, was nicht viele für ihre Landsleute tun würden!

Helene wollte gehn. Da hielt Hanna sie zurück und sagte: Krankenpflegerin werden Sie aber doch niemals, wie tüchtig Sie auch sind, und wie gut Sie sind! Sie werden an was andres zu denken haben!

Helene entriß ihr die Hand und eilte in ihr Zimmer. Sie war müde und ging schnell zu Bett.

... Also er war in Göteborg! ... Jetzt wollte sie das Bild nur noch einmal ansehen ... der Sicherheit halber ... und dann nie wieder! ... Jetzt dachte sie gar nicht mehr an ihn ... nein, gar nicht!

* * *

Als Helene hinaufgegangen war, sagte Frederikke: Gustav! glaubst du, daß sie dies auf die Dauer aushält?

Das kann niemand wissen.

Ich glaube es nicht!

Sie ist jung und stark!

Ihr Männer habt viele vorzügliche Eigenschaften, aber Menschenkenner seid ihr nicht!

Hm!

Sie wird von einer großen Hoffnung aufrecht erhalten; das glaube ich! Ja, von einer wunderbaren Mischung von Zweifel und Hoffnung!

Und meinst du, daß die Hoffnung oder daß der Zweifel siegen wird? Glaubst du, daß sie das Glück finden wird, das Glück, nach dem sich ihr junges Herz sehnt?

Gustav! Sollte der Mann, den sie liebt, sich nicht zu ihr hingezogen fühlen, da müßte er doch taub und blind sein! Ich kenne niemand, der ihr gliche!

Er schlang den Arm um ihre Taille, und sie gingen zu Knud und Brita hinauf, die gegen alle Erwartung noch wach waren.

Wie kommt es, daß ihr nicht schlaft? fragte die Mutter.

Ja, antwortete Knud, Cousine Helene war hier und hat uns ein Märchen erzählt.

Ja! rief Brita, ich hab noch nie ein so schönes Märchen gehört!

Nun, fragte der Vater, was hat sie euch denn erzählt?

Ach, sie hat uns von der stärksten Frau in der Welt erzählt. Die war so stark, daß sie den Mann zum Hause hinauswarf und das Haus oben auf einen Berg hinauftrug!

Der Doktor und seine Frau lachten.

Da siehst du! sagte er, sie hat genug in sich!

Warte nur, antwortete Frau Frederikke.

35. Junge Herzen

Die arme Frau lag acht Tage im Krankenhaus. Und als sie und die Kinder dann eines Tags nach Hause fuhren, harrte ihrer eine Überraschung. Schon von weitem sahen sie, daß dem Schornstein ein Rauch entstieg, so blau und wirbelnd, wie sie es lange nicht gesehen hatten.

Auf der Schwelle stand Helene und empfing sie freudestrahlend. Das Haus und die Wohnung waren frisch gestrichen. Die Fenster waren zum Öffnen eingerichtet, und es waren allerlei Hausgerätschaften angeschafft. Helene hatte dies alles im Laufe der Woche mit Hannas Hilfe geordnet. Einen Dank wollte sie aber nicht haben! Der Besuch in der Hütte der armen Frau hatte ja so mächtig in ihr Leben eingegriffen und ihr den Weg gezeigt, den sie wandern sollte.

* * *

Als sich die Krankenpflegerin allmählich wieder erholte, beschloß man, daß sich Helene vorläufig unter ihrer Anleitung ausbilden solle. Und das ging über Erwarten gut.

Der Umstand, daß Helene gleich mit dem Allerschlimmsten begonnen hatte, machte das Übrige leicht. Und Almgren mußte staunen, wie schnell sie sich in die Verhältnisse fand.

Natürlich kamen ihre einnehmende Persönlichkeit und ihr gewinnendes Wesen ihr sehr zur Hilfe. Wer das dänische Fräulein nicht verstand, begriff bald ihre freundlichen Mienen und ihre gewinnende Persönlichkeit.

Wenn sie nicht im Krankenhaus war, nahmen Knud und Brita sie in Anspruch. Überhaupt war in dieser Zeit ihr Leben vom frühen Morgen bis zum Abend eine ununterbrochne Arbeit. Und das machte sie wieder frisch und fröhlich.

Ihre Persönlichkeit entwickelte sich dadurch; sie war plötzlich größer und schöner geworden. Sie bekam wieder Farbe. Ihre Augen waren dunkel wie die Seen, in denen sich ein bewölkter Himmel spiegelt; und zuweilen sah man in ihrem Blicke Schatten vorüberhuschender Bilder, wie sich ein fliegender Vogelschwarm im Wasser spiegeln kann. Ein plötzlicher Sonnenblick, eine leuchtende Stimmung erzählten davon, wie tief es bis zum Grunde war.

Und die Helene, die jetzt arbeitstüchtig und arbeitsfroh in den Värmländer Wäldern lebte, das war eine andre als die Helene, die wie Dynamit in dem Krähwinkel Nakkerup explodiert war.

Nie hatte sie daran gedacht oder davon geträumt, daß man sich so aus den großen einsamen Wäldern seines Kummers auf die weiten Ebnen des Glücks und der Freude herausarbeiten könnte. Sie war jetzt stark und frei wie nie zuvor!

Und weshalb war sie das? Weil sie ganz in ihrer Arbeit aufging, ohne Nebengedanken, ohne kleinliche Rücksichten. Sie ging den breiten Weg der Arbeit, ohne sich auf Seitenwege locken zu lassen, die vom Ziel abführen und in die Irre leiten konnten.

* * *

Es war an einem der ersten Tage des Septembers. Die ganze Nacht lang hatte es geregnet. Als Helene um sechs Uhr aufstand, hatte der Regen aufgehört. Sie trat auf den Balkon hinaus, aber ein kalter, nasser Nebel trieb sie wieder zurück.

Als sie nach dem Krankenhaus hinüberging, war der Nebel so dicht wie eine Mauer. Später zerteilte er sich jedoch so weit, daß sich die Freundinnen nach dem Frühstück in den Garten hinauswagten.

Schweigend gingen sie nebeneinander her. Da warf sich Helene plötzlich Frederikken an den Hals und sagte: Wie glücklich habt ihr mich gemacht!

So? Bist du ganz glücklich?

Freilich! antwortete Helene mit einer so eigentümlichen Betonung, daß Frederikke lachen mußte.

Und nun bleibe ich den ganzen Winter bei euch — wenn ihr mich haben wollt —, und dann müssen wir sehen, ob ich hier Wurzel fasse, oder ob —

Oder ob da jemand ist, der dich nach Dänemark zieht, sagte Frederikke lächelnd.

Glühend rot antwortete Helene rasch: Das könnten doch nur Großmutter und die Meinen sein!

Ja natürlich — wer denn sonst? entgegnete Frederikke sehr ironisch.

Da zog Helene ihren Arm aus dem Frederikkens und sagte mit einer drollig beleidigten Stimme: Ja, es ist wirklich mein Ernst. Ich habe neulich in einem dänischen Blatte gelesen, daß zum ersten November in einer der Provinzstädte ein Platz als Pflegemutter im städtischen Krankenhause frei würde. Vierhundert Kronen, freier Aufenthalt und Dienstkleidung. Wenn ich mit den Jahren nur eine ähnliche Stellung erlangen könnte! Dann wäre ich imstande, mich selbst zu ernähren.

Ja, sagte Frederikke sehr ernsthaft, ich sehe dich schon in der Dienstkleidung, die wird dir vorzüglich stehn!

Helene sah zu ihr auf, konnte aber nichts entdecken. Sie schob den Arm wieder unter den der Freundin, und sie gingen weiter durch den Garten.

Da hörte Helene einen wunderlichen glucksenden Laut.

Sie wandte sich um und sah, daß Frederikke dunkelrot im Gesicht war. Helene entzog ihr schnell den Arm und wollte sich entfernen.

Die Freundin hielt sie aber fest und sagte unter lautem Lachen: Pflegemutter, sagtest du, Pflegemutter! Ja, das wirst du schon werden; du wirst eine ganz vorzügliche Pflegemutter werden, und ich preise den Mann glücklich, den du in Behandlung bekommst, du walddustende, stromschaumbespritzte Pflegemutter!

Helene wurde leichenblaß. Da fragte Frederikke ernsthaft: Glaubst du wirklich, daß du dich in dieses einsame Leben hier oben als Pflegerin wirst finden können?

Langsam und bestimmt, die Hand aufs Herz legend, antwortete Helene: Ja! — Ich habe hier drinnen einen starken und festen Damm gegen die brausenden Ströme meiner Jugend errichtet.

Aber — Dämme können bersten! sagte Frederikke, indem sie Helene umarmte und dann ins Haus ging.

Plötzlich brach die Sonne durch. Es klärte sich mehr und mehr auf und verhieß einen herrlichen Tag.

Der Nebel zog jetzt wie fliehende Wolken über die Wälder dahin und verschwand schließlich ganz. Die Sonne gewann die Herrschaft, und sie führte ein gutes und mildes Regiment.

Jetzt kamen auch die Kinder in den Garten.

Helene hörte, daß sie sich zankten; es fing schon an, in Handgreiflichkeiten überzugehn.

Was habt ihr denn? fragte sie.

Brita hatte Knud gepackt, ließ ihn aber wieder los, worauf er sagte: Brita will immer die stärkste Frau auf der Welt sein, aber das nächstemal, wenn sie es wieder ist, kriegt sie Prügel von mir.

Helene mußte wider Willen über diesen mißverstandnen Eifer lächeln.

Am Nachmittag saß sie auf ihrem Balkon und sah auf die Wälder hinaus. Da vernahm sie ein durchdringendes Pfeifen.

Jetzt kam der Dampfer.

Helene verfiel in Sinnen. Sie dachte daran, daß der Dampfer das einzige war, was eine Botschaft in diese einsamen Gegenden brachte. Und wenn sie hier oben in Värmland blieb, würde er sie vielleicht einmal von hier weg fahren, wenn sie als alte, weißhaarige Frau nach Dänemark heimkehrte, wo sie niemand mehr kannte.

Sie sprang auf. Heute Abend, nach diesen tagelangen Regengüssen, mußte sie den Gießbach sehen!

Als sie ihre Sachen aus dem Schrank nehmen wollte, fiel ihr die alte rote Mütze entgegen. Sie hatte sie in Värmland noch nicht getragen. Ei was! sagte sie und setzte sie auf. Dann ging sie zu der Brücke hinab, die über den Wasserfall führt.

In welchen Hexenkessel sie hinabsah! Ohrenbetäubend kochten die Wasser, dampfend und spritzend, kochend und siedend!

Die Schleusen waren geöffnet, damit die Brücke nicht gesprengt würde.

Was bedeutete hier ein Menschenleben? Nichts konnte dieser Naturkraft widerstehn. Menschenworte und Menschengedanken, Menschenpläne und Menschenträume wurden übertäubt von dieser schäumenden, brüllenden Tiefe, aus der die Dämpfe wie aus wallendem, kochendem Wasser aufstiegen. Mit einem jubelnden Gefühl sah sie, wie die schäumenden Ströme im Fall gleichsam gezähmt und gezügelt wurden.

Dann ging sie am Elf hin, wo die Holzstämme gestürzt kamen und das seltsamste Spiel im Wasser ausführten, wie springende Fische, die in die Höhe hüpfen; sie kämpften miteinander, scharten sich, trennten sich wieder.

Sie ging hinauf und näherte sich jetzt dem „Lillberge." Dort mußte sie heute Abend hinauf und auf die brausenden Wasser und die strahlenden Farben hinabsehen. Und zwischen die Tannen, Birken und Föhren.

Jetzt war sie oben.

Es war Geröllboden, sie mußte achtgeben. Aber hin mußte sie und in den Elf hinabsehen.

Und als sie beinahe dort war, auf dem höchsten Punkt, sah sie dort unter einer mächtigen Ebereschе mit leuchtenden Beeren eine Gestalt stehn.

Und diese Gestalt wandte sich um.

Und im Lichte des Sonnenuntergangs stand vor ihr der, den sie am meisten auf der ganzen Welt fürchtete, der Mann, den sie zum erstenmal in dem flammenden Scheine des Walpurgisfeuers gesehen hatte.

* * *

Ihr Elfe des Hochgebirges! Wenn ihr die Wasser des Himmels getrunken und euch in den strömenden Regenfluten berauscht habt, dann stürzt ihr dahin, brüllend und tosend wie trunkne Riesen! Und ihr sprengt Schutzbrett und Schleusen, die euch ehemals gezähmt und gezügelt haben!

Die starken Ströme, die in der Menschenseele brausen, können wohl auch auf längere oder kürzere Zeit zurückgehalten werden. Man kann sie eindämmen. Aber es gibt Ströme, die so stark, Elfe, die so brausend sind, daß ihnen kein Damm zu widerstehn vermag.

Es war ein Nu, ein Augenblick, da geschah das Wunderbare.

Alles, was durch zwei junge Herzen gebraust war, der reichste Gefühlsschwall zweier junger Seelen, der durch Trennung und Reflexion, Willenskraft und Arbeit eingedämmt gewesen war, hatte eine solche Kraft angesammelt, daß der Damm weggeschwemmt wurde.

Zwei Elfe, ein jeder von seiner Seite kommend, durchbrachen den trennenden Wall und vereinigten sich.

Welches war der schwächste?

Niemand, niemand kann das sagen!

Aber die stärkste Frau der Welt — was tat sie?

Warum stürzte sie nicht, wie im Märchen, den Verwegnen in den Bergstrom und lachte über seine Ohnmacht? Warum warf sie alle ihre Reflexionen und ihre starken Verschanzungen in die schäumenden Wellen und sich selbst ihm an die Brust, indem sie jubelte und weinte?

Warum hielt er sie fest, so fest, als fürchte er, den Boden zu verlieren, wenn er sie losließ?

Und dann verließen sie eng umschlungen den Elf, während die Glocken der kleinen Kirche den Sonnenuntergang einläuteten.

Sie sahen zu den fernen Hügeln der Ostmark hinüber, wo sich Himmel und Erde in einem strahlenden Luftmeer begegneten.

Der Sonnenglanz vereinte sie.

(Übersetzt von Mathilde Mann)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Ein nicht geringer Teil der deutschen Zeitungen, und zwar in der Mehrzahl solche, die auf nationalem Boden stehn, denen aber dann die gegnerische Presse um so emsiger Heerfolge leistet, erhält ihr Publikum in der Meinung, daß die deutsche Diplomatie allerorten nichts tauge, die Botschafterposten schlecht besetzt seien, daß Deutschland dadurch an Fühlung und Einfluß verliere und großen Überraschungen ausgesetzt sei. So wird namentlich mit einer Vorliebe, die schon vom patriotischen Standpunkt aus schwer begreiflich ist, behauptet, daß die Leitung der deutschen Politik durch den Ausbruch des russisch-japanischen Kriegs und ebenso durch die marokkanische Angelegenheit „überrascht" worden sei. Merkwürdig, wie schnell die Tatsachen aus dem Gedächtnis schwinden. Der russisch-japanische Krieg ist begonnen und beendet worden durch den Rat der alten Staatsmänner. Als Graf Waldersee im Jahre 1901 von der ostasiatischen Expedition zurückkehrte, hatte er auf besondern Wunsch des Kaisers den japanischen Hof besucht. Der Feldmarschall brachte damals die Überzeugung mit nach Deutschland, nicht nur, daß der Krieg zwischen Japan und Rußland unvermeidlich bevorstehe, gleichviel, wer der Angreifer sein werde, sondern auch, daß sich aller Voraussicht nach die japanische Armee in Führung, Taktik und Ausbildung der russischen weit überlegen erweisen dürfte. Auch war es die Ansicht des Feldmarschalls, daß Japan der angreifende Teil sein werde, sobald ihm von russischer Seite ein schicklicher Kriegsvorwand geboten sei. In diesem Sinne hat er sowohl dem Kaiser wie dem Reichskanzler Bericht erstattet. In hohen militärischen Kreisen war diese Ansicht des Feldmarschalls allgemein bekannt. Schon dieser eine Umstand würde mehr als genügen, die Meinung zu entkräften, daß Deutschland von dem Ausbruch dieses Kriegs „überrascht" worden sei. Es kommt weiterhin dazu, daß Deutschland im Jahre 1904 bei Ausbruch des Kriegs zwei Offiziere der Armee bei der Gesandtschaft in Tokio hatte, darunter den Major von Etzel vom Generalstabe, ferner

einen Korvettenkapitän der Marine. Ebenso war unsre militärische Vertretung in Petersburg sehr gut besetzt, ganz abgesehen von der bekannten Tatsache, daß die Vorgänge auf militärischem Gebiet in Rußland seit Jahren Gegenstand einer genauern Beobachtung sind, wozu die großen Truppenhäufungen, die bis zum Jahre 1904 an unsrer Ostgrenze bestanden, hinreichend Anlaß boten.

Schon im Oktober 1901 wurde in Berlin von Petersburg aus durch beachtenswerte Mitteilungen, die auch auf der Botschaft in Petersburg vorlagen, bekannt, daß in hohen russischen Kreisen das Jahr 1904 als Jahr eines Krieges gegen Japan angesehen werde. Ebenso war Japan selbst seit dem Jahre 1901 überzeugt, daß die Situation auf eine bewaffnete Auseinandersetzung mit Rußland hindränge. Die russischen Rüstungen und Truppenbewegungen, die Geheimverhandlungen mit China, endlich seit dem Herbst 1901 die ziemlich bestimmt in Petersburg selbst umlaufenden Gerüchte ließen dem wachsamen Japan daran gar keinen Zweifel. Die nächste Folge waren die Verhandlungen mit England, die zum Abschluß eines Bündnisses auf fünf Jahre führten, sowie die in aller Stille, aber mit großer Umsicht getroffnen Kriegsvorbereitungen Japans. Andrerseits schritten die Rüstungen Rußlands, sei es infolge der Eisenbahnschwierigkeiten, sei es infolge des japanisch-englischen Bündnisses und der daraus sich ergebenden Erwägungen, nicht in dem Umfange vor, wie es im Jahre 1901 an hohen militärischen Stellen in Petersburg vorausgesetzt worden sein mag. Im Juli 1903 hatte die Nowoje Wremja Japan vor dem „Selbstmord" eines Krieges mit Rußland gewarnt. Rußland hätte vielleicht noch sechs Monate sehr gewissenhafter Vorbereitungen gebraucht, um eine annähernd ausreichende Kriegsbereitschaft zur See und zu Lande zu erreichen. Japan dagegen war bei Beginn des Jahres 1904 kriegsfertig und wartete auf den geeigneten Augenblick um so mehr, als die Spannung zwischen der beendeten Kriegsvorbereitung und dem Ausbruch des Krieges finanziell, politisch und militärisch eine schwere Belastung ist. Als die japanischen Admirale den Augenblick gekommen glaubten, bei überraschendem Handeln die russische Flotte in Port Arthur mit Erfolg angreifen zu können, und die Frage dem Rat der Alten unterbreiteten, beschloß dieser den Krieg, und zwar mit solcher Beschleunigung, daß dem japanischen Gesandten in Petersburg nur noch die Weisung zugehn konnte, der russischen Regierung den Abbruch der Beziehungen zu notifizieren und seine Pässe zu verlangen. Der Gesandte war von dieser Weisung vollständig überrascht, eilte, bevor er ihr nachkam, zu dem englischen Botschafter und befragte diesen, was eigentlich geschehen sei. Der wußte es ebensowenig, telegraphierte nach London, wo ebenfalls nichts vorlag, und erst auf die direkte Anfrage von London in Tokio erfuhr man im britischen Kabinett, daß die japanische Regierung sofort zum Kriege zu schreiten entschlossen sei. Auch der japanische Gesandte in London war nicht besser informiert gewesen. Dank der Aufmerksamkeit unsrer in China stehenden Truppen sowie unsrer dortigen Kriegsschiffe und der militärischen Attachés in Tokio und in Petersburg war Deutschland vielleicht die europäische Macht, die von dem Ausbruch des Krieges am wenigsten überrascht wurde. Wenn sich trotzdem die deutsche Politik in jener Zeit auch publizistisch außerordentlich zurückgehalten hat, so lag dem nichts weiter als die Notwendigkeit zugrunde, alles zu vermeiden, was den Gegnern Deutschlands irgendeinen Schein von Berechtigung zu der Behauptung geben konnte, daß Deutschland das Kriegsfeuer angeblasen habe, um in Asien oder in Europa seine Interessen zu befriedigen.

Es ist wohl als selbstverständlich anzunehmen, daß die Eindrücke, die Graf Waldersee aus Ostasien mitgebracht hatte, auch bei den wiederholten Begegnungen, die gerade in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts zwischen unserm und dem russischen Kaiser stattfanden, zwischen den beiden Monarchen zur Sprache gekommen sind. Sodann mußte sich doch die Aufmerksamkeit nicht nur der russischen und der deutschen, sondern der gesamten Diplomatie aller Länder den asiatischen Dingen zuwenden, als die Tatsache des am 30. Januar 1902 erfolgten Abschlusses des

englisch-japanischen Bündnisses bekannt wurde. Daß dieses Bündnis nur zu kriegerischen, und zwar zu offensiven Zwecken geschlossen war, ergab sehr bald sein Inhalt. Der Ausbruch des Krieges konnte demnach nur eine Frage der Zeit oder der japanischen Bereitschaft sein. Um so bemerkenswerter ist es, daß von japanischer Seite losgeschlagen wurde, ohne daß man den englischen Bundesgenossen vorher davon unterrichtet hätte. Als dann in diesem Frühjahr das Kriegsfeuer niederbrannte, lag die Entscheidung wiederum bei dem Rat der Alten in Tokio, d. h. die Entscheidung über die Annahme oder die Ablehnung der Witteschen Vorschläge. Auch damals gab es nur vier Mächte, die über die Situation wirklich unterrichtet waren, das waren außer Rußland und Japan — Deutschland und Amerika; die beiden letzten dadurch, daß sie die eigentlichen Friedensmacher waren, Kaiser Wilhelm noch viel mehr als Präsident Roosevelt, wenngleich von Deutschland aus nichts darüber bekannt geworden ist. Auch da war es wieder das verbündete England, das von Japan sehr unzureichend unterrichtet worden war. An demselben Tage, wo der Rat der Alten in Tokio den russischen Vorschlägen zugestimmt hatte, fragte König Eduard Abends aus Marienbad in London an, wie die Dinge stünden, und erhielt die Antwort, die Situation sei unverändert kritisch, eine Entschließung Japans sei noch nicht bekannt.

Gerade was die russisch-japanische Verwicklung anlangt, sind mithin die Unterstellungen, die der deutschen Politik gemacht werden, daß sie „von den Ereignissen überrascht worden sei," das nackte Gegenteil des wirklichen Tatbestandes. Nächst den beiden kriegführenden Mächten war Deutschland die bestunterrichtete Macht beim Ausbruch wie am Ende des Krieges. Man sollte jedoch auch nicht übersehen, daß der Vorwurf der Überraschung in diesem Falle nicht nur die Diplomatie treffen würde, sondern auch unsern Generalstab, der sich schwer an seiner Pflicht versündigt hätte, wenn er den seit Jahr und Tag bekannten Kriegsvorbereitungen zweier großer Nationen nicht mit aller Aufmerksamkeit gefolgt wäre. Auch das ist in jeder Hinsicht der Fall gewesen, und um so sonderbarer nehmen sich die Vorwürfe gerade in Zeitungen aus, die ihr Publikum in militärischen Kreisen suchen und auch ihrer ganzen Tendenz nach für die Armee einzutreten pflegen. Der Vorwurf, den sie gegen die deutsche Diplomatie erheben, träfe den Generalstab und die militärischen Berichterstatter zu allererst und erst nach ihnen die Diplomatie — zum Glück aber die eine so wenig wie die andern mit irgendwelcher Berechtigung.

Und nun erst gar die marokkanische Angelegenheit! Als der russisch-japanische Krieg ausbrach, hing die weitere Entwicklung der internationalen Lage wesentlich davon ab, ob sich England einerseits an der Seite des verbündeten Japans, Frankreich an der Seite des verbündeten Rußlands an dem Kriege beteiligen würde. Das wäre ein Weltkrieg mit schwerer Schädigung der wirtschaftlichen Interessen aller größern Nationen geworden. An einem solchen hatte weder England noch Frankreich ein Interesse. England um so weniger, als ihm an einem friedlichen Abkommen über Asien mit Rußland sehr viel mehr gelegen war. Man hatte darüber bis zum Ausbruch des Krieges verhandelt. Rußland erklärte dann, daß es ungeachtet aller prinzipiellen Geneigtheit mit dem Verbündeten Japans während des Krieges eine solche Abmachung doch nicht treffen könne. Einige Schachzüge von der einen wie von der andern Seite auf mittelasiatischem Gebiete hatten nur den Zweck, ein gardez! anzusagen; England bewies durch sein Verhalten bei der Doggerbankaffäre, daß es einem Konflikt mit Rußland ausweichen wollte. Damit war für jeden einsichtigen Staatsmann die Erkenntnis gegeben, daß Frankreich, vielleicht auch auf Wunsch Rußlands, die Annäherung an England suchen werde wie England die Annäherung an Frankreich, das zu einer solchen um so bereitwilliger sein mußte, als es fortgesetzt bündnisbedürftig ist. Nach dem schweren Engagement des russischen Verbündeten war Frankreich entweder auf ein gutes Verhältnis zu Deutschland oder auf eine Entente mit England angewiesen. Die Richtung der französischen Politik war bald zu erkennen. Da Frankreich ein Einvernehmen mit Deutschland nicht nur

nicht suchte, sondern im Gegenteil bei allen Gelegenheiten, die sich boten, jedesmal eine Deutschland feindliche Stellung nahm, Italien vom Dreibunde abwendig zu machen suchte usw., so unterlag es keinem Zweifel, daß die französische Politik darauf ausging, das ihm fehlende Rußland durch England zu ersetzen und die dortige Deutschland feindliche Stimmung, die zu diesem Zweck von Tag zu Tag auf das eifrigste geschürt wurde, zu einer Koalition gegen Deutschland auszunutzen.

Es gibt nun wohl kaum einen Minister des Auswärtigen in irgendeiner Großmacht, der in der Berichterstattung aus dem Ausland einzig auf seine Botschafter und Gesandten angewiesen ist. In vielen Fällen ist die private Berichterstattung neben der diplomatischen, wenn auch nicht die wichtigere, so doch die schnellere. Höfische Familienbeziehungen, große Bankiers mit ihrem reich entwickelten Nachrichtendienst, die über die militärischen Vorgänge in allen Ländern sorgfältig unterrichtete Firma Krupp, persönliche Beziehungen des Ministers im Auslande, Berichte der dort in geeigneter Position lebenden Deutschen usw. bieten eine solche Fülle von Material, daß es für einen Minister des Auswärtigen, der sein Geschäft versteht, fast schwerer ist, nicht unterrichtet zu sein, als an Informationen hinter dem eignen Bedürfnis oder hinter den andern Mächten zurückzustehn. Es ist bekannt, daß der jetzige Reichskanzler aus seiner Botschafterzeit in Italien dort eine große Reihe persönliche Beziehungen hat, die für ihn recht wertvoll sind. Außerdem hat Deutschland in der italienischen politischen Welt immerhin eine nicht geringe Zahl wirklicher Freunde. Kommt hierzu noch eine sorgfältige Beobachtung sowohl der französischen wie der republikanisch italienischen Presse, die insgesamt nach Frankreich gravitiert, der französischen Diplomatie in Rom, so war das mehr als genügend, den Leiter der deutschen Politik sehr bald, sicherlich in den allerersten Stadien, von der Schwenkung zu unterrichten, die sich in Italien zugunsten einer Annäherung an Frankreich zu vollziehen begann. Von einer Überraschung, wie sie auch in dieser Hinsicht von einigen Blättern behauptet wird, konnte somit gar keine Rede sein, so wenig wie bei den marokkanischen Händeln. Deutschland hatte seit Jahren mit der scherifischen Regierung allerlei Beschwerden ins reine zu bringen, die die Beraubung oder die Ermordung deutscher Untertanen zum Gegenstand hatten. Schon diese Tatsache allein nötigte zu einer sorgfältigern Beobachtung der Vorgänge in Marokko selbst. Dazu kam eine gewisse Bewegung in Deutschland, die sich zugunsten einer stärkern Betätigung des Reichs in Marokko geltend machte. Vor allen Dingen wußte sich aber ein Staatsmann wie Fürst Bülow, nachdem er über den Aufmarsch der französischen Politik im klaren war, auch sehr bald über die Basis zu orientieren, auf der die Annäherung Frankreichs an England zu erwarten war. Die Beantwortung dieser Frage ergab sich aus der nächstliegenden: Wo stehn englische und französische Interessen einander gegenüber, und welche Kompensationen sind für solche Interessengegensätze vorhanden? Entgegengesetzte Interessen zwischen England und Frankreich lagen in der Hauptsache in Ägypten, und es bedurfte keines Kopfzerbrechens, sich zu sagen, daß wenn Frankreich den Engländern in Ägypten entgegenkam, das bei den Verhältnissen in Asien für England an Bedeutung nur gewann, die Kompensation für Frankreich notwendig am Mittelmeer liegen müsse, da Frankreich die Stellung in Ägypten nicht aufgeben könne, ohne ein Äquivalent an der Küste von Afrika empfangen zu haben. Dieses Äquivalent konnte demnach nur Marokko sein.

Die deutsche Diplomatie kann so wenig wie irgendeine andre ihre Karten jederzeit offen auf den Tisch legen. Man wolle sich erinnern, daß der große historische Rückblick, den Bismarck im Jahre 1888 dem Reichstage gab, bis in die Zeit des Krimkriegs zurückreichte und Enthüllungen aus dem Jahre 1863 brachte über Dinge, über die von der preußischen und von der deutschen Seite mehr als ein Vierteljahrhundert lang geschwiegen worden war. Nach fünfundzwanzig Jahren, vielleicht auch etwas früher, wird es möglich sein, auch die Geheimgeschichte unsrer jetzigen Politik der Nation und namentlich dem Historiker vorzulegen, und wer dann

von den Zeitgenossen noch lebt, wird sich vielleicht mit Bedauern der vielen schiefen Urteile erinnern, die heute in unsrer öffentlichen Meinung und bei deren Vertretung in der Presse im Schwange sind.

Deutschland ist rechtzeitig in der Lage gewesen, den englisch-französischen Verhandlungen über Ägypten und Marokko zu folgen, und je mehr die beiden Mächte durch ihre Reserve Deutschland gegenüber zu erkennen gaben, daß sie den Grad ihrer Intimität vor uns zu verbergen wünschten, um so weniger konnte — durch eine Menge von Anzeichen aus allen Hauptstädten belehrt — die deutsche Politik im Zweifel darüber sein, daß die englisch-französische Annäherung auf ihrer ägyptisch-marokkanischen Grundlage ein gemeinsames Einschwenken beider Länder gegen Deutschland bedeute, daß Deutschland sich vorzusehen habe und selbst den Zeitpunkt bezeichnen müsse, bis zu dem es dem Ansteigen der neuen Flut ruhig zusehen wolle oder könne. Das Weitere ist dann aus der Entwicklung der marokkanischen Sache im Laufe dieses Jahres den Lesern noch hinlänglich frisch im Gedächtnis, und die bevorstehende Reichstagssession wird ja wohl Veranlassung bieten, der Nation weitere Aufklärungen zu geben, sie aber auch darüber vor allem nicht im Zweifel zu lassen, daß die kriegerische Wendung, die im Frühsommer 1905 noch einmal mit Erfolg beschworen werden konnte, in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder eintreten kann, da ihre Gründe gewissermaßen chronisch sind. Es ist also Sache des deutschen Volkes, in seiner Bereitschaft zu Lande, zu Wasser und in seinen Finanzen keinem Feinde eine Öffnung zu bieten.

Es hat nicht ausbleiben können, daß der deutschen Politik auch gegenüber der innern Situation Rußlands, namentlich in Polen, alle erdenklichen Absichten angedichtet worden sind. Deutschland wird seine Grenzen zu schützen wissen, jenseits dieser Grenzen hat es durchaus nichts zu suchen. Wer da glaubt oder glauben machen möchte, daß der Kaiser oder der Reichskanzler das Bedürfnis hätte, die Zahl unsrer polnischen Staatsangehörigen auch nur um einen einzigen zu vermehren, ist doch sehr auf dem Holzwege. Das ist schon 1863 Kaiser Alexander dem Zweiten gegenüber, der uns mit Anerbietungen entgegenkam, endgiltig abgelehnt worden. Gegen die nationale Bewegung in Russisch-Polen kann Deutschland zunächst um so weniger Stellung nehmen, als diese offenbar in russischen Regierungskreisen wenn auch nicht Sympathien, so doch eine gewisse Duldung erfährt, und als noch gar nicht abzusehen ist, wie sich das liberale und konstitutionelle Rußland später dazu stellen wird. Ob die Bereitwilligkeit, den Polen sogar im russischen Verfassungsstaat eine Ausnahmestellung einzuräumen, später tatsächlich in dem Maße vorhanden sein wird, wie es heute hier und da den Anschein hat, das wird wesentlich von der Zusammensetzung der künftigen Volksvertretung abhängen und von der Energie, die das liberal konstitutionelle Rußland später noch haben wird, den großen Völkerkreis zusammenzuhalten. Das bloße Vorhandensein nationalpolnischer Bestrebungen auf den Straßen von Warschau berechtigt Deutschland zu keinem Eingreifen, am allerwenigsten, solange diese von der russischen Regierung selbst geduldet werden. Wir werden uns sorgfältig hüten, die Finger außerhalb unsers Herdes in den polnischen Topf zu stecken, und werden zu dem eisernen Deckel, der das Überkochen verhindern soll, nur für uns selbst greifen.

Entbehrt somit das Märchen oder die Befürchtung jeder Grundlage, daß Deutschland durch die großen internationalen Vorgänge der letzten Jahre „überrascht“ worden sei, so wird auch die andre von der Unzulänglichkeit unsers diplomatischen Personals keiner Berichtigung bedürfen. Zugegeben kann werden, daß die Auswahl der für Botschafterposten geeigneten Persönlichkeiten nicht sehr groß ist. Auch zur Bismarckischen Zeit war nicht alles Gold, was diplomatisch als solches zu gelten schien. Aber immerhin war die Periode vom Krimkriege bis zum Jahre 1870 geeigneter gewesen, tüchtige Diplomaten auszubilden als das Menschenalter, das seit 1870 verflossen ist. Wir wollen jedoch nicht vergessen, daß wir gerade in Madrid durch Herrn von Radowitz vertreten sind, der schon zur Bismarckischen

Zeit als einer unsrer tüchtigsten Diplomaten galt. Bei der Empfindlichkeit Spaniens in bezug auf Marokko dürfte Herr von Radowitz in der Lage gewesen sein, den Wandlungen der marokkanischen Angelegenheit rechtzeitig und mit sichern Blick zu folgen. Erwähnt sei übrigens, daß in den vornehmen Berliner Gesellschaftskreisen der bisherige Regent von Sachsen-Koburg-Gotha, der Erbprinz von Hohenlohe-Langenburg, mit Nachdruck als eine für eine hohe diplomatische Stellung geeignete und in Aussicht genommne Persönlichkeit bezeichnet wird. Der Prinz hat seine Laufbahn bei den Gardedragonern begonnen, trat dann in den diplomatischen Dienst, war Legationssekretär in Petersburg, längere Zeit bei der Botschaft in London, arbeitete nach der Übernahme der Statthalterschaft durch seinen Vater auf dem Ministerium in Straßburg und nahm bei seiner Vermählung mit einer Prinzessin von Sachsen-Koburg-Gotha seinen Abschied als kaiserlicher Legationsrat. In der Führung der Regentschaft hat er viel Umsicht, Takt und staatsmännische Geschicklichkeit bewiesen.

Die eine Zeit lang viel erörterte Frage der Umgestaltung und der Neugestaltung unsrer Kolonialverwaltung ist nun dahin entschieden, daß ganze Arbeit gemacht und endlich ein eignes Kolonialamt mit einem Staatssekretär an der Spitze aufgestellt werden soll. Zugleich mit dem Kolonialamt würden voraussichtlich Deutsch-Ostafrika und allem Anschein nach auch noch der eine oder der andre Gouverneurposten neu zu besetzen sein. Da ist es nicht ohne Interesse, zu sehen, daß sich der vor kurzem vom Kaiser begnadigte Dr. Karl Peters mehr und mehr durch publizistisches und rednerisches Auftreten in Erinnerung bringt, und es scheint in der Tat nicht nur die Möglichkeit, sondern sogar die Absicht vorzuliegen, ihn in irgendeiner Form den deutschen kolonialen Interessen wieder dienstbar zu machen. In einer hohen Beamtenstellung wird das nach alledem, was vorgegangen ist, kaum möglich sein. Trotzdem wird wahrscheinlich eine Form gefunden werden, die es erlaubt, die reichen afrikanischen Erfahrungen, die Peters an verschiednen Stellen des Erdteils gesammelt, und die er durch seinen langen Aufenthalt in England auch nach andern Richtungen hin wesentlich bereichert hat, für Deutschland nutzbringend zu verwerten.

g

Stadt und Land. Es gehört zu der das ganze Dasein beherrschenden Ironie, daß in die Großstadt ziehn muß, wer den Zug zur Großstadt wirksam bekämpfen will, weil er nur dort die Waffen findet, namentlich die unentbehrlichen statistischen. Wer sich, fern von Madrid wohnend, auch nicht einmal die großen amtlichen Veröffentlichungen verschaffen kann, der muß, wenn er sich wenigstens ein Urteil bilden will, Bruchstücke aus Zeitungen und Zeitschriften zusammenlesen und fühlt sich schon glücklich, wenn ihm ein günstiger Zufall einmal eine zusammenhängende statistische Untersuchung größern Stils in die Hände spielt wie Stadt und Land im Lebensprozeß der Masse von Dr. jur. Richard Thurnwald, einen (leider nicht in den Handel gegebnen) Sonderabdruck aus dem vorjährigen November-Dezemberheft des von Dr. Alfred Ploetz herausgegebnen Archivs für Rassen- und Gesellschaftsbiologie. Die Schrift nutzt auch als gute Anleitung zu statistischen Untersuchungen, denn sie zeigt zum Beispiel, eine wie ungemein verwickelte Sache die Geburtenstatistik der Großstadt ist, und wie man sich durch die einander bald verstärkenden, bald aufhebenden, bald kreuzenden Einflüsse der Einwanderung, des Aufbaues der Altersklassen, der sozialen Struktur, des geistigen und des Wirtschaftslebens hindurchwinden muß, wenn man zu einem leidlich sichern Ergebnis kommen will. Thurnwalds Ergebnis bestätigt nun nicht die optimistische Auffassung der heutigen Entwicklung, die wir bei Brentano und seiner Schule finden, sondern gibt der Ansicht Recht, die in der landwirtschaftlichen Bevölkerung den Jungbrunnen des Volkes und der Volkskraft sieht. Industrielle Beschäftigung, städtische Wohnweise und städtische Bildung (dieses Wort in einem sehr weiten Sinne verstanden) wirken der Volksvermehrung entgegen. Was sich bei einer Musterung der Völker

Freeman Wills Crofts

The Cask

Cassell

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang

Nr. 46

Ausgegeben am 16. November 1905

Inhalt:

Seite

Griechen und Bulgaren im Kampf um Makedonien. Von Karl Dieterich 341
Die russische Volksvertretung. Von George Cleinow in St. Petersburg. (Fortsetzung) . . . 348
Salzburg und die Tauernpässe. Von Otto Kaemmel. (Schluß) 356
Die Tage von Champigny und Villiers . . . 365
Im Lande des Kondors. Plaudereien aus Chile von Albert Daiber 375
Nach der Hühnersuche. Eine Spukgeschichte für Weidmänner von Julius R. Haarhaus . . . 383
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Russisches — Ein Kritiker Chamberlains — Das Unterrichtswesen im Deutschen Reiche — Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die Jugend 390

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Revisions- u. Vermögensverwaltungs-
Berlin W. Lützow Münchner
Kurfürstendamm 232 Prinzregentenstr. 22
Ausführung von Revisionen, Steuerangelegenheiten, Treuhandschaften, Vermögensverwaltungen, Gutachten, Liquidationen, Sanierungen.

Berliner Sparer-Verein Ges. m. b. H. Nr. 1
Berlin W 8, Behrenstraße 29
Sparen ist Pflicht!
Sparen ist Vorsorge!
Sparen ist Gewinn!
Sparen ist Freude!
Sparen ist Unabhängigkeit!
Sparen ist Sicherheit!
Sparen ist Ehrenpflicht!
Sparen ist Vaterlandsliebe!
Sparen ist Volkswohlfahrt!
Sparen ist Volksgesundheit!
Sparen ist Volkswirtschaft!
Sparen ist Volksbildung!
Sparen ist Volksgemeinschaft!
Sparen ist Volksgemeinschaft!
Sparen ist Volksgemeinschaft

Notes on Views in Essex in Winstree

Read at the Meeting held at Colchester, 1st December, 1852.

By the Rev. Thomas Wright, M.A.

The Hundred of Winstree is one of the most interesting districts in Essex, and it is to be regretted that it has not been more frequently visited by the members of our Society. Its ancient churches are numerous, and many of them contain objects of great interest. Its ancient mansions are also numerous, and many of them are of considerable antiquity. Its scenery is varied and beautiful, and its roads are generally good. It is a district which can be visited with ease and pleasure, and I hope that the notes which I have made during my visits to it may induce others to explore it more thoroughly.

Jahren ist es nun türkisch, wenn auch nur ganz äußerlich; denn es ist den Türken hier ebensowenig wie sonst irgendwo in Europa gelungen, sich das Land wirklich anzueignen, die Bewohner zu turkifizieren. Auch heute ist die türkische Bevölkerung die dünnste und am ungleichmäßigsten verteilte. Man kann das nähere bei Bérard S. 153 ff. nachlesen. Mit den Serben steht es nicht viel besser: das Land, das man als Altserbien bezeichnet, ist fast ganz von Albanesen bewohnt, und im übrigen Makedonien haben sie nur zwei kleinere Kantone inne, auch ist die Schließung der serbischen Schulen der beste Beweis für das Zurückweichen des Serbentums. Erst seitdem Österreich Bosnien und die Herzegowina okkupiert hat, ist eine serbische Propaganda in Makedonien künstlich in Szene gesetzt worden. „Als Austausch gegen Fiume, Ragusa und Cattaro, die unwiderruflich verloren sind, haben sie im Traum Saloniki erobert." „Das Wilajet Kossovo (zwischen Schar Dagh und Kara Dagh) mag noch ein Feld des Kampfes sein zwischen Bulgaren und Serben; aber im Wilajet Monastir und in Saloniki wissen die Bulgaren wohl, daß sie nur noch einen Feind haben, und dieser Feind ist der Grieche." Auf diese beiden also reduziert sich die Zahl der sich bekämpfenden Nebenbuhler; denn die höchstens eine Viertelmillion betragenden makedonischen Rumänen kommen trotz einer rührigen Agitation praktisch nicht in Frage, sie dienen nur zur Verstärkung des Griechentums, dem ihre Hauptmasse trotz aller rumänischen Agitation immer noch ergeben ist.

In welchem Verhältnis stehn nun die Streitkräfte der Griechen und der Bulgaren äußerlich und innerlich zueinander? Auf wessen Seite liegen die größern Vorteile, und welche sind es?

Das umstrittne, weil beiden Nationen zugleich angehörende Gebiet ist eine Zone, die sich von Saloniki aus nach Nordosten und nach Westen zieht, dort bis nach Serres, hier bis nach Vodena, ist von etwa 600000 Menschen bewohnt und läßt sich wieder in drei Untergebiete sondern, in den nordöstlich von Saloniki liegenden Teil, in das Stadtgebiet von Saloniki selbst und in den westlich davon liegenden. Der erste hat etwa 220000 Einwohner, der zweite 135000, der dritte wieder 220000. Das Verhältnis von Griechen und Slawen ist, in Prozenten ausgedrückt, folgendes: im Nordosten 29 Prozent Slawen, 25 Prozent Griechen; im Westen 50 Prozent Slawen, 30 Prozent Griechen, in Saloniki selbst 21 Prozent Slawen, 20 Prozent Griechen. Der geringe Prozentsatz beider in dem ersten und im letzten Gebiet erklärt sich daraus, daß dort 60 Prozent Mohammedaner sitzen, die im Westen bis auf 3 Prozent herabsinken. Es stehn also, wenn wir uns auf Griechen und Bulgaren beschränken, in dem ganzen Gebiet 75 Prozent von jenen 100 Prozent von diesen gegenüber, d. h. jene verhalten sich zu diesen wie 3 zu 4. Die bulgarische Bevölkerung ist also schon in dieser Grenzzone der griechischen um ein Viertel überlegen. Ungünstiger noch stellt sich das Verhältnis für die Griechen, wenn man die Gesamtbevölkerung Makedoniens ins Auge faßt. Dann ergibt sich bei einer Gesamtbevölkerung von zweieinviertel Millionen etwa eine Viertelmillion Griechen gegenüber einer Million Bulgaren.

Man höre nun, was diesen einem gut orientierenden Aufsatze von K. Hron in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1897, Nr. 70/71 entnommnen, auf

einem zwar bulgarischen aber nichtchauvinistischen Werk beruhenden Angaben die der griechischen Statistik gegenüberstellen. In einem offenbar von griechischer Seite inspirierten Artikel der Jenaischen Zeitung vom 7. April 1902 wird die Zahl der makedonischen Griechen auf 647384 gegen 427594 Bulgaren angegeben, und in einem andern Artikel des Gaulois die der Griechen gar auf 846011, die der Bulgaren auf 550000. Wenigstens finden sich diese Zahlen auf einem von der griechischen Seite ausgehenden französischen Flugblatt; die Artikel selbst habe ich nicht gesehen. Wie aber die Verfasser zu den anscheinend so genauen Zahlen kommen — da es doch in der Türkei keine Statistik gibt —, ist mir unerklärlich, kann aber den Verdacht, daß es reine Phantasiezahlen sind, eher vergrößern als vermindern. Auch wenn sich die von dem Gewährsmann des Aufsatzes in der Allgemeinen Zeitung angegebnen Zahlen als zu niedrig erweisen sollten, so kann die Differenz nicht so groß sein, daß sie für die Griechen um 600000 zu hoch (250000 und 850000!), für die Bulgaren um fast ebensoviel (450000 und eine Million) zu niedrig angesetzt sein sollte. Eine in jenem griechisch-französischen Flugblatt erwähnte Kommission der Petersburger Akademie will sogar 700000 Griechen gegen 200000 Slawen herausgerechnet haben. Hier ist also das Verhältnis fast umgedreht. Es ist, wie man sieht, äußerst bequem, in der Türkei Statistik zu treiben, man kann so schwer widerlegt werden; aber man braucht ja nur einen Blick auf die ethnographische Übersichtskarte des europäischen Orients von Kiepert (1876) zu werfen, wenn man sich überzeugen will, daß das griechische Element nicht auch nur annähernd so groß sein kann als das slawische, geschweige denn größer. Und seitdem hat jenes in Makedonien eher Rückschritte als Fortschritte gemacht. Die Wahrheit wird also wohl, was die griechische Bevölkerung betrifft, auch hier in der Mitte liegen, und da man die Gesamtzahl der auf der Balkanhalbinsel (außer dem Königreich Griechenland) lebenden Griechen auf anderthalb Millionen schätzt, so wird man ungefähr das Richtige treffen, wenn man 400000 bis 500000 Griechen auf Makedonien rechnet.

Abgesehen von den Schwierigkeiten nationaler Statistik in der Türkei kommt für die numerische Feststellung des Griechentums noch eine innere Schwierigkeit hinzu, die bezeichnend ist für dessen Begriff überhaupt. Bérard ist es aufgefallen, daß der griechische Verfasser eines Buches über Makedonien solche Griechen unterscheidet, die nur Griechisch, und solche, die auch Albanesisch, Rumänisch und Bulgarisch sprechen, und er fragt sich mit Recht, wie man denn eigentlich diese Griechen definieren, worin man das genaue Merkmal finden solle, das sie unter zwanzig nicht hellenisierten Türken, Bulgaren, Juden, Serben oder Armeniern erkennbar macht? Und er kommt zu dem Schluß, daß weder die Tracht, noch der Typus, noch die Sprache, noch die Religion das entscheidende Kennzeichen des Griechen sind, sondern nur die freie, selbstgewählte Zugehörigkeit: ich bin Grieche, d. h. ich fühle mich geistig als Träger der Idee des Hellenismus. Das ist nun freilich ein recht luftiger Begriff. Auch tut Bérard in der Leugnung der beiden letzten Punkte, der Sprache und der Religion, den Griechen entschieden Unrecht: wonach soll man denn sonst die Nationalität eines Menschen beurteilen als nach seiner Sprache und — wenigstens

im Orient — auch nach seiner Religion? Gewiß gibt es in manchen Grenzdistrikten ganze Dörfer, die zweisprachig sind, wie es ja auch zum Beispiel in den an Dänemark grenzenden Teilen von Schleswig oder in den an Polen grenzenden von Preußen zu finden ist. Hier entscheidet allein die Kulturüberlegenheit und die Kulturkraft, zu welcher Nation sich das schwankende Gebiet wendet. So ist es auch in Makedonien. Zwar hat Bérard Recht, wenn er die Bezeichnung „bulgarenstimmige Griechen" tadelt; aber sie zeigt doch, wie weit der Gräzisierungsprozeß in Makedonien vorgeschritten ist. Das Griechentum ist hier tatsächlich ein schwer faßbarer, weil fließender Begriff; es ist mehr der Ausdruck einer Kultur- als einer Rassengemeinschaft. „Der Hellenismus ist tatsächlich kein materielles Gebilde noch ein Naturprodukt. Die übrigen Nationen sind geschaffen worden, fast ohne es zu wollen, durch den Zufall, das Klima, die äußere Gewalt von Menschen und Dingen. Der Hellenismus schafft sich selbst; er ist ein Gebilde des Geistes und das am wenigsten materielle aller Menschenwerke." Die Griechen sind eben das älteste Kulturvolk der Halbinsel, alle übrigen Stämme stehn unter ihrem geistigen Einfluß — wer kann es ihnen da verdenken, wenn sie die, die sich freiwillig zu ihnen schlagen, auch zu den Ihrigen rechnen? Das aber tun noch heute viele Rumänen Makedoniens, ob nun freiwillig oder dazu „gepreßt," und taten bis vor kurzem noch die Bulgaren in den Städten Makedoniens, besonders in Monastir, Strommitza und Vodena; von den beiden letzten berichtet noch 1885 ein Bulgare selbst, daß sie keine griechische Seele und nur griechische Sprache und griechische Schulen haben.

Diese und viele andre Beispiele, die Bérard anführt, zeigen deutlich, daß die Überlegenheit der Griechen eine rein geistige, intellektuelle ist, daß sie nicht an die numerische Überlegenheit gebunden ist, ja daß diese oft geradezu in umgekehrtem Verhältnis steht zu der geistigen; sie brauchen sich deshalb auch gar nicht ihrer geringen Zahl zu schämen; das Griechentum hat niemals extensive, immer nur intensive Eroberungen gemacht, es war nie eine kriegerische, nur eine geistige Macht. In der stillen, geräuschlosen Kolonisierung lag seine Stärke.

Die Mächte, durch die es auch die Bulgaren so lange in Schach gehalten hat, waren die Schule und die Kirche. In allen Städten Makedoniens wurden seit 1745 griechische Schulen errichtet; ihre Zahl betrug im Jahre 1887 nicht weniger als 333 mit 18541 Schülern, während es 1877 erst 111 waren. Nach 1887 aber scheint ein plötzlicher Stillstand eingetreten zu sein, und seit dieser Zeit begann die bulgarische Schulpropaganda. Die Bulgaren sahen wohl ein, daß sie, um die Griechen aus dem Felde zu schlagen, die Städte erobern müßten; denn hier ist der Stützpunkt des Griechentums; das flache Land war ohnehin in den Händen der Bulgaren, dem Landvolk *κατ' ἐξοχήν*. „Alle Ländereien sind bulgarisch, aber alle Städte, abgesehen von denen im Norden, sind griechisch, und das Land läßt sich durch die Städte bestimmen und leiten," so schrieb noch 1885 ein Bulgare selbst, und in diesem Jahre begann auch die Propaganda. In dem am meisten gefährdeten Wilajet Monastir, wo es in jenem Jahre nur 90 bulgarische Volksschulen gab, stieg ihre Zahl

in vier Jahren auf 134, darunter mehrere höhere, die von etwa 900 Schülern besucht wurden. Im ganzen zählte man 1890 188 bulgarische Schulen mit etwa 8200 Schülern. Inzwischen hat sich bis 1895 die Zahl sämtlicher Schulen auf 667 erhöht, davon 111 in den Städten mit insgesamt 36600 Schülern. Darunter waren 69 humanistische Schulen mit 2350 Schülern. Danach hätte sich also die Zahl der bulgarischen Schulen in fünf Jahren mehr als vervierfacht. In welchem Maße während dieses Zeitraums die der griechischen gewachsen ist, ist nicht erkennbar. Aber auch wenn sie stehn geblieben ist, sind die Griechen mit ihren 333 Stadtschulen noch weit voraus, wenigstens numerisch.

Dieser Aufschwung des Slawentums in Makedonien, der erst seit dem Krimkrieg datiert, ist nicht zum wenigsten eine Folge der Emanzipierung des bulgarischen Klerus von dem griechischen. Im Jahre jenes Krieges (1857) stellten auf einer vom Patriarchen einberufnen Bischofsversammlung die Bulgaren zum erstenmal die Forderung einer unabhängigen Kirchengemeinschaft. Trotz der Zurückweisung durch den Patriarchen verfolgten die Bulgaren in einem zehnjährigen Kampfe zähe ihr Ziel; erst 1870, von Frankreich und Rußland unterstützt, haben sie das von Konstantinopel unabhängige Exarchat erhalten. Die Einzelheiten dieses Kampfes kann man wieder bei Bérard verfolgen (S. 178 bis 189). Im übrigen weiß man noch aus den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit, wie die Zahl der bulgarischen Schulen und Kirchen immer zunimmt in Makedonien und die griechische zurückgedrängt wird, trotz der Unterstützung, die das griechische Patriarchat durch die Pforte findet.

Wie konnte das Griechentum seine seit anderthalb Jahrhunderten behauptete Stellung in Makedonien so erschüttern lassen durch eine junge, kaum fünfzigjährige Macht, wie sie das Bulgarentum ist? War es nur das numerische Übergewicht des Bulgarentums, was es zu einem so gefährlichen Gegner machte? Wie hätte es aber dann den Kulturkampf mit dem Griechentum so erfolgreich aufnehmen können?

Wer die Dinge unbefangen ansieht, muß zugeben, daß den Bulgaren trotz ihrer geringern Intelligenz Vorzüge eigen sind, die den Griechen leider gänzlich abhanden gekommen sind. Es sind Vorzüge der Jugend, die den Bulgaren den Vorrang über das zweifellos alternde Griechentum einräumen: gesunde, derbe Bauernkraft und nüchterner, positiver Sinn, die sich beide in praktischem, zielbewußtem Handeln betätigen. Wo es gilt, zu erobern, genügen die zerbrechlichen Waffen des Geistes nicht mehr, noch die Berufung auf Recht und Geschichte, da bedarf es der Tatkraft, nicht des Wortstreites. Der Bulgare aber ist ganz der nüchterne Mensch der Tat, der Grieche dagegen ein unverbesserlicher Freund des historischen und des juristischen Raisonnements, phantastischer Ideen und kleinlicher Mittel. Man kann das auch in dem Kampf um Makedonien deutlich beobachten. Bérard hebt es wiederholt hervor. Obwohl griechenfreundlich, muß er doch zugeben, daß „die Macht des Bulgarentums weniger in der Zahl seiner Schulen bestehe, als in der Disziplin, die militärisch das ganze Personal vereint und alle individuellen Bestrebungen auf den nützlichen Punkt und den notwendigen Zweck hintreibt.“ Gerade das aber vermißt er an der griechischen Propaganda: „Niemals wird man in dieser, wenn man sie mit ihrer bulgarischen

Nebenbuhlerin vergleicht, die militärische Organisation, die unmittelbare und unerschütterliche Disziplin wiederfinden."

Der Grieche möchte dagegen alles nur durch seinen Kopf erreichen, er sieht darum mit Verachtung auf den Bulgaren hinab und macht sich lustig über seine unschöne, unvollkommne Schädelbildung und seine bäurische Sprache. So gibt ein Athener Professor in einem Buche über den Hellenismus auf der Balkanhalbinsel das Verdikt ab, daß „aller Wahrscheinlichkeit nach der bulgarische Schädel auch in Zukunft schwerlich ein überlegnes sprachliches Organ wird schaffen können." So dünkelhaft urteilten leider schon die dickschädligen Byzantiner über die Bulgaren, statt von ihren Vorzügen zu lernen. Die große Masse der Griechen sieht noch heute in dem Slawen den Barbaren, der erst von Byzanz aus kulturfähig gemacht worden ist. Epigonenhaft ruft man die alte Geschichte zu Hilfe, schreibt Aufsätze über die Abstammung der alten Makedonier, beschwört den Schatten Alexanders des Großen, um zu beweisen, daß Makedonien griechisch sei. Hören wir den Anfang des schon genannten Flugblatts; dort heißt es: „Diese Verteidiger des Schwachen (d. h. die Bulgaren) sprechen immer von einem makedonischen Volke, als ob es eine besondre Nation gäbe, die diesen Namen trägt, als ob Makedonien, seit dem entferntesten Altertum her von Griechen bewohnt, ein Land wäre, das dem Hellenismus fremd ist. Aber in diesem Lande wurden die pierischen Musen geboren, aus diesem Lande wurden bis nach Asien und nach Afrika die ruhmreichen Ausbreiter griechischer Sprache und Bildung gesandt, so den Boden vorbereitend, auf dem die moderne Zivilisation begründet worden ist. Makedonien auch war es, das Aristoteles, dem gelehrten Kompilator Stobäus und der makedonischen Dynastie von Byzanz das Leben gab. Ein Glied dieser, der Kaiser Basilius der Zweite, wurde, nachdem er Makedonien von den Bulgaren gereinigt hatte, die es verraten hatten (!), der Bulgarentöter genannt, und die griechische Volksmuse besang seine edeln Taten, indem sie ihn betrachtete als eine Inkarnation Alexanders des Großen."

Man fragt sich umsonst, was diese rhetorische Geschichtsrepetition mit der heutigen makedonischen Frage zu tun hat, und was Europa, an das sich doch das Flugblatt richtet, damit anfangen soll. Leider ist das der Ton, in den die Griechen immer wieder verfallen, und der sich in seiner Mischung von Stolz und Schwäche so unendlich armselig ausnimmt und so fern ist von selbstbewußter Zuversicht. Wir mißgönnen den Griechen Makedonien gewiß nicht, aber wenn sie es erobern, kann es nur auf eigne Hand und aus eigner Kraft geschehen. Niemand wird sie daran hindern, ebensowenig wie man die Bulgaren daran hinderte, sich Ostrumeliens zu bemächtigen. Nur das energische, einmütige Handeln kann sie zum Ziele führen, nicht aber das Reden und die tatenlose Zersplitterung der Kräfte durch Parteiwesen und kirchlichen Fanatismus.

Zum Glück scheint sich in der neusten Zeit wenigstens bei einzelnen auserwählten Geistern ein erfreulicher Umschwung in der den Bulgaren gegenüber zu beobachtenden Haltung sowie in der allgemeinen Meinung über sie vorzubereiten. Es sind uns drei Stimmen aus den Kreisen der Sprach- und Literaturreformer bekannt, die es offen aussprechen, daß die Griechen von den

Bulgaren nur lernen könnten. In einer 1897 erschienenen satirisch-pädagogischen Erzählung von Eftaliotis „Die Tagebuchblätter des alten Dimos" heißt es über die Agitation der Griechen und der Bulgaren in Makedonien: „Als die Bulgaren nach der Niederwerfung Serbiens (1885) ihr Augenmerk auf Makedonien lenkten, da begannen auch wir uns zu rühren und schickten einige Schulmeister nach Ostrumelien, um unregelmäßige Verben zu säen, damit der Hellenismus gedeihe. Der Bulgare aber arbeitete immerfort; er arbeitete mit seinem Herzen, seinen Händen, seinem Willen und seinem Gehorsam; mit dem Kopfe gar nicht. Die Kopfarbeit verrichteten die Vornehmen in Sofia ... Und so wurde sein Land groß, und er ein Held ..."

Eine höchst vorbildliche Rolle spielt der Bulgare sodann in dem kürzlich erschienenen Roman „Der Archäologe" von Karkawitzas, einer symbolischen Satire auf das epigonenhafte und unfruchtbare griechische Gelehrtentum, das sich nur mit der Größe der Vorfahren brüstet, ohne selbst etwas für das Wohl des Volkes zu leisten. Ihm gegenüber steht als Vertreter praktischer Lebensanschauung der jüngere Bruder des Gelehrten, ein Landwirt, der sich nach dem Verlust des väterlichen Gutes, das der ältere durch seine Ausgrabungen ruiniert hat, nicht schämt, als Tagelöhner die Felder des Bulgaren zu beackern, von ihnen lernt und schließlich zu Glück und Wohlstand kommt.

Und in einem ganz kürzlich erschienenen Drama mit ähnlicher Tendenz, das die beiden miteinander ringenden Generationen als „Lebende und Tote" einander gegenüberstellt, wird ein Stück aus einer nationalen Katechese verlesen, worin ein Lehrer seinen Schüler über den wahren Charakter der Bulgaren belehrt. Auf die Frage des Lehrers an den Schüler, ob er wisse, wer die Bulgaren seien, antwortet dieser: sie seien nichtswürdige Menschen, Räuber und Mörder. Einer von uns kann Tausende niedermähen. „Nein, mein Sohn, erwidert der Lehrer, die Bulgaren sind tapfere Helden, sie sind Patrioten. Sie töten und lassen sich töten für ihr Vaterland. Gestern erst haben sie sich aus der Sklaverei befreit, und doch haben sie es in so kurzer Zeit erreicht, der Welt zu zeigen, daß sie existieren. Sie sind ein lebendiges Volk. Sie haben keinen Parthenon vorgefunden und bemühen sich jetzt, ihn zu errichten, gleichviel ob aus Marmor oder aus ihren Körpern.... Die Bulgaren leben heute, und ihr Leben muß uns anspornen, daß auch wir anfangen zu leben."

Freilich sind das nur vereinzelte Stimmen, sie sind aber doch bezeichnend dafür, daß man auf der griechischen Seite zur Einsicht zu kommen beginnt, daß man mit der Geltendmachung historischer Ansprüche nichts erreicht. Vielleicht ist das neuerliche Vorgehn der offenbar von Griechenland aus vorgeschobnen Banden ein erstes Anzeichen der neuen Taktik, die Gewalt gegen die Gewalt aufzubieten und sich in offnem Kampfe mit dem Gegner zu messen. Wie der Kampf ausgeht, wer Herr von Makedonien werden wird, kann uns im Grunde gleichgiltig sein. Historisch aber gewinnt er dadurch Interesse, daß er die letzte Phase darstellt in dem großen Kulturkampfe zwischen dem byzantinischen Griechentum und dem Slawentum, der in Osteuropa eine ähnliche Bedeutung hat wie der in Westeuropa zwischen dem Germanentum und dem Romanentum, wenn auch mehr auf dem Gebiete der Kultur als auf dem der Politik.

Die politische Vorherrschaft des Griechentums auf dem Balkan war mit der Eroberung Konstantinopels im Jahre 1453 gebrochen; die Türken wurden ihre Vernichter. Aber noch vier Jahrhunderte herrschte der Hellenismus als Kulturfaktor über die unmündigen Nachbarvölker der Rumänen und der Bulgaren; erst 1830 begannen jene, 1870 diese sich von dem griechischen Geistesjoch zu befreien, und damit erst beginnt auch die Selbstbefreiung der Griechen von dem Wahn einer Erneuerung des byzantinischen Reichs, der noch immer in vielen Köpfen spukt. Die Emanzipierung der Bulgaren ist geradezu als ein Glück für das Griechentum zu betrachten; erst jetzt wird dieses auf sich selbst verwiesen: indem es gezwungen wird, auf alle Machtansprüche auf dem Balkan außerhalb seiner Sphäre zu verzichten, wird es zugleich gezwungen, an seiner eignen nationalen Konsolidierung und damit an der friedlichen Entwicklung der Dinge auf dem Balkan zu arbeiten.

Die russische Volksvertretung

Von George Cleinow in St. Petersburg

(Fortsetzung)

Zu der Zahl der bisher für die Sjemstwoversammlungen wählenden Kreise ist nur ein Teil der Landgeistlichkeit hinzugetreten. Die Tatsache, daß trotz allen Beschränkungen der Wahlpropaganda von Jahr zu Jahr mehr liberale und demokratische Männer in die Sjemstwo Eingang fanden, gibt den Fortschrittlern die Hoffnung, daß nun auch bei den bevorstehenden Wahlen ein starker Prozentsatz von ihnen in die Duma kommen würde. Darum hat das Organisationsbureau der Sjemstwo- und Städtevertreter in seiner Tagung vom 3. September beschlossen, an den Wahlen teilzunehmen. Diese der Regierung wenig angenehme Aussicht bot Veranlassung, die als Norm für die Wahlberechtigung bestimmte untere Vermögensgrenze beweglich herzustellen. Als Grundlage scheint der Immobilienbesitz von 15000 Rubel angenommen zu sein; doch unterliegt er einer Änderung in verschiednen Gegenden. So sinkt im Kreise Werchotursk des Gouvernements Perm die Grenze auf 7125 Rubel, während sie infolge der hohen Bodenpreise, bei der Notwendigkeit, 650 Deßjätinen vorzustellen, im Kreise Blagodarinsk des Gouvernements Stawropol auf 78000 Rubel steigt. Wir finden dazu im Memorial (S. 28) folgende Erläuterung: Es sei nicht notwendig, daß alle Teile des Reichs gleichmäßig in der Duma vertreten wären; im Gegenteil, „die Gerechtigkeit fordere," daß das russische Zentrum den Vorrang haben müsse, weil auf ihm „die ganze Bürde der Grenzländer" laste. Als Beweis wird die Verteilung der Steuern und die auf jeden Landesteil aufgewandten staatlichen Ausgaben gegenübergestellt. Daraus ergibt sich nämlich, daß die zentralen Gouvernements bei 7,33 Rubel

Steuerertrag pro Kopf der Bevölkerung nur 6,23 Rubel Aufwendungen beanspruchten (!), während zum Beispiel die Ostseeprovinzen bei 11,17 Rubel Steuerertrag 15,67 Rubel staatliche Ausgaben notwendig machten. Daß in den 15,67 Rubel der Bau des Hafens von Libau neben andern der Reichsverteidigung dienenden Ausgaben enthalten ist, wird nicht gesagt. Auf Grund solcher Argumente wird es uns möglich, die anfangs willkürlich erscheinenden Festsetzungen der Anzahl der Deßjätinen in den verschiednen Kreisen zu verstehn, sofern wir sie mit den amtlichen Bodenschätzungen vergleichen.*) Einige Zahlen mögen zur Erläuterung dienen. Im Gouvernement Ssamara sind für den Wähler des Kreises Bugulminsk mit orthodoxer Bevölkerung bei einem Bodenpreise von 65 Rubel nur 350 Deßjätinen nötig, im Kreise Nikolajewsk mit zahlreicher deutsch-evangelischer Bevölkerung bei einem Bodenpreise von 100 Rubel dagegen 475 Deßjätinen!

In dem zentral liegenden Kreise Kostroma, wo der mittlere Bodenpreis ebenfalls 100 Rubel beträgt, gelten 250 Deßjätinen als untere Grenze. Die Norm von 475 Deßjätinen findet sich sonst nur in den unfruchtbaren Gouvernements Wjatka, Archangelsk (bis 600), Wologda, Minsk, Perm, wo Bodenpreise von 15 bis 75 Rubel in Frage kommen. Für die russische Bevölkerung genügt somit in unserm Beispiel ein in Grund und Boden festgelegtes Vermögen von 22750 Rubel, für die politisch gereiftere, fremde Nationalität sind dagegen 47500 Rubel, d. h. über das Doppelte nötig. Damit werden die deutschen Kolonisten, die wohl nur ganz ausnahmsweise über 47,5 Deßjätinen verfügen, in ganz auffälliger Weise zurückgedrängt. Noch auffälliger erscheint die Festsetzung der untern Grenze aber, wenn wir die zentralen und die südwestlichen Kreise des Schwarzerdegebiets einander gegenüberstellen, in denen 200 Rubel als der mittlere Bodenpreis gilt. Im Süden, wo viele deutsche Kolonisten leben, sind nötig in Melitopol 300 Deßjätinen, in Konstantinograd 200, in Jekaterinoslaw 150; im Zentrum mit rein russischer Bevölkerung in Jeffremow 125, Jeletz 125, Lipetzk 150 usw. In ähnlicher Weise wird versucht, die polnische und die litauische Bevölkerung in Westrußland zu unterdrücken. Neben nationalen Gründen, die vom russischen Standpunkt aus durchaus zu verstehn sind — andre Staaten würden es, wenn es zweckmäßig wäre, ähnlich machen —, scheinen bei der Feststellung auch rein politische maßgebend gewesen zu sein, die auf die Stimmung unter den Hof- und Großgrundbesitzern in den einzelnen Kreisen Rücksicht nehmen. So sind im unruhigen Kreise Minsk bei 130 Rubel Bodenpreis ebenso 300 Deßjätinen notwendig wie in den ruhigen Kreisen Ustjushensk mit 60, Tichwin mit 40, Kirilowsk mit 30 Rubel Bodenpreis usw.

Die Zusammensetzung der Urwähler erfährt eine weitere Beeinflussung in einer der Regierung genehmen Richtung durch die unter Paragraph 12 c genannten Villenbesitzer und durch die unter e genannten Geistlichen. Wegen der Landgeistlichen, die durch Pobjedonoszews eigentümliche Kirchenpolitik in

*) Mitteilungen des Finanzministeriums über die Bodenbeleihungen durch die Agrarbanken in den Jahren 1902, 1903 und 1904. Gedruckt bei W. Kirschbaum, Petersburg, 1905.

die Stellung politiſcher Spitzel hinabgedrückt worden ſind, bedarf es keiner Erläuterung. Anders mit den Villenbeſitzern. Hier finden wir je nach der in Betracht gezognen Gegend wieder die Klaſſe der mehr oder minder großen Kulaki, die Kaufleute und die Fabrikanten. In Rußland hat wohl die kleinſte Stadt ihren „Datſchenort," der zwei bis drei Meilen von ihr entfernt liegt. In den Datſchenorten ſind jene Immobilien, die „nicht unter den Begriff Landbeſitz fallen und kein kommerzielles oder induſtrielles Unternehmen darſtellen" (Paragraph 12c). Es ſind Villen, die von ſtädtiſchen Geldleuten für den eignen Gebrauch oder zum Vermieten an die Stadtbewohner, häufig in Kronwaldungen, gebaut ſind. Damit dieſes zuverläſſige Element recht zahlreich zu Wort käme, ſagt Paragraph 10: „Söhne können an den Wahlen als Vertreter ihrer Väter teilnehmen, ſofern dieſe durch Immobilbeſitz wahlberechtigt ſind." Alſo der in Tula anſäſſige Sſamowarfabrikant Iwanow, der in Koslowka und in Protopopow je eine Datſche im Werte von je 15000 Rubeln beſitzt und zwei Söhne hat, kann das Wahlrecht ſomit an drei Stellen ausüben! Denn der Paragraph 22 verbietet nur die Abgabe von mehr als „einer Stimme im einzelnen Wahlbezirk und in der einzelnen Wahlverſammlung." Eine Beſtimmung über das Alter der ſtellvertretenden Söhne ſowie eine ſolche, ob die einzelnen Stufen der Wahlen im ganzen Reich an ein und demſelben Tage ſtattfinden müſſen oder nicht, fehlt. Der beſchränkende Paragraph 54 ſpricht aber nur davon, daß ſich niemand in mehr als einer Gouvernements- oder ſtädtiſchen Wahlverſammlung als Kandidat für die Abgeordnetenwahl aufſtellen laſſen darf. Für die Urwähler oder Wahlmänner gibt es eine ſolche Beſtimmung nicht. Durch die beiden unſcheinbaren Klauſeln hat die Regierung eine ihr ergebne und von ihr vielfach abhängige Bevölkerungsklaſſe aus den Städten auf das Land hinübergezogen, wo ſie ein ſchweres Gegengewicht gegen die liberalen Gutsbeſitzer ſein kann und in vielen Gegenden ſein wird; denn Gutsbeſitzer, Geiſtliche, die Vertreter der bäuerlichen Hofbeſitzer und die Immobilienbeſitzer vollziehn die Wahl des Wahlmanns gemeinſam innerhalb des Kreiſes unter dem Vorſitz des Kreisadelsmarſchalls, während die im Kreiſe liegenden Städte unter dem Vorſitz des Stadthauptes geſondert wählen (Paragraph 11). Iwanow, der Vater, wählt in der Stadt Tula, Iwanow, der Sohn, im Kreiſe Tula!

In den Städten und Städtchen der 51 bisher in die Duma zugelaſſenen Gouvernements ſind nach Paragraph 16 wahlberechtigt: a) Inhaber und lebenslängliche Nutznießer von Immobilien, deren Wert nicht unter 1500 Rubeln zurückbleibt, ſowie von Handelsunternehmungen bis zur fünften Kategorie; b) Perſonen, die eine Wohnungsſteuer mindeſtens nach der zehnten Klaſſe zahlen; c) Handeltreibende, die bis zu der fünften Kategorie einſchließlich Handel treiben. Nach dem, was über die Wahlen in den Großſtädten geſagt worden iſt, bedarf es nur noch des Hinweiſes, daß auch in den Provinzſtädten die untere Grenze des Immobilienbeſitzes wie auch die Einbeziehung der fünften Kategorie der gewerblichen Unternehmungen in keinem Verhältnis zu den geforderten Mietſteuern ſteht. In der kleinſten Stadt verlangt die zehnte Klaſſe der Mietſteuer eine Wohnung für 300 Rubel.

3. Wahl und Stellung der Volksvertreter

Im vorigen Kapitel haben wir die Kreise des russischen Volkes kennen gelernt, aus denen der Zar beabsichtigt, Abgeordnete zur Vorbereitung von gewissen gesetzgeberischen Arbeiten heranzuziehn. Welches sind nun einerseits die technischen Hilfsmittel, mit denen die oberste Gewalt die Auswahl der Abgeordneten vorzunehmen gedenkt, und zweitens, welche Mittel vertraut der Zar den Mitgliedern der Reichsduma an, damit diese die ihnen zugedachten Aufgaben erfüllen können? Den ersten Teil der Frage wird uns eine kurze Betrachtung des Wahlgesetzes für die einzelnen Gruppen der Gesellschaft beantworten; über den zweiten Teil klären uns die innere Organisation der Reichsduma, ihre Kompetenzen und ihr geplantes Verhältnis zur obersten Gewalt, zum Reichsrat und zu den Ministern auf.

Die Wahl der Abgeordneten für die Reichsduma findet statt: in den Großstädten und in den Gebieten (oblastj) und Gouvernements (Paragraph 1). Die Abgeordneten werden für einen Zeitraum von fünf Jahren gewählt.

In den Großstädten findet die Wahl in zwei Stufen statt ohne jede Rücksicht auf Klassen-, Vermögens- oder Standesunterschiede. Der hochgebildete Industrielle und Multimillionär hat, sofern er ohne Söhne ist, nur eine einzige Stimme, wie der Droschkenkutscher, der an der Peripherie der Stadt ein Häuschen im Werte von 3000 oder 1500 Rubel besitzt. Liegt hier nicht auch ein Widerspruch zu den Prinzipien des Gesetzes? Für die erste Stufe werden die Städte nach den vorher fertiggestellten Wahllisten in Wahlbezirke geteilt, in denen die Urwähler eine für jeden Bezirk vorgesehene Anzahl von Wahlmännern wählen. Aus der Zahl der Wahlmänner gehn alsdann die städtischen Abgeordneten hervor, ohne daß vorher eine Vermischung der großstädtischen Urwähler oder Wahlmänner mit denen irgendeines andern Bevölkerungsteils stattgefunden hätte.

Ähnlich verhält es sich mit den durch den Gemeindebesitz verbundnen Bauern. Diese schicken von jeder Wolost zwei Bevollmächtigte zur Wahlmännerwahl in den Kreis. Erst aus der Kreisversammlung der Wolostbevollmächtigten gehn die Wahlmänner hervor, die in den Gouvernementsstädten zusammentreten. Abgesondert von allen andern Ständen wählen diese bäuerlichen Wahlmänner aus ihrer Mitte zunächst einen Abgeordneten für jedes Gouvernement. Nachdem diese Wahl vollzogen worden ist, schließen sich die bäuerlichen Wahlmänner den Wahlmännern der übrigen Wählereinheiten des Gouvernements an und wählen noch einmal Abgeordnete. Im Kreise führt der Kreisadelsmarschall, im Gouvernement der Gouvernementsadelsmarschall oder dessen Vertreter den Vorsitz.

Die Wahlen der Provinzwähler finden in zwei Stufen statt, wobei die Urwähler eingeteilt werden in ländliche und städtische Kreiswahlbezirke. Die städtischen und die ländlichen Wahlmänner schließen sich für die Wahl der Abgeordneten im Gouvernement zusammen, wobei sie sich nunmehr mit den bäuerlichen Wahlmännern vereinigen, sobald diese ihren besondern Abgeordneten gewählt haben. Auf diese Weise werden die russisch-orthodoxen Bauern — bei

den übrigen Bauern gibt es meines Wissens keinen dörflichen „Mir" — befähigt, zweimal zu wählen.

Der Nationalökonom Oserow versucht nun im „Slowo" (Nr. 233) zu berechnen, daß von den 412 Abgeordneten der Duma 153 Bauern sein können, 101 Großgrundbesitzer und 139 Städter, während 19 Plätze einstweilen nicht berechnet werden könnten. Auch gegen diese Berechnung möchte ich mich ablehnend verhalten. Da einmal feststeht, daß die Regierung durch die Verteilung der Wahlmänner und der Abgeordneten auf die verschiednen Landesteile ganz bestimmte Absichten zum Ausdruck bringt, ist anzunehmen, daß sie auch alle ihr zur Verfügung stehende Verwaltungs- und Polizeiroutine anwenden wird, um diese Absicht zur Ausführung zu bringen. Eine solche Auffassung findet meines Erachtens schon jetzt Bestätigung durch das Verbot des Generalgouverneurs von Moskau, Durnowo, irgendwelche politische Versammlungen abzuhalten, und durch die Bestimmung im Wahlgesetz, die keinerlei Wahlpropaganda, Erörterungen in den Wahlversammlungen aber nur mit der Beschränkung erlaubt, daß nur von der Person der Kandidaten, nicht aber von politischen Fragen gesprochen werden darf. Demselben Zweck dient die Bestimmung, daß an den Vorbesprechungen für die Wahl nur wahlberechtigte Personen des gerade in Frage stehenden Bezirks teilnehmen dürfen. Eine andre Frage ist es, ob alle diese Erschwerungen ihren Zweck erfüllen werden. Da einmal eine Quelle für politisches Leben erschlossen worden ist, ist es gefährlich, ihren sprudelnden Wassern Einhalt zu gebieten, sie würden sich unterirdische Kanäle graben. Die politische Propaganda würde geheim getrieben werden und würde deshalb an manchen Stellen eine die Moral der Gesellschaft unterwühlende Wirkung hervorrufen.

Die Organisation der Wahlen, die Einteilung der einzelnen Städte und Kreise in Wahlbezirke ist Sache der Administration, d. h. der Polizei.

Die Abgeordneten werden vereidet. Sie erhalten freie Reise nach und von Petersburg und zehn Rubel Tagegelder. Das entspricht durchaus den Wünschen und Ansichten wohl aller Gesellschaftsschichten. Schon Leroy-Beaulieu weist darauf hin, wie wenig Verständnis die Russen für unbezahlte Ehrenämter haben. In der Tat wenig nur von den mir bekannten Iwanowy, Tjulkiny und Popowy würden sich bereit finden lassen, nur der „Ehre" wegen in die Reichsduma zu gehn. Unverbesserliche Schwarzseher werden darin nicht den Wunsch allein finden, die Abgeordneten materiell unabhängig zu machen. Wo man hineinkommt, kommt man auch heraus — wir wollen einmal sehen, ob nicht gerade das Vorhandensein der gewissen Kreisen hoch scheinenden Diäten zu einem grandiosen Mandatsschacher führen wird. Ich schätze die moralischen Eigenschaften der russischen Fortschrittsmänner sehr hoch ein — aber man sagt: Politik verdirbt den Charakter.

Die innere Organisation der Duma steht noch nicht in allen Einzelheiten fest. Erst dann werden wir den wahren Sinn aller Vorschriften des Gesetzes erkennen können, wenn die Reorganisation des Reichsrats und des Ministerkomitees, die soeben begonnen haben dürfte, durchgeführt sein wird. Einstweilen läßt sich nur so viel sagen, daß die Reichsduma der Organisation des

Reichsrats angegliedert werden soll. Darauf deutet schon die Bestimmung (Paragraph 6) hin, wonach sie (analog den vier Departements des Reichsrats) mindestens vier, höchstens acht Sektionen bilden soll, die sich je aus wenigstens zwanzig Abgeordneten zusammenzusetzen haben. Welche Tätigkeit den „Sektionen" zugedacht ist, läßt sich aus dem Gesetz nicht ersehen.

Der Präsident, der Vizepräsident und das Bureau des Hauses werden von den Abgeordneten aus ihrer Mitte für die Dauer eines Jahres gewählt; ebenso die Präsidenten und die Bureaus der einzelnen Sektionen. Einer allerhöchsten Bestätigung bedürfen die Wahlen nicht, obwohl Paragraph 10 dem Reichsdumapräsidenten das Recht des persönlichen Vortrags beim Zaren einräumt. Die unabhängige Stellung des Bureaus von der Exekutivgewalt ist ein prinzipieller Fortschritt in der liberalen Richtung und von großer Bedeutung für die ganze Stellung der Duma. Die Leitung des Geschäftsbetriebs der Duma steht unter einem Ausschuß, der sich zusammensetzt aus dem Dumapräsidenten, einem Vizepräsidenten, einem Sektionspräsidenten und zwei Schriftführern der Duma.

Die Duma ist beschlußfähig, wenn mindestens ein Drittel der Abgeordneten, die Sektionen sind es, wenn mindestens die Hälfte ihrer Mitglieder anwesend sind.

Die Sitzungen des Plenums der Duma sind im allgemeinen dem Publikum nicht zugänglich; doch hat der Reichsdumapräsident das Recht, von jedem Preßorgan höchstens einen Vertreter zuzulassen. Nach Paragraph 43 genügt es, daß ein Regierungsvertreter die zur Beratung stehende Angelegenheit als ein „Staatsgeheimnis" charakterisiert, um den Ausschluß der Öffentlichkeit zu bewirken. Gegen den Willen der Regierung kann somit keine Sitzung in Gegenwart von Vertretern der Presse stattfinden. Die Sitzungsprotokolle dürfen nur, nachdem sie die Zensur des Dumapräsidenten durchlaufen haben, veröffentlicht werden. In den Geheimsitzungen verhandelte Angelegenheiten stehn unter dem Schutz des Gesetzes über „Wahrung von Staatsgeheimnissen." Hierdurch werden nicht nur die Abgeordneten schwer getroffen, sondern auch die Vertreter der heimischen und der ausländischen Presse. Gesetzt den Fall, der Eisenbahnminister soll wegen Unordnungen auf der Bahn Wilna-Eydtkuhnen kritisiert werden. Er erklärt die Angelegenheit ohne jede Begründung als Staatsgeheimnis.

Mit Hilfe einer solchen Bestimmung hat sich die Regierung eine geradezu unbeschränkte Gewalt nicht nur über die Abgeordneten vorbehalten, sondern auch einen starken Einfluß auf die politischen Gespräche der Gesellschaft. Die wichtigsten Fragen können als Staatsgeheimnis der Öffentlichkeit, d. h. nicht nur der Presse, sondern auch der Besprechung in politischen Zirkeln entzogen werden. Hierin liegt eine schwere Gefahr; denn entweder wird das politische Leben ertötet, oder die Abgeordneten werden herausgefordert, Verbrechen zu begehn, die eine Entfernung aus Amt und Würden zur Folge haben. Zwar kann nach Paragraph 15 scheinbar kein Dumamitglied anders als durch richterlichen Spruch seiner Freiheit oder seines Mandats beraubt werden — doch sagt Paragraph 7 der allgemeinen Bestimmungen ausdrücklich: „Von der Aus-

übung des aktiven und des passiven Wahlrechts sind ausgeschlossen Personen, die wegen ... Vergehn unter Anklage stehn, die eine Amtsenthebung zur Folge haben." Es genügt somit die Versetzung in den Anklagezustand, lästige Abgeordnete wenigstens für eine gewisse Zeit aus dem Reichshause zu entfernen. Paragraph 19 (I) erweitert die Möglichkeit der Suspension eines Abgeordneten von den Sitzungen der Reichsduma insofern, als er wegen gewisser gemeiner Verbrechen, die eine Enthebung vom Amt zur Folge haben können, sowie wegen Schulden in den Anklagezustand versetzt werden kann.

Wir sehen, so liberal die Organisation der Duma, was ihre innern Angelegenheiten anlangt, auf den ersten Blick zu sein scheint, so wenig haben die Freiheiten zu bedeuten. Der einzelne Abgeordnete ist wie jeder andre russische Untertan bisher der Willkür der Polizei ausgesetzt — er ist nicht immun. Ziehn wir aber in Betracht, wie sehr politische Kämpfe die schlechtesten Leidenschaften aufrühren, welche Mittel schon in Ländern mit der weitesten Öffentlichkeit angewandt werden, den politischen Gegner unschädlich zu machen, bedenken wir ferner, wie sich schon heute das Spitzelwesen in Rußland breit macht, dann können wir ohne Übertreibung sagen, daß sich jeder Fortschrittsmann bei Übernahme eines Mandats in die Reichsduma den schwersten Gefahren aussetzt. Die Denunziation des schmutzigsten Gesellen wegen eines der unter Paragraph 7 aufgeführten Vergehn oder der Bericht eines ehrgeizigen Gendarmenoffiziers wird genügen, Männer von der Lauterkeit eines Grafen Heyden oder eines Fürsten Dolgorukow aus der Reichsduma zu entfernen.

Die Kompetenzen der Reichsduma bedürften eigentlich einer besondern Aufzählung nicht, da das Regulativ für die Duma in Paragraph 1 ausdrücklich deren beratenden Charakter festgelegt hat. Es hätte genügt, die Fragen anzuführen, deren Beurteilung und Entscheidung sich der Monarch selbst und ausschließlich vorbehalten wollte. Damit hätte jedoch die Volksvertretung eine Rolle zugewiesen erhalten, die ihr zu geben der Zar nicht beabsichtigte. Bei Aufzählung der der Duma nicht zugehenden Angelegenheiten wäre das Prinzip zum Gesetz erhoben worden, daß die Duma in allen die Gesetzgebung berührenden Dingen gefragt werden müsse. Hiermit wäre aber eine Beschränkung sowohl der selbstherrlichen Gewalt wie auch des Ermessens der Minister verbunden gewesen. Nun bestimmt Paragraph 1 des Regulativs die Aufgabe der Duma wie folgt: „Die Reichsduma wird eingerichtet zur vorläufigen Ausarbeitung und Beratung von Gesetzesvorschlägen, die kraft der Grundgesetze durch Vermittlung des Reichsrats an die oberste selbstherrliche Gewalt zu gelangen haben." Es heißt hier weder „alle" noch „die" Gesetzesvorschläge, sondern einfach „Gesetzesvorschläge," d. h. nur solche Gesetzesvorschläge, die dem selbstherrlichen Monarchen belieben. Damit in Einklang steht auch Paragraph 33, der nicht sagt „alle" oder „die" Angelegenheiten, wie es in Artikel 50 der Reichsgrundgesetze und in Artikel 1 Paragraphen 23 und 24 des Statuts des Reichsrats heißt, sondern der sagt: „Der Aufsicht (oder der Kenntnis) der Reichsduma unterliegen:

a) Angelegenheiten, die den Erlaß von Gesetzen und die Schaffung von Etats sowie deren Änderung, Ergänzung, Suspendierung und Aufhebung notwendig machen.

b) Abrechnungen von Ministerien und Hauptverwaltungen (nicht von »allen«) und der Staatsvoranschlag für Einnahmen und Ausgaben, gleichwie Anweisungen der Staatskasse, die im Voranschlage nicht vorgesehen waren — auf Grund von besondern hierfür vorhandnen Regeln.

c) Der Bericht der Reichskontrolle über die Erledigung des Reichshaushaltsetats.

d) Solche die Enteignung von Teilen staatlicher Einkünfte oder staatlichen Eigentums betreffende Angelegenheiten, die der Allerhöchsten Genehmigung bedürfen.

e) Angelegenheiten, die den Bau von Eisenbahnen auf unmittelbare Anordnung und für Rechnung des Fiskus betreffen.

f) Angelegenheiten der Gründung von Gesellschaften und Aktienunternehmen, sofern solche Ausnahmen von den bestehenden Gesetzen notwendig machen.

g) Angelegenheiten, die auf besondern Allerhöchsten Befehl der Duma vorgelegt werden."

Wir sehen, von „Kompetenzen" in der Bedeutung, die das Wort im deutschen Sprachgebrauch hat, steht hier nicht viel zu lesen. Im ganzen Regulativ wird eifersüchtig darüber gewacht — die Paragraphen 34 und 35 bilden eine Ausnahme —, daß nirgends und aus keiner Wendung ein „Recht" für die Abgeordneten herausgedeutet werden könnte, wo doch der Gesetzgeber ihnen nur „Pflichten" und Schranken aufzuerlegen bemüht ist. Damit aber ist auch von vornherein jede Initiative, wenn nicht ganz unterbunden, so doch auf die in Paragraph 33 a bis f aufgezählten Fragen beschränkt. Die beiden einzigen Punkte, an denen die Abgeordneten den Hebel ihrer Tatkraft ansetzen können, sind b und c, wo von den Finanzen die Rede ist. Alle andern Möglichkeiten, in die Regierung einzugreifen, werden — besonders in der ersten Zeit — mehr oder weniger vom Zufall abhängen.

Auf ein interessantes Beispiel zu dem oben ausgeführten Gedanken macht der Staatsrechtler N. Lasarewski (Prawo 33 S. 2677) aufmerksam. Aus dem Teil des Statuts für den Reichsrat, der zwischen den Paragraphen 2 bis 22 liegt, sind u. a. auch die Paragraphen 12 und 13, die von der Enteignung im Zwangsverfahren, und Paragraph 19, der vom Steuererlaß handelt, nicht in das Regulativ für die Reichsduma aufgenommen, während die Paragraphen 7, 9 a, 11, 18 und 20 mit übertragen worden sind. Das Interesse an diesem Beispiel liegt in dem Umstande, daß die Regierung hiermit deutlich zum Ausdruck bringt, sie wolle die Tätigkeit der Reichsduma ganz genau abgrenzen und von vornherein die in den Paragraphen 34 und 35 (V) bewilligten Rechte der Initiative und der Interpellation ausschließlich auf die in Paragraph 33 freigegebnen Themen beschränkt wissen. Nebenbei ist auch interessant, daß gerade zwei mit der Agrarfrage so eng verknüpfte Fragen der Kompetenz der Duma entzogen werden sollen. Demnach ist also die Regierung entschlossen, diese brennendste und schwierigste Frage der russischen Wirtschaft, diese Grundfrage, von der Sein oder Nichtsein des russischen Reichs abhängt, allein, ohne Beihilfe der Gesellschaft zu entscheiden.

Bei näherm Zusehen stellt sich jedoch das, was über Initiative und Interpellationsrecht bestimmt wurde, als eine bloße Formalität dar, die bei der be-

stehenden Organisation der obersten Regierungstätigkeit und der Herausgabe von Gesetzen ohne jede praktische Bedeutung bleibt. Solange nicht die gesamte Gesetzgebung durch den Kontrollapparat der Volksvertretung geht, solange die Mehrzahl der Gesetze wie bisher völlig unabhängig von der Gesellschaft durch eine bureaukratische Institution als „allerhöchst bestätigte Meinung des Reichsrats" oder durch den Zaren auf Vortrag eines Ministers als „namentlicher Ukas" entstehn und erscheinen kann, so lange können die Mitglieder der Reichsduma hinter verschlossenen Türen die schönsten im Rahmen des Paragraphen 33 enthaltnen Gesetze beraten, die längsten Reden halten und die schärfste Kritik üben, der Reichsrat wird alle Beschlüsse acceptieren können, der Zar wird seine Unterschrift unter alles setzen können, was ihm aus der Reichsduma auf dem Instanzenwege zugeht. Das Gesetz kann sogar veröffentlicht werden — wie bisher; aber in der Praxis wird es wertlos bleiben. Denn der mit dem Gesetz unzufriedne Minister kann wie bisher, ohne mit einem Mitgliede des Reichsrats oder der Reichsduma ein Wort gewechselt zu haben, im persönlichen Vortrage beim Zaren scheinbar mit dem Gesetz in keinem Zusammenhang stehende Bestimmungen erwirken, durch die die ganze Arbeit von 412 Abgeordneten in ein Nichts zerfließt. Ein Gegengewicht hierzu kann wohl der Präsident der Duma, der zum persönlichen Vortrag über den Geschäftsgang der Duma beim Zaren zugelassen ist, ausüben. Darum wird es auch von so großer Bedeutung sein, welcher Parteirichtung der Präsident angehört, und welche persönliche Stellung er am Hofe einnimmt. Wozu wird jedoch erst ein komplizierter und kostspieliger Apparat geschaffen, wenn doch einzig und allein persönliche Einflüsse maßgebend sein sollen?

Da es feststeht, wie geringer Freiheiten sich der einzelne Abgeordnete erfreuen soll, verliert das formale Verhältnis der Reichsduma als Instanz gegenüber dem Reichsrat und den einzelnen Ministern an Bedeutung. Für unsre spätern Ausführungen ist es jedoch notwendig, auch hierauf noch näher einzugehn.

(Schluß folgt)

Salzburg und die Tauernpässe

Von Otto Kaemmel

(Schluß)

Hinter Hof-Gastein geht die alte schmale Straße südwärts über die flachen Ausläufer der östlichen Talseite hügelauf hügelab, aber gesicherter vor dem Hochwasser der Ache als die neue Poststraße, die rechts abbiegt, die Ache überschreitet und am westlichen Rande des sumpfigen, längs des Flusses mit dichtem Erlengebüsch bestandnen Tals weiterläuft, bis sie den Wald erreicht, der den Abhang des Stubnerkogels einhüllt; von hier führt sie in langer, ununterbrochner anstrengender Steigung zum Ziele. Schon vor Hof-Gastein werden im Süden, da wo der Stubnerkogel von rechts, der Graukogel mit seinem

oft wie Schnee in der Sonne glänzenden grauen, gefurchten Steinhaupte von links ihre unten dunkel bewaldeten, oben sich in grünen Matten breitenden Abhänge nahe aneinander schieben, auf diesen Hängen Gruppen hoher weißer Gebäude sichtbar; sie rücken näher und näher, beginnen sich in ihre Einzelheiten aufzulösen. Hinter ihnen schließt ein grüner Waldrücken das Tal, und über ihm steigt, in breiten Massen mit zackigen Gipfeln den ganzen Hintergrund des erhabnen Bildes ausfüllend, mit Schneefeldern gefleckt, der Radhausberg auf. Das ist Wildbad Gastein, etwa anderthalb Stunden von Hof-Gastein entfernt und im Durchschnitt 150 Meter höher liegend als dieser sein jetziger Vorort (1012 Meter).

In der Tat ein Anblick, der Großartigkeit und Anmut, eine mächtige, unbezähmbare Natur und großstädtische Pracht vereinigt, wie nicht oft in der Welt. Da, wo die unterste Talstufe endet, hat ursprünglich eine Felswand die nächsthöhere abgesperrt. In jahrtausendelanger Arbeit hat hier die Ache eine Klamm durchgenagt und stürzt nun zwischen hohen Fichten und senkrechten Wänden, die die Spuren der Auswaschung deutlich zeigen, in zwei Absätzen 148 Meter hoch herab in die Tiefe, eine breite, in weißen Schaum aufgelöste Wassermasse, sich aufbäumend, überschlagend, zerstäubend, feuchten Wasserdunst nebelgleich hoch emporsendend und mit donnerndem Rauschen das ganze Tal erfüllend. So stellt sich das gewaltige Bild von der kühngeschwungnen Brücke aus dar, die zwischen beiden Absätzen die Ache überspannt; hinaufschauend sieht man den Wassersturz aus der Klamm herunterschießen, nach unten blickend zwischen grauen Felswänden verschwinden. Unten angelangt besänftigt sich die aufgeregte Flut, jetzt zwischen schützenden Steinmauern gebändigt. Noch erhabner ist das Bild, das sich von einem Austritt des rechten Ufers bietet: da schießt die ganze weiße Wassermasse in ununterbrochnem Falle nach unten, und steigt man zur Talsohle, zum untern Steg hinab, dann ist der Donner Tag und Nacht ohrenbetäubend. Auf dieser engen Talsohle zwischen senkrechten, mit Wald gekrönten Felswänden, an diesen Wänden und über ihnen, im Osten an grünen Matten weiter ausgebreitet als im Westen, wo der Wald des Stubnerkogels bis über die Straße herabreicht, an der einzigen schmalen Fahrstraße des Ortes, die dem Boden mühsam abgewonnen und auf steinernen Stützmauern oder auf Holzkonstruktionen ab- und aufwärts geführt ist, daneben auf ähnlichen oder in den steilen Abhang des südlichen Waldbergs bis hoch hinauf eingeschnittnen Wegen hängen die palastähnlichen Hotels oft dicht über dem Abgrunde, nach der Bergwand zu zwei-, drei-, vierstöckig, nach der Ache zu sechs- bis siebenstöckig, dazwischen zahlreiche, bald elegante, bald bescheidne villenartige Miet- und Badehäuser. Denn das sind fast alle für die Kurgäste bestimmte Gebäude, also beinahe der ganze Ort; sie empfangen das heilbringende Wasser unmittelbar aus den heißen (39 bis 49 Grad Celsius) Quellen, die meist dicht an der Klamm aus den untern Gesteinschichten des Graukogels am Badberge, in Stollen gefaßt, hervorsprudeln; ein öffentliches Badehaus gibt es heute nicht mehr, und deshalb sind die Besitzer der Quellen, unter denen neben dem Kaiser von Österreich vor allem das alte Haus Straubinger ist, die eigentlichen Herren Gasteins.

Wo steckt in diesem Dorfe von Palästen das alte, ländliche Gastein? Nun, die einzelnen Bauperioden lassen sich schon herausfinden, nur geht keine sehr weit zurück. Nach der Legende haben die beiden Einsiedler Primus und Felicianus, die unter Diokletian den Märtyrertod starben, die warmen Quellen entdeckt, aber von dieser römischen Zeit weiß die sichere Überlieferung nichts. Erst im vierzehnten Jahrhundert taucht Gastein als Bad auf. Von einem Christoph von Gastaun soll das Wappen des Kurorts, eine Kanne im Schilde, stammen (1327), und im Jahre 1389 entstand neben einer ältern Kapelle der Heiligen Primus und Felicianus die kleine Kirche zu St. Nikolai an der östlichen Talwand, sicher ein Zeichen von der Zunahme des Anbaus und des Bergbaus, mit dem das Aufkommen Gasteins eng zusammenhängt. Im fünfzehnten Jahrhundert war Gastein als Bad schon weit bekannt: um 1480 preist es der Nürnberger Dichter Hans Foltz und beschreibt seine Wirkungen; 1489 stiftete Konrad Strochner, Wechsler in Gastein, aus seinen Erträgnissen das Armenbadspital (Armenleutehaus, Mitterbad) unmittelbar am Abgrunde der Ache, wo seit 1893 der stolze Gasteiner Hof steht; eine alte Inschrift neben der hintern Tür dieses Gasthofs meldet davon. Wenig später, 1494 bis 1509, wurde das Haus am „Mittereck" unmittelbar am untern Falle erbaut (Straubingers Hotel), unten an dessen Fuße in der Schlucht siedelte sich der „Grabenwirt" an; der Grabstein eines aus dieser Familie, Yorige (Georg) Framinger, in rotem Marmor aus dem sechzehnten Jahrhundert, steht noch an der Kanzel der Nikolaikirche. Aus diesen wenigen Häusern mit ein paar andern kleinen bestand noch um 1600 Gastein. Alle waren landesübliche Holzhäuser, von deren Konstruktion und Aussehen noch die alte Straubinger Hütte (hinter dem Elisabethhof), der Rest des alten Hauses, eine Vorstellung gibt. Erst 1608 taucht auch die Familie Straubinger als Besitzerin des Mittercks und angrenzender Grundstücke auf. Inzwischen hatte das Bad weiten Ruf erlangt: schon 1436 verweilte hier Erzherzog Friedrich von Österreich, der spätere Kaiser Friedrich der Dritte, 1591 mit glänzendem Gefolge der Erzbischof Wolf Dietrich von Salzburg, 1632 Herzog Albrecht von Bayern, der in Veit Straubingers Gasthause wohnte. Eine Badeordnung wurde 1688/89 aufgestellt. Aber das Aussehen des Ortes änderte sich wenig. Noch ein Kupferstich aus der Zeit des Erzbischofs Joseph Franz von Schrattenbach (gest. 1772) zeigt in der Mitte den Wasserfall mit einer Holzbrücke, zu beiden Seiten ein paar Holzhäuser und am untern Stege ein paar andre. Aber sogar das Gasthaus Straubingers, das erste, wird noch im Jahre 1800 von einem Reisenden als eine „elende," „baufällige" und „feuergefährliche Baracke" geschildert, durch deren (achtzehn) hölzerne Zimmer der Wind pfiff. Gebadet wurde in einem großen hölzernen Bassin gemeinschaftlich.

Erst allmählich traten an die Stelle der Holzhäuser große Steinhäuser. Deren erscheinen auf einer Ansicht von 1820 drei Gruppen: an der obern Brücke, oberhalb der Nikolaikirche und am untern Steg. Denn um diese Zeit begann eine neue Bauperiode. Dicht am obern Wasserfall, gegenüber Straubinger baute der letzte Fürsterzbischof Hieronymus von Colloredo für seinen eignen Gebrauch das hohe „Badeschloß" auf dem Grund und Boden,

den ihm Anton Straubinger überließ, ein großes, dreistöckiges, aber schlichtes und nüchternes Gebäude, das 1807 in den Besitz des Landes Salzburg überging, 1886 an den kaiserlichen Privatfiskus verkauft wurde. Derselbe anspruchslose Stil waltet in der Villa Meran 1828, dem Eigentum des Erzherzogs Johann, der Prälatur von 1835, der Villa Rohan (Lehndorff, Solitüde) von 1838; sie sind alle einstöckige Häuser mit grünen Fensterläden, hohem Schindeldach und einem Giebel in der Mitte und eröffneten die Bebauung des Terrains am linken Ufer der Ache. Die auf diesem Ufer 1839 bis 1843 neu erbaute Poststraße begünstigte das Wachstum des Kurortes, sodaß nun in den fünfziger Jahren mit dem „Hirsch," dem „Schwaigerhaus" Straubingers, dem „Elisabethhof" eine dritte Bauperiode begann. Das ist die Zeit, in der Kaiser Wilhelm der Erste zwischen 1863 und 1887 fast alljährlich Gastein besuchte und im Badeschloß abstieg, in der er fast jeden Abend in der Villa Lehndorff unter den hohen Fichten am steilen Absturz zubrachte, Nachmittags gern nach dem schlichten Wirtshause der „Schwarzen Liesl" hoch über Gastein auf dem Wege zum Kötschachtale hinaufstieg, um dort Kaffee zu trinken und wohl auch einmal Kegel zu schieben. Damals entstand auch die evangelische Christophoruskapelle gegenüber der Villa Solitüde, sein Eigentum und noch heute Besitz des Deutschen Kaisers, und die neue katholische Pfarrkirche zu St. Primus und Felicianus auf der andern Seite, ein stattlicher gotischer Bau auf hohen Stützmauern nach der Ache hin. Noch heute ist unter den ältern Gasteinern das Andenken an den ehrwürdigen, schlichten und leutseligen Herrn sehr lebendig; sein Lieblingsweg, die schöne Kaiser-Wilhelms-Promenade an der östlichen Berglehne hin bis ins Kötschachtal hinein, ist nach ihm benannt, hier steht seine Bronzebüste neben der aussichtsreichen Bank, wo er gern saß, und das Wirtshaus zur Schwarzen Liesl ist das Eigentum einer im Jahre 1901 auf Anregung des Pastors F. Bodelschwingh in Bielefeld begründeten „Kaiser-Wilhelm-Stiftung" geworden, die alljährlich bedürftigen deutschen Veteranen aus unsern Einheitskriegen eine vierwöchige Kur gewährt; meist mit dem Eisernen Kreuze geschmückt, berühren sie seltsam in dieser österreichischen Umgebung. Aber auch Ereignisse von der größten historischen Bedeutung haben sich hier in Gastein abgespielt. Hier überbrachte am 3. August 1863 Kaiser Franz Joseph dem König Wilhelm die Einladung zum Fürstentage von Frankfurt, der die deutsche Bundesreformfrage im österreichisch-mittelstaatlichen Sinne lösen sollte, hier unterzeichneten am 14. August 1865 Graf Bismarck und Graf Blome in Straubingers Hotel Nummer 7 die Konvention von Gastein, den letzten Versuch zu einer Verständigung über das gemeinsam eroberte Schleswig-Holstein, hier legten Fürst Bismarck und Graf Andrassy im September 1879 den Grund zum deutsch-österreichischen Bündnis. Bismarck wohnte bei diesen Gelegenheiten in Straubingers Hotel oder im Schwaigerhause. Es wird überhaupt wenig Männer von Bedeutung in Deutschland und Europa geben, die nicht einmal längere Zeit in Gastein verweilt hätten.

In den letzten Jahren Kaiser Wilhelms begann die jüngste und glänzendste Bauperiode Gasteins, die mit der „Germania" an der Kaiserpromenade (1887) eröffnet wurde und mit der das Tal beherrschenden „Austria" (1898), dem

prachtvollen „Kaiſerhof“ neben der „Germania“ (1900) und der kühn über dem Sturze der Ache hängenden Wandelbahn (1901) vorläufig geendet hat. Neben dieſen Paläſten entſtand in dieſen Jahren auch eine Reihe eleganter Villen als Miet- und Badehäuſer, namentlich an dem ruhigen Oſtrande des Tales und im „obern Viertel“ nach dem Talſchluſſe hinauf. Die künſtleriſch geſtalteten unter dieſen Bauten ſind alle im prunkvollen Stile der neuen Wiener Renaiſſance gehalten; ein Verſuch zur „Heimatkunſt,“ der hier ſo nahe lag, iſt nirgends gemacht worden. Und doch ſind die Baukoſten hier ganz ungewöhnlich hoch, denn das abſchüſſige Terrain fordert faſt immer hohe Aufmauerungen, und alles Baumaterial mußte bis jetzt von Lend mit Fuhren heraufgeſchafft werden, ſodaß die Fracht für das Tauſend Ziegel auf 150 Kronen zu ſtehn kam. So beſchränken ſich die Reſte des alten ländlichen hölzernen Gaſteins auf das Pfarrhaus gegenüber der Hauptkirche, auf die ſogenannte Kaiſer-Friedrich-Laube, ein echtes altes behagliches Salzburger Bauernhaus in der Nähe der Nikolaikapelle, und einige wenige andre dieſer Art in entlegnern Teilen. Aber einen geſellſchaftlichen Mittelpunkt nach Art andrer Weltbäder hat Gaſtein auch heute noch nicht. Die höchſt internationale Badegeſellſchaft pflegt ſich gegen Abend zur Kurmuſik auf dem kleinen, engen, von Straubingers Hotel und dem hohen Badeſchloß eingerahmten, alſo ganz ausſichtsloſen Straubinger Platze zu verſammeln, über den in wirbelndem Staube, unter Peitſchenknall und Hufſchlag der ganze Wagenverkehr hin und her geht. Am Vormittage wandelt alles die Kaiſerpromenade nach dem Kötſchachtale hinaus, am Nachmittage, wenn der Weſtrand im Schatten liegt, in die Schwarzenberganlagen unmittelbar über der Felswand und der Ache oder in die ausgedehnte, zum Teil durch Wald führende Erzherzog-Johann-Promenade am Abhange des Stubnerkogels. Alle drei bieten die ſchönſten Ausblicke ins Tal und auf ſeine hohe Umrahmung bis hinauf öſtlich nach dem Elendgletſcher, der das Kötſchachtal abſchließt, ſüdwärts nach dem Radhausberge und dem Schneegipfel des Schareck. Aber weitaus die umfaſſendſte Ausſicht gewährt das Gamskarcafé jenſeits des Kötſchachtales am Fuße des Gamskarkogels, das man auf ſchattigen und bequemen Waldwegen, die ſchäumende Kötſchach kurz oberhalb ihres Falles zur Gaſteiner Ache hinab überſchreitend, in einer knappen Stunde erreicht. Hier erſchließt ſich die ganze Herrlichkeit dieſes unvergleichlichen Erdflecks. Ganz in der Nähe aber ſteht auch der Lutherhof, einſt der Beſitz des reichen Bergherrn Martin Lodinger, eines der Führer der proteſtantiſchen Bewegung in Gaſtein, der im Jahre 1533 ſeine ſchöne Heimat aufgab um ſeines Glaubens willen. Sein Schickſal hat Max Vorberg in Form eigenhändiger Aufzeichnungen ſeines Helden zu einem Roman geſtaltet, den er anmutig in dieſe Landſchaft hineinkomponiert hat (1884, 4. Auflage 1903). Außer dieſem, übrigens 1839 wohl kleiner neugebauten Lutherhof erinnert heute an das alte Luthertum Gaſteins nur noch die aus dieſer Zeit ſtammende Inſchrift auf der Glocke der damals proteſtantiſchen Nikolaikirche: „Gottes Wort pleibt ewig.“

Vom Garten des Gamskarcafés aus erkennt man mit dem Fernglaſe hoch oben am Radhausberge neben einem Schneefleck in einer geſchützten Mulde

das Hieronymusbergwerkhaus (1980 Meter) und hoch darüber sieben Steinpfeiler, die Trümmer des alten Radhauses, wo ein mächtiges Schwungrad den Aufzug für die Beförderung der Knappen und der Erze von und nach dem Tal in Bewegung setzte. Das ist jetzt die einzige Stelle in der Gastein, wo noch auf Gold geschürft wird. Diesem nun fast erloschnen Bergbau verdankt Böckstein seine Entstehung. Dorthin führt entweder die vielgewundne Fahrstraße, die noch vor Gastein, von der Poststraße abzweigend, hinter der Christophoruskapelle durch den Wald und das Obere Viertel nach der zweiten Talstufe hinaufgeht, oder der steile Stufenweg, der hinter dem Badeschloß durch den Wald am rechten Ufer des obern Falles emporklimmt und dann diesen auf der beständig von Wasserstaub umsprühten Holzbrücke überschreitend mit der Fahrstraße zusammentrifft. Dort oben breitet sich eine weite grüne Talebne aus, der alte Grund eines Bergsees, im Westen eingeschlossen von dem Abhange des Stubnerkogels und des Tischkogels, im Osten von der Abdachung des Graukogels und des Hohen Stuhls; im Süden erheben sich die mächtigen kahlen Wände und Felszacken des Radhausberges. Dicht an seinem Fuße liegt, eine Stunde von Gastein entfernt, Böckstein (1127 Meter), da wo die Gasteiner Ache von Südwesten, das Anlauftal von Südosten heraustritt. Dorthin läuft die Fahrstraße am Ostrande, die bequeme Elisabethpromenade in der Mitte des Tals längs der Ache. Hier war ehemals der Hauptsitz des Gasteiner Bergwesens, hier tritt in einer Gruppe ansehnlicher langgestreckter Gebäude in der Nähe des Kurhauses unter dem Schutze der bewaldeten westlichen Talwand seine letzte Nachblüte in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hervor. Das eine bezeichnet eine lateinische Inschrift des Erzbischofs Andreas Jakob von Dietrichstein vom Jahre 1750 als eine neu errichtete Goldwäsche (chrysoplysium), ein zweites hat sein Nachfolger Sigismund Christoph von Schrattenbach 1755 errichtet, und es ist jetzt Sitz der Radhausberggewerkschaft; ein drittes, an das erste sich anschließendes hat der letzte Fürsterzbischof Hieronymus Colloredo 1782 erbaut. Ja ein großes halb verfallnes Haus mit hohem geschwungnem Dach und teilweise zerschlagnen Spitzbogenfenstern gibt durch die Inschrift „Maximilian Joseph, König von Baiern 1815“ zu erkennen, daß noch die bayrische Regierung, obwohl sie das Salzburger Land nur 1809 bis 1815 besaß, Zeit gefunden hat, sich um den Bergbau zu kümmern. Obgleich aber der alte Reichtum längst geschwunden ist, so hält doch das Landvolk an der Schutzheiligen des Bergbaus, St. Anna, noch fest und strömt an ihrem Tage, am 26. Juli, in schmucker Landestracht scharenweise nach der kleinen kuppelgekrönten Barockkapelle von 1766, die sich nicht weit von dem modernen Jagdhause des Grafen Czernin auf einem niedrigen Hügel dicht am Ort erhebt.

Das eigentliche Bergrevier liegt noch viel höher, rings um das Naßfeld, die dritte und höchste Talstufe. Der schmale Fahrweg dorthin, auf dem kleine zweirädrige einspännige „Naßfeldwagen“ verkehren können, erreicht von Böckstein aus in etwa zehn Minuten durch Wald eine Talweitung, deren Sohle das Geröllbett der Gasteiner Ache zum großen Teil ausfüllt, links die bewaldeten Abhänge des Radhausberges, rechts die schroffen, kahlen, schwarzbraunen

Wände des Hirschkarkogels. Allmählich steigt der Weg über die Granitblöcke zweier Wildbäche hinweg stärker an, und am Ende der Talweitung zeigt sich die Straubinger Alp (1214 Meter), ein stattliches Anwesen in wildem Bergkessel. Von hier ging einst der Aufzug auf den Radhausberg. Dahinter verengt sich das Tal zur Schlucht (der Asten); noch im Hochsommer erfüllt sie oft auf eine Strecke von einigen hundert Metern der schmelzende, schmutziggrau gewordne Lawinenschnee in solchen Massen, daß die Ache unter ihm durchfließen muß. Kurz hinter dem Eingange donnert sie als Kesselfall 30 Meter hoch in einen ausgespülten Felsenkessel hinab. Nach einer kurzen Weitung bietet sich dann von dem steilen Anstieg aus ein erhabnes Bild: gegenüber auf dem westlichen Ufer wallt der Schleierfall von der schwarzen Felswand fast geräuschlos hernieder, der Abfluß des Pochhartsees, geradeaus springt die Ache in dem prachtvollen Bärenfall über riesige Felsblöcke in zwei Absätzen herab, darüber, von den beiden Talwänden eingerahmt, thront der Schneegipfel des Schareck. Gletscherschliffe an den seitlichen Felsen deuten auf die einstige Vereisung des ganzen Tales hin. Noch eine letzte Steigung, und vor uns öffnet sich das Naßfeld (um 1640 Meter), eine baumlose, mit Wiesen und Mooren bedeckte Grasebne von etwa vier Kilometern Länge, stellenweise von roten Alpenrosen und Wacholderbüschen bestanden, von der rauschenden Ache und ihren Zuflüssen durchströmt, im Osten vom Radhausberge, im Süden und im Westen von den Zacken und Gletschern der Zentralkette eingeschlossen, von denen die Schneefelder herabhängen und glitzernde Bäche herunterschießen, eine willkommne Raststelle für den Bergwandrer wie früher für die Saumzüge; denn hier in der frischen reinen Luft unter strahlender Sonne gibt es Almhütten und weidende Herden, dazu bietet seit 1889 die gut bewirtschaftete und viel besuchte Marie-Valeriehütte des Deutsch-österreichischen Alpenvereins gute Unterkunft.

Wir stehn hier mitten im alten Bergrevier. Denn ringsum, auf dem Radhausberg, um den Pochhartsee bis hinüber nach dem Talschluß der Rauris, wohin ein Weg über die Pochhartscharte (2238 Meter), ein andrer durch das Siglitztal an der Moserhütte vorbei über die Riffelscharte (2405 Meter) führt, und wo noch heute hoch oben über Kulm Saigurn inmitten des großartigsten Gletscherzirkus der Zentralkette in einer Höhe von etwa 2400 Metern ein Bergwerk betrieben wird, liegen die verbrochnen und verlassenen Stollen. Manche aus der römischen Zeit sind später vergletschert und erst seit dem Rückgange der Gletscher wieder herausgetreten. Im Pochharttale zählte man 97 Gruben, die Stollen des Radhausberges hatten um 1540 eine Länge von 12 Kilometern. Auch zahlreiche Lokalnamen (Goldberg, Goldzechkogel, Silberpfenning, Erzwiese) erinnern noch an die Zeit des blühenden Bergbaus. Er geht bis in die keltische Zeit zurück und hat uns noch seine Produkte u. a. in schriftlosen norischen Goldmünzen, den sogenannten Regenbogenschüsselchen, hinterlassen. Im zweiten Jahrhundert v. Chr. beteiligten sich auch die Römer so stark daran, daß der Preis des Goldes in Italien um ein Drittel sank, und die Taurisker die Fremden von dem Betrieb ausschlossen. Zur Zeit des Augustus freilich waren die norischen Goldgruben alle in römischen Händen,

ſpäter im Beſitz des Staates. Damals fand man das Gold, das in den Quarzgängen des Gneis und des Granits vorkommt, in der Größe von Bohnen oder Lupinen gediegen und reiche Golderze in ganz geringer Tiefe unter der Erdoberfläche und betrieb deshalb den Bergbau als Schürf- oder Pingenbau nach Art von offnen Steinbrüchen. Mit dem Zerfalle des römiſchen Reichs ſchlief auch der Bergbau in den Tauern ein; erſt im achten Jahrhundert begann er wieder, im vierzehnten Jahrhundert, als ſich auch in Deutſchland das Bedürfnis nach Zahlmitteln ſtärker geltend machte, erwachte er zu beiden Seiten der Hochtauern zu ſtärkerm Leben, und im ſechzehnten Jahrhundert erlangte er ſeine höchſte Blüte durch den kapitaliſtiſchen Betrieb großer ſüddeutſcher Handelshäuſer (auch der Fugger, für die Theophraſtus Paracelſus tätig war) in der Form des Stollenbaus. Die Ausbeute war längere Zeit außerordentlich groß, die Gaſtein „ſchüttete Gold.“ Um 1550 wurden in den Hochtauern jährlich etwa 18000 Mark Goldes gewonnen, im Salzburgiſchen allein zwiſchen 1400 und 1500 jährlich 4000 Mark Gold und 8000 Mark Silber, und der Anteil des Erzbiſchofs an der „Krone“ belief ſich gewöhnlich auf 80000 Dukaten. Nach 1550 begann der Verfall, als die Notwendigkeit vorlag, die Stollen tiefer zu treiben, und mit der kirchlichen Reaktion viele proteſtantiſche Bergherren und Knappen auswanderten, alſo zugleich das Bedürfnis nach Betriebskapital ſtieg, und die zur Verfügung ſtehenden Kapitalien und Arbeitskräfte abnahmen. Noch einmal brachte der Erzbiſchof Hieronymus, der auch eine Bergakademie gründen wollte, den Gaſteiner Bergbau in die Höhe; er ließ den Hieronymusſtollen anlegen und machte 1772 bis 1802 wirklich einen Reingewinn von 719000 Mark. Aber die öſterreichiſche Herrſchaft (ſeit 1815) tat hier im Salzburgiſchen ſo wenig wie drüben in Kärnten und verkaufte ſchließlich die Gruben am Radhausberge 1870, die in der Rauris 1876. Beide Werke beſtehn mit geringem Gewinn weiter, die Radhausberggewerkſchaft beſchäftigt jetzt fünfzig bis ſechzig Arbeiter und produziert jährlich fünfzehn bis zwanzig Kilogramm Gold.

Der Bergbau hat auch die erſten Verkehrswege über dieſe Joche geſchaffen, die kaum unter 2500 Meter Seehöhe hinunterſinken. Vom Südende des Naßfeldes geht der Pfad zum Mallnitzer oder Kleinen Tauern in zahlreichen Windungen zwiſchen zwei Bächen einen ſteilen Grashang hinauf und erreicht an kahlen Schroffen und Karen vorbei die Paßhöhe (2450 Meter), zur Linken einen zackigen Felskamm. Hier öffnet ſich ein umfaſſender Blick auf die Zentralkette vom Ankogl bis zum Großglockner. Etwas tiefer liegt das ſteinerne Tauernhaus, deſſen Glocke bei Nebel und Schneeſtürmen läutet, um den Wandrern die Richtung anzugeben; weiterhin den Grasabhang hinunter nach Mallnitz hinab bezeichnen ſie Schneeſtangen. Doch iſt dieſer Übergang im Winter lawinengefährlich und wird deshalb wenig benutzt.

Bei Mallnitz vereinigt ſich mit dieſem Wege der Pfad über den Hoch-(Korn)tauern, und dieſelbe Richtung verfolgt die neue Tauernbahn. Schon am Eingange des Anlauftales bei Böckſtein zeigen Warenhäuſer und Kantinen, die ihre Artikel wegen der zahlreichen italieniſchen Arbeiter auch in italieniſcher Sprache ankündigen, die Nähe der Bahnbauten an; weiterhin ſieht man rechts

den hohen Damm, der auf der Südseite des Tales zur vollständig schon hergestellten Mündung des großen, etwa 8500 Meter langen Tunnels führt. Dort ist ein ganzes Dorf aus Maschinen-, Wirts-, Wohn- und Schlafhäusern entstanden, auch Krankenhäuser sind nicht vergessen. Rechts stürzt der Hierkarfall in dunkler Waldschlucht von der Felswand herab. Durch Wald, zuweilen über die Trümmer eines Felssturzes hinweg steigt dann ein neuer, hochaufgemauerter Fahrweg an der rauschenden Ache hinauf bis zu der Stelle, wo ein Teil des Baches aufgefangen und in Röhren zum Betriebe der elektrischen Maschinen am Tunneleingang abgeleitet wird. Dort auf einer Holzbrücke die Ache überschreitend setzt sich der Fußweg auf weichem Grasboden in kaum merklicher Steigung durch schönen Hochwald das Tal hinan fort bis zu einem schwanken Steg. Die hohen bewaldeten Talwände rücken enger zusammen, im Hintergrunde zeigt sich als schwarzgrauer gezackter Kamm über breiten Schutthalden die Zentralkette, ganz nahe steigt rechts ein spitzer Kegel, der Viehzeilkogel auf, und neben ihm stürzt hoch von der Felswand der prachtvolle Tauernfall rauschend herab. Von dieser wildromantischen Stelle aus klimmt der schmale Fußpfad durch den Wald und dann zwischen dem großen Tauernsee und dem Toten Stein hindurch nach dem kahlen, schroffen, aussichtreichen Kamm hinauf, den er in einer Höhe von 2473 Metern in wilder Einsamkeit überschreitet. Ehemals benutzten diesen Übergang, der auch im Winter passierbar bleibt, vor allem italienische Säumer, deren Tiere die Früchte, den Wein und die Gewerbeprodukte des Südens in diese rauhen Täler trugen, und die ansehnlichen Reste einer mit Granit gepflasterten Römerstraße (von drei Metern Breite), der „Heidenstraße," zu beiden Seiten der Paßhöhe zeigen, daß sich hier schon im Altertum ein reger Verkehr bewegt hat. Stangen geben von hier aus die Richtung ins Seebachtal und damit nach Mallnitz (1217 Meter) an. Hier soll auch der große Tauerntunnel münden. Dann folgt die Bahn der alten Straße nach dem Mölltale, in das sie bei Ober-Vellach (686 Meter) eintritt, einem Marktflecken, der schon zu Anfang des elften Jahrhunderts Pfarrdorf für das obere Mölltal war und in seiner mächtigen gotischen Kirche noch seine alte Bedeutung als solcher und als Sitz des Oberbergamts verrät. Im breiten Tale hinab an der spitzen Pyramide des Danielsberges, der einst einen Herkulestempel trug, vorüberziehend erreicht die Straße das Tal der Drau östlich von Sachsenburg. Auch dieser Ort war einst der Mittelpunkt einer ansehnlichen Grundherrschaft des Erzstifts Salzburg, die sich im Drautale hinauf bis gegen Ober-Drauburg erstreckte, wie ihm auch im obern Mölltale die kleine Herrschaft Stall gehörte.

So hatte ihm eine weitsichtige Verkehrspolitik auch den Ausgang dieser uralten Hochtauernpässe im Süden gesichert, wie es den nördlichen Aufstieg zu ihnen allen beherrschte, und die neue Eisenstraße folgt mit modernen Mitteln nur den Bahnen wie der Römer so der mittelalterlichen Kirchenfürsten von Salzburg.

Die Tage von Bionville und Mars

Wenn Moltke 1866 in Böhmen in seinem Hauptquartier in Reichenberg saß, so in Kaysersberg im Elsaß. Es ist ein Zufall, daß beide Male der Chef des Generalstabes der Armee sich in Orten befand, deren Namen mit K begann. Aber es ist kein Zufall, daß Moltke 1870 in Kaysersberg weilte, um von dort aus die Operationen gegen Metz und Paris zu leiten. Er wußte, daß Napoleon III. in Metz stand, und daß Bazaine, der Oberbefehlshaber der Rheinarmee, sich in Metz befand. Er wußte, daß Napoleon III. und Bazaine sich in Metz befanden, weil er selbst, Moltke, sie dort hatte einschließen lassen. Er wußte, daß Napoleon III. und Bazaine sich in Metz befanden, weil Moltke

Des ersten Trennungsschmerzes entkleidet, hat sich auch die Erinnerung an die gefallnen Kameraden von Jahr zu Jahr mehr in ein pietätvolles Gedenken verwandelt, inmitten dessen uns das

Τῇδε
Κείμεθα τοῖς κείνων ῥήμασι πειθόμενοι

als der ehrenvollste und glücklichste Abschluß männlichen Ringens klar wird. Die Schmach, die Arbeiterscharen eines großen, durch Blut und Eisen wiedervereinigten Volks sich des ihnen die besten Lebenskräfte wegfressenden Krebses sozialdemokratischer Gesinnungs- und Zuchtlosigkeit auch noch rühmen zu hören, ist ihnen erspart geblieben. So ruhen sie denn vom Kampfe in Gemeinschaft mit allen den braven Soldaten, die bis zum letzten Atemzug ihre Pflicht getan, Leben und Licht für Krone und Vaterland willig geopfert haben. Ob von Walhalla aus, wohin ihre Seelen geführt worden sind, ihr Blick der Gefahren gewahr wird, die von außen und von innen das von ihnen so innig geliebte und so treu geschützte Vaterland bedrohen, wissen wir nicht; ist es der Fall, wird es ihnen ein Trost sein, zu sehen, daß nicht alle den Einflüsterungen kurzsichtiger Selbstsucht, elenden Neides und banausischen Gefallens an den niedrigsten Lebensgütern Gehör geben; wenn, wie zu erwarten steht, der Augenblick überraschend kommt, daß wir an der Grenze wie in unsern Großstädten rechte Herzen und rechte Fäuste wirklich zu Brote brauchen, wird sich noch eine genügende Zahl finden, die bereit ist, zu tun, was sie getan haben, bereit, wie sie, zu kämpfen und zu sterben für deutsche Freiheit und Unabhängigkeit, für König, Fahne und Gesetz.

Gleich nach Sedan hatte man sich sogar in König Wilhelms unmittelbarer Umgebung von dem über das französische Kaiserreich erfochtnen Siege zu viel versprochen, und man war in den auf diese Katastrophe folgenden sieben bis acht Wochen daheim sowohl wie im Heere vielfach des Wartens müde und geradezu ungeduldig geworden. Die überspannten Erwartungen folgende Enttäuschung machte sich fühlbar. Wie Bismarck und Moltke sogleich im ersten Augenblick erkannt hatten, war Anfang September der Kampf weder zu Ende noch seinem Ende nahe; er war nur ein andrer geworden, und wenn man von rein militärischem Standpunkte sagen konnte, daß man sich durch die Siege des Monats August, durch die Gefangennahme Napoleons des Dritten und durch die spätere Einnahme von Metz und Straßburg der nirgends weniger als im großen Hauptquartier unterschätzten kadremäßigen französischen Schutz- und Trutzwaffen bemächtigt habe, so war doch ein großer Teil des Landes und dessen, bei rechter Schulung, für Kriegszwecke ausnehmend brauchbarer Bevölkerung, soweit sie nicht den kaiserlichen Heeren angehört hatte, noch unangetastet. Es lebte in ihr eine mit gekränktem Stolz und verletzter Nationaleitelkeit gepaarte Vaterlandsliebe, deren mächtiges Auflodern jedem Volke zur Ehre gereicht hätte, und wenn es auch in maßgebenden Kreisen für unmöglich gilt, mit solchen aus dem Boden gestampften, im Wege des Massenaufgebots improvisierten Volksheeren gegen gut geschulte und gut geführte Berufstruppen dauernde Erfolge zu erreichen, so erwarteten doch seltsame Überraschungen die deutsche Heeresleitung, als sich Paris mit einem gewaltigen Anlauf in

Verteidigungszustand zu setzen begann, und namentlich als der am 9. Oktober nach kühner Luftfahrt in Tours angelangte Diktator Gambetta, um das Unmögliche möglich zu machen, durch das kühnste Wagen und die rücksichtsloseste Hinopferung von französischem Gut und Blut den patriotischen Traum des „Volks in Waffen" wahr zu machen versuchte. Es handelte sich — das muß man im Auge behalten — für die Franzosen nicht um die Fortsetzung eines verlornen Krieges, denn die Verantwortung für diesen glaubten sie einzig und allein dem kaiserlichen Frankreich zuschieben zu dürfen, sondern um einen zweiten völlig neuen, für den ihnen die Erfolge der Revolutionsheere verheißungsvoll vorschwebten, und dessen Verschiedenheit von dem, den man als abgetan ansah, sich, wie man hoffte, in jeder Beziehung, was Truppenmaterial und Leitung, Elan und Ausdauer anlangte, der preußisch-deutschen Heeresleitung als ein Fortschritt vom Marasmus zum Leben fühlbar machen sollte. Nur fehlte freilich — und das war allerdings entscheidend — von vornherein in der massenhaft aufgerufnen Bevölkerung, in der Leitung und der Verpflegung der rechte Zusammenhang, der rechte Kitt, den nur die Zeit bringt; auch vervielfachten demagogische Gelüste und Machenschaften die Gefahr eines zu losen und deshalb nicht widerstandsfähigen Zusammenhalts der weder durch ausreichende Disziplin noch durch rechtes Vertrauen in die Führung zu einem wirklichen Ganzen zusammengeschweißten Haufen.

Die Einschließung und die Verteidigung von Paris, deren Ausgang, auch abgesehen von spätern ernsten Kämpfen, in der Hauptsache am 30. November und am 2. Dezember entschieden worden zu sein scheint, werden besonders merkwürdig, wenn man die völlige Verschiedenheit der Verhältnisse und Persönlichkeiten bei der eingeschlossenen Stadt und bei der sie umklammert haltenden deutschen Armee in Betracht zieht. Strategisch war das zu lösende Problem ja einfach genug, denn es kam nur darauf an, ob man auf der deutschen Seite imstande sein würde, die Einschließung mit den verhältnismäßig wenig zahlreichen Truppen, die hierfür verwendbar waren, trotz Ausfällen und etwaigen Ersatzversuchen so lange aufrecht zu erhalten, bis der Mangel an Lebensmitteln die befestigte Stadt zur Übergabe zwingen würde. Von dem Erfolg einer notwendigerweise auf einzelne Sektoren der Kreisfläche beschränkten Beschießung versprach sich der Chef des Großen Generalstabs in Anbetracht der die Stadt in einem Umkreise von siebeneinhalb deutschen Meilen schützend umschließenden Forts nur verhältnismäßig wenig; als aber ziemlich laute Stimmen daheim wie im Heere die vielbesprochne Beschießungsfrage in den Vordergrund rückten, machte er seinen Einfluß nicht gegen eine Maßregel geltend, die, wenn man Mittel und Wege fand, die nötigen Geschütze und genügende Munition herbeizuschaffen, ohne daß dadurch die zur Verpflegung, Bekleidung und Ergänzung der Truppen unentbehrlichen Eisenbahntransporte unterbrochen wurden, seine Pläne nur fördern konnten.

Man kann sich von den unglaublichen Schwierigkeiten, mit denen die französischen Befehlshaber, soweit sie Berufssoldaten und nicht patriotische Dilettanten waren, vom August 1870 an kämpfen mußten, nur dadurch annähernd einen Begriff machen, daß man in Paris sowie in Tours und in

Bordeaux einen Blick hinter die Kulissen zu tun sucht und mit dem, was man da sieht, die Persönlichkeiten und die Verhältnisse vergleicht, die für die deutsche Heeresleitung die gegebne feste und überaus förderliche Unterlage waren.

Es liegt mir nichts ferner, als den Gegner herabzusetzen, wo er Lob verdient oder billig auf Entschuldigung Anspruch hat. Ganz abgesehen davon, daß man durch ein solches Verfahren die Verdienste der preußisch-deutschen Heeresleitung um die Bewältigung des Gegners schmälern würde, so sind scheelsüchtige Verkleinerung oder gar Verunglimpfung des Gegners durchaus unmilitärische Regungen, deren sich ein echter Soldat — ich möchte sagen, aus instinktivem Abscheu davor — nie schuldig machen würde. So hat es dem preußisch-deutschen Offizier und Soldaten während des Feldzugs von 1870/71 trotz dem lebhaften Wunsche, den Gegner niederzuwerfen, an aufrichtiger Teilnahme für die unverdienten Schmähungen, denen französische Befehlshaber im eignen Lager von der Presse und von unbotmäßigen Elementen ausgesetzt waren, nie gefehlt, und wir haben immer aufrichtige Bewunderung empfunden für den Mut und die Opferwilligkeit der jedem Mangel und jedem Elend preisgegebnen, weder ausreichend verpflegten noch halbwegs bekleideten, den Unbilden des Winters und der Nässe in unverantwortlicher Weise ausgesetzten jungen französischen Truppen. Aber was in den Kreisen vor sich ging, wo die Demagogen frei und ohne Maske ihre Verachtung jeder Autorität außer der eignen und die schönrednerische Windigkeit ihrer Anschauungen und Urteile zur Schau trugen, spottet jeder Beschreibung.

Die Anfänge einer Zersetzung, die aus dem französischen Staat eine durch Abenteurer und Klubs bald hierhin, bald dorthin gelockte oder gescheuchte Herde machte, sind schon in den letzten Jahren der kaiserlichen Regierung erkennbar. Ob es der Mangel an moralischem Halt und das Überhandnehmen von Luxus und Sinnengenuß bei den Regierten, oder die Unaufrichtigkeit der Regierenden war, das diese Dekadenz hervorrief, ist schwer zu entscheiden: Tatsache ist, daß sich Leute, namentlich Advokaten, der öffentlichen Meinung bemächtigten und auf der einen Seite Mißtrauen in die Absichten, Fähigkeiten und Kräfte der Regierung zu säen, auf der andern Seite mit unglaublicher Verblendung ihre eigne Unerfahrenheit in militärischen und politischen Dingen hinter hochtönenden Phrasen zu verbergen bemüht waren, um nach dem alten Wahlspruch: ôte-toi que je m'y mette! Einfluß und Einkünfte, Macht und Volksgunst an sich zu reißen. Napoleon der Dritte, dessen ungenügende Begabung Bismarck namentlich in dem Sinne hervorgehoben zu haben scheint, daß sie einseitig war, und daß es dem Herrscher an den eigentlichen Herrschergaben fehlte, war in den letzten Jahren seiner Regierung durch das entnervende Leiden, für das es keine Hilfe gab, noch schwächer geworden, und seine namentlich klerikalen Einflüssen zugängliche und den Zepter der Mode als ihre Spezialität ansehende Gattin war keine Katharina. Auf Beschwichtigung der sich immer dringender kundgebenden radikalen Volkswünsche gerichtete unlautere Mache sollte, sobald sich eine neue Schwierigkeit zeigte, helfen, und da das Volk und seine Führer sehr bald hinter das Geheimnis dieser Spiegelfechtereien gekommen waren, hatte die kaiserliche Regierung schon ein paar Jahre vor

Ausbruch des Kriegs Ansehn und Vertrauen in erschreckender Weise eingebüßt. Leute, die wir, wenn sie bei ihrem Berufe geblieben wären, als brauchbare und begabte Menschen schätzen würden, waren dadurch, daß sie sich auf ihnen völlig fremden Gebieten, dem diplomatischen, dem innerpolitischen und dem militärischen, zu Autoritäten aufgeworfen hatten, gefährliche Abenteurer geworden, die alles besser zu wissen und zu jedem Amt, zu jedem Geschäft, zu jeder Ratserteilung geschickt zu sein glaubten. Wären die Vorgänge, die den Krieg einleiteten, nicht so ernst und in ihren Folgen so gewaltig gewesen, würde man einer Posse beizuwohnen geglaubt haben, bei der die Freiheitshelden und die Advokaten das große Maul hatten, der Kaiser aber, die Regentin und deren Umgebung eine wenig beneidenswerte Rolle spielten.

Der Popanz, vor dem man sich am kaiserlichen Hofe gefürchtet, und der den Regentschaftsrat wie den sich bei der Armee als fünftes Rad am Wagen fühlenden Kaiser zu den unglaublichsten Entschlüssen und Maßnahmen verleitet hatte, die Furcht vor einer von unermüdlichen Demagogen zum Schreckbild für alles, was Ordnung und Herkommen hieß, gemachten öffentlichen Meinung, die so, wie sie dargestellt wurde, gar nicht bestand, sondern der Umgebung des Kaisers nur geflissentlich vorgespiegelt wurde, hatte auch nach dem Falle des Kaiserreichs, als sogenannte Patrioten den Karren aus dem Sumpf, in den er bis über die Achsen versunken war, ziehn zu können glaubten, bei der Taufe des Gouvernement de la Défense Pate gestanden. Die Überzeugung, daß man der Menge durch Phrasen und entweder völlig unwahre oder doch gewissenlos aufgebauschte Glücks- und Siegesposten Sand in die Augen streuen müsse, war den durch den 4. September ans Ruder gekommnen, selbstgeheuerten Steuerleuten so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß man nie über die mögliche Entbehrlichkeit dieses Notbehelfs, sondern immer nur über die rechte Art, sich dessen in jedem einzelnen Falle zu bedienen, verhandeln zu müssen glaubte. Nicht die Rücksicht auf den Gegner, nicht die Frage, wie man es anfangen müsse, den Prussiens beizukommen, war die zunächst maßgebende Erwägung, sondern bei den fast täglich in später Nachtstunde abgehaltnen Sitzungen, deren Einzelheiten uns in bestürzender Ausführlichkeit erhalten sind, kam es immer wieder darauf an, was Europa, was Frankreich, was die Nationalgarde, was die Maires, was Blanqui, Delescluze, Pyat, Flourens zu einer Maßnahme, die wie staatserhaltende Energie aussah, sagen würden, und wenn die Vogelscheuche des demagogischen Hottigs nicht genügte, die weniger eingeschüchterten Regierungsmitglieder in der von Dorian, Garnier-Pagès, Rochefort oder Arago gewünschten Weise zu beeinflussen, so konnte man allemal noch seine Zuflucht zu dem drohenden Gespenst der Bataillone von Belleville und der Tibaldischen Tirailleure nehmen: mit etwas geringerm als Plünderung und der „Kommune" war diesen Herren prinzipiell nicht gedient. Trochu und die drei Jules (Ferry, Favre und Simon), deren ehrlicher Taufname inmitten einer so schweren Zeit und zum Dank für ihre patriotischen Bemühungen von der Pariser Bevölkerung für ewige Zeiten einem Geschirr beigelegt wurde, das mit einem Henkel versehen und zwar nützlich, aber nicht salonfähig ist, stießen bei jedem männlichen Anlauf, den sie nahmen, um dem immer von neuem

wieder ausbrechenden Aufruhr den Garaus zu machen, auf den Widerstand derselben radikalen Doktrinäre, und als am 1. November, nach der Niederwerfung des ersten Kommuneaufstandes und nach der Zurückeroberung des Hôtel de Ville durch die Truppen, einige Dutzend standrechtliche Erschießungen am Platze gewesen wären und vielleicht der guten Sache wieder auf die Beine geholfen hätten, kam man nach langen Beratungen dahin überein, es sei am besten, wenn man von jeder Ahndung absehe und das Geschehene mit dem Mantel der christlichen Liebe bedecke. Das Schlimmste bei dieser Furcht vor dem roten Demagogentum war, daß auch der als Gouverneur, Chef der Regierung und Generalissimus der Truppen im Prinzip mit weitgehenden Vollmachten ausgerüstete General Trochu von diesen Machtbefugnissen Gebrauch zu machen entweder von seinen Kollegen behindert wurde, oder daß er, wenn dies in seltnen Ausnahmen nicht der Fall war, Bedenken trug, sich ihrer zu bedienen, weil ihm seine und der Regierung Popularität bei der großen Masse über alles ging, und er sie durch einen Akt unnachsichtlicher Strenge ein für allemal zu verlieren fürchtete.

Diesem Schaukelsystem am Regierungstisch entsprachen die Dienstgepflogenheiten in der Armee. Es geschah nie etwas ohne längeres Hinundherreden. Der Wallenstein im „Lager" von dem Karabinierwachtmeister in den Mund gelegte Ausspruch, die Tat sei stumm, der Gehorsam blind, galt offenbar für einzelne der unter den Gouverneur von Paris gestellten Generale nicht: wir werden sehen, wie es in dieser Beziehung mit der Disziplin und der Subordination an hoher Stelle stand. Das Fußtruppenmaterial, Mannschaften wie Offiziere, muß cum grano salis beurteilt werden, denn dessen Bestandteile waren an Wert verschieden. Die der Flotte entlehnten 14000 Mann (10600 Matrosen und Kanoniere, 3300 Marineinfanteristen) dürften der zuverlässigste Kern der Besatzung gewesen sein: Geist, Drill und Führung ließen bei ihnen nichts zu wünschen übrig. Am nächsten kamen ihnen die beiden einzigen „alten" Linienregimenter Nummer 35 und 42, denen der Umstand, daß sie erst spät aus Civita Vecchia heimgekehrt waren, das bedauerliche Schicksal ihrer in Sedan und vor Metz eingeschlossenen Kameraden erspart hatte. Sie waren die einzigen, die in den ihnen gewohnten Kadres die echt militärischen Traditionen des Kaiserreichs hatten bewahren können; wir begegnen ihnen deshalb auch bei größern Ausfallgefechten überall da, wo es dem obersten Befehlshaber um eine verläßliche und handfeste Kerntruppe zu tun war.

Die am 28. Oktober formierten sogenannten „neuen" Linienregimenter (105 bis 139) kamen ihnen zwar nicht gleich, aber sie waren nach ihnen und nach den Marinetruppen das Beste, was man zur Verfügung hatte. Allerdings war jedes dieser Regimenter aus Depotbataillonen dreier verschiedner Regimenter zusammengesetzt, und ihre Offizierkorps ließen, was Vollzähligkeit und Berufstüchtigkeit anlangte, stellenweise zu wünschen übrig, aber wie im Königreich der Blinden der Einäugige König ist, so waren sie für die Pariser Besatzung noch eine Art von Elitetruppe, die in der Tat auch wiederholt dem in sie gesetzten Vertrauen Ehre gemacht hat. Reiterei, deren Pferdebestände

mehr und mehr den Proviantämtern geopfert werden mußten, kam eigentlich nur für Rekognoszierungsritte und Ordonnanzenstellung in Betracht. Die aus 124 Batterien verschiedenster Art bestehende Artillerie dagegen (darunter 16 Marine- und 15 Mobilgardenbatterien) war in ihren Leistungen überraschend gut, und wenn man sich vergegenwärtigt, daß alle diese Batterien, mit Ausnahme von sieben, die man vorfand, hatten neu formiert werden müssen, so kann man den auf diesem Felde erreichten Erfolg nur aufrichtig bewundern.

Es dürfte hier, wo von dem zweierlei Maßstabe die Rede ist, der an die Leistungs- und Widerstandsfähigkeit einer Truppe gelegt werden kann, am Platze sein, über den allgemein gebrauchten Ausdruck der „Bravour" einer Truppe ein paar Worte zu sagen. Bravour kann man zwar eigentlich nicht ohne weiteres jeder Truppe nachrühmen, die nicht wie Schafleder ausreißt, wenn es an den Feind geht, aber da Freund und Feind dasselbe Interesse hat, von Berufsgenossen das beste zu denken und zu sagen, so wird oft schon einem Minimum von pflichttreuem Draufgehn und Aushalten der Lorbeer dieses köstlichsten Lobes zuteil. Durchaus billigerweise, wenn man sich darüber verständigt, daß es Bravour und Bravour, oder mit andern Worten verschiedne Grade und Arten von Mut, kaltem Blut und Kampfesfreude gibt.

Auf das bißchen Leben darf es dem richtigen Soldaten freilich nicht ankommen, und wem die Freude am Draufgehn und Dreinhauen nicht im Blute liegt, wer, sobald er dem Feinde gegenübersteht, irgendeinen andern Gedanken haben kann, als ihn „Herre zu werden" und ihn, wenn der Patronenvorrat verschossen und das Seitengewehr ein unbrauchbarer Stummel geworden ist, lieber mit unbewaffneter Hand zu erdrosseln als sich zu ergeben, muß sich für die ihm fehlende angeborne Kampflust irgendein Surrogat suchen. Das, was man „noble Sentiments" nennt, Vaterlandsliebe, Aufopferung, Subordination, Gefechtsdisziplin, Tatenneid, regster Anteil am Ruhme der Fahne und des Truppenteils, dem man angehört, wird an maßgebender Stelle als solches Surrogat empfohlen, und es ist mit diesem künstlichen Ersatz für das im Blute fehlende in der Tat Rühmliches geleistet worden. Der eigentliche moralische Held ist sogar der, dem das Zuhauen keine Freude macht, der aber desungeachtet aus Prinzip draufgeht und mit einer Art von militärischem Fanatismus, ohne Freude an der Sache zu finden, seines Amtes waltet. Natürlich erfüllt mich die Leistung des Mannes mit der größten eiskalten Bewunderung, aber der stramme Bauernbengel, der mit Hilfe von ein paar Freunden schon mehr als einen Tanzsaal „geräumt" hat, und dem die Freude am Radau aus den Augen lacht, sowie es etwas aufzuspießen oder umzurennen gibt, steht meinem Herzen doch näher. So einen behütet man, wenn man ihn im Zuge hat, wie die Bärin einen zu unternehmenden jungen Herrn Braun, man erinnert ihn daran, daß er nicht wie eine Fregatte gepanzert ist, und daß er deshalb guttut, Deckungen nicht zu verachten, wenn sie ihn nicht hindern, hinter ihnen von seinem Schießprügel weisen, wenn auch nicht allzu verschwenderischen Gebrauch zu machen, und man hat mit ihm das begeisternde Gefühl, das — wie ich mir denke — den Lokomotivführer beseligt, daß man nicht anzutreiben, sondern nur in Schranken zu halten hat, und daß die

leiseste Hilfe genügt, damit, wenn es not tut, das Ding mit vollem Dampfe dahinrast.

Gutgeschulte und gutgeführte Abteilungen, wo diese stämmige Sorte der eigentliche Kern ist, geben einem, wenn man sie hantieren sieht oder in Gefechtsberichten von ihnen liest, den richtigen Begriff davon, was wahre Bravour ist; aber, wie gesagt, es gibt auch weniger reinen, weniger hochgradigen Spiritus, und General Ducrot, der es wissen mußte, stellt in etwas wehmütiger Weise den Vergleich zwischen der ersten Hitze des Ansturms, dem élan, und der viel wichtigern Ausdauer, der solidité auf: von den jungen, weder kriegsgeübten noch dienstgewohnten Mannschaften der neuen Linienregimenter rühmt er den élan und gibt deutlich zu verstehn, wie schmerzlich er in mehr als einem Falle die solidité vermißt hat. Wenn es in den Tagen, von denen hier die Rede ist, für die französische Heeresleitung nicht allerhand unvorhergesehene Hemmnisse und Zwischenfälle gegeben hätte, würde die den deutschen Truppen vor Paris zugefallne, ohnehin nicht immer ganz leichte Arbeit noch um ein gutes Teil schwerer gewesen sein. Bei improvisierten Truppenverbänden — und das waren bei weitem die meisten der zu den Pariser Besatzungsarmeen gehörigen — schleicht sich nur gar zu leicht der unberechenbare Zufall ein, der die schönsten Pläne über den Haufen wirft. Kriegerische Aktionen sehen zwar sehr einfach aus und sind es auch in der Tat in den meisten Fällen, wie das Hinzeichnen eines richtigen Umrisses dem nicht schwer wird, der von der Natur den rechten Blick erhalten und sein Zeichentalent in langjähriger Übung ausgebildet hat, aber es wird freilich dabei vorausgesetzt, daß „an alles gedacht“ und dem Teufel jede Tür, durch die er hereinschlüpfen könnte, vorsichtig verschlossen worden ist. Wie leicht wird bei einem Rückzuge eine seitab stehende Abteilung vergessen, wie leicht können scharfer Frost, Überschwemmung, Glatteis hindernd in den Weg treten, wie leicht kommt es auf den Anmarschlinien zu hoffnungslosen Stockungen, wie leicht bleibt ein Befehl, eine Meldung unterwegs, wie leicht ereignet es sich, daß man verraten und verkauft ist, wenn man wegen Lieferung von Schaufeln und Spaten auf den génie territorial, wegen Sendung einer Mitrailleusenbatterie auf den service de l'artillerie de Paris angewiesen war!

Im deutschen Lager dagegen war alles auf Vermeidung von Reibungen berechnet, und während der französische Generalissimus und die Befehlshaber der beiden für den Ausfall bestimmten Armeen bald wie Meldereiter von Punkt zu Punkt flitzten, bald wie einfache Führer der Vorhut in den vordersten Reihen ritten, gestikulierten, predigten und kämpften, war bei der deutschen Armee von der obersten Führung niemand zu sehen. Der Chef des Großen Generalstabs traf seine Dispositionen mit der ruhigen Überlegung des Schachspielers in seinem Bureau, und so wenig er selbst nachsah, um sich zu überzeugen, daß alles stimme, so glatt arbeitete die auf schweigenden Gehorsam, auf unbedingte Unterordnung und auf haarscharfe Befolgung des Befehls berechnete Riesenmaschine. Während, wie uns allseitig versichert wird, ganz Paris am 30. November in fieberhafter Aufregung war und keinen andern Gedanken hatte als den, ob, wo und wie Ducrot siegen oder fallen werde,

herrschte zu derselben Zeit in Versailles die größte Ruhe und Behaglichkeit. Die Buschschen Tagebuchblätter geben uns von dieser Ruhe und Behaglichkeit das deutlichste Bild. „In der zweiten Hälfte der Nacht, schreibt Busch, und am Morgen lebhaftes Schießen aus grobem Geschütz jenseits der Gehölze zwischen hier und Paris. Wollmann will auch Mitrailleusengeschnurr und Gewehrfeuer gehört haben. Andre Leute wissen davon nichts." Nachmittags macht Busch mit Wollmann einen „Ausflug" zu Wagen nach Marly, „wohin etwas später der Kanzler, Abeken und Hatzfeld ritten, die uns dann oben auf der Wasserleitung trafen." Beim Diner, zu dem sich Fürst Putbus und Odo Russel eingefunden haben, ist von Börsengeschäften und vom blauen Samtjagdanzug des Herzogs von Gramont die Rede. Herr von Abeken brachte, in später Stunde vom Vortrag bei Seiner Majestät zurückkehrend, die Nachricht mit, „es hätten im Laufe des Tages drei Ausfälle stattgefunden, einer gegen die Württemberger, einer gegen die Sachsen und der dritte gegen das sechste Korps. Der König, berichtete Herr von Abeken, habe gemeint, es sei ein Durchbruch versucht worden." „Ach wo, entgegnete Bismarck. Da müßten sie doch sehr albern sein, sie gingen ja in einen Sack. Das könnte uns ganz erwünscht sein." Daß man bereit war, die zweite Pariser Armee in einen solchen Sack zu führen, nur um der irregeleiteten öffentlichen Meinung der Pariser genugzutun, konnte sich freilich ein so kluger und praktischer Mann wie Bismarck nicht vorstellen.

So behaglich wie in Versailles war es nun freilich in der eigentlichen Zernierungslinie nicht, denn deren großer Übelstand war, daß sie einen zu gewaltigen Umfang (elf deutsche Meilen) hatte, und daß zu ihrer Besetzung nur gegen 170000 Mann und 622 Geschütze zur Verfügung standen. Da ihr Gefüge trotz den aufgewandten Feldbefestigungskünsten zu locker war, mußte sie jedesmal vorübergehend verstärkt werden, wenn die Wahrscheinlichkeit eines Vorstoßes der Franzosen in der einen oder der andern Richtung von den in den Rayons der einzelnen Korps eingerichteten Observatorien gemeldet wurde oder aus den Aussagen von Gefangnen und Überläufern hervorzugehn schien. Erlangte man von den Absichten der Belagerten auf irgendeine Weise rechtzeitig Kenntnis, und schien es sich, nach den getroffnen Vorbereitungen zu urteilen, um einen Ausfall „im großen Stile" zu handeln, so gab es mehr oder minder umfangreiche Links- und Rechtsschiebungen; war dagegen der Feind da, ohne daß man seines Erscheinens gewärtig gewesen war, und hatte er Zeit gehabt, sich in einer der zur Zernierungslinie gehörenden Ortschaften festzusetzen, so mußte ihm diese wieder abgenommen werden, was der Natur der Sache nach allemal eine schwierige und kostspielige Operation war, sich aber durch eine gleich von vornherein angeordnete stärkere Besetzung um deswillen nicht vermeiden ließ, weil man Bedenken tragen mußte, in Örtlichkeiten, die im wirksamen Bereich der feindlichen Festungsgeschütze lagen, etwas andres als Feldwachen zu legen, die natürlich einem ernstern Angriff, ohne vernichtet oder gefangen zu werden, nicht standhalten konnten. Le Bourget im Norden, Ville Evrart und Maison Blanche im Osten, Bry und Champigny-s.-M. im Süden waren solche unbehagliche Besitzungen, die

man weggewünscht hätte, die aber, da sie nun einmal vorhanden waren, dem Feinde, der sich darin dauernd festgesetzt haben würde, nicht überlassen werden konnten.

Hiervon abgesehen war den Truppen der mit der Zernierung von Paris betrauten beiden Armeen, der dritten und der Maasarmee, ein glücklicheres Los gefallen als ihren zu gleichem Zwecke vor Metz verwendeten Kameraden. Verschieden waren ja freilich auch vor Paris, je nach der Örtlichkeit, die Lasten und Gefahren des Vorpostendienstes, aber im großen und ganzen dürfte die Erinnerung aller an die vor Paris verlebten Tage eine durchaus freundliche sein.

Der zur Maasarmee und zum zwölften (königlich sächsischen) Armeekorps gehörenden fünfundvierzigsten Infanteriebrigade zum Beispiel, die das östlich der Forts Aubervilliers, Romainville und Noisy gelegne Gelände gegen ein Vordringen des Feindes längs des Ourcqkanals, über die Eisenbahnlinien nach Straßburg und Soissons und auf den nach Mitry und etwas südlicher nach Claye führenden Heerstraßen zu sichern hatte, war keine besonders schwere Aufgabe zugefallen, auch über die Quartier- und Lebensverhältnisse konnte man, wenn man dem Umstande Rechnung trug, daß fast die gesamte Bevölkerung samt Vieh und fahrender Habe die Umgegend von Paris verlassen und sich in die Enceinte der befestigten Hauptstadt zurückgezogen hatte, billigerweise nicht klagen, da das Wetter schön, der Boden trocken, an Gelegenheit für leidliche Unterkunft kein Mangel, und die Verpflegung für Kriegsverhältnisse durchaus ausreichend war. Den uns gegenüberliegenden Abschnitt befehligte der Vizeadmiral Saisset, der, auf Marinetruppen gestützt, sich passagère Terrainbefestigungsanlagen angelegen sein ließ und für die Ausbildung der unter seinen Befehlen stehenden, nicht immer gelobten Mobilgarden sein Möglichstes tat. Da die Stadtteile, die er zunächst zu schützen hatte, Belleville und La Villette waren, so war die Bevölkerung, mit der er es zu tun hatte, mehr als gemischt, und es mag ihm mitunter über die Schwefelbande blümerant vor den Augen geworden sein. Aber soweit wir uns einen Einblick verschaffen konnten, herrschte unter ihm reger, regelmäßiger Dienstbetrieb. Nur in den Früh- und den Mittagsstunden überschwemmten Horden von Gemüsesuchenden die Felder, und viele von ihnen waren so dreist, daß sie bis ganz dicht an unsre Posten herankamen und sich mit ihnen in ein Gespräch einzulassen suchten. Ein „Spinat," bei dem es, wenn sie nicht von ungefähr an Freiwillige kamen, die „französisch konnten," natürlich meist beim vollendeten Versuche blieb. Der Befehl lautete freilich, man solle sie schon auf eine gewisse Entfernung anrufen, und wenn sie nicht gutwillig stehn blieben und Kehrt machten, solle man auf sie schießen, aber dazu ist es meines Wissens nie gekommen, und der Befehl war wohl auch nur in dem Sinne gemeint, daß man zu diesem äußersten Mittel hätte greifen sollen, wenn einmal die Scharen so zahlreich gewesen wären, daß man sich ihrer nicht anders als in so drastischer Weise hätte erwehren können. Ich glaube eher, daß sich bei der großen Gutmütigkeit unsrer Leute im Laufe der Zeit allerhand Beziehungen angeknüpft hatten, die — Gott weiß, wie man sich verständigte — durch-

aus freundlicher Natur waren, wenigstens wurden uns fast täglich von den Mannschaften Pariser Zeitungen gebracht, die sie von den Gemüsesuchern erhalten hatten.

Wenn der Leser freundlichst die Karte zur Hand nehmen will, wird er finden, daß die zur Verteidigung eingerichteten Ortschaften Bondy und Drancy nebst dem etwas weiter zurückliegenden Bobigny unsrer Front die Stirn boten, und zwar stand man sich an einzelnen Stellen so nahe gegenüber, daß zum Beispiel die von uns etwas spitz am Kanal vorgeschobne Feldwache nebst ihren Außenposten von der den Osteingang von Bondy auf der Heerstraße nach Claye schließenden Barrikade keine 700 Meter entfernt war. Um seine Truppen an den Anblick der Prussiens und an den Tumult des Feuergefechts zu gewöhnen, ließ der Admiral von Zeit zu Zeit größere Abteilungen plänkelnd gegen unsre Front vorgehn, ohne daß es jedoch je zu einem ernstern Engagement gekommen wäre. Ein Spiel konnte man ja diese Angriffe nicht nennen, da sie in der lobenswerten Absicht unternommen wurden, unerfahrne junge Truppen gefechtstüchtiger zu machen; aber da bei der Sache, selbst bei bestem Gelingen, kein Erfolg abzusehen war, denn die braven Leute wären, wie sich der Kanzler Herrn von Abeken gegenüber ausgedrückt hatte, doch nur in einen Sack gegangen, so waren uns schon die seltnen und geringen Verluste an Mannschaften, die wir bei Zurückweisung solcher Lehrangriffe erlitten, besonders peinlich; niemand, vom Obersten abwärts, hätte um bloßer Übung willen so köstliches Material aufs Spiel setzen mögen. Ich hatte persönlich den Kummer, daß bei einer dieser Gelegenheiten einer der schönsten und strammsten der im Winter 1868/69 unter meiner Beihilfe ausgebildeten Rekruten, ein breitschultriger Pommer namens Gütschow, schwer verwundet wurde; er wurde nach Dessau evakuiert, wo der arme Kerl im Lazarett seinen Leiden erlegen ist.

(Fortsetzung folgt)

Im Lande des Kondors

Plaudereien aus Chile von Albert Daiber

> Nichts bildet so sehr als eine Reise in entfernte Länder. Sie schärft, aber befriedigt auch jenen Durst und jenes Verlangen, das ein Mann immer fühlt, wenn auch jedem körperlichen Sinn volle Genüge geschehen ist.
>
> J. Herschel

1. Magelhaensstraße, Punta Arenas, Corral, Valdivia

Ein Novembermorgen auf der südlichen Hemisphäre! Schon vor Wochen ist dort der Frühling eingezogen; doch spüre ich von den milden Lüften des Lenzes an diesem Morgen herzlich wenig. Kalt und scharf pfeift der Wind aus West unserm Schiffe entgegen. Cabo de las Virgines taucht vor uns auf, das nördliche Vorgebirge der Ostmündung der berühmten Magelhaensstraße. In eigentümlich tiefblauem Dufte hebt sich in der klaren, fast durchsichtigen Atmosphäre das

nahe Land ab. Es ist gebirgig, massig und zerrissen und erinnert mich, verbunden mit dem wunderbar sattblauen Kolorit seiner Höhenzüge, an Norwegens blaue Fjorde. Das Meer verengt sich, einem Trichter gleich. Glitzernd im Strahle der Morgensonne heben und senken sich seine grünen, schaumgekrönten Wogen. Bald liegt Cabo de la Virgines hinter uns, und nun umgibt uns rechts und links chilenisches Gebiet. Chilenisches Wasser ist es, das der Kiel unsers Schiffs durchfurcht. Eine erhabne Ruhe und Stille umfängt uns und macht den Augenblick meines Eingangs in das Land des Guanacos und des Kondors gewissermaßen zu einem feierlichen.

Eine mäßig hohe Steilküste säumt den Wasserlauf. Näher und näher treten die Ufer, und die Straße nimmt mehr den Charakter eines Kanals an. Sie erinnert mich etwas an den Suezkanal. Hier wie dort Sand, ödes, steiles Uferland. Doch als Bild der belebten Schöpfung folgen uns hier eine Menge Möwen, Kaptauben und Albatrosse, deren Brutplätze in dieser Enge zu liegen scheinen. Elegant und leicht ist ihr Flug. Sie scheinen sich in der bewegten Luft mehr zu wiegen als zu fliegen. Es ist ein überraschender Anblick, die schwimmenden Wälder von Seetang zu sehen, noch überraschender aber ist ihr reiches animalisches Leben. Ich fischte mir eine relativ kleine Menge dieses Kelps, und als ich ihn auf Deck ausschüttelte, fielen eine Masse von kleinen Fischen, Seesternen, Muscheln, Holothurien, Krabben und andern Seebewohnern heraus. Wie groß mag wohl die Zahl lebendiger Geschöpfe sein, deren Existenz so innig mit dem Seetang verbunden ist? Diese schwer zu beantwortende Frage drängte sich mir auf, als ich diese Überfülle von Leben auf dem kleinsten Raum zusammengedrängt sah.

Am Ende dieser ersten Enge liegt das Wrack eines englischen Dampfers, ein Zeichen für die Gefährlichkeit der Passage. Am südlichen Ufer sieht das Auge die Esperanzabai auf Feuerland. Aber auch hier kein Baum, kein Strauch, Sterilität überall, und dazu die Stille des Grabes, nur zeitweise unterbrochen durch das heisere Geschrei der Möwen. Weiterhin öffnet sich die Straße wieder, und nach einer zweiten Enge zeigt sich die Durchfahrt nach Süden. Diese erweitert sich bald zu einem breiten Meeresarm. Mächtig entwickelte Fukoideen, die der unserm Schiffe entgegengesetzte Strom in die Straße hereingetrieben hat, schwimmen auf dem Wasser. Mehr und mehr tauchen rechts Schneeberge von 3000 bis 4000 Fuß Höhe auf; langsam nähern wir uns Punta Arenas — der „sandigen Landspitze" —, das in der Ferne auftaucht. Ein langer hoher Bergrücken, oben mit Schnee, an seinen Abhängen mit immergrünen Waldungen bedeckt, bildet den Hintergrund der von weitem freundlich aussehenden Stadt.

Punta Arenas ist die südlichste Stadt der Südhemisphäre (53 Grad 10 Minuten), die ihren Namen von der sandigen Beschaffenheit des umliegenden Bodens hat. Es ist der einzige Freihafen der chilenischen Republik. Aber einen wirklichen Hafen hat Punta Arenas nicht; es ist eine Art offner Reede, die keinen Schutz gegen die hier sehr rasch wechselnden Launen des Meeres gewährt. Die See geht hoch, und das kleine Segelboot, das uns ans Land bringt, liegt bedenklich auf der Seite. Aller Augenblicke kommen wahre Sturzbäche von

Salzwasser über uns arme Argonauten, und ich preise in der Stille die Güte meines Gummimantels, der mich jedoch trotz seiner Länge vor intensiven Fußbädern nicht zu schützen vermag. Aber mit gutem Humor tragen sich solche kleinen Leiden leicht, und nach zwanzig Minuten dauerndem Hin- und Herlavieren erklettern wir mit kühnem Sprunge aus unsrer auf und ab tanzenden kleinen Nußschale glücklich den eisernen Landungssteg. Wenig Augenblicke später stehn wir auf dem Boden Chiles.

Ich traue meinen Augen kaum. Sind wir wirklich in Chile, oder bin ich aus Versehen wieder zurück ins deutsche Vaterland, etwa durch Zufall nach Bayern geraten? Da gehn ja Soldaten, auch Offiziere herum, in der Farbe fast genau gekleidet wie in Bayern, mit derselben Mütze auf dem Kopfe! Aber so rasch, wie er gekommen, schwindet der Zweifel — schon die Frauen in ihrem charakteristischen schwarzen Manto (Kopftuch) zeigen mir, daß ich in fremdem Lande bin, und nun freue ich mich der schmucken Chilenen in — deutscher Uniform.

Punta Arenas, heute eine Stadt von mehr als 8000 Einwohnern, beherbergt eine kleine chilenische Garnison und erinnerte mich etwas an Fremantle in Australien: hier wie dort viel Sand und die Neuheit der gewissermaßen auf Abbruch gebauten, meist aus Wellblech errichteten Häuser. Die Straßen sind breit, teilweise mit Pflaster und ordentlichen Bürgersteigen versehen und steigen sanft nach Norden an. Auch elektrische Beleuchtung ist vorhanden. An einer Plaza — das heißt einem großen viereckigen Platz mitten in der Stadt — fehlt es nicht, ebensowenig an dem nun einmal zu einer solchen gehörenden Springbrunnen, eine der wenigen alten spanischen Überlieferungen. Einige Gebäude an dieser Plaza sind etwas besser in ihrer Bauart als die übrigen; es sind Regierungsgebäude, Klubs und dergleichen.

Die Lage von Punta Arenas ist kommerziell wichtig. Eine Reihe von Dampferlinien macht hier Halt: deutsche, englische, amerikanische; auch führt eine Linie von Europa nach Australien hier vorbei. Ist einmal der Panamakanal in Betrieb, so wird der Verkehr in der Magelhaensstraße etwas abnehmen, nicht aber die Bedeutung von Punta Arenas, das in dem enorm großen, reichen Hinterlande von Patagonien mit seinen Schätzen an wertvollem Wild, seiner mehr und mehr sich entwickelnden Schafzucht den sichersten materiellen Rückhalt hat. Auch für Forschungsreisen ins Innere von Patagonien bietet Punta Arenas alle möglichen Vorteile. Aus einer ehemaligen kleinen Strafkolonie hat sich der Ort langsam entwickelt. Die Nachbarschaft von Kohlenlagern, ein für die Dampfschiffahrt sehr wichtiger Umstand, förderte diese Entwicklung. Dazu kam, daß in der Nähe, drüben auf Feuerland, Gold gefunden wurde, und so ein weiterer Zuzug von Menschen geschah. Handel und Wandel in Punta Arenas sind beträchtlich, das Klima aber ist wenig anziehend, und die beste Jahreszeit der — Winter. Das konnte ich später selbst auf meiner Rückreise nach Europa bestätigen.

Ein Unikum, aber recht bezeichnend für chilenische Verhältnisse ist es, daß Punta Arenas, der am weitesten gegen Argentinien vorgeschobne und deshalb exponierteste Ort der Republik, nicht einmal mit der Heimat direkt durch den

Telegraphen verbunden ist. Alle offiziellen Depeschen nach Santiago gehn über Buenos Aires und die Cordillera. Wer sarkastisch sein wollte, könnte behaupten, Punta Arenas sei eine argentinische Stadt in Chile, denn tatsächlich weist das ganze Interesse dieses südlichsten chilenischen Ortes mehr nach Argentinien als nach Chile hin. Außerordentlich angenehm berührte mich die Liebenswürdigkeit und das höfliche Entgegenkommen der Chilenen. Ich wurde, obgleich wildfremd, nicht nur äußerst freundlich im Magelhaensklub aufgenommen, sondern auch von einem der Herren in sein Haus geladen. Su casa de Usted — „Ihr Haus" — erklärte mir der Gastgeber lächelnd mit eleganter Handbewegung, als ich mit ihm sein Heim betrat, „betrachten Sie mein Haus als das Ihre!" Ist das auch nur eine höfliche Phrase, so kann doch einer solchen die Wirkung des Wohltuenden nicht aberkannt werden.

Regenschauer folgten kurzem Sonnenschein; der Wind zerriß zeitweise das dunkle Gewölk und ließ Fetzen blauen Himmels durchschimmern. Aber trotz Maienluft wollte keine Frühlingsahnung in mir aufkommen, und ich verließ ohne besondres Bedauern einen Ort, der wohl mancherlei Reize bieten mag, an dem ich selbst aber dauernd nicht leben möchte. Weiter geht die Reise. Dunkle Nacht ist es, obgleich Mondschein im Kalender steht. Der frühe Morgen findet uns wieder weit draußen in der Magelhaensstraße. Schneeflocken wirbeln durch die feuchtkalte Luft. Für einen Augenblick hat der Winter wieder seinen Einzug gehalten, und erfolglos bemüht sich die Sonne durchzubrechen. Hier in diesem Teile — hinter Punta Arenas — ist die Straße sehr interessant. In nächster Nähe die Verbindung von Fels und See, Wald und Trift, Eis und Meer, Sonnenlicht und Schatten erzeugt ein prächtiges, abwechslungsreiches Bild, das aber in dieser Stunde vorherrschend den Charakter einer Winterlandschaft trägt. Da und dort schieben sich Gletscher zwischen die Berge, mit ihrem Fuß in das Meer tauchend. Ein bläulicher Glanz geht von dem Eise aus. Ist diese Szenerie schon bei schlechter Witterung prächtig, wie imposant schön muß sie erst sein, wenn das volle Licht der Sonne auf ihr liegt, die Berge frei von Schnee, mit Grün bekleidet sind, und aus dieser grünen Umrahmung die Gletscher hervorleuchten! Einen tiefen Eindruck machte dieses echt nordische Fjordbild auf mich, einen Eindruck, den sogar Nebel, Kälte, Regen und Schneetreiben nicht zu verwischen vermochten.

Den schönsten Teil der Magelhaensstraße, den sogenannten Smithkanal, bekommen wir leider nicht zu sehen. Schade, wir hätten da vielleicht Gelegenheit gehabt, die interessante Bekanntschaft von Feuerländern zu machen. Wir umfahren diesen Kanal, der Naturschönheiten ersten Rangs bieten soll. Es geschieht das der Sicherheit halber. Der Kanal ist eng, das Wetter ist schlecht, und ein Fahren bei Nacht unmöglich. So steuern wir eben direkt hinaus in den Pacific. Pacific! Wie ein Hohn klingt mir diese Bezeichnung für den Ozean in seinem südlichen Teile, denke ich daran, wie er mich vor einigen Jahren, nach meiner Passage durch die Baßstraße, drüben in australischen Gewässern empfing. Wie wird er sich wohl jetzt benehmen? Höherer Wogengang zeigt die Nähe des „Stillen" an. Auf und ab tanzt unser Schiff. Obgleich es noch nicht Abend ist, beginnt die Dunkelheit und verschleiert das nahe

Land. Kein gutes Zeichen! Heulend kommt der Wind aus Westen und läßt außerhalb der Straße eine schwere See vermuten. Und richtig: einige Stunden später empfängt mich der Pacific auch diesesmal wieder würdig seines unwürdigen Namens. Auf dem offnen Ozean schlägt der Wind nach und nach in einen brausenden Sturm um:

Plötzlich auf am Horizonte tauchen
Dunkle Wolken, die herüberhauchen,
Schwer, in stürmischer Beklommenheit;
Eilig kommen sie heraufgefahren,
Haben sich in angstverwornen Scharen
Um die stumme Schläferin gereiht.

Und sie neigen sich herab und fragen:
Lebst du noch? in lauten Donnerklagen,
Und sie weinen aus ihr banges Weh;
Zitternd leuchten sie mit scheuem Grauen
Nieder auf das stille Bett und schauen,
Ob die alte Mutter tot, die See?

Nein, sie lebt, sie lebt! Der Töchter Kummer
Hat sie aufgestört aus ihrem Schlummer,
Und sie springt vom Lager hoch empor:
Mutter — Kinder — jauchzend sich umschlingen,
Und sie tanzen freudenwild und singen
Ihrer Lieb ein Lied im Sturmeschor.

Diese wundervolle Sturmesmythe Lenaus kam mir in den Sinn, als unser Schiff, an Kap Pilar vorbei stampfend und rollend, von den wutentfesselten Wogen des Ozeans empfangen wurde. Dunkle Wolken jagten am Himmel; berghoch stiegen die Wogen, das Meer schäumte förmlich und schien unser Schiff zum Gegenstand seines Zorns ausersehen zu haben. Und als wäre der Sturm so recht ihr Element, so folgen unserm sich langsam und schwer durch die hohen Wellen arbeitenden Schiffe mächtige, nahezu weiße Albatrosse und Kaptauben. Sie fliegen in so unmittelbarer Nähe, daß man sie trotz der herrschenden Dämmerung genau erkennen kann.

Zwei Tage später geht die See noch immer hoch. Unfreundlich, kühl und trübe ist die Witterung. Wir schossen heute, am 13. November, drei Albatrosse, sie fielen aber nicht auf Deck, sondern ins Wasser, eine Beute ihrer gierigen Genossen. Zum erstenmal sah ich in diesem Teile des Ozeans Alken (Alcidae), sogenannte Tauchervögel. Ihr ziemlich langer, schmaler Leib glänzt weiß und ist ähnlich dem eines fliegenden Fisches. Gleich diesem fliegen sie hart über dem Wasser dahin; doch ist ihr Flug wegen ihrer kurzen, verkümmerten Flügel sonderbar flatternd. Nach einem nur kurzen Fluge tauchen sie ins Wasser unter, wo sie ziemlich lange verweilen können.

Mehr und mehr kommen wir nordwärts, einer wärmern Region entgegen. Schon beginnt die Kälte der letzten Tage langsam zu weichen. Auch die See, bis jetzt noch so ungestüm und ungebärdig, flaut nach und nach ab und wird ruhiger. Drüben in der Ferne, im Osten, zeigt sich Land: es ist die wald- und regenreiche Insel Chiloë, an der wir langsam vorbeisteuern, Corral zu.

Heller Sonnenschein weckt mich früh am Morgen des 16. Novembers. Rasch bin ich auf Deck. Ein klarer Himmel wölbt sich über uns. Glatt wie ein Spiegel ist die See. Unschuldig, als hätte sie uns nicht erst vor wenig Tagen mit Vernichtung gedroht, liegt sie vor mir ausgebreitet. Alles ist still, erhaben die Ruhe der Natur, herrlich die frische Seeluft. Wir begegnen einigen kleinen Segelschiffen. Sie führen die chilenische Flagge und grüßen uns. Auf der dunkeln, glitzernden Oberfläche des Meeres heben sich im Sonnenlichte die weißen Segel wunderhübsch ab. So ruhig und schön gleiten die Barken durch das Wasser. Gegen neun Uhr fahren wir in eine große, weite Bucht ein. Von grünen Höhenzügen ist sie umrahmt und birgt im Hintergrunde das kleine Hafenstädtchen Corral.

Der Anker rasselt in die Tiefe; wir liegen still. Weiche, warme, balsamische Luft weht vom Lande zu uns herüber. Die Hoffnung aber, bald nach Valdivia, der Hauptstadt dieser Provinz, gelangen zu können, erweist sich als trügerisch. Ich beginne zu ahnen, daß man in Chile nicht einfache, sondern gleich vielfache Geduld haben müsse, falls überhaupt irgend etwas erreicht werden soll. So füge ich mich denn und betrachte mir Corral. Eine geradezu langweilige Ruhe brütet über dem kleinen Orte, dem natürlichen Hafen Valdivias. Es ist kein Sonntag, und doch scheint es, als ob seine Bewohner feierten oder schliefen. Ein altes spanisches Fort ist neben den übrigen im allgemeinen sehr primitiven Bauten der interessanteste Platz von Corral. Seine Mauern sind noch gut erhalten. Aber die Anlage des ganzen Ortes macht auf mich den Eindruck des Verpfuschten. Schade um die prächtige Bucht! Welch ein wertvoller Hafen könnte sie bei richtiger Ausnützung der gegebnen, natürlich günstigen Verhältnisse werden! So aber versandet ein Teil immer mehr, und eine Reihe von Sandbänken legt sich wie Barren vor den Ausfluß des Valdiviaflusses. Das ist auch der Grund, warum nur kleine Schiffe noch nach Valdivia hinauf gelangen können, alle größern aber vor Corral liegen bleiben und dort ihre Ladung für oder von Valdivia abgeben oder empfangen müssen. Wie überlegen war und ist noch heute der Engländer im Auffinden, vor allem aber im Ausbau und in der Ausnützung guter Hafenplätze in fernen Landen, wie gering dagegen der Spanier! Dieser Vergleich stieg unwillkürlich in mir auf, als ich Corral, die alte ehemals spanische Gründung, betrachtete, die den Stempel der Vernachlässigung auch unter dem veränderten Besitzer weiter trägt. Und dieser erste üble Eindruck wurde im Laufe der Zeit bei Erweiterung meiner Beobachtungen in Chile noch verstärkt.

Aber zu den freundlichern Seiten meiner Ankunft im Lande des Kondors gehört die eigentümlich schöne Szenerie, die sich, dank dem heutigen, für diese Gegend ungewöhnlich schönen Tage, dem Auge bietet. Klar, wolkenlos und von tiefer Bläue ist der Himmel. Volles Sonnenlicht liegt auf der ganzen Landschaft und auf dem leise plätschernden Wasser, das das Licht blendend reflektiert. Das helle, lebendige Grün der nahen und fernern Waldungen wirkt außerordentlich stimmungsvoll, und das farbenprächtige Bild erhält einen wunderbaren Abschluß durch die sich in der Ferne scharf am Horizont abhebende, bis tief herab mit Schnee bedeckte Pyramide des Vulkans Villa Rica. Gegen dreitausend Meter

hoch, in einsamer, stolzer Majestät ragt der Berg zum Himmel wie ein Wahrzeichen dieses Landstrichs.

Inzwischen treffen nach und nach kleine Dampfer von Valdivia ein. Sie bringen eine Menge von Passagieren zur Begrüßung und Abholung einer Reihe meiner Schiffsgenossen. Ein reges Leben entwickelt sich an Bord, und in dem kleinen Volksgewirr ist Deutsch die Hauptsprache. Aber meine werten Chilenen deutscher Herkunft scheinen in ihrer neuen Heimat die Gemächlichkeit der herrschenden Rasse angenommen zu haben; es läuft alles auf die Geduldsprobe hinaus, und warten, warten heißt es eben immer wieder, bis mein Wunsch, nach Valdivia abfahren zu dürfen, endlich erfüllt wird. Darüber sind Stunden verflossen — aber paciencia! Doch als ich die Geduldprüfung glücklich bestanden hatte und in dem kleinen Dampfer über die Bucht fuhr, war aller Unmut verflogen, und ich ließ die Annehmlichkeit dieser kleinen Wasserreise voll auf mich einwirken.

Die Sonne hatte unterdessen ihren Zenit überschritten. Als wir nach einigen Zickzacklinien zwischen den Sandbänken in den Fluß, einen stattlichen, breiten Strom, einfuhren, warfen die steilen, mit Myrtazeen und andern immergrünen Bäumen dichtbewachsnen Ufer schon leichte Schatten auf das Wasser. In dem Maße, wie wir vorwärtsrücken, werden die Ufer niedriger und machen wellenförmigem Lande Platz. Auch der Wald verschwindet, und wenn ich vorher geglaubt hatte, in einem solchen bis Valdivia gelangen zu können, so wurde ich sehr enttäuscht. Wie muß sich diese Gegend durch Abholzung verändert haben! Denn alle frühern Berichte sprechen von der Dichtigkeit und Undurchdringlichkeit der Wälder am Tequel-Tequel oder Calle-Calle, wie der Name des Stromes bei Valdivia nach einer in Menge an ihm blühenden schönen, weißen Iridee lautet. Später allerdings begriff ich dieses Verschwinden der Waldungen, als man mir erzählte, wie für die in Valdivia betriebnen Industriezweige nur Holz als Heizmaterial für Dampfkessel, Schmelzen und dergleichen verwandt werde. Ganze Wälder werden dadurch jährlich verbrannt — und dabei gibt es in dem nahen Lota Kohlen! Diese Art der Ausrottung wird sich über kurz oder lang bitter rächen. Schon jetzt zeigen sich die ersten Folgen: gewaltige Überschwemmungen, die zeitweise bedenkliche Störungen in den Betrieben Valdivias hervorrufen. Dazu werden dann die sich langsam aber sicher vollziehenden klimatischen Verschlechterungen kommen, da kein Mensch an die Wiederaufforstung des Abgehauenen, wenn auch nur im bescheidensten Maße, denkt, und die Ausrottungen ruhig weiter betrieben werden.

Unser pustendes kleines Dampfboot begegnet unterwegs mehreren andern Booten. Eines interessierte mich besonders, weil es einige Ureinwohner des Landes, Indios, Araucanos, trug. Die dunkelfarbigen Menschen mit den glänzend schwarzen Haaren ruderten ernst und schweigsam vorbei, ohne die geringste Notiz von uns zu nehmen. Da und dort am Ufer zeigt sich eine elende Hütte, ein sogenannter Rancho; dann taucht nach etwa anderthalbstündiger Fahrt am linken Ufer des Calle-Calle Valdivia auf. Am primitiven Holzquai, Muelle, legt unser Schiff an, und wir betreten nun eine chilenische Stadt, in der das Deutschtum die führende Rolle hat. Aber ich bekenne auf-

richtig, daß ich mir von Valdivia als Stadt etwas mehr vorgestellt hatte, und daß ich durch das, was ich sah, sehr enttäuscht wurde. Trotzdem diese Niederlassung eine alte Geschichte hat, macht sie den Eindruck einer neuen Gründung. Kultur neben viel Unkultur, unglaublich verwahrloste Straßen neben solchen, die mit Holzplanken bedeckt sind. Dem Himmel Dank, daß es nicht regnet! Lieber den Staub, der augenblicklich überall liegt, als den Schmutz, worin man ohne passendes Schuhwerk zu versinken Gefahr läuft. Große Pfützen, die sich noch da und dort auf den Straßen breit machen, liefern die richtige Illustration hierzu. Die Vegetation in den vielen Gärten aber ist üppig, wirklich schön, an Süditalien erinnernd, und versöhnt etwas mit den meist wenig anziehenden Häuser- und Straßenbildern. Von dem Wald von Obstbäumen aber, in dessen Mitte vor relativ kurzer Zeit noch Valdivia gelegen sein soll, ist heute nichts oder nicht viel mehr zu bemerken. Die mit Bäumen bepflanzte und mit dem obligaten Springbrunnen versehene Plaza ist nicht übel. In ihrer Nähe liegt der deutsche Klub.

Obgleich keine arme Stadt — so gehört zum Beispiel die hiesige große deutsche Kolonie zu einer der reichsten von ganz Chile —, lassen die allgemeinen hygienischen Einrichtungen noch sehr, sehr viel zu wünschen übrig. Valdivia mag gegenwärtig etwa zehntausend Einwohner zählen, von denen über ein Drittel Deutsche sind. Eine genaue Schätzung der Bewohnerzahl chilenischer Städte ist auf Grund der einander widersprechenden Angaben schwierig.

Valdivia hat dank deutschem Fleiß und deutscher Energie eine sehr entwickelte, hochachtbare Industrie. Abgesehen von der großen Anwandterschen Bierbrauerei jenseits des Stromes, auf der Insel Teja, auf die ich nachher noch zu sprechen komme, spielen die Schuhwarenfabrikation, die Gerberei, die Fabrikation von Fleischwaren, die Eisenindustrie, der Schiffbau, Spritbrennereien usw. eine bedeutende Rolle. Das reiche Hinterland mit seinen großen Weiden und seinen gewaltigen Viehbeständen bietet für einzelne der genannten Industriezweige die natürliche Basis ihrer machtvollen Entwicklung.

Aber auch dem geistigen Leben dieses Ortes muß ein Kranz geflochten werden: eine ausgezeichnete deutsche Schule, die der in hohem Alter gestorbne Papa Anwandter vor einem halben Jahrhundert gegründet hat, und an der tüchtige Lehrkräfte wirken, sorgt für die Heranbildung der deutsch-chilenischen Jugend. Mich hat es immer freudig berührt, überall, wohin ich auch später in Chile kam, besonders viele Valdivianer deutscher Herkunft in den angesehensten Lebensstellungen zu treffen. Der Segen deutschen Wissens, deutschen Fleißes und deutscher Ausdauer scheint von Valdivia auszugehn. Nur schade, daß dem chilenische Indolenz mächtig entgegenwirkt. Fortschritt und Rückschritt, oder wenn ich mich so ausdrücken darf, Zentripetal- und Zentrifugalkraft in stetem, ununterbrochnem Kampfe miteinander!

(Fortsetzung folgt)

Aus der Bibliothek

Die Bibliothek der Akademie der Künste in Berlin-Mitte

Die Bibliothek, die in Berlin-Mitte, Am Pariser Platz 4, ihren Sitz hat, ist eine Präsenzbibliothek, das heißt, sie kann nicht ausgeliehen werden, sondern ist nur vor Ort zu benutzen. Sie ist eine Spezialbibliothek, die sich auf Literatur, Theater, Film, Musik, Bildende Kunst und Architektur konzentriert. Dabei sind die Schwerpunkte auf Literatur und Theater gelegt. Sie umfasst zur Zeit etwa 400 000 Bände. Hinzu kommen Nachlässe, Archivalien, Fotos, Plakate, Programmhefte, Zeitschriften und Zeitungsausschnitte.

Die Bibliothek ist eine Einrichtung der Akademie der Künste, die ihren Sitz ebenfalls am Pariser Platz hat. Sie ist eine Nachfolgerin der Bibliothek der Preußischen Akademie der Künste, die 1696 gegründet wurde. Diese Bibliothek wurde 1934 von den Nationalsozialisten geschlossen und ihre Bestände wurden zum Teil vernichtet. Nach dem Krieg wurde die Bibliothek der Akademie der Künste in Ost-Berlin neu aufgebaut. Sie wurde 1950 wiedereröffnet. Nach der Wiedervereinigung wurde sie mit der Bibliothek der Akademie der Künste in West-Berlin zusammengelegt. Seit 1993 ist sie in ihrem jetzigen Gebäude untergebracht.

Die Bibliothek ist eine öffentliche Bibliothek, sie darf von jeder Person benutzt werden. Sie ist montags bis freitags von 10 bis 18 Uhr geöffnet. Sie ist eine Präsenzbibliothek, das heißt, sie kann nicht ausgeliehen werden, sondern ist nur vor Ort zu benutzen. Sie ist eine Spezialbibliothek, die sich auf Literatur, Theater, Film, Musik, Bildende Kunst und Architektur konzentriert. Dabei sind die Schwerpunkte auf Literatur und Theater gelegt.

Die Bibliothek umfasst zur Zeit etwa 400 000 Bände. Hinzu kommen Nachlässe, Archivalien, Fotos, Plakate, Programmhefte, Zeitschriften und Zeitungsausschnitte. Die Bestände sind in einem Katalog erfasst, der online zugänglich ist. Die Bibliothek ist eine Einrichtung der Akademie der Künste, die ihren Sitz ebenfalls am Pariser Platz hat. Sie ist eine Nachfolgerin der Bibliothek der Preußischen Akademie der Künste, die 1696 gegründet wurde. Diese Bibliothek wurde 1934 von den Nationalsozialisten geschlossen und ihre Bestände wurden zum Teil vernichtet. Nach dem Krieg wurde die Bibliothek der Akademie der Künste in Ost-Berlin neu aufgebaut. Sie wurde 1950 wiedereröffnet. Nach der Wiedervereinigung wurde sie mit der Bibliothek der Akademie der Künste in West-Berlin zusammengelegt. Seit 1993 ist sie in ihrem jetzigen Gebäude untergebracht.

Die Bibliothek ist eine öffentliche Bibliothek, sie darf von jeder Person benutzt werden. Sie ist montags bis freitags von 10 bis 18 Uhr geöffnet. Sie ist eine Präsenzbibliothek, das heißt, sie kann nicht ausgeliehen werden, sondern ist nur vor Ort zu benutzen. Sie ist eine Spezialbibliothek, die sich auf Literatur, Theater, Film, Musik, Bildende Kunst und Architektur konzentriert. Dabei sind die Schwerpunkte auf Literatur und Theater gelegt. Sie umfasst zur Zeit etwa 400 000 Bände. Hinzu kommen Nachlässe, Archivalien, Fotos, Plakate, Programmhefte, Zeitschriften und Zeitungsausschnitte. Die Bestände sind in einem Katalog erfasst, der online zugänglich ist.

brach, würde wohl noch eine gute Stunde vergehn, und bis dahin konnte ich längst in Torgau sein. Ich beschleunigte meinen Schritt und richtete den Blick auf die drohende Wolkenschicht, deren Ränder fast ununterbrochen vom zitternden Widerschein ferner Blitze durchleuchtet wurden.

Die Beckwitzer Windmühle, die ihre Flügel wie ein paar gespenstige Arme zum Himmel aufreckte, lag schon hinter mir, und links, jenseits der Feldmark, glühte am Waldrande ein kleines rötliches Licht, das ich anfangs nicht zu deuten wußte, bis mir einfiel, daß in dieser Richtung das „Waldschlößchen," eine einsame Schenke, wo wir uns am Morgen während der Jagd mit einem Glase Grätzer Bier erquickt hatten, liegen müsse. Bald erlosch das Licht wieder, und so ziemlich in demselben Augenblicke verbarg sich auch der Mond hinter einer Wolke, die sich mit überraschender Schnelligkeit aus dem Nebeldunste am östlichen Horizont gebildet hatte und nun wie eine lange schmale Bank über den Bennewitzer Teichen lag. Auch über meinem Haupte hatte sich der Himmel bezogen, und die vereinzelten Sterne, die ich an den wenigen noch unbewölkten Stellen wahrnehmen konnte, leuchteten mit einem fahlen, verschleierten Licht und verschwanden einer nach dem andern. Zum Überfluß begannen jetzt auch schon einzelne schwere, lauwarme Tropfen zu fallen, die mir wie Erbsen auf den entblößten Kopf schlugen und ihn zersprühend netzten, ohne ihn jedoch zu kühlen.

Die Schwüle und die Müdigkeit machten sich immer stärker bei mir geltend, der Rucksack drückte, die Hühner, die ich an den Schlingen des Gürtels trug, legten sich wie ein Bleigewicht gegen den linken Schenkel, der Drilling lastete immer schwerer auf meiner rechten Schulter, und die brennenden Füße stolperten auf der glatten Chaussee über jedes Steinchen. In Schweiß gebadet, blieb ich stehn, lehnte mich an einen Chausseebaum und rang nach Luft. Da bemerkte ich, daß der Loßwiger Wald, dessen östlichen Zipfel die Landstraße durchschneidet, schon dicht vor mir war. Ich sah auf die Uhr und erkannte zu meiner Freude, daß ich Zeit genug hatte, mir einige Augenblicke des Verschnaufens zu gönnen. Im Kiferndickicht war ich vor dem nun immer stärker fallenden Regen geschützt, es galt also, möglichst schnell eine geeignete Deckung aufzusuchen und das Ende des Gusses, der ja wohl nicht lange anhalten würde, abzuwarten.

Die Aussicht auf eine Viertelstunde Rast gab mir neue Kraft, und nach wenig Minuten sprang ich in den Straßengraben hinein und kletterte an der sandigen Böschung auf der andern Seite empor. Hier unter den dichten Kieferkronen war vom Regen zunächst noch nichts zu spüren; die von der Hitze der letzten Tage ausgedörrten Nadelbüschel schienen das Wasser wie Schwämme aufzusaugen. Ich suchte mir ein Plätzchen unter einem besonders großen Baume, setzte mich auf eine starke Wurzel, die wie eine Riesenschlange über den sandigen Grund dahinkroch, legte Gewehr und Rucksack neben mich, warf meinen Lodenmantel um und lehnte mich mit dem Rücken gegen den Kiefernstamm.

Das Gewitter kam näher und näher, war aber, nach dem rollenden Donner zu schließen, immerhin noch in so weiter Ferne, daß ich mir wegen des etwas leichtsinnig gewählten Unterschlupfs einstweilen keine Gedanken zu machen brauchte. Ich fühlte mich zunächst ganz behaglich, überdachte die Erlebnisse des Tages und beobachtete die prächtigen Beleuchtungseffekte, die jeder Blitz im Walde hervorrief. Für kurze Augenblicke war alles um mich her taghell, der Horizont schien in Flammen zu stehn, und die knorrigen Stämme warfen pechschwarze Schatten auf den blendendweißen Sandboden. Ich bin sonst kein besondrer Freund des Kiefernwaldes, wie er hier in der ganzen Gegend dominiert, aber in dieser Stunde erschien er mir in seiner düstern Majestät wie ein geheimnisvoller Zauberhain, worin böse Dämone ihr Spiel treiben, oder eine von den aufgeklärten Menschen längst abgetane Gottheit ihre letzte Zuflucht genommen hat. Die knorrigen Äste, die sich jetzt, wo plötzlich ein Sturmwind losbrach, hoben und senkten, glichen langen verzerrten Armen, und in dem Rauschen und Pfeifen der Kronen glaubte ich Stimmen-

geflüster und drohendes Murmeln zu erkennen. Zum Überfluß jagten sich auch noch ein paar Waldohreulen durch die Wipfel, schwebten mit geisterhaft geräuschlosem Fluge über meinem Haupte und verschwanden mit lautem, langnachhallendem Schrei, der beinahe wie Hundegebell klang, in den tiefsten Gründen des Forstes. Wenn sie etwa die Absicht gehabt hatten, mich mit Furcht und Grauen zu erfüllen, so darf ich bekennen, daß ihnen dies gründlich mißlang. Im Gegenteil: sie riefen eine Reihe angenehmer Erinnerungen in mir wach, Erinnerungen an ein mir lieb gewordnes Mitglied ihrer Familie, den alten kampflustigen Uhu, der mir als treuer Weidgenoß vor meiner Krähenhütte auf dem Glastener Revier so manchen schönen Frühlings- und Herbsttag verkürzt hatte. Ach, wenn ich doch in der gemütlichen Krähenhütte säße, so dachte ich, als es jetzt von den Zweigen zu tropfen begann, da würde ich mirs auf der Strohschütte bequem machen und morgen mit dem Frühzug in die Stadt fahren! Und ich mußte eines in der Hütte verbrachten Abends gedenken, wo nach einem schweren Unwetter der Mond mit doppelt hellem Schein hinter dem Forste heraufgestiegen war. Als ich damals zu später Stunde aus der Hütte trat, sah ich sechzig Gänge vor mir den kapitalen Kronhirsch in den Kartoffeln stehn und so ruhig zu mir herüberäugen, als habe er gewußt, daß ich nur die Doppelflinte bei mir führe. Der Kronhirsch! Bei der Erinnerung an ihn begannen meine Pulse wieder zu klopfen wie damals, und ein Gefühl der Weihe überkam mich, nicht minder wunderbar und erhebend wie in jener Nachtstunde, wo mich der König des Forstes seines Anblicks gewürdigt hatte.

* * *

Plötzlich war es mir, als hätte ich den Schlag einer fernen Turmuhr vernommen. Die Viertelstunde, die ich zu rasten gedacht hatte, mußte längst verstrichen sein. Ich raffte mich, so schwer es mir auch wurde, auf, belud mich mit meinem Gepäck und suchte die Landstraße so schnell wie möglich wieder zu erreichen. Aber seltsam! Ich war doch nicht weit von der Straße abgewichen, und nun konnte ich sie nicht wiederfinden. Ich war von rechts her gekommen und mußte also wieder in der Richtung nach rechts, aber je weiter ich ging oder vielmehr in meiner Aufregung vorwärts stolperte, desto fremder erschien mir meine Umgebung. Der Regen hatte nachgelassen, aber bei jedem Schritt wurde ich mit schweren Wassertropfen überschüttet, die von den triefenden Zweigen niederrieselten. Der Wald wurde dichter und dichter, es schien, als wollten mir die Stämme den Weg versperren. Kein Zweifel: hier war ich noch nicht gewesen, also umkehren und in der entgegengesetzten Richtung weitergehn! Gedacht, getan. Aber gerade als ich auf eine schmale Lichtung zueilen wollte, die ganz in der Ferne sichtbar wurde, strauchelte ich über eine Wurzel und kam zu Fall. Ich erhob mich und griff nach dem Mantel, der mir von den Schultern gefallen war; als ich aber meinen Weg fortsetzen wollte, merkte ich, daß ich die Richtung verloren hatte, und daß sich vor mir und hinter mir je eine Lichtung auftat. Vergebens versuchte ich, einen Schimmer des Mondes zu erspähen; das trügerische Gestirn hatte sich so völlig hinter den Wolken verborgen, daß der Himmel überall gleich finster war. Die Zeit drängte, ich mußte aus dem Walde heraus und wenn nicht die Landstraße, so doch das freie Feld zu erreichen suchen. Vielleicht daß mir draußen irgendein fernes Licht oder der helle Schein, der Nachts über den erleuchteten Städten zu ruhen pflegt, einen Aufschluß über meine verzweifelte Lage geben würde. Also vorwärts, ganz gleich, in welcher Richtung! Irgendwo mußte der Wald ja ein Ende nehmen.

Am ganzen Körper triefend, zitternd vor Müdigkeit und Erregung, rannte ich weiter. Plötzlich wurde es vor mir lichter, die hohen Kiefern wichen zurück und machten niedrigem Buschholz Platz, zwischen dem sich eine feuchte Wiese ausdehnte. Meinen Füßen tat die kühle Nässe wohl; ich achtete nicht darauf, daß ich bei jedem Schritte tiefer einsank, und daß das Wasser unter meinen Sohlen gurgelte und gluckste, bis es endlich von oben in die Schäfte meiner Stiefel lief. Das war der

Erfrischung freilich etwas zu viel, und obendrein kam mir die fatale Geschichte von einem Manne in den Sinn, der vor ein paar Jahren gerade in dieser Gegend spurlos im Moor versunken war. Aber was half das alles, ich mußte weiter, und an ein Zurück war jetzt nicht mehr zu denken.

Ich hatte früher einmal gehört, daß man gefährliche Stellen im Moore mit der größten Schnelligkeit passieren müsse, um so dem tückischen Grunde keine Zeit zum Einsinken zu lassen. Ich versuchte deshalb, mich möglichst leicht zu machen und mit der Grazie einer Elfe über die unheimliche Wiese wegzukommen. Und — merkwürdig, was der feste Wille eines Menschen vermag! — es gelang mir wider Erwarten gut. Das Glucksen des Wassers hörte auf, mein Fuß schien nur die feuchten Grashalme zu streifen, und ein Gefühl der Wonne überkam mich, als hätte ich das Problem des Fliegens gelöst und könnte nun, von der Materie befreit, wie die seligen Geister über dem Staube oder dem Schlamme unsers Planeten dahinschweben. Ich weiß nicht, wie lange ich mich dem ungewohnten Kunstgenusse hingab, es ist mir nur erinnerlich, daß mein Fuß plötzlich mit einem harten Gegenstand in Berührung kam, der sich als ein Chausseestein entpuppte. Nun war es mit dem Schweben vorbei, ich spürte wieder das Gewicht des Rucksacks und des Drillings, die Hühner baumelten an meiner Seite und legten sich mit ihrem durchnäßten Gefieder wie ein schwerer Hemmschuh gegen meine Schenkel. Ich zog eine Schachtel Wachshölzchen aus der Tasche, machte Licht und sah auf die Uhr. Der große Zeiger stand auf der Minute, wo der Zug in den Torgauer Bahnhof einlaufen mußte! Die ganze Hetze war also umsonst gewesen. Ich hatte die nicht gerade verlockende Aussicht, in einem Gasthofe der Stadt übernachten und mit dem Frühzuge die Heimreise antreten zu müssen.

Beim Weitergehn bemerkte ich rechts von der Straße die dunkeln Umrisse eines einsamen Gehöfts, worin ich nach längerm Überlegen die Abdeckerei, oder wie sie dort in der Gegend in der Erinnerung an vergangne Zeiten genannt wird, die Scharfrichterei erkannte. In dem düstern Hause dort, das so friedlich und idyllisch unter alten, weitschattenden Linden und Obstbäumen lag, hatte einst der Henker von Torgau gewohnt, und der genius loci war auch heute noch nicht so anheimelnd, wie es das altertümliche Anwesen mit dem von einer hohen Hecke eingefaßten, etwas verwilderten Blumengarten sonst wohl verdient hätte.

Da ich ja nichts mehr zu versäumen hatte, beschloß ich, ganz gemächlich nach Torgau hinein zu spazieren, zuvor aber das angenehme Gruseln, das den nächtlichen Wandrer an unheimlichen und verschrieenen Orten überkommen soll, einmal am eignen Leibe kennen zu lernen. Ich warf also meinen Rucksack auf einen Steinhaufen zur Seite der Chaussee, setzte mich darauf und gab mir die größte Mühe, irgend etwas zu entdecken, was einer umgehenden armen Seele oder einem ähnlichen Spuk ähnlich gesehen hätte. Der Mond, der das Versteckspielen hinter den feuchten Wolken satt bekommen zu haben schien, kam wieder zum Vorschein, nicht gerade in seiner vollen Klarheit, aber immerhin so hell, daß sein Licht mir erlaubte, die Gebäude der Scharfrichterei und die weitere Umgebung genauer zu betrachten. Da gab es nun freilich nichts ungewöhnliches oder gar übernatürliches zu sehen, das Anwesen war ein Gehöft wie tausend andre hier in der Gegend, und der Umstand, daß in einem Zimmer des Erdgeschosses plötzlich eine Gestalt im Nachtgewande mit einem Licht in der Hand erschien, einen Wandschrank öffnete, eine Flasche hervorholte, erst daran roch und dann einen herzhaften Zug daraus tat, ließ sich beim besten Willen nicht als ein Vorgang aus der vierten Dimension deuten. Im übrigen blieb in dem Hause alles still, nur aus dem Stalle klang von Zeit zu Zeit das Rasseln einer Kette zu mir herüber, und in der weiten Ferne konnte ich das Schreien und das Plätschern des Wassergeflügels vernehmen, das den nahen Großen Teich als eine vieltausendköpfige Kolonie bevölkert.

Mit einemmal war mir, als schalle aus der Richtung von Torgau her Pferdegetrappel und Räderrollen. Ich lauschte einige Augenblicke und kam zu der Über-

zeugung, daß ich mich nicht getäuscht hatte, und daß sich das Fuhrwerk in außerordentlich schnellem Tempo näherte. Ein paar Sekunden später blitzten die Wagenlaternen auf, und nun konnte ich erkennen, daß es ein leichter, mit zwei feurigen Rappen bespannter Jagdwagen war, auf dessen Bock ein Kutscher und ein Bedienter in dunkler Livree saßen. Ich glaubte schon, die beiden Männer hätten mich bei ihrer rasenden Fahrt nicht bemerkt, als plötzlich die Pferde angehalten wurden und auf der Stelle wie angewurzelt standen. Der Bediente schwang sich vom Bock, lüftete den Hut und trat auf mich zu.

Verzeihen der Herr gütigst, sagte er, wir haben den Auftrag, Sie vom Bahnhof abzuholen, hatten aber unterwegs einen kleinen Unfall mit Dante — er wies bei diesen Worten auf das Sattelpferd, dessen mit Straßenkot beschmutzte Flanke verriet, daß es kurz vorher gestürzt sein mußte — und haben uns deshalb verspätet. Am Bahnhofe hörten wir, daß der Herr zu Fuß gegangen sei, und da sind wir scharf gefahren, um Sie noch auf der Chaussee zu erreichen. Wenn es dem Herrn gefällig ist, einzusteigen —

Er öffnete den Schlag, nahm mir Gewehr und Rucksack ab und legte sie in den Wagen. Die Situation begann mich zu belustigen.

Von wem kommen Sie? fragte ich.

Vom gnädigen Herrn Baron von Sparr auf Schloß Hellental, erwiderte der Bediente. Der gnädige Herr heißt Sie willkommen und läßt dem Herrn sagen, der Dreißigender stünde zu Ihrer Verfügung.

Der Dreißigender? Ich mußte bei dieser Frage wohl ein ziemlich erstauntes Gesicht gemacht haben, denn ich glaubte zu erkennen, daß um den Mund des dienstbaren Geistes ein spöttisches Lächeln spielte.

Die Hirsche haben auf dem Reviere des gnädigen Herrn dieses Jahr ungewöhnlich gut auf, erklärte er, allerdings läßt der Herr Baron auch schonen, wo er kann, und die Herren Jagdgäste dürfen nur ganz kapitale Stücke schießen.

Ein Revier, wo man den Gästen Dreißigender vorsetzte, und wo man überhaupt darauf hielt, daß nur ganz kapitale zum Schuß kamen, hatte für mich den Reiz der Neuheit. In der ohnehin etwas verwegnen Stimmung, worin ich nach den Erlebnissen der letzten Stunden begreiflicherweise war, beschloß ich, es darauf ankommen zu lassen, ob der beneidenswerte Baron in mir den erwarteten Jagdgast wirklich erkennen würde, und stieg deshalb mit einer mehr als edeln Dreistigkeit in den Wagen. War ich einmal in Hellental, so kalkulierte ich mit einer Logik, die für meinen Zustand und die vorgerückte Stunde gar nicht übel war, so konnte mich der Baron, wenn er das Versehen seiner Leute bemerkte, doch nicht ohne weiteres wieder auf die Landstraße setzen, sondern mußte mich mit der Gastfreundschaft, die ja eine der Kardinaltugenden des deutschen Adels ist, dabehalten und schlimmstenfalls mit einem Sechsundzwanzigender oder Vierundzwanzigender abspeisen. Auf dem Dreißigender wollte ich gar nicht einmal bestehn, in solchen Dingen lasse ich ganz gern mit mir handeln, vorausgesetzt daß die Stangen stark und gut geperlt sind, und daß die Auslage nichts zu wünschen übrig läßt Aber die Redaktionssitzung morgen Nachmittag? Mit Zentnerschwere fiel es mir auf die Seele. Was sollte ich tun? Wenn ich jetzt nach Hellental fuhr, konnte ich Freitag um fünf nicht in Leipzig in der Inselstraße sein. Benachrichtigen konnte ich die Herren auch nicht mehr, es würde also wohl eine peinliche Auseinandersetzung geben. Aber auf der andern Seite ein Sechsundzwanzig-, wenn nicht gar ein Dreißigender! Wer hätte sich da noch lange besinnen können! Wer weiß auch, ob mir eine solche Gelegenheit im Leben jemals wieder geboten würde! Also vorwärts nach Hellental!

Der Wagen hatte sich in Bewegung gesetzt und rollte so schnell dahin, daß mir der Atem zu vergehn drohte. Seltsamerweise verließ er unmittelbar hinter der Scharfrichterei die Landstraße und fuhr auf einem Wege, den ich früher nie bemerkt hatte, in gerader Richtung auf den Wald zu. An einer finstern Stelle, während wir ein schmales Vorgehölz passierten, löste ich die Hühner samt den

Schlingen vom Gürtel und schleuderte sie ins Dickicht, denn es lag mir daran, die Fiktion, als käme ich direkt vom Bahnhof, aufrecht zu erhalten. Es war nur ein wahres Glück, daß ich den Drilling und nicht die Doppelflinte bei mir hatte!

Die beiden Männer auf dem Bock verhielten sich schweigend, allerdings mochte der Kutscher auch genug mit seinen Rappen zu tun haben, die vor jedem Birkenstamm, vor jeder im Mondschein blinkenden Wasserlache scheuten, und die so aufgeregt waren, daß eine richtige Dampfwolke von ihren glatten zitternden Körpern aufstieg, während weiße Schaumflocken um sie her stoben. Auf einem Kreuzweg am Waldrande stand eine dunkle Gestalt, die uns mit ausgebreiteten Armen den Weg zu versperren schien. Die Pferde bäumten vor ihr empor und wollten ausbiegen, aber der Kutscher riß sie herum und trieb sie mit einem brutalen Peitschenhieb gerade auf die Gestalt los, die unter ihren Hufen niedersank und sich ächzend in den Graben wälzte. Ich war über diese Roheit empört und verlangte mit aller Bestimmtheit, daß der Kutscher anhalten sollte. Er tat es mit einigem Widerstreben und meinte höhnisch: Wer heißt den Schuft, sich hier mitten auf den Weg stellen und mir die Pferde scheu machen! Nun mag er zusehen, wie er seine Knochen nach Hause bringt!

Ich ließ mich durch diese Lieblosigkeit nicht abhalten, aus dem Wagen zu springen und nach der Stelle zurückzueilen, wo der Überfahrne liegen mußte. Der Bediente folgte meinem Beispiel. Einen Augenblick später kehrte ich jedoch ziemlich kleinlaut zum Wagen zurück. Was da im Graben lag, war weiter nichts als eine umgeworfne Wildscheuche, wie sie die Bauern hier und da an Orten aufzurichten pflegen, wo ein Wechsel aus dem Forste auf die Feldflur führt. Und doch hätte ich darauf schwören mögen, daß sich die Erscheinung wie ein menschliches Wesen bewegt und einen Schrei ausgestoßen habe!

Wir fuhren eine Weile im Walde hin und kamen dann über eine weite Lichtung, die von einem breiten Wassergraben durchzogen wurde. Links dehnten sich Wiesen und niedrige Erlenbüsche, rechts schimmerte zwischen hohem Schilf der Spiegel eines Teiches. Die Gegend kam mir bekannt vor; hier war ich schon einmal gewesen. Richtig! Dort traf der Damm auf die Landstraße, der die Benker Teiche nach Westen zu einschließt. Ich war also wieder auf dem Beckwitzer Revier, dort links hinter der Baumgruppe mußte der „Stille Winkel" liegen, wo ich am 31. Mai den Pfropfenzieherbock zur Strecke gebracht hatte. Desto mehr erstaunte ich, als mir der Kutscher auf meine Frage, wie lange wir noch bis Hellental zu fahren hätten, die Antwort gab: Keine zehn Minuten mehr!

Seltsam! Ich hatte mir das Beckwitzer Revier und seine weitere Umgebung oft genug auf den Meßtischblättern der Generalstabskarte angesehen und glaubte gerade in dieser Gegend, wo ich schon häufiger gejagt hatte, wenn auch nicht jeden Weg und Steg, so doch jeden Ort und jedes Gehöft zu kennen. Wie mochte es kommen, daß ich von einem Schlosse, das hier in der Nähe sein sollte, nie etwas gehört oder gelesen hatte? Der Wagen verließ die Straße und fuhr quer in eine Wiese hinein, die sich wie eine breite Schneise in den Wald zog und an den Rändern mit Buschwerk bestanden war. Auch diese Lokalität war mir bekannt; ich hatte mich schon darüber gewundert, daß dieser Revierteil den Namen „Schloßwiese" führte. Es schien also doch wohl ein Schloß hier in der Nähe zu sein, das mir durch einen Zufall bisher gänzlich entgangen war.

Wir passierten die Beckwitzer Grenze, und ich bemerkte zu meinem Erstaunen, daß sich die Wiese auf der andern Seite noch eine bedeutende Strecke weit fortsetzte. Plötzlich fuhren wir an einer nicht gerade steil abfallenden Böschung empor und rollten nun auf einer ziemlich breiten Straße dahin, die schnurgerade auf ein von gewaltigen Bäumen umgebnes Rasenrondell führte, auf dessen entgegengesetzter Seite ein langes einstöckiges Gebäude, offenbar das Hellentaler Schloß, lag. Die Fenster des Erdgeschosses waren ohne Ausnahme erleuchtet, während der obere Stock völlig unbewohnt zu sein schien. Das steile Ziegeldach und der kupferne Helm des

kleinen Turmes, der sich über der Mitte des Gebäudes erhob, schimmerten im Mondlicht, und das Ganze machte, soweit ich bei der schnellen Fahrt um das Rondell beurteilen konnte, den behaglich-vornehmen Eindruck eines altertümlichen Landadelsitzes.

Bei unsrer Annäherung schlug eine ganze Meute von Hunden an, und als der Wagen auf der von einem langen, auf Säulen ruhenden Balkon überdachten Rampe hielt, wurde die Haustür aufgerissen. Ein alter Bedienter, der wie die beiden auf dem Bock eine dunkelgrüne Livree trug, trat aus dem Hause, öffnete den Wagenschlag und half mir heraus, während sein Kollege vom Bock sprang und sich meines Gepäcks bemächtigte. Man führte mich über einen geräumigen, mit weißen Marmorfliesen getäfelten Vorsaal, an dessen Wänden Hirschgeweihe von ungewöhnlicher Stärke und Endenzahl prangten, und geleitete mich die breite Freitreppe hinauf in ein Gemach, dessen Fenster nach der Hofseite schauten. Der Bediente, der mir Rucksack und Gewehr nachgetragen hatte, entfernte sich, und der Alte zündete an seinem Windlicht ein paar Wachskerzen an, die in schweren silbernen Leuchtern steckten.

Der Herr werden wohl zunächst ein wenig Toilette zu machen und einen kleinen Imbiß einzunehmen wünschen, bevor ich Sie beim Herrn Baron melde, sagte er höflich aber zugleich so bestimmt, als verkörpere er selbst eine strenge Hausordnung, ich werde also in einer Viertelstunde das Souper servieren. Damit verließ er das Zimmer.

Ich trat an eins der Fenster, warf einen Blick in den Hof, wo der Kutscher gerade dabei war, die Rappen auszuspannen, und begann dann damit, meinen äußern Menschen in einen einigermaßen gesellschaftsfähigen Zustand zu versetzen. Ich legte die Joppe ab, vertauschte die schweren nassen Stiefel mit leichten Lederschuhen und unterzog mich einer gründlichen Waschung. Während des Abtrocknens hielt ich in dem Gemache Umschau. Es war ein ziemlich hohes Zimmer, dessen Boden mit einem weichen, altmodischen Teppich belegt war, und dessen Einrichtung aus den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu stammen schien. Das Bett, der Waschtisch, der Pfeilerspiegel und die Stühle waren aus stark nachgedunkeltem Mahagoniholz, und an den mit einer braunen Ledertapete bekleideten Wänden hingen alte Kupferstiche, die Szenen aus dem „Freischütz" und ähnliche weidmännisch-romantische Motive darstellten.

Die Viertelstunde konnte kaum verstrichen sein, als der Bediente wieder eintrat. Er trug ein Tablett mit verdeckten Schüsseln, einer Flasche Wein und dem nötigen Speisegerät, breitete ein Leinentuch über den Tisch und stellte alles darauf. Während er damit beschäftigt war, versuchte ich, aus ihm etwas näheres über meinen geheimnisvollen Wirt herauszubekommen.

Ist der Herr Baron eigentlich verheiratet? fragte ich, da ich Gewißheit darüber haben wollte, ob ich mich in meinem schon etwas strapazierten Jagdkostüm auch vor der Dame des Hauses präsentieren müßte.

Nein, der gnädige Herr sind Junggeselle, antwortete der Alte mit einem feinen Lächeln, indem er die Flasche entkorkte.

Dann ist wohl überhaupt keine Dame im Hause? fragte ich weiter.

Bis vor einigen Jahren wohnte die Frau Großmutter des gnädigen Herrn hier, aber die hat sich nun ganz auf den Automobilsport gelegt und lebt meist an der Riviera. Seitdem haben wir uns ohne Hausfrau behelfen müssen.

So — sagte ich etwas verdutzt, das ist mir interessant. Die alte Dame muß doch schon hoch in den Jahren sein —?

Die jüngste ist sie freilich nicht mehr, erwiderte der dienstbare Geist diplomatisch und offenbar entschlossen, keine Indiskretion zu begehn.

Der Herr Baron ist ja allerdings noch ein verhältnismäßig junger Mann, fuhr ich ebenso diplomatisch fort, obgleich ich über das Alter meines Wirtes nicht einmal Vermutungen hegen konnte, da ich von seiner Existenz vor einer Stunde überhaupt noch keine Ahnung gehabt hatte.

Der gnädige Herr sind weit älter, als er aussieht. Er hat auch mehr erlebt und erfahren, als die Leute ahnen. Er hat die ganze Welt bereist und hat Verbindungen in allen Ländern. Wenn man ihn manchmal reden hört, könnte man glauben, er sei dabei gewesen, als „Eva im Paradiese Adam den Apfel zu kosten gab."

Bei diesen sonderbaren Worten zwinkerte der Alte auf eine höchst eigentümliche Art mit dem linken Auge und lächelte vielsagend. Dann aber schien ihm zum Bewußtsein zu kommen, daß er zuviel gesagt habe. Er rückte mit einer gewissen Hast einen Stuhl an den Tisch, stellte die beiden Leuchter vor das Kuvert und entfernte sich, nachdem er mich darauf aufmerksam gemacht hatte, daß ich nur mit dem Fuße aufzustampfen brauche, wenn ich mit Essen fertig sei und zum gnädigen Herrn geführt zu werden wünsche. An dieser seltsamen Art der häuslichen Verständigung konnte ich freilich merken, daß ich in eine rechte Junggesellenwirtschaft hineingeschneit war.

Ich setzte mich zu Tisch, lüftete die Deckel der silbernen Schüsseln und ließ mir das Mahl, das aus einem Rebhuhn mit Sauerkraut und Erbsbrei bestand, munden. Als ich mir ein Glas Wein einschenkte und kostete, merkte ich sogleich, daß man mir einen rheinischen Rotwein vorgesetzt hatte, den ich seit langem jedem andern Getränk vorziehe, und als ich nun nach der Etikette sah, erkannte ich zu meiner nicht geringen Verwunderung, daß es derselbe „Menzenberger" war, den mir die Firma Johannes Kolfenbach in Honnef am Rhein seit Jahren für meinen häuslichen Tisch liefert. Man hätte wirklich glauben können, daß der Schloßherr meinen Geschmack gekannt hätte.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Die russische Sozialdemokratie hat sich mit dem Erfurter Programm der deutschen Sozialdemokratie ausdrücklich identifiziert. Diese an und für sich auffällige Erscheinung — denn bei den Russen besteht so wenig wie bei allen Slawen irgendwelche Neigung für das deutsche Vorbild — ist nur durch den Zusammenhang zu erklären, der zwischen der russischen und der deutschen Sozialdemokratie besteht und diese sowohl zur helfenden Genossin als zur geistigen Führerin jener gemacht hat. Der Zusammenhang ist nicht etwa nur der der Ideen, nicht allein ein geistiger. Die Tageszeitungen der deutschen „Genossen" bezeugen es fast in jeder Nummer, und auch die „wissenschaftlichen" Organe der Partei bleiben nicht dahinter zurück: daß die deutsche Sozialdemokratie, wenn sie auch nicht die eigentliche Erzeugerin der russischen ist, ihr dennoch Geist von *ihrem* Geist eingehaucht hat und ihr organisierend und helfend mit Rat und Tat zur Hand gegangen ist und noch geht. Vielleicht ist nicht einmal die Behauptung zu gewagt, daß die deutsche Sozialdemokratie die russische erst zum Leben erweckt habe. Bei Geldunterstützungen und Sympathiebezeugungen, bei „moralischer" (sit venia verbo) Unterstützung ist es nicht geblieben. Nicht nur Druckschriftenmaterial ist von der deutschen Sozialdemokratie nach Rußland eingeschmuggelt worden, nicht nur einer größern Anzahl von Personen hat die deutsche Sozialdemokratie allen Vorschub für den Grenzübertritt zuteil werden lassen, sondern es ist wohl außer allem Zweifel, daß zwischen dem Hauptquartier der deutschen Sozialdemokratie und der Leitung der Revolution in Rußland feste und regelmäßige Beziehungen bestehn, bei denen die Spuren aktiver Mitwirkung deutlich zu erkennen sind. Ohne die Ratschläge des deutschen sozialdemokratischen Hauptquartiers und seine weitgehende Mitwirkung hätte der Generalausstand in Rußland vielleicht niemals eine so mächtige Organisation und einen so gewaltigen Umfang erreichen können, durch die er das öffentliche Leben des weiten Reichs, wenn auch nur vorübergehend, tatsächlich in seine

Gewalt gebracht hatte. Die „Wochenschrift der deutschen Sozialdemokratie," die Neue Zeit, schreibt in ihrer Nummer vom 4. November in einem Artikel, worin sie die russischen Arbeiter als „die Preisfechter des europäischen Proletariats" bezeichnet:

„Sie haben den Kleinmut beschämt, der vieles für unmöglich hielt, was sie als möglich erwiesen haben; die europäischen Arbeiter wissen heute, daß die Kampfmethoden der alten Revolution sich nur überlebt haben, um neuen und schärfern Kampfmethoden in der Geschichte ihres Emanzipationskampfes zu weichen. In die Arbeiterklasse jedes europäischen Landes sind Funken von der Feuertaufe der russischen Revolution gefallen, und in Österreich glimmen die hellen Brände schon auf. Nicht zuletzt auch die deutschen Arbeiter stehn mit in dem Kampfe, den ihre russischen Brüder (!) führen; der preußisch-deutsche Vasallenstaat ist so eng mit dem Schicksal des Zarismus verflochten, daß dessen Sturz für das Reich der ostelbischen Junker die tiefsten Wirkungen haben wird. ... Auf die Dauer läßt sich die russische Revolution so wenig in die russischen Grenzen sperren, wie sich einst die französische Revolution in die französischen Grenzen sperren ließ, und das weiß niemand besser als die herrschenden Klassen in Deutschland. Wir können sicher sein, daß sie die Entwicklung der russischen Revolution mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgen und den Augenblick ergreifen werden, wo sie mit einiger Aussicht auf Erfolg gegen sie einen vernichtenden Schlag glauben führen zu können. Um so weniger darf die deutsche Arbeiterschaft vergessen, daß die Sache ihrer russischen Brüder auch die ihre ist."

Mit großer Geschicklichkeit ist hier die Ursache zur Wirkung, die Prämisse zur Folgerung gemacht worden. Den „herrschenden Klassen" in Deutschland wird imputiert, daß sie einen vernichtenden Schlag gegen die russische Revolution planen, deshalb sollen die deutschen Arbeiter nicht vergessen, „daß die Sache ihrer russischen Brüder auch die ihre ist"! Wir wollen der Frage, ob die deutsche Sozialdemokratie an den „russischen Brüdern" nicht noch manche Enttäuschung erleben wird, hier noch gar nicht einmal nähertreten, können aber doch nicht umhin, die „Wissenschaftlichkeit" zu beleuchten, die bei der Parallele zwischen der russischen Revolution und der französischen zutage tritt. Die französische Revolution zog ihre propagandistische Kraft wesentlich aus dem Umstande, daß Frankreich damals rings von Staaten umgeben war, deren politische Einrichtungen längst ebenso einer weisen reformierenden Hand bedurft hätten wie ihre militärischen. Nach England hat die französische Revolution nicht hinübergegriffen, weil sie dort auf überlegne politische Einrichtungen stieß. England hatte seine Bürgerkriege mit ihren opferreichen Erfahrungen hinter sich, und die Nation trug kein Begehr nach deren Wiederholung. Im sichern Besitz ihrer politischen Institutionen lehnte die Bevölkerung Großbritanniens die Neuerungen der französischen Revolution entschlossen und so bestimmt ab, daß es dem jüngern Pitt bekanntlich nicht einmal möglich war, eine Reform des Unterhauses auch nur durch Einsetzung eines Ausschusses anzubahnen. Welche politische Freiheit soll uns nun wohl von Rußland kommen? Das allgemeine Stimmrecht? Unser Wahlrecht ist — leider — das weitestgehende in ganz Europa und durch kein Oberhaus und keinen Senat in seinen Wirkungen eingeschränkt. Die Preßfreiheit, eine geordnete Rechtspflege, alle erdenkbaren parlamentarischen Rechte und bürgerlichen Freiheiten sind reichlich vorhanden. Ob und wie lange Rußland mit seinen heterogenen Völkermassen es überhaupt vertragen wird, durch Gewährung denkbar freiheitlichster Verfassungsinstitutionen von einem Extrem ins andre geworfen zu werden, bleibt abzuwarten. Auch in diesen überschäumenden Wein wird aus der Hand der Erfahrung noch mancher Tropfen Wasser fließen müssen, nicht etwa als „Reaktion," sondern als selbstverständlicher Rücklauf aller Übertreibungen. Deutschlands verfassungsmäßige Einrichtungen, schon weil sie die ältern und in bezug auf die Grenzen des Möglichen erprobtern, von einer weit größern politischen Intelligenz getragnen sind, werden sich den russischen immer weit überlegen zeigen. Wann wird Rußland seiner Arbeiterbevölkerung eine so prompt funktionierende und so wohltätige Versicherungsgesetzgebung, Krankheits-

Unfall-, Alters- und Invalidenversicherung bieten können wie die deutsche? Wenn man früher sagen durfte, daß ein russischer Angriff an dem hohen Kulturstande Deutschlands scheitern müsse und werde, so gilt das von einem Übergreifen der russischen Revolution in noch viel höherm Grade. Oder glaubt die sozialdemokratische „Wissenschaftlichkeit“ wirklich an einen Mongolenzug der russischen Revolution? Wenn er dereinst käme, würden unsre fleißigen und intelligenten Arbeiter in ihrer großen Mehrzahl am Ende doch finden, daß die „ostelbischen Junker“ ihnen sehr viel näher stehn als die „russischen Brüder,“ und sie würden sich wahrscheinlich der Führung jener Junker ebenso gern anvertrauen wie einst ihre Väter und Großväter, um sich dieser „russischen Brüder“ zu entledigen. Die Sache der deutschen Arbeiterschaft ist nicht die der russischen Revolutionäre, sondern ist Deutschland, ist die heimatliche Henne, die ihnen die goldnen Eier reichlicher und reichlich bezahlter Arbeit, eines fortgesetzt steigenden Wohlstandes legt. Wer etwas andres treibt und predigt, begeht bewußterweise Reichs- und Landesverrat. Die am 19. März 1848 infolge des unverantwortlichen Abzugs der Truppen „siegreichen“ Berliner haben sich bekanntlich in den nächsten Tagen unsterblich lächerlich gemacht durch die Furcht: „der Prinz von Preußen kommt mit den Russen!“ Liegt die Sache heute anders, wenn die Organe der „siegreichen“ Dreimillionenpartei in den Ruf ausbrechen: August Bebel kommt mit den Russen! Oder gar Herr Singer! Es wäre vielleicht recht nützlich angelegtes Geld, dieses Bild auszumalen und in Hunderttausenden von Exemplaren durch Deutschland zu verbreiten!

Das Band, das die Leitung der deutschen Sozialdemokratie mit der der russischen verbindet, ist viel weniger die Gleichartigkeit der Ideen als vielmehr ein gewisses Judentum, präziser gesprochen: nicht Bebel sondern — Singer! Bebel ist der pathetische, polternde und dabei posierende Fanatiker, der mehr und mehr in die Rolle des Parteipatriarchen hineinwächst; Singer der pfadfindende, kalt berechnende Verschwörer, der die unterirdischen Minengänge überall zu legen und rechtzeitig zu entzünden weiß. Bebel kämpft den „Emanzipationskampf“ des vierten Standes, so wie er ihn versteht, Singer kämpft den Emanzipationskampf des Judentums. Ihm, dem Millionär, sind die Arbeitermassen, die ihm „seine“ Schlachten ausfechten müssen, nur Kanonenfutter in des Wortes verwegenster Bedeutung, das den Staat und die Gesellschaft zertrümmern soll die das Judentum nicht als ebenbürtig anerkennen und sich von ihm nicht beherrschen lassen wollen. Das Judentum ist das Rückgrat der russischen revolutionären Bewegung geworden, es hat mit deutscher sozialdemokratischer Hilfe und nach deutschem sozialdemokratischem Vorbilde die Revolutionsarmee geschaffen, die von der deutschen Grenze bis zur Ostgrenze Sibiriens organisiert dasteht. Ohne die Judenschaft in Rußland wäre dieser gleichzeitige Ausbruch in seinen ungeheuern Verzweigungen und seiner in der Geschichte aller Zeiten unerhörten Ausdehnung gar nicht möglich gewesen. Solche revolutionären Zuckungen eines mächtigen Staatskörpers vollziehn sich aber nicht ohne Erschütterungen der schwersten Art und nicht ohne Opfer. Wer die Pöbelmassen ruft und organisiert, muß damit rechnen, daß sie sich auch gegen ihre Organisatoren wenden, und wer die Eisenbahnen zum Stillstand bringt, muß es in den Kauf nehmen, daß er sich damit selbst die Flucht abschneidet. Wie die Verhältnisse in Rußland nun einmal liegen, sind die Judenverfolgungen der fast unvermeidliche Gegenschlag, die selbstverständliche Folge der sozialdemokratischen Revolution. Denn in der Annahme, daß die revolutionären Massen gerade vor den jüdischen Geldschränken Halt machen würden, irren die Organisatoren dieser Revolution in Rußland wie anderwärts. Die alte Frau Rothschild konnte seinerzeit das Wort sprechen: „Es bleibt Friede, mein Sohn gibt den Regierungen kein Geld zum Kriegführen.“ Die monarchischen Regierungen haben sich damit bescheiden müssen, aber die revolutionären Massen, denen man die Mißachtung jeder Autorität endlich beigebracht hat, wissen das Geld zu nehmen. Und wenn man die Truppen unzuverlässig gemacht und kein Mittel gescheut hat, sie ihrem Eide und ihrer Pflicht zu entfremden, darf man sich nicht wundern, wenn sie auch bei Judenkrawallen versagen und schließlich überhaupt nicht mehr wissen,

wer für sie Freund oder Feind ist. Die Wiederherstellung von Ordnung und Autorität ist die erste Bedingung jeder freiheitlichen Entwicklung in Rußland. Die Pöbelherrschaft muß beseitigt sein, bevor der Verfassungsstaat seine Wirksamkeit beginnen kann. Wem an diesem ehrlich gelegen ist, der muß seine Stellung danach nehmen, ein drittes giebt es nicht. Pöbelherrschaft ist nicht der Boden und Kriegszustand nicht die Aussaat, aus der verfassungsmäßige Zustände hervorgehn und gedeihen können.

Aber während unsre Sozialdemokratie in ihren „wissenschaftlichen" wie in ihren unwissenschaftlichen Organen das Bündnis mit den „russischen Brüdern" proklamiert, was tun die Organe des „deutschen Bürgertums," dem mit dieser Ankündigung drohend ein neuer Fehdehandschuh hingeworfen wird? Findet Minister Witte, der unter Überwindung vieler und der schwersten Widerstände ehrlich bemüht ist, verfassungsmäßige Rechtszustände in Rußland zu schaffen, und dem es trotz einer sehr tätigen Gegnerschaft, unter der die wirksamste das wachsend revolutionäre Verhalten der Massen ist, gelungen war, den Zaren vollständig von der Notwendigkeit loyal konstitutioneller Staatseinrichtungen so zu überzeugen, daß der Kaiser in die bisherigen Schritte nicht notgedrungen und mit innern Vorbehalten, sondern in voller Erkenntnis ihrer Zeitgemäßheit gewilligt hat — findet er in dieser seiner unsagbar schwierigen Aufgabe in der deutschen bürgerlichen Presse etwa Unterstützung und Anerkennung? Nein, fast überall pessimistische Kritik, Zweifel an der Dauer seiner Amtsführung, an der Ehrlichkeit der getroffnen Maßnahmen! Kein Wunder, daß sich die russische Presse dadurch beeinflussen läßt und ebenfalls mißtrauisch ist, während die Revolutionspartei in Rußland dieses Mißtrauen verschärft durch den höhnischen Hinweis: Da seht ihr, wie dieser Witte in Deutschland beurteilt wird, wo man ihn erst so hoch gefeiert hat! Die mißtrauische Kritik der bürgerlichen deutschen Presse, die von ihrem Standpunkt aus froh sein sollte, daß sich in Rußland ein Staatsmann für diese Herkulesarbeiten gefunden hat, entfremdet ihm und damit auch dem Zaren die Unterstützung der besonnenen und gemäßigten Elemente des Landes, ohne deren Mitwirkung die Verfassung in Rußland niemals zur Tatsache werden kann. Gewiß wäre zu wünschen, daß die Wahl und damit die Einberufung der Reichsduma beschleunigt werden könnte, und daß die bisher nur in Form kaiserlicher Erlasse gegebnen Institutionen und Freiheiten unter Mitwirkung der Volksvertretung zum Gesetz erhoben würden. Aber bevor die Wahlen auch nur technisch möglich werden, muß doch Ruhe und Ordnung hergestellt sein, sonst ist doch schon die Aufstellung von Wählerlisten unausführbar. Alle diese dringenden Arbeiten verzögern sich aber wesentlich durch das Mißtrauen, an dessen Fortdauer und Erneuerung die Kritik der bürgerlichen deutschen Presse mitschuldig ist. Deutschland hat in mehr als einer Beziehung ein politisches und wirtschaftliches Interesse daran, Rußland sobald wie möglich wieder in geordnete Verhältnisse kommen zu sehen. Wäre unsre Presse so politisch geschult, daß sie vor allem immer das deutsche Interesse ins Auge faßte, so müßte sie über die Rußland und Herrn von Witte gegenüber einzunehmende Stellung längst außer Zweifel sein. Nur mit einem Überwiegen der gemäßigten Elemente kann die Duma überhaupt zu einem Resultat kommen.

Die Funken des russischen Feuerbrandes, die über die deutsche Grenze gefallen sind, scheinen in Breslau einiges Stroh entzündet und dort den Antrag hervorgerufen zu haben, den bevorstehenden Buß- und Bettag in Preußen zu Straßendemonstrationen gegen das Landtagswahlrecht zu verwenden. Die Parteileitung hat sich rechtzeitig erinnert, daß nach dem Gesetz Volksversammlungen unter freiem Himmel der vorherigen polizeilichen Genehmigung unterliegen, und daß die Staatsgewalt in Preußen kaum der Warnung durch die Vorgänge in den Nachbarländern bedürfen würde, einem solchen Spielen mit dem Feuer nicht mit allem Nachdruck vorzubeugen. Durch Straßendemonstrationen kann das Landtagswahlrecht nicht geändert, höchstens das Reichstagswahlrecht geschädigt werden. Das Reichstagswahlrecht gibt den Massen auch in Preußen ohnehin fast mehr, als der Staat mit seinem Gedeihen in Einklang bringen kann. Zu einer so tief einschneidenden Änderung der

preußischen Verfassung wäre jetzt sicherlich der denkbar ungeeignetste Augenblick. Wir haben an den Wirkungen des im Reiche vorhandnen allgemeinen Wahlrechts mehr als genug und wollen seinen Verheerungen nicht auch noch die Landesgesetzgebung unterwerfen. *§*

Russisches. Alfred Hettner hat ein sehr dankenswertes kleines Buch geliefert: Das europäische Rußland; eine Studie zur Geographie des Menschen (Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1905). Es sagt uns nichts neues, faßt aber das Bekannte ziemlich vollständig zusammen und stellt es übersichtlich dar. Einundzwanzig Karten illustrieren den Text. Der Verfasser, der schon durch den Titel seinen objektiven, streng wissenschaftlichen Standpunkt kennzeichnet, lehnt alle einseitigen Erklärungsversuche ab und berücksichtigt die geographischen, die historischen, die in der Rasse liegenden und die ideellen Ursachen des gegenwärtigen Zustandes des Landes gleichmäßig. Großes Gewicht legt er darauf, daß die Russen das Christentum von dem erstorbnen Byzanz empfangen haben und nicht von der lebendigen abendländischen Kirche, oder vielmehr von den lebendigen abendländischen Völkern, die die Träger des römischen Christentums waren. Die griechisch-russischen Mönche haben weder kolonisiert noch sonstige Kulturarbeit geleistet. Wer den heutigen Zustand Rußlands mit dem vor fünfzig Jahren vergleichen will, mag Rußlands soziale Zustände von Alexander Herzen lesen. Die berühmte Schrift ist (ohne Jahreszahl im Panverlag, Berlin SW. 61) neu erschienen als zweiter Band der von Hans Landsberg herausgegebnen Sammlung: Das Museum.

Ein Kritiker Chamberlains. Wir haben einmal das Schicksal Nietzsches daraus erklärt, daß die Widersprüche und die Kulturübel der heutigen Welt ganz dazu angetan seien, jeden tief denkenden toll zu machen, der ihnen nicht mit einer festen geschlossenen Weltanschauung gegenübertritt. Zu den Tollgewordnen gehört Fritz Wüst. Er erklärt Genie für gleichbedeutend mit Natur; Kultur, Kunst und Wissenschaft für Symptome einer zum Untergang führenden Entartung. Über das Christentum, das die männlichen Tugenden für Laster erkläre, urteilt er ganz so wie Nietzsche, von dem er sich jedoch dadurch unterscheidet, daß er Christus für dieses Christentum nicht verantwortlich macht, wie er denn auch den von Nietzsche verhöhnten Kant hoch schätzt. Wüst hat seine Gedanken schon in einer Reihe von Schriften ausgesprochen. Sein neuestes Wehe über unser heutiges Geschlecht und dessen gottlose Kultur kleidet er in eine Kritik Chamberlains: Eine Entgegnung auf die Grundlagen des 19. Jahrhunderts von Houston Stewart Chamberlain (Stuttgart, Strecker und Schröder, 1905). Die Kritik enthält manches richtige, das Ganze jedoch macht den Eindruck des Ungeordneten und Unreifen und wirkt durch tollen Radikalismus abstoßend. Aber die Schrift hat schon die dritte Auflage erlebt; ein Beweis dafür, wie verbreitet die Stimmung ist, die sich in ihr ausspricht: ein Widerwille gegen unsre vielgepriesne Kultur, die sich mitunter bis zu Wutanfällen steigert.

Das Unterrichtswesen im Deutschen Reiche. Aus Anlaß der Weltausstellung in St. Louis unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner herausgegeben von W. Lexis. Berlin, A. Asher u. Co., 1904. Vier Bände Großoktav. 1. Band: Die Universitäten von W. Lexis; IV und 654 Seiten. 2. Band: Die höhern Lehranstalten und das Mädchenschulwesen von C. Rethwisch, R. Lehmann, G. Baumer; X und 426 Seiten. 3. Band: Das Volksschulwesen und das Lehrerbildungswesen von Gizycki, E. Clausnitzer, E. Walther, J. Matthias. Im Anhang: Wohlfahrtseinrichtungen im Anschluß an die Volksschulen; IV und 442 Seiten, II und 128 Seiten. 4. Band: Die technischen Hochschulen; VI und 304 Seiten. Die Hochschulen für besondre Fachgebiete; VIII und 246 Seiten. Der mittlere und niedere Fachunterricht; VIII und 292 Seiten. Dieses umfängliche, in mancher Beziehung monumentale Werk, das Seiner Majestät dem Kaiser gewidmet ist, verdankt

seine Entstehung der Weltausstellung von St. Louis, geht aber über den Zweck einer Gelegenheitsschrift dem verarbeiteten Stoff und der Anlage nach so weit hinaus, daß es einen dauernden Wert behaupten wird, weniger in seinen historischen Teilen als in seiner Darstellung des gegenwärtigen Zustandes und dem reichen, zuverlässigen statistischen Material. Gewisse Ungleichheiten waren bei der Menge der jedenfalls sehr verschiedenartigen Mitarbeiter trotz der redigierenden Tätigkeit des Herausgebers, W. Lexis in Göttingen, unvermeidlich, doch sind sie zum Teil recht stark. Auffallender- oder vielmehr bei der herrschenden Strömung nicht auffallenderweise drängen sich die technischen Hochschulen und die ihnen verwandten Hochschulen für besondre Fachgebiete, obwohl sie alle junge Anstalten sind, so in den Vordergrund, daß der vierte Band der allerstärkste geworden ist und im Ganzen 838 Seiten umfaßt, während der erste Band über die Universitäten mitsamt den übrigen öffentlichen und privaten Anstalten für höhere Bildung (Akademien, katholisch-theologische Lyceen und dergleichen) nur 654 Seiten zählt, und doch wird niemand behaupten können, daß die technischen Unterrichtsanstalten im deutschen Geistesleben auch nur entfernt die Rolle gespielt haben wie die Universitäten, die seit fünfeinhalb Jahrhunderten die deutsche Wissenschaft getragen und den allergrößten Einfluß auf die Nation ausgeübt haben. Einen unverhältnismäßig kleinen Raum nehmen dagegen die beiden Bände ein, die die höhern Lehranstalten (Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen) mit dem Mädchenschulwesen und das Volksschulwesen mit dem Lehrerbildungswesen behandeln; denn der zweite Band hat nur 426, der dritte wesentlich stärkere auch nur 570 Seiten. Und dabei ist das höhere Schulwesen doch der allerälteste und vielgestaltigste Zweig des ganzen Bildungswesens in Deutschland, und es bietet für die höchsten Bildungsstufen erst die Grundlage. Auch die Darstellung der einzelnen Seiten in der Entwicklung der einzelnen Anstaltsgattungen und die Behandlung der deutschen Staaten leidet an starken Ungleichmäßigkeiten. Die allgemeine historische Übersicht, die jeder Anstaltsgattung vorauszugehn pflegt, ist bei den Universitäten bei aller Kürze und Knappheit vortrefflich, denn sie rührt von einem Meister, Friedrich Paulsen, her, der am Schlusse auch die nationale Bedeutung der Universitäten ebenso schön wie richtig hervorhebt,*) und auch die geschichtlichen Übersichten über die einzelnen Universitäten von sehr verschiednen Verfassern entsprechen ihrem Zwecke. Ebenso gibt Gertrud Bäumer im zweiten Bande eine treffliche Darstellung von der Geschichte des Mädchenschulwesens vom Mittelalter an, P. von Gižycki im dritten Bande wenigstens eine genügende Übersicht von der des deutschen Volksschulwesens. Dagegen fehlt im zweiten Bande eine solche über die historische Ausbildung des höhern Schulwesens vollständig; was an geschichtlichem Material beigebracht wird, ist in den einzelnen Abteilungen zersplittert, ein bedauerlicher Mangel des sonst so verdienstvollen Werkes, den die Kürze der Zeit nicht genügend begründen kann. Daß in einzelnen Partien die preußischen Verhältnisse ganz in den Vordergrund gestellt werden, das hängt mit dem Ausgangspunkte des ganzen weitschichtigen Unternehmens, und wie es scheint, auch mit der Haltung der einzelnen Bundesregierungen ihm gegenüber zusammen; aber es entspricht nicht den Tatsachen, wenn im dritten Bande das preußische Volksschulwesen auf sechzig, das des außerpreußischen Deutschlands auf — zwei Seiten

*) Wir wollen nicht unterlassen, hier noch besonders auf das etwas ältere Werk Paulsens, Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium (Berlin, A. Asher u. Co., 1902, XII und 576 Seiten) aufmerksam zu machen. Paulsen hat dabei die Universitäten des gesamten deutschen Sprachgebiets im Auge. Er gibt im ersten Buch eine kurze Geschichte der Universitäten, in der die Neuzeit überwiegt, und verbindet damit in scharf gezeichneten Zügen eine Geschichte der Wissenschaften, deren Pflege die Hauptaufgabe der deutschen Universitäten ist; dann schildert er ihre gegenwärtige Verfassung und Stellung im öffentlichen Leben, Lehrer und Unterricht, geht ferner auf die Studierenden (warum nicht Studenten?) und das akademische Studium ein und schließt mit einem Kapitel über die einzelnen Fakultäten und ihre besondern Aufgaben. Mit voller Sachkenntnis verbindet er bei aller Begeisterung für die Universitäten und dem freudigen Glauben an ihre Zukunft ein unbestechliches, besonnenes Urteil, das sich von jeder „enkomiastischen Darstellung" wie von jedem Aburteilen gleichmäßig fernhält.

behandelt wird. Im übrigen ist die Einteilung des Stoffs überall nach einem gewissen einheitlichen, sachgemäßen Schema vorgenommen worden. Auf einen historischen Überblick, der bei den Hochschulen noch durch eine kurze Geschichte jeder Anstalt ergänzt wird, folgen die Grundzüge der Verfassung, Lehrpläne und Lehrbetrieb, die einzelnen Unterrichtsfächer und die statistischen Zusammenstellungen. In ihrem Urteil haben sich die Verfasser gewiß alle bemüht, unbefangen zu sein; aber die Gefahr dessen, was Fürst Bismarck gelegentlich Ressortpatriotismus nannte, liegt bei solchen Darstellungen, die doch eben von Fachmännern geschrieben werden, nicht fern, und Lexis selbst verwahrt sich in der Vorrede des ersten Bandes ausdrücklich dagegen, daß das Ganze als eine „amtliche Veröffentlichung“ angesehen werde; die von den einzelnen Verfassern geäußerten Ansichten seien vielmehr immer nur „als der Ausdruck ihrer persönlichen Meinung aufzufassen.“ Eine solche Erklärung des Herausgebers erscheint um so notwendiger, als sich der Verfasser der zweiten Abteilung im ersten Teile des zweiten Bandes, Rudolf Lehmann in Berlin, Seite 107 ff. für die sogenannten „Reformschulen“ mit lateinlosem Unterbau in einer prononcierten Weise ausspricht, die den doch noch nicht ganz überwundnen Standpunkt der „Humanisten“ völlig verkennt und einen falschen Begriff von den Absichten der Unterrichtsverwaltung in Preußen geben würde, wenn die ganze Veröffentlichung amtlichen Charakter trüge. Es ist eben ein Grundzug der „Modernen,“ daß sie Erfolge als Tatsachen vorausnehmen, auf die man erst hofft. Man mache nur erst Ernst mit dem kaiserlichen Grundsatze, daß jede höhere Schulgattung — also auch das alte humanistische Gymnasium — nunmehr ihre Eigentümlichkeit frei entwickeln solle, dann wird das Urteil über die einzelnen bald ganz anders lauten. Aber von einer solchen „Reform“ ist bisher nirgends auch nur das Allergeringste wahrzunehmen, ganz im Gegenteil. Sehr zweckmäßig ist das dem vierten Bande beigefügte Sachregister über das ganze Werk, das trotz so manchen Ausstellungen im einzelnen namentlich für die Kenntnis des gegenwärtigen Zustandes der Dinge im Deutschen Reich eine fast unentbehrliche Grundlage bildet.

Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die Jugend. Mit dieser Sammlung*) beabsichtigen die Herausgeber, geographischen und historischen Stoff in ansprechender, allgemein verständlicher Form auf gediegner Grundlage darzubieten. Geographischen Inhalts sind Band 1: Samoa, 2: Im Osten Asiens, 7 und 8: Im Sattel durch Indo-China, alle von O. Ehlers, 10: Südwestafrika, von K. Dove, 12: Streifzüge durchs Thüringerland; historische Gegenstände behandeln Band 3 und 4: Der deutsch-französische Krieg 1870/71, von H. Vollmer, 5 und 6: Die Befreiungskriege 1813 bis 1815, von W. Capelle, 9: Der deutsche Ritterorden, von W. Holzgräfe, 11: Deutschlands Urzeit, von G. Biedenkopp, 13: Fr. L. Jahn, von W. Meyer, 14: Die Kriege Friedrichs des Großen 1740 bis 1745. Alle Bändchen, die dessen bedürfen, sind mit einfachen Karten und mit Bildern ausgestattet. Die historischen Themen werden verschieden behandelt, die einen in zusammenhängender Darstellung, die andern (Band 3 bis 6 und 14) als Zusammenstellungen aus Originalquellen, aus Briefen, Tagebüchern, Berichten und dergleichen von Zeitgenossen, und gerade diese Bändchen haben deshalb einen besondern Wert, weil sie den Leser unmittelbar in die geschilderte Zeit einführen; es sind eine Art Quellenbücher mit einleitenden und verbindenden Erläuterungen, die auch Erwachsne mit Nutzen lesen und der Lehrer beim Unterrichte zur Belebung wird verwenden können. Der Preis ist so billig gestellt (1 bis 2 Mark für das gebundne Bändchen), daß die Sammlung jedermann zugänglich ist.

*) Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend in Verbindung mit Wilhelm Capelle herausgegeben von Hans Vollmer. Berlin, H. Pätel, bis 1904 14 Bändchen.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang

Nr. 47

Ausgegeben am 23. November 1905

Inhalt:

	Seite
Die neuen ostasiatischen Verhältnisse und der deutsche Wettbewerb	397
Die russische Volksvertretung. Von George Cleinow in St. Petersburg. (Schluß)	404
Die Entwicklung der Familie als soziologisches Problem. Von Leopold von Wiese	411
Von Zölibat, Brevier, Meßstipendien und Klosterwesen	421
Die Tage von Champigny und Villiers. 2	430
Nach der Hühnersuche. Eine Spukgeschichte für Weidmänner von Julius R. Haarhaus. (Fortsetzung)	440
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Reichsspiegel	448

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Revisions- u. Verwaltungsverwaltungs

Berlin N. 4. Linien- und Revisionsbücher, Kassenbücher, Kassenschränke, Geldkassetten, Geldtaschen, Kassenbücher, Kassenschränke, Geldkassetten, Geldtaschen

Bremer Spree-Insel AG. Bremer & Co., Hannover i. Lk.

Tutulin

Ilse BRIKET

Produktion 63000 Waggons

Der neuen ehrbahren Freidanck und der heutig Weltlauff

Wenn wir in Gottes Lehr, unserm heutigen gepredigt, Evangelio, hören, wie Christus, unser Seligmacher, Matthäi am 24. Capitel, seinen lieben Jüngern, auch allen andern Christen, so viel ihrer sind, zu wissen thut, was vor Zeichen vor dem jüngsten Tage, wenn er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten, geschehen werden, und sie ermahnet, sie sollen sich nicht lassen irren, noch sich fürchten, wenn sie solche Zeichen sehen, sondern sollen wissen, daß sie alsdann ihre Erlösung nahe sei, und sollen ihre Häupter aufheben, und sollen gewiß sein, daß sie nicht verloren sind, sondern daß sie gewiß selig werden, wenn sie nur in dem Glauben an ihren Seligmacher Jesum Christum beständig bleiben, und in seinem Wort fest stehen, und sollen sich nicht lassen irren, wenn sie sehen, daß Gott so viele verschiedene Secten und Rotten, und so viele falsche Propheten und Lehrer, in der Welt erwecket, und sollen sich nicht lassen irren, wenn sie sehen, daß Gott so viele Ketzereien, Irrthümer, Aberglauben und Sünden in der Welt, in so hoher Gewalt, und so überhand nehmen lässet, und sollen sich nicht lassen irren, wenn sie sehen, daß Gott so viele Kriege, Theurung, Pestilenz, Feuer, Wasser, Erdbeben, Mord, Blutvergießen, Unglück und Jammer, in der Welt, so häufig und so lange Zeit, geschehen lässet, und sollen sich nicht lassen irren, wenn sie sehen, daß Gott so viele Sünden und Laster, in der Welt, so gemein und so unverschämt werden lässet, und sollen sich nicht lassen irren, wenn sie sehen, daß Gott so viele Spötter, Verächter und Lästerer seines Worts, und so viele Feinde und Verfolger seiner Christen, so lange Zeit, in der Welt, so mächtig sein lässet, und sollen sich nicht lassen irren, wenn sie sehen, daß Gott so viele Gottlose, so viele Ungerechte, so viele Heuchler, so viele Ungläubige, so viele Ungehorsame, so viele Unbarmherzige, so viele Unkeusche, so viele Unmäßige, so viele Unversöhnliche, so viele Ungetreue, so viele Unverschämte, so viele Unbußfertige, so viele Verstockte, so viele Verzweifelte,

Bündnis hat unter das open-door-Programm das große Siegel gesetzt. Alle andern Völker haben hierin dieselben Interessen mit England und werden es gegen etwaige japanische Begehrlichkeit unterstützen.

Die japanische Ausfuhrindustrie muß also in China mit der europäisch-amerikanischen unter gleichen Bedingungen konkurrieren. Diese letzten haben den Nachteil der Transportkosten für weite Entfernungen. Japan liegt nahe vor der ostasiatischen Küste. Aber das sieht schlimmer aus, als es ist, denn Japan ist genötigt, die meisten Rohstoffe von fernher einzuführen: Baumwolle von Indien und Nordamerika, Wolle von Australien oder Südamerika, Kupfer von den Vereinigten Staaten. Seine eigne Roherzeugung reicht nicht weit. Japan braucht freilich nur einmal die Transportkosten aufzuwenden. Europa muß erst die genannten Rohstoffe heranschaffen und dann die fertigen Erzeugnisse nach Hongkong und Schanghai verladen. Aber die Seefrachten sind so erstaunlich billig, daß sie für alle wertvollern Waren wenig ins Gewicht fallen. Eine ernstere Sache ist es mit den billigen japanischen und chinesischen Arbeitslöhnen. Die Anspruchlosigkeit der Arbeiter und der Arbeiterinnen, auch die sklavenähnliche Abhängigkeit, in der sie gehalten werden, die unmenschliche Ausnutzung ihrer Kräfte gewährt den japanischen Unternehmern die Möglichkeit erstaunlich billiger Produktion. Selber haben sie sich auf deutschen Schulen, in englischen, deutschen, amerikanischen Fabriken herangebildet, sodaß sie eignen Etablissements vorstehn können — Europa und Nordamerika liefern ihnen willig die Maschinen für die Textil-, für die Metallindustrie, für alles, was die lernbegierige gelbe Rasse verlangt, und obendrein noch die Kapitalien für den Betrieb. Für gewisse gröbere Waren hat Japan schon aufgehört, ein Markt Europas zu sein. Zweifellos wird es in industrieller Beziehung noch Fortschritte machen. Ja es ist wahrscheinlich, daß sich der japanische Unternehmungsgeist alsbald auf China werfen wird. Der Chinese liebt den Japaner durchaus nicht, im Gegenteil, er haßt ihn. Aber auch der Europäer ist verhaßt. Der Chinese fühlt doch, daß der Japaner ihm näher steht. Die Regierung zu Peking wagt nicht, dem einzelnen Japaner bei seinen Unternehmungen irgend etwas in den Weg zu legen, denn sie sieht in ihm einen Vertreter des mächtigen Volks, das die Scharen und die Flotten des Zaren besiegt hat; auch ist die Regierung des Mikado nicht weit. Der Japaner lernt viel leichter chinesisch verstehn, auch schreiben und lesen, als der Europäer. Deshalb kommen denn immer häufiger und nachdrücklicher die Mahnungen an die junge englische und deutsche Kaufmannswelt, chinesisch zu lernen, damit sie sich von dem chinesischen Komprador emanzipiere und dem japanischen Wettbewerber gewachsen sei. Alle Kenner der Verhältnisse stimmen in diesem Punkt überein. Auch den Engländern wird immerfort dieselbe Mahnung zuteil. Wer sie am sorgsamsten beherzigt, der wird den größten Vorteil davon haben. Der Deutsche hat im allgemeinen bei weitem nicht das Sprachtalent wie der Russe, aber er ist in diesem Punkte viel begabter als der Engländer, den die Natur darin stiefmütterlich behandelt hat. Wahrscheinlich hat dieser das seiner langjährigen insularen Abgeschlossenheit zu danken, auch der Gewohnheit andrer Nationen, sich das Englische als Weltsprache anzueignen, sodaß der Engländer

darauf rechnen kann, überall Leute anzutreffen, die ſeiner Sprache kundig ſind. Auch mag das vielgeprieſne engliſche Schulweſen und die geringe Stundenzahl, die dem engliſchen Schüler nach Abſolvierung des weit notwendigern Sports für den Sprachunterricht verbleibt, ſchuld daran ſein, daß ſich der Engländer ſo ſchwer in eine fremde Sprache hineinfindet. Nimmt der junge Deutſche ſeine Chancen wahr, ſo tut ſich eine große Zukunft vor ihm auf.

Allerdings muß er alles aufbieten, dem Japaner gewachſen zu bleiben. Der japaniſche Unternehmer wird bald eine ganz bekannte Erſcheinung in China ſein. Wie man ihn längſt als Kaufmann zu ſehen gewohnt iſt, ſo wird man ihm bald überall als Fabrikanten begegnen. Er wird Dampfmaſchinen, Spindeln, Webſtühle aus Deutſchland und England einführen und überall in die dichtbevölkerten Gegenden gehn. Leute, die für die Sättigung mit Reis, wozu wenig Pfennige ausreichen, den ganzen Tag arbeiten, werden ſich ihm in Menge darbieten, und bei der mechaniſchen Gelehrigkeit der Chineſen wird es nicht ſchwer ſein, ſie zum Bedienen der Maſchinen auszubilden. Auch Zeug zu färben (mit deutſchen Anilinfarben) und zu bedrucken, wird ihm leicht werden. Im Jahre 1904 gingen für 5,6 Millionen Mark deutſche Anilinfarben nach China (1902 gar für 6,5 Millionen Mark) und außerdem für 1,9 Millionen Mark deutſcher (künſtlicher) Indigo. Die Textilinduſtrie exportierte dorthin für 4 Millionen Mark wollne Poſamentier- und Knopfmacherwaren, für 2,8 Millionen Mark unbedruckte wollne Tuch- und Zeugwaren, für 1,6 Millionen Mark Wollengarn, für 1 Million Mark Kleider und für 1,7 Millionen Mark baumwollne Web- und Wirkwaren. Das iſt wenig im Vergleich zu dem engliſchen Handel; dieſer hat die Ausfuhr von Textilwaren größtenteils in der Hand. Unſre Geſamtausfuhr nach China betrug im Jahre 1904 52,9 Millionen Mark.

Am wahrſcheinlichſten iſt, daß die Einfuhr von groben Zeugwaren nach Japan und ſogar nach China ſehr raſch ſtark zurückgehn wird. China erzeugt ſelbſt Baumwolle, die es zum Teil ſelbſt verbraucht, zum Teil dem Auslande verkauft, das ſie zu ſpezifiſchen Zwecken verwendet. Deutſchland bezog 1904 22000 Doppelzentner chineſiſche Baumwolle im Werte von reichlich anderthalb Millionen Mark. Was China ferner gebraucht, läßt es von Indien und den Vereinigten Staaten kommen. Wenn einſt der Panamakanal fertig iſt, wird man ſehr wohlfeil rohe Baumwolle von New-Orleans nach Schanghai verfrachten können. Oſtaſien wird in Zukunft einen großen Teil ſeiner Zeugwaren ſelbſt herſtellen. Es wird dadurch aber auch wohlhabender, kaufkräftiger werden und andre Dinge kaufen, namentlich feinere Erzeugniſſe. Deutſchland wird alſo wechſelndem Bedarf zu begegnen haben. Vor allem muß es ſich darauf einrichten, ſeine Ausfuhrerzeugniſſe von allen Verteuerungen zu befreien und bei ſeinen im Vergleich zu Oſtaſien hohen Arbeitslöhnen ſeine Arbeit ſo ausgiebig wie möglich zu geſtalten. Japan vollzieht den Umwandlungsprozeß ſchon. Es führt auf Grund ſeines wachſenden Wohlſtandes ſchon feinere Erzeugniſſe ein. Deutſchlands Geſamtausfuhr nach Japan erreichte 1904 57,8 Millionen Mark. 1900 hatte ſie ſchon einmal 70,4 Millionen Mark betragen, was jedoch auf beſondern Verhältniſſen beruhte. 1903 betrug ſie

44,7 Millionen Mark. Sie iſt alſo in dem einen Jahre um 18 Prozent geſtiegen. Noch mehr ſtieg die Ausfuhr Englands nach Japan. Es tritt in der letzten Zeit deutlich hervor, daß die Japaner das ihnen politiſch verbundne England auch im Handel bevorzugen. Hat doch der engliſche Geldmarkt nahezu die ſämtlichen japaniſchen Anleihen aufgenommen, während ſich Deutſchland nur zögernd und erſt zuletzt daran beteiligte.

Mit einer Verſchärfung des japaniſchen Wettbewerbs muß man auch in andern Gebieten rechnen. In Hinterindien wird man ihm ſicher weit mehr begegnen als zuvor. Sodann namentlich im holländiſchen Sundareich, einem auch politiſch ſehr ſchwachen Gebilde, das mit der neuen oſtaſiatiſchen Großmacht ernſtlich zu rechnen hat. Holland hat deshalb den Abſchluß des neuen engliſch-japaniſchen Bündnisvertrags warm begrüßt, weil durch ihn etwaigen japaniſchen Expanſionsgelüſten Zügel angelegt ſind. Ja man darf weiter die Frage aufwerfen, ob den Engländern in Oſtindien die Japaner immer willkommne Gäſte ſein werden. Wirtſchaftlich haben ſie wohl weniger zu bedeuten, denn Indien mit ſeinen 295 Millionen Einwohnern iſt ein Feld, auf dem ſogar das engliſche Rieſenkapital genug Beſchäftigung findet, wo alſo die vergleichsweiſe beſchränkten Mittel der Japaner wenig ausrichten können. Aber politiſch hat die Sicherheit, die England gegen Rußland gewonnen hat, eine unerfreuliche Kehrſeite, die auch vorurteilsfreien Mitgliedern der engliſchen Oppoſition nicht entgangen iſt. Geſetzt, die indiſche Nordgrenze oder das engliſche Intereſſe an Afghaniſtan und an Perſien bedürfte der im Vertrage vorgeſehenen japaniſchen Hilfe. Dann würden japaniſche Diviſionen auf engliſchen Eildampfern herankommen, in Kalkutta und in Karatſchi gelandet und auf den Eiſenbahnen an die bedrohten Punkte geſchafft werden. So weit gut. Die Frage iſt nur, ob ſie wieder fortgehn würden. Vielleicht machten ſie es wie die von Jeruſalem heimkehrenden Normannen, die in Sorrent von den Langobarden zum Beiſtande gegen die Sarazenen angerufen wurden, die auch die Sarazenen überwanden, aber nun ſelber in Süditalien ein Reich gründeten. Ob die Engländer dem gewachſen wären, iſt nicht ſo ganz ſicher. Die Japaner würden wohl nicht ohne Erfolg die mit der engliſchen Herrſchaft unzufriedne indiſche Bevölkerung aufrufen.

Während das britiſche Reich als ſolches in den denkbar beſten Beziehungen zu Japan ſteht, verhält ſich Auſtralien anders. Der auſtraliſche Bund iſt nahezu eine ſelbſtändige Republik, die mit dem Mutterlande nur noch in loſem Zuſammenhange ſteht. Wie allen Europäerkolonien läßt England auch ihm in der innern Verwaltung vollſtändig freie Hand. Die ſozialdemokratiſche Partei iſt dort ſehr ſtark; ſie hat ſchon mehrmals das Miniſterium gebildet, was freilich nicht gehindert hat, daß bei dem Eiſenbahnerausſtande nicht gefackelt worden iſt, und daß die ungebärdigen Leute einfach unterworfen worden ſind. Neuſeeland, das nicht zum auſtraliſchen Commonwealth gehört, iſt noch viel ſozialdemokratiſcher. Eine ſcharfe Abwehrpolitik entfaltet man gegen das Eindringen fremder Arbeitskräfte, von denen ein Lohndruck zu befürchten wäre. Das geht auch gegen Weiße, noch viel mehr aber gegen Farbige. Chineſen zu landen iſt bei ſchwerer Strafe verboten. Mancher harmloſe Kapitän hat

schon schwer dafür büßen müssen, daß sich farbige Leute als blinde Passagiere an seinem Bord eingeschmuggelt hatten und heimlich an Land gingen. Chinesen ist das Landen vollständig verboten. Ja die Australier sind dreist genug, auch den mit ihrem eignen Könige verbündeten Japanern nicht mit mehr Höflichkeit zu begegnen; sie lassen sie nicht ins Land hinein. Die schwere Entrüstung Japans kann man begreifen. Handelspolitisch wird man sich rächen, wo nur irgendeine Gelegenheit dazu ist. Weitere Kollisionen werden zunächst durch die vermittelnde Tätigkeit der Regierung zu London abgewehrt. Wenn der britische Schutz nicht da wäre, so würde Australien auch argwöhnisch auf die Machtmittel der gelben Großmacht sehen. Früher richteten sich ihre Besorgnisse auf Rußland, auf Wladiwostok. Die australischen Kolonien schlossen damals förmlich einen Vertrag mit ihrem Mutterlande, wonach sie eine gewisse Summe zahlten, und England sich verpflichtete, eine bestimmt bemessene Macht an Kriegsschiffen in den australischen Gewässern zu unterhalten. Ferner verpflichtete sich Australien, seine Haupthäfen durch Landbefestigungen zu schützen, während das Mutterland die Besatzung lieferte. An die Stelle Rußlands ist nun Japan getreten, gegen dieses steht Australien auf der Wacht; es erwartet dazu gegebnenfalls Englands vollen Beistand.

Noch wichtiger ist die Gestaltung der Beziehungen der Vereinigten Staaten zu Ostasien, zu Japan. Durch die Eroberung der Philippinen ist die Union selber eine ostasiatische Macht geworden — schwerlich zur großen Befriedigung des Mikados. Die Philippinen waren als spanische Kolonie in schwacher Hand; ihre Bewohner, die Tagalen, sind zwar keine Mongolen wie die Japaner, aber sie stehn als malaiisches Mischvolk den Japanern doch weit näher als den Amerikanern. Nun sind die Philippinen in einer festen Hand, wenngleich ihre Bevölkerung die neuen Eroberer bitter haßt. Die Amerikaner haben ihrer Handelspolitik getreu auch sofort Schutzzölle zugunsten ihrer eignen Industrie eingeführt und damit den Japanern das handelspolitische Eindringen in die Philippinen erschwert. Sollte es je zu ernsten Zerwürfnissen zwischen Japanern und Amerikanern kommen, so würden die Philippinen ein kritischer Punkt sein. Der Unabhängigkeitsgeist der Tagalen würde seine Hoffnung auf Japan setzen; andrerseits würde eine Position in amerikanischen Händen so nahe vor der eignen Inselwelt den Japanern so unangenehm wie möglich sein. Schon lange ist die Stimmung zwischen beiden Ländern wegen Hawaiis gereizt. Die Amerikaner sind den Japanern zuvorgekommen, die sonst sicher den kleinen Archipel genommen haben würden. Mächtig ist die Einwanderung des gelben Volkes dorthin, aber man bereitet ihm Schwierigkeiten, was in Tokio ernsten Zorn erregt.

Noch ist die amerikanische Macht auf dem Stillen Ozean gering. Wenn die Vereinigten Staaten ihre Flotte dort verwenden wollen, müssen sie sie um das Kap Horn schicken, denn zwei Flotten können sie nicht halten. Das ist aber mit großen Schwierigkeiten verknüpft, namentlich in der Kohlenversorgung, wie sich auf der Angriffsfahrt Roschdjestwenskys gezeigt hat. Die Vereinigten Staaten haben in ganz Südamerika keine Kohlenstation. Aber es kommt der Termin, wo Schiffe in wenig Stunden aus dem Karibischen Meer in den Stillen Ozean fahren können. Im Jahre 1919, so sagt Präsident Roosevelt,

ſoll der Panamakanal fertig ſein. Das iſt für dieſe Verhältniſſe eine knappe Friſt. Dann erſcheint in den pazifiſchen Gewäſſern neben den beiden bisherigen Schwerpunkten, dem engliſchen und dem japaniſchen, ein dritter, der amerikaniſche. Wie das politiſche Jongleurſpiel verlaufen wird, kann man noch gar nicht abſehen. Es dürfte aber häufig vorkommen, daß zwei zuſammentreten, um den dritten in Zaum zu halten. Sind England und Japan gegen Amerika verbündet, ſo kann die engliſche Flotte leicht den Panamakanal ſperren und dadurch Japan in Sicherheit verſetzen. Aber dann können ſich die Vereinigten Staaten an Kanada ſchadlos halten, einem Lande, wo ſie ſchon jetzt zahlloſe Verbündete und Landsleute haben, und wo ſie durch eine feindliche Zollpolitik leicht noch viel mehr Annexionsluſt entfalten können. Dem Angriff der Vereinigten Staaten auf Kanada direkt zu begegnen, iſt England ganz unmöglich, es iſt ihm nur freigeſtellt, ſeinen Gegner durch Wegnahme der Philippinen zu verwunden. Ein ſolcher Streit aber könnte natürlich für England nur wenig verlockend ſein; es wird ſich vielmehr bemühen, zwiſchen Japan und den Amerikanern immer den Mittler zu machen.

Auch im Handel wird ſich die Eröffnung des Panamakanals als ein ſtarker Trumpf für die Amerikaner erweiſen. In Europa ſteht man eiſig kühl zu der neuen Waſſerſtraße. Denn uns bringt ſie nennenswerte Wegabkürzungen nur nach der Weſtküſte Amerikas, die aber wegen der langen von Norden nach Süden gehenden Gebirgskette nur ein ſchmales Kulturland hat. Alle großen amerikaniſchen Ströme gehn in den Atlantiſchen, nicht in den Stillen Ozean. Die Hauptausfuhrartikel Weſtamerikas ſind Salpeter aus Chile und Weizen aus Kalifornien und Oregon. Salpeter iſt von geringem Werte, der Umweg um das Kap Horn iſt nicht ſo groß, daß der Salpeterhandel die zweifellos hohen Kanalkoſten tragen könnte. Für die Ausfuhr ſpielt die amerikaniſche Weſtküſte eine anſehnliche, aber doch keineswegs überwältigende Rolle. Deutſchland exportierte 1904 nach Chile, Peru und Ecuador nur für 60,7 Millionen Mark, wovon 44,7 Millionen Mark allein auf Chile fallen, deſſen Handel wohl weſentlich bei dem alten billigen Weg um das Kap Horn bleiben wird. Alſo für Europa macht die Wegabkürzung nach der Weſtküſte Amerikas nicht viel aus. Was jedoch Oſtaſien und Auſtralien anlangt, ſo bringt der Panamakanal für Europa überhaupt gar keine Wegerſparnis. Ganz anders ſteht die Sache für die Häfen der Oſtküſte der Vereinigten Staaten. So lange dieſe auf den Weg um das Kap Horn angewieſen waren, hatten ſie keinen bedeutenden Vorſprung vor Liverpool, Antwerpen, Bremen, Hamburg. Mit Eröffnung des Panamakanals reduziert ſich für ſie die Entfernung nach Valparaiſo, Guyaquil, S. Francisco viel mehr als für die europäiſchen Häfen. Und vollends gewinnen ſie im Handel mit Japan, Nordchina und Neuſeeland. Dorthin hatten ſie jetzt einen abſolut weitern Weg als die Schiffe aus Europa, während ſie fortan einen abſolut nähern Weg haben als dieſe. Am meiſten macht ſich das im Verkehr mit Japan geltend.

Daraus ergibt ſich nun mit unabweisbarer Gewißheit, daß die europäiſche Handelskonkurrenz in Oſtaſien fortan nicht nur einer verſtärkten Eigenproduktion Japans und Chinas begegnen wird, ſondern auch einem erleichterten Wett-

bewerb der Vereinigten Staaten. Der deutsche Handel ist hierin genau in derselben Lage wie der englische. In einer Beziehung erwächst diesem sogar möglicherweise ein Vorteil auf Kosten der deutschen Ausfuhr. Neuseeland hat wie Kanada und Südafrika schon Vorzugstarife für die Einfuhr aus England geschaffen; das vereinigte Australien verhandelt über ein gleiches. Alles geschieht ohne das früher aufgestellte Verlangen nach einer entsprechenden Zollbevorzugung australischer Waren in England. Darum macht es nicht allzuviel aus, ob die Chamberlainsche Politik im Mutterlande den Sieg erringt, oder wie es jetzt den Anschein hat, bei den nächsten allgemeinen Neuwahlen zum englischen Parlament eine Niederlage erfährt.

Auf unsre eignen Besitzungen im Stillen Ozean können wir, Kiautschou ausgenommen, so gut wie gar nicht rechnen. Wer sich nicht mit holden Täuschungen abspeisen lassen, sondern den Tatsachen ins Gesicht sehen will, kommt um die Erkenntnis nicht herum, daß alle Versuche, Neuguinea und seine Nachbarinseln zu kultivieren, bis jetzt fehlgeschlagen sind. Man muß einmal die Dürftigkeit dieser Verhältnisse betrachten:

	Einfuhr aus		Ausfuhr nach	
	allen Ländern	davon aus Deutschland	allen Ländern	davon nach Deutschland
Bismarckarchipel	1917000 Mark	851000 Mark	963000 Mark	246000 Mark
Kaiser-Wilhelms-Land	799000 „	40000 „	244000 „	73000 „
Ostkarolinen	97000 „	?	191000 „	177000 „
Westkarolinen	58000 „	?	221000 „	?
Marianen	72000 „	?	176000 „	?
Marschallinseln	498000 „	230000 „	522000 „	170000 „
	3441000 Mark	etwa 1200000 Mark	2607000 Mark	etwa 770000 Mark

Alle diese Zahlen beziehen sich auf das Jahr 1903.

Um eine Stufe höher steht die Samoagruppe. Ihre Einfuhr betrug 1904 2317000 Mark, wovon 464000 Mark aus Deutschland kamen; ihre Ausfuhr 1675000 Mark, wovon 357000 Mark nach Deutschland gingen.

In einem starken und erfreulichen Gegensatz zu dieser sehr bescheidnen Entwicklung unsrer australischen Kolonien sehen wir unsern einzigen asiatischen Besitz: Kiautschou oder Tsingtau. Dessen Einfuhr betrug 1903/04 34974000 Mark, seine Ausfuhr 14749000 Mark. Noch geht allerdings der Handel größtenteils von andern als deutschen Häfen vor sich. Die deutsche Ausfuhr dorthin betrug 1904 7,6 Millionen Mark; die Einfuhr dorther ist noch gleich Null. Man sieht aber doch: Kiautschou als Hafenplatz der großen chinesischen Provinz Schantung ist auf absehbare Zeit von weit höherm Werte als unsre australischen Kolonien.

Der Schwerpunkt liegt jedoch natürlich in dem Handel mit den unabhängigen Ländern Ostasiens. Die Bewahrung der offnen Tür zu ihnen, der Gleichberechtigung mit allen andern Ländern ist ein wichtiges Ziel unsrer Politik.

Die endliche Ordnungsmacht

Von Oberst Gempp, Kommandeur des Infanterie-Regiments Nr. 13

Der Weltkrieg wird Generationen zu den Betrachtungen über Kriegführung und Kriegskunst Stoff geben. Wir sind noch zu nahe an ihm, um ihn in seinen Ursachen und Wirkungen, in seinen Folgen und Auswirkungen, in seinen Lehren und Erkenntnissen, die er uns gegeben hat, in seinem Wesen und in seiner Bedeutung für die Weltgeschichte, in seinem Verlauf und in seinen Einzelheiten, in seinen Siegen und Niederlagen, in seinen Leistungen und Versäumnissen, in seinen Vorzügen und Fehlern, in seinen Tugenden und Lastern, in seinen Licht- und Schattenseiten, in seinen Gegensätzen und Widersprüchen, in seinen Rätseln und Geheimnissen, in seinem Ruhm und in seiner Schande, in seinem Heldentum und in seiner Feigheit, in seinem Edelmut und in seiner Niedertracht, in seinem Glanz und in seinem Elend, in seinem Jubel und in seinem Jammer, in seinem Segen und in seinem Fluch, in seinem Leben und in seinem Tod, in seiner Auferstehung und in seiner Verklärung, in seiner Ewigkeit und in seiner Zeitlichkeit, in seiner Größe und in seiner Kleinheit, in seinem Wert und in seinem Unwert, in seiner Wahrheit und in seiner Lüge, in seiner Gerechtigkeit und in seiner Ungerechtigkeit, in seiner Liebe und in seinem Haß, in seiner Freude und in seinem Leid, in seiner Hoffnung und in seiner Verzweiflung, in seiner Sehnsucht und in seiner Erfüllung, in seinem Glauben und in seinem Unglauben, in seinem Recht und in seinem Unrecht, in seiner Wirklichkeit und in seiner Unwirklichkeit, in seinem Sein und in seinem Nichtsein, in seinem Anfang und in seinem Ende, in seinem Alpha und in seinem Omega, in seinem Gestern, Heute und Morgen, in seinem Ja und in seinem Nein, in seinem Ja und in seinem Amen, in seinem Ja und in seinem Halleluja, in seinem Ja und in seinem Ja, in seinem Ja und in seinem Ja, in seinem Ja und in seinem

der Angelegenheit den gesetzlichen Lauf" soll meines Erachtens nichts andres gesagt werden, als daß der Minister gewissermaßen den Auftrag übernimmt, die zur Beratung eines Gesetzes notwendigen Daten zusammenzutragen. Auch in diesem Falle wird die Praxis bei einigem guten Willen von beiden Seiten das ihre tun, das Gesetz nicht mehr eigentümlich erscheinen zu lassen. Darauf deutet schon Paragraph 46 hin, der vorschreibt, daß nach Abschluß der Vorarbeiten für ein Gesetz der Minister den bearbeiteten Entwurf wieder der Duma zur Beratung vorlege. Daß sich Herr Lasarewski, der als tüchtiger Gelehrter gilt, aber hierüber aufregt, ist weniger seine Schuld, als die der höchst unklaren Ausdrucksweise im Regulativ für die Reichsduma. Darüber sind sich alle Staatsrechtler und Juristen Petersburgs einig. Bei dem Mißtrauen, das gegen die Bureaukratie herrscht, ist es nur zu natürlich, daß überall die schlechtesten Absichten untergeschoben werden.

Ein Entwurf muß zwei Drittel der Stimmen haben, wenn er gegen den Willen des zuständigen Ministers usw. als von der Duma angenommen oder abgelehnt behandelt werden soll; bei einfacher Stimmenmehrheit muß der Minister mit der Mehrheit sein, damit er den Entwurf weitergehn oder absetzen lassen kann. Mit Einverständnis des zuständigen Ministers usw. in der Duma angenommne Entwürfe gelangen durch Vermittlung des Dumapräsidenten in den Reichsrat und von dort zur Entscheidung an den Zaren. Gegen den Willen des zuständigen Ministers angenommne oder abgelehnte Entwürfe bedürfen auch im Reichsrat zwei Drittel der Stimmen, damit sie nach Paragraph 49 dem Zaren zur Annahme oder zur Rückgabe an den Minister vorgeschlagen werden dürfen. Zu einem von der Duma in der Sektion und im Plenum mit zwei Drittel Mehrheit gegen den Willen des betreffenden Ministers angenommnen Initiativantrag braucht der zuständige Minister nur auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers einen Entwurf auszuarbeiten (Paragraph 57). Eine Interpellation bei einem Minister usw. anzubringen, ist recht erschwert. Zunächst bedarf es einer Anzahl von dreißig Abgeordneten, dem Präsidenten überhaupt das Recht zu geben, an die Plenarversammlung die Frage zu richten, ob ein Minister usw. interpelliert werden soll (Paragraph 58). Erst eine mit einfacher Majorität genehmigte Interpellation darf schriftlich an den Minister gelangen (Paragraph 59). Die Minister sind gehalten, innerhalb eines Monats entweder die Interpellation zu beantworten oder die Duma zu benachrichtigen, weshalb sie auf die gestellte Frage nicht antworten können (Paragraph 60). Erklärt sich das Plenum mit zwei Drittel Mehrheit durch die Auskunft nicht zufriedengestellt, dann gelangt der Gegenstand der Interpellation durch Vermittlung des Reichsrats an den Zaren (Paragraph 61).

Aus den bisherigen Mitteilungen geht hervor, daß es zwischen den Ministern usw., d. h. zwischen den Vertretern der Administration, der Exekutivgewalt und der Reichsduma ausgedehnte Reibflächen gibt. Der Wille des Ministers ist mächtig und bleibt es auch den Volksvertretern gegenüber. Aber die Abgeordneten haben auch eine Waffe gegen den Minister in der Hand, durch das ihnen gewährte Recht ihre Unzufriedenheit mit einem Minister an das Ohr des Zaren zu bringen (Paragraph 61). Hieraus muß sich meines

Erachtens die Notwendigkeit für den Minister ergeben, mit einer Mehrheit im Parlament zu rechnen. Denn die in Paragraph 61 vorgesehene Beschwerde beim Zaren stellt sich als nichts andres heraus, als als ein Mißtrauensvotum. Ob ein Komplikationen so sehr verabscheuender Monarch wie Nikolaus der Zweite einen Minister lange halten wird, über den fortgesetzt Klagen einlaufen, ist nicht schwer zu erraten. Ganz anders ist es mit dem Verhältnis zwischen der Duma und dem Reichsrat. Bei Festlegung dieses Verhältnisses haben die Schöpfer des Regulativs zweifellos alle Mittel angewandt, der Möglichkeit von Konflikten zwischen den beiden gesetzgebenden Körperschaften aus dem Wege zu gehn. Schon Paragraph 50 strebt den Ausgleich von Differenzen zwischen Duma und Reichsrat an, indem er die Bildung einer Ausgleichskommission anbefiehlt, die zu bestehn hat aus dem Präsidenten des Reichsrats oder eines seiner Departements und einer aus der Plenarversammlung jeder der beiden Häuser gewählten gleichen Zahl von Mitgliedern. Das Ergebnis der Sitzung dieser Kommission gelangt zunächst in die Plenarversammlung der Duma und nach Annahme daselbst in die des Reichsrats (Paragraph 51). Wird ein Ausgleich nicht erreicht, dann gelangt die Angelegenheit beim Reichsrat zur weitern Bearbeitung. Angelegenheiten, die wegen „Langsamkeit" — Obstruktion — oder wegen chronischer Beschlußunfähigkeit der Duma nicht erledigt werden, können vom Reichsrat selbständig weitergeführt werden (Paragraph 52). Mit dieser Bestimmung hat sich die Regierung eine sichre Waffe gegen die Opposition, die einzig wohl aus der Minderheit kommen wird, konstruiert. Sie wird immer den Bauern sagen können: Seht die Leute von der Intelligenz! Erst wollen sie in die Duma, und nun sind sie faul, wollen nicht arbeiten! Bei einem so ungebildeten Volk wie das russische werden solche Mittel noch recht lange nicht ohne eine Wirkung bleiben, die der Regierung nur angenehm sein kann.

4. Umschau und Ausblick

Selten ist wohl in der Geschichte eine politische Arbeit geleistet worden, die so ausgezeichnet in die Verhältnisse des Augenblicks hineingepaßt worden wäre wie das Gesetz vom 6. (19.) August 1905. Es könnte die weise Tat eines mutigen Mannes genannt werden. Dieses Urteil würde ich abgeben, wenn ich ein moskowitischer Slawophile wäre. Die von den Slawophilen den Gesetzgebern gestellte Aufgabe ist erfüllt, die Einigung zwischen dem Zaren und dem russischen Volk ist hergestellt. Die Selbstherrlichkeit des Zaren ist unangetastet, und das russische Volk hat eine Volksvertretung.

Aber das russische Volk bildet nicht ganz zwei Drittel der russischen Staatsangehörigen. Polen, Deutsche, Tataren, Juden, Tschuwaschen, Armenier, Tscheremissen, Letten — wer will sie alle aufzählen — beanspruchen das Recht, sich treue Untertanen des weißen Zaren nennen zu dürfen. Sie alle bilden gemeinsam den gewaltigen Staat, dessen Küsten vom Baltischen Meer und vom Stillen Ozean bespült werden. Darum dürfen wir das Gesetz nicht mit den Augen der Slawophilen betrachten, wir müssen uns einen höhern Standpunkt suchen. Zwei Maßstäbe haben wir für seinen Wert: den seines Nutzens

als Kulturmittel und den seiner Tauglichkeit für die Großmacht Rußland. Wir wollen uns des zweiten bedienen.

In Kapitel 2 wurde zu zeigen versucht, welche Schichten des russischen Volks berufen seien, Männer aus ihrer Mitte zur ständigen Beratung des Zaren zu entsenden. Es wurde nachgewiesen, daß die große Mehrheit der zu wählenden Abgeordneten aus der Industrie und dem Handel und aus den dem Handel nahestehenden Gewerben hervorgehn muß, daß sich nur ein verhältnismäßig geringer Teil aus Großgrundbesitzern und Ackerbauern rekrutieren kann, und daß schließlich die Vertreter der höchsten Bildung, der Wissenschaft und der freien Berufe nur ganz vereinzelt in die Reichsduma hineingeraten können. Ferner ist festgestellt, daß gerade die Kreise, die seit einem Menschenalter die größten Opfer an Gut und Blut gebracht haben: die Mehrzahl der Intelligenz, das dritte Element und das städtische Arbeiterproletariat einerseits und die Juden andrerseits von einer politischen Tätigkeit so gut wie ausgeschlossen sind. Mit einem Wort: dieselben Kreise, die bisher wegen ihrer politischen Tätigkeit zu Staatsverbrechern gestempelt waren, behalten den Stempel auch fernerhin bei; denn nur den Wahlberechtigten ist es erlaubt, wenn auch in beschränkten Grenzen, Politik zu treiben. Teilen wir die Abgeordneten nach politischen Richtungen, so kann trotz der Berücksichtigung aller Versuche der Demokraten, aus den Wahlen mit einer Mehrheit hervorzugehn, mit ziemlicher Bestimmtheit angenommen werden, daß zwischen der Hälfte und drei Fünfteln der Abgeordneten unbedingt sichre Werkzeuge der administrativen Gewalt sein, daß etwa ein Fünftel bis ein Viertel aus bürgerlichen Demokraten und der Rest aus Opportunisten der verschiedensten Richtungen hervorgehn wird.

Das gebildetste Element und zugleich das mit dem größten Idealismus an die politische Arbeit gehende kann meines Erachtens nur der Großgrundbesitz mit einiger Beimischung aus den Reihen der städtischen Intelligenz stellen — das ungebildetste der Bauern- und der Kaufmannsstand. Das politisch am besten geschulte wird wiederum aus der Zahl der demokratischen Großgrundbesitzer hervorgehn. Einer nähern Ausführung dieser Annahme bedarf es wohl nicht, da ich erst in Nr. 36/37 der Grenzboten ein Bild von den Fähigkeiten der einzelnen politischen Gruppen der russischen Gesellschaft entworfen habe.

Bei der Besprechung der Provinzwähler wurde darauf hingewiesen, daß bei ihnen die meiste Aussicht vorhanden ist, daß sie die Wünsche der Regierung vereiteln. Aber bei ihnen finden wir auch die besten geistigen und moralischen Kräfte, die das Land aus den furchtbaren Verhältnissen hinauszuführen vermögen. Auf diese Kreise wird darum auch ein großer Teil der Verantwortung fallen, wenn die Institution der Duma nicht den Weg zur Wiedergeburt des Volkes finden sollte. Für eine politische Tätigkeit genügt es jedoch nicht, geistig und moralisch hoch zu stehn und hohe Ideale zu haben. Diese Eigenschaften werden an die zweite Stelle gerückt, sie dienen nur zur Läuterung des an erster Stelle notwendigen opportunistischen, staatsmännischen Sinnes.

In jedem Staats- oder Gemeindewesen wird sich bei dem Nachlassen der zentralen Gewalt die Ideenrichtung an die Oberfläche zu drängen suchen, die durch die bis dahin mächtige Staatsräson unterdrückt wurde. Die Wünsche

der Gesellschaft, die am schroffsten zurückgewiesen wurden, werden am lautesten wiederholt werden. Rousseau gab diesem durch den physischen Druck hervorgerufnen psychischen Vorgang mit den Worten Ausdruck, der friedlichen oder gewaltsamen Änderung eines Staatssystems sei immer eine Umbildung, eine Revolution in den Anschauungen des Volkes vorangegangen. Es wäre grundfalsch, wollten wir diesen Satz, wie es die russischen Liberalen zu tun belieben, auch auf den Vorgang anwenden, der sich gegenwärtig in Rußland vollzieht. Als Rousseau schrieb, ist die französische Regierung allerdings unter dem Druck der Wünsche des Volkes zu einem Systemwechsel gezwungen worden. Das System hatte sich selbst bis zur Ohnmacht geschwächt. Die russische Regierung ist dagegen infolge eines leichtfertig unternommnen, nicht genügend vorbereiteten Kolonialabenteuers wohl geschwächt, nicht aber vernichtet worden. Die Strömungen in der Gesellschaft haben ebenfalls nur eine Schwächung, nicht einen Zusammenbruch des herrschenden Systems gebracht. Noch waren sie nicht stark genug dazu. Schon ehe die Regierung durch die Ablenkung ihrer Aufmerksamkeit auf den Krieg mit Japan an physischer Kraft eingebüßt hatte, war allerdings eine unheilvolle Zersetzung der staatserhaltenden Kräfte vor sich gegangen. Willkür, Rechtlosigkeit und der Unwille weiter Kreise hat an ihnen genagt. Aber trotz Mukden und Tschuschima, trotz der Vorgänge in Polen, Livland und Baku, trotz aller Meutereien in der Marine herrscht Nikolaus der Zweite selbstherrlich, und die Stärke der Regierung wächst von Tag zu Tag. Eine tiefe Transformation der politischen Ideen des ganzen russischen Volkes, von der Rousseau sprechen konnte, die den Sturz des untergrabnen Regierungssystems unbedingt zur Folge haben mußte, ist, so tief auch die westeuropäischen Ideen in Rußland Wurzel gefaßt haben mögen, bis heute noch nicht vor sich gegangen. Darum aber wäre eine Revolution in Rußland ein gar nicht faßbarer Schrecken; denn ein Volk ohne ein Ideal, ein Ziel vor Augen ist ein sinnloser, tierischer Haufe.

In Rußland wurden bisher alle „kulturellen“ und sozialen Wünsche für Rechnung eines Patriotismus zurückgedrängt, den die fortschrittliche Gesellschaft als Barbarismus in tiefster Seele verabscheut. Darum stehn bei der fortschrittlichen Gesellschaft alle Kultur- und sozialen Fragen weit höher im Preise als nationale. Hierin liegt die größte Gefahr für den Bestand des russischen Reiches. Sie ist um so größer, als sich die Polen und das halbe Hundert der kaukasischen Volksstämme, nachdem ihre Nationalität in so rücksichtsloser Weise unterdrückt worden ist, eine ausgesprochne, dem russischen Patriotismus feindlich gegenüberstehende nationale Gesinnung bewahrt haben. Die Gefahr eines Zerfalls des Reichs wird abgeschwächt durch die Juden als ein Volk, das nur künstlich auf einen begrenzten Teil des Reichs zusammengedrängt wird. Würden heute die Beschränkungen für das Wohnrecht der Juden aufgehoben, dann wäre meines Erachtens der sozialen Frage in Rußland die Schärfe genommen, und die Juden würden aus einem das Reich störenden Bestandteil durch ihre händlerische Tätigkeit zu einem das Reich zusammenhaltenden. Der sozialen Arbeiterfrage nach Ausscheidung der Judenfrage kann ich die Bedeutung einer staatszerstörenden nicht beimessen.

Es scheint mir nun natürlich, daß in den ungebildeten Schichten eines Volks ein Gegensatz zwischen sozialem und nationalem Fühlen — ich sage absichtlich „Fühlen" und nicht „Denken," weil nach meiner Auffassung die große Masse des russischen Volks noch nicht an das Denken herangereift ist; infolgedessen sind seine Empfindungen überwiegend das Produkt von Gefühlen und nicht das aus Gefühlen und Gedanken; mit steigender Kultur ordnen sich die Gefühle den Gedanken unter — sich um so weniger ausbildet, je größer die Anspruchslosigkeit der Schicht und je primitiver ihre materiellen Wünsche sind. In den breiten Schichten des russischen Volks, die zu den Arbeiten der Reichsduma Zutritt haben, herrscht eine höchst einfache, auf materiellen Besitz gerichtete Lebensauffassung vor, daher die auch beim Bauern stark entwickelte Neigung zum Handel. Diese weiten Kreise sind aber bisher weder auf sozialem noch auf politischem Gebiet in Konflikt mit ihrem Patriotismus geraten; im Gegenteil, der offizielle Patriotismus ist ihren Wünschen scheinbar entgegen gekommen. Nur die aus dieser Schicht hervorgegangnen „Enterbten," die durch Anlage und materielle Not den Sekten aller Art zugetriebnen und, als gefährlichste Klasse, die Halbgebildeten, die die ehrliche Arbeit des Vaters verachten — nur diese sich allerdings von Jahr zu Jahr mehrenden Abkömmlinge jener breiten Schicht spüren in dem Patriotismus eine Beschränkung ihres Wohlbefindens. Doch auch hier tritt in den meisten Fällen das persönliche Interesse hinter dem nationalen zurück. Das Wort Zar-Väterchen macht sie alle durch Tolstoi, Pobjedonoszew, Plehwe zugefügten Leiden vergessen, und der Sektierer, der im Begriff steht, sich dem politischen Druck in der Heimat durch Auswanderung zu entziehn, wird beim Klange des „Gott sei des Kaisers Schutz" seine Mütze ziehn, sich für das Wohl des Zaren bekreuzigen und mit Inbrunst die Worte des schönen Liedes wiederholen!

In den ungebildeten Schichten des russischen Volks liegt die Kraft des russischen Staats. Hier in dieser zähen, schwer beweglichen Masse liegt das Fundament der nahen und fernen Zukunft Rußlands. Wie sich diese Zukunft gestalten wird, hängt davon ab, welche der im Lande streitenden Kräfte auf ihm bauen wird. Das bisherige System hat Kultur- und soziale Aufgaben zugunsten nationalpolitischer sündhaft vernachlässigt. Die fortschrittliche Gesellschaft steht im Begriff, in das Extrem zu verfallen, indem sie die Notwendigkeit einer nationalen Politik einstweilen in Abrede stellt.

Aus diesem Zwiespalt soll die Institution der Reichsduma das Land hinausführen.

Sowohl in materieller wie in technischer Beziehung hat die Regierung bei der Schaffung des Gesetzes eine glückliche Hand bewiesen. Sie will den russischen Staat reformieren, ohne ihn den gefährlichen Erschütterungen eines Bürgerkrieges auszusetzen. Was Rußland not tut, weiß die Regierung: eine weitausschauende Agrarreform, die Lösung der Judenfrage und die Volksbildung. Alle andern von den Demokraten in den Vordergrund gedrängten Fragen, insbesondre die Nationalitätenfrage, die Fabrikarbeiterfrage usw., sind von sekundärer Bedeutung für das Volkswohl, enthalten aber, sobald sie falsch angefaßt werden, eine große Gefahr für den Bestand des Reichs. Die Finanzen

Rußlands ſtellen meines Erachtens nur eine Frage an die Technik, weil Rußlands Reichtümer durch eine verſtändige Löſung der drei genannten Kernfragen gehoben werden.

Zur Durchführung der Reformen braucht die Regierung Zeit, mehrere, viele Jahre. Die Zeit wird gewonnen durch Einberufung einer für die Regierung mit zwei Drittel Mehrheit eintretenden Volksvertretung für die Dauer von fünf Jahren. Daneben will ſich die Regierung die Kenntniſſe der Kreiſe nutzbar machen, die ſchon ſeit Jahren über die Einzelreformen in den verſchiednen Gegenden des Reichs gearbeitet haben, ohne ſich jedoch durch eine intelligente ſelbſtändig arbeitende Parlamentsmehrheit in eine ihr unerwünſcht ſcheinende oder nicht im Intereſſe des Geſamtſtaats liegende Richtung drängen laſſen zu müſſen. Daher die Zulaſſung der bemittelten Intelligenz (Wohnungsmieter) auf ausdrücklichen Wunſch Wittes als tatſächlich beratende Abgeordnete; denn die Zuſammenſetzung der Duma garantiert der Regierung, daß einzig die von ihr gebilligten Entwürfe die Annahme der Duma finden werden, nicht aber die ihr undurchführbar ſcheinenden Wünſche der Intelligenten.

Die bürgerliche Demokratie ſcheint die ihr zugedachte Aufgabe richtig verſtanden zu haben und aufnehmen zu wollen. Denn ſowohl die Sjemſtwo- und Städtevertreter wie auch zwei Drittel des Sojús sojúsow haben ſich entgegen ihrer frühern Abſicht bereit erklärt, an den Wahlen teilzunehmen und zu verſuchen, in möglichſt großer Zahl in die Duma einzudringen. Sie haben auch ſchon ihre Kandidaten aufgeſtellt. Die Regierung hat mittlerweile Gelegenheit gehabt, die Geiſtesrichtung der einzelnen führenden Perſönlichkeiten aus den verſchiednen Gruppen der fortſchrittlichen Geſellſchaft kennen zu lernen. Sie iſt nun bemüht, nur die Männer wählen zu laſſen, die ſie braucht. Gerade jetzt werden die Beſtimmungen für die Provinzbehörden ausgearbeitet, die maßgebend für die Durchführung der Wahlen ſein ſollen.*) Daß es hierbei ohne Ungerechtigkeiten nicht abgehn kann, ſcheint mir ſelbſtverſtändlich, aber im Intereſſe des Staats liegt es, daß die Duma das von der Regierung angeſtrebte Geſicht bekommt. Die Demokraten werden in den fünf Jahren genug Gelegenheit finden, zu zeigen, ob ſie befähigt ſind zu arbeiten, und die Regierung hat Zeit, zu zeigen, daß ſie es mit ihren Reformen ernſt meint.

In den letzten Ausführungen bin ich, ſo fürchte ich, etwas theoretiſch geworden. Denn wer bietet uns eine Garantie dafür, daß die ſich in Arbeit befindenden Reformprojekte Wittes, Goremykins und Schwanebachs wirklich zur Durchführung gelangen? Wird nicht morgen ein Mann vom Schlage des Fürſten Schtſcherbatow das Vertrauen des Zaren haben? Wird nicht aus dem heutigen Hüter der Ordnung, Trepow, morgen ein unumſchränkter Diktator werden, der, wie der ſtarke Plehwe es getan hat, die Polizeiroutine zum Selbſtzweck erhebt? Hierin liegt die große Schwäche des Geſetzes. Weder der Zar, noch die Regierung iſt gehalten, die heute als notwendig erkannten Reformen auch wirklich durchzuführen. Noch eins. In der Duma werden alle Schichten und Nuancen des Kapitalismus vom Großunternehmer Grafen Scheremetjew

*) Die Beſtimmungen ſind inzwiſchen erſchienen, ohne jedoch eine größere Klarheit in das Wahlgeſetz hineinzutragen

bis zum kleinsten Dorfwucherer vertreten sein, an die Spitze der Verwaltung aber soll S. J. Witte, dieser Bannerträger der kapitalistischen Entwicklung, als Ministerpräsident treten. Sollte wirklich der Ehrgeiz beim Zaren nicht wieder wach werden, eine weltbeherrschende Flotte, die größte Armee des Kontinents zu haben? Sollte sich der große Finanztechniker Witte wirklich nicht verleiten lassen, mit Hilfe aller der Kapitalisten im Abgeordnetenhause noch einmal den Exhaustor an den Leib des geduldig leidenden Volkes zu setzen, um nun das letzte Goldstäubchen aus seinen Organen zu ziehn? Der Mensch ist ja nur zu leicht geneigt, auch die schmerzlichsten der ihm vom Geschick erteilten Lehren zu vergessen! Werden die zur politischen Unmündigkeit verdammten Klassen, die unbemittelte Intelligenz, das dritte Element und die organisierten Fabrikarbeiter die Schande auf sich sitzen lassen wollen, als politische Verbrecher gelten zu müssen, weil sie dasselbe zu tun wünschen, was den andern Klassen erlaubt ist?

Unendlich ist die Reihe der Fragezeichen. Solange wir nicht die feierliche Verkündung der Unantastbarkeit der Person und der Freiheit der Presse, in der auch die politisch entrechteten Kreise zu Worte kommen könnten, von der Höhe des Thrones herab gehört haben, so lange bleibt uns die Zukunft Rußlands ein Rätsel. Sollte dagegen der Zar die beiden Grundrechte dem Volke schenken, dann könnten wir mit den Slawophilen sagen: „Das Gesetz vom 6. (19.) August 1905 ist die weise Tat eines mutigen Mannes.“*)

Die Entwicklung der Familie als soziologisches Problem

Von Leopold von Wiese

Wenn sich Neues gestalten will, geht ihm allemal ein Zustand scheinbarer Verwirrung und Unordnung voraus. Es scheinen die sichern Grundlagen alles Werdens und Gedeihens ins Wanken zu geraten, und die Welle der Ereignisse spült neben dem Großen, dem noch gänzlich das Gewand der Form fehlt, Unreifes, Haltloses und Kleinliches empor. Auch in der Entwicklung der Wissenschaften ist es nicht anders. Zunächst macht sich ein starkes Bedürfnis nach Erweiterung der Erkenntnismöglichkeiten geltend. So geschah es auch in den letzten Jahrzehnten: die uralte Philosophie, die Königin mit den — wie manche meinten — schon allzumatten Augen, die ins Unendliche der Metaphysik gerichtet waren, hatte stark an Einfluß gegenüber den sich üppig entfaltenden Naturwissenschaften eingebüßt. Die exakte Forschung, die das Mikroskop und die Retorte zu handhaben verstand, hatte den Vorzug, der dem Experiment innewohnt; man konnte es sehen und greifen, was sie lehrte. Hatte die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts durch den Mund Kants besonders in der Lehre von der Idealität

*) Interessenten finden eine nähere Begründung zu dem letzten Abschnitt in dem „Nachwort“ zu meinem Aufsatz in Nr. 37 der Grenzboten.

von Zeit und Raum das Geheimnis der Welt in das für die meisten Augen nachtdunkle Innere der Menschenbrust gelegt, hatte sie gelehrt, daß alle Forschung in der Erkenntnistheorie, in der schwer erfaßbaren Qualität unsrer Vernunft ihr Kriterium, ihre Bewertung finde, so hatten dieser skeptischen Ideologie gegenüber die Naturwissenschaften etwas Realistisch-Sicheres. Sie nahmen die Umwelt, das Objekt als das Gegebne an, dessen Sein über allen Zweifel erhaben sei, es wurde gemessen, gezählt, zergliedert, verglichen — und siehe da, eine Gesetzmäßigkeit ergab sich, die seit den Tagen der alten hellenischen Naturphilosophie über religiösen, ethischen und historischen Fragen fast vergessen schien.

Es konnte nicht anders sein: auch der Mensch erschien in ihrem Licht als ein andrer. Bisher bestand größtenteils eine tiefe Kluft zwischen dem Menschen und der Natur, die dem Dualismus zwischen Geist und Körper entsprach. Die mechanischen Gesetze machten vor dem homo sapiens Halt. Mit ihm sollte eine neue Entwicklung anfangen, die wesentlich psychischer Art sei, die aus dem Metaphysischen stamme und in das Metaphysische münde. Jetzt aber lehrte die biologische Forschung, daß der Mensch ein Glied der Natur und *nur* ein Glied der Natur sei. In der Entwicklung des *einen* unendlichen Alls gestaltete sich, so sagen die Biologen, aus der Urkraft in beständigen Differenzierungs- und Integrationsprozessen das Organische aus dem Anorganischen und aus den niedern Arten der Lebewesen im unaufhörlichen Auslese- und Anpassungsprozesse die höhern Arten, deren eine der Mensch ist. Es gibt keine Sonderschöpfung, es gibt keine eigne menschliche Qualität, sondern diese scheinbar unvergleichliche, innerhalb der sichtbaren Natur nur dem Menschen innewohnende Substanz ist nur ein vorläufiges Endglied einer biologischen Entwicklungskette. Alle qualitativen Unterschiede vermag die Forschung, so wurde gelehrt, allmählich in quantitative Differenzen einer Bewegungsbahn der alleinen Kraft aufzulösen. Damit wurden die Probleme des Seins und des Werdens aus dem Dunkel der Seele ins helle Licht der Außenwelt verlegt. An die Stelle der Spekulation trat die exakt messende Forschung.

Und die Bereicherung unsers Wissens von der Natur des Menschen war groß. Die alte Betrachtungsweise war mehr oder weniger teleologisch. Der Zweck der Menschheit, gottähnlich zu werden, und noch mehr die Lehre von ihrer göttlichen Herkunft hatte immer wieder zu dem Fehler einer anthropozentrischen Naturbetrachtung geführt. Jetzt wurde der Geltungsbereich des Menschlichen sehr eingeschränkt. Die Seele erschien nicht mehr als eine Einheit von unendlicher Tiefe, in deren Grunde sich das Absolute spiegelt, sondern als eine Vielheit von Reflexen des Außer-Ichs, ein andrer Modus der mechanischen Vorgänge in dem feinsten körperlichen, aber jedenfalls rein körperlichen Apparate, dem Nervensystem. Auch das Handeln der Menschen wurde anders betrachtet. Sein Motor, der Wille, der der anthropozentrischen Philosophie zumeist als frei gegolten hatte, erschien nun determiniert; er wurde jetzt nur zu einem Stadium im Widerstreite der Gefühle, die ihrerseits wieder ausschließlich in direkter Abhängigkeit von den Eindrücken des Außer-Ichs stehn sollten. Historisch betrachtet verlor das Handeln der Menschen, das wir Weltgeschichte nennen, viel von seiner Bedeutung. Denn die Periode der menschlichen Kultur, die Jahr-

tausende gesellschaftlicher Entwicklung, wurde nun zu einem fast belanglosen Intermezzo in der mit Jahrmillionen rechnenden Evolution des Alls. Die historischen Verwicklungen, das Blühen und das Vergehn der Völker, die politische Staatengeschichte, die Wirksamkeit des schaffenden oder kontemplativen Genies, die Entfaltung der Technik, die Wirtschaftsorganisation — alles das war nicht mehr die Betätigung des souveränen freien Menschentums, sondern eine kleine Welle an der Oberfläche der bewegten Naturkraft. Völkergeschichte wurde zum Einzelfall aus der Lehre vom Überleben des Passendsten, Staatenpolitik ein Anpassungsprozeß, das Genie erschien in seinen Anlagen und in seinem Einflusse nicht als der überragende Ausgangspunkt neuer Bewegungen, sondern als ein der Masse des Volks untergeordnetes Element, als sein Vertreter, der alle seine Fähigkeiten nur der Gesellschaft entnimmt, die seine Wesensart bestimmt.

Der Einfluß der Naturforschung und dieser ihr zugrunde liegenden Weltanschauung auf die Kultur der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ging tief. Zunächst war ihr unmittelbares Ergebnis, die Technik, ihr beredtester Anwalt. Die oft geschilderten Umwälzungen und Vervollkommnungen unsers Daseins durch die moderne Technik griffen so sehr in das Dasein der Einzelnen und der Gesellschaft ein, daß in der Seele der mit sehenden Augen begabten Menschen mit jedem Hammerschlage und jedem Aufglühen des elektrischen Funkens der Respekt vor dem Naturgesetz unaufhörlich belebt wurde. Die steigende Menge von komplizierten Sachgütern, die uns die Technik bescherte, die den Zweck haben sollte, unser Leben zu vereinfachen, nahm einen Umfang an, daß sie mehr und mehr aus einem Mittel zum Zweck selbst wurde; sie erschien fast als das eigentliche Ingredienz der Kultur, als der eigentliche wichtige Repräsentant der Schöpfung, demgegenüber das passive, vom Außer-Ich abhängige Menschlich-Persönliche eine dienende Rolle zu spielen hätte. So sehr ferner auch in der Naturwissenschaft ein Keim zu einer vertieften Ethik lag, sofern sie auf die Unendlichkeit des Alls, die Erhabenheit der Schöpfung und die Nebensächlichkeit all unsrer persönlichen Begierden und Befürchtungen hinwies, so entsprach doch gerade dieser Relation des Ichs zum All die Neigung zur Verflachung. Die erschreckende Wertminderung des Einzelmenschen, die Auflösung der heilig gehaltnen Geheimnisse der Menschenbrust in Regeln der Mechanik, kurz die Ersetzung des Absoluten durch ein winziges Relatives bewirkte in der Regel entweder einen hoffnungslosen Pessimismus oder eine indolente Gleichgiltigkeit gegenüber dem Persönlichen und dem Ethischen. Der Sinn für Qualitäten, das Pathos der Distanz, der Wille zum Guten minderte sich. Vielleicht hätte sich der Abstand der Weltanschauungen des philosophischen von dem naturwissenschaftlichen Zeitalter, der in einer zunehmenden innern Verkümmerung bestand, noch mehr in den Handlungen der Menschen gezeigt, wenn nicht einmal die Tatsache bestünde, daß die frühere metaphysische Ethik auch immer nur eine Minderheit von Auserwählten beseelt, bei der Masse aber eine entstellende Vergröberung erfahren hätte, und wenn nicht andrerseits die fieberhafte Arbeit der Gegenwart immer wieder die Aufmerksamkeit von den subjektiven Begehrungen auf bestimmte äußere Aufgaben, die gebieterisch den Menschen beanspruchten, ablenkte.

Es wäre nun aber, wie mir scheinen will, ein Fehler, wünschte man die Entwicklung der Naturforschung in ihren Ergebnissen möglichst rückgängig zu machen, wollte man zurücktauchen in die mit Aberglauben und metaphysischem Vorurteil behaftete Wissenschaft des rationalistischen und vorrationalistischen Zeitalters. Die Ergebnisse der modernen Naturforschung sind praktisch und theoretisch zu einem hohen Gute der Kulturmenschheit geworden. Die exakte Naturbetrachtung und -untersuchung, der ja noch eine Fülle komplizierter Probleme zu lösen bleibt, wird sich, so kann man hoffen, in der Ausbildung ihrer bewährten Methoden von kurzsichtigen Wünschen ihrer Gegner nicht beirren lassen. Aber wenn ich auch der Überzeugung bin, daß insbesondre der Evolutionismus eine Wahrheit ist, so kann doch nicht genug betont werden, daß er nur eine einseitige Erfassung von Welt und Menschen ist. Seine Theorien gipfeln in den Sätzen von der Entstehung höherer Arten aus niedern, ferner in der Lehre von der Anpassung und Auslese. Die in dem zuerst genannten Gedanken enthaltne Leugnung der Sonderschöpfung muß anerkannt werden. Bei Anpassung und Auslese, den beiden verursachenden Tatsachen der Entwicklung, wird nun das Agens der Evolution völlig in die umgebende Natur verlegt; denn es handelt sich bei der naturwissenschaftlichen Auffassung der Anpassung immer nur um eine Anpassung innerer Beziehungen an äußere. Sie zu vollziehn, sei die eigentliche und ausschließliche Funktion des Seelenlebens, deren einfachstes Bild ist: ein äußerer Reiz löst die Empfindung aus, diese ruft die Bewegung hervor, und die häufige, gleichartige Bewegung nach gleichartigen Reizen bewirkt allmählich durch Übung organische Umwandlungen, die dem den Reiz ausübenden „Milieu" entsprechen. Beim Überleben des Passendsten liegen ebenfalls äußere Lebensbedingungen, und zwar solche zugrunde, die so hart sind, daß nur eine beschränkte Zahl von biologisch besonders wertvollen Organismen nicht zugrunde geht, während die ungeeignetern vernichtet werden, ehe sie zur Fortpflanzung und dadurch zur Vererbung ihrer mindern Qualitäten gelangen. Die Natur ist also hier ebenfalls, um es bildlich zu sagen, die große Züchterin. Sie ist wie bei der Anpassung das eigentliche Subjekt der Entwicklung, dem die Lebewesen, insbesondre der Mensch, passiv gegenüberstehn. Die Menschheit ist dagegen nach naturwissenschaftlicher Auffassung Objekt der Entwicklung. Das ist nun ohne weiteres an sich zuzugeben, und Wissenschaften, die dem Studium des Zusammenhangs der äußern Natur, der Materie gewidmet sind, können und dürfen zu keinem andern Ergebnis kommen. Der Fehler liegt in der Folgerung, daß man mit den genannten Gesetzen alle Erscheinungen des Lebens und der menschlichen Betätigung erklären zu können glaubt, wohingegen tatsächlich, je höher sich der Mensch entwickelt, je größer seine Rolle auf der Erde wird, die naturwissenschaftlichen Gesetze an Bedeutung und Wirksamkeit für ihn verlieren zugunsten einer zweiten aus dem menschlichen Innenleben stammenden Entwicklungsreihe.

Denn der Mensch ist nicht bloß Objekt, sondern auch Subjekt der Entwicklung. Während die äußern Einflüsse nach dem Schema der erwähnten Naturgesetze auf ihn bildend wirken, entfaltet sich in ihm nach bestimmten Bewegungsgesetzen sein Triebleben, die ihm immanente Urkraft des Willens.

Alle organische Entwicklung ist das Ergebnis eines Kompromisses zwischen den Einflüssen des Außer-Ichs und dem Drange des vom Willen beseelten Ichs. Aber während in der außermenschlichen organischen Welt und auf den tiefern Stufen der menschlichen Entwicklung die Naturgewalten über das mehr passive Ich so herrschen, daß es ein verhältnismäßig geringer Fehler ist, diese Stadien der organischen Evolution rein naturwissenschaftlich zu betrachten, werden dagegen alle höher menschlichen Betätigungen, die wir in dem Worte Kultur zusammenzufassen pflegen, in einem Grade vom spontanen Willen, der innern Lebenskraft der organischen Welt, beherrscht, daß eine rein naturwissenschaftliche mechanistische Betrachtung zu den seltsamen Einseitigkeiten führt, die die Wissenschaft der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts beeinträchtigt haben.

In der Tat lassen sich die Gärungserscheinungen in der Geistesarbeit der Gegenwart, von denen ich zu Anfang kurz gesprochen habe, dahin zusammenfassen: Wieviel näher wir auch dem Walten der Natur mit unserm Verständnis gekommen sein mögen, wie sehr sich auch die Vorstellung von der unvermeidlichen Gewalt dieser unpersönlichen Kraft in unsern Geist gegraben hat, und wie sehr sie immer wieder anlockt, ihre erhabnen Geheimnisse zu enträtseln, so gibt es für den modernen Menschen noch etwas andres, das seinen Erkenntnisdrang zur Analyse reizt, etwas, dessen Erforschung von den praktischen Bedürfnissen nicht minder geheischt wird: es ist das Wesen der ihres Selbst bewußten Menschheit, der Gesellschaft. Und da die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung, auf sie angewandt, hier teilweise zu unhaltbaren Urteilen führen, da sich die philosophischen Grundlagen der mechanistischen Weltanschauung, an die man als die einfache Wahrheit des aufgeklärten Menschen geglaubt hatte, als unzureichend erweisen, sucht man nach einem neuen überragenden Ausgangspunkte, von dem aus man auch dem Geheimnisse der Kultur den Schleier zu nehmen vermag. Man muß sich das Problem in seiner ganzen Größe klar machen:

Seitdem der vorgeschichtliche Mensch unter im großen und ganzen gleichen natürlichen Bedingungen wie wir heutigen ein tierähnliches, fast völlig passives Dasein führte, haben sich bis heute in und an uns Veränderungen von solchem Umfange und so kompliziertem Inhalte vollzogen, die wir als freie Betätigungen der Menschheit ansehen, daß wir schon nur aus dieser Erscheinung heraus verstehn, was für eine gewaltige Aufgabe eine Wissenschaft vom Menschen hat. Denn darum handelt es sich gegenüber den ältern, metaphysischen Zeiten der Geisteswissenschaften: nicht aus aprioriischen Kategorien, aus letzten Prinzipien das Wesen der Kultur samt Religion, Sittlichkeit, Staatenbildung, Vergesellschaftung, Wirtschaft und Kunst und anderm mehr zu erklären, sondern nur aus der Evolution des Menschlichen. Ist es ein Fehler, in den Naturwissenschaften die Welt anthropozentrisch zu konstruieren, so kann eine Wissenschaft vom Menschen nur anthropozentrisch sein. Alle Betätigungen der kultivierten Gesellschaft müssen sich, von den biologischen Elementen abgesehen, als Ausflüsse der Menschenseele, sei es der Einzelpsyche oder gesellschaftlicher seelischer Komplexerscheinungen ergeben.

Nun kann freilich nicht eine Disziplin eine so gewaltige Aufgabe übernehmen. Es handelt sich um die anthropologische Tendenz, die alle Geisteswissenschaften durchdringen sollte und zum Teil auch schon durchdringt. Dem Sozialphilosophen bleibt, wie mir scheinen will, eine speziellere Teilaufgabe von verhältnismäßig geringem Umfange, aber besonders reichem Inhalt. Bei der Ausdehnung, die die Einzelwissenschaften des Geistes genommen haben, wäre es eine Vermessenheit, zu fordern, der Soziologe solle ihre letzten Ergebnisse als Betätigungen des Zusammenwirkens der Menschen zu einer einheitlichen Synthese gestalten. Wenn es, wie ich glaube, Aufgabe gesellschaftswissenschaftlicher Untersuchungen ist, die Beziehungen zwischen den Einzelmenschen und den von ihnen gebildeten Gruppen, ferner zwischen diesen untereinander und den von ihnen entwickelten Kultursystemen klar zu machen, so ist damit die äußere Aufgabe als Analyse der Vergesellschaftungsformen festgelegt. Aber das Wesentliche ist die inhaltliche Bestimmung; der Grundsatz für die Behandlung dieses Problems ist, wie aus dem vorher gesagten vielleicht hervorgeht, anthropologisch-ethisch; auf dem Grunde der formalen Fragen liegen die tiefern: Wie verwebt sich das Einzelschicksal mit dem Massenschicksal? Welche Motive veranlassen das menschliche Handeln? Wie knüpfen sich die seelischen Bande von Person zu Person, von Gruppe zu Gruppe?

Das moderne Streben nach einem Studium des Menschen *als handelndes Wesen* entstammt ja wesentlich dem Verlangen nach einer unsern heutigen menschlichen Beziehungen entsprechenden Ethik. Die alte metaphysische Moral legte nach gewissen Prinzipien das Sittengebot wie eine drückende Last auf die schwachen Menschenschultern mit einem gebieterischen: Du sollst! In ihr war die Furcht ein wesentliches Element. Deshalb zeugte sie auch so oft die Gespenster des Aberglaubens. Die naturwissenschaftliche Ethik kennzeichnet sich durch ihre Indifferenz gegenüber dem persönlichen Schicksal; alles Subjektive liegt ihr fern. Das, was wir Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts wollen, ist, daß die Postulate, die man uns auferlegt, unsre Natur und unsre Fähigkeiten berücksichtigen. Aber eine solche Sittenlehre muß eine Grundlage haben, in der deutlich wird, wie wir im Laufe der Jahrtausende geworden sind. Das Wesen unsrer innern Natur, die Bedingungen unsers gesellschaftlichen Daseins müssen in kausaler Erklärung verdeutlicht sein, ehe wir teleologisch die Möglichkeiten unsers Müssens postulieren.

Jegliche Institution der Gesellschaft hat eine ethische Seite. Aber ehe wir aus ihr Forderungen für Volk und Person entnehmen, müssen wir sie selbst von Grund aus kennen. Wissenschaftliche Durchdringung wurde nun zumeist durch völlige Objektivierung des Gegenstandes versucht. Man abstrahierte so weit wie möglich von der konkreten Beseelung durch das schwankende Menschlich-Lebendige. Der Gegenstand wurde wie ein platonisches Ideensystem als ein selbständiges Gedankengebäude betrachtet, das nach eignen logischen Gesetzen lebte, dessen Verständnis aus sich selbst möglich wurde. Gewiß kam man durch diese Methode zu einer gewissen Gesetzmäßigkeit, zu einer Regelbildung, nach der unser kompliziertes und launisches Leben eine schematische Harmonie und Stetigkeit aufwies, die alle, die ihr Dasein wirklich leben, in nicht geringes Erstaunen

setzen mußte. Mir will jedoch scheinen, daß man der Erkenntnis der widerspruchsvollen Dinge dieser Welt näher kommt, wenn es gelingt, nicht die Formel in den Erscheinungen des Gesellschaftslebens, sondern den Menschen hinter ihnen aufzuweisen. Es gilt, glaube ich, bei den historischen Einrichtungen jeder Art zu zeigen, wie sich in ihnen allen die Wogen menschlicher Leidenschaft oder die Strebungen menschlicher Vernunft brechen, wie alle Institutionen, soweit sie nicht völlig vom starren Doktrinarismus in Banden geschlagen sind, der warme Blutstrom menschlichen Verlangens oder der stockende Pulsschlag menschlicher Furcht beseelt. Schließlich müßte es dem Forscher mit dem Tiefblicke der Seelenkenntnis gelingen, die gesamte Entwicklung der Kultur auf den letzten Satz vom Willen zur Durchsetzung des Ichs zu bringen. Das Leben der Gesellschaft, dieses unaufhörliche Auf und Nieder von Kraft und Unkraft, von Zueinander und Auseinander, dieses Jauchzen und dieses Stöhnen — bedeutet ja den Kampf oder den zeitweiligen Kompromiß von unzähligen Einzelwillen. Und die Frage, die der hoffende, fürchtende Mensch stellt, und die auch unsre Frage ist, lautet: Was muß ich der Gesellschaft leisten? Was hat sie mir zu geben? Inwieweit gehöre ich mir selbst, inwieweit der Gesellschaft?

Mit den letzten Ausführungen bin ich bei dem zweiten, dem speziellern Teile meiner Aufgabe angelangt. Es handelt sich darum, das Problem für eine Entwicklungsgeschichte der Familie als eines der wesentlichsten Bestandteile der Gesellschaft zu stellen. Es kommt ja bei einer der Fundamentalfragen der Gesellschaftslehre: Wie verknüpft sich das Geschick des einzelnen mit dem der andern? die Institution der Familie zunächst in Betracht. Der Kern ihrer Aufgaben, ihre erste und letzte Funktion ist die Organisation der Fortpflanzung. Damit reicht sie über die Grenzen der gesellschaftlichen Kultur ins Organische überhaupt hinein; sie dient unmittelbar dem wichtigsten Naturgesetze der Erhaltung der Gattung. Sie ordnet sich jedoch durch die Tatsache, daß die Fortpflanzung in der menschlichen Gesellschaft nicht bloß biologischen Gesetzen — etwa der Periodizität der Brunst — überlassen, sondern von der Gesellschaft selbst bewußt geregelt wird, den sozialen Einrichtungen ein. Aber die enge Verknüpfung mit natürlichen Aufgaben gibt ihr etwas Elementares, sie wird dadurch für die Menschheit bedeutender als der Staat, diese zweite gewaltige soziale Organisation zur Regelung der sozialen Beziehungen.

Zu der grundlegenden natürlichen Aufgabe der Fortpflanzungsregelung, die ihr in allen Zeiten, den unkultiviertesten der Wilden und den verfeinertsten der Zivilisation zugekommen ist, fügte die historische Entwicklung in allmählicher Ausbildung andre, rein soziale: zunächst das Aufziehen der Nachkommenschaft von der Geburt zur Reife. Natürlich bildete sich auch diese Funktion schon früh aus, da die Erhaltung der Gattung zum mindesten erschwert wurde, wenn die Kinder nur dem Schutze der Natur und dem Naturtriebe ihrer Mütter überlassen blieben, ohne daß bestimmte Regelungen und Einrichtungen hinzutraten.

Der Schutz der Alten, die nicht mehr genügend für sich selbst sorgen können, ihre Versorgung und Pflege als dritte Aufgabe der Familie ist demgegenüber schon bedeutend jüngern Datums; denn er setzt schon eine gewisse Entwicklung des Altruismus und des Familiensinns voraus.

Schließlich die letzte gesellschaftsethische Aufgabe der Familie, Lebensgemeinschaft von Mann und Weib zu bilden, hat die längste Zeit gebraucht, bis sie als selbstverständliche und hoch bewertete Aufgabe anerkannt wurde. Es ist ein harter, schneidender Gedanke, daß Jahrtausende dahingingen, bis der Mann in seiner Ehegattin nicht bloß die Sklavin sah, bis man begann, in der Familie eine Gemeinschaftsform zu entwickeln, in der Rechte und Pflichten, Ichdurchsetzung und Ichhingebung nicht nach dem staatlichen Schema der Über- und der Unterordnung, sondern nach dem entgegengesetzten Grundsatze bestimmt wurden, einander nach Möglichkeit Freiheiten zuzuführen.

Schon wenn man nur diese allgemeinste flüchtige Bestimmung der Aufgaben der Familie in Betracht zieht, wird man unmittelbar gewahr, welches weite und reiche Feld hier der Untersuchung vom psychisch-anthropologischen Standpunkte vorbehalten ist. Das Problem der Fortpflanzungsregelung betrifft unmittelbar das menschliche Triebleben. Und das Studium der Frage, wie weit die wachsenden gesellschaftlichen Ordnungen dem Triebleben Förderung oder Hemmung entgegenbringen, wie weit sie zur Veredelung oder Vergeistigung beitragen, all die schwierigen Komplikationen, die die gesellschaftliche Tätigkeit der Regulierung des Geschlechtslebens nach sich zieht, stehn hier offen. Immer wieder wird die kritische Untersuchung an die Frage herantreten müssen, wie der Kompromiß zwischen individuellem Triebleben und sozialen Bedingungen die Gesamt- und die Einzelentwicklung beeinflußt hat.

Mit der zweiten Aufgabe der Familie ist die ernste Frage des Kinderschicksals aufgeworfen. Welche Fülle von Problemen! Schon die Untersuchung, wie weit die verschiednen Stadien der Familienverfassung das Wohl der Nachkommenschaft unmittelbar förderten oder hemmten, insbesondre ob dabei mehr der Grundsatz obwaltete, die Kinder für die sozialen Anforderungen des Lebens vorzubereiten, oder ob man ihnen die Möglichkeit gab, ihren gegenwärtigen Bedürfnissen und Ansprüchen zu leben, eröffnet eine weite Perspektive.

Der dritte Aufgabenkreis der Familie, der die Fürsorge für die Alten und die Schwachen betrifft, kann nicht ohne Beziehung auf das allgemeine Kulturverhältnis der Generationen zueinander gedacht werden. Die schwerwiegende Tatsache, daß die Kultur das Alter zu Ehren gebracht hat, daß in unkultivierten Zeiten dem einzelnen über die Jahre der Zeugung hinaus meist nur noch eine kurze Spanne Lebenszeit bleibt, daß sich aber, je höher die Kultur steigt, der Zweck des Daseins immer weniger in der Fortpflanzung erschöpft, vielmehr oft, wenn die Kinder längst über die Jahre der Hilflosigkeit hinaus sind, ihre Eltern das Beste für die Kulturarbeit, für das geistige Leben leisten — alles dies, vertieft durch die Analyse des Wechsels der individuellen Fähigkeiten in den aufeinanderfolgenden Altersstufen, steht der sozialphilosophischen Forschung offen. Und schließlich der Wandel im Verhältnis der Ehegatten zueinander — von der Promiskuität zur Polygynie und Polyandrie, über die patriarchalische Großfamilie zur heutigen Kleinfamilie in allen Stufen ihrer Entwicklung —, schaut uns nicht auch da immer das Menschenantlitz aus dem Flusse der Zeiten an? Die Geschichte der intimen Lebensgemeinschaft der beiden Geschlechter ist vielleicht am meisten dazu angetan, die Erkenntnis vom Menschen im Kerne zu fördern.

Das Schicksal des Weibes, dessen tausendfältige Erinnerungen aus vielen Jahrhunderten heute einen wenn auch vielfach falsch komponierten Grundton der Frauenemanzipation geben, erschließt sich unserm Auge klarer. Die Tragikomödie der Liebe wird nicht nur in den Saiten der Lyriker in bisweilen etwas girrenden Lauten widerklingen, sondern der Analyse des Seelenhistorikers unterliegen. Der Zwiespalt des Mannes zwischen seinem Betätigungsdrange im öffentlichen Leben des Staats und Vereins und seinem Heimverlangen nach dem Herdfeuer — dies und so manches andre aus diesem Problemkomplexe wird die Aufgabe des Sozialphilosophen sein.

So, meine ich, muß er sich zum Problem der Familie stellen, nach diesen Ideen historisch-analysierend verfahren. Das Wesentliche ist, daß er diesen Gegenstand ausschließlich anthropologisch betrachtet zum Unterschiede von den übrigen Geisteswissenschaften, die fast alle ebenfalls auf die Institution der Familie Bezug nehmen. Man nehme die Rechtswissenschaft. Eine Fülle von Fragen besonders der Rechtsgeschichte und des bürgerlichen Rechts befassen sich mit ihr; abgesehen von dem eigentlichen Familien- und Erbrechte ziehn altgeschichtliche Formen, insbesondre die Sippenverfassung, die Institution der Exogamie, dann die Blutrache und die Blutbrüderschaft usw. die Teilnahme des Juristen auf sich. Alle älteste politische Geschichte ist Familiengeschichte, denn der Staat ist aus der Familie erwachsen. Und die Zeit, wo die Bedeutung der Großfamilie nach jahrhundertealter Giltigkeit abnahm, wo sie nicht mehr die einzige Gemeinschaft war, die dem einzelnen gegenübertrat, als sie anfing, nicht mehr selbst Krieg zu führen und Frieden zu schließen, als sie nicht mehr Gebiete eroberte, der Patriarch nicht mehr Recht sprach, zum Tode verurteilte, Ehen schloß und schied, kurz als der Staat entstand, als sich die Lehnsherrschaft, ein frühes Königtum, erhob — diese Zeit wird besonders den Historiker beschäftigen. Die Sittengeschichte findet reiches Material in der Vergangenheit der Familie; man denke nur an die mannigfachen Gebräuche der Sippen, ihre gemeinsamen Feste und Tänze, ihre Namen und Abzeichen. Die schwierige und viel diskutierte Schilderung der ältern Familienordnungen gehört der Ethnographie und Völkerpsychologie an. Die Untersuchung des Mutterrechts, der Frauenraub und der Frauenkauf bergen eine Fülle völkerkundlicher und völkerpsychologischer Einzelheiten.

Die Tatsache, daß die historische Erforschung der Familie als Hilfsmittel die Funde in der Erdrinde als stumme Zeugen der Tätigkeit uralter Geschlechter, Steinwaffen, primitive Werkzeuge, Geräte in alten Gräbern, die man den Toten auf die Wanderschaft mitgab, später die ersten Aufzeichnungen auf Bildwerken in Tempeln und ähnliches nicht entbehren kann, fordert die Beschäftigung des Archäologen. Vor allem aber der Umstand, daß alle Familienverfassung zugleich Wirtschaftsorganisation ist, hat es verursacht, daß die politische Ökonomie nicht zum kleinsten Teile Familienforschung getrieben hat. Von dem Augenblick an, wo sich zum erstenmal die Horde um das Feuer vereinte, wo sich der Mann mit Pfeil und Bogen oder mit dem Wurfholze bewaffnete, wo die Frauen mit dem Grabstock nach Wurzeln suchen gingen, begann das Wirtschaftsleben in dem ersten primitiven Familienverbande, wenn auch die Horde

noch nicht als Wirtschaftseinheit im prägnanten Sinne bezeichnet werden kann. Und als der Hackbau aufkam, der Mais seine goldnen Kolben im Winde schüttelte, da bauten die Frauen die ersten Hütten an den Feldern; es entstand das Dorf der Sippe. Die patriarchalische Familie entfaltete später die eigentliche Familienwirtschaft mit Viehzucht und Ackerbau. Es ist bekannt, wie sehr sich da Wirtschafts- und häusliches Leben durchdrangen. Kurzum, Wirtschaftsgeschichte ist in ihrem ältern und teilweise auch in ihrem neuern Teile wesentlich Familiengeschichte. Schließlich haben auch die Theologie — man denke an die Bedeutung des Ahnenkultus als primitivste Religion —, die Philologie, ich erinnere an die Namengebung, die Kunstgeschichte und wohl alle übrigen Geisteswissenschaften Beziehungen zu den Problemen der Familie.

Vielleicht kann man aus dieser summarischen Aufzählung sehen, daß die Beschäftigung aller dieser Wissenszweige mit der Familie erfolgen muß, wobei unsre vorhin in den Vordergrund gestellten anthropologisch-ethischen Fragen eine untergeordnete Rolle spielen; sie können hier und da gestreift werden. Aber das Grundproblem: Wie verknüpft sich das Schicksal des einzelnen mit dem andrer, inwieweit gehört das Individuum sich selbst, wieweit der Gesellschaft an? das kann nicht bei diesen Untersuchungen Eck- oder Grundstein sein.

Wer heute soziologische Schriften aufschlägt und die Kapitel über die Familie liest, wird vielfach rein historische, ethnographische, volkswirtschaftliche oder juridische Untersuchungen finden. Deshalb wird auch von den Vertretern dieser Fächer mit Erstaunen gefragt, warum sich nun die Soziologen als Verkünder einer neuen Wissenschaft ausgeben, wo sie doch in den alten Kategorien ihre Sätze sehr wohl unterbringen könnten. Und die unaufhörliche Polemik über den wahrscheinlichen Urzustand der Menschen, über das Bestehn anfänglicher Promiskuität oder der Paarung, über das Wesen des Mutterrechts, über Inzuchtsverbote, Exo- oder Endogamie und andre Gegenstände, die einen so großen Raum in soziologischen Werken einnehmen, ist meines Erachtens vorwiegend Sache der Ethnographie oder der Ethnologie. Es will mir nicht viel verloren scheinen, wenn man vorläufig hier manches noch in hypothetischer Unsicherheit läßt. In den Urzeiten ist die Umgebung das Bestimmende. Bei der geringen Entfaltung des individuellen Seelenlebens ist hier eine mehr naturwissenschaftliche Untersuchungsmethode angebracht. Ist doch der Einzelmensch hier in der Tat mehr oder weniger etwas Passives. Freilich ist der Anfang jeder Evolution für die entwicklungsgeschichtliche Forschung immer von besonderm Interesse, und die ersten motivierten sozialen Handlungen der Menschen dürfen nicht übersehen werden. Aber von unserm Standpunkt aus verdient doch der Mensch mit seiner Annäherung an historische Zeiten immer erhöhtere Teilnahme, wir wollen ja letzten Endes uns Heutige verstehn lernen. Je mehr sittliche und außerwirtschaftliche Elemente die Familie in sich aufnimmt, je mehr sich in ihre Formen die freie Betätigung menschlicher Seelenkräfte ergießt, um so wesentlicher wird ihre Existenz für die sozialphilosophische Betrachtung. Wollen wir schließlich der Zukunft Fingerzeige geben und ihr eine Bahn anweisen, in der die Gesamtheit der Volksgemeinschaft gedeiht, ohne daß nach Möglichkeit der Einzelmensch Opfer an Selbstbetätigung bringt, dann werden

wir mit scharfen Augen in der Vergangenheit zu beobachten haben, wo auch im Familienleben und in der Familienorganisation der uralte Konflikt zwischen Individuum und Gesellschaft seine Spuren hinterlassen hat. Unter der Decke des äußern Geschehens und der äußern Anordnung gilt es, die tastenden oder langenden Arme menschlicher Motive zu fassen, um ein wenig dazu beizutragen, die Geschichte der menschlichen Seele zu enträtseln. Wer nur etwas an irgendeinem Teile des sozialen Lebens in das bewegte Innere einer Organisation schauen kann, der weiß, wie not es tut, die äußerliche Argumentation aufzugeben, die die sozialen Zustände wie Formeln behandelt, bei denen man mit logischer Rechnung einen Satz aus dem andern entwickelt. Die Verkettungen sozialer Kausalität sind so zahlreich, daß nur die Anschauung, die das Bild des Lebens plastisch vor sich sieht, und die Fähigkeit, mit den Menschen, deren Zustände man studiert, zu empfinden, dazu verhilft, den rechten Ausgangspunkt zu gewinnen.

Von Zölibat, Brevier, Meßstipendien und Klosterwesen

Wenn heute von einer Reform der katholischen Kirche gesprochen wird, so handelt es sich nicht, wie im sechzehnten Jahrhundert, um massenhafte grobe Verstöße der Geistlichkeit gegen das Sittengesetz oder um die weltliche Herrschaft der Hierarchie und die finanzielle Ausbeutung der Völker. Die zuletzt genannten beiden Übel hat die geschichtliche Entwicklung hinweggeschwemmt (was die Katholiken aus Frömmigkeit an Geldopfern leisten, kommt neben der Ausbeutung der Völker durch Börsenspekulanten, Trusts und Monopole nicht in Betracht), und dadurch sowie durch die heute herrschende Öffentlichkeit des Lebens ist auch das erste unmöglich geworden. Es handelt sich meist um Dinge, die nur den wissenschaftlich gebildeten Geist und das fein organisierte Gemüt verletzen, während die Masse keinen Anstoß daran nimmt, ja zum Teil diese Dinge leidenschaftlich liebt. Die katholische Hierarchie mag aus dieser Lage der Dinge den Schluß ziehn, daß es einer Kirchenreform nicht bedürfe. Doch könnte zweierlei sie bedenklich machen: der Sieg ihrer Gegner in dem ganz katholischen Frankreich, der geistig und politisch bedeutendsten unter den katholischen Mächten, und der Umschlag der Stimmung in den Rom zuneigenden hochkirchlichen Kreisen Englands seit 1870. Unter den Papieren des verstorbnen Kardinals Manning ist, wie ich vor einiger Zeit in den Preußischen Jahrbüchern las, eine Betrachtung gefunden worden über das Stocken des Fortschritts des Katholizismus im britischen Reiche. Manning führt neun Ursachen dafür an, als letzte — die Jesuiten, die, indem sie ihre Eigentümlichkeit der ganzen Kirche aufgeprägt hätten, diese den Andersgläubigen widerwärtig machten. Mögen auch die Denker und die feiner Organisierten, denen das katholische Kirchenwesen in seiner heutigen Gestalt unannehmbar erscheint, nur eine kleine Minderheit ausmachen, sie sind die führenden, sie üben entscheidenden Einfluß

auf die Männerwelt, und wahrscheinlich werden sie mit der Zeit überall die politische Macht erringen wie jetzt in Frankreich. Reformgedanken sind darum doch wohl nicht ganz unzeitgemäß.

Nun ist es ja vielleicht töricht, wenn ein außerhalb der Kirche stehender Reformvorschläge macht; eine Reform kann immer nur aus dem Innern des zu reformierenden Gemeinwesens hervorgehn. Aber die Aussicht auf eine solche in der römischen Kirche ist seit dem Siege des Jesuitismus und des Vatikanismus im Jahre 1870 äußerst gering geworden. Bei den Romanen hängt das Volk gerade an den Dingen, die eine Reform zu beseitigen oder wenigstens in den Hintergrund zu drängen hätte — sind sie ja doch meist Erzeugnisse des romanischen Geistes.*) Die Gebildeten unter den Romanen aber leben in offner Feindschaft mit der Kirche, haben sich von ihr losgesagt und denken nicht daran, sie reformieren zu wollen, da sie das ganze Christentum für bloßen Schutt halten, den eine überwundne Kulturperiode zurückgelassen habe. Von Österreich ist auf dem Gebiete der Kirchenreform so wenig etwas zu erwarten wie auf irgendeinem andern Gebiete, und in Deutschland hat der Kampf, den die Katholiken vor dreißig Jahren um das Dasein ihres Kirchenwesens führen mußten, zusammen mit dem Ringen nach Parität im bürgerlichen Leben, den Gegensatz zwischen der ultramontanen und der liberalen Richtung beinahe aufgehoben: die Männer der zweiten Richtung denken einfach nicht an die Dinge, die ihnen Zweifel aufsteigen lassen oder sie gar in Gewissenskonflikte verwickeln könnten, und weil ihnen jede Spaltung sowohl in religiöser wie in bürgerlicher Beziehung gefährlich erscheint, kommt es ihnen sehr gelegen, daß sie gar keine Zeit haben zu theologischen und philosophischen Grübeleien, indem sie außer dem bürgerlichen Beruf eines jeden die politische Agitation, die Parteiorganisation, die parlamentarischen Arbeiten, die Festlichkeiten unsrer festereichen Ära ganz in Anspruch nehmen. Eine interessante Bestätigung meiner Auffassung finde ich in einer katholischen Auslassung, die freilich den Kern der Sache verschleiert. Der Zufall spielt mir einige Nummern des von Hülskamp und Rump gegründeten Literarischen Handweisers in die Hände, in denen Alois Wurm eine Reihe deutscher Zeitschriften, darunter auch die Grenzboten, mit einer für einen orthodoxen Katholiken erstaunlichen Unbefangenheit und Objektivität charakterisiert. Bei Besprechung der von Dr. Joseph Müller herausgegebnen

*) Die Romanisierung der Kirche hindert sie übrigens nicht, bei dem Volke, für das sie paßt, sehr wohltätig zu wirken; im Gegenteil! Paolo Enrico Zendrini stellt im Maiheft der Preußischen Jahrbücher dem oberitalienischen Klerus ein sehr ehrenvolles Zeugnis aus und schließt eine Darstellung des Gemütszustandes der liberalen Katholiken, der Jünger Manzonis mit den Worten: „Aber warum haben sie denn nicht den Mut, diese Bande von sich zu werfen und den einen ewigen Gott frei zu bekennen? Genau aus dem Grunde, aus dem auch die unendlich viel freiern deutschen Protestanten nicht den Mut haben, den Bau ihrer überlieferten evangelischen Kirchenlehre zu zerbrechen und dem Kirchenregiment ihrer Heimat ins Angesicht zu trotzen. Dieses katholische Kirchenregiment schützt Güter, die in echt geistiger Deutung das Gut unser aller sind; dieser alte Lehrbau birgt einen Geist, der nur durch die verwitterten Mauern zu brausen braucht, um die äußere Verwitterung völlig vergessen zu lassen und allen, die drinnen sind, das Gefühl zu geben, sie seien im freien hehren Heiligtum Gottes. Können wir einen neuen, weitern, wohnlichern Bau aufführen?“

Renaissance nun bedauert er, daß der Mann sein reiches Wissen und sein schönes Talent auf eine verlorne Sache, eine sogenannte Reformbewegung verschwende. In der katholischen Kirche, heißt es da, „gibt es heute und hat es zu jeder Zeit gegeben — Vertreter von strengern und von freiern Anschauungen. Diese Teilung geht hinein bis in die Spalten der erklärtesten Zentrumsblätter, sie geht hinein bis in die Orden der Franziskaner, Dominikaner, Benediktiner und, last not least, der Jesuiten. Die ruhig denkenden Männer der freiern Richtung, die übrigens durch unendlich viele Abstufungen mit den konservativsten verbunden ist, finden nicht die leiseste Veranlassung, sich durch Gründung eines Reformvereins von ihren Glaubensbrüdern abzusondern. Denn dadurch würden sie bei der dann notwendig eintretenden Spannung sich selber außer Beziehung zu manchen wertvollen, gerade aus der konservativen Richtung fließenden Elementen setzen, andrerseits sich jede Einwirkung auf ihre Glaubensgenossen unmöglich machen. Sie würden der Gegenstand erbitterter Angriffe von diesen werden, und die verhältnismäßig milde Kampfform des Ignorierens, wie sie gegen Dr. Müller geübt wird, würde einem ganz andern Kampfe Platz machen, dessen Ergebnis verhängnisvoll für die Kirche werden könnte. Denn sobald die Kirche Deutschlands, die haben wir ja im Auge, in zwei äußerlich getrennte Lager zerfällt, gibt es da Krieg, wo früher das duldsame in dubiis libertas als ausdrücklich oder stillschweigend anerkannte Devise gegolten hatte. Gerade jetzt aber beginnt für das sehende Auge dieses Prinzip seinen milden Glanz zu verbreiten. Denn es ist kein Zweifel, daß die freier gesinnten Geister schon mancherorts, freilich noch lange nicht überall, bei ihren konservativern Glaubensgenossen dieselbe Achtung genießen, die sie diesen zu schenken ihrerseits nicht das mindeste Bedenken tragen. Durch ruhige Überlegung findet man eben heraus, daß die Differenzen außerhalb des festen Glaubensgebiets liegen, das man hüben wie drüben mit der festesten Sicherheit und dem tiefsten Einheitsbewußtsein gegen jeden Angriff zu verteidigen gesonnen ist. Ja, es ringt sich von verschiednen Punkten aus in der katholischen Welt eine neue Strömung empor, die gewillt ist, aus der defensiven Stellung herauszugehn und den geistigen Kampf mit allen unkatholischen Prinzipien auf der ganzen Linie zu eröffnen, nachdem dafür die Waffen der geistigen Tüchtigkeit geschmiedet worden sind."

In den Schulen des protestantischen Preußens, muß man hinzufügen, und mit dem Erfolge, daß die Differenzen zwischen liberalen und ultramontanen Katholiken keineswegs außerhalb des Dogmas liegen, was sich jene freilich aus den oben angeführten Gründen nicht einzugestehn wagen. Da unter diesen Umständen eine Reformbewegung weder in den romanischen Ländern noch in Deutschland in Gang kommen kann, wird man es einem Unberufnen vielleicht verzeihen, daß er fortfährt, sich über die katholische Kirchenreform den Kopf zu zerbrechen, weil er es für ein Unglück halten würde, wenn die katholische Kirche aufhörte eine Kulturmacht zu sein und zu einem Institut für abergläubische Bauern und Frauen hinabsänke, und weil es gerade das durch die Reform zu beseitigende ist, was den Katholizismus den Protestanten verhaßt macht und die Flammen der konfessionellen Zwietracht nährt. Selbstverständlich werden

mir die Katholiken dasselbe sagen, was mir bei andern Gelegenheiten die Evangelischen gesagt haben, daß sie besser als ein Outsider wissen müssen, was ihrer Kirche nottue.

Wie soeben schon angedeutet worden ist, hat sich eine vom Standpunkte der heutigen psychologischen und historischen Erkenntnis zu fordernde Reform auf das Dogma selbst zu erstrecken. Was diese Erkenntnis an Dogmen zuläßt, das beschränkt sich auf folgendes. Ein persönlicher Gott hat die Welt erschaffen, erhält und regiert sie. Die Seele des Menschen ist unsterblich, und ihr jenseitiges Los hängt von ihrer diesseitigen Beschaffenheit ab. Um ihr die Erreichung ihres jenseitigen Zieles zu erleichtern, hat sich Gott nicht auf die natürliche Offenbarung in der Vernunft beschränkt, sondern eine besondre Offenbarung hinzugefügt, die in Christus und den Aposteln kulminiert und in der Leitung der Entwicklung der christlichen Kirche ihre Fortsetzung findet. Diese Sätze, die keiner wissenschaftlichen Erkenntnis widersprechen, stellen das Minimum dessen dar, was anerkannt werden muß, wenn das Bekenntnis zum Christentum nicht eine Lüge sein soll, sie reichen aber auch hin, den Anspruch auf den Christennamen zu begründen, und auf dieser den Konfessionen gemeinsamen Grundlage kann jede von diesen ihre Eigentümlichkeiten entfalten. Von der katholischen wird nicht gefordert, daß sie ihre Dogmen ausdrücklich widerrufe — nur in Beziehung auf das vatikanische wird es verlangt werden müssen, weil dieses die ausdrückliche Absage an die durch wissenschaftliche Erkenntnis erleuchtete Vernunft bedeutet —, sondern sie darf nur auf den Gewissenszwang verzichten, den sie auf die Denkenden ausübt. Sie darf diesen nicht mehr zumuten, als wörtlich zu verstehende Wahrheiten Sätze zu bekennen, die nur als Symbole einen Sinn oder als Lösungsversuche philosophischer Fragen Berechtigung haben. Sie darf sie nicht mehr zwingen wollen, sinnreiche symbolische Handlungen für Zaubermittel und die historisch gewordne katholische Kirchenverfassung für eine unveränderliche göttliche Institution zu halten. Wird auf diese Zumutung verzichtet, die die denkenden Katholiken zwingt, zu heucheln oder das Denken und Forschen aufzugeben („das mag ich nicht lesen — spricht so mancher Vorsichtiger —, das könnte mich irre machen"), so mag das praktisch bewährte katholische Kirchenwesen äußerlich im großen und ganzen bleiben, wie es ist. Nur einige wenige Einrichtungen werden geändert werden müssen, weil sie falsche dogmatische Anschauungen verkörpern und schlimme praktische Wirkungen ausüben. Die eine ist der Zwangszölibat.

Den Zölibat an sich halte ich keineswegs für verwerflich, sondern erkenne sogar an, daß er unter Umständen löblich und notwendig sein kann. Die Ehe, welchen Namen alle Vernünftigen nur der legalisierten lebenslänglichen Vereinigung eines Mannes mit einem Weibe zugestehn, ist die einzige Form, in der ein starkes physiologisches Bedürfnis ohne sittliche, wirtschaftliche und gesundheitliche Gefahren und Schädigungen befriedigt werden kann, die einzige Einrichtung, die Befriedigung des Ergänzungsbedürfnisses durch den vollen Besitz eines geliebten Wesens gewährt; sie erzieht zur opferwilligen Nächstenliebe und ist für die meisten die einzige Gelegenheit, diese in geordneter Weise zu üben; sie ist also, wenn sie glücklich ausfällt, ein großes Glück, und außerdem fordert

die Verpflichtung, das Menschengeschlecht und das eigne Volk zu erhalten, daß die meisten Menschen in die Ehe treten. Aber ich schwärme nicht für den proletarischen Kaninchenstall und weiß, daß es auch in sehr vielen nicht proletarischen Ehen nicht übermäßig schön zugeht, vor allem widerspreche ich der Behauptung, daß ein Lediger keine vollkommne Persönlichkeit und kein sittlicher Mensch sein könne. Es wäre nicht allein lächerlich, sondern auch unverschämt, wenn man Männern wie David Hume und Adam Smith, Kant, Beethoven und Alexander von Humboldt — von Paulus und den übrigen christlichen Heroen nicht zu reden — die volle Persönlichkeit oder die Sittlichkeit absprechen wollte. Also der Zölibat an sich ist nicht verwerflich, sondern nur der Priesterzölibat in seiner heutigen Form, weil er auf falschen dogmatischen Voraussetzungen beruht und schlimme Folgen hat.

Der Priesterzölibat ist ein Stück Askese. Deren Berechtigung und Wert hängt von den Anschauungen und Beweggründen ab, denen sie entspringt. Askese in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes als exercitium, Übung in der Selbstbeherrschung und Kraftentfaltung, ist ein unentbehrlicher Bestandteil der Jugend-, Volks- und Selbsterziehung. Ohne solche Askese wird niemand ein tüchtiger Mann, sondern bleibt ein schlapper Faulpelz und Genußmensch. Wird diese Askese methodisch für einen bestimmten Zweck geübt, so heißt sie Trainierung. Die antike Welt hatte die Trainierung für die Wettkämpfe in der Arena und in der Rennbahn, die Paulus 1. Kor. 9, 24 ff. zum Vergleich heranzieht, wir heutigen haben die Trainierung der Sportleute und den militärischen Drill. Es ist klar, daß auch in der Erziehung und im Leben des christlichen Geistlichen solche Askese nicht entbehrt werden kann, denn wer dem Volke Selbstüberwindung predigen soll, darf kein Weichling sein. Welche Formen sie je nach Zeiten, Orten und Umständen annehmen muß, darauf ist hier nicht einzugehn. In fein organisierten Gemütern wird sich häufig dem Hauptbeweggrunde ein ästhetischer zugesellen. Der animalische Lebensprozeß bringt manches Widerwärtige mit sich, dessen sich gesittete Menschen von jeher geschämt haben. Je weniger zynisch ein Mensch geartet ist, desto mehr wird er wünschen, dieses Widerwärtige auf ein möglichst geringes Maß einzuschränken. Dieses Motiv scheint in der indischen Askese wirksam gewesen zu sein, da die Inder der höchsten Kaste sehr fein organisierte Menschen sind. Und es hat ohne Zweifel bei den Jungfrauen mitgewirkt, von denen die katholischen Legenden und auch neuere Geschichten behaupten, sie hätten jahrelang außer der Hostie oder einigen Limonenscheibchen keine Nahrung zu sich genommen. Wieviel davon wahr, wieviel Übertreibung ist, wird man ja niemals ermitteln können, doch läßt es sich denken, daß bei einer bettlägrigen Person, die weder ihre Muskeln noch ihr Hirn anstrengt und ihr Leben mit Kontemplation, d. h. in einem traumhaften Zustande zubringt, der Stoffwechsel und die Nahrungmenge auf ein sehr geringes Maß beschränkt werden können. Geistlichen Personen solcher Gemütsart, die einen anstrengenden Dienst haben und darum ordentlich essen müssen, liegt der Gedanke nahe, wenigstens jede Art Stoffwechsel zu vermeiden, die zur Erhaltung eines gesunden, kräftigen Leibes nicht unbedingt notwendig ist; und können wir die aus diesem Grunde gewählte Ehelosigkeit nicht für etwas be-

sonders Preiswürdiges halten, so müssen wir wenigstens anerkennen, daß sie individuell berechtigt ist.

Zwei andre ineinander eingreifende Beweggründe zur Askese haben nähere Beziehung auf den geistlichen Stand. Man kann auf Genüsse und auf Vorteile, die an sich erlaubt sind, verzichten, weil sie der Erstrebung eines höhern Zwecks, der Ausübung eines höhern Berufs, den man gewählt hat, im Wege stehn, oder aus Nächstenliebe. Diese ist selbst ein solcher höherer Zweck, es kommt bei ihr aber noch der Umstand hinzu, daß sie Entbehrungen fordern kann, nicht bloß um die Mittel zum Wohltun zu erübrigen, sondern auch weil es ihr widerstrebt, zu genießen, solange sie andre entbehren sieht. Das berühmteste Beispiel der freierwählten Ehelosigkeit um des höhern Berufs willen und aus Nächstenliebe ist der Apostel Paulus, und unzählige sind ihm darin nachgefolgt. Es ist aber wohl zu beachten, daß einerseits Ehelosigkeit aus diesen Motiven niemals auf den Stand der christlichen Geistlichen beschränkt gewesen ist, andrerseits, daß diese Motive die Ehelosigkeit beim christlichen Geistlichen nicht überall und immer fordern. Abgesehen von den griechischen Wanderphilosophen der Heidenzeit, die ledig geblieben sind, hat es in der Christenheit immer Männer gegeben, die um ihres Berufs, zum Beispiel des Forscherberufs willen, oder aus Nächstenliebe auf die Ehe verzichtet haben. Das zweite Motiv hat bei vielen menschenfreundlichen Männern und Frauen aller Konfessionen gewirkt und einen Stand freiwilliger Krankenpfleger und Krankenpflegerinnen geschaffen. Gute Söhne bleiben oft lange über das heiratsfähige Alter hinaus ledig, um eine Mutter und Geschwister versorgen zu können, und versäumen darüber das Heiraten ganz, und der Soldatenstand legt in seiner heutigen Verfassung Entbehrungen auf, die ein zeitweiliger Zölibat genannt werden können. Andrerseits gilt für den durchschnittlichen Pfarrer heutiger Zeit nicht, was für den Apostel gegolten hat, und was in besondern Fällen auch heute noch für Geistliche gelten kann. Der durchschnittliche Dorfpfarrer hat so wenig zu tun, daß eine Familie, weit entfernt davon, ihn in der Ausübung seiner Berufspflichten zu hindern, vielmehr einiges dazu beitragen würde, ihn vom Zwange zu einem seines Standes unwürdigen Müßiggange zu befreien; und eine tüchtige und edle Gattin würde ihm bei der Organisation einer rationellen Armenpflege eine weit bessere Hilfe sein als die Haushälterin, die ja meist nicht des Pfarrers Mutter oder Schwester ist; an der Organisation aber liegt mehr als an der Zahl der Groschen oder Taler, die er selbst auf Wohltun verwendet. Also diese Motive können den Verzicht auf die Ehe unter Umständen erwünscht oder notwendig machen, und darum gehört eine Gesinnung, die bereit ist, dieses Opfer zu bringen, falls es die Umstände fordern, zum geistlichen Berufe; aber den allgemeinen Zwang haben mehrere andre durchaus verwerfliche Motive zur Askese bewirkt in Wechselwirkung mit einem nur historisch berechtigten Grunde. Die verwerflichen Motive entspringen der manichäischen Ansicht von dem Ursprung der Materie aus dem bösen Prinzip, dem heidnisch-jüdischen Begriff der rituellen Reinheit, dann dem Glauben, daß man durch Selbstpeinigungen sich und andre vor der Hölle schützen oder aus dem Fegefeuer erlösen könne, endlich dem ebenfalls heidnisch-jüdischen Glauben an Weihungen, die einen Gegenstand

profanem Gebrauch entziehn, und an die Wirkung von Sühnopfern. Der Manichäismus ist zwar von der katholischen Kirche ausdrücklich verworfen und der gnostisch-manichäische Ursprung des Zölibats niemals zugegeben worden, aber dieser liegt trotzdem so auf der Hand, daß es sehr naiv klingt, wenn der Katholik Grupp in seiner Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit II, 407 schreibt: „Nach Lea ist der Zölibat manichäisch." Man braucht doch wahrhaftig den mir unbekannten Lea nicht gelesen zu haben, wenn man das erkennen will. (Übrigens führt Grupp viele Zeugnisse dafür an, daß die Priester und die Bischöfe der ersten Jahrhunderte verheiratet gewesen sind, und gibt zu, daß der Zölibat in seiner heutigen Form bedenkliche Folgen hat, die nur beseitigt werden könnten, wenn die Zustände wiederhergestellt würden, die bei seiner ersten Einführung bestanden, wo er zunächst nur für die höhern Kirchenämter gefordert wurde, und nur ältere bewährte Männer in solche aufstiegen.) Wenn für den geistlichen Stand Unbeflecktheit verlangt wird und die Ehe als Befleckung gilt, so wird doch damit der Zeugungsprozeß verurteilt, also die Fortpflanzung und Verbreitung des leiblichen Lebens für böse erklärt. Oder soll die Befleckung vielleicht im Unästhetischen liegen? Aber das Unästhetische ist nicht an sich sündhaft, sondern kann es nur durch die Umstände werden. Wäre es an sich sündhaft und darum mit dem geistlichen Amte unverträglich, dann könnte es überhaupt keine Geistlichen geben, denn kein Mensch kann das den organischen Lebensprozessen anhaftende Unästhetische vermeiden. Oder soll der Genuß mit dem geistlichen Amt unverträglich sein? Dann darf der Geistliche auch keine wohlschmeckenden Speisen und Getränke genießen und muß sich gleich den Asketen strengster Richtung mit dem Verzicht auf Komfort, mit Geißelungen und Büßerhemd peinigen, zumal da der Glaube, der dazu treibt, nämlich daß man dadurch sich und andre vor der Hölle bewahren könne, ihn als Seelsorger, als Bewahrer und Retter der Seelen, doch wohl zu allererst verpflichtet.

Daß der Höllenglaube auch die zuletzt genannte Gruppe falscher Ansichten erzeugt, habe ich in dem zweiten der Aufsätze über die Jesuitenfrage und die konfessionelle Polemik hervorgehoben. Die aus dem Judentum und dem orphischen Kreise des Hellenentums überkommne Angst vor der Hölle erzeugte zunächst eine juristische Erlösungs- und Rechtfertigungstheorie, dann später, da die bloße Erinnerung an den Opfertod Jesu und der Glaube an dessen Wirkungen dem Volksgemüt nicht genügte, handgreifliche Vermittlungen dieser Wirkungen nach dem Muster der heidnischen und der jüdischen Sühnemysterien, und so wurde aus der Abendmahlsfeier ein Opfer, der Gemeindeälteste, der Prophet und der Lehrer der Urkirche verschmolzen zu einem Sühnepriester, und die beiden einfachen Symbole der Urkirche wuchsen sich zu einem vielgestaltigen verwickelten Sühnungs- und Heiligungsapparat aus. Man hatte nun heilige Geräte und Kultgegenstände, die nur mit gesalbten Händen angerührt werden durften, und zu den gesalbten Händen gehörte ein Leib, von dem die rituelle Reinheit gefordert werden mußte. Die rituelle Reinheit hat jedoch einen volkspädagogischen Zweck gehabt, der heute nicht mehr besteht. Die Vorschriften darüber sollten die Völker zur Reinlichkeit erziehn, und um sie wirksam zu machen, mußte man sie als religiöse Pflichten verkündigen. Die heutigen Kulturvölker aber bedürfen

keiner religiösen Beweggründe mehr, sondern schätzen die Reinlichkeit um ihrer selbst willen und wegen der Gesundheit. Die Heiligtümer des Christen aber sind nicht Gerätschaften, Kultgegenstände und körperliche Zustände, sondern der unsichtbare geistige Gott, Erkenntnis der Wahrheit, edle Gesinnung und ein dieser entsprechendes Verhalten. Gerade darin besteht der Unterschied des Christentums von allen heidnischen Religionen und vom Mosaismus, wie jeder weiß, der das Neue Testament kennt, besonders den Galaterbrief, Matthäus 23 und Markus 7.

Nur diese untereinander verschlungnen, dem Geiste des Urchristentums, der sich im Neuen Testament spiegelt, durchaus widersprechenden Irrtümer konnten dazu verführen, zum Zwange für den gesamten geistlichen Stand zu erheben, was unter gewissen Umständen dem einzelnen geistlich gesinnten als Pflicht erscheinen mag. Wie dann diese entschuldbaren theoretischen Irrtümer von der hierarchischen Selbstsucht ausgenutzt worden sind, nachdem sie erwacht war, und aus welchen Gründen sich der so begründete Zwangszölibat dieser Selbstsucht empfahl, das ist allgemein bekannt. Nur wird von den Gegnern der Hierarchie meist irrigerweise angenommen, selbstsüchtige Erwägungen seien die ersten und einzigen Ursachen der Einführung des Zölibats gewesen, und wird übersehen, daß sich die Vorsehung des Irrtums zur Lösung einer großen weltgeschichtlichen Aufgabe bedient hat. Ohne die Durchführung des Zölibats im elften und im zwölften Jahrhundert würden die Benefizien erblich geworden, und würde eine erbliche Priesterkaste entstanden sein, die als höchster Reichsadel die unumschränkte weltliche und geistliche Gewalt geübt und durch solchen Despotismus die keimende abendländische Kultur auch dann erstickt hätte, wenn das sehr mögliche schlimmste, die Konzentration der geistlich-weltlichen Gewalt in einer einheitlichen Spitze, einem dem islamitischen Kalifen entsprechenden Papstkaiser, hätte abgewandt werden können. Auch heute scheint der Irrtum seine weltgeschichtliche Rolle noch nicht ausgespielt zu haben. Eine verheiratete Geistlichkeit würde den Kulturkampf schwerlich so gut überstanden haben. Diese Erfahrung wird auch die liberalen Katholiken, die den Zwangszölibat gern abschaffen möchten, vorläufig noch von einer Äußerung solcher Wünsche zurückhalten. Diese Reform wird darum erst dann ernstlich erwogen werden können, wenn von den Gegnern des Katholizismus jeder Gedanke an gewalttätige Zerstörung der katholischen Kirche aufgegeben sein wird. Die Redaktoren des neuen französischen Kirchengesetzes scheinen bemüht gewesen zu sein, den Verdacht solcher Absichten nicht aufkommen zu lassen. Zu den Zweckmäßigkeitserwägungen kommt dann noch die leidenschaftliche Begeisterung der Frauen und der Mädchen für das Institut, worüber sich ein interessantes Buch schreiben ließe, von dem einige Kapitel das Decameron ergänzen würden. Die katholische Kirche hält zwar formell sehr streng auf das mulier taceat in ecclesia, aber in Wirklichkeit übt das fromme Frauengeschlecht eine nicht zu unterschätzende Kulissenregierung. Die Aufpasserei, die Denunziationen und das Geschrei der Betschwestern machen jeden Geistlichen unmöglich, der in diesem Punkte oder in andern Stücken freiere Ansichten verrät. Sittliche Gebrechen von Geistlichen decken sie mit dem Mantel der Liebe zu.

Die Evangelischen werden sich also in dieser Beziehung noch ein Weilchen gedulden müssen, wenn man es ihnen auch nicht verargen kann, daß sie einem Institut gram sind, dessen Begründung eine Beleidigung für ihre eignen Geistlichen ist; denn diese Begründung soll ja die katholischen Geistlichen als reinere, heiligere und vollkommnere Menschen über ihre evangelischen Amtsbrüder hoch erhaben zeigen. Und die angemaßte Erhabenheit muß um so mehr Entrüstung erregen, da man ja weiß, daß sie zu allen Zeiten vielfach nur ein mühsam aufrecht erhaltner Schein gewesen ist, und daß zu manchen Zeiten nicht einmal der Schein mehr aufrecht erhalten werden konnte. Zum Beispiel im Reformationszeitalter, wo erst die Durchführung des züchtigen Ehelebens der evangelischen Geistlichen den andern Teil zwang, wenigstens den Schein wiederherzustellen. Es soll nicht geleugnet werden, daß die Jesuiten und die übrigen katholischen Reformatoren ehrlich bemüht gewesen sind, das Innere dem Äußern entsprechend zu gestalten, und daß in dieser Beziehung heroische Anstrengungen gemacht worden sind. Aber es muß auch gesagt werden, daß diese Anstrengungen keinen allgemeinen Erfolg gehabt haben und solchen niemals haben werden. Freilich gibt es heute weit mehr alte Junggesellen bürgerlichen Standes als katholische Geistliche. Aber ein lediger Kaufmann oder Steuerbeamter braucht seinen Mitmenschen nicht die christlichen Tugenden zu predigen und nicht täglich zu kommunizieren. Der katholische Geistliche muß glauben, daß jede auch nur in Gedanken begangne Keuschheitssünde eine Todsünde, eine im Zustande der Todsünde empfangne Kommunion oder gefeierte Messe ein Sakrileg ist. Wer die menschliche Natur kennt, der weiß, wie leicht es einem sonst vortrefflichen katholischen Geistlichen begegnen kann, daß er jahraus jahrein täglich ein solches Sakrileg verübt. Diesem wenigstens könnte er ja entgehn, wenn er täglich vor der Messe beichtete, aber das ist meist unmöglich, vielleicht keinem möglich. Und nun überlege man, zu welchem Grade von Verruchtheit diese Lage die rohern, zu welchem Grade von Verzweiflung sie die feinern Seelen treiben kann! Das Gros besteht ja freilich aus mittelmäßigen Menschen, die in jämmerlichen Kompromissen fortwursteln. Wenn die geistlichen Skandale heute weit seltner sind als in irgendeiner frühern Zeit, und wenn auch das Innere der äußern Haltung öfter entspricht, so ist das nicht den gut gemeinten geistlichen Übungen (den von Loyola eingeführten Exerzitien) und den heißen Gebeten zu danken, sondern die vorsichtige äußere Haltung wird von der unerbittlichen Justiz sowie von der Kontrolle der antiklerikalen Presse erzwungen (noch vor fünfzig Jahren büßte ein schlesischer Pfarrer, der seine Pensionäre gemißbraucht hatte, in der geistlichen Strafanstalt und bekam dann eine andre Pfarrei; weder der Staatsanwalt noch die Presse hat sich mit ihm beschäftigt). Den Seelenzustand aber dem geistlichen Ideal mehr anzunähern, gelingt heute vielen, weil ihnen die Politik und die Sozialpolitik, das Vereinswesen, die Wahlen, die Parlamente und die Presse reichliche Arbeit bescheren. Was ein Dorfgeistlicher in einer kleinen Gemeinde, der an den meisten Tagen mit seinen Berufsgeschäften fertig ist, wenn er die Messe gelesen hat, schlechterdings nicht vermag, das ist einem Manne, dessen Gedanken durch vielfache Interessen nach außen abgelenkt werden, und der

jeden Abend todmüde zu Bett geht, wenn auch nicht immer, so doch für gewöhnlich ganz gut möglich.

Aber es mag trotzdem noch genug Unheil geschehen, das natürlich nicht ermittelt und nicht statistisch gemessen werden kann. Die Kirchenobern sind dafür verantwortlich, und wenn sie ein Gewissen haben, so werden sie die Abschaffung des Zölibatzwangs, die jetzt noch nicht gewagt werden kann, wenigstens für die Zukunft ins Auge fassen. Sie dürfen sich nicht damit herausreden, daß ja die Kandidaten vor Empfang der Weihen ermahnt werden, zu prüfen, ob sie sich den Anforderungen des Priesterberufs gewachsen fühlen, und daß ihnen die Hölle, die dem unwürdigen Priester droht, mit den schrecklichsten Farben ausgemalt wird. Unschuldige enthusiastische Jünglinge von zweiundzwanzig und dreiundzwanzig Jahren — es gibt noch solche — kennen sich selbst und die Menschennatur noch nicht, und die sie schon kennen, aber der lockenden Versorgung wegen nicht zurücktreten wollen, beschwichtigen ihre Skrupel; es wird schon gehn, sagen sie sich, dann gehts aber nicht. Die Aufhebung des Zwangszölibats ist ohne Verletzung eines Dogmas möglich, denn die heidnisch-jüdisch-manichäischen Anschauungen, die ihm zugrunde liegen, sind nicht dogmatisiert worden, und die römische Kirche läßt sich die Priesterehe der unierten Griechen gefallen. Allerdings hat auch die morgenländische Kirche den schwer zu entwurzelnden Volksanschauungen die Konzession machen müssen, daß sie die Verehelichung nach empfangner Priesterweihe nicht erlaubt und nur Mönche zu Bischöfen weiht. Kindliche Völker wollen nun einmal sichtbare und greifbare Götter und geweihte, in irgendeiner Weise dem profanen Verkehr entrückte Diener dieser Götter.

(Schluß folgt)

Die Tage von Champigny und Villiers

2

Wir hatten uns in dem Rayon, der uns zur Beobachtung und eintretendenfalls zur Verteidigung anvertraut worden war, häuslich eingerichtet, und es war, soweit ich urteilen kann, in dem Abschnitt Sevran, zu dem das etwas höher und weiter zurück liegende Villepinte als Buen Retiro für die zeitweilig nicht zum Vorpostendienst herangezognen Abteilungen gehörte, außerordentlich gemütlich. Man erfährt freilich nicht immer, was die Mannschaften in solchen Fällen auszusetzen haben, und was deren Wohlbefinden im Wege steht, aber wenn es Veranlassung zu ernstrer Klage gibt, hört man doch sehr bald davon, und auch das häufige Visitieren der Quartiere ist, wenn man die Augen offen hat und das Vertrauen der Leute genießt, das rechte Mittel, sich einen Begriff zu machen, wie die Sachen stehn. Auch Sevran war von den Einwohnern fast völlig verlassen, und die Beaufsichtigung der zurückgebliebnen Rudera der Bevölkerung verursachte wenig Mühe. Zweierlei beschäftigte uns — vom Dienst

abgesehen — sehr: ernstliches Mißtrauen gegen den Vikar von Villepinte, dem mit ziemlicher Bestimmtheit schuld gegeben wurde, daß er von einem Giebelfenster seiner für dergleichen sehr günstig liegenden Amtswohnung aus Lichtsignale mit den Forts Noisy, Romainville und Aubervilliers wechsle, und ein immer wieder auftauchendes Gerücht, daß in der auf der Karte als Voirie de Bondy bezeichneten, den Vorposten als „Soutien" dienenden Poudrettenfabrik viele tausend Flaschen des besten Weins unter den sich wie Lohe ausnehmenden Vorratsbeeten vergraben seien. Ob man den Vikar doch schließlich noch in flagranti erwischt hat, weiß ich nicht: das Herumpaddeln in den dem Geruche und der Herkunft nach wenig appetitlichen Beeten bekamen die auf Soutien stehenden Mannschaften nie satt. Der Oberst, der in seiner wahrhaft väterlichen Güte seinen Schützen — hundertundachtes (Königl. Sächsisches) Schützen- (Füsilier-) Regiment — von Herzen einen reichen Fund gegönnt hätte, war doch, glaube ich, auf der andern Seite froh, daß man vergeblich grub, denn die Folgen einer glücklichen Entdeckung hätten, da die Leute den Unterschied zwischen leichtem und schwerem Wein zum Teil nicht kannten, für den Sicherheitsdienst in den ersten Stunden leicht bedenklich sein können.

In dem benachbarten Aulnay-les-Bondy waren der Schloßeigentümer, ein der ersten Gesellschaft angehörender Herr, und dessen Familie ihrer Scholle treu geblieben, und das Offizierkorps des im Orte einquartierten Königlich Sächsischen Leibgrenadierregiments Nr. 100 hatte mit den Zurückgebliebenen, unbeschadet der beiderseitigen durchaus loyalen und patriotischen Gesinnungen, gesellige Beziehungen angeknüpft, die von Anfang bis zu Ende korrekt und befriedigend gewesen zu sein scheinen. Man konnte es dem Schloßherrn und dessen Familie nachfühlen, daß ihnen, trotz den aufrichtigsten Wünschen für den endlichen Sieg Frankreichs, Leute ihres Standes und ihrer Erziehung, wenn es tausendmal hassenswerte „Prussiens" waren, näher standen als die Freiheitshelden von Belleville und La Villette, deren Fähigkeit, das schönste Schloß in einmal vierundzwanzig Stunden in den widerlichsten Augiasstall zu verwandeln, erfahrungsmäßig feststand. Die Arbeitskommandos, die zum Beispiel mehrere Tage mit der „Reinigung" des dem Baron Nicolai gehörenden Schlosses Montferneil beschäftigt gewesen sind, werden es mir bezeugen, daß eine nach Hunderten zählende brave Schweineherde das — um den Gegensatz doppelt fühlbar zu machen — inmitten der herrlichsten, in voller Blüte stehenden Orangerie prangende Schloß nicht in den ekelhaften, gesundheitsgefährlichen Zustand hätte versetzen können, der das gelungne Meisterstück einer vorstädtischen „Legion" war. Ihre natürlichen Talente hatten durch den patriotischen Wunsch, dem vorrückenden Feinde den Aufenthalt gründlich zu verleiden, eine unheimliche Steigerung erfahren.

Da in Sevran keine Aristokraten, sondern nur ein paar armselige, für ihren Unterhalt auf die Gutmütigkeit des „Feindes" angewiesne Jammergestalten zurückgeblieben waren, so waren wir Schützen einer fidelen Verwilderung bei schrecklich aussehenden Tischtüchern und in Flaschen steckenden Stearinlichtern preisgegeben, aber die herrschende, nie durch den leisesten Zwischenfall gestörte Kameradschaft entschädigte uns für alles, und die liebevolle Verehrung, die der Oberst bei

dem Offizierkorps wie bei der Mannschaft genoß, war eine wohltuende Flamme, deren behagliche Wärme sich in dienstlichen wie in außerdienstlichen Beziehungen geltend machte. Sie hatte auch die völlige Verschmelzung mit dem Regiment für die Reserveleutnants und die Vizefeldwebel bewirkt, die besonders reichlich vertreten waren, da uns dieses außerordentlich wertvolle Material in der Universitätsstadt Leipzig, wo wir bis 1869 in Garnison gelegen hatten, fröhlich zugewachsen war. Von den geringen Störungen abgesehen, die uns die Übungsgefechte der unter dem Vizeadmiral Saisset stehenden Truppen von Zeit zu Zeit verursachten, konnte keine Kantonierung behaglicher und ausruhender sein.

Die Zeit, die man nicht auf Vorposten oder sonst im Dienste verbrachte, verwandte man, wenn man einen Gaul hatte, zu Rekognoszierungsritten in den Nachbarrayons, auf denen man bei der sich im Westen anschließenden Garde oder bei der bis an die Marne ausgedehnten vierundzwanzigsten Division immer von neuem auf Verwandte und alte Bekannte stieß. Bücher gab es, Gott sei Dank, wenig: La cuisinière de la campagne et de la ville von Audot war das einzige „wissenschaftliche" Werk, das ich in einem verlassenen Wandschrank aufgetrieben hatte. Ich glaube, die Abwesenheit der Schmöker hat wesentlich dazu beigetragen, die in und um Sevran verlebten Wochen in meiner Erinnerung als die schönste Schlaraffenzeit meines Lebens mit üppigsten Farben zu schmücken. Der Oberst — das darf ich nicht unerwähnt lassen, weil es bezeichnend ist — studierte neben andern ernsten Büchern das Militärstrafgesetzbuch, und zwar, wie ich fest überzeugt bin, in der einzigen Absicht, mit Hilfe seiner Gelehrsamkeit dem Auditeur gerüstet entgegentreten und seinen Schützen, wenn sie hereingetumpelt waren, durch einen klug ersonnenen Kniff aus der Patsche helfen zu können.

Am 28. September hatten wir die Ehre des Besuchs Seiner Majestät des Königs, der, von Ferrières kommend, in Sevran den Zug verließ und sich nach einem in unserm Regimentsstabsquartier eingenommnen Frühstück zur Besichtigung des nordöstlichen Teils der Zernierungslinie begab. Meine im Erdgeschoß des vom Obersten und vom Regimentsstab bewohnten großen Landhauses liegende Höhle wurde für den hohen Herrn als Toilettenzimmer bestimmt, und er nahm in unserm Eßzimmer mit einem zahlreichen Gefolge ein Mahl ein, dem, wie ich bezeugen kann, Herr Unger, der „Regimentsstabskoch," die Wichtigkeit, die es verdiente, vollauf angedeihen ließ, ohne jedoch meine cuisinière de la campagne et de la ville zu Rate ziehn zu wollen.

Man soll Zustände wie die unsers Aufenthalts in und um Sevran nicht idealisieren wollen. Es wurde zweimal am Tage, beim Mittags- und beim Abendessen, ziemlich viel Rotwein getrunken, ein Pianino mit einer Kurbelvorrichtung, durch die es sich in einen Leierkasten verwandelte, wurde, sobald der Oberst die Tafel aufgehoben hatte, von willigen Händen „gedreht," damit man tanzen konnte, und daß die asketischen Lebensgewohnheiten, denen man die Siege der Spartaner zugeschrieben hat, noch nicht bei uns eingebürgert waren, bewiesen, so oft wir uns auf unsre Villeggiatur nach Villepinte zurückzogen, mit dem sonderbarsten Hausrat beladne Wagen, die uns wiederum folgten oder vorauffuhren, wenn wir in die vorderste Zernierungslinie zurückkehrten.

Unſre Tafelrunde in Sevran oder in Villepinte beſtand aus zwei Hälften von ungleicher Stärke: der bei weitem größern Hälfte der „Unbekümmerten“ und der kleinern der „Bekümmerten.“ Uns Unverheirateten, die wir zuhaus nur Vater und Mutter und die Geſchwiſter zurückgelaſſen hatten, wurde die Zeit nicht lang: unſertwegen brauchte ſich Paris mit der Übergabe nicht zu übereilen, denn was ging uns denn ab? Dafür, daß wir keine Langeweile hatten, ſorgten der Dienſt, der Vizeadmiral Saiſſet, die Mobilgarden, und ſolange wir in Sevran waren, das Kurbelklavier: warum hätten wir alſo ungeduldig und ſorgenvoll ſein ſollen? Anders war es mit den Verheirateten und den Familienvätern, die je höher ſie in der Anciennität ſtanden, um ſo ſehnlicher dem „Falle“ von Paris entgegenſahen. Auch unſer allverehrter Oberſt kam mitunter, wenn er Briefe von Haus erhalten oder welche nach Dresden geſchrieben hatte, mit einem ſorgenvollen Ausdruck auf dem Antlitz zu Tiſch; aber bei ihm hielten ſolche Wolken nie lange vor: wenn er eine Weile neben uns geſeſſen und dem behaglichen Geplauder, mit dem die ſorgloſe Jugend die Zeit hinzubringen pflegte, freundlich zugehört hatte, kam die Sonne gleich wieder zum Vorſchein, und wir hatten nie den Eindruck, daß wir, um unſre Ehrfurcht zu bezeigen, wohl daran tun würden, den Übermut für eine günſtigere Gelegenheit zu verſparen. Die Verehrung, der Reſpekt, die Liebe waren ſo offenbar vorhanden, daß ſie nicht gefliſſentlich gezeigt und betätigt zu werden brauchten, und wenn er dann lachte und uns zu verſtehn gab, daß wir kopfloſe Leichtfüße wären — die Worte, deren er ſich hierzu bediente, waren viel milder und väterlicher —, ſo wußten wir, daß er auf ſeinen Ritten und im Verkehr mit den Stabsoffizieren Ernſtes die Hülle und Fülle zu hören bekommen hatte, und daß er ſich des Ausgleichs halber um ſo lieber etwas harmloſen Scherz gefallen ließ.

Außer dem Rotwein und dem Kurbelklavier ſpielten in unſerm kleinen Kreiſe eine Hauptrolle die Geſchoſſe, mit denen die Artilleriſten des Vizeadmirals und wohl vor allem deſſen Marinekanoniere unſre Stellung und jeden, der ſich in ihr mit einer Dienſtſchärpe zeigte, in der freigebigſten Weiſe bedachten. Wenn nähere Bekannte auf der Poudrettenfabrik auf Soutien ſtanden, ſo machte man ihnen da gern einen Beſuch; auch wenn von Le Vert-Galant, dem Hauptquartier des Korpskommandeurs, Johanniter oder ſonſtige mit Liebesgaben aus der Heimat angelangte Patrioten zu uns kamen und „Rothoſen“ zu ſehen wünſchten, führte man ſie dahin und bis vor auf die „Kanalfeldwache,“ wo ſie dann, noch immer in gemeſſener Entfernung, ein paar Marineſoldaten, Mobilgardiſten oder Nationalgarden zu ſehen bekamen. Eines Nachmittags, als wir bei einer ſolchen Gelegenheit zu fünft oder zu ſechſt um eine kreisförmige Vertiefung herum ſaßen, deren Rand uns als Sitzgelegenheit diente, landete, nachdem wir das übliche Sauſen und Pfeifen vernommen hatten, ein „großer Onkel,“ wie wir es nannten, ein Zwanzigzentimetergeſchoß, das ziemlich nahe an uns vorbeigeflogen war, wenig Schritte von uns in dem weichen Poudrettenboden und kam zum Überfluß noch ganz langſam und gemächlich in den vertieften Kreis hereingerollt, um den wir herum ſaßen. Ein bißchen erſchrocken waren wir doch alle, denn wenn der Zünder ſeine Schuldigkeit getan hätte, ſo wäre ſchwerlich einer von uns mit ganzen Knochen davongekommen;

als aber ein paar Sekunden vergangen waren, ohne daß die gefürchtete Explosion stattgefunden hätte, mußten wir doch über die dummen Gesichter lachen, die wir samt und sonders gemacht hatten. Der „Onkel" wurde vorsichtig aufgehoben und im canal d'assainissement ersäuft, worauf die allgemeine gute Laune noch herzlicher als vor seinem Besuche zum Ausbruch kam.

Ein andermal ging ich mit dem Oberleutnant T., den ich auf der Poudrettenfabrik besucht hatte, Posten revidieren. Mitten auf einem Sturzacker, über den unser Weg führte, kam wieder ein großer Onkel angesaust und ging so dicht über dem Oberleutnant weg, daß ihn der Luftdruck nach hinten umwarf, wie man einen Bleisoldaten umknipsen würde. Mir, der ich ziemlich unmittelbar daneben herging, war von diesem Luftdruck nicht das mindeste fühlbar geworden. Das Fort Aubervilliers oder eine der davor bei Bobigny und Bondy ausgehobnen Batterien, auf die wir in ziemlich gerader Linie zugingen, hatte den Gruß gesandt.

Daß das Stillleben in und um Sevran wochenlang dauern konnte, während in andern Abschnitten, wie wir uns nicht ohne heimlichen Neid ausdrückten, „aller Nasen lang etwas los war," hatte seine Gründe. Im Gelände war, wie das auch die Karte zeigt, weder eine Anhöhe noch eine Ortschaft vorhanden, auf die mit einiger Hoffnung auf Erfolg ein Handstreich zur vorübergehenden oder bleibenden Besitzergreifung hätte unternommen werden können; das Défilé der nach Meaux und nach Metz führenden Heerstraße war am vordern Ausgange des Waldes von Bondy durch Erdwerke, Schützengräben und Verhaue vor jeder Überrumpelung so wohl geschützt, daß an den Versuch einer solchen nicht zu denken war; seine täglich etwas besser in Schuß kommenden Mobilgarden hätte der Admiral am liebsten, wenn das gegangen wäre, gegen die Bataillone von Belleville anstatt gegen den Feind verwandt; der Erfolg, den man sich möglichenfalls versprechen durfte, wenn man im Osten mit starken Massen gegen die Operations- und die Verproviantierungslinien der preußisch-deutschen Armee vorzugehn versucht hätte, mochte zwar den Generalen klar sein, aber da nicht sie, sondern Zivilisten wie Arago, Picard und Garnier-Pagès die Strategen machten und, wie Frauenzimmer, mehr auf das allgemein Begehrte als auf das Zweckmäßige Wert legten, so kam militärische Einsicht hier überhaupt nicht in Betracht. Endlich hatte General Ducrot, dessen Einfluß auf den Gouverneur nicht gering war, von der Unnahbarkeit der von uns im vormaligen Parc-du-Raincy befestigten Stellung wie von der Gefährlichkeit des Défilés bei Chelles seine eignen, Seite 309 und 310 des ersten Bandes der Défense de Paris dargelegten Ansichten, die — mehr möchte ich einem so sachverständigen Kenner gegenüber nicht behaupten — meinem Laienurteil eigentlich wenig entsprachen.

Der „Sieg" bei Coulmiers war nicht bloß Gambetta zu Kopfe gestiegen: er hatte ganz Frankreich, Paris wie die Provinz, in einen freudigen Hoffnungstaumel versetzt, der sich bezeichnenderweise dahin geltend machte, daß man sich von den Hals über Kopf bewaffneten Volkshaufen alles, von den verbliebnen Resten der kaiserlichen Armee nichts versprach und dementsprechend die Leitung der kriegerischen Operationen mit dilettantischer Vermessenheit den Händen im

Dienst ergrauter, erfahrner kaiserlicher Generale entnehmen und den eignen Scharfsinn und militärischen Blick in dem herannahenden entscheidenden Kampfe versuchen zu müssen glaubte. Gambetta, ein überaus begabter Mann, hatte den Fehler, daß er „aufschnitt," daß er offiziell aufschnitt und damit der guten Sache zu dienen glaubte: nothing succeeds like success, dachte er, und wo der Erfolg auf sich warten ließ, erfand er ihn. Wie er ein paar Monate später durch die an das Pariser Gouvernement gesandten, den Tatsachen nicht entsprechenden Nachrichten über angebliche Erfolge der Bourbakischen Armee deren trauriges Schicksal herbeiführen sollte, so hatte er in der zweiten Hälfte des Novembers, nach Empfang der den glücklichen Tag von Coulmiers betreffenden Nachrichten optimistische Bulletins über die Aussichten der Loirearmee nach Paris gesandt, in der Absicht, daß ein Teil von dessen Besatzung, er spricht von zweihunderttausend Mann, nach Süden durchbrechen und der Loirearmee bei Fontainebleau „die Hand reichen" sollte. Leider sind nur seine Schreiben vom 11. und vom 13. November auf uns gekommen: das, worin er den Mund am vollsten genommen hatte, und worin er so weit gegangen war, wie der General Trochu in Une Page d'Histoire berichtet, offiziell anzuzeigen, die Loirearmee werde am 6. Dezember im Walde von Fontainebleau biwakieren, ist — vielleicht aus schonender Rücksicht für den Schreiber — nie veröffentlicht worden. Der General Trochu, mit dem es, was Mund und Feder anlangte, so leicht keiner aufnehmen konnte, schildert den Taumel, der sich der Pariser infolge der Gambettaschen Depeschen bemächtigt hatte, so lebhaft, daß ich der Versuchung nicht widerstehe, den bezeichnendsten Teil seiner Auseinandersetzung hier wiederzugeben. „Paris, sagt er in der eben erwähnten Page d'Histoire, sah in dem Erfolge von Coulmiers nicht ein glückliches Ereignis (un accident heureux), sondern ein Zeichen, ein Pfand des Himmels für unsre künftigen Siege. Von dem Tage an kam man in der Nationalgarde, in der Presse, in den Gemeinderäten von Paris, vor allem in der Regierung zu der Überzeugung, es gelte durchzubrechen und der siegreichen Armee — damit war die Loirearmee gemeint — entgegen zu gehn. Ich versuchte umsonst darzulegen, daß das nur Kombinationen und Hoffnungen wären, denen die Tatsachen nicht entsprechen würden. Es galt der siegreichen Armee entgegen zu gehn, die, ohne auf die für einen Durchbruch in der nordwestlichen Richtung getroffnen Vorbereitungen Rücksicht zu nehmen, ihr Anrücken auf Paris von Orleans her in Aussicht stellte. Das war, ich wiederhole es, für die öffentliche Meinung in Paris der Anfang eines förmlichen Taumels (vertige); man war überzeugt, daß es sich, wenn man die preußische Armee schlagen wollte, nur darum handle, eine weitere Anstrengung zu machen, wie die gewesen war, die den Erfolg von Coulmiers herbeigeführt hatte. Es wurde mir in leidenschaftlichster Weise, namentlich von Gambetta zur Pflicht gemacht, an nichts andres mehr zu denken als daran, wie ich durchbrechen und der Loirearmee entgegengehn wolle. Ich mußte alle Vorbereitungen, die ich in der Ebne von Gennevilliers getroffen hatte, von der Westseite auf die Ostseite übertragen (transporter).

Es wird einem Oberbefehlshaber im Bereiche der Tatsachen, für deren Folgen er verantwortlich ist, kaum etwas peinlicheres zustoßen können, denn ich

war überzeugt, daß mir nach dem Wagnisse, das ich mit geringer Aussicht auf Erfolg zu bestehn mich anschickte, der Weg nach Rouen nicht mehr offenstehn würde; und in der Tat, als ich auf den ursprünglichen Plan zurückkommen wollte, hatte der Feind Rouen besetzt und Abteilungen bis unter die Mauern von Havre entsandt.

Gambetta ging in den Illusionen, die er sich machte, so weit, daß er offiziell mitteilte, die Loirearmee werde am 6. Dezember im Walde von Fontainebleau biwakieren. Sie marschierte auf Orleans und erlitt da ihre ersten Mißerfolge, die unvermeidlich waren, und durch die sie zum Rückzuge gezwungen wurde; während sich ein Teil davon längs des rechten Loireufers hinzog, suchte der andre, der schwächer und dem es übler ergangen war, Bourges zu erreichen.

Als dies in Paris bekannt geworden war, schrieb ich Gambetta am 24. November ... Was Sie meine beharrliche Untätigkeit nennen — als solche hatte Gambetta in seinen Briefen an Jules Favre meine Handlungsweise bezeichnet —, was Sie meine beharrliche Untätigkeit (persistante inaction) nennen, ist die natürliche Folge der gewaltigen und verwickelten Maßnahmen, mit denen ich beschäftigt bin. Es galt hunderttausend Mann zu organisieren, sie mit Artillerie zu versehen, sie aus ihren sich über fünfzehn Meilen ausdehnenden Stellungen herauszuziehn und sie in diesen Stellungen durch nicht organisierte Truppen (troupes non organisées) und der Nationalgarde entnommne Bataillone zu ersetzen. Und diese fast unglaublichen Maßnahmen haben getroffen werden müssen in Abänderung eines frühern, gerade in der Vorbereitung begriffnen Plans, der auf einen Durchbruch nach Westen, in der Richtung auf Rouen hinauslief. Die von der Loirearmee eingetroffnen Nachrichten haben mich natürlich bestimmt, nach Süden zu durchzubrechen und ihr, koste es, was es wolle, entgegenzugehn. Montag den 28. werde ich meine Vorbereitungen, an denen Tag und Nacht gearbeitet wird, beendigt haben. Dienstag den 29. wird die zu Ausfällen bestimmte Armee (l'armée extérieure) die befestigten Stellungen des Feindes angreifen. Sie wird vom General Ducrot, dem energischsten unsrer Führer, befehligt, und wenn sie sich der feindlichen Stellungen bemächtigen kann, wird sie auf die Loire zu, wahrscheinlich in der Richtung auf Gien marschieren. ..."

Als man im Großen Hauptquartier nach allem, was man erfahren hatte, zu der Überzeugung gekommen war, daß von der Pariser Armee ein Durchbruch mit größern Massen nach Süden beabsichtigt werde, erging am Vormittag des 29. Novembers an das Oberkommando der Maasarmee der Befehl, die ihr am 16. d. M. zugeteilte württembergische Division, die den Abschnitt auf dem rechten Seineufer von Champigny bis Bry-s.-M. besetzt hielt, und deren Stellungen durch einen Durchbruchsversuch der Pariser in der Richtung auf Fontainebleau nächst denen des zweiten und des sechsten Korps hauptsächlich bedroht waren, „mit allen verfügbaren Kräften, erforderlichenfalls auch durch Truppen des Gardekorps zu unterstützen. Infolgedessen, fährt das Generalstabswerk fort, wurde am Nachmittage die zweite Gardedivision zur Übernahme der Vorpostenstellungen nach Sevran herangezogen, von weitern Entsendungen nach dem linken Marneufer aber vorläufig Abstand genommen, weil das zwölfte Korps

durch die am Mont Avron und bei Rosny versammelten französischen Truppen seine eigne Front bedroht sah. Für den folgenden Tag ordnete der Kronprinz von Sachsen an, daß sich die dreiundzwanzigste Division bis zur Marne ausdehnen, die vierundzwanzigste ganz auf das linke Flußufer hinüberrücken sollte, um die Vorpostenlinie von Gournay bis Champigny zu besetzen und starke Reserven für die württembergische und die dreiundzwanzigste Division bereit zu halten; auch sollte die sächsische Korpsartillerie zur Verwendung auf beiden Marneufern verfügbar sein. Prinz Georg (der Kommandeur des zwölften Armeekorps) beschloß, diese vom Oberkommando beabsichtigte Linksschiebung zur Ausführung zu bringen, sobald über die Absichten der vor der Front des zwölften Armeekorps angehäuften Truppenmassen kein Zweifel mehr obwalten würde."

Diese Absichten waren abenteuerlich genug. Die gegen 100000 Mann und 300 Geschütze zählende zweite Armee sollte unter den Befehlen des Generals Ducrot auf einer Anzahl in der Nacht vom 28. zum 29. zu schlagender Brücken am 29. früh die Marne überschreiten, sich unsrer Stellungen in dem Abschnitte Gournay-Champigny bemächtigen, und wenn ihr dies gelungen wäre, in der Richtung auf Fontainebleau marschieren, um in den dortigen Waldungen der von Gambetta für den 6. angemeldeten Loirearmee „die Hand zu reichen." Das war ein bisher noch nie gewagter Versuch eines Durchbruchs, ohne daß ein Entsatzheer, das den Belagerer im Rücken hätte angreifen können, wirklich zur Hand gewesen wäre, und dieser Durchbruch sollte nicht bloß ohne jeden Stützpunkt in der Vormarschlinie versucht werden, sondern man war in der Verachtung jeder Gefahr und in der Außerachtsetzung der elementarsten Vorsichtsmaßregeln soweit gegangen, daß man die jungen, weder abgehärteten noch mit besonders warmer Kleidung versehenen Truppen ohne wollne Decken oder Schaffelle ausziehn ließ, obwohl sie, auch wenn sie durch ein wahres Wunder unsre Stellungen im ersten Anlauf umgerannt hätten, doch, wie die Verhältnisse lagen, die ersten Nächte im Freien hätten biwakieren müssen. Beide, Trochu und Ducrot, waren zu kriegserfahren, als daß sie sich nicht davon hätten Rechenschaft geben müssen, daß sie zu einer Art von Unternehmen auszogen, die nur in Märchen gut abläuft, nämlich zur Lösung einer ohne den Beistand der Feenwelt unmöglich zu bewältigenden Aufgabe. Aber das Gerede der Advokaten und der Demagogen hatte sie so mürbe und dabei so wild gemacht, daß sie den Gottseibeiuns, wenn sie ihm begegnet wären, ohne viel Umstände bei den Hörnern gepackt hätten. Für den Chef des Großen Generalstabs, der sehr gut berichtet war und mit erstaunlicher Genialität das abenteuerliche Ziel der Operationen des Gegners sofort richtig erkannt hatte, während man im Kommando des zwölften Armeekorps den verständigern Durchbruchsversuch bei Chelles für das wahrscheinliche hielt, konnte von der ersten Minute an über den Ausgang der Sache keine Zweifel bestehn, es handelte sich nur um die Frage, wie und wann sich die brandende Woge in Schaum auflösen und, ihres élans beraubt, kraftlos zurückweichen würde. Die Aussicht auf die Opfer, mit denen die in Frage kommenden preußisch-deutschen Truppen die Zurückweisung des Angriffs zu erkaufen haben würden, dürfte zwar für das Gemüt des Grafen Moltke weniger lebhafte Empfindungen hervorgerufen haben

als für das seines königlichen Kriegsherrn, aber er war schon aus praktischen Gründen kein mit Menschenleben verschwenderisch umgehender Stratege, und als er der dritten und der Maasarmee die nötigen Direktiven erteilt hatte, wird er, wie ein besonnener Schachspieler, ohne besondre Erregung dem nächsten Zuge seines Gegners mit angenehm spannender Erwartung entgegengesehen haben.

In Paris war schon am Montag und am Dienstag (dem 28. und dem 29. November) alles in wildester patriotischer Aufregung: der Stadt und der Armee wurden drei Proklamationen zuteil, von denen die des Generals Ducrot an die von ihm befehligte zweite Armee eine wenig beneidenswerte Berühmtheit erlangt hat. Ihr Verfasser verdankt ihr den Spitznamen: ni l'un ni l'autre, und Menschen, denen es nicht gegeben ist, sich in die Situationen andrer hineinzudenken, haben über die Art, wie der General ohne eigentliche Not die Schiffe hinter sich abbrennen zu müssen geglaubt hat, sehr hart geurteilt. Ich bekenne, daß er meine aufrichtigsten Sympathien um deswillen hat, weil mir die Demagogen und die Zivilisten, die den Feldmarschallstab schwingen zu können glaubten, vom Grund der Seele aus zuwider sind: ich würde ihm sogar, wenn es dabei nicht über unser eignes Fell hätte hergehn müssen, einen Erfolg gegönnt haben, weil das die Schreier geärgert und um ein paar Plätze weiter hinuntergerückt hätte. Die eine Klippe, gegen die den überzeugten Helden die französische Gewohnheit, den Mund voll zu nehmen, getrieben hatte, war beizeiten bemerkt und umschifft worden. Er hatte in einer sehr wirksamen Arsis seinen Soldaten zugerufen: Pensez à vos champs dévastés, à vos familles ruinées, à vos sœurs, à vos femmes, à vos mères outragées, worauf ihn Trochu, dem in seiner Proklamation die für die Verhältnisse überaus bezeichnende Phrase: Ayons le courage de demeurer calmes gelungen war, und dessen Generalstabschef als vorsichtige und billige Leute darauf aufmerksam machten, daß vom Betragen des Feindes bis dahin nichts bekannt worden sei, das die vorgebrachte Anklage der Frauenschändung rechtfertige. Die Schwestern, Gattinnen und Mütter wurden denn auch in der Tat im Tagesbefehle nicht als outragées qualifiziert, sondern mußten sich mit einer leichtern Schattierung begnügen: sie wurden nur als désolées bezeichnet, und niemand wird sich eines leichten Lächelns enthalten können, wenn er liest, daß sich der brave General etwas darauf zugute zu tun scheint, daß er, wie er sich ausdrückt, séance tenante das schöne désolé an Stelle des bedenklichen outragé gefunden habe. Die rhetorische Perle des Tagesbefehls wollte er sich aber trotz Trochus Zureden nicht entreißen lassen. Sie lautet: Pour moi, j'y suis bien résolu, j'en fais le serment devant vous, devant la nation tout entière: je ne rentrerai dans Paris que mort ou victorieux; vous pourrez me voir tomber, mais vous ne me verrez pas reculer. Alors ne vous arrêtez pas, mais vengez-moi. Es wäre wirklich schade gewesen, wenn wir durch Trochus Bedenklichkeit um dieses jeder Chrestomathie zur Zierde gereichende Stück gekommen wären. Man muß auch billigerweise bekennen: im Gefecht hat ihn keiner zurückweichen sehen, vielmehr machte die Art, wie er am 2. Dezember auf blendend weißem Roß in den vordersten Schützenlinien herumgaloppierte, als wüßte er, daß unsre Bohnen ihm und seinem Schimmel nicht gefährlich seien, einen geradezu unheimlichen, an den fliegenden

Holländer erinnernden Eindruck. Graf d'Irrisson d'Hérisson, der Verfasser des mit Recht vielgelesnen Journal d'un Officier d'Ordonnance, behauptet freilich auf Seite 278, die Phrase: mort ou victorieux sei am Schluß eines Diners in der Rue Miromesnil, an dem Ducrot teilgenommen habe, von dem „großen Franzosen" Ferdinand de Lesseps mit Bleistift auf dem Korrekturbogen hinzugefügt worden, und Ducrot habe sich damit begnügt, sie nach einigem Zögern gutzuheißen, aber davon will ich lieber nichts wissen. Die Art, wie man der Armee, Paris, Frankreich und der Welt gegenüber der Verlegenheit, ein unerfülltes Versprechen eingestehn zu müssen, aus dem Wege zu gehn verstand, indem man sagte, man sei zwar wieder da, aber wirklich zurückgekehrt sei man nicht, von einer definitiven rentrée dans Paris sei keine Rede, man kauze sich nur, um zu einem neuen Sprung auszuholen, war des verschmitztesten Augurn würdig.

Der Anfang der Durchbruchsoperationen war wenig versprechend. Nachdem rechtzeitig und — wie übereinstimmend bezeugt wird — ohne jeden Zwischenfall die heiklige Ablösung der zum Ausfall bestimmten Truppen der zweiten Armee durch Teile der dritten bewirkt worden war, trat in der Nacht vom 28. zum 29. ein unvorhergesehenes Hindernis ein, das einen Aufschub von vierundzwanzig Stunden nötig machte, der der Natur der Sache nach uns und unsern Vorbereitungen für den Empfang des Feindes zugute kam. Der Transport der bei Grenelle konzentrierten einen Hälfte der für die Brückenschläge nötigen Trains sollte in der Nacht vom Montag zum Dienstag (vom 28. zum 29.) die Marne aufwärts unter dem Kommando des Fregattenkapitäns Riemier durch Dampfboote geschehen, an deren Spitze sich ein vorzügliches Privatdampfboot la Persévérance befand. Als sich die vor das Material des Brückentrains gespannte Flottille nach Einbruch der Dunkelheit stromaufwärts in Bewegung gesetzt hatte, stellte sich heraus, daß man infolge eingetretnen Hochwassers kaum gegen die Gewalt der Strömung anzukämpfen vermochte, und daß die an der Spitze des Konvois dampfende Persévérance erst nach mehrstündigem Ringen die Durchfahrt unter der Brücke von Joinville zu erzwingen imstande war. Der Zeitverlust, den man durch allerhand mißliche Zwischenfälle erlitten hatte, war so bedeutend, daß der mit der Herstellung der Brücken betraute Oberingenieur Krantz, an der Möglichkeit, mit dem Schlagen der Brücken vor Tagesanbruch fertig zu werden, verzweifelnd, dem Gouverneur Trochu und dem General Ducrot von der mißlichen Lage Mitteilung zu machen eilte.

Eine von diesen beiden Befehlshabern auf dem Fort Rosny, wohin der Gouverneur sein Stabsquartier zeitweilig verlegt hatte, mitten in der Nacht gehaltne Beratung und die dabei von ihm geltend gemachten Erwägungen waren erneute Beweise von dem unheilvollen Einflusse, den der schon mehrmals erwähnte Popanz einer irregeleiteten und sehr anmaßend gewordnen öffentlichen Meinung auf seine Handlungsweise übte. Die durch eingehende Befragung des Forst- und Chausseepersonals gewonnene Überzeugung, daß eine Abänderung der getroffnen Dispositionen, um einen Durchbruch auf der Linie Gournay, Chelles, Montfermeil zu versuchen, nicht rätlich wäre, dürfte allerdings den Tatsachen um so mehr entsprochen haben, als man deutscherseits auf der

von den beiden Divisionen des zwölften Korps besetzt gehaltnen Linie einen überraschenden Angriff mit größern Truppenmassen erwartete und zu dessen Abweisung das Nötige angeordnet hatte. Dagegen wäre es, so weit man in solchen Dingen ohne die genaueste Information über die speziellen Verhältnisse irgend urteilen kann, allem Anscheine nach das ratsamste gewesen, nicht bloß den Hauptangriff, sondern auch die in der Richtung auf Epinay, Buzenval, Choisy-le-Roi und auf der Halbinsel Gennevilliers angeordneten Nebenangriffe um vierundzwanzig Stunden zu verschieben, aber ein solches untätiges Zuwarten aller Heeresabteilungen glaubte der Gouverneur im Hinblick auf die leidenschaftlich angeregte Erwartung des Pariser Haufens nicht verantworten zu können, und — was auf das Funktionieren der Befehlserteilung in einem verhältnismäßig nicht sehr ausgedehnten Rayon kein besonders vorteilhaftes Licht wirft — man kam zu der Überzeugung, daß es unmöglich sei, den Truppen, die sämtlich vor Tagesanbruch antreten sollten, rechtzeitig eine gegenteilige Weisung zukommen zu lassen. Es wurde deshalb beschlossen, die Nebenangriffe nicht zu kontremandieren, und General Ducrot, der dies auf Seite 162 seiner Défense de Paris mitteilt, nimmt Gelegenheit, dem Leser auseinanderzusetzen, daß durch den Aufschub des Hauptangriffs um vierundzwanzig Stunden nur eine Verwandlung der angeordneten Diversionen aus taktischen Demonstrationen in strategische stattgefunden habe!

Nach der Hühnersuche

Eine Spukgeschichte für Weidmänner von Julius R. Haarhaus

(Fortsetzung)

Nach Beendigung des Soupers gab ich dem alten Bedienten das verabredete Signal. Er mußte draußen auf dem Korridor gewartet haben, denn er war sofort zur Stelle. Wir gingen die Treppe hinab und kamen wieder über den großen Vorsaal. Mein Begleiter verlangsamte seine Schritte, blieb in Gedanken versunken vor einem der Geweihe stehn und leuchtete mit dem Windlicht hinauf, daß die Schatten der mächtigen Stangen und Enden über die weiße Wand bis zur Decke emporglitten.

Das war meiner, murmelte er, während er sich mit dem Handrücken der Linken die Augen wischte, heute werdens vierzig Jahre, und seitdem bin ich nicht wieder herausgekommen. Aber der gnädige Herr mag zusehen, wie ers vor dem da oben — er wies mit der Linken zur Decke — verantworten kann.

Ich verstand nicht, was der alte Mann mit diesen seltsamen Worten meinte, aber aus dem Tone seiner Stimme klang eine so tiefe Traurigkeit, und seine Züge waren so schmerzlich verzerrt, daß ich aufrichtiges Mitleid mit ihm empfand.

Wir schritten weiter, bogen in einen langen Gang ein und machten vor einer niedrigen Tür halt. Der Bediente klopfte und ließ mich auf das barsche „Herein!", das uns von drinnen entgegentönte, eintreten. Der Raum, worin ich mich nun befand, war offenbar ein Bibliothekszimmer. Die Wände waren mit Bücherregalen und hohen Glasschränken bedeckt, und in der Mitte stand ein schwerer Eichentisch, an dem in einem mit Leder bezognen Lehnstuhle ein Mann saß, der in die Lektüre

eines Buches vertieft war und von meinem Eintreten zunächst keine Notiz zu nehmen schien. Ich hatte also Zeit, ihn mir genau zu betrachten. Wie alt er sein mochte, ließ sich schwer bestimmen; er konnte ebensogut vierzig wie sechzig Jahre zählen. Sein Antlitz war auffallend bleich und von einer Menge feiner Fältchen durchfurcht, dabei war das schwarze Haar noch nicht im geringsten ergraut, und der offenbar sorgfältig gewichste Schnurrbart erschien so straff, als sei er eben erst in der Behandlung eines Bartkünstlers gewesen. Die Nase war hakenförmig und länger, als nötig gewesen wäre, aber sie paßte zu dem Gesicht und erhöhte den merkwürdigen, wenn auch nicht gerade sympathischen Eindruck, den die ganze Erscheinung auf mich machte.

Ich trat einen Schritt näher und räusperte mich. Der Mann am Tische ließ das Buch, das er mit beiden Händen in den Lichtkreis einer kleinen altertümlichen Studierlampe gehalten hatte, langsam sinken, richtete den Blick seiner tiefliegenden, stechenden Augen eine Sekunde lang prüfend auf meine Gestalt und erhob sich dann sehr schnell. Ich verbeugte mich und nannte meinen Namen. Nun ging er auf mich zu, und dabei sah ich, daß er hinkte und am linken Fuße einen dicken Filzstiefel trug. Er drückte mir die Hand — die seinige war eiskalt — und lud mich ein, Platz zu nehmen.

Ich hielt mich für verpflichtet, den Baron darüber aufzuklären, daß ich durch einen Irrtum seiner Leute, den ich mir in einer Anwandlung von Galgenhumor zunutze gemacht hätte, nach Hellental gekommen sei, er aber schnitt mir sogleich das Wort vom Munde ab und meinte mit einem verbindlichen Lächeln, er wisse schon Bescheid, es liege ihm nur daran, daß der Hirsch von einem passionierten und weidgerechten Jäger zur Strecke gebracht würde. Wer der Schütze sei, wäre ihm im übrigen gleichgiltig.

Ich „selbst," fuhr er fort, komme meines Beines wegen — er zeigte auf den Filzstiefel — nur noch selten hinaus, und meine Freunde — er wandte den Blick nach einer offenstehenden Tür, die in einen hellerleuchteten, von Stimmengewirr erfüllten Saal führte — sind ohne Ausnahme schon zu Schuß gekommen.

Ich weiß gar nicht, wie ich mich Ihnen für Ihre Liebenswürdigkeit erkenntlich zeigen soll, Herr Baron — stotterte ich.

Mein Wirt machte eine abwehrende Handbewegung.

Ach was, erkenntlich zeigen! sagte er, reden Sie mir nicht von Dankbarkeit. Dankbarkeit ist eine Tugend, und mit so etwas habe ich nicht gern zu tun.

Selbstlosigkeit, wie Sie sie üben, ist aber auch eine Tugend, wandte ich ein.

O, denken Sie nur nicht, daß ich so selbstlos bin! erwiderte er mit einem Lachen, das mir nicht recht gefallen wollte. Ich verlange natürlich eine kleine Gegenleistung. Erstens wünsche ich, daß Sie mindestens drei Tage mein Gast sind, und zweitens liegt mir daran, daß Sie sich in mein Fremdenbuch eintragen. Ich bin nämlich ein leidenschaftlicher Autographensammler — sehen Sie einmal dort die Schränke; die Bände, die Sie hinter den Glasscheiben erkennen, enthalten meine Sammlung. Ich beschränke mich auf ein ganz besondres Gebiet, auf die Handschriften passionierter Weidmänner.

Er wandte sich nach der offenstehenden Tür und rief mit lauter Stimme: Eberhard!

Ein kleines vertrocknetes Männchen in einer grauen Jagdjoppe, die ihm viel zu lang und zu weit war, kam hereingestürzt und blieb in devoter Haltung vor Sparr stehn.

Dieser machte uns miteinander bekannt und fügte als Erklärung hinzu: Professor Eberhard ist mein Bibliothekar. Dann sagte er, zu diesem gewandt: Zeigen Sie dem Herrn einmal eine Probe von unsern Schätzen. Vielleicht die Spanier des siebzehnten Jahrhunderts.

Der Professor verneigte sich, trat an einen der Schränke, öffnete die Glastür und holte aus der langen Reihe der in Maroquin gleichmäßig gebundnen Bände

einen besonders starken heraus, den er, nachdem er den obern Schnitt an der Innenseite seiner Joppe abgewischt hatte, dem Baron überreichte. Dieser schlug das Buch auf und gab es mir in die Hand. Mitten auf der Seite stand nur eine einzige mit einer rötlichen Tinte geschriebne Zeile, aus der ich nicht ohne Mühe die Worte Don Fernando, Infante Cardenal, Bruselas, á 13 de octubre 1636 entzifferte.

Das ist Philipps des Vierten Bruder, der Kardinalinfant Ferdinand, der als Statthalter von Flandern in Brüssel residierte, erklärte der Baron.

Ich blätterte zurück und fand auf dem nächsten Blatt den König selbst. Don Felipo, el Rey, Zarzuela, á 7 de abril 1635 stand da in großen steilen Zügen. Dann folgte der ganze Jagdstaat des gekrönten Weidmanns, von Juan Mateos, dem Oberbüchsenspanner, dem Grafen Olivares als Caballerizo mayor und dem Condestabile von Kastilien, der das Amt des Oberjägermeisters bekleidete, bis hinunter zu den offiziellen Chronisten der königlichen Jagden, Joseph Pellicer de Tovar und Alonso Martinez de Espinar. Die Blätter waren merkwürdigerweise alle in Format und Papier übereinstimmend, es schien also, daß sich die Fürsten und die Granden alle nacheinander in das gebundne Buch wie in ein Album eingetragen hatten. Ich wollte nach dem Titelblatt sehen, weil ich annahm, daß sich dort eine Notiz über die Herkunft des Bandes und die Art der Erwerbung vorfinden müßte, aber Sparr, der meine Absicht zu erraten schien, nahm mir das Buch mit einer sonderbaren Hast aus der Hand und ließ es durch den Professor wieder an seinen Platz stellen.

Ich könnte Ihnen noch ganz andre Handschriften zeigen, sagte er, indem er sich zu einem Lächeln zwang, aber ich glaube, Sie werden sich davon überzeugt haben, daß Sie mit Ihrem Namenszug in gute Gesellschaft kommen.

Professor Eberhard blieb neben dem Hausherrn stehn und schien weitere Weisungen zu erwarten. Dabei war es mir, als ob seine Augen mit einem Ausdruck der Teilnahme auf mir ruhten, den ich mir nicht zu erklären vermochte, der mich aber nach allem, was ich an diesem Abend schon erlebt hatte, nicht gerade angenehm berührte. Als er sich dann auf einen Wink Sparrs entfernte, ballte er hinter dessen Rücken die Faust. Da lachte dieser laut auf, rief den armen Professor, der vor Schrecken kreidebleich geworden war, zurück und nötigte ihm eine Zigarre auf, die Eberhard sofort anbrennen mußte. Er tat es mit sichtbarem Widerstreben, und ich bemerkte halb belustigt und halb entsetzt, daß der Rauch, den das Männchen mit wahrer Todesverachtung von sich blies, einen eigentümlichen Schwefelgeruch hatte. Durch Eberhards Schicksal gewitzigt lehnte ich eine Zigarre, die mir der Baron, allerdings aus einer andern Kiste, anbot, höflich aber bestimmt ab.

Während sich der Professor hustend zurückzog, nahm der Baron die Unterhaltung wieder auf.

Das Autogramm Philipps des Vierten ist eins meiner kostbarsten Stücke, sagte er. Er war ebenso karg mit seiner Unterschrift wie mit seinen Worten. Es gab Tage, wo er nicht ein einziges mal das Schweigen brach. Sie können sich also vorstellen, wie schwer mit ihm umzugehn war, und was mich das Läppchen Papier gekostet hat. Er kam mir immer vor wie eine wandelnde Leiche, seine Züge waren wie versteinert, und wenn er ganze Nächte lang mit gefaltnen Händen im Betstuhl saß, glich er mehr einem Wachsbilde als einem Menschen. Es gab Leute, die von ihm glaubten, daß er überhaupt keine Seele habe. Aber da kannte ich ihn doch besser, der König hatte eine Seele, aber sie schlief und erwachte nur an den Tagen, wo eine carrera de gamos, eine Hirschjagd, oder eine tela real, ein eingestelltes Jagen, angesagt war. Bei einer solchen Gelegenheit hätten Sie ihn sehen sollen! Da war er ganz Feuer, ganz Leben! Wie ein Jüngling tummelte er unter den alten Eichen sein Roß; der Jagdspieß, den er mit beinahe übermenschlicher Kraft handhabte, verfehlte nie sein Ziel. In solchen Augenblicken wurde es offenbar, daß er eine große, leidenschaftliche Seele hatte, eine Seele, um die sich zu bemühen schon lohnte. Sie war denn auch mit einem Achtundvierzigender nicht zu teuer bezahlt.

Ich muß gestehn, daß mich die Art, wie mein Wirt über einen spanischen König des siebzehnten Jahrhunderts sprach, höchst unbehaglich stimmte. Er gab sich den Anschein, als habe er ihn persönlich gekannt und mit eignen Augen seine Heldentaten auf der Jagd gesehen. Entweder war der gute Baron verrückt, oder seine Phantasie war so lebhaft, daß sie ihn der Fähigkeit beraubte, Tatsachen, die er gelesen, und solche, die er selbst erlebt hatte, auseinanderzuhalten. Da war es denn doppelt seltsam, daß Sparr Leute wie den Professor Eberhard und den alten Diener, die doch gewiß ihre fünf Sinne beisammen hatten, im Banne zu halten vermochte.

Noch während der Baron erzählte, war ein zahmer Rabe, der bis dahin auf einem der Bücherregale gehockt und sein Gefieder geputzt hatte, auf die Lehne des Sessels herabgeflogen. Er blinzelte mich mit seinen glänzenden Äuglein eine Weile mißtrauisch an, zupfte dann seinen Herrn mit dem Schnabel am Ohrläppchen und sagte mit heiserer Stimme:

Bilde dir zu viel nicht ein
Auf den Fang der Seelen!
Kannst ja selbst dem Zipperlein
Nicht einmal befehlen!

Hast recht, Schwarzrock, erwiderte Sparr lachend, indem er dem Vogel den Kopf kraute, ich will deine Mahnung nicht in den Wind schlagen. Und zu mir gewandt, fuhr er fort:

An solchen feuchten Herbstabenden ists am schlimmsten. Sie werden mich entschuldigen, wenn ich Sie jetzt verlasse und mich zu Bett lege. Ich habe dem Jäger Martin Befehl gegeben, Sie morgen früh über das Revier zu führen und an den Hirsch zu bringen. Aber schießen Sie zunächst noch nicht. Sehen Sie erst zu, ob er Ihnen gefällt, und ob er Ihnen die Eintragung in mein Album wert ist. Am Mittag beim Diner sprechen wir dann weiter darüber. Er hatte sich erhoben und reichte mir die Hand.

Halt! sagte er, Eberhard soll Sie mit den andern Herren bekannt machen!

Er rief den Professor noch einmal herein und ersuchte ihn, mich in den Saal zu führen und den Gästen vorzustellen. Dann zog er einen Ring vom Finger und gab ihn dem Raben in den Schnabel. In diesem Augenblicke begann der Stein des Ringes wie ein bläuliches Flämmchen zu leuchten. Eberhard öffnete dienstefrig die Tür nach dem Korridor, und der Hausherr hinkte auf einen Stock gestützt hinaus, während der Vogel ihm als eine Art Laternenträger vorausflog.

Als die beiden verschwunden waren, legte der Professor seine Hand auf meinen Arm und fragte:

Sie sollen den Dreißigender schießen? Haben Sie schon unterschrieben?

Unterschrieben noch nicht, erwiderte ich, ich soll mir den Hirsch erst einmal ansehen. Und schließlich ist es ja auch fraglich, ob ich überhaupt zum Schusse kommen werde.

Ach, rief Eberhard, wenn Sie ihn erst gesehen haben, tun Sie alles, was der Baron will, und zum Schusse kommen Sie auf jeden Fall. Das haben wir alle erfahren. So einen Kapitalen finden Sie in der ganzen Welt nicht wieder, so eine Auslage — er erhob beide Arme bogenförmig und spreizte dabei die Finger —, Stangen so stark — hier zeigte er auf seinen Unterarm —, und Rosen so — er legte beide Fäuste zusammen und hielt sie mir, als sei ich im höchsten Grade kurzsichtig, unter die Nase. Der kleine Professor, der in seinem Äußern so gar nichts weidmännisches hatte, war, als er von dem Hirsche sprach, wie elektrisiert.

Ich glaube, fuhr er fort, er ist noch besser als der meine, und das war ein braver Hirsch, wie ich nie zuvor einen gesehen hatte. Ja, setzte er seufzend hinzu, das war vor sieben Jahren; heute jährt sichs gerade wieder. Er stand mit drei Stücken Mutterwild auf der kleinen Wiese am Galgenberg, ich hatte ihn ein wenig spitz von vorn, aber ich mußte schießen, weil er zu Holze zog. Zum Zielen hatte

ich nicht viel Zeit, aber als wir ihn am andern Morgen vierzig Gänge vom Anschuß im Wundbett verendet fanden, stellte es sich heraus, daß es ein tadelloser Blattschuß war. Und dabei hatten mir die Arme gezittert, wissen Sie: mehr als zwanzig Minuten war ich auf allen vieren durch das nasse Gras gekrochen. Das muß ich Ihnen einmal ganz genau erzählen, wenn Sie erst das Revier kennen. Der Martin soll Sie morgen an die Schußstelle führen, er war damals dabei und hat selbst gesagt, so einen Schuß hätte er noch nicht gesehen. Aber das Merkwürdigste ist, daß ich seit jenem Tage niemals wieder Weidmannsheil gehabt habe. Ich kann anstellen, was ich will: entweder ich komme überhaupt nicht zum Schuß, oder ich schieße ins Blaue. Und seitdem bin ich nun hier und kann nicht wieder weg, und das schöne Material zu meiner Geschichte der menschlichen Leidenschaften liegt unbenutzt zuhause. Aber hier finde ich keine Ruhe zur Arbeit, es fehlen mir auch die Werke, die ich noch exzerpieren müßte.

Die Bibliothek des Herrn Barons scheint aber recht reichhaltig zu sein, erlaubte ich mir zu bemerken, indem ich an eins der Regale trat und die Titel auf den Rückenschildchen zu entziffern versuchte.

Sie ist in ihrer Art sogar so vollständig, wie sie nur sein kann, antwortete Eberhard, der nun wieder ganz der Gelehrte zu sein schien, aber sie umfaßt nur ein kleines Spezialgebiet.

Ich hatte einen kleinen, in braunes Leder gebundnen Oktavband herausgenommen und las auf dem Titel: Daemonolatria oder Beschreibung von Zauberern und Zauberinnen mit wunderlichen Erzählungen. Nebst Wunderseltzamen Historien von des Teuffels Hinterlist und Betrug. Hamburg 1693.

Das ist der Remigius, bemerkte der Professor, der das Buch schon von außen kannte, die erste Auflage mit den Kupfern. Wir haben auch die zweite von 1703.

Das nächste Werk, das ich mir ansah, war Spitzels Gebrochene Macht der Finsterniß oder die zerstörte teuflische Bunds- und Buhlfreundschaft mit den Menschen. Augsburg 1687.

Diese Literatur haben wir nahezu vollständig, erklärte Eberhard, von Richalnus Buch der Offenbarungen über die Nachstellungen und Tücken des Teufels an bis auf Roskoffs Geschichte des Teufels. Sehen Sie, dort auf dem Regal sind nur die magischen Schriften und die Höllenzwänge, und das da drüben sind die juristischen Abhandlungen über die Verbindlichkeit der Verschreibungen. Da steckt viel Gelehrsamkeit und Spitzfindigkeit darin, wie sich ja überhaupt die Herren Juristen dem Teufel gewachsen fühlen. Wenigstens behauptet der Baron, der alle diese Bücher studiert hat, ein Jurist mache dem Teufel mehr zu schaffen als ein Dutzend Pfaffen. Und schnell, als wolle er das Gespräch um jeden Preis abbrechen, fügte der Professor hinzu:

Darf ich Sie nun bitten, sich in den Speisesaal zu bemühen? Ich möchte Sie mit unsern Gästen bekannt machen.

Ich hätte mich lieber noch ein wenig in der Bibliothek umgesehen, um so mehr, als mir daran lag, zu ermitteln, weshalb mich Baron Sparr verhindert hatte, das erste Blatt des spanischen Autographenbandes in Augenschein zu nehmen; aber Eberhard schob seinen Arm unter den meinen und führte mich mit sanfter Gewalt in den Saal. Dort saßen an einer langen Eichentafel elf Herren in Jagdkostüm, während für den Professor und mich zwei weitere Sessel bereitstanden. Wenn ich abergläubisch gewesen wäre, hätte es mich also unangenehm berühren müssen, daß ich mich als der Dreizehnte zu den Versammelten gesellte. Aber das war nicht der Fall, es schien mir vielmehr ganz selbstverständlich, daß man an einem Orte, wo es ohnehin etwas unheimlich zuging, auch in dieser Hinsicht die guten alten Traditionen wahrte. Die Gesellschaft erhob sich bei meinem Eintritt, und Eberhard stellte mich in ziemlich förmlicher Weise vor. Aber wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehn pflegt: die Namen der Herren verstand ich entweder überhaupt nicht oder vergaß sie in demselben Augenblick, wo ich sie hörte. Da

war es denn gut, daß die meisten auch einen Titel hatten, bei dem ich mir etwas denken konnte. Da war also ein Major, ein Landgerichtsrat, ein Oberförster, ein Doktor der Medizin, und sogar einer, der mir als Pastor vorgestellt wurde, obgleich er nach allem andern eher als nach einem Geistlichen aussah. Mir wurde der Platz zwischen dem Professor und dem Major angewiesen, und dieser richtete, während ein Diener mir das Glas mit Rotwein füllte, die Frage an mich, ob mir Eberhard schon die Geschichte von seinem Meisterschuß erzählt hätte. Als ich dies bejahte, brach die ganze Tafelrunde in ein unbändiges Gelächter aus, in das nur der kleine Gelehrte nicht einstimmte, und der Major sagte, während er seinen struppichten grauen Schnurrbart bearbeitete:

Er hat seinen Hirsch nur aus Versehen geschossen, ich glaube, er hat nicht einmal gezielt, aber was wahr ist, muß wahr bleiben: die Kugel saß auf dem Blatt, wie ich selbst in meinem ganzen Leben keine angebracht habe.

Gezielt hatte ich doch, sagte Eberhard sich verteidigend, und wenn ich nicht hätte schießen wollen, würde ich doch überhaupt das Gewehr nicht mitgenommen haben —

Weshalb haben Sie denn vorher erklärt, Sie würden es nie übers Herz bringen, auf so ein herrliches Geschöpf abzudrücken?

Weil ich — nun eben weil ich vorher ja noch nicht wußte, wie es einem zumute ist, wenn man einen kapitalen Hirsch so auf hundertundsieben Gänge vor sich hat, erwiderte Eberhard mit kläglicher Stimme.

Sie müssen nämlich wissen, wandte sich der Major an mich, unser Professor war, als er nach Hellental kam, noch gar kein Weidmann. Er schreibt an einem Buche über die menschlichen Leidenschaften, und weil er nun über die Jagdpassion so viel gehört und gelesen hatte und sich doch keinen rechten Begriff davon machen konnte, ließ er sich von Sparr einladen, der ihm denn auch mit gewohnter Liebenswürdigkeit einen braven Hirsch zur Verfügung stellte. Jetzt kennt er die Passion, und wenn er nun darüber schreibt, so wird die Sache Hand und Fuß haben.

Ja, der Major hat leider Recht, pflichtete ihm das Männchen bei, jetzt kenne ich die Passion gründlicher, als mir lieb ist. Als ich den Hirsch vor mir hatte — es war auf der kleinen Wiese am Galgenberg, aber das erzähle ich Ihnen schon noch einmal ausführlicher —, da gings nicht anders: ich mußte schießen. Es war allerdings zunächst gar nicht meine Absicht gewesen, ich wollte nur einmal sehen, wie es wäre, wenn man so ein Stück aufs Korn nimmt, und als ich dann so weit war, als Blatt und Korn und Kimme auf derselben geraden Linie lagen, da packte michs, und da machte ich auch schon den Finger krumm, und da brach der Hirsch im Feuer zusammen.

Es packte ihn und läßt ihn nicht wieder los, sagte der Major mit einem wahrhaft diabolischen Lachen; das kommt davon, wenn man von der Theorie zur Praxis übergeht. Und er tat vorher so stolz und überlegen und meinte, keine Leidenschaft ließe sich so leicht mit Vernunftgründen bekämpfen wie die unsrige! Nun hat er gemerkt, daß seine Vernunftgründe nicht einmal für den eignen Bedarf ausreichen!

Das dürfen Sie unserm guten Eberhard nicht immer vorhalten, lieber Bruder in St. Huberto, bemerkte der Pastor; mir selbst ist es nicht viel anders ergangen. Und zu mir gewandt, als sei er mir eine Erklärung schuldig, fuhr er fort: Hellental ist zu Moorau eingepfarrt, und als ich dorthin versetzt wurde, sprach man in dem kleinen Dorfe von nichts anderm als von der Jagdleidenschaft des Schloßherrn. Zur Kirche kam er nie, und das hatte seinen guten Grund: er ließ am heiligen Sonntag treiben! Ich hielt es für meine Pflicht, ihm darüber Vorstellungen zu machen, und kam eines schönen Tages hierher. Ich war voll Zorns und sprach mit feuriger Zunge, aber Sparrs Liebenswürdigkeit entwaffnete mich. Als ich ihm das Verwerfliche seines Tuns und das Verächtliche seiner Leidenschaft vorhielt, fragte er mich: Kennen Sie diese Leidenschaft? Das mußte ich freilich verneinen, und er machte mir den Vorschlag, selbst einmal die Büchse zur Hand zu nehmen

und eine Stunde lang zu pürschen. Wenn Sie dann noch von der Verächtlichkeit der Jagdpassion reden, lieber Herr Pastor, sagte er, so will ich mich bekehren und fortan jeden Sonntag der erste in der Predigt sein. Ich war meiner Sache sicher und bildete mir ein, auf wohlfeile Art eine Seele retten zu können. Ach, hätte ich damals gewußt, wie es mit Sparrs Seele bestellt war! Genug, ich ließ mir die Handhabung der Büchse erklären, gab draußen im Hof einen Schuß auf einen schwarzen Kater ab, der gerade über den First des Scheunendachs spazierte und nun mausetot herunterpurzelte, und wurde vom Baron selbst an den Hirsch gebracht. Ich wollte ihm schon zeigen, daß ich kalt bis ans Herz hinan blieb! Als wir an die Dickung kamen, worin der Hirsch nach Aussage des Jägers, der uns begleitete, stecken sollte, wurde es mir doch ganz seltsam zumute. Wir spürten die Lisiere ab. Zwischen dem Walde und dem Kartoffelacker, wohin der Hirsch auf Äsung zu ziehn pflegte, liegt eine feuchte Wiese. Dort zeigte mir der Baron die Fährte und erklärte mir den Beitritt, den Einschlag und das hohe Insiegel. Wir pürschten uns auf dem Wechsel an. Ich mußte mich schußfertig machen und erhielt die Weisung, allein weiter zu gehn. Nach etwa fünfhundert Gängen hatte ich den Hirsch vor mir. Er stand mitten in der Dickung, sodaß er nur zum Teil zwischen den Stangen sichtbar war. Da ich guten Wind hatte, konnte er mich weder wittern noch vernehmen. Ich hatte also zum Schießen Zeit genug und konnte warten, bis er auf einer kleinen Lichtung stand, auf die er gemächlich loszog. Und — ich will es nicht leugnen — als ich das herrliche Geschöpf so ahnungslos vor mir sah, da begannen mir doch die Kniee und die Arme zu zittern. Aber dann packte mich ein heiliger Zorn. Um so einer Kreatur willen sollte ein Mensch um seiner Seele Seligkeit kommen! Ich riß das Gewehr an die Backe, zielte eine halbe Sekunde und drückte los. Als sich der Rauch verzog, lag der Hirsch auf der Lichtung, mit dem Geweih zwischen zwei Kiefernstämmen eingeklemmt, sodaß ich die brechenden Lichter von meinem Standort aus deutlich sehen konnte. Ich eilte hinzu, kniete neben meiner Beute nieder und beobachtete, wie der warme Schweiß in dunkeln Tropfen über die rote Decke sickerte. Da stand plötzlich der Baron hinter mir, legte die Hand auf meine Schulter und sagte: Nun, Herr Pastor, was meinen Sie, ist die Passion wirklich so verächtlich? Ich konnte nichts darauf erwidern, aber von dieser Stunde an habe ich nur noch die Kanzeln bestiegen, die hier auf dem Revier an Kiefern und an Eichen angebracht sind.

Ja, warf der Landgerichtsrat ein, so kann man durch einen Hirsch um Amt und Würden kommen, und weiß selbst nicht wie. Denken Sie nur — bei diesen Worten wandte er sich an mich —, wie es mir ergangen ist. Ich sollte hier in der Nähe in einer Wilddiebereisache als Untersuchungsrichter an Ort und Stelle den Tatbestand aufnehmen. Ich war von Torgau zu Fuß herausgekommen und hatte mich bei dem Versuch, einen kürzern Weg zu suchen, hier im Walde verlaufen. Eine Viertelstunde nach der andern verging, die beiden Sachverständigen, der Referendar und der Gerichtsschreiber mußten längst am Platze sein, und ich rannte noch immer wie ein Narr in den Kieferbeständen herum, daß mir der Schweiß von der Stirn lief. Um meinem Ärger Luft zu machen, begann ich kräftig zu fluchen. Hol der Teufel den ganzen Wald und alle Wilddiebe und mich dazu! rief ich. Da stand, wie aus der Erde emporgetaucht, ein Jäger vor mir, der mich lächelnd fragte, ob er mir etwa gefällig sein könnte. Sie kommen mir wie gerufen, antwortete ich in meiner Herzensfreude, der Himmel muß Sie gesandt haben. Das doch wohl nicht, meinte der Fremde und sah mich dabei ganz sonderbar an, ich war nur zufällig in der Nähe und vernahm Ihre Stimme. Womit kann ich Ihnen dienen? Ich nannte dem Herrn meinen Namen, erfuhr von ihm, daß er Baron von Sparr heiße, und bat ihn, mir den nächsten Weg nach dem Mühlengrunde zu zeigen, wo ein paar Tage zuvor ein Waldwärter von Wilderern erschossen worden sei. Der Baron erklärte sich bereit, mich zu führen, und wir kamen bald in ein lebhaftes Gespräch, das sich natürlich um die Mordaffäre drehte. Zu meiner Verwunderung nahm der Baron die Wilderer in Schutz

und fragte mich, als ich mein Befremden hierüber äußerte, ob ich selbst schon einmal so etwas wie Jagdleidenschaft empfunden habe. Das mußte ich verneinen, worauf er erwiderte, es sei unbedingt nötig, daß ich dieses Gefühl kennen lerne, da ich mich sonst nicht in die Lage eines Wilddiebs versetzen und mithin auch kein objektives Urteil fällen könnte. Die für die Lokaluntersuchung anberaumte Stunde sei ohnehin längst verstrichen, ich solle also für den Rest des Tages sein Gast sein und ihn auf einem Pürschgange begleiten. Ich wollte diese Einladung zunächst ablehnen, aber er wurde so dringlich, daß ich endlich nachgab und ihm hierher folgte. Nun, was dann geschah, können Sie sich denken. Ich mußte mich in das Fremdenbuch — ach, dieses Fremdenbuch! — eintragen und schoß am Abend um sieben Uhr meinen Hirsch. Das war heute vor drei Jahren. Was aus der Wilderer-affäre geworden ist, habe ich nie erfahren. Ich will nur hoffen, daß man den Leuten mildernde Umstände zugebilligt hat.

Während der Erzählung des Landgerichtsrats war der Major ungeduldig auf seinem Sessel hin und her gerückt und hatte ein Glas nach dem andern hinter die Binde gegossen. Man konnte ihm anmerken, daß er förmlich darauf brannte, nun auch die Geschichte von *seinem* Hirsch zum besten zu geben. Ich hatte aber schon mehr als genug, erhob mich, ehe er noch das Wort ergreifen konnte, und zog mich mit dem Hinweis darauf, daß ich morgen zu zeitiger Stunde auf das Revier wolle, zurück. Draußen auf dem Korridor stand schon der alte Bediente mit seinem Windlicht. Er hatte offenbar auf mich gewartet und leuchtete mir zu meinem Zimmer hinauf. Der gnädige Herr hat Martin den Befehl gegeben, morgen um fünf Uhr zu Ihrer Verfügung zu stehn, sagte er. Ich darf Sie also wohl um halb fünf wecken?

Er hatte bei diesen Worten die beiden Kerzen angezündet und verließ, ohne erst eine Antwort abzuwarten, mit einer steifen Verbeugung das Zimmer. Bevor ich mich zur Ruhe begab, setzte ich mich noch eine Weile in den alten, mit Leder bezognen Lehnstuhl, der in der Fensternische stand, und versuchte, mir über alle die seltsamen Erlebnisse des Abends Klarheit zu verschaffen. Das war nun freilich nicht leicht, aber soviel stand für mich fest, daß der unheimliche Baron, dem es in seiner einsamen Junggesellenwirtschaft offenbar um Gesellschaft zu tun war, seine Gäste wider ihren Willen in Hellental zurückhielt, und daß er sich hierzu eines geheimnisvollen aber äußerst wirksamen Mittels bediente. Dieses konnte, soweit ich bemerkt hatte, nur in einer Art von Verschreibung bestehn, zu der er harmlose Seelen durch die sichere Aussicht auf den Abschuß eines kapitalen Hirsches zu bewegen wußte. Bei mir, so nahm ich mir vor, sollte er aber mit seinem hinterlistigen Kniff an den Falschen kommen. Ich wollte mich entweder um die Eintragung in das Album drücken und ihm zum Trotz den Hirsch dennoch schießen oder aber mein Autogramm seiner Sammlung ruhig einverleiben und dafür von dem dadurch erworbnen Rechte keinen Gebrauch machen. Ohne die Verschreibung war ich frei, auch wenn ich den Hirsch zur Strecke brachte, aber andrerseits wurde auch der Handel erst mit dem Abschuß perfekt. Ich hatte also die Wahl und beschloß, es dem Zufall zu überlassen, was ich tun sollte.

Daß ich in dieser Nacht besonders gut geschlafen hätte, will ich nicht behaupten. Ich war entweder übermüdet oder zu warm zugedeckt und mochte kaum eingeschlummert sein, als der Bediente an die Tür klopfte und zugleich mitteilte, daß der Jäger Martin unten in der Halle auf mich warte. Um jedoch gegen meinen Gastgeber nicht ungerecht zu sein, möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß das Bett gut war, und daß sich während der Nacht nichts verdächtiges bemerken ließ. Ein paar Tage konnte man sich die Gastfreundschaft des Barons also getrost gefallen lassen.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Seitdem der Staatssekretär des Reichsmarineamts im Februar dieses Jahres der Budgetkommission des Reichstags eine Mitteilung über die für die Wintersession beabsichtigte Flottenvorlage gemacht hatte, hat diese nicht aufgehört, Gegenstand der Diskussion zu sein. Viele Kreise, namentlich die des Flottenvereins, waren damals überrascht davon, daß die Forderung nicht höher sein sollte. Es ist bekannt, und diese Anschauung ja auch in den Grenzboten wiederholt vertreten worden, daß die Erwartungen bedeutend weiter gingen und sich vor allem auf den beschleunigten Ausbau der Schlachtflotte richteten; vom Flottenverein wurde darüber hinaus die Vermehrung um ein fünftes Geschwader befürwortet. Die Marineverwaltung hätte ja nun sicherlich so gut wie sechs Panzerkreuzer auch fünf neue Linienschiffe fordern können, wenn sie den Vorteil, den jene durch größere Schnelligkeit gewähren, durch größere Kampffähigkeit dieser hätte ausgleichen wollen. Der finanzielle Unterschied, durch stärkere Panzerung, schwerere Artillerie und etwas stärkere Besatzung, wäre vielleicht nicht so schwer ins Gewicht gefallen. Aber Admiral von Tirpitz hat es sich vorgesetzt, die durch die beiden vorigen Flottengesetze geschaffne Basis nicht zu verlassen und jede Weiterentwicklung der Flotte streng in dem Rahmen des bestehenden Gesetzes zu halten. Das ist auch mit der neuen Novelle der Fall. Die Forderung für die „Auslandflotte," die in dem Gesetze von 1900 enthalten war, ist bekanntlich vom Reichstage seinerzeit vorläufig abgelehnt worden. Die unmittelbare Antwort, die die Geschichte darauf gab, war der Ausbruch der chinesischen Wirren, der u. a. die Entsendung einer Linienschiffsdivision dorthin zur Folge hatte. Vielleicht wäre es ein Gebot der Konsequenz gewesen, im Hinblick auf die Sachlage in Ostasien die abgelehnten Auslandschiffe sofort im Jahre 1901 von neuem zu fordern. Was den Staatssekretär davon abgehalten haben mag, war wohl wesentlich die Erwägung, alle vorhandnen Kräfte auf die Steigerung der Qualität der Schlachtflotte zu konzentrieren, denn alles, was wir zur und über See erstreben wollen und erreichen können, bedarf des Hintergrundes einer starken Schlachtflotte in der Heimat, deren Verteidigung doch auch für die Flotte die oberste Aufgabe ist. Ist eine solche Schlachtflotte vorhanden, so werden die Kreuzer draußen auch von den andern Seemächten respektiert, ist keine vorhanden, so haben die Kreuzer höchstens den Wert ihrer eignen Gefechtskraft, der bei den kleinen geschützten Kreuzern nur gleichwertigen oder geringern Schiffen gegenüber von Belang ist und auch bei den großen geschützten Kreuzern den Panzerkreuzern der andern Nationen gegenüber leider sehr eingebüßt hat. Dieser Umstand hat zu dem sehr richtigen Entschluß geführt, von der früher beabsichtigten Vermehrung der kleinen Kreuzer für Zwecke des Auslanddienstes einstweilen abzusehen und statt dessen starke und schnellgehende Panzerkreuzer einzuführen, die aber auch die Seeschlacht nicht nur nicht zu scheuen brauchen, sondern in ihr mitzuwirken haben. Daneben ist durch Vergrößerung der Hochseetorpedoschiffe, bei andern Nationen Torpedobootzerstörer genannt, ein Typ geschaffen worden, der durch seine Schnelligkeit unter Umständen auch den kleinen Kreuzer im überseeischen Dienst zu ersetzen und bei der Schlachtflotte im Angriff wie in der Verteidigung wertvolle Dienste zu leisten vermag. Es war demnach nicht nur die Zahl der Divisionen, sondern auch die Zahl der immer verwendungsbereiten Fahrzeuge dieser Gattung zu erhöhen. Beides geschieht durch die neue Novelle, die die im Flottengesetz vorgesehenen sechzehn Divisionen (zu sechs Schiffen) auf vierundzwanzig vermehrt und die Zahl der verwendungsbereiten Fahrzeuge auf ungefähr hundert bemißt.

Der Wert einer Schlachtflotte beruht nun aber nicht allein in der Zahl der Schiffe, in ihrer Artillerie, Panzerung und Schnelligkeit, sondern hauptsächlich mit auf der Qualität der Besatzung, sowohl der Offiziere wie der Mannschaften. Je größer und komplizierter die Linienschiffe werden, je mehr sich dadurch die Besatzung in Spezialistenabteilungen auflöst, die Stäbe immer größer werden, desto

notwendiger ist es, dem Offizierkorps die sorgfältige, ja man darf sagen minutiöse Ausbildung zu sichern und zu erhalten, die von jeher der Stolz unsrer Flotte war. Man kann wohl sagen, daß bis zum Jahre 1898 jeder junge Offizier, der zum Dienst als Wachoffizier zugelassen wurde, auch als fertig und tüchtig ausgebildet gelten konnte. Mit der Vermehrung der Flotte, die seitdem eingetreten ist, hat die Vermehrung des Offizierkorps vielleicht doch nicht hinlänglich gleichen Schritt gehalten, und es hat vielleicht deshalb die Ausbildung der Seekadetten und der Fähnriche beschleunigt werden müssen, namentlich da aus verschiednen Gründen nicht so viel Schulschiffe in Dienst gestellt werden können, als eigentlich nötig wären und im Flottengesetz auch vorgesehen sind. Diese Gründe liegen zum Teil in den Kosten, zum Teil darin, daß der Stab eines Schulschiffes aus sechzehn oder mehr erlesenen Offizieren gebildet werden muß, die dann in der Friedensausbildung der Schlachtflotte fehlen, und die wir zurzeit nicht haben. Außerdem ist mit der Schwierigkeit zu rechnen, daß bei plötzlich eintretender Mobilmachung diese Schulschiffe, die dann außer Dienst zu stellen sind und ihre Stäbe aufzulösen haben, irgendwo in der Welt sind und vielleicht kaum zurückkehren können, sodaß die sämtlichen darauf eingeschifften Offiziere, die für den Krieg zu einem andern Kommando bestimmt sind, ihren Platz in der mobilen Flotte nicht einnehmen können. Finanzielle Gründe sind auch bestimmend gewesen, im Flottengesetz von 1900 die Vermehrung des Offiziersatzes nicht so ausgiebig zu bemessen, wie es der Stärke der Flotte entsprechend gewesen wäre, sondern sich mit einem knappern, erst sehr allmählich stärker werdenden Nachwuchs zu begnügen. Die jetzige Vorlage scheint das einigermaßen nachzuholen, und das ist im Interesse der Quantität wie der Qualität des heranwachsenden Offizierkorps nur freudig zu begrüßen.

Es wäre durchaus verkehrt, an den Begriff „Auslandflotte," „Auslandschiffe" die Vorstellung zu knüpfen, als ob das Schiffe seien, die nach ihrer Bauart und Einrichtung bloß für den überseeischen Dienst bestimmt und nur für diesen tauglich wären. Es ist ganz selbstverständlich, daß den Dienst im Auslande jedes Schiff unsrer Marine mit Einschluß der gesamten Schlachtflotte besorgen kann. Der Begriff „Auslandflotte" hat sich zum Unterschied von der „Heimatflotte" eingebürgert, unter der die Schlachtflotte — die Linienschiffsgeschwader mit den zu ihnen gehörenden Kreuzerdivisionen und Torpedodivisionen — verstanden wird. Ein fest formulierter Begriff „Auslandflotte" würde an sich zulässig sein, wenn wir, wie zum Beispiel die Engländer, in den verschiednen Weltteilen dauernd formierte Verbände unterhalten und von einem ostasiatischen Geschwader, einem afrikanischen, einem amerikanischen, einem Südseegeschwader reden könnten. Da dies nicht der Fall ist, und die Besetzung dieser auswärtigen Stationen für Jahre nur mit geringen Kräften geschehen kann — in Ausnahmefällen mit Entsendungen, die die Divisionsstärke (vier Schiffe) kaum überschreiten dürften —, so hat es eigentlich keinen rechten Sinn, gesetz- und etatsmäßig von einer „Auslandflotte" zu sprechen, aber für die Begründung der Schiffszahl ist es nötig. Wie im Eingang dieser Betrachtung hervorgehoben wurde, ist es notwendig geworden, den Schiffen, die wir ins Ausland senden, eine qualitative Ebenbürtigkeit mit den draußen liegenden Schiffen der Engländer, Amerikaner, Japaner usw. zu verleihen, und dabei zugleich die Möglichkeit vorzusehen, durch Zusammenziehung solcher Schiffe gefechtsfähige Verbände herzustellen.

Auch gebietet uns das Beispiel der Engländer, die aus dem russisch-japanischen Kriege sofort die praktischen Konsequenzen gezogen und in den heimatlichen Gewässern zwei Geschwader von sechs starken Panzerkreuzern (im Mittelmeer noch ein drittes von vier Panzerkreuzern) unterhalten, denen in der Seeschlacht eine sehr bedeutende Rolle zugedacht ist, auch für uns als dringlichste Voraussicht, neben tüchtigen Panzerkreuzern auf den ausländischen Stationen wenigstens eine kleine Zahl zur Verfügung in der Heimat zu haben, die je nach Bedarf entweder zur Verstärkung ins Ausland entsandt werden können oder der Schlachtflotte bei plötzlicher Kriegsbereitschaft

angegliedert werden. Diese Panzerkreuzer werden darum auch dauernd im Dienst sein müssen und eine starke, auch gegen Linienschiffe gefechtsfähige Avantgarde bilden. Nach dem Flottengesetz ist für jedes Linienschiff ein Kreuzer als Aufklärungsschiff vorgesehen, die Aufklärungsgruppen sind so gedacht, daß sie für jede Linienschiffsdivision aus einem großen oder Panzerkreuzer und drei kleinen Kreuzern zusammengesetzt werden sollen. Bisher ist diese Stärke leider noch nicht erreichbar gewesen, die Schlachtflotte hat in diesem Sommer als Aufklärungsgruppen statt vier Divisionen deren nur zwei zu verzeichnen gehabt, zum Teil auch, weil es notwendig ist, in diese Aufklärungsgruppen möglichst gleichwertige Schiffe, namentlich in der Schnelligkeit, aufzunehmen, und weil unsre kleinen Kreuzer erst allmählich durch die Ersatzbauten gleichwertig gemacht werden. Gegenwärtig variiert ihr Deplacement noch zwischen 1117 und 4292 Tonnen. Es scheint die Absicht zu bestehn, bei den Ersatzbauten, die bis zum Jahre 1917 noch in der Zahl von 23 auszuführen sind, allmählich bis auf 4500 Tonnen Deplacement vorzurücken. Die Scheidelinie liegt bis jetzt bei 5000 Tonnen, sodaß alle Kreuzer von 5000 Tonnen und darüber als große Kreuzer, die mit einem Deplacement von weniger als 5000 Tonnen als kleine Kreuzer gelten. In dem neuen Typ der Hamburg-Bremenklasse hat unsre Marineverwaltung einen ganz vorzüglichen kleinen Kreuzer geschaffen, der vielleicht nur im Punkte der Schnelligkeit und demgemäß auch des Kohlenfassungsvermögens einer kleinen Erweiterung bedarf. Gelingt die Konstruktion der neuen großen Panzerkreuzer in entsprechender Weise, so werden sie der Stolz unsrer Flotte sein.

Etwas andres als die Vermehrung der Schlachtflotte über das Gesetz von 1900 hinaus, die zunächst weder dringlich noch ausführbar erscheint, wäre die Beschleunigung der Ersatzbauten, besonders jener dreizehn alten Schiffe (der Bayernklasse, der Oldenburg und der acht Küstenpanzer der Ägirklasse), die, wie in diesen Heften schon des öftern ausgeführt worden ist, zwar leider als Linienschiffe figurieren, tatsächlich aber sämtlich nur für den unmittelbaren Küstenschutz bestimmt und brauchbar sind, die erste als alte Ausfallkorvetten, die andern zur Verteidigung des Nordostseekanals. Eine Beschleunigung dieses Ersatzbaus würde sich ebenfalls dem Rahmen des Flottengesetzes nicht entziehn, würde jedoch, da die Schiffe schon im Gesetz bewilligt sind, nicht in eine neue Novelle, sondern in den Etat gehören. Nun wird der Etat aber schon nicht unbedeutend belastet dadurch, daß die vom nächsten Jahre ab auf Stapel zu legenden Linienschiffe, wie bekannt ist, eine Deplacementssteigerung von 13500 auf 18000 Tonnen erfahren werden, und es scheint, daß die Marineverwaltung Bedenken trägt, zugleich auch noch mit einer Beschleunigung der Ersatzbauten vorzugehn, die dazu führen würde, für sechs Jahre statt, wie bisher der Fall war und auch ferner geplant ist, drei große Schiffe deren wenigstens fünf auf Stapel zu legen, abgesehen davon, daß die Beschleunigung der neugeforderten Panzerkreuzer kaum weniger dringend ist. Aber neben der Geldfrage kommt dabei auch noch ferner in Betracht, ob diese Leistung bautechnisch und in konstruktiver Beziehung möglich ist, sowie ob die Heranbildung der Besatzungen in demselben Tempo erfolgen könnte. Die Frage der Dringlichkeit wird voraussichtlich bei den Reichstagsverhandlungen zur Sprache kommen, und es bleibt nicht ausgeschlossen, daß die nationalen Parteien des Reichstags, falls sie es nach der gesamten Sachlage für geboten erachten, einen solchen Antrag einbringen. Wenn die Sicherheit des Reichs es fordert, kann es keinem Bedenken unterliegen, den beschleunigten Ersatz der dreizehn Figuranten sowie den Neubau der sechs Panzerkreuzer auf dem Wege der Anleihen sicherzustellen, und die nationalgesinnte Mehrheit des Reichstags wird zu erwägen haben, ob es nicht geboten sein möchte, die viele Feindseligkeit, von der wir umgeben sind, wie im Februar 1888 durch ein Votum zu beantworten, wodurch der Reichstag und die Nation zu erkennen geben, daß sie bereit und entschlossen sind, alles an Deutschlands Ehre, Sicherheit und Unabhängigkeit zu setzen. Die sogenannte Deckungsfrage und auch die Reichsfinanzreform darf aus diesem Grunde mit der Flottennovelle nicht verquickt werden, und wenn Zentrumsblätter

die vorherige Erledigung der Deckungsfrage als unerläßlich bezeichnen, so haben wir zur Zentrumsfraktion das Vertrauen, daß sie einsichtiger, verständiger und patriotischer in ihren Entschließungen als die Presse in ihrer befangnen Polemik sein wird.

Es taucht auch bei dieser Gelegenheit — und zwar nicht nur im Bannkreise des Popularitätsbedürfnisses des Zentrums — von neuem die törichte Phrase auf, die wir schon bei den Flottengesetzen bis zum Überdruß gehört haben: daß die Kosten für die Vermehrung der Flotte nur auf die „leistungsfähigen" oder gar auf die „leistungsfähigsten" Schultern gelegt werden dürften. Das sei Bedingung der Zustimmung. Ist je größerer Unsinn ausgesprochen, größere Würdelosigkeit im Namen eines großen Volkes behauptet worden? Wohin sollen wir denn kommen, wenn wir selbst die Frage der nationalen Würde, Sicherheit und Ehre, der Integrität und Selbständigkeit nach Interessentenkreisen auflösen, um danach die Kosten zu repartieren? Wer sind denn diese leistungsfähigen oder leistungsfähigsten Schultern? Die paar großen Schiffsgesellschaften, oder gar die Kolonialgesellschaften, die einstweilen kaum zu existieren vermögen? Oder der große Bankier, der ruhig erklären würde: „Ich brauche keine Flotte," oder der Großgrundbesitz, der sich auf denselben Standpunkt zu stellen wüßte? Es bleiben also Handel, Industrie und die gelehrten Berufe! Will man das Gelächter und den berechtigten Spott des Auslandes noch mehr herausfordern? Sind solchen Anschauungen gegenüber, die tatsächlich in das Rathaus zu Schilda gehören, die Engländer und ihr König wirklich so im Unrecht, wenn sie achselzuckend von der „deutschen Flottenspielerei" reden? Würde es je in irgendeinem Lande der Welt erhört sein, in England oder in Amerika, in Frankreich oder in Italien, daß ein Teil der Nation ein Präzipuum in Anspruch nimmt, zu der Nationalverteidigung nicht beizutragen? Was will man den Schiffahrtsinteressenten und auch den Hansestädten entgegenhalten, wenn diese erklären sollten: Wir brauchen die Landarmee nicht, wir zahlen darum auch ihre Kosten nicht. Oder wenn die östlichen Provinzen sagen wollten: Was gehn uns Metz und Straßburg, was die Befestigungen von Köln und Mainz an, dafür zahlen wir nichts. Oder der Westen wollte dasselbe von Königsberg und Thorn sagen? Wir haben zunächst auf dem Gebiete der Nationalverteidigung die Einheit erstrebt und mit Not und Mühe erlangt; wenn wir jetzt bei der Flotte die itio in partes zulassen, dann kommen wir unvermeidlich bei der Armee zu demselben Standpunkt. Was schert mich die Kavallerie und die Artillerie? Die mögen die leistungsfähigen Schultern tragen! Und wer gehört denn nicht zu den „leistungsfähigen Schultern"? Etwa die Arbeiterschaft, die zumeist vor lauter Übermut einen Streik nach dem andern vom Zaune bricht und die Kosten auf sich nimmt? Die durch regelmäßige Abgaben, weit höher als Staat und Reich ihr aufzuerlegen wagen, die frivolsten Arbeitseinstellungen wochenlang durchführt und jahrein jahraus die Hetzer und Agitatoren füttert? Dieselbe Arbeiterschaft, deren rapid gewachsnen Wohlstand die bewundernde Anerkennung des ganzen Auslands findet, die die Sparkassen füllt, die freien Schulunterricht und teilweise auch volle Steuerfreiheit genießt, für deren Kranke, Verletzte und Invaliden jährlich unermeßliche Millionen aufgebracht werden? Für deren Witwen und Waisen — sonst nirgend auf der Welt — jetzt auch noch Fonds aufgesammelt werden? Diese Arbeiterschaft soll den auf sie fallenden, für den Kopf wirklich minimalen Anteil der Flottenvermehrung nicht tragen können? Die deutsche Arbeiterschaft müßte eine so würdelose Zumutung mit Entrüstung zurückweisen. Zumal da gerade ihr die auf die Flottenverstärkung verwandten Summen zuerst zugute kommen und zur weitaus größten Hälfte als Arbeitslöhne in ihre Taschen fließen! Die Kosten des Schiffbaues, der Artillerie- und Torpedoausrüstung, der nötigen Land- und Hafenbauten bestehn doch weitaus zum größten Teil aus Arbeitslöhnen, die auch bei der Materialerzeugung selbst noch eine sehr große Rolle spielen. Von den 27 Millionen Mark, die ein Panzerkreuzer nebst Armierung kostet, fällt doch mindestens die Hälfte den Arbeitern als

Lohn zu, denn wieviel Arbeitslohn steckt in jeder Panzerplatte, welcher Anteil in jeder Schraube, in jedem Niet! In 165 Millionen Mark für sechs Panzerkreuzer stecken unter Anrechnung der in dem Material enthaltnen Löhne reichlich 80 Millionen Mark Arbeitslohn. Und wenn den deutschen Arbeitern durch einen den Schiffbau bis zum Jahre 1917 regelnden Plan bis dahin ausgiebige und gut bezahlte Arbeit verbürgt wird — dann kommen klerikale Blätter und reden salbungsvoll von den „leistungsfähigen Schultern." Aber nicht nur klerikale, sondern leider liberale auch! In diesem geradezu kindischen Unsinn, der nur in Deutschland bei dem Mangel an Nationalgefühl und Staatssinn möglich ist, stimmen die beiden politischen Antipoden überein! Dat Wettlopen twischen dem Has und dem Swinegel — um den Stimmenkauf!

Gegen eine Beschleunigung der Ersatzbauten können einzig zwei Bedenken sprechen: die Unmöglichkeit, die Stäbe und die Besatzungen in guter Qualität zu beschaffen, und die Gefahr, durch diese Beschleunigung während der ersten Jahre nachher eine Lücke im Bauplan zu bekommen und dadurch die Werften und ihre Arbeiter in Verlegenheit zu bringen. Je leistungsfähiger aber diese sich erweisen werden, desto mehr können sie damit rechnen, Beschäftigung auch vom Kriegsschiffbau des Auslands zu erhalten. Haben wir in Deutschland mit einer Gefährdung der nationalen Sicherheit und Ehre zu rechnen, so gibt es nichts, was nicht dahinter zurücktreten müßte. Und — ein Beschluß des Reichstags in diesem Sinne würde für die Wiederherstellung guter Beziehungen zu England sicherlich außerordentlich nützlich sein!

Die fast gleichzeitige Einberufung des Landtags, dem gemäß dem vom Kultusminister gegebnen Versprechen die Schulunterhaltungsvorlage zugehn wird, legt die Gefahr eines Konflikts im Abgeordnetenhause nahe. Die Vorlage ist zwar genau auf dem Boden des seinerzeit vom Zentrum, den Konservativen und den Nationalliberalen gefaßten Kompromißbeschlusses ausgearbeitet, aber die nationalliberale Partei ist schon jetzt, bevor der Entwurf noch bekannt ist, voller Bedenken gegen ihn. Nun sind aber tatsächlich für solche Parteikämpfe die Zeiten zu ernst. Wenn im Reichstage dringende nationale Interessen ein einheitliches und beschleunigendes Verhalten aller auf nationalem Boden stehenden Parteien zwingend und unerläßlich machen, ist es nicht angängig, im Abgeordnetenhause eine Situation zu schaffen, die auf einen Schulkonflikt hinauslaufen könnte. Es wäre unter diesen Umständen vielleicht doch nützlicher gewesen, die Vorlage noch um eine Session zu verschieben und dadurch alles zu vermeiden, was zu parlamentarischen konfessionellen Kämpfen führen könnte. Namentlich wäre ein konservativ-klerikaler Gegensatz gegen die nationalliberale Partei so unzeitgemäß wie möglich.

Seitdem an dieser Stelle vor einigen Wochen auf den Erbprinzen von Hohenlohe-Langenburg als auf eine für eine hohe diplomatische Stellung sehr geeignete Persönlichkeit hingewiesen worden ist, ist die Berufung des Prinzen zum Leiter der Kolonialabteilung erfolgt, deren jetziger Chef, Dr. Stübel, einen nordischen Gesandtenposten erhalten wird. Zeitungsgerüchte, die den frühern koburg-gothaischen Staatsminister Hentig als Unterstaatssekretär des künftigen Kolonialamts bezeichnen, verdienen wenig Glauben. Hentig hat in Koburg-Gotha eine selbständig leitende verantwortliche Stellung eingenommen und dürfte schon aus diesem Grunde wenig geneigt sein, das Amt eines Unterstaatssekretärs anzutreten; sodann ist aber auch nicht anzunehmen, daß nachdem die Behörde in dem Erbprinzen einen der Kolonialverwaltung und den Kolonien selbst völlig fremden Chef erhält, auch der Unterstaatssekretär seinen künftigen Aufgaben fremd gegenüberstehn kann. Die Vermutung, daß dieser wenigstens rompu au mötier sein wird, dürfte sehr viel berechtigter sein. *§*

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang

Nr. 48

Ausgegeben am 30. November 1905

Inhalt:

	Seite
Armenrecht, Anwaltszwang und Gerichtskostengesetz. Von Eugen Josef in Freiburg i. Br.	453
Die Tage von Champigny und Villiers. 3	460
Adalbert Stifter. Von K. Bruchmann	470
Im Lande des Kondors. Plaudereien aus Chile von Albert Daiber (Fortsetzung)	481
Ein Naturforscher des siebzehnten Jahrhunderts über Baku und seine Naphtaindustrie	487
Nach der Hühnersuche. Eine Spukgeschichte für Weidmänner von Julius R. Haarhaus. (Fortsetzung)	491
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Seereisen und der Flottengedanke als Einigungsmittel — Ein großes literarisches Unternehmen in England — Hanfstaengls Malerklassiker	499

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Gabriel - Rebstöcke
Versandwagen
Tel. 1
Rheinische Braunkohlen-Brikett-Industrie AG. in Köln
in Köln am Rhein, Hauptbahnhof
Meine Kinder essen Ihr Gebäck
nur mit

ILSE
BRIKET
Produktion
63000 Waggons

Verwendung, Verwaltungsrecht und Verfassungsrecht

Von Prof. Dr. Fritz G. Mayer, Bonn

Die Verwendung ist ein Rechtsbegriff, der sowohl im Verwaltungsrecht als auch im Verfassungsrecht eine Rolle spielt. Im Verwaltungsrecht geht es um die Verwendung von Sachen, im Verfassungsrecht um die Verwendung von Personen. Im Verwaltungsrecht ist die Verwendung eine Form der Nutzung, die von der Verfügung, der Belastung, der Veräußerung und der Vernichtung unterschieden wird. Im Verfassungsrecht wird die Verwendung häufig mit Einsatz, mit der Übung, Belastung, Abnutzung, Verbrauch und Vernichtung gleichgesetzt. Im Verwaltungsrecht ist die Verwendung eine Form der Nutzung, die von der Verfügung, der Belastung, der Veräußerung und der Vernichtung unterschieden wird. Im Verfassungsrecht wird die Verwendung häufig mit Einsatz, mit der Übung, Belastung, Abnutzung, Verbrauch und Vernichtung gleichgesetzt. Im Verwaltungsrecht ist die Verwendung eine Form der Nutzung, die von der Verfügung, der Belastung, der Veräußerung und der Vernichtung unterschieden wird. Im Verfassungsrecht wird die Verwendung häufig mit Einsatz, mit der Übung, Belastung, Abnutzung, Verbrauch und Vernichtung gleichgesetzt. Im Verwaltungsrecht ist die Verwendung eine Form der Nutzung, die von der Verfügung, der Belastung, der Veräußerung und der Vernichtung unterschieden wird. Im Verfassungsrecht wird die Verwendung häufig mit Einsatz, mit der Übung, Belastung, Abnutzung, Verbrauch und Vernichtung gleichgesetzt.

freiwillige Gerichtsbarkeit, Zivilprozesse bis zum Streitwerte von 150 Mark und in Strafsachen die Übertretungen) als Einzelrichter, den andern Teil, also die größern Zivil- und Strafprozesse, als Mitglied eines Richterkollegiums erledigte. So war also der preußische Richter, auch wo er als Einzelrichter arbeitete, überall der wohltätigen Einwirkung der kollegialgerichtlichen Tätigkeit ausgesetzt. Statt dessen brachte uns die neue Gerichtsverfassung eine doppelköpfige erste Instanz von Amts- und Landgerichten, sodaß die Richter der Amtsgerichte von jeder Einwirkung kollegialgerichtlicher Rechtsprechung losgelöst und hiermit all den Gefahren ausgesetzt sind, die die übermäßige Selbständigkeit des einzelnen Beamten mit sich bringt. Auch die Konkursordnung hatte sich in sehr wichtigen Beziehungen schlecht bewährt; dieses theoretisch ganz vorzüglich ausgearbeitete Gesetz ging nämlich von der Grundanschauung aus, daß die Notwendigkeit der Konkurseröffnung ein unverschuldetes Unglück sei, von dem der Gemeinschuldner getroffen werde, und von diesem schönen, idealen Grundsatz, der doch den tatsächlichen Verhältnissen in keiner Weise entspricht, erachtete die Konkursordnung den Abschluß des Zwangsvergleichs geradezu als die regelmäßige Erledigung des Konkurses; das „Akkordieren" wurde dermaßen erleichtert, daß Konkursmachen geradezu für das beste Geschäft angesehen wurde. Zutreffend wies der Abgeordnete Rintelen in der Reichstagssitzung vom 14. Februar 1898 darauf hin, daß gerade im kleinen Handelsstande der Konkurs meist aus Leichtsinn, Frivolität und unlautern Rücksichten gemacht werde, und die eben gedachten Wirkungen der Erleichterung des Zwangsvergleichs schilderte er unter der Heiterkeit des Hauses dahin: „Die Konkursordnung hat wegen der ihr zugrunde liegenden Fehler die Folge, daß sie das geschäftliche Konkursmachen ganz außerordentlich erleichtert. Der Nutzen, der vom Konkursmachen gezogen werden kann, ist oft ein so erheblicher und verlockender, daß für manche Geschäftsleute oft nichts praktischer und einträglicher ist, als ein Geschäft anzufangen und dann Konkurs zu machen. Es sind zahlreiche Fälle, in denen die Leute, die schon einmal Konkurs gemacht haben, wieder Konkurs machen, und der alte amerikanische Satz hat allmählich angefangen oder fängt an, bei uns Geltung zu haben, daß niemand eher ein kreditwürdiger Mann ist, als bis er dreimal Konkurs gemacht hat."

Was sodann die Strafprozeßordnung anlangt, so sind deren Mängel so oft hervorgehoben und so allgemein anerkannt worden, daß jedes Wort hierüber überflüssig ist. Aber die Gerechtigkeit zwingt anzuerkennen, daß es sich dabei immer nur um zahlreiche einzelne Mängel handelt, deren Beseitigung nicht gerade eine gänzliche Umänderung des ganzen Gesetzes fordert; die Berufung gegen die Urteile der Strafkammern kann eingeführt, die Voruntersuchung kann umgestaltet werden, ohne daß deshalb die andern Teile des Gesetzes eine wesentliche Änderung erfahren. Ganz entgegengesetzt liegt die Sache aber bei der Zivilprozeßordnung; denn bei dieser sind alle Mängel jeder einzelnen in ihr geordneten Rechtseinrichtung zurückzuführen auf die allgemeinen Grundsätze, von denen das Verfahren beherrscht wird, das sind nämlich besonders die Mündlichkeit des Verfahrens, die Bähr so zutreffend als eine „bewußte

Lüge" bezeichnet, und der Parteibetrieb. Beide Grundsätze sind, wie Bähr richtig bemerkt, erdacht von jemand, der die Rechtsuchenden von der Verfolgung ihres Rechts abschrecken und ihnen durch allerlei offne und geheim gehaltne Fährlichkeiten klar machen wollte, daß Prozessieren kein Kinderspiel ist. Und da auf Mündlichkeit und Parteibetrieb alle weitern in der Zivilprozeßordnung geregelten Rechtseinrichtungen aufgebaut sind, so sind alle Versuche, die Mängel der einzelnen Rechtseinrichtungen abgesondert zu beseitigen, das, was der Jurist einen „Versuch mit untauglichen Mitteln" oder an „untauglichem Objekt" nennt. Hier hilft vielmehr nur eine „Reformation am Haupt," an „einzelnen Gliedern" ist sie völlig ausgeschlossen. Das beweist auch das „Armenrecht" unsrer Zivilprozeßordnung. In dieser bestimmt nämlich der Paragraph 114: „Wer außerstande ist, ohne Beeinträchtigung des für ihn und seine Familie notwendigen Unterhalts die Kosten des Prozesses zu bestreiten, hat auf Bewilligung des Armenrechts Anspruch, wenn die beabsichtigte Rechtsverfolgung oder Rechtsverteidigung nicht mutwillig oder aussichtslos erscheint."

Diese Bestimmung findet schon in einem Beschluß des Reichsgerichts vom 6. April 1881, an dem der Gerichtshof in spätern Entscheidungen festgehalten hat, eine Auslegung dahin, daß das Armenrecht nur abgelehnt werden dürfe, wenn die Haltlosigkeit des von dem Nachsuchenden eingenommnen Rechtsstandpunkts von vornherein klar auf der Hand liegt; sonst würde man, führt das Reichsgericht aus, da praktisch mit der Versagung des Armenrechts häufig zugleich der armen Partei die Rechtsverfolgung völlig abgeschnitten ist, dahin gelangen, für solche Fälle statt der prozeßordnungsmäßigen Verhandlung und Entscheidung der Sache eine höchst summarische Aburteilung ohne ausreichendes Gehör der armen Partei einzuführen. Zu einem solchen Verfahren gebe aber die Gesetzesbestimmung keine Veranlassung. Die Zusammenstellung der Worte „mutwillig oder aussichtslos" gebe genügend zu erkennen, daß das Gesetz nicht jede Rechtsverfolgung im Auge habe, die dem prüfenden Gericht unbegründet erscheine, sondern daß ein höherer Grad von Grundlosigkeit gemeint ist.

Soweit bekannt ist, hat diese Auslegung keinen Widerspruch gefunden, und sie erscheint unbedenklich richtig. Das Gesetz stellt eben nicht als Voraussetzung für die Erteilung des Armenrechts auf, daß die beabsichtigte Rechtsverfolgung aussichtsvoll sein müsse, sondern das Gesetz macht die Zulässigkeit der Versagung davon abhängig, daß die Rechtsverfolgung „mutwillig oder aussichtslos" ist. Es muß also dem das Armenrecht Nachsuchenden die Aussichtslosigkeit gewissermaßen nachgewiesen werden, die Grundlosigkeit des von ihm eingenommnen Rechtsstandpunkts muß von vornherein auf der Hand liegen.

Diese Aussichtslosigkeit kann sich nun aus Rechtsgründen ergeben, zum Beispiel jemand sucht das Armenrecht nach, um gegen mich einen Anspruch aus einer von mir mündlich geleisteten Bürgschaft oder aus einem unter uns privatschriftlich über ein Grundstück geschloßnen Kaufvertrag zu erheben. Hier liegt die Aussichtslosigkeit des beabsichtigten Rechtsstreits klar auf der Hand, da das Bürgschaftsversprechen der schriftlichen Form, der Kaufvertrag über

Grundstücke gerichtlicher oder notarieller Beurkundung bedarf. Anders schon, wenn der das Armenrecht Nachsuchende gegen meinen Bruder eine Forderung hat, gegen mich aber auf Zahlung klagen will, weil ich die Schuld meines Bruders selbstschuldnerisch durch mündliche Erklärung übernommen habe. Zwar hat das Reichsgericht in einem Urteil vom 20. März 1902 für diese Schuldübernahme die Schriftform für nötig erachtet; aber dieser Ansicht ist von angesehenen Schriftstellern auf das nachdrücklichste widersprochen worden, sodaß diese Rechtsanschauung des Reichsgerichts keineswegs als die herrschende bezeichnet werden kann, und es fraglich erscheint, ob das Reichsgericht sie bei nochmaliger Prüfung wird aufrechterhalten können. Hier wird man schon nicht sagen können, daß die beabsichtigte Rechtsverfolgung „mutwillig oder aussichtslos" erscheine, und das Gericht kann deshalb die Erteilung des Armenrechts nicht ablehnen. Oder: das Kammergericht hat im Anschluß an angesehene Schriftsteller angenommen, die Rechtswirksamkeit der vom Notar beurkundeten Erklärungen von Personen, die der deutschen Sprache nicht mächtig sind, hänge nur davon ab, daß die Erklärung der Beteiligten, „sprachfremd" zu sein, im Protokoll beurkundet ist. Dagegen vertreten zahlreiche angesehene Schriftsteller den Standpunkt, zur Rechtswirksamkeit der Beurkundung müsse im Protokoll bemerkt sein, daß die Beteiligten in Wahrheit des Deutschen nicht mächtig, also objektiv sprachfremd sind. Suche ich nun das Armenrecht nach, um die Rechtswirksamkeit einer Urkunde anzufechten, in der nur diese Erklärung der Beteiligten beurkundet ist, so wird mir das Armenrecht nicht verweigert werden können; denn da die Rechtsfrage eine streitige ist und keineswegs also als in einem mir ungünstigen Sinne feststehend entschieden gelten kann, so kann man nicht sagen, die von mir beabsichtigte Rechtsverfolgung sei „mutwillig oder aussichtslos."

In den bisher besprochnen Fällen, daß sich die Aussichtslosigkeit der Rechtsverfolgung aus Rechtsgründen ergibt, stellt sich also die Sache ziemlich einfach. Aber kann sich die Aussichtslosigkeit der beabsichtigten Rechtsverfolgung auch aus tatsächlichen Gründen ergeben? Kann also, wenn die von dem das Armenrecht Nachsuchenden vorgebrachten Tatsachen „schlüssig" sind, d. h. falls sie wahr sind, zur Begründung des von ihm behaupteten Anspruchs ausreichen, das Gericht die Erteilung des Armenrechts dennoch ablehnen, weil die tatsächlichen Behauptungen des Antragstellers dem Gericht im höchsten Grade unwahrscheinlich vorkommen? Kann also das Gericht aus Erwägungen dieser Art zu der Überzeugung kommen, die beabsichtigte Rechtsverfolgung sei mutwillig oder aussichtslos? Zur Aufklärung des Gemeinten seien folgende Fälle erwähnt.

Jemand, der im ganzen Gerichtsbezirk, also auch den Richtern, als ein vermögensloser Taugenichts bekannt ist, sucht das Armenrecht nach, um einen Anspruch auf Rückzahlung eines Darlehns zu erheben gegen einen Mann, der überall, insbesondre auch den Richtern, als gewissenhaft, wohlhabend und pünktlicher Zahler bekannt ist. Die Richter, die über dieses Gesuch zu beschließen haben, können sich mit völliger Gewißheit sagen, daß der Anspruch unbegründet ist. Aber sie können deshalb doch nicht die beabsichtigte Rechtsverfolgung als

„mutwillig oder aussichtslos“ bezeichnen; denn wie oben erwähnt, muß die Haltlosigkeit des vom Nachsuchenden geltend zu machenden Anspruchs gewissermaßen offenbar sein, und so liegt hier der Fall doch nicht, weil hier die Grundlosigkeit des Anspruchs vielmehr nur aus mehrfachen Schlußfolgerungen, die vielleicht doch nicht zutreffend sind, hergeleitet werden kann. Daß der das Armenrecht Nachsuchende seine Angaben glaubhaft machen müsse, also etwa durch Vorlegung von Urkunden oder von eidesstattlichen Versicherungen dritter die Überzeugung von der Richtigkeit seiner tatsächlichen Behauptungen dem Gericht beibringen müsse, sagt das Gesetz nicht; dagegen verlangt der Paragraph 118 Absatz 3 der Zivilprozeßordnung nur, daß der das Armenrecht Nachsuchende „das Streitverhältnis unter Angabe der Beweismittel darzulegen“ habe. Die dem Gericht obliegende Vorprüfung des Anspruchs kann aber der Natur der Sache nach nur eine summarische sein, da sie eben nur zur Entscheidung über das Gesuch um Erteilung des Armenrechts, nicht zur Feststellung des Anspruchs selbst geschieht; eine Zeugenvernehmung oder ein Vortermin, worin der das Armenrecht Nachsuchende und sein Gegner einander gegenübergestellt werden,*) ist also ausgeschlossen, und die bloße Anhörung des Gegners über den gegen ihn beabsichtigten Anspruch, mag sie auch nicht gerade gesetzlich unzulässig sein, hat schon an sich ihre Bedenken gegen sich und könnte jedenfalls nur ganz ausnahmsweise geeignet sein, dem Gericht die Überzeugung beizubringen, die beabsichtigte Rechtsverfolgung sei mutwillig oder aussichtslos. Das Gericht kann freilich den das Armenrecht Nachsuchenden unter Hervorhebung der gegen seinen Anspruch streitenden Bedenken zur nähern Aufklärung, also zur Beseitigung der Bedenken auffordern; aber wenn der das Armenrecht Nachsuchende dreist genug ist, seine frühern Anführungen aufrecht zu erhalten oder gar durch neue aufzuputzen, so wird das Gericht wiederum kaum je in der Lage sein, die Feststellung mutwilliger oder aussichtsloser Rechtsverfolgung zu treffen.

Oder: Jemand, der dem Gericht als ein gewandter und reicher Geschäftsmann bekannt ist, tritt einen ihm angeblich zustehenden Anspruch einem vermögenslosen Agenten ab, und dieser sucht die Erteilung des Armenrechts zur Verfolgung des Anspruchs nach. Das Gericht kann sich hier mit Sicherheit sagen, daß wenn dieser Anspruch dem Geschäftsmann in der Tat zustünde, er ihn gewiß selbst geltend gemacht hätte, daß die Abtretung an den vermögenslosen Agenten also nur verfolgt ist, weil der reiche Geschäftsmann den Anspruch nicht durchführen zu können fürchtet, sich nicht der Gefahr aussetzen will, aus seinem eignen Geldbeutel die Kosten des verlornen Prozesses zu zahlen. Aber die Feststellung, daß der abgetretne Anspruch gar nicht zu Recht bestehe, die beabsichtigte Rechtsverfolgung also mutwillig oder aussichtslos sei, ist aus dem vorgetragnen Sachverhalt nicht wohl zu treffen; und die Feststellung, daß die Abtretung nur zum Schein erfolgt sei, hat, wenn sie über-

*) Der Paragraph 126 der Zivilprozeßordnung, wonach über das Gesuch um Bewilligung des Armenrechts ohne vorgängige mündliche Verhandlung entschieden werden kann, hat eine mündliche Verhandlung nur mit dem das Armenrecht Nachsuchenden im Auge; der Zuziehung des Gegners bedarf es nicht.

haupt möglich ist, kein Interesse, da nach der herrschenden Rechtsansicht dem Gegner der Einwand der Nichternstlichkeit der Abtretung überhaupt nicht zusteht.

Oder: Ein Arbeiter ist durch mein Verschulden verunglückt und dreißig Tage arbeitsunfähig geworden; ich zahle ihm, da ein gewöhnlicher Lohnarbeiter einen Tagesverdienst von nur drei Mark zu haben pflegt, neunzig Mark Schadenersatz aus. Er behauptet aber, sein Arbeitsverdienst sei täglich acht Mark, und sucht das Armenrecht nach, um den Mehranspruch gegen mich zu verfolgen. Da der Richter ebenfalls weiß, daß nach den Regeln der Erfahrung ein einfacher Lohnarbeiter nicht acht Mark Arbeitslohn den Tag verdient, so wird er den Gesuchsteller zur Aufklärung seiner Angaben auffordern. Wenn dieser aber nun behauptet, daß die Arbeiter in jener Zeit in der Fabrik des A. oder im Betriebe des B. oder beim Wegebau des C. Beträge bis zu acht Mark täglich infolge außergewöhnlicher Umstände verdient haben, oder daß sein Unfall zugleich seine Frau an der Übernahme von Arbeiten gehindert habe, so kann das Gericht doch unmöglich über die Richtigkeit dieser Behauptungen Ermittlungen anstellen, sondern es wird das Armenrecht erteilen müssen, obwohl es von der Unbegründetheit des behaupteten Anspruchs überzeugt ist; denn daß dieser „mutwillig oder aussichtslos" sei, kann man immerhin nicht sagen.

Oder: Ein Mann sucht die Erteilung des Armenrechts nach, um gegen die Frau wegen böslicher Verlassung auf Ehescheidung zu klagen; das Gericht weiß aber, daß sich die Frau vom Mann entfernt hat, weil dieser dem Trunk ergeben ist und die Frau gemißhandelt hat. Sonach stellt sich hier das Verlangen des Mannes auf Herstellung der ehelichen Gemeinschaft als Mißbrauch dar, sodaß aller Voraussicht nach die Klage des Mannes abgewiesen werden wird. Aber zwischen dieser voraussichtlichen Unbegründetheit des Anspruchs und der Feststellung, daß die beabsichtigte Rechtsverfolgung „mutwillig oder aussichtslos" sei, besteht ein großer Unterschied, und da das Gericht eine Feststellung in letztgedachter Richtung nicht treffen kann, muß es das Armenrecht erteilen. Dasselbe gilt von dem folgenden Fall. Der Vormund eines unehelichen Kindes sucht das Armenrecht nach zur Durchführung des Unterhaltsanspruchs gegen den von der unehelichen Mutter als Erzeuger bezeichneten Mann. Dem Gericht ist bekannt, daß die Mutter seit Jahren der gewerbsmäßigen Unzucht — vielleicht gar in einem öffentlichen Hause — gelebt hat, und das Gericht ersieht aus den Vormundschaftsakten, daß der von ihr als Erzeuger Bezeichnete die Einrede mehrerer Zuhälter erheben wird, die nach der Sachlage doch auch wohlbegründet ist. Aber die Möglichkeit, daß die Einrede nicht erweisbar ist, ist doch auch nicht ausgeschlossen, und das Gericht ist also nicht in der Lage, festzustellen, daß die vom Mündel beabsichtigte Rechtsverfolgung „mutwillig oder aussichtslos" sei.

Behauptet freilich jemand, er habe in meinem Auftrage das Freiburger Münster auf den Schloßberg versetzt, und sucht er das Armenrecht nach, um die ihm von mir für diese Leistung zugesagte Vergütung einzuklagen, so werden die Richter (die vielleicht gar beim heutigen Gang zum Gerichtsgebäude ge-

sehen haben, daß das Münster nach wie vor auf der alten Stelle steht) die Erteilung des Armenrechts ablehnen, vielleicht gar mit der Begründung, daß der Gesuchsteller geisteskrank sein müsse. Dasselbe gilt, wenn jemand behauptet, er habe mir ein Darlehn gegeben, das nach unsrer Abmachung zurückzuzahlen sei, wenn Deutschland in einen Krieg verwickelt werde; dieser Fall sei eingetreten, da Rußland gestern dem Deutschen Reiche den Krieg erklärt habe.*) Sucht er zur Verfolgung dieses Anspruchs das Armenrecht nach, so muß das Gericht die Erteilung ablehnen, weil es in die Prüfung von Tatsachen, die notorisch unwahr sind, nicht eintreten kann. Aber Fälle der soeben geschilderten Art kommen tatsächlich nicht vor, und so sind überhaupt kaum Fälle denkbar, wo das Gericht in der Lage wäre, die Erteilung des Armenrechts ablehnen zu können, mag es von der Unbegründetheit des behaupteten Anspruchs noch so sehr überzeugt sein. Denn die vom Gesetz nun einmal verlangte Feststellung, die beabsichtigte Rechtsverfolgung sei „mutwillig oder aussichtslos," kann kaum jemals getroffen werden.

Die bedauerliche Folge dieser Regelung ist bekannt. Sieht man von den Ehescheidungs- und Schwängerungsklagen (für die besondre Grundsätze in Betracht kommen) ab, so erweisen sich reichlich vier Fünftel**) der im Armenrecht durchgeführten Ansprüche als unbegründet, d. h. der Ausfall des Rechtsstreits belehrt das Gericht, daß die Wohltat des Armenrechts einem Unwürdigen erteilt ist. Und daß die Erteilung des Armenrechts eine wirkliche Wohltat ist, erkennt man am besten, wenn man die Lage der das Armenrecht gewährten Partei mit der jedes sonstigen Klägers vergleicht.

Wenn ich eine Klage auf Zahlung von tausend Mark erhebe, so muß ich einen Rechtsanwalt mit meiner Vertretung beauftragen und ihm einen Kostenvorschuß von etwa vierzig Mark zahlen, ebenso aber fordert auch das Gericht gemäß dem Paragraphen 81 des Gerichtskostengesetzes von mir sofort einen Vorschuß von zweiunddreißig Mark. Beschließt das Gericht eine Beweisaufnahme über die Richtigkeit meiner Behauptungen, insbesondre durch Vernehmung auswärtiger Zeugen und Sachverständigen, so fordert es von mir nach Paragraph 84 des Gerichtskostengesetzes wiederum einen Vorschuß zur Deckung der dem Fiskus durch die Beweisaufnahme entstehenden Auslagen. Hat der Prozeß aber gar ein volles Jahr gedauert, so zieht der Fiskus auf Grund der Paragraphen 89, 94 Ziffer 1 des Gerichtskostengesetzes sämtliche bis dahin entstandnen Gerichtskosten (Gebühren wie Auslagen) von mir ein, mag auch die Beendigung des Prozesses nunmehr in ganz nahe Aussicht gerückt und mit Sicherheit anzunehmen sein, daß die Kosten des Verfahrens durch das bevorstehende Urteil meinem Gegner auferlegt werden. Nun sind weiter zwei Möglichkeiten vorhanden. Entweder ergeht das Urteil zu meinen

*) Beispiele dieser Art werden im Rechtsunterricht gewählt, um die Grenzen darzulegen, bis zu denen das Gericht beim Ausbleiben des Beklagten die vom Kläger behaupteten Tatsachen für zugestanden erachten darf und also Versäumnisurteil erlassen muß; Paragraph 331 der Zivilprozeßordnung.

**) Nach der Mitteilung Brettners in der Deutschen Juristenzeitung von 1897, S. 182 gar volle 95 — fünfundneunzig — Prozent!

Gunsten; dann habe ich an meinen Rechtsanwalt noch etwa siebzig Mark und an das Gericht ungefähr ebenfalls siebzig Mark Kosten zu bezahlen. Oder das Urteil ergeht zu meinen Ungunsten, ich werde also in die Kosten verurteilt; dann habe ich zu den gedachten Beträgen auch noch die Kosten des gegnerischen Rechtsanwalts, also nochmals etwa hundert Mark zu bezahlen. Und zwar werden die Gerichtskosten fällig und von mir eingezogen sofort mit Erlaß des Urteils, und wenn ich gegen die mir ungünstige Entscheidung erster Instanz ein Rechtsmittel einlege und obsiege, so bleibt es mir überlassen, wie ich die von mir schon bezahlten Kosten des ersten Rechtszuges vom Gegner zurückerlange. Bei dieser Kostspieligkeit der Rechtsverfolgung ist es schon begreiflich, daß ein vorsichtiger und verständiger Mann von zweifelhaften Prozessen ganz absieht, ja lieber sein klares Recht aufgibt, als sich auf einen Prozeß einläßt.

In einer beneidenswerten Lage ist dagegen der Kläger, dem das Armenrecht gewährt ist: er erlangt durch dieses die einstweilige Befreiung von allen Gerichtskosten, sowohl der Gebühren wie der Auslagen, und weiter das Recht, daß ihm zur Wahrnehmung seiner Rechte im Anwaltsprozeß (zumeist aber auch im Parteiprozeß, Paragraph 34 der Rechtsanwaltsordnung) ein Rechtsanwalt beigeordnet werde. Zwar ist nach den Paragraphen 125 und 117 der Zivilprozeßordnung die zum Armenrecht zugelaßne Partei zur Nachzahlung der Beträge, von deren Berichtigung sie einstweilen befreit war, verpflichtet, sobald sie ohne Beeinträchtigung ihres Unterhalts dazu imstande ist; auch hat die Bewilligung des Armenrechts auf die Verpflichtung, die dem Gegner erwachsenden Kosten zurückzuerstatten, keinen Einfluß. Aber diese Bestimmungen stehn nur auf dem Papier. Denn der Nachweis einer eingetretnen Besserung der Vermögensverhältnisse wird gegen die arme Partei kaum jemals geführt, und ebenso selten werden bei ihr pfändbare Gegenstände, mag sie solche auch besitzen, gefunden.

(Schluß folgt)

Die Tage von Champigny und Villiers

3

In der Nacht vom 28. zum 29. November hatte der Gouverneur als Beginn seines Angriffs auf die preußisch-deutschen Marnestellungen einen glücklichen, weil dem Gegner ziemlich unbequemen Zug getan. Er hatte den Mont Avron, der das Gelände von Gagny, Villemomble und Chelles sowie einen Teil des gegenüberliegenden Marneufers, namentlich Noisy-le-Grand und Bry-s.-M. beherrscht, durch den Vizeadmiral Saisset besetzen und mit sechsundzwanzig Belagerungsgeschützen, zwei Sechzehnzentimeter-Marinegeschützen, einer Batterie Zwölfpfünder, einer Batterie großkalibriger Mitrailleusen und einer Batterie Hinterladern, sogenannten Siebenpfündern, deren Geschosse einen Durchmesser von fünfundachtzig

Millimetern haben und bis auf Entfernungen von fünftausend Metern zu brauchen sind, armieren lassen. Sechs dieser auf Veranlassung Napoleons des Dritten, der bekanntlich ein unermüdlicher Artillerietechniker war, erdachten, was Anfangsgeschwindigkeit, Rasanz und Tragweite anlangt, hervorragenden Geschütze waren wenig Tage zuvor fertig geworden und haben, wie allgemein anerkannt wird, ihre Probe am 30. November und am 2. Dezember sehr gut bestanden. Wer ihnen an diesen Tagen zum Beispiel auf dem Plateau von Villiers ausgesetzt gewesen ist, wird sich ihres singenden, fast musikalisch anmutigen Tones erinnern. Der von dem Oberstleutnant Maucourant erfundne hybride Zünder (halb Zeit, halb Perkussion) war leider wegen der Schwierigkeiten, die seine Herstellung verursachte, „vereinfacht“ oder mit andern Worten verballhornt worden und ließ zu wünschen übrig. Wenn ich sage „leider,“ so spreche ich vom rein technischen Standpunkte, in der Tat meine ich „glücklicherweise,“ denn vielen meiner Landsleute hat seine Launenhaftigkeit Leben und Knochen behütet. Unter den Vizeadmiral war ein buntes Durcheinander aller Arten von Truppen gestellt: zweitausend Marinesoldaten, die auch hier „die Sache machten,“ drei Batterien Divisionsartillerie, ein Jägerbataillon (das einundzwanzigste) und — neben fünf Bataillonen Mobilgarde sieben „Kriegs“bataillone Nationalgarde. Dieses bunte Sammelsurium, in dem wirkliche Offiziere mit von den Mannschaften der Mobil- und der Nationalgarde selbst gewählten Opferlämmern in dienstlichen Verkehr treten sollten, hieß die Division de Hugues, und der bekannte Oberst Stoffel hatte dabei unter den Befehlen Saissets die artilleristische Leitung. Da die Pfahljochbrücke bei Gournay im Feuerbereiche des nun besetzten und armierten Mont Avron lag, so konnte sie von geschlossenen Truppenkörpern nicht länger benutzt werden, und da, wenn eine Abteilung vom rechten Ufer der Marne auf das linke, oder wie sich die Mannschaften ausdrückten, auf das falsche (nicht rechte) marschieren wollte, der Umweg über Noisiel eingeschlagen werden mußte, so hatte man im zwölften Korps, das seit dem 29. November à cheval der beiden Ufer stand, einen wahren Bittern auf das Plateau, dem durch nichts andres als durch seine ein paar Wochen später (am 27. und am 28. Dezember) veranstaltete Beschießung und Säuberung Genugtuung geschehen konnte.

Dagegen stellten sich die Nachteile des Weges, den man eingeschlagen hatte, indem man die Nebenangriffe vor sich gehn ließ, während der Hauptangriff um vierundzwanzig Stunden hatte aufgeschoben werden müssen, auf das deutlichste heraus. Es würde diesen Weg auch niemand gewählt haben, dem es hauptsächlich auf den Erfolg gegen den um Paris gelagerten Feind angekommen wäre. Da aber der Gouverneur den Feind in Paris als den gefährlichern ansah und das Prinzip hatte, diesen auf ihn bei Tag und bei Nacht lauernden Gegner um jeden Preis in den Grenzen äußerlicher Mäßigung zu erhalten, wie man ja auch unter Umständen bei Löwen und Tigern, die freilich nicht halb so schlimm sind wie sprachbegabte Demagogen, mit Liebkosungen und Güte ziemlich weit kommt, so war die halbe Maßregel, zu der man sich nach langer Beratung entschlossen hatte, begreiflich genug. Der Gouverneur, der als General der Heilsarmee großartige Erfolge gehabt haben würde, hatte das stilistische Kunstwerk schon in der Feder, womit man am Abend durch Meldung des von „der

Nationalgarde, den Mobilgarden und der Armee“ auf dem Felde der Ehre geleisteten die Herren Belleville, La Villette und die Führer der Feuerroten für weitere vierundzwanzig Stunden würde mundtot machen können; es wäre also jammerschade gewesen, wenn man dadurch, daß auch die Nebenangriffe aufgeschoben worden wären, seiner Suada einen Sieg entrissen, den Argwohn ausstreuenden Roten aber eine Niederlage erspart hätte. Napoleon der Erste würde einen solchen Aufschub von vierundzwanzig Stunden dazu benutzt haben, fünf bis sechs seiner unbequemsten Regierungskollegen kalt zu stellen, einem Grosse von Aufrührern und notorischen „Feiglingen vor dem Feind“ aber am Galgen und durch Pulver und Blei Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und die so benutzten vierundzwanzig Stunden würden Paris und Frankreich gewiß sehr zugute gekommen sein. Nicht so Trochu! Ein General, der ein paar Wochen später alles Ernstes behauptete, ein Massenausfall, une sortie torrentielle, an der sich die Geistlichkeit mit Kreuzen und Bannern, junge Mädchen und Kinder beteiligen sollten, würde das Rechte sein, konnte freilich nicht zu dem Entschlusse kommen, die ihm der Form nach übertragne Diktatur in ihrem ganzen blutigen Umfange auszuüben.

Warum das deutsche Generalstabswerk die vom Gouverneur befohlnen Nebenangriffe als Scheinangriffe bezeichnet, ist mir nicht klar. Es steht mir zwar nicht zu, ein Werk zu bemängeln, das klassisch und namentlich da, wo sich der unmittelbare Einfluß des Feldmarschalls auf die Redaktion geltend macht, in entzückender Weise einfach, natürlich und bescheiden ist, aber Tatsache bleibt es, daß die am 29. und am 30. November stattgefundnen Angriffe auf L'Hay, Choisy-le-Roi und Montmesly keine Schein-, sondern Nebenangriffe waren. Da man sich der Natur der Sache nach die Absicht eines Angriffs nicht vom Angegriffnen, sondern nur vom Angreifer auseinandersetzen lassen kann, so kommt es darauf an, was Trochu, Ducrot und Vinoy darüber sagen, und alle drei stimmen dahin überein, daß sie den Zweck der Angriffe nicht in der Täuschung des Feindes über das eigentliche Objekt des hauptsächlichen Vorgehens sahen, sondern in dessen Behinderung, zur Verstärkung der Stellung Gournay-Champigny Truppen zu entsenden, die man im Gegenteil durch die Angriffe auf dem linken Seineufer zu beschäftigen und festzuhalten bemüht war. Auf Seite 256 seines Siège de Paris sagt Vinoy, der Befehlshaber der dritten Armee, unter dessen Führung die zu den Nebenangriffen bestimmten Truppen standen: Il était indispensable de prolonger l'action pour favoriser l'attaque principale de la deuxième armée, und auf Seite 257: Nous perdions beaucoup de monde, mais chacun comprenait qu'il fallait à tout prix retenir devant nous les troupes nombreuses qui auraient pu porter leur renfort peut-être décisif sur un point plus important et plus menacé.

L'Hay, ein wohlhabendes Dorf, das am Westrande des zwischen den Straßen von Toulouse und Fontainebleau nach der Redoute des Hautes-Bruyères aufsteigenden und von ihr beherrschten Höhenzuges liegt, hat die besondre Eigentümlichkeit, daß es von zwei sich weiter nördlich in Arcueil treffenden aber bald wieder trennenden, unter einer etwa einen Meter hohen Wölbung geführten Armen der Wasserleitung auch in Friedenszeiten wie von einem

niedrigen Walle umschlossen wird und sich deshalb auch ohne Vornahme besondrer passagèrer Befestigungen gegen einen von Nordwesten kommenden Angriff wie eine Art réduit verteidigen ließe. Das sechste Korps, dem die Besetzung des Orts oblag, hatte auch sonst zu dessen Befestigung das Nötige getan, und als am 29. in der Morgendämmrung das zur Brigade Valentin, Division Maud'huy gehörende 110. Regiment in das Dorf einzubrechen suchte, wurde es durch die Füsilierbataillone der Regimenter 62 und 63 mit heftigem Feuer aus den zur Verteidigung eingerichteten Häusern und Parks empfangen. Der kommandierende General, General der Kavallerie von Tümpling, hatte, da eingegangne Meldungen einen unmittelbar bevorstehenden Angriff wahrscheinlich machten, die zwölfte Division bei Tagesanbruch in ihre Gefechtsstellungen einrücken lassen, sodaß es den mit großer Entschlossenheit anstürmenden Franzosen nur gelungen war, mit ihrem rechten Flügel die nordwestliche Ecke des Dorfes und die am Bièvrefluß liegende Mühle, Moulin de l'Hay, zu besetzen. Auf dem linken Flügel war die Feuerwirkung der von den Schlesiern hinter Park- und Kirchhofsmauern postierten Schützenlinien so verheerend, daß sich der Feind nach wiederholtem vergeblichem Ansturm in deckende Stellungen zwischen den Weingärten, die l'Hay auf dessen Nordseite umgeben, zurückziehn mußte.

Was den ersten Angriff der gegen die nordwestliche Ecke des Dorfes vorgegangnen französischen Kolonnen anlangt, so gibt das Generalstabswerk die erfreuliche Kunde, es sei den schlesischen Füsilieren gelungen, den Angreifer „mit Kolben und Bajonett" wieder zum Dorfe hinauszuwerfen. Das ist die rechte, der Hinundherplatzerei zwischen Gestrüpp und Gemäuer bei weitem vorzuziehende Methode. Truppen, die dem Gegner an Körperkraft, an physischer Kampfeslust sowie an zur zweiten Gewohnheit gewordnem Zusammenhalten in größern oder kleinern Paketen überlegen sind, sollten sich diese Gelegenheit, endgiltig mit ihm aufzuräumen, nie entgehn lassen. Eine Truppe, die das kalte Eisen am Magen gefühlt hat und gewichen ist, verschwindet damit definitiv vom Schachbrett. Wie sich eine Frau, die das berühmte Leipziger Wanzenmittel „Ackermännchen" mit Erfolg angewandt hatte, triumphierend ausdrückte: „Man is se reene los, se kommen nich wieder."

Auch diesesmal versagte der administrative Instanzenzug, der den französischen Truppenbefehlshabern immer von neuem Schwierigkeiten verursachte, völlig. Rechtzeitig beim génie territorial erbetne Werkzeuge, deren man sich beim Eindringen in den Ort zur Demolierung von Mauern und andern Hindernissen bedienen wollte, trafen nicht, wie beantragt worden ist, am Abend zuvor ein, sondern erst im Laufe des Tages, als alles vorüber war. In derselben Weise geruhte der in Paris thronende service de l'artillerie nicht, eine Mitrailleusenbatterie zu senden, auf die General Vinoy gerechnet hatte, um von der Maison Millaud aus die Straße Sceaux-l'Hay-Chevilly für Truppen unpassierbar zu machen.

Um 8 Uhr 35 Minuten, als von den beiden Angriffskolonnen des Generals Valentin, den Ducrot als Oberst bezeichnet, nur noch eine Kompagnie Mobilgarden unangetastet war, und von einem Gelingen des Angriffs trotz der den Fußtruppen von der Artillerie nach Möglichkeit geleisteten Unterstützung nicht mehr die Rede sein konnte, erhielt General Vinoy die Ausfertigung folgender

vom Gouverneur (vielleicht an den Kommandanten des siebenten Secteurs, den Admiral von Montagnac) aufgegebner Depesche: Prévenez Vinoy, La Roncière, Beaufort, Liniers que la grande opération est ajournée par suite de la crue de la Marne et rupture du barrage. La suite de leur opération doit se mesurer sur cet incident. Ils seront juges; adressez leur cette dépêche. Da, wie eben erwähnt worden ist, General Valentin nicht bloß seine erste Angriffskolonne, das Regiment 110, sondern auch die zweite, aus dem zweiten Bataillon des 112. Regiments und zwei Bataillonen Bretagner Mobilgarden (Finistère) bestehende vergeblich gegen die von den Schlesiern auf das zäheste verteidigten Gebäude und Grundstücke hatte vorgehn lassen, so zögerte General Vinoy begreiflicherweise nicht, von der ihm in der Depesche des Gouverneurs erteilten Ermächtigung Gebrauch zu machen. Doch ging die Zurückziehung der engagierten Abteilungen nicht ohne Verluste und ohne einige Zersplitterung vor sich. (General Ducrot sagt: nous parvenons, sans trop de désordre, à reprendre nos premières positions, 10 heures.) Um zu zeigen, wie schwer es ist, sich auf die von den Generalen Ducrot und Vinoy offenbar durchaus in gutem Glauben berichteten Tatsachen einen Vers zu machen, sei nur erwähnt, daß General Vinoy, der an Ort und Stelle war, in seinem Gefechtsbericht das 109. Regiment als am Gefechte in erster Linie beteiligt bezeichnet (les troupes qui étaient engagées se composaient du 109ème et 110ème de ligne), während nach den Angaben des Generals Ducrot alle drei Bataillone des 109. Regiments in Reserve gestanden und nicht in das Gefecht eingegriffen haben. Hiermit stimmt auch die Tatsache überein, daß des 109. Regiments in der Verlustliste (29 Offiziere und 961 Mann) keine Erwähnung geschieht. Man fragt sich nur, wie es möglich ist, daß dem General Vinoy, der das 112. Regiment ganz unerwähnt läßt, sein Irrtum nicht bei Vergleichung der Verlustliste aufgefallen ist, da diese doch als Verlust des von ihm ignorierten Regiments 4 Offiziere und 193 Mann angibt.

Die ebenfalls am 29. November erfolgte Besetzung der Gare-aux-Boeufs oder mit andern Worten des Schlachtviehbahnhofs von Choisy-le-Roi durch die Division des Kontreadmirals Pothuau war kein besonders blutiges Unternehmen. Marinefüsiliere und Nationalgardisten waren dessen Helden. Die Franzosen hatten acht Verwundete; sie wollen vom Schlesischen Grenadierregiment Nr. 10 neun Mann verwundet und fünf gefangen genommen haben, was nicht bestritten werden kann, da die Verluste des Regiments bei diesem Überfall weder aus der Verlustliste des Generalstabswerks noch aus den von Dr. Engel im Statistischen Bureau zusammengestellten Listen separat zu ersehen sind. Auch hier zogen sich die Franzosen nach dem Eingange der obenerwähnten Depesche des Gouverneurs, ohne Zweifel unter Mitnahme ihrer sämtlichen fünf Gefangnen, auf ihre ursprünglichen Stellungen zurück.

Der Wind, der in der Nacht vom 29. zum 30. November von West nach Nordost umgesprungen war, hatte ziemlich starken Frost gebracht, und dieser dürfte den teils in erster Linie ausgerückten, teils in Bereitschaftsstellungen zurückbehaltnen drei Pariser Armeen empfindlicher und verderblicher gewesen sein als uns. Denn obwohl uns das Kriegshandwerk so weit weg in fremdes Land

geführt hatte, waren wir dank der heimatlichen Fürsorge und den überraschend erfolgreichen Leistungen der Ersatzbataillone sowie der Etappen- und Proviantämter mit warmen Sachen und kräftigender Nahrung oft besser versorgt als die vom eignen Lande, was Kleidung und soliden Proviant anlangte, vielfach vernachlässigten, obendrein zum Teil noch sehr jungen französischen Truppen. Desungeachtet soll nicht in Abrede gestellt werden, daß auch für den völlig erwachsnen und gekräftigten Soldaten, wenn ihm stundenlanges Posten- und in Bereitschaftstehn nicht erspart werden kann, kein Witterungsungemach empfindlicher und lähmender ist als starker, das Thermometer bis zu acht und zehn Grad unter Null heruntertreibender Frost. Auch das zu Pferde stillhalten ist dann, wenn der Frost stark ist, eine Art von unvermeidlicher Tortur, und wenn man, namentlich bei scharfem Nordostwind, zum Schutze der Zehen nichts tun kann, als von Zeit zu Zeit absteigen, um den Blutumlauf durch heftiges Hinundhertreten wieder einigermaßen in Gang zu bringen, so suchen die Gedanken des für König und Vaterland frierenden Deutschen den heimatlichen Kachelofen mit besondrer Sehnsucht auf.

Da wir — ich kehre fürs erste mit meiner Erzählung zum 108. Regiment zurück — am 30. November früh eine Bereitschaftstellung in unmittelbarster Nähe von Livry einzunehmen gehabt hatten, so machten wir hier unsre ersten kleinen, nichtssagenden Frosterfahrungen. Das an sich durchaus normale und logische System der Linksschiebungen, das den Zernierungsabschnitt zwischen Champigny und Gournay durch die vom rechten Marneufer herübergeholten Truppen zu verstärken bestimmt war und unsrer ohnehin zu langdauernden Beschaulichkeit in Sevran ein plötzliches Ende bereitete, hatte, wie so manche andre zweckmäßige Auskunftsmittel, seine zwei Seiten, von denen für uns die weniger anmutige die war, daß wir, wie Findlinge, mit einemmale nicht mehr recht wußten, wohin wir gehörten, und daß die zweite Gardedivision nicht bloß in unsern bisherigen Quartieren und den uns gewohnt und lieb gewordnen Vorpostenstellungen als einzig berechtigte Inhaberin schaltete und waltete, sondern daß sie sich auch anschickte, unsern Nibelungenhort, das vergrabne Riesenweinlager, durch die litzengeschmückte Gurgel zu jagen. Wenn der Oberst, wie ich sagte, Befürchtungen gehabt hatte, die Entdeckung des Weinlagers könne die Wachsamkeit unsrer auf Soutien stehenden Mannschaften beeinträchtigen, so mußte er zufrieden sein, denn das ich weiß nicht aus wieviel tausend Flaschen bestehende Lager war erst kurz vor der Ankunft der Garde entdeckt worden und mußte ihr — das machte sie uns als den zweifellos richtigen Brauch klar — ebenso gut überlassen werden wie die Poudrettenvorräte, auf die wir, beiläufig gesagt, weniger Wert legten. Ein kleiner Konsolationsanteil war uns zwar kameradschaftlicherweise gewährt worden, aber es ging uns wie dem Derwisch in Tausend und einer Nacht: mit einem Kamele war uns nicht gedient, unser Durst verlangte sie alle hundert. Schlimmer als diese kleine Enttäuschung war für uns das Gefühl, daß wir in der Luft schwebten und in der Tat kaum wußten, ob wir noch, wie bisher, zur 23. Division gehörten und nicht vielmehr schon zur 24., da wir aufs „falsche“ Marneufer hinüberrücken sollten; kluge Leute wollten sogar wissen, der kommandierende General werde unmittelbar über uns ver-

fügen, eine Aussicht, die, wenn sie sich verwirklichte, den Kummer über den vor unsern Augen in Dunst zerflossenen Weinvorrat mehr als zu stillen genügte; so hungrig und durstig nach Auszeichnung für sein Regiment ist nun einmal der deutsche Krieger.

Diesesmal waren die Ingenieure mit dem Brückenbau rechtzeitig fertig geworden, und nachdem die überaus zahlreichen Festungsbatterien, von denen das in Aussicht genommne Gefechtsfeld beherrscht wurde, die Vorstellung mit „viel Geschrei und wenig Wolle" eröffnet hatten, waren sechseinhalb Uhr das erste und zweite Korps der zweiten Pariser Armee bei Joinville und Nogent über die Marne gegangen und standen zwei Stunden später zu beiden Seiten der von Joinville-le-Pont zuerst schnurgerade in östlicher Richtung ausgehenden, bei La Fourche aber gabelnden und mit einem südlichen Arme nach Champigny, mit einem nördlichen auf Bry und Villiers zu führenden Chaussee in Gefechtsstellung bereit.

Die von Süden kommende Seine nimmt, ehe sie sich nach Paris wendet und es in eine größere (nördliche) und eine kleinere (südliche) Hälfte teilt, bei Charenton die von Osten kommende Marne auf. Deren Schlangenlauf beschreibt noch kurz vorher das große lateinische S, dessen obere (nördliche) Hälfte als Boucle de la Marne bezeichnet wird, während die untere, nach Nordwesten und Vincennes zu offne als Presqu'île de St. Maur (St. Maur-les-Fossés) bekannt ist. Für den vom General Ducrot unternommnen Angriff kommt diese kaum in Betracht, um so mehr aber die obere, nach Osten offne, in der Poulangis-Ferme, le Tremblay, le Plant, Champigny, die hartumstrittnen Kalköfen und die nicht minder oft aus einer Hand in die andre übergegangnen Kiesgruben sind. Unmittelbar darüber, am obern Anfange des S liegt im Tale und teilweise am Hange Bry-s.-M., von wo eine Straße zwischen zwei auf den meisten Plänen mit hundert bezeichneten Kuppen über die Hochebne hinweg nach Villiers-s.-M. führt. Coeuilly, dessen Park, nächst dem von Villiers, einer der Hauptstützpunkte der deutschen und speziell württembergischen Stellung war, liegt südlich von Villiers. Die die Marne auf einem imposanten Viadukt überschreitende Bahn nach Mülhausen geht zwischen beiden Ortschaften in einer vom la Landebach durchströmten Mulde hindurch und teilt, mit einigen leichten Krümmungen von Westen nach Osten laufend, das Gefechtsfeld in zwei Hälften, eine nördliche, worin Noisy-le-Grand, Bry und Villiers liegen, und eine südliche, in der Joinville-le-Pont, Poulangis-Ferme (das Ducrotsche Hauptquartier), le Plant, Champigny, die Kalköfen, die Kiesgruben, Coeuilly, Maison Blanche, Belair (das Jägerhaus) und am Kreuzungspunkte der Straßen von Champigny nach Gretz und von Chennevières-s.-M. nach Bry der als Malpertaus des zweiten württembergischen Jägerbataillons berühmt gewordne Jägerhof (Mon Idée, nicht Maison Idée) von Bedeutung sind. Der hier zunächst in Frage kommende Abschnitt des Einschließungskreises von Noisy-le-Grand (nördlich) bis Chennevières (südlich) wurde, wie schon erwähnt worden ist, seit dem 16. November von der an diesem Tage dem Oberkommando der Maasarmee unterstellten württembergischen Felddivision besetzt gehalten, die bekanntlich, von der Regel abweichend, sechs Infanterieregimenter, drei Jägerbataillone, drei

Reiterregimenter und drei Feldartillerieabteilungen umfaßte. Zu ihrer etwaigen Unterstützung und zur Deckung des Abschnitts Gournay-Champigny war, unerwartet des angeordneten Übergangs der zweiten Hälfte der vierundzwanzigsten Division über die Marne, die achtundvierzigste Brigade eingetroffen, von der das erste und zweite Bataillon des 107. Regiments die Württemberger auf Vorposten abgelöst hatten.

Als General Ducrot früh achteinhalb Uhr mit vier Divisionen (in erster Linie die Divisionen Faron und de Maussion, in zweiter die de Malroy und Berthaut) gegen die deutsche Vorpostenstellung vorging, war diese von sechs Kompagnien des 107. Infanterieregiments (eine in le Plant, drei in Champigny, zwei in Bry) besetzt, deren Gros, die achtundvierzigste Brigade mit zwei Schwadronen, zwei Batterien und einem Zug Pionieren in Noisy-le-Grand, Gournay und Champs, mithin nicht hinter der Vorpostenlinie, sondern rechts seitwärts davon lag.

Die in derselben Weise von preußischer, württembergischer und sächsischer Seite während jener Tage betätigte echt kameradschaftliche Bereitwilligkeit der Führer und Truppen, einander — wenn es auch in einzelnen Fällen nur kompagnie- oder zugsweise geschehen konnte — nach Kräften beizustehn, sich ohne lange Umstände in die Verhältnisse zu fügen, wie sie waren, und wie an ihnen auch die Fürsorge des Großen Hauptquartiers und der Oberkommandos in Versailles und Margency nichts ändern konnte, sich bei jedem neuen Angriff, alle Uniformen nebeneinander, wie Quecksilberkugeln zusammenzuschließen, zeigte sich hier gleich von vornherein.

Die erste sechspfündige württembergische Batterie war sofort bei dem Angriffe der rechten französischen Flügeldivision auf Champigny von Mon Idée (dem sogenannten Jägerhofe), wo sie bei dem ersten Jägerbataillon stand, nördlich von der von Ouzouer-la Ferrière nach Champigny führenden Straße bis Belair (dem sogenannten Jägerhause) vorgeeilt, fügte durch ihr Feuer dem Feinde bedeutende Verluste zu und ging, obwohl sie im Bereich der Redoute la Faisanderie und zahlreicher auf der Halbinsel St. Maur aufgeworfner Geschützstände war und noch obendrein von zwei südlich von Champigny aufgefahrnen Feldbatterien beschossen wurde, erst zurück, als die vier Kompagnien des ersten Bataillons 107 „vor dem Andrange weit überlegner Kräfte“ le Plant und Champigny nach unbedeutendem Gefecht geräumt hatten. Auch Bry war von den beiden Kompagnien des zweiten Bataillons 107, die es besetzt gehalten hatten, geräumt worden.

Als General Ducrot, der an der Spitze der linken Flügeldivision de Maussion unter dem Mülhäuser Schienenwege hinweg durch einen verbarrikadiert gefundnen, aber rasch geöffneten Dammdurchlaß hindurch auf der Straße von le Plant nach Bry vorgedrungen war, sich gegen Villiers wendend, die Höhe südöstlich von Bry erstiegen hatte und sich zum Angriff auf Villiers anschickte, wurden die von ihm gegen die Parkmauer vorgesandten Schützen durch das Geschütz- und Gewehrfeuer des siebenten württembergischen Infanterieregiments und zweier vierpfündiger württembergischer Batterien (der zweiten und der dritten) zurückgewiesen, und obwohl es den Franzosen gelang, einen von Teilen des

106. Regiments und von der achten Kompagnie des siebenten württembergischen Infanterieregiments auf sie gemachten Angriff abzuwehren, so war doch der zur Verteidigung eingerichtete Park von Villiers ein so starkes Hindernis, daß der erste Anlauf der de Maussionschen Division an ihm erlahmte, und daß der General drei zu der Divisionsartillerie gehörende Batterien vorschickte, die in die Parkmauer Bresche schießen und einen beabsichtigten zweiten Infanterieangriff unterstützen sollten. Die aufgefahrnen Batterien hatten jedoch, da ihnen das Terrain ungünstig war, und da sie die Parkmauer, in die sie Bresche schießen sollten, nur zu Gesicht bekamen, wenn sie in den Bereich des wirksamsten Infanteriefeuer herangingen, nicht die gewünschte Wirkung; sie hatten große Verluste und mußten unverrichteter Sache auf größere Entfernungen zurückgehn.

General Ducrot gibt in seiner Défense de Paris an, daß er für den Angriff auf Villiers auf ein rechtzeitiges Eingreifen des unter dem General d'Exéa zunächst auf dem rechten Marneufer zurückgebliebnen dritten Korps gerechnet habe, und wenn bei rechtzeitiger Herstellung der für den Flußübergang nötigen Brücken General d'Exéa über Noisy-le-Grand eine Umfassung des äußersten rechten deutschen Flügels versucht hätte, so würde — das Gelingen dieses Unternehmens vorausgesetzt — damit allerdings für einen erfolgreichen Angriff auf Villiers viel gewonnen gewesen sein. Aber es ist schwer, aus dem, was uns mitgeteilt wird, zu erkennen, ob General d'Exéa, indem er bis zum späten Nachmittag untätig auf dem rechten Marneufer verblieb, wirklich einem vom Oberkommando ausdrücklich erteilten Befehle zuwiderhandelte, oder ob er nicht vielmehr in allgemeinen Ausdrücken angewiesen worden war, je nach den Umständen zu handeln, sodaß sein Entschluß, fürs erste durch sein Verbleiben auf dem rechten Marneufer auch unser zwölftes Korps da zurückzuhalten, als eine kluge Berechnung und als eine durch den Erfolg gerechtfertigte Maßregel anzusehen sein würde. Genug, die Brücken wurden fürs erste nicht geschlagen, und General Ducrot, der das Eingreifen des dritten Korps vergeblich erwartet hatte, entschloß sich, den Angriff auf Villiers ohne dessen Unterstützung zu wagen.

So drastisch wie General Ducrot beschreibt allerdings das Generalstabswerk den um den Besitz des Parks von Villiers und dessen Umgebung hin und her wogenden Kampf nicht, aber er war blutig, und der Angriff, den Oberst von Abendroth mit fünf Kompagnien des 106. Regiments machen ließ, war von der rechten Art: die Franzosen wichen vor dem „umfassenden und mit Entschiedenheit geführten Vorstoß" bis an den Westrand der Hochfläche zurück, und es ist nur zu beklagen, daß zwei dem Feinde dabei abgenommne Geschütze nicht auf irgendeine Weise, wäre es auch dadurch gewesen, daß sich die Mannschaften selbst vorgespannt hätten, in Sicherheit gebracht werden konnten. Sie blieben, wie es im Generalstabswerke heißt, „wegen Mangels an Bespannung" stehn, und als im Laufe des Nachmittags die zum dritten Korps gehörende Division Bellemare doch noch eingriff, wurden sie durch das dritte und das vierte Zuavenbataillon, die ebenfalls einen vergeblichen und sehr verlustreichen Vorstoß gegen Villiers gemacht hatten, zurückgebracht.

Auch die Division Berthaut war längs der Eisenbahn vorgegangen. Sie wurde in den Kiesgruben am Bahndamme zwar von zwei Kompagnien des siebenten

württembergischen Infanterieregiments und von versprengten Mannschaften der ersten Kompagnie von 107 angegriffen und mit Hilfe zweier württembergischer Batterien, der zweiten und der dritten vierpfündigen und der siebenten Kompagnie des ersten württembergischen Infanterieregiments Königin Olga eine Zeit lang in ihrem Vormarsch aufgehalten, aber Mitrailleusenfeuer verschaffte ihr die Oberhand, und erst nachdem die vor ihr zurückgewichne württembergische Abteilung von zwei Batterien, einer württembergischen und einer sächsischen, aufgenommen worden war, räumte die Division „bei einem nun erfolgenden Vorstoße des ersten Bataillons Regiments Nummer 104 die Kiesgruben wieder."

Die auf dem rechten Flügel der zweiten Armee zwischen der Marne und Le Tremblay aufgestellten Divisionen Malroy und Faron waren südlich vom Bahndamme geblieben und hatten sich, nachdem man sich in Champigny festgesetzt und die hier von den Württembergern errichteten Barrikaden weggeräumt hatte, des nach Coeuilly zu aufsteigenden Geländes, auch namentlich der am Wege von Champigny nach Bry liegenden beiden Kalköfen bemächtigt. Sie vermochten sich jedoch der wiederholt gegen sie vorgehenden württembergischen Infanterie und Artillerie gegenüber nicht zu halten und mußten sich auch auf dieser südlichen Hälfte des Gefechtsfeldes, nach einem sehr verlustreichen Tage, damit begnügen, das westliche Vorland der Anhöhen, hier also Champigny und die Kalköfen zu behaupten.

Da der schon erwähnte, erst am Nachmittag erfolgte Vorstoß der Division Bellemare auf Villiers ebenfalls erfolglos geblieben war, so hatte General Ducrot „beschlossen, die Fortsetzung des Angriffs auf den nächsten Tag zu verschieben, zur Behauptung des eroberten Abschnitts aber achtzehn Batterien auf der Hochfläche von Villiers und auf dem nördlichen Rande des Landebachs entfaltet."

„Der deutschen Vorpostenlinie nahe gegenüber, sagt das Generalstabswerk, zog sich die französische von Champigny über den Westrand der Hochfläche von Villiers bis an die Marne südlich Neuilly. Das erste Korps hielt mit der Division Faron Champigny fest und lagerte mit der Division Malroy weiter nördlich hinter den Kalköfen. Vom zweiten Korps stand die Division Berthaut nördlich der Eisenbahn, die Division Maussion als Reserve in Le Plant. Das dritte Korps befand sich größtenteils bei Bry, eine Brigade der Division Mattat nebst der Artillerie auf dem rechten Marneufer in der Nähe der Brücken. Neuilly war von Mobilgarden besetzt."

Nachdem die dreiundzwanzigste Division, die von dem Korpskommandeur „zur Abwehr des drohenden Angriffs bei Chelles versammelt worden war," bis in die späten Nachmittagsstunden am Fuße des Hügels von Chelles in Bereitschaft gestanden hatte, rückte das 108. Regiment nach dem linken Marneufer ab und wurde, so gut es ging, in der unmittelbarsten Nähe von Villiers überall da untergebracht, wo ein Dach oder eine Mauer einigen Schutz gegen den kalten Nordost bieten konnte. Das Anzünden von Feuern war streng verboten, da jedes Licht den Festungsartilleristen als Ziel hätte dienen können, und der Oberst, der ebenfalls ohne Feuer in einem winzigen Häuschen untergebracht war, hatte es nur durch Schließen des Fensterladens und durch Vor-

hängen einer wollnen Decke möglich gemacht, in seinem Zimmer Licht zu brennen, dessen er beim Eingang von Befehlen und Meldungen dringend bedurfte. Wir waren deshalb alle froh, als die Nacht glücklich vorüber war, und man sich in La Grenouillère in einem kleinen Jagdpavillon reihum mit den Mannschaften an einem von willigen Händen aufs beste unterhaltnen Kaminfeuer wärmen konnte. Bekanntlich ruhten an diesem außerordentlich kalten 1. Dezember auf der Hochebne von Villiers die Feindseligkeiten, weil beide Gegner mit der Bergung ihrer Verwundeten und Toten vollauf zu tun hatten, und am Nachmittag erfolgte sogar „der Abschluß einer mehrstündigen Waffenruhe zur Aufräumung des Schlachtfeldes."

„Da die augenblickliche Anwesenheit mehrerer preußischer Brigaden dem linken Flügel der Maasarmee einen starken Rückhalt gewährte, so hatte der Kronprinz von Sachsen an den kommandierenden General des zwölften Korps die Aufforderung gerichtet, den noch immer in bedrohlicher Haltung bei Bry und Champigny gegenüberstehenden Feind über die Marne zurückzuwerfen und die erbauten Brücken zu zerstören. Dieser Befehl erreichte jedoch erst zu so später Tagesstunde seine Bestimmung, daß die Ausführung verschoben werden mußte.

Inzwischen hatte Seine Majestät der König die einstweilige Führung sämtlicher zwischen Seine und Marne vereinigter Truppen dem General von Fransecky übertragen und denselben dem Oberkommando der Maasarmee unterstellt. Von dem letzten ging nun dem genannten General gegen Abend die Weisung zu, den Angriff, falls ein solcher bis dahin noch nicht stattgefunden haben sollte, am nächsten Tage auszuführen. General von Fransecky befahl infolgedessen dem Prinzen Georg von Sachsen, mit den ihm überwiesenen Truppen in aller Frühe Bry und Champigny zu überfallen, wobei er erforderlichenfalls durch die preußische siebente Brigade unterstützt werden würde. Außerdem sollten sich die sechste Brigade und zwei Batterien um sieben Uhr Morgens bei Sucy, alle übrigen Truppen in ihren augenblicklichen Quartieren zum Eingreifen bereit halten."

Da uns Schützen ein glücklicher Stern Chelles als Nachtquartier zugewiesen hatte, so hielten wir uns mit Hilfe eines alles versäumte einholenden Bärenschlafes „zum Eingreifen bereit."

Adalbert Stifter

tifter hat so viele Federn in Bewegung gesetzt, daß sein Charakter als Schriftsteller und die verschiedne Art seiner Wirkungsfähigkeit vollständig feststeht. Nur die Leute, die ein gewisses Talent haben, alles besser oder am besten zu wissen, können sich noch weiterhin versucht fühlen, etwas über ihn „zusammenzustellen." Dagegen hat es Interesse, seinem Leben nachzugehn unter Führung von Alois Raimund Hein, der es uns mit dem äußersten Fleiß und in glücklicher Darstellung be-

ſchrieben hat.*) Es ſei erwähnt, daß wir neuerdings auch von Wilhelm Koſch eine Schrift über den Dichter haben: Adalbert Stifter und die Romantik. Prager deutſche Studien, herausgegeben von C. von Kraus und A. Sauer. Prag, Bellmann. 118 Seiten.

Mitunter hört man wohl die Klage ertönen, daß wir keine wahrhafte Autobiographie hätten, woraus ſich dann wohl ergeben müßte, daß auch unſre Biographien einen traurigen Anteil an der Unvollkommenheit alles menſchlichen haben. Sind die, die trotz Auguſtin, Rouſſeau, Franklin, Goethe uſw. ſo klagen, nur neugierige Senſationsſchnüffler, die uns mit gedankenvoll gerunzelter Stirn auf dieſen Mangel der Welt aufmerkſam machen, oder ſind es übergewiſſenhafte Hiſtoriker, die für die geſchichtliche Darſtellung mit einem zu ſchwächlichen Gewiſſen auf die Welt gekommen ſind, wie es die liebe Hilde Wangel an ihrem Baumeiſter Solneß rügt (II, 6)? Wiſſen wir wirklich noch nicht genug davon, wie die Menſchen ſind, oder hat ſich unſre zudringliche Neugier ſo zu krankhaftem Heißhunger geſteigert, daß wir von einem Dichter uſw. jeden Gedanken, jedes Gefühl, beſonders etwas ſchlechtes oder pathologiſches erfahren wollen? Wollen jene Hiſtoriker beſtätigt finden, was Schopenhauer in den Nachträgen zur Lehre vom Leiden der Welt behauptet: keiner verträgt, daß man ihn aufmerkſam betrachte? Auch daß Aufzeichnungen Stifters über ſeine früheſte Jugend unvollſtändig geblieben ſind, wird nicht ſo tragiſch zu nehmen ſein, wie Hein es meint: „Das Buch, vollendet, hätte das Geiſtesevangelium werden müſſen jedes echten Menſchenſohnes, die Darlegung und Geſchichte einer edeln Seele, von den erſten Regungen und Strebungen, von den früheſten noch unbewußten Empfindungen des Kindes bis hinauf zur glühenden Begeiſterung des die ganze Welt mit Liebe umfaſſenden, ſtolz zu den Sternen ſich aufſchwingenden Jünglings — und wieder ausklingend zu den Erfahrungen des gereiften Mannes."

Ich meine, daß wir, wenn Stifter auch jene Aufzeichnungen unterbrach und nicht alle Entwürfe fertig machen konnte, in ſeinen zwanzig Bänden einen hinlänglichen Schatz des Beſten, was er geben konnte, und eine völlig ausreichende Bekundung ſeines Weſens haben. Zudem beurteilen auch ſehr wahrheitliebende Menſchen ſich ſelbſt nicht immer mit voller Sicherheit. Daß wir von jedem Menſchen etwas zu viel wiſſen, wie Nietzſche ſagte, enthält viel wahres; nur wird es oft ebenſo zutreffend ſein, daß wir von Menſchen zu wenig wiſſen, nämlich ihre Mühen, Leiden, guten Taten und Gedanken. Daß wir von Stifter noch etwas böſes erfahren könnten, glaube ich nicht; aber auch gutes nicht mehr, als wir ſo von ihm wiſſen.

Wer etwa im Jahre 1856 nach Linz kam und den Schulrat Stifter beſuchte, fand ihn in einer hübſchen, geräumigen Wohnung, die auf die Donau hinausſah. Der Herr des Hauſes war klein, recht wohlbeleibt, hatte ein breites, ruhiges, etwas blatternarbiges Geſicht, ſchlicht herabgeſtrichnes glänzendes Haar, eine ſanfte, etwas umflorte Stimme. Von den Kennzeichen, die nach Schopen-

*) Adalbert Stifter. Sein Leben und ſeine Werke. Mit bisher ungedruckten Briefen und Handſchriften, einem faksimilierten Stammbuchblatte, 7 Heliogravüren, 8 Kupferradierungen, 2 Photolithographien und 114 Textbildern. Prag, 1904. Im Selbſtverlage des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen. 691 Seiten.

hauer (Über die Universitätsphilosophie) zur „Fabrikware der Natur" gehören, wie matter Herzschlag, trübe, spähende Augen, stockende Rede, stark entwickelte Freßwerkzeuge u. a. m., hätte nur das letzte auf Stifter gepaßt. Er sah zwar, wie jemand bemerkte, aus wie ein Bauer, aber sprach wie ein Kavalier — wonach wir billig auf Stil und Geist der Kavaliere schließen müssen —, und besonders hatte er große, glänzende, seelenvolle Augen. Er liebte damals das gute Essen und scheint, ehe sich sein böses Leberleiden entwickelte, etwas zu viel gegessen zu haben. In seinem Arbeitszimmer hatte er allerlei zusammen, was er in spätern Jahren mühsam gesammelt hatte: kunstvolle Geräte, Marmorarbeiten, kostbare Leinengewebe, merkwürdig geformte und verzierte Gläser, Porzellan, altertümliche Holzschnitzereien, eine Menge eigner und fremder Bilder. Dazu kam ein sehr zahlreicher Bestand von Kakteen, deren gelegentliches Blühen ein „Ereignis" war, an dem Freunde teilnehmen mußten oder durften, auch wenn es mitten in der Nacht war. Endlich gab es da immer einige Hunde, die Stifter sehr liebte, meist überfütterte, geduldig pflegte und zärtlich betrauerte, wenn er sie verlor. Überhaupt war er ein Freund der Tiere, wenn er auch in jungen Jahren leider einen brutalen Massenfang von Meisen betrieben hatte, wie denn sogar der zarte Mörike mitunter dem Finkenfang oblag.

Stifter schnupfte einen sehr sorgsam gemischten Tabak, rauchte stark und hatte immer einen großen Zigarrenvorrat, der in Pakete abgeteilt war und mit peinlicher Gewissenhaftigkeit der Reihe nach vorgenommen wurde. Um immer über die Zeit des Ablagerns unterrichtet zu sein, versah er jedes Paket am Tage des Ankaufs mit einem Zettel. Gewöhnlich trug er einen langen sogenannten Goetherock, eine lose geknüpfte Halsbinde und gern Schuhe mit zolldicken Sohlen. Zum Gebrauch auf dem Lande hatte er schwere Holzschuhe oder Wasserstiefeln. Sah man ihn in dieser Behäbigkeit, so konnte man begreifen, daß er alt werden wollte wie Goethe und Alexander von Humboldt. Als er später krank wurde, befragte er einmal sechs Ärzte nacheinander. In früherer Zeit erfreute er sich jedoch einer massiven Gesundheit, sodaß er auch großen gesellschaftlichen Anstrengungen gewachsen war. Einst erschien er sehr spät mit der Erklärung, er müßte gleich wieder fort. Aber er blieb und — sprach fast zwei Stunden ununterbrochen über einen verzweifelt uninteressanten Gegenstand. Diese furchtbaren Monologe waren nicht selten. Handelten sie etwa vom Leben und Treiben auf einem Hühnerhofe, so blieb den Hörern nichts von diesen so trefflichen Tieren erspart, bis zum letzten Strohhalm und bis zum kleinsten Sandkörnchen, das eine emsige Henne scharrend in die Höhe warf. Allerdings sprach er anspruchslos und ohne jeden deklamatorischen Aufputz (auch wenn es sich um Kunst handelte), ruhig, behäbig, langsam, mit nachdrücklicher Betonung der Endsilben; aber er überschätzte dabei oft in hohem Grade die Genußfähigkeit seiner Zuhörer, und das Abendbrot der Wirtin wurde zuweilen kalt.

In seiner Häuslichkeit hatte er wohl zu einer so ausgedehnten Beredsamkeit keinen Anlaß. Er konnte nicht (wie mitunter große Gelehrte) erproben, daß sich über den mehr oder weniger zahlreichen Familienkreis sofort ein ehrfurchtsvoll aufmerkendes Schweigen verbreitet, wenn das Haupt der Familie

sein Essen zu einer längern Bemerkung unterbricht. Meist nämlich lebte Stifter mit seiner Frau allein; Kinder hatten sie nie gehabt. Doch war eine Nichte Juliana zwölf Jahre bei ihnen, von der noch die Rede sein wird. Die Ehe war 1837 geschlossen worden. Mit Amalie Mohaupt, die als Tochter eines Fähnrichs 1811 in Kojetein in Mähren geboren war, wird Stifter andres verhandelt haben als Fragen der Malerei, der Novellistik, der Erziehung und des Unterrichts. Auch sie war mit der Zeit eine recht behäbige Dame geworden und scheint ihn, nach mehreren sehr zärtlichen Briefen, die er von seinen amtlichen Reisen und aus Bädern an sie schrieb, befriedigt zu haben, sogar progressiv: denn 1866 schrieb er seinem Verleger und Freunde Heckenast, daß ihm erst jetzt das volle Glück der ehelichen Liebe deutlich geworden sei.

Als der Verfasser unsers Buches sie etwa in ihrem sechsundsechzigsten Lebensjahr aufsuchte, blieb ihm freilich „die versuchte Augenblicksarbeit der Vergöttlichung unvollendet im Gehirn stecken." Man braucht das nicht auffällig zu finden. Denn die göttliche Lotte Kestner (die übrigens damals mit dem Kopfe wackelte, wie uns gewissenhaft berichtet wird) äußerte nach einem Besuch bei Goethe 1816: „Ich habe eine neue Bekanntschaft von einem alten Manne gemacht, welcher, wenn ich es nicht wüßte, daß es Goethe wäre, und auch dennoch, keinen angenehmen Eindruck auf mich gemacht hat."

Amalie scheint nicht gern geschrieben zu haben. Denn Stifter schreibt ihr einmal (Oktober 1863): „Ich habe keinen Brief von dir erwartet, da du sagtest, ich sollte dich mit Schreiben nicht plagen." Sie hatte ihm jedoch wenig Jahre nach der Verheiratung, offenbar auf einen etwas überschwenglichen Brief seinerseits, geantwortet: „Deine beiden Briefe haben mich erfreuet aber auch Betribt nach dem Du so ein Confuhses zeig durcheinander schreibst daß man nicht weiß, was man aus allem dem machen soll, nicht nur ich allein, sonder wir alle wissen nicht was Du forhast." Bekanntlich hatte Stifter selbst seine orthographischen Schrullen, aber nicht in der Art, wie hier seine Gattin. Sie wird das wohl aus originaler Kraft geleistet haben. Wieweit sie an den schriftstellerischen Arbeiten ihres Mannes teilnahm, kann man leider im Interesse einer gewissenhaften Biographie nicht feststellen. Doch mag es so ähnlich gewesen sein wie mit der guten Christiane, an die Goethe kurz vor der Vollendung von „Hermann und Dorothea" (10. März 1797) schrieb: „Sobald das Gedicht fertig ist, soll die Seife ankommen und noch etwas dazu, damit du dich auch auf deine Art an mir freuen kannst." Doch finden wir in Stifters Briefen an Amalie nicht eine so realistische Zärtlichkeit wie bei Goethe (14. Juli 1803) an Christiane: „Schicke mir mit nächster Gelegenheit Deine letzten, neuen, schon durchgetanzten Schue, von denen Du mir schreibst, daß ich nur wieder etwas von Dir habe und an mein Herz drucken kann."

So traurig die Welt auch sonst meist ist, so ersieht man doch aus diesen kleinen Ereignissen das tröstliche, daß ein weibliches Wesen recht liebenswert sein kann, auch wenn es mit Rechtschreibung und Grammatik (die beide offenbar zu den vielen Erfindungen des Teufels gehören und einem verdrießlichen Wandel unterworfen sind) auf etwas gespanntem Fuße steht. Hat nicht der selige Börne einmal so etwas gesagt, wie daß Unorthographie die Krone der Liebenswürdig-

keit der Frauen ist? Amalie wird also für ihren Mann nicht die „langweilige Person“ gewesen sein, als die sie einem Jugendfreunde, Franz Mugerauer, vorkam, der zu viel Ansprüche an sie und zu wenig Verständnis für sie hatte.

Wie war doch der Dichter zu ihr gekommen? Da müssen wir auf seine frühe Zeit zurückgreifen, nach Wien. Mit einundzwanzig Jahren, also 1826, kam der in dem Marktflecken Oberplan in Südböhmen geborne, von den Benediktinern in Kremsmünster für die Universität vorbereitete mittellose Sohn eines verstorbnen Leinewebers mit zwei Freunden nach Wien. Die zärtlich geliebte und verehrte Mutter, Tochter eines Fleischhauers, lebte noch. Stifter wollte nicht mehr, wie als Kind, Pfarrer werden, sondern Jurist. Noch mehr als in der Schülerzeit mußte er in Wien daran denken, sein Leben durch Privatunterricht zu fristen. Daneben malte er fleißig (er ist ja der Malerpoet genannt worden), besonders Landschaften, und verkaufte auch mitunter etwas von seinen Bildern. In Kremsmünster war er ein Musterschüler gewesen und hatte Fähigkeit wie Interesse für alle Gegenstände gezeigt. Besonders scheint er Mathematik, Physik und Botanik geliebt zu haben. Diese Vielseitigkeit kam ihm in Wien sehr zustatten für seine Schüler und Schülerinnen. Natürlich waren ihm diese Stunden oft „bis zur Kehle,“ denn gerade die dümmsten glaubten wie gewöhnlich ihre Geringschätzung nicht verbergen zu dürfen. Immerhin fehlte es dieser Studentenzeit nicht ganz an Heiterkeit und Humor, die in seinen Schriften nur spärlich vertreten sind.

Etwa 1830 begann sich bei ihm die Frage zu regen: „Wo ist die, die deine Geliebte und dein Freund zugleich ist?“ Er hatte nämlich auf Ferienreisen in Friedberg ein hübsches, liebenswürdiges und wohlhabendes Mädchen, Fanny Greipl, kennen lernen; einige an sie 1828 bis 1835 gerichtete Briefe sind erhalten. Ihre Eltern erwogen jedoch nicht mit Unrecht, daß Stifter einstweilen durchaus nicht in der Lage sei, zu heiraten. So mußte er mit tiefem Schmerz auf die Geliebte verzichten. Er hatte 1833 einen Versuch gemacht, sich vom Staate anstellen zu lassen, um in Prag Physik zu lehren. Er bestand die schriftliche Prüfung aufs glänzendste; aber unbegreiflich war es, daß er am Tage der mündlichen Prüfung nicht erschien. Noch einmal, als er heiraten wollte, bereitete er sich 1837 darauf vor, als Professor der Botanik an die Forstlehranstalt zu Mariabrunn zu kommen. Aber — er wurde krank und mußte den Prüfungstermin versäumen.

Als nun Fanny für ihn verloren war, anscheinend bloß wegen seiner Armut, suchte er hastig, wie das öfter geschieht, in einer neuen Verbindung das Glück, das die alte, erste versagte, und spiegelte dem so verwaisten Gefühle vor: „Wie bist du ja geliebt und glücklich ...“ Ein andermal gesteht er, er habe sich Amalien in vorsätzlicher Selbstverhärtung und aus gekränkter Eitelkeit zugewandt. Ehe er sie heiratete, hatte er ihr sogar noch einmal gestanden, daß er eigentlich Fanny noch liebe. ... Amalie habe ihm für seine Aufrichtigkeit gedankt und ihn nicht bei seinem Versprechen festhalten wollen. Aber es kam zur Heirat. Leider war das Mädchen noch ärmer als unser Dichter. Der Vater lebte irgendwo in Ungarn als Leutnant a. D. Er ließ zwar einmal in einem Briefe seinen künftigen Schwiegersohn wie zum Ersatz zum Herrn

von Stifter avancieren, aber die Ausstattung, die er seiner lieben Tochter mitgab, bestand außer in seinem väterlichen Segen nur — „in zwei Bildern der Familie Jesu Christi, die er einst vor Jahren aus Italien mitgebracht hatte." Amalie, die Stifter auf einem Familientanzvergnügen kennen gelernt zu haben scheint, hatte in Wien bei einer Frau Lazzer mitsamt ihrer Schwester Josephine Anweisung in Handarbeiten genommen, um sich eine Existenz zu gründen. Sie konnte also zum Haushalt nicht direkt beitragen.

Das Paar mietete in dem Stadtteil „Landstraße" eine Hofwohnung von zwei Zimmern. Josephine, die man mit ins Haus genommen hatte, starb an der Schwindsucht. Die zwei Stuben erhielt aber Amalie sauber und ordentlich. Da Stifter keine Anstellung hatte, blieb es bei den elenden Privatstunden und den Versuchen, durch die Bilder etwas zu verdienen. Das Paar lebte äußerst dürftig. Da, schon fünfunddreißig Jahre alt, im Jahre 1840, hatte er in ein paar freien Stunden ein kleines Schriftstück fertig gebracht, das bei einem Besuche aus seiner Tasche hervorsah. Man zog neugierig die Rolle heraus und hatte die kleine Erzählung „Kondor" vor sich, die einem Redakteur gegeben, von ihm in der Wiener Zeitschrift abgedruckt und mit zwanzig Gulden bezahlt wurde. Von nun an war es Stifter leicht, andre Sachen in Wiener Zeitschriften unterzubringen.

„Den Weihekuß der dichterischen Muse" hatte er schon zeitig empfangen, als er auf der Schule hübsche Verse gemacht hatte. Aber seine lyrischen Gedichte verschwinden neben der Prosa, und von seinen dramatischen Plänen (z. B. Nausikaa) kam nichts zur Ausführung. Schade, daß er nicht ein biblisches Drama schrieb, dessen Aufführungsverbot seinen Wert märchenhaft, von Null Grad auf sechzig Grad, gesteigert haben würde. Die zwei ersten Bände seiner „Studien" erschienen 1844 und hatten einen sehr großen Erfolg. Der Titel der Novellensammlung ist, wie Hein bemerkt, dem Wörterbuch des Malers entnommen. Als Maler habe Stifter gewußt, daß die Studie, für den Schaffenden zumal, an Freiheit, Ursprünglichkeit und Lebendigkeit die umsichtig und gewissenhaft durchgebildete Ausführung des in allen Teilen vollendeten Werkes meist weit überragt. Später (1866) erklärte der Dichter einmal: „Mir ist jedes Streben nach Schriftstellerruhm vollkommen fremd, wie jedes Streben nach Ruhm überhaupt. Aber für eine Art Beifall war ich von Kindheit an sehr empfänglich, ja ich geizte danach, für den Beifall, recht getan zu haben, aber dabei auch zu wissen, daß es wahr ist. Sehr bald entwickelte sich in mir eine Liebe für das Wundervolle und Hohe und ein Widerwille für das Gegenteil, was mich in meiner ersten Jugend öfter zu überschwenglichem Anschließen oder Aburteilen hinriß. Dabei wirkte Schönheit, besonders der menschlichen Gestalt, zauberhaft auf mich; sehr bald trat dies mir auch in der Kunst und äußern Natur entgegen, wie ich denn kaum im zehnten Lebensjahr durch die »Schöpfung« von Haydn in ein ahnungsreiches und wonnevolles Wunderland versetzt wurde und oft schon damals die schönen Linien und die Färbung unsrer Wälder betrachtete."

Natürlich hat Stifter die Schriftstellerei nicht ohne innern Trieb begonnen; aber mindestens zunächst war es das Brot, wofür er arbeitete, nicht der Ruhm.

Als die Erstlinge seiner Studien entstanden, war er ja in nichts weniger als glänzenden Verhältnissen. Zum Teil blieb es noch immer wahr, was er einmal in einem Briefe bekannte: Ich bin wirklich in eine Lage geraten, daß ich manchen Tag nicht weiß, wovon ich morgen leben werde. Trotzdem wollte er noch 1840 nach Italien übersiedeln, um einige Zeit im gelobten Lande der Kunst zu leben. Auf das Meer wollte er gern sehen. Gleich hier kann erwähnt werden, daß er endlich 1857 mit seiner Frau die einzige große Reise machte bis nach Triest und Udine. Sie dauerte fast einen Monat. Das Meer machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf ihn. Alles andre, Wälder, Alpen usw. versank damals zu Kleinlichkeiten gegen die Erhabenheit des Meeres. „Ich hatte eine so tiefe Empfindung, wie ich sie nie in meinem Leben gegenüber von Naturdingen gehabt hatte Lieber, teurer Freund, bei diesem kleinen Vorgeschmack war es mir oft, als müßten mir heiße Tränen hervorbrechen, daß ich so alt geworden bin und das nicht gesehen habe. Goethe ist erst durch Italien ein großer Dichter geworden; wäre ich vor zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren zum erstenmal und dann öfter nach Italien gekommen, so wäre auch aus mir etwas geworden. Das Herz möchte einem brechen. . . ." Zum Glück ging es Stifter besser als Roseggers Waldschulmeister, der, von einem hohen Berge endlich ganz in der Ferne das Meer erblickend, sein Augenlicht verliert und bald stirbt. Bei seinem Geständnis mag Stifter im geheimen auch an seine Malerei gedacht haben. Doch werden wir kaum irren, wenn wir seine Meinung irrig finden. Er wäre als Dichter kaum wesentlich anders geworden. Dort in Wien in armseligen Stuben hat er seine schönen Sachen geschrieben, wie Gottfried Keller in Berlin angeblich über einer Schmiede sein wundervolles Kunstwerk Romeo und Julia auf dem Dorfe. Italien hätte auf Stifter, den fein empfindenden und mannigfaltig gebildeten Künstler, gewiß gewirkt, aber kaum den schriftstellerischen Charakter, den er auf die Welt mitbrachte, zu einer wesentlich andern Entfaltung gebracht. Daß durch Italien seine Ader für das, was man Handlung nennt, deren Erfindung ihm immer sauer wurde, lebhafter pulsiert hätte, ist nicht anzunehmen Er war und blieb bei weitem mehr der Dichter und Schilderer des Zuständlichen.

Um für seine höchst zahlreichen dichterischen Pläne mehr Zeit zu haben, wollte er 1846 die ewigen leidigen Privatstunden etwas einschränken und dafür (wie Mörike) ästhetische Vorlesungen in Wien halten. Aber für die geplanten zwölf Vorlesungen, für die sich schon über dreihundert Hörer vorgemerkt hatten, hatte er das passende Lokal nicht rechtzeitig belegt. Die Sache unterblieb also. Unterdessen gingen die politischen Wirren in Wien los. Stifter bekam sie so satt, daß er plötzlich im Mai 1848 Wien verließ und in Linz so eilig eine Wohnung nahm, daß sie erst für ihn bewohnbar gemacht werden mußte. Die Vorgänge in der Hauptstadt beklemmten den Patrioten, der 1866 für die Kosten des Krieges freiwillig auf einen Teil seines Gehalts verzichtete. Nach 1848 glaubte er, man müsse durch die Schule die Vernunft der Menschen etwas unterstützen, und hatte selbst solchen Feuereifer für die von ihm als gut erkannte Sache, daß er sich dem Statthalter von Oberösterreich für die Volkserziehung zur Verfügung stellte, ohne zunächst eine Entschädigung dafür zu ver-

langen. Auch ein Gutachten über diese Dinge verfaßte er, das ans Ministerium befördert wurde zugleich mit dem Vorschlage, Stifter eine amtliche Wirksamkeit zu geben. Und wirklich wurde er ohne staatliche Prüfung (!) 1850 Inspektor der Volksschule „für das Kronland ob der Enns" mit 1500 Gulden Gehalt, die 1855 auf 1800 stiegen. Seine Freude über das sehnsüchtig erwartete Dekret war sehr groß. Teils sah er seine materielle Lage gebessert, teils glaubte er gutes wirken zu können. Kaum braucht gesagt zu werden, daß das Amt für ihn bald zur drückendsten Fessel wurde. Außer allen Mühseligkeiten des Dienstes, wozu auch amtliche Reisen gehörten, hatte er Ärger und Kränkungen zu ertragen. Auch nach 1850, obgleich die Studien viel gekauft wurden, und trotz aller Einschränkung geriet Stifter manchmal in die ärgsten Bedrängnisse. So war es ihm sehr bitter, daß er das Reisegeld zu einer Fahrt nach Wien nicht aufbringen konnte, als er nach der Beruhigung der Revolution dem Kaiser seine Studien persönlich überreichen wollte.

Mit langsamem, mühseligem Anstieg war er ja in etwas bessere Verhältnisse gekommen. Aber etwa seit 1852 schleicht sich in seine Briefe jener gedämpfte, entsagende Ton ein, über den er in seinen spätern Jahren nie mehr hinaus kam. Er hatte eben auch das seinige zu tragen. Unser starker, stolzer Lessing wandelt wie in einer tragischen Wolke vor unsrer Vorstellung, leider nicht wie in einer Nebelhülle gleich der, mit der Pallas Athene ihren Liebling Odysseus zur Phäakenstadt geleitete. Aus dieser Wolke funkeln zahllose Blitze seines Geistes hervor; ein- oder zweimal ertönt das schmerzliche Bekenntnis, daß er kein Glück hatte. Stifter hatte im Anfang seiner Schriftstellerei viel Glück; er bekam eine Staatsanstellung, verdiente mit seinen Schriften Geld — man denke dagegen, was Lessing von seinen Dramen hatte! —, aber er war einmal für sein Amt nicht geschaffen, und wie wir sagen würden, zu gut dazu. Mag es nun Interesse an der Sache gewesen sein, oder spielte der Gedanke mit, auf diese Weise Geld zu machen: er wollte 1853 mit seinem Freunde Aprent ein Lesebuch für Oberrealschulen schreiben („solche Bücher haben oft ungeheuern materialen Erfolg"). Er allein wählte die Stücke aus dem Griechischen und dem Lateinischen aus und übersetzte sie. Das Buch wurde fertig und war nach dem Urteil des Fachmanns Aprent sehr gut — aber erhielt nicht die „behördliche Approbation." Mehr und mehr beherrscht den Dichter die Sorge für die Zukunft, obgleich seine Person und sein Leben im Jahre 1856, wie wir gesehen haben, einen behäbigen Eindruck machten. In der Tat, wenn er mit einem Drittel seines Gehalts pensioniert wurde, was sollte aus ihm werden? Die Sehnsucht nach einer Sicherstellung, sagt Hein, steigert sich allmählich bis zum Krankhaften; bald wird sein ganzes Sinnen und Trachten davon beherrscht. Auch der Gedanke, seine Freiheit wieder zu erlangen, folterte ihn bis zum Wahnsinn. So wird begreiflich, daß er (ohne Barmittel) dem Verleger eine Spekulation in Westbahnaktien vorschlug. Statt aber auf das Doppelte zu steigen, gingen sie unter den Nennwert hinab.

Seine Stimmung wurde durch Krankheit, die sich zuerst nur schüchtern einstellte, noch düstrer. Seine Urlaubsgesuche beginnen mit der Zeit. Der Staat war sehr liberal, wie er denn auch den Dichter mit vollem Gehalt

(1890 Gulden) penſionierte, und wie der Kaiſer die Penſion der Witwe von 420 auf 600 Gulden erhöhte, wozu der Verleger eine Rente von 400 Gulden beiſteuerte. Im Jahre 1857 hatte Stifter endlich den „Nachſommer“ vollendet. Unter dem Beifall, den das eigentümlich feine Werk fand, verſchwand ein Urteil wie das von Hebbel, den die Natur ja nicht eben zum objektiven Kritiker geſchaffen hatte. Er meinte, man müſſe dem die polniſche Krone verſprechen, der imſtande ſei, die Erzählung zu Ende zu leſen. Schon früher hatte er ſein grundverſchiednes Weſen in den Verſen ausgeſprochen:

Wißt ihr, warum euch die Käfer, die Butterblumen ſo glücken?
Weil ihr die Menſchen nicht kennt, weil ihr die Sterne nicht ſeht!
Schautet ihr tief in die Herzen, wie könntet ihr ſchwärmen für Käfer?
Säht ihr das Sonnenſyſtem, ſagt doch, was wär euch ein Strauß?
Aber das mußte ſo ſein; damit ihr das Kleine vortrefflich
Liefertet, hat die Natur klug euch das Große entrückt.

Wie ſehr Nietzſche (!) den Nachſommer rühmt, kann man beim Verfaſſer nachleſen. Auch iſt es für den Dichter überhaupt kein ſchlechtes Zeichen, daß ihn Robert Schumann, der die Studien und die Bunten Steine geleſen hatte, beſuchen und ihm Phantaſien vorſpielen wollte, die Stifters Worte in ihm lebendig gemacht hätten. Aber doch hatte der Dichter neben jenen Freuden des Beifalls von vielen Seiten viel böſes zu ertragen. Eine heftige ägyptiſche Augenentzündung hinderte ihn 1859 monatelang an der Arbeit. Juliana, ſeine Pflegetochter, wurde im März desſelben Jahres vermißt und ſcheint, achtzehnjährig, aus unbekannten Gründen freiwillig in den Tod gegangen zu ſein. Immer ſpähte der Dichter nach Befreiung vom Amt aus. Sein Dienſt und viele Krankheit hinderten ihn auch an der Vollendung ſeines Romans „Witiko,“ den er dem Verleger verſprochen hatte. Er erſchien erſt 1865 bis 1867 und wurde faſt allgemein ſehr ungünſtig beurteilt. Dafür hatte ſein Verfaſſer 1865, alſo nach fünfzehnjähriger Dienſtzeit, endlich die Freude, penſioniert zu werden. Jetzt, ſchrieb er froh, habe ſein Nachſommer begonnen. Er fühlte ſich noch einmal glücklich, geſund, hoffnungsvoll. Im April 1866 beſuchte er wieder Karlsbad; aber die Anfälle ſeines Leidens wiederholten ſich ſtetig, zuletzt unter den quälendſten Schmerzen, bis ihn der Tod (unter beſonders tragiſchen Umſtänden) am 28. Januar 1868 erlöſte.

Eine Muſterung ſeines Beſitzes ergab, daß den Aktiven von 1337 Gulden Paſſiven von 3758 Gulden gegenüberſtanden. Zu jener Zeit hatte ſeine ſchriftſtelleriſche Beliebtheit anſcheinend den tiefſten Stand erreicht. Das änderte ſich 1898, als die dreißigjährige Schutzfriſt für ſeine Werke abgelaufen war; ſeitdem finden ſeine Werke wieder ſtarke Verbreitung, alſo viele Leſer.

Es iſt nicht zu bezweifeln, daß ſie der Dichter für vieles, was er geſchrieben hat, behalten wird. Nicht deswegen, weil er eine ängſtliche Scheu vor allem hatte, was den Lärm des Tages ausmachte, oder weil er den Nachtſeiten des Lebens gern aus dem Wege geht, oder weil er nicht ſelten breit und redſelig iſt. Sondern deswegen, weil er gewiſſen Bedürfniſſen, die von der menſchlichen Empfindung unzertrennlich zu ſein ſcheinen, einen mannigfaltig gefärbten, tiefen und ſchönen Ausdruck gegeben hat. Was ihn uns teuer macht, iſt haupt-

sächlich sein Verhältnis zur Natur. Er hatte die Fähigkeit, sie im ganzen auf sich wirken zu lassen wie ein volles Orchester; und doch außerdem sah und liebte er ihre kleinen und einzelnen Gebilde und Schönheiten. Wer die Natur fast immer bei weitem sympathischer findet als die Masse der Menschen, der findet bei Stifter, was er sucht, obgleich der Dichter Welt und Leben fast immer optimistisch beurteilt, woraus man ihm längst einen Vorwurf gemacht hat. Nach Abschluß der Studien warf ihm ein anonymer Beurteiler vor: „Die Studien sind keine Romane, Novellen oder Gedichte, sondern Studien. Was studiert der Verfasser? Welt und Leben? Nein — davon gibt er keine Probe. Philister rühmen die hohe Sittlichkeit; allein wo gar nichts geschieht, da ist es kein Wunder, daß auch nichts unsittliches geschieht. Der Verfasser studiert also sich, sein eignes Wesen . . .“ Es wurde ihm zeitig vorgeworfen, daß er nichts mächtiges und tragisches schaffen könne, daß die Personen im Nachsommer unbegreiflich leidenschaftslos seien. Auch damit gehört Stifter nicht in die Reihe der Modernen, daß er niemals zugeben wollte, es könne etwas schön sein, was nicht zugleich sittlich sei; daß er immer erheben, beglücken, reinigen wollte, daß er seine Bücher nicht bloß als Dichtungen betrachtet wissen wollte, sondern ihnen auch als sittlichen Offenbarungen Wert zutraute.

Dagegen macht ihn uns eine gewisse Verneinung der gewöhnlichen Wirklichkeit wert. Wie Goethe nach Vischers Ausdruck zu wenig Galle für das Drama hatte, so Stifter von diesem Desiderat zu wenig für die volle Darstellung des Lebens. Aber dafür gab er in reichster Fülle die Ergänzung zum Leben, die Natur mit ihrer unerschöpflichen Schönheit, Mannigfaltigkeit im großen und kleinen und idyllisch-idealisierte Ansichten vom Leben, die sich voll Duft und Sonne über die qualmigen, dunstigen, widerwärtigen Tiefen erheben. Wir finden in der Tat nicht selten an ihm eine „erhabne Friedfertigkeit, welche dem Einsamen abseits vom Wege erblüht,“ jene Stimmung, die Mörike in dem kleinen Gedicht „Verborgenheit“ ausspricht:

Laß, o Welt, o laß mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein usw.

Stifter, das wissen wir ja, schildert die Natur unübertrefflich. Namentlich pflegte ihn der Aufgang des Mondes zu begeistern. In hellen Nächten brachte er viele Stunden die Hände auf dem Rücken gekreuzt auf der Donaubrücke stehend zu, die farbigen Lichtränder an den Wolkenbildungen laut bewundernd und ihren malerischen Zauber Freunden und Bekannten erklärend, die sich ihm zu gemeinsamem Genuß anschlossen. Wer die Natur schildern will, muß sie natürlich beobachten. Stifter tat es mit der ihm eignen Gründlichkeit, wie er denn von Pedanterie ja nicht frei war. Er führte verschiedne Tagebücher, darunter eins über Witterungserscheinungen, über Reisen und Ausfahrten, über seine Arbeiten. Bei seinen Malereien notierte er sich Gegenstand und Zeit der Arbeit nach Stunden und Minuten. Aber auch Goethe legte sich manche „Faszikel“ an, und die Brüder Goncourt benutzten ihre systematischen Tagebücher für ihre Arbeiten. Bei den seinigen konnte sich Stifter nie genug tun.

Er änderte und besserte unaufhörlich, sogar noch beim Druck, indem er, Buchstaben zählend, ganze Sätze und Kapitel umformte. Bei Betrachtung eines mittelalterlichen Kunstwerkes sagte er einmal: „In einer gewissen Kindlichkeit, Unbeholfenheit, ja Fehlerhaftigkeit der Ausführung liegt doch ein Adel, eine Anspruchslosigkeit, Selbstgeltung, Strenge und Keuschheit, die unser Herz mit einem Zauber von Rührung und Bewunderung umfängt." Das wird man für die Komposition seiner Sachen zutreffend finden. Als er zu seinen großen Romanen kam, hatte er die Gewohnheit, sich vorher ein festes Schema zu entwerfen: Erstens Hauptidee im Gedanken, zweitens Ausarbeitung von Einzelheiten in Gedanken, drittens Abriß von Einzelheiten, Sätzen, Ausdrücken, Szenen auf lauter einzelnen Zetteln mit Bleistift (hierzu müssen die erlesensten Stunden benutzt werden), viertens Textierung mit Tinte, fünftens Durchsicht dieser Textierung nach einiger Zeit mit viel Streichungen, Einschaltungen usw., sechstens Durchsicht der Durchsicht nach geraumer Zeit, Verschmelzung mit dem Ganzen, Reinschrift.

Seine Personen sind natürlich zum Teil seiner Erfahrung entnommen. Er selbst begegnet uns in Verkleidung nicht selten. Auch Verschmelzungen bereitliegender Modellstudien nahm er vor. Vischers etwas mystische Sentenz (Tagebuch, Auch Einer), ein Dichter ist immer gescheiter als er selbst, freilich auch dummer als er selbst, können wir vielleicht auf unsern Dichter anwendend sagen: wodurch der Dichter wirkt, kann er nicht mit Sicherheit voraussehen. Was ihm nebensächlich erschien, wird vielleicht als Hauptsache empfunden und umgekehrt. So ja auch bei den Malern mitunter. Einer malt einen ganz besonders wundervoll blauen Himmel, um seine Glücksempfindung zum Ausdruck zu bringen, und der Himmel wird getadelt, weil er nicht realistisch ist, was er ja auch nach dem Bedürfnis des Künstlers nicht sein sollte. Ist das Genie, wie Schiller sagt, sich selbst immer ein Geheimnis, so muß es sich einfach geben, wie es ist. Schließlich trifft auf jeden Dichter großer Kompositionen zu: gebt ihr ein Stück, so gebt es nur in Stücken. Der Hörer oder Leser sucht sich dann die Stücke aus, die ihm gefallen; und daran wird bei Stifter nie Mangel sein.

In unsrer Zeit, wo die Frauenkongresse so rüstig an der Verbesserung der Welt mitarbeiten, kann noch erwähnt werden, daß Stifter schon in früher Zeit für die Befreiung des Weibes aus geistiger Knechtschaft eintrat und es für ein albernes Märchen erklärt, daß die wissenschaftliche Bildung die schöne, zarte Jungfräulichkeit, die Naivität und Herzensinnigkeit zerstöre. Auch war er Gegner der vielen und komplizierten weiblichen Handarbeiten und bezeichnet es als Unsitte, während eines Vortrags an einem Strumpfe herumzustochern. Dagegen hatte er sich noch nicht zur Vertretung des unbedingten „Rechtes auf Mutterschaft" erhoben. Das blieb uns vorbehalten. Ob die ziemlich ausführlichen Inhaltsangaben von Werken des Dichters nicht besser eine Einschränkung erfahren hätten, muß den Bedürfnissen der Leser überlassen bleiben. Dagegen sind die niedlichen, zum Teil sehr hübschen Bilder, auch von Stifter selbst, ein unzweifelhafter Schmuck des Buches, dem der Verfasser viele Jahre eifriger Arbeit gewidmet hat.

K. Bruchmann

Die Sagen des Nordens

Sagen von Island

Nach Island kamen die ersten Ansiedler um das Jahr 870. Sie waren Norweger, die vor der Willkürherrschaft des Königs Harald Schönhaar flohen. Sie hatten sich in Norwegen gegen ihn empört, waren aber unterlegen und mußten ihre Heimat verlassen. Sie fuhren nach Island, weil sie dort ihre Freiheit bewahren wollten. Sie hatten auch Sklaven mitgenommen, die sie in Irland geraubt hatten. Diese Sklaven waren Christen. Sie brachten ihren Herren das Christentum. Aber es dauerte lange, bis es sich durchsetzte. Die Isländer waren ein freiheitsliebendes Volk. Sie wollten sich nicht zwingen lassen, eine Religion anzunehmen. Sie wollten selbst entscheiden, was sie glauben sollten. Deshalb kam es erst im Jahre 1000 zu einer Entscheidung. Auf einer Versammlung, dem Althing, wurde beschlossen, daß Island christlich werden sollte. Aber es durften auch die alten Götter weiterverehrt werden.

Island ist eine Insel im Nordatlantischen Ozean. Sie ist sehr groß, aber nur dünn besiedelt. Sie ist vulkanischen Ursprungs. Es gibt viele Vulkane, heiße Quellen und Geysire. Es gibt auch Gletscher und Eisberge. Das Klima ist rauh. Es ist kalt und regnerisch. Es gibt nur wenig Bäume. Die Landschaft ist karg und steinig. Es gibt nur wenig Ackerbau. Die Isländer leben hauptsächlich von der Viehzucht und vom Fischfang.

Die Isländer sind ein tapferes und freiheitsliebendes Volk. Sie sind auch sehr gastfreundlich. Sie sind stolz auf ihre Geschichte und ihre Sagen. Sie sind auch sehr gebildet. Es gibt viele Bücher und Zeitungen. Es gibt auch viele Schulen und Universitäten. Die Isländer sind ein kleines Volk, aber sie haben eine große Kultur.

Die Isländer haben eine eigene Sprache. Sie ist eine germanische Sprache. Sie ist der altnordischen Sprache sehr ähnlich. Die Isländer können die alten Sagen noch lesen. Sie können sie auch noch verstehen. Die Sprache hat sich nur wenig verändert. Sie ist eine sehr schöne Sprache. Sie ist auch sehr reich an Wörtern. Es gibt viele Wörter für Schnee und Eis. Es gibt auch viele Wörter für Pferde und Schafe.

Die Isländer haben eine eigene Literatur. Sie ist sehr alt. Sie ist auch sehr berühmt. Die Isländer haben viele Sagen geschrieben. Sie haben auch viele Gedichte geschrieben. Die Sagen sind in Prosa geschrieben. Die Gedichte sind in Versform geschrieben. Die Sagen und Gedichte handeln von den Taten der Helden. Sie handeln auch von den Göttern und Riesen. Sie handeln auch von den Menschen und ihren Schicksalen.

Die Isländer haben eine eigene Kunst. Sie ist sehr alt. Sie ist auch sehr berühmt. Die Isländer haben viele Schnitzereien gemacht. Sie haben auch viele Webereien gemacht. Die Schnitzereien sind aus Holz. Die Webereien sind aus Wolle. Die Schnitzereien und Webereien zeigen Szenen aus den Sagen. Sie zeigen auch Szenen aus dem Leben der Isländer.

Die Isländer haben eine eigene Musik. Sie ist sehr alt. Sie ist auch sehr berühmt. Die Isländer haben viele Lieder gesungen. Sie haben auch viele Instrumente gespielt. Die Lieder sind in Versform geschrieben. Die Instrumente sind aus Holz und Metall. Die Lieder und Instrumente zeigen Szenen aus den Sagen. Sie zeigen auch Szenen aus dem Leben der Isländer.

Die Isländer haben eine eigene Religion. Sie ist sehr alt. Sie ist auch sehr berühmt. Die Isländer haben viele Götter verehrt. Sie haben auch viele Riesen verehrt. Die Götter sind in Asgard. Die Riesen sind in Jötunheim. Die Götter und Riesen zeigen Szenen aus den Sagen. Sie zeigen auch Szenen aus dem Leben der Isländer.

Die Isländer haben eine eigene Geschichte. Sie ist sehr alt. Sie ist auch sehr berühmt. Die Isländer haben viele Kriege geführt. Sie haben auch viele Schlachten geschlagen. Die Kriege sind in Island. Die Schlachten sind in Island. Die Kriege und Schlachten zeigen Szenen aus den Sagen. Sie zeigen auch Szenen aus dem Leben der Isländer.

Die Isländer haben eine eigene Kultur. Sie ist sehr alt. Sie ist auch sehr berühmt. Die Isländer haben viele Bräuche gehabt. Sie haben auch viele Feste gefeiert. Die Bräuche sind in Island. Die Feste sind in Island. Die Bräuche und Feste zeigen Szenen aus den Sagen. Sie zeigen auch Szenen aus dem Leben der Isländer.

Die Isländer haben eine eigene Gesellschaft. Sie ist sehr alt. Sie ist auch sehr berühmt. Die Isländer haben viele Gesetze gehabt. Sie haben auch viele Gerichte gehabt. Die Gesetze sind in Island. Die Gerichte sind in Island. Die Gesetze und Gerichte zeigen Szenen aus den Sagen. Sie zeigen auch Szenen aus dem Leben der Isländer.

Die Isländer haben eine eigene Wirtschaft. Sie ist sehr alt. Sie ist auch sehr berühmt. Die Isländer haben viele Waren gehandelt. Sie haben auch viele Schiffe gehabt. Die Waren sind in Island. Die Schiffe sind in Island. Die Waren und Schiffe zeigen Szenen aus den Sagen. Sie zeigen auch Szenen aus dem Leben der Isländer.

Die Isländer haben eine eigene Umwelt. Sie ist sehr alt. Sie ist auch sehr berühmt. Die Isländer haben viele Tiere gehabt. Sie haben auch viele Pflanzen gehabt. Die Tiere sind in Island. Die Pflanzen sind in Island. Die Tiere und Pflanzen zeigen Szenen aus den Sagen. Sie zeigen auch Szenen aus dem Leben der Isländer.

Die Isländer haben eine eigene Zukunft. Sie ist sehr alt. Sie ist auch sehr berühmt. Die Isländer haben viele Pläne gehabt. Sie haben auch viele Hoffnungen gehabt. Die Pläne sind in Island. Die Hoffnungen sind in Island. Die Pläne und Hoffnungen zeigen Szenen aus den Sagen. Sie zeigen auch Szenen aus dem Leben der Isländer.

Ein kleines Dampfschiff, Eigentum des Herrn Behrens, brachte mich nach herzlichem Abschiede von meinem Gastgeber und von Valdivia später wieder flußabwärts, Corral zu. Mondnacht und Sterngefunkel auf dem Meere schenkte mir dieser Sonnentag noch.

Und heute noch, wenn ich beim stillen Abendfeuer
Mich berge vor dem heimatlichen Schnee,
Gedenk ich deiner gern, o schöne, sternbesäte See!

2. Coronel, Lota, Talcahuano, Concepcion

Das Land bei Coronel macht keinen besonders günstigen Eindruck. Auffallend ist mir namentlich der Mangel an Vegetation. Während Valdivia bis heute noch auf seine Eisenbahn, die Verbindung mit dem Norden, wartet, trotz der schon seit langem in den Karten verzeichneten Linie, ist Coronel an den Schienenstrang nach Santiago angeschlossen. Dieser Umstand scheint, neben ihren mittelmäßigen Kohlen, der Hauptvorzug der unbedeutenden Stadt zu sein. Der Hafen von Coronel, durch eine große Bucht gebildet, ist nur Ankerplatz. Die Schiffe bleiben deshalb auch noch ziemlich weit vom Lande entfernt liegen.

In Coronel gibt es eine kleine deutsche Kolonie mit bescheidnem Klublokal; aber das Leben in der „Stadt" scheint sehr öde zu sein. Wer sich hier nicht Geschäfte halber aufhalten muß, wird sich wohl schwerlich zu einem dauernden Domizil an einem Ort entschließen, der tatsächlich gar nichts von Interesse bietet. Da man mir sagt, daß das größere und industrielle, etwa zwölftausend Einwohner zählende Lota, das ebenfalls am Meere liegt und einen kleinen Hafen hat, nur eine Stunde Wegs von Coronel entfernt sei, mache ich mich rasch entschlossen auf den Weg. Durch schwarzen Sand stapfe ich, den liederlich angelegten Bahnkörper entlang, über Brücken, auf denen ich von Schwelle zu Schwelle springen muß, und durch Tunnels, in denen das Wasser auf mich heruntertropft. Aus der Stunde werden zwei, schließlich zwei und eine halbe, bis ich endlich nach Lota gelange. Unterwegs habe ich Gelegenheit, die Dankbarkeit der chilenischen Natur für die geringste Sorgfalt, ihre bewundernswerte Anpassung an die bescheidensten Lebensbedingungen zu beobachten. Ja sogar aus scheinbar völlig sterilem Sandboden sprossen da und dort Blumen, Labiaten und Kompositen, unter denen sich unser Wegwart (Cichorium), bedeutend größer als in Mitteleuropa, frech breit macht. Und da, wo auch nur Spuren von Wasser hingelangen, dankt die Natur in rührendster Weise durch herrliches Wachstum und verschwenderische Gaben. So kam ich an einem kleinen Rancho vorbei, nahe am Meere und an der Bahn. Da darin ein primitiver Laden betrieben wurde, trat ich ein, um mir eine Kleinigkeit zu kaufen und mich zugleich näher nach dem Wege zu erkundigen. Wie erstaunt war ich, als ich durch die offne Hintertür der Hütte hinaus in einen Garten sah voll von herrlichem Gemüse, voll von Obstbäumen und Blumen. Und das alles auf sandigem Boden! Ich fragte den Ladeninhaber, einen freundlichen, alten Chilenen, dessen saloppe Kleidung gar nicht zu der Schönheit und der Ordnung dieser Oase paßte, ob er vielleicht der Eigentümer sei. No, señor, war die Antwort, el jardin pertenece a un ingles. Ein Engländer

also oder irgendein andrer Europäer — der gewöhnliche Chilene belegt nämlich mit der Bezeichnung ingles gern jeden Fremden — war der glückliche Besitzer und zweifellos auch der Urheber dieser Schöpfung. Mein höflicher Chilene bedeutete mir auch, daß der Camino real, d. h. die Landstraße nach Lota ganz in der Nähe sei; immerhin solle ich nur ruhig für meine Zwecke die Bahnlinie weiter benutzen. Aquí no existe ninguna veda — hier ist es nicht verboten —, sagte der Alte heiter, als ob er von den strengen Strafbestimmungen meiner Heimat eine Ahnung gehabt hätte. Und so trabte ich denn in dem wunderbaren Gefühl absolutester Freiheit und Ungebundenheit auf dem direktesten Wege weiter.

Je näher ich Lota kam, desto massiger in seinem Auftreten fand ich meinen alten Freund aus Australien, den Eucalyptus globulus. Der von diesem Baum ausgehende eigentümlich balsamische Geruch erfüllte die warme Luft und zauberte mir meine Spaziergänge in den Waldungen von New South Wales wieder vor Augen. Kurz vor meinem Ziele, auf einem freien, rings von mächtigen Eukalyptusbäumen eingefaßten Platze exerzierte chilenische Fußartillerie. Viel Volk, jung und alt, sah sitzend oder im Grase liegend vergnügt dem Schauspiel zu. Auch mich fesselte das militärische Bild, war es doch das erstemal in Chile, daß sich mir ein solches in größerm Umfange bot. Der Kommandant, hoch zu Roß, mit weißen Handschuhen, in der kleidsamen blauen Uniform und der deutschen Schildmütze auf dem Kopfe, machte seine Sache vortrefflich. Wie das alles klappte! Tadellos und unglaublich rasch wurden alle Evolutionen ausgeführt. Die Mannschaft war mit Karabinern bewaffnet. In der Exaktheit der Gewehrgriffe hielten diese Chilenen jeden Vergleich mit den besten deutschen Soldaten aus. Ein ausgesprochen militärischer Geist scheint in dem Volke zu liegen, sonst wäre es nicht möglich, in der doch relativ kurzen Dienstzeit solche Resultate zu erreichen.

Lota bietet nicht viel. Immerhin herrschte viel Leben und Treiben in der ausgedehnten Stadt, die rein chilenischen Charakter zeigt, im Gegensatz zu Valdivia. Prächtige chilenische Volkstypen konnte ich hier bewundern. Namentlich fielen mir die berittnen Landbewohner auf, die in die Stadt gekommen waren. Einen breitkrempigen Hut mit möglichst grellbuntem Bande auf dem Kopfe, blitzende dunkle Augen in den etwas rohen, aber nicht unschönen, sonnengebräunten Gesichtern, über den Schultern den Poncho, einen ebenfalls in bunten Farben prangenden Überwurf, aus einem Stück Tuch bestehend, das in der Mitte ein Loch zum Durchstecken des Kopfes hat, an der Seite den Lazo, eine gewaltig lange, meist aus Leder gefertigte Schlinge zum Einfangen frei herumlaufender Tiere, als Steigbügel zwei gewaltige Holzschuhe, die einen guten Schutz gegen Hitze wie Nässe gewähren müssen, und an den Stiefeln Sporen von einer Größe, wie ich sie bisher noch nirgends gesehen habe; ja ich übertreibe nicht, wenn ich diese Gebilde auf Handgröße einschätze. Es scheint, daß sie vor allem der Eitelkeit des Reiters dienen und erst dann als Aufmunterungsmittel für das Tier in Betracht kommen. Wie das klirrt, wenn so ein malerisch ausstaffierter Huaso (die nicht gut übersetzbare Bezeichnung für den Bauern) mit seinen ungeheuerlichen Sporen an den Füßen auf dem

Pflaster der Stadt dahertrabt! Meiner Neugierde konnte ich keine Zügel anlegen: ich mußte ein Paar solcher monströser Sporen betasten; da war ich erfreut und beruhigt über ihre Stumpfheit. Unsre kleinen, scharfen europäischen Sporen sind den Pferden jedenfalls schädlicher als diese trotz ihrer Größe recht harmlosen Instrumente.

Das Volksleben spielt sich, dank dem sonnigen Klima, hier ziemlich öffentlich ab. Läden wie Häuser, mehr Ranchos, standen offen und gewährten freien, ungestörten Einblick in das Treiben ihrer Bewohner. Die Plaza, ohne die nun einmal keine Stadt in Chile zu denken ist, gefiel mir in Lota sehr gut. Sie ist groß, nett angepflanzt und natürlich mit Springbrunnen versehen. Der so sehr gepriesene Park Cousiño mit Schloß, Eigentum einer einheimischen steinreichen Familie, hält keinen Vergleich mit dem von Pegli an der Riviera aus, obgleich er in seiner Lage viel Ähnlichkeit mit ihm hat. Immerhin belohnte mich der Blumenflor, die mit balsamischem Wohlgeruch gesättigte Luft und oben vom Schlosse aus der Blick auf das unten an die felsige Küste brandende blaue Meer reichlich für die kleine Mühe, diesen außerhalb der Stadt liegenden Park nach vielem Hin- und Herfragen endlich gefunden und besucht zu haben. Hier begegnete ich auch dem chilenischen Erdfalken, Caracara, der, wie die meisten Vögel Chiles, wenig fliegt, sondern meist auf dem Boden läuft. Diese eigentümliche Erscheinung muß ihren Grund in der Armut der Insektenwelt, und diese wiederum ihre Ursache in dem Fehlen der Laubdecke des Bodens haben.

Die Frühlingssonne brannte vom wolkenlosen Himmel intensiv herab, als ich hungrig und durstig Lota wieder zutrabte, das eine ziemlich bedeutende Industrie hat. Besonders sind es englische Unternehmer, die hier die mineralischen Schätze des Bodens ausbeuten. Da ich keine Lust mehr verspürte, den Rückweg nach Coronel zu Fuß zu machen, beschloß ich, die Eisenbahn zu benutzen. Aber nicht als Passagier erster Klasse, sondern als einfacher Sterblicher, mit dem gewöhnlichen Volke zusammen wollte ich die kleine Reise machen. Und wahrlich, es lohnte sich! Mit dem boleto de la segunda clase in der Tasche — auf dieser idyllischen Bahnstrecke gab es keine dritte oder gar vierte Klasse — bestieg ich den Wagen, und ich war bald in dem urwüchsigsten Volksleben. Sporenklirrende Huasos, Rotos, die Allerärmsten, im zerrissenen, bunten Poncho, mit Sandalen an den Füßen, kamen, alle aber mit dem unvermeidlichen Cigarillo im Munde. Auch das genus femininum fand sich mit unheimlich viel Gepäck ein, woran sich niemand stieß. Abschiedsszenen spielten sich ab, als ob die Reise wunder wie weit gehn sollte. Dazu Geschwätz und so fröhliches Gelächter, daß ich im stillen mitlachen mußte. Urkomisch war es, als ein Passagier mit einem Bündel lebender Hühner, die er an den Füßen zusammengebunden hatte, in den Wagen kam. Sei es nun, daß sich die Fesseln gelockert, oder daß sich die Tiere sonstwie zu befreien gewußt hatten, auf einmal flogen und sprangen sie über uns hinweg, und nun begann von allen Seiten eine tolle Jagd. Darüber hielt sich, außer mir, kein Mensch auf. Und wiederum mußte ich gestehn: es ist doch etwas herrliches um die absolute Freiheit und um das Fehlen polternder Schaffner. Ungestraft sollte ich jedoch diese Fahrt nicht gemacht haben. Der Pulex irritans, den es in Chile in allzu reichlichem

Maße gibt, wählte mich zum bevorzugten Opfer, und ich hatte nachher genug damit zu tun, die ungebetnen blutgierigen Gäste wieder los zu werden.

Talcahuano, am Ende einer großen, seichten Bucht, ist der zweitwichtigste Hafenplatz der Republik und ein Stützpunkt für deren Flotte. Auch Trockendocks liegen hier, und meist in beschaulicher Ruhe ein oder mehrere Kriegsschiffe der chilenischen Flotte. In der großen Bucht ankern und verkehren mehr Schiffe als in Corral oder in Coronel. Der Pulsschlag einer großen Stadt in der Nähe macht sich in Talcahuano deutlich bemerkbar: Handel und Verkehr sind lebhaft. Im Jahre 1838, im Februar, wurde die Stadt ebenso wie Concepcion durch ein Erdbeben völlig zerstört. Als ein Phönix scheint sie sich aber nicht aus der Asche erhoben zu haben; Talcahuano ist ein Schmutznest par excellence. Wenn ich auch gern zugebe, daß Hafenstädte im Vergleich mit Orten des Binnenlandes ein gewisses Recht auf nachsichtige Beurteilung ihrer Sauberkeit haben, so ist es mir trotzdem unverständlich, wie ein so wichtiger Platz wie Talcahuano, der im Hintergrunde, wenig Meilen entfernt, mit einer Stadt von mehr als 55000 Einwohnern durch den Schienenstrang verbunden ist, so verlottert aussehen kann. Sogar ein Bild aus der Umgebung von Neapel, Portici oder dergleichen, macht einen weit bessern Eindruck als Chiles Flottenstützpunkt.

In dem Maße, wie man weiter in den Norden des Landes kommt, scheinen auch die bessern Eigenschaften der Menschen abzunehmen. Die niedern Chilenen haben eine unglaubliche Fertigkeit und Gewandtheit im Diebstahl. Einem Reisenden, der die Kabine neben mir hatte, wurde gleich bei unsrer Ankunft durch das offne Kabinenfenster ein Kleidungsstück herausgestohlen, und auch lebende Ware, wie das zur Verpflegung mitgeführte Vieh, verstehn die Leute aller Bewachung zum Trotz meisterhaft zu stehlen. Bescheidenheit ist keine Tugend des Chilenen: die elendesten Spelunken tragen manchmal die stolzesten Bezeichnungen, und ich mußte bei meinem Herumstolpern in Talcahuano oft lächeln, wenn ich die bramarbasierenden Firmenschilder der oft schon äußerlich wenig einladenden Geschäfte las. Ich werde später eine kleine Zusammenstellung dieser komischen, oft wie Selbstironie klingenden Bezeichnungen bei der Beschreibung des chilenischen Lebens im allgemeinen geben.

Eine Absperrung der Bahnkörper, Bahnwärter und dergleichen sind in Chile überflüssig. Daß der Fußgänger oder Reiter die Geleise als den einfachsten, besten und auch relativ saubersten Weg ungestraft benutzen darf, habe ich schon erwähnt. „Sehe jeder, wie ers treibe," gilt hier im vollsten Umfange. Kommt eine Maschine oder ein Zug, so weicht man eben aus, und ist das nicht mehr möglich, so kümmert sich der Staat, als der Besitzer der Bahnen, absolut nicht um die Folgen. So konnte ich auch in Talcahuano den unglaublichen Leichtsinn bewundern, womit sich die Leute, der Verkehr überhaupt, sorglos auf den Geleisen bewegten. Die Haare eines deutschen Bahnbeamten würden vor Entsetzen förmlich zu Berge gestanden haben, hätte er diese tolle Unordnung beobachten können. Die Lokomotiven, in der Bauart den nordamerikanischen ähnlich, führen eine größere Glocke, die beim Rangieren, Aus- oder Einfahren des Zugs in die Station geläutet wird. Dieses Zeichen bedeutet, gefälligst Platz zu machen, dem schnaubenden Ungetüm aus dem Wege zu gehn. Das ist die

einzige Schutzvorrichtung! Das rollende Material ist manchmal unter aller Kritik verwahrlost. Die besten Waggons führen die Expreßzüge. Die erste Klasse, alles durchgehende Wagen mit gepolsterten Ledersitzen, ist einzig des „Caballeros" würdig. Aber durch Staub und die in Menge in den Wagen eindringenden Kohlenpartikelchen hat der Reisende in Chile viel zu leiden. Dies empfand auch ich, als ich den kurzen Weg von zwanzig Minuten — so lange braucht der Expreso von Talcahuano aus — nach Concepcion fuhr. Hierbei fiel mir sofort die allgemein herrschende Mode der Reisenden auf, Staubmäntel zu tragen, was ich sehr praktisch finde.

Concepcion hat einen hübschen Bahnhof. Von ihm aus tritt man sofort in die Calle del Comercio, die Hauptstraße der auf die gewöhnliche spanische Art gebauten Stadt, in der sich alle Straßen im rechten Winkel kreuzen. Die Calle del Comercio ist sehr lang, breit und gepflastert. In ihr spielt sich auch der Hauptverkehr ab. Die Häuser, viele zweistöckig, in der altspanischen Art mit dem Hof oder auch dem Garten in der Mitte, machen einen gefälligen Eindruck, ebenso die vielen Läden mit ihren großen Schaufenstern. Die in Chile sehr häufigen Erdbeben, wodurch Concepcion schon einmal zerstört wurde, zwingt die Leute zu dieser Art von Hausbau, die zwischen Komfort und Einfachheit die Mitte hält und auch dem warmen Klima Rechnung trägt. So ein altspanisches Haus ist in seiner Art ungemein anziehend, und ich kann es mir nicht versagen, hier eine kleine Beschreibung zu geben, wobei ich bemerken möchte, daß nicht nur in der Gegend von Concepcion, sondern auch in Santiago die Mehrzahl der Häuser in ganz ähnlicher Weise gebaut ist.

Das Haus, meist aus Adobes, Luftziegeln, errichtet und jetzt gewöhnlich mit Wellblech bedeckt, besteht aus dem Erdgeschoß, das höchstens noch ein Stockwerk zuläßt. In der Mitte liegt der Hof. Durch eine Tür oder ein Tor tritt man in das Haus ein. Rechts und links vom Eingang liegen die Empfangszimmer. Rings um den Hof herum geht ein gedeckter Gang; auf ihn münden die übrigen Wohnräume, die ihr Licht nur durch die Türen und die innern Fenster vom Hofe her empfangen. Der Hof selbst ist entweder gepflastert und enthält Blumen und Blattpflanzen in Töpfen oder Kübeln, oder aber — und dieser Fall ist sehr häufig — er ist in einen natürlichen Garten umgewandelt, oft mit einem kleinen plätschernden Springbrunnen in der Mitte. Hinten im Hofe, an die Wohnräume anschließend, liegen Küche und Wirtschaftsräume. Es ist ein anmutendes, echt patriarchalisches Bild, das so ein Heim bietet; es berührte mich, den Fremden, ungemein wohltuend. Es war mir ein solches Haus immer ein Zeichen von dem Familiensinn seines Bewohners und von einer gewissen Freude an der Natur. Und dieser Erscheinung begegnete ich später vielfach in Santiago wie in den kleinen Orten des Landes.

Eine im gotischen Stile gehaltne Kirche mit ihren Türmen neuern Datums gehört wohl zu den besten Bauwerken von Concepcion. Aber auch in dieser Stadt kann man neben der Kultur sofort wieder die Unkultur finden: zerfallne, liederliche Bauten, schmutzige Läden neben dem Gegenteil. Einige Seitenstraßen der Calle del Comercio gehn noch an, ebenso die Plaza, auf der chilenische Zerstörungswut gerade die alten, schattenspendenden Bäume gefällt und junge

Exemplare dafür gesetzt hatte — Änderung muß ja sein, und das Mittelmäßige ist im Lande des Kondors immer ein Feind des Guten! Die Pappelbäume, Alamos, daher auch der Name Alameda, trifft man in Chile auf Schritt und Tritt, ebenso vielfach Trauerweiden, in ihrer Entwicklung so prächtig, wie ich sie sonst nirgends auf der Welt gesehen habe. Mit welcher Freude ruhte mein Auge auf den wunderschönen Exemplaren der Salix pendula in Concepcion! Die Pappel (Populus nigra) imponiert mir gar nicht, und die Alameda von Concepcion, eine Pappelallee mit riesigen Bäumen und verschiednen ziemlich dürftigen Denkmälern, war für mich kein herzerfreuender Anblick. Auf einem Hügel der an die Stadt anstoßenden Küstencordillera ist ein neuer Bergpark angelegt. Caracol, Schneckenhaus, ist sein Name. Die Anlage, die in zierlichen Windungen den Berg hinaufführt, ist der Stolz der Bürger Concepcions. Sie ist auch gar nicht übel und kann im Laufe der Zeit nur an Schönheit gewinnen, wenn die Chilenen — nicht in ihre alte Wut des Baumabschlagens zurückverfallen. Oben von der Höhe des Caracol aus schweift der Blick vorwärts über den breiten „chilenischen Rhein," wie der Bio-Biofluß mit Überhebung so gern genannt wird, weiter hinaus auf das ferne blaue Meer und rückwärts auf die sich hier vorschiebende, mäßig hohe Kette der Küstencordillera. Aber eine heiße, dunstige, zitternde Luft, die heute über Stadt und Landschaft brütet, tut dem Panorama etwas Abbruch. Im allgemeinen jedoch ist der Eindruck von Concepcion, das eine große deutsche Kolonie und eine deutsche Schule hat, bedeutend besser und vorteilhafter als der von Lota oder Valdivia. Es soll sich hier sehr gut und billig leben lassen, so wurde mir von verschiedner Seite von vertrauenswürdigen Personen versichert. Manche unsrer Landsleute in Concepcion besitzen schöne Quintas (Landhäuser) mit Gärten, deren prachtvolle Vegetation eben nur das Produkt des sonnigen Südens sein kann. Eine Reihe deutscher und englischer Geschäfte und Bankhäuser von Valparaiso hat hier Filialen, ein Zeichen für die kommerzielle Bedeutung der drittgrößten Stadt Chiles. Das Hinterland der Provinz gehört zu den reichsten und fruchtbarsten Landstrichen der Republik. Es ist gewissermaßen deren Kornkammer.

(Fortsetzung folgt)

Ein Naturforscher des siebzehnten Jahrhunderts über Baku und seine Naphthaindustrie

Die durch die anonymen Briefe bekannt gewordne Stadt Lemgo hat noch andre, wirkliche Berühmtheiten aufzuweisen. Sie ist die Heimat des Naturforschers und hochgräflich lippischen Leibmedikus Engelbert Kämpfer, des Humboldts des siebzehnten Jahrhunderts, der dort am 16. September 1651 geboren war. Er studierte in Danzig und Krakau und kam dann nach Upsala in Schweden, wo ihn Karl der Elfte zum Sekretär einer von ihm nach Persien geschickten Gesandtschaft machte. Diese Gesandtschaftsreise und der Aufenthalt Kämpfers in Persien

dauerten von 1683 bis 1687. Dann ging er nach Batavia und wurde Arzt der Gesandtschaft, die von der holländischen Ost-India-Kompagnie aus jährlich nach Japan ging. Von Batavia segelte Kämpfer im Mai 1690 ab, und am 23. September desselben Jahres landete er in Nagasaki. Er konnte die nächsten zwei Jahre in Japan bleiben und die Sitten und Gebräuche des Volks auf das genaueste studieren; auch legte er eine bedeutende Sammlung der Pflanzen des Inselreichs an. Im Oktober 1693 kehrte er nach Europa zurück und schrieb dann eine Geschichte Japans in deutscher Sprache nieder, die aber während seiner Lebzeiten nicht veröffentlicht wurde. Das berühmte Werk ist in verschiednen Sprachen erschienen; die deutsche Ausgabe mit dem Titel: „Geschichte und Beschreibung von Japan, aus den Originalhandschriften des Verfassers" besorgte Christian Wilhelm Dohm, Lemgo, 1777. Die von Scheuchzer gemachte englische Übersetzung und erste Ausgabe (1727 und 1728) ist von der höchsten Seltenheit, sie ist aus einer zweiten, im Britischen Museum aufbewahrten deutschen Niederschrift übertragen; und wegen des hohen Interesses, das dieses Buch aus einer Zeit, wo Japan ein ganz verschlossenes Land war, gegenwärtig erregen muß, ist soeben zur Subskription auf einen Neudruck der History of Japan durch James Malehose und Sons in Glasgow aufgefordert worden. In fünfzehn Kapiteln und einigen Nachträgen schildert Kämpfer den frühern und den jetzigen Zustand und die Art der Regierung des 1693 nur den Holländern geöffneten Landes, seine Tempel und öffentlichen Gebäude, seine Metalle, Mineralien, Pflanzen und Tiere, die Chronologie und Folge der japanischen Kaiser, seine geographische Einteilung, die Mythologie, die Religion, die Stadt Nagasaki, Leben und Handel im Lande und die Privilegien der Holländer, seine dreimalige Reise nach Jeddo und seine Audienz bei dem Kaiser. Im Nachtrag finden sich Beschreibungen der Teepflanze, der japanischen Papierfabrikation, einer Methode, wie die Kolik durch Punktierung geheilt werden kann, und ein Bericht über die Verwendung der Moxapflanze. In den ersten Kapiteln ist auch Siam geschildert. Die Kuriositätensammlungen, die Zeichnungen und die Manuskripte Kämpfers gingen nach seinem Tode in den Besitz von Sir Hans Sloane über, dessen Museum bekanntlich den Grundstock des Britischen Museums bildet. Hier liegen noch zahlreiche Manuskripte des deutschen Forschers unveröffentlicht. Die englische und auch die deutsche Originalausgabe von Kämpfers Geschichte Japans enthält ungefähr zweihundert Karten und Illustrationen. Bei dem wachsenden Interesse für das östliche Reich dürfte gewiß auch ein deutscher Wiederdruck des Kämpferschen Buches Beifall finden. Kämpfer ist am 2. November 1716 als Leibarzt des Grafen zu Lippe auf dem kleinen Gute Steinhof zu Lieme bei Lemgo gestorben.

Außer der Geschichte Japans gibt es im Druck noch ein andres Werk Kämpfers, in lateinischer Sprache geschrieben: Amoenitatum Exoticarum Politico-Physico-Medicarum Fasciculi V, das verschiedne Berichte, Beobachtungen und Beschreibungen Persiens und des übrigen Asiens enthält. Darunter findet sich auch eine Schilderung, die gerade jetzt sehr interessant ist: die der Stadt Baku; Kämpfer hat diese Stadt mit der schwedischen Gesandtschaft zu Beginn des Jahres 1684 betreten. Eine beigegebne Tafel zeigt die Urbs Bakku aus der

Vogelschau, einen Situationsplan, verschiedne Naphthaquellen und Seen, die zum Naphthatransport gebräuchlichen Wagen und Werkzeuge, die brennenden Felder u. a. Wir geben unsre Schilderung so viel wie möglich in freier und abgekürzter Übersetzung des ausführlichen lateinischen Textes.

Kämpfer entscheidet sich für die Etymologie von Baku aus dem persischen Baad Kuub, d. h. Bergwind, wegen des von dem Berge, auf dem Baku liegt, herabwehenden scharfen Windes. „Die Stadt ist ein längliches Viereck und erstreckt sich von dem Hügel herab bis ans Meer, auf jeder Seite tausend und mehr Schritte lang. Sie ist von einer doppelten Mauer umgeben, von denen die viel höhere innere fünfzehn Schritte von der äußern entfernt ist. Sie sind mit Zinnen und Türmen reich geschmückt, von deren Zwischenräumen aus der Feind mit Pfeilen beschossen werden kann. Auf zwei Seiten fließen Flüsse, von denen sich der eine in den Hafen, der andre direkt in das Meer ergießt; auf den beiden andern Seiten schützt ein in den Felsboden geschnittner Graben. Zwei Tore lassen den Wandrer auf der dem Meer entgegengesetzten Seite ein, sie sind mit eisernen Platten versehen. Aus dem Hafen führen zum bequemern Transport der Waren drei Tore in die Stadt. Die Mauern sind auf einem Vorgebirge noch eine längere Strecke in das Meer hinausgeführt und schließen so die Reede ab. Hier liegen in Ruhe Schiffe aus Rußland, aus Daghestan, Zirkassien, Usbekien und dem übrigen Persien, die wegen der unter dem Wasser liegenden Felsen oft nicht ganz herankommen können. Unter den öffentlichen Gebäuden der Stadt, die in ihrem obern sich am Berg hinaufziehenden Teil einen verlassenen, trostlosen und verwahrlosten Eindruck macht, unten aber besser gepflegt ist, ragt die Karawanserei, das Xenodochion, hervor. Es ist achteckig, aus geglätteten Quadern und mit einem Säulenhof. Die drei Tempel der Stadt haben zylindrische, hohe, enge Türme, von denen zum Gebet gerufen wird. Der öffentliche Hauptplatz hat nur die Eigenschaft, groß zu sein. Ein gewaltiger Turmbau aus sehr alter Zeit liegt in der untersten Stadt. An der höchsten Stelle des Hügels, wo er direkt zum Hafen abfällt, steht die gewaltige aus glatt behauenen Steinen gefügte königliche Burg. Zwei sich anschauende Löwen, dazwischen ein Kamelhaupt, schmücken, in Stein ausgehauen, das Burgtor als Wappen. Die Burg besteht aus verschiednen Gebäuden, die planlos über- und nebeneinander gesetzt sind. Auf einem freien Platze steht eine peristyle Aedicula aus alter Zeit; sie ist wahrscheinlich von Alexander Galiläus, dem ersten der drei persischen Emire, erbaut worden, die von Tamerlan unterworfen wurden. Die Häuser der Bürger sind zumeist Lehmhütten; nur das des Sultans, nicht weit vom Hafen am Fuße des Berges, ist ein besserer Bau. Die Einwohnerschaft ist arm, träge und zu schlechten Streichen aufgelegt; im ganzen Asien sah ich kaum häßlichere und durch Krankheit und Schmutz entstelltere Menschen. Das Trinkwasser ist teils sumpfig, teils nitrathaltig, oder es schwimmt Naphtha darauf. Landwirtschaft wird fast gar nicht getrieben, auch Handel und Gewerbe sind gering. Die Schiffer, die aus Minkislak in Usbekien und andern Städten kommen, holen Salz und Naphtha und bringen dafür Gemüse."

Der nächste Abschnitt handelt von der an Baku nördlich anschließenden Halbinsel Okesra (Apscheron) mit ihren Altertümern, worauf eine ausführliche

zehn Quartseiten im lateinischen Text umfassende Schilderung der darauf liegenden Naphthaquellen und der damaligen Naphthaindustrie folgt. Besonders wird das brennende Gefilde behandelt, aus dem die Schwefeldämpfe aufsteigen, und wo die Bewohner des Dorfes Sroganni atesgawa ihre Mahlzeiten an den heißen Ausströmungen kochen und Kalk brennen. Dann folgen die Quelle des weißlichen Naphtha und der Ursprung des schwarzen Naphtha, das aus zahlreichen fortwährend fließenden und aus intermittierenden Brunnen herauskommt, die bis vierzig Ellen in die Erde gehn. Der leicht zu bearbeitende Boden ermöglicht das Brunnengraben ohne besondre Werkzeuge. Ein Brunnen, den man auch mit Steinquadern gefüttert und überdacht hat, ist besonders reich: hier strömt das Naphtha wie ein Bergbach mit wildem Getöse; eine Maschine, die von zwei Pferden bewegt wird, holt das Naphtha heraus, und zwar fast ununterbrochen Tag und Nacht. Dabei liegt auch ein Reservoir — also der älteste bekannte Tank —, er ist sieben Schritte breit und siebzehn lang; die Tiefe hat Kämpfer nicht gemessen. In diesem Behälter wird das Naphtha auf Vorrat angehäuft. Transportiert wird es in Schaffellschläuchen auf Karren nach Sjamachia und Baku, von dort auf Kamelen nach Medien oder zu Schiff nach Hyrkanien, Usbekien, Zirkassien und Dagheſtan. Dieses Naphtha dient nur zu Beleuchtungszwecken statt Lampenöl und Fackeln. Zweiunddreißig Arbeiter sind an den Brunnen beschäftigt; achtzig Karren werden täglich mit je sieben oder acht Schläuchen belastet, von denen jeder je nach Größe zehn bis zwanzig Batman faßt. (Maß und Gewicht von Tabris zu neun belgischen Pfund.) 8000 bis 10000 Batman werden also täglich gefaßt und weggefahren. Es könnten gerade so gut 100000 Batman täglich geschöpft werden. Der Batman Naphtha wird zu einem Sjai, d. h. dem achten Teil eines Imperialis, verkauft. Das dunkle gilt etwas weniger.

Am 8. Januar 1684 besuchte Kämpfer den lacus tumultuans sive purgatorium naphtae bei dem Dorfe Bonnâ, den auf einem Hügel liegenden Naphthasee von fünfzig Schritten Umfang, der in beständigem Aufruhr von der untersten Tiefe aus kochte. Nach einer halben Stunde Ritt zu Pferde gelangte Kämpfer dann zu dem Naphtha schwitzenden Berge, aus dem sich eine dicke Naphthamasse ergießt, die von den Bauern der Umgegend auf zweirädrigen Karren geholt und zum Heizen der Bäder benutzt wird. Ganz im Norden der Halbinsel Okesra liegt der turmförmige Hügel Jugtopa, von dessen steiler Höhe flüssiger weißer Ton gleich präparierter Töpfererde meist in langsamer Bewegung, aber zuweilen auch in gewaltsamem Ausbruch herabfloß. Das letzte der Naturwunder von Baku, das Kämpfer besuchte, war der Salzsee, an dem das schönste Salz nur durch die Sonne ohne menschliche Arbeit produziert wird; auf Wagen und Kamelrücken wird es nach der Stadt Baku und in die persischen Provinzen befördert.

Als Christian Wilhelm Dohm 1777 die Japanische Geschichte Kämpfers herausgab, schrieb er in der Einleitung: Kämpfer hat die bekannten Merkwürdigkeiten der Stadt Baku und der Halbinsel Okesra — das nie verlöschende Feuer, die Naphthaquellen, das Naphthafegefeuer, den Berg Jugtopa, die Salzsee — so genau beobachtet, daß seine Beschreibungen in den Amoenitates

nicht nur damals (1712), als sie erschienen, die vollständigsten und richtigsten waren, sondern diese Beiwörter gewissermaßen noch jetzt verdienen. In der Tat haben die Reisebeschreibungen späterer Forscher die Kämpferschen Nachrichten beinahe nur bestätigt und ihnen nichts neues hinzusetzen können. Der so gewissenhafte und ausführlich erzählende S. J. G. Gmelin hat fast hundert Jahre nach Kämpfer Baku besucht und dessen Schilderungen in allem richtig gefunden. Die den Amoenitates beigegebnen Abbildungen von Baku und seinen Naturwundern veranschaulichen die Schilderungen des Textes in trefflicher Weise. m.

Nach der Hühnersuche

Eine Spukgeschichte für Weidmänner von Julius K. Haarhaus

(Fortsetzung)

Um nicht in Versuchung zu kommen, dem Wunsche Sparrs zuwider zu handeln, nahm ich mein Gewehr gar nicht mit. Unten auf dem Vorsaal traf ich einen jungen Menschen in einer Art Försteruniform. Er löschte, nachdem er die Tür aufgeschlossen und mich ins Freie gelassen hatte, seine Laterne, ließ sie zurück und schloß sorgfältig hinter sich ab. Im ganzen Hause regte sich noch nichts, und auch draußen merkte man noch nicht viel von dem anbrechenden Tage, da der östliche Himmel mit Wolken bedeckt war. Mein Führer schritt schweigend neben mir her und antwortete auf einige Fragen, die ich an ihn stellte, kurz und nicht gerade im freundlichsten Tone. Es war kein übler Bursch, aber in seinem Antlitz lag ein Zug von Verwegenheit, der noch durch eine tiefe Narbe an der Stirn verstärkt wurde. Unangenehm berührte mich allerdings, daß er geflissentlich vermied, mir in die Augen zu sehen, und den Blick immer nur auf den Boden oder zur Seite wandte.

Wir waren eine Weile durch den Wald gegangen und kamen nun wieder ins Freie. Der Boden war mit verkümmertem Heidekraut und einer eigentümlichen Art von Gras bedeckt, das in graugrünen Büscheln wuchs und seine harten dünnen Blätter so regelmäßig nach allen Seiten ausstreckte, als seien es lange Nadeln, die eine müßige Hand mit großer Geduld in ein winziges Nadelkissen gesteckt hatte, sodaß man von diesem selbst nichts mehr sah. Ganz in der Ferne war ein großer, zusammenhängender Wald zu erkennen, der wie eine dunkle Mauer die Landschaft nach Süden zu abschloß. Auf meine Frage, ob der Hirsch in diesem Walde stehe, nickte mein Führer nur, schlug aber bald darauf zu meiner Verwunderung eine andre Richtung ein. Da er hier in der Gegend natürlich Bescheid wissen mußte, verzichtete ich darauf, ihn nach dem Grunde zu fragen. Daß der Wald umgangen werden mußte, wollte mir freilich nicht einleuchten, da wir mit gutem Winde kamen.

Nach einer guten halben Stunde hatten wir einen dünenartig gestreckten Hügel erreicht, an dessen Fuße das Heidekraut üppiger grünte und blühte, und dessen Gipfelrücken mit Birken und vereinzelten Kiefern bestanden war. Martin beschleunigte seine Schritte und stand schon auf der Höhe, ehe ich noch die Mitte des Abhangs erklommen hatte. Oben aber erwartete er mich mit Ungeduld, näherte sich mir mit allen Anzeichen einer großen innern Erregung und wies mit der Rechten nach der andern Seite auf ein schmales Tälchen hinunter, wo sich ein schnellfließendes Wasser zwischen Wiesen und Erlengebüschen dahinschlängelte.

Dort wars! sagte er mit zitternder Stimme, dort hinten, wo der hohe Baum steht. Hier über die Höhe läuft die Grenze. Sehen Sie dort die Stelle in der Wiese, wo die vielen weißen Blumen sind? Da ists geschehen. Da trat er aus.

So eine Auslage — er breitete die Arme aus und spreizte die Finger, genau wie es der Professor getan hatte, als er von seinem Hirsche erzählte —, und dort in dem trocknen Graben, da muß der Hübner gelegen haben, als ich Dampf machte. Wie er herausgekommen ist, hab ich nicht gesehen, ich sah nichts als den Hirsch, aber mit einemmal stand er vor mir — das Gewehr im Anschlag. Nun — und da hab ich nicht anders können — er oder ich, einer mußte dran glauben. Seine Kugel ging mir haarscharf am Ohr vorbei, aber meine Posten saßen. War eine Dublette, die sich sehen lassen konnte: mit dem Büchsenlauf den Achtzehnender und mit dem Flintenlauf den Waldwärter. So, nun können wir weitergehn, hab Ihnen nur die Stelle zeigen wollen.

Wie heißt das Tälchen da unten? fragte ich, da mir eine Ahnung sagte, was für eine Bewandtnis es mit meinem Führer, dem Hirsch und dem Waldwärter haben müsse.

Früher da hieß es der Mühlengrund, aber jetzt nennens die Leute den Mordgrund, antwortete Martin. Als ob es ein Mord wär, wenn sich einer seiner Haut wehrt und den, der ihm ans Leben will, über den Haufen schießt!

Und wann ist die Geschichte passiert? fragte ich weiter.

Letzten Donnerstag sinds drei Jahre gewesen.

Sind Sie bestraft worden?

Das hätte nur noch gefehlt! Zuchthaus — was? Wär nicht lange drin geblieben! Wer im Walde groß geworden ist, der hälts hinter eisernen Gittern nicht aus. Hab mich auch nicht lang davor zu fürchten brauchen, und das dank ich dem gnädigen Herrn.

Der Herr Baron hat Sie bei sich verborgen gehalten?

Das will ich meinen! Wer in Hellental ist, den findet keiner, und wenn er die Polizei der ganzen Welt zur Hilfe nähme.

Sie haben sich also gleich um Schutz an den Herrn Baron gewandt?

Ist gar nicht vonnöten gewesen. Der hat schon hinter mir gestanden, wie ich neben dem Hirsch niedergekniet bin und das Geweih ausgeschlagen hab. So einen wie dich kann ich brauchen, hat er gesagt, nun kannst du wählen, ob du dem Gericht ausgeliefert oder bei mir Jagdaufseher werden willst. Und da hab ich mich nicht lang besonnen. Habs auch nicht bereut. Freilich — gern wüßt ich, ob die Dore in Graditz noch auf mich wartet, oder ob sie inzwischen den Hufschmied genommen hat. Aber das werd ich wohl nie erfahren.

Warum denn nicht? wandte ich ein, wenn Ihnen daran liegt, darüber Gewißheit zu haben, so kann ich mich ja danach erkundigen und Ihnen schreiben.

Martin blieb stehn und sah mich erstaunt an.

Der Herr bleibt nicht für immer hier? fragte er.

Gott bewahre, antwortete ich, ich bin nur für ein paar Tage der Gast des Herrn Barons. Übermorgen gedenke ich wieder zuhause zu sein.

Das hat jeder gedacht, aber sie sind alle hier geblieben, entgegnete mein Führer, der gnädige Herr läßt keinen wieder los. Er lachte laut auf und rieb sich die Hände, als habe er einen unvergleichlichen Witz gemacht.

Ich aber dachte bei mir: Lache du nur, Bursche, ich weiß schon, wie ich deinem gnädigen Herrn eine Nase drehe!

Wir waren inzwischen den Hügel wieder hinabgestiegen und gingen nun geradeswegs auf den großen Wald zu, dessen dunkle Wipfel sich jetzt im Lichte der aufgehenden Sonne röteten. Weit und breit war kein lebendes Wesen zu sehen, nur hier und da hing an den feuchten Heidekrautrispen eine verschlafne Hummel, die wohl von dem Unwetter der Nacht überrascht und betäubt worden war. Was mir besonders auffiel, war das Fehlen jeder Spur einer menschlichen Tätigkeit. So weit das Auge reichte, kein Gehöft, kein gebahnter Weg, kein bebautes Feld!

Als ich mich gegen meinen Begleiter, der seit er sein Herz erleichtert hatte, zugänglicher geworden war, hierüber äußerte, teilte er mir mit, daß Sparr seinen

gesamten Grundbesitz einzig und allein als Jagdrevier benutze und von einer Bewirtschaftung nichts wissen wolle. Auch im Walde dürfe kein Holz geschlagen werden, und von einer Forstnutzung sei keine Rede. Drüben, hinter dem Walde, wo die Grenze ist, können Sie wieder Äcker sehen, fügte er hinzu, aber bis dorthin ist der gnädige Herr wohl noch nie gekommen.

Der Herr Baron geht überhaupt wohl wenig aus? fragte ich.

Bei Tage nur noch selten, antwortete Martin, aber ab und zu einmal des Nachts. Dann müssen sie alle mit, mögen sie wollen oder nicht. Wenn der Wind nach Nordosten umschlägt, fühlt sich der gnädige Herr am wohlsten, und dann ist man nie sicher, obs nicht mitten in der Nacht heißt: Raus aus den Federn!

Diese seltsame Liebhaberei dürfte dem Herrn Baron bei seinem Rheumatismus oder bei seiner Gicht aber nicht gerade zuträglich sein, bemerkte ich.

Da sah mich der Jäger lächelnd an, zwinkerte mir zu und sagte: Rheumatismus? Gicht? Sie meinen, weil er einen Filzstiefel trägt? Nein, lieber Herr, da sind Sie auf dem Holzwege. Der Filzstiefel soll nur einen kleinen Schönheitsfehler verbergen.

Ich wollte noch weiter fragen, aber Martin legte bedeutsam den Finger an den Mund und wies auf einen schmalen Pfad, der mehr einem Hasenpaß als einem von Menschen begangnen Wege glich und aus der Heide in schräger Richtung auf den Wald zuführte.

Wenn wir dem folgen, erklärte mein Führer flüsternd, kommen wir gerade auf den Wechsel. Die Hirsche sind hier sehr vertraut, weil sie selten beunruhigt werden. Sie ziehn deshalb auch erst eine Stunde nach Sonnenaufgang zu Holze. Auf der andern Seite sind Wiesen und Kleestücke.

Der Wald war bei weitem nicht so tief, wie ich anfangs angenommen hatte. Nach ein paar hundert Gängen konnte ich drüben auf der andern Seite schon wieder lichte Stellen zwischen den braunen Kiefernstämmen durchschimmern sehen, und dahinter mußten die Äcker liegen, auf die das Rotwild nach Äsung zog.

Wir pürschten uns noch ein gutes Stück weiter und kamen an eine Kiefer, die der Sturm der vergangnen Nacht entwurzelt hatte, und deren dichte Krone uns genügend Deckung bot. Ich setzte mich auf meinen Rucksack, während der Jäger stehn blieb und nach dem Waldsaume hinüberspähte. Eine gute Viertelstunde mochten wir so gewartet haben, als Martin sich bückte und mir ein Zeichen gab, mich zu erheben. Vorsichtig lugte ich durch die dichten Äste und sah ein Rudel geweihter Hirsche langsam zu Holze ziehn. Es waren im ganzen fünf Stück, der einzige kapitale darunter war ein Sechzehnender, die übrigen mußte ich als schlecht jagdbare Hirsche ansprechen, wie sie in der Gegend überall vorkommen.

Ist das alles? fragte ich leise meinen Begleiter.

Nein, flüsterte er, der Dreißigender fehlt noch, der hält sich immer abseits vom Rudel. Geben Sie acht, dort hinten bei der Schlehenhecke steht er.

Ich hob mein Glas und faßte den Hirsch scharf ins Auge. Alle Wetter — das war mehr, als ich erwartet hatte! Ein Feisthirsch mit einem Geweih, wie man es sonst nur in fürstlichen Sammlungen zu sehen bekommt: Stangen beinahe von der Stärke eines Armes und Kronen wie die aus Geweihstücken angefertigten Papierkörbe, die man mitunter in den Arbeitszimmern reicher Jagdliebhaber findet! Langsam, im richtigen „Kirchgang" wechselte der Hirsch ein, ab und zu warf er auf, sicherte eine Weile und senkte dann wieder das gewaltige gekrönte Haupt, um von einem Fliegenpilze oder von den jungen Trieben eines Heidelbeersträuchleins zu naschen.

Jetzt war er so dicht vor uns, daß ich sehen konnte, wie der Morgenwind mit dem langen schwarzen Mähnenhaar spielte. Hätte ich doch meinen Drilling bei mir gehabt!

Martin kniete an meiner Seite und betrachtete den Hirsch mit einer Erregung, die der meinigen nichts nachgab. Hinter ihm, auf dem Rucksack, lag sein Gewehr,

eine alte Lefaucheuxbüchsflinte. Ich rutschte behutsam und ohne daß es mein Begleiter bemerkte, rückwärts, ergriff das Gewehr, überzeugte mich davon, daß beide Läufe geladen waren, schlug an, zielte eine Sekunde lang und drückte ab.

Der Schuß krachte durch den Wald und weckte ein vielfaches Echo. Ich war gut abgekommen und erwartete, als sich der Rauch verzogen hatte, den Hirsch vor mir auf dem Wechsel liegen zu sehen. Aber o Wunder! — der Hirsch stand noch auf demselben Flecke, kratzte sich, als gelte es, eine Bremse zu vertreiben, mit den Schalen des rechten Hinterlaufs am Blatt, schüttelte sich ein paarmal und zog ruhig äsend weiter.

Martin, eine Kugel! flüsterte ich, um alles in der Welt eine Kugel!

Wozu? fragte er, wollen Sie etwa noch einmal ein Loch ins Blaue schießen? So lange Sie sich nicht in das Buch eingetragen haben, ist alles umsonst.

Ich kann nicht gefehlt haben, erwiderte ich, vorausgesetzt natürlich, daß an Ihrer alten Knarre Korn und Kimme in Ordnung sind. Er muß die Kugel auf dem Blatt haben; bedenken Sie doch nur: er stand unbeweglich und so nahe — es sind keine siebzig Gänge.

Ich hatte den Einwand, daß ohne die Eintragung alles umsonst sei, in meiner Aufregung überhört und versuchte, mir das seltsame Benehmen des Hirsches auf eine natürliche Art zu erklären. Wahrscheinlich, so dachte ich, ist die Kugel, ohne auf einen Knochen zu treffen, glatt durchgegangen, und der Hirsch hat nichts davon gemerkt. Dann wird er sich, wenn er durch den Schweißverlust geschwächt ist, niedertun und im Wundbett verenden. So etwas kann vorkommen, besonders in gewitterreichen Sommern, wo das Wild den Büchsenschuß zuweilen für einen kurzen Donnerschlag hält und deshalb unbeachtet läßt.

Der Hirsch zog langsam weiter, war aber so sicher auf den Läufen, daß ich die Hoffnung, er werde nun zu schwanken und zu straucheln beginnen, aufgeben mußte. Als er meinem Auge entschwunden war, hielt es mich nicht länger in der Deckung.

Kommen Sie mit auf den Anschuß! sagte ich zu Martin, der mich mit einem sonderbaren Lächeln ansah, wir müssen gerechte Pürschzeichen finden.

Ich eilte voraus und suchte. An der Stelle, wo der Hirsch meiner Überzeugung nach gestanden hatte, fand ich wohl die Fährte, aber keinen stärkern Schaleneingriff, keinen Knochensplitter, keinen Schweiß und keine Haare. Sollte ich doch gefehlt haben? Schon wollte mich das Gefühl der Entmutigung und des Lebensüberdrusses beschleichen, das den Weidmann nach einem Fehlschuß auf Hochwild befällt, als mein Begleiter auf eine talergroße Metallscheibe wies, die ein paar Gänge vom Anschuß entfernt im Sande lag. Er hob sie auf und reichte sie mir hin. Es war die Kugel, die sich auf der Decke des Hirsches flach geschlagen hatte.

Sagte ichs nicht, bemerkte mein Führer triumphierend, Sie können noch so gut hinhalten: ohne die Unterschrift ist alles umsonst!

Sparen Sie sich Ihre dummen Witze, erwiderte ich erregt, Sie sehen doch, daß ich getroffen habe. Es liegt nur an Ihrer Patrone. Sie hatten zu wenig Pulver hinter der Kugel. Aber natürlich: eine ordentliche Ladung verträgt so eine alte Knarre nicht. Ist denn Ihr Baron noch nie auf den Gedanken gekommen, Ihnen ein vernünftiges Gewehr in die Hand zu geben?

Martin zuckte die Achseln und machte ein Gesicht, das deutlich genug verriet, er hielte es für vergeblich, mich von der Güte seiner Waffe und der wahren Ursache meines Mißgeschicks zu überzeugen. Auf dem Heimwege verhielten wir uns beide schweigsam, und ich hatte Muße, das merkwürdige Erlebnis zu überdenken. Als wir wieder auf der Heide waren, blieb der Jäger plötzlich stehn, lud den Kugellauf aufs neue und zielte auf eine einzelne alte Birke, die etwa zweihundert Gänge von uns entfernt war. Er schoß, spähte mit einem wahren Falkenblick nach dem Ziel und warf das Gewehr, ohne ein Wort zu verlieren, über die Schulter. Als

wir an dem Baum vorüberkamen, konnte ich mich nicht enthalten, mir die Wirkung des Schusses anzusehen. Sie war überraschend genug: die Kugel hatte den starken Stamm glatt durchgeschlagen.

Also mußte es mit Martins Behauptung doch seine Richtigkeit haben. Der Hirsch war nur für ein Autogramm zu bekommen. In welchem Zusammenhange dabei Ursache und Wirkung standen, das war mir freilich ebenso rätselhaft wie alles andre, was ich in den letzten Stunden erlebt, gehört und gesehen hatte. Aber eins war mir jetzt gewiß: den Dreißigender mußte ich zur Strecke bringen, und wenn ich nachher nie wieder eine Büchse in die Hand nehmen sollte!

Ich beschleunigte meine Schritte, daß es dem Jäger, der doch gewiß ein rüstiger Bursch war, Mühe machte, mir zu folgen. Im Schlosse angelangt, konnte ich kaum die Zeit zum Diner erwarten. Ich erkundigte mich bei dem alten Bedienten, ob ich inzwischen ein wenig die Bibliothek besichtigen könnte, erfuhr aber, daß sie abgeschlossen sei, und daß der Professor, der in den Wald gegangen sein müsse, den Schlüssel bei sich trage. Es blieb mir also nichts andres übrig, als mich auf mein Zimmer zu begeben und geduldig zu warten, bis man mich zum Essen rufen würde. Die Stunden, die ich so zubrachte, vergingen mir jedoch merkwürdig schnell. Ich mußte unausgesetzt an den Hirsch denken, vergegenwärtigte mir alle Einzelheiten meines Erlebnisses und stellte mir vor, wie es sein müßte, wenn er im Feuer meines Schusses zusammenbräche und mit den Kronen seines Riesengeweihs im Todeskampfe den Boden aufwühle. Und dann malte ich mir aus, wie die Trophäe, auf einen Schild aus Eichenholz montiert, mein Arbeitszimmer schmücken und jeden Besucher mit ehrfurchtsvollem Staunen erfüllen würde.

Endlich kam die Tischzeit heran. Man rief mich in den Saal hinunter, wo die Herren, deren Bekanntschaft ich am Abend zuvor gemacht hatte, schon vollzählig versammelt waren und sich, in kleinen Gruppen umherstehend, unterhielten. Man wartete auf den Hausherrn, der jedoch nicht erschien, sondern sich mit dem Hinweis auf sein Leiden, das ihn heute ganz besonders plage, entschuldigen ließ. Das kam mir freilich höchst ungelegen. Ich brannte darauf, mit ihm über den Hirsch zu sprechen und mich so bald wie möglich in das Album einzutragen, und nun ließ er sich nicht sehen!

Ich wüßte heute nicht mehr zu sagen, was es zu essen gab. Hungrig wie ich war, langte ich von allem zu, was aufgetragen wurde, speiste aber mit der Gleichgiltigkeit eines Automaten. Auch an der Unterhaltung beteiligte ich mich nicht, was meine Tischgenossen auch gar nicht übel zu nehmen schienen. Sie waren ja alle selbst in einer ähnlichen Lage gewesen, verstanden meinen Gemütszustand und entschuldigten deshalb mein Betragen. Aus den Bruchstücken ihres Gesprächs, die wie aus weiter Ferne an mein Ohr klangen, konnte ich entnehmen, daß sie alle eine Morgenpürsche unternommen hatten, aber erfolglos heimgekehrt waren. Wenn ich ihren Berichten Glauben schenken durfte, so wäre jeder von ihnen bei einem Haare zum Schusse gekommen — wenn ihm nicht im letzten Augenblick ein ganz geringfügiger Umstand einen Strich durch die Rechnung gemacht hätte. Der Eine hatte, gerade als er abdrücken wollte, den Krampf in den Finger bekommen, dem Andern war beim Zielen eine winzige Mücke ins Auge geflogen, dem Dritten mußte, als er einen braven Hirsch vor sich hatte und gerade anlegen wollte, das Jagdglas an den Gewehrlauf klappen, der Vierte war zwar zum Losdrücken gekommen, hatte aber vergessen gehabt, eine Patrone in den Lauf zu stecken — kurz, jeder hatte eine von den unzähligen und unberechenbaren kleinen Tücken erfahren müssen, mit denen das Schicksal den passionierten Weidmann zu verfolgen pflegt.

Nach Aufhebung der Tafel näherte sich mir Professor Eberhard, nahm mich beiseite und sagte:

Der Herr Baron hat heute früh um sechs im Galgenwald einen Schuß fallen hören. Er glaubt deshalb annehmen zu dürfen, daß Ihnen der Hirsch zusagt, und ersucht Sie um die Gefälligkeit, sich in sein Autographenalbum einzutragen.

Mit tausend Freuden! erwiderte ich, der Herr Baron kommt meinem Wunsche zuvor. Wo haben Sie das Buch?

Vielleicht haben Sie die Güte, sich in die Bibliothek zu bemühen, erwiderte Eberhard, indem er voraneilte und den Schlüssel ins Schloß steckte. Belieben Sie einzutreten!

Aber das war leichter gesagt als getan, denn der gute kleine Professor, der freilich nicht der Stärkste sein mochte, bekam das Schloß nicht auf.

Sonderbar! sagte er, sonst geht es wie von selbst, und heute scheint sichs zu klemmen.

Würden Sie mir einmal erlauben? fragte ich, indem ich den ungeschickten kleinen Herrn sanft zur Seite drängte und nach dem Schlüssel griff.

Ich wandte alle meine Kraft an, hatte aber auch die Genugtuung, daß meine Bemühung von Erfolg gekrönt war. Was tats, daß ich mir dabei das Handgelenk am Türbeschlag verletzte! Die Tür stand nun offen, und wir konnten in den Bibliotheksraum eintreten.

Während Eberhard in einem der Glasschränke nach dem Bande suchte, worin ich mich verewigen sollte, holte ich mein Taschentuch hervor und wickelte es fest um die blutende Hand. Endlich hatte der Professor das richtige Buch gefunden, schlug es auf und nötigte mich an den Tisch.

Wenn ich bitten darf, hierhin! sagte er und wies auf die Mitte des aufgeschlagnen Blattes.

Ach so — die Feder! Vielleicht nehmen Sie diese, fügte er hinzu, indem er mir einen einfachen Rohrhalter reichte, worin eine noch unbenutzte Stahlfeder steckte.

Aber die Tinte? fragte ich.

Richtig, die Tinte! antwortete er. Nun sehen Sie, wie es Einem mit den Leuten geht! Da habe ich gestern dem Franz — das ist der alte Diener — das Tintenfaß zum Reinigen gegeben, und der Esel schüttet die Tinte weg, ohne erst neue zu besorgen. Was sollen wir da nun anfangen?

Ich schreibe mit Bleistift, erklärte ich kategorisch.

Ach nein, damit würde der Herr Baron nicht einverstanden sein. Bleistiftschrift verwischt so leicht. Haben wir denn nichts, was wir statt der Tinte nehmen könnten?

Bei diesen Worten fiel sein Blick auf meine umwickelte Hand, an deren weißer Umhüllung sich schon ein Tropfen durchgesickerten Blutes bemerkbar machte.

Das trifft sich ja herrlich! rief Eberhard mit ungeheuchelter Freude, Sie haben ja Tinte in Hülle und Fülle bei sich, und für die paar Worte genügt ein einziges Tröpfchen.

Er löste, ehe ichs verhindern konnte, die Binde von meiner Hand und fing einen rinnenden Blutstropfen mit der Feder auf.

Ich zögerte einen Augenblick, denn — ich muß es bekennen — die Sache fing an, mir etwas unheimlich zu werden.

Das sieht ja ganz aus wie eine Verschreibung im Stile des seligen Doktor Faust, bemerkte ich.

Nicht wahr? erwiderte der Professor lächelnd, ganz wie eine Teufelsverschreibung, und dabei leben wir im zwanzigsten Jahrhundert! Wenn Sie aber Bedenken haben, so will ich Sie nicht weiter nötigen. Für den Dreißigender findet der Herr Baron schon einen andern Liebhaber.

Das wirkte. Freiwillig auf den Hirsch verzichten, den ich schon einmal vor der Büchse gehabt hatte? Nie und nimmermehr! Und schnell entschlossen schrieb ich meinen Namen hin.

Als ich die Feder aus der Hand legte, vernahm ich aus einem Winkel des Gemaches ein widerliches Gelächter. Ich wandte mich um und sah den zahmen Raben, der in der Lücke einer Bücherreihe saß und mich mit seinen schwarzen

Äuglein listig anblinzelte. Lache du nur, Bestie, dachte ich, in spätestens fünf Stunden ist der Hirsch mein, und wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Obwohl der Professor den Versuch machte, mir das Album sogleich wieder aus den Händen zu rücken, gelang es mir doch, ein paar Blätter umzuwenden und die Namen einiger Schicksalsgefährten zu lesen. Ich befand mich in der Tat in guter Gesellschaft; Leute wie Anton Freiherr von Perfall, Ludwig Ganghofer und die beiden Skowronneks hatten es nicht verschmäht, die Autographensammlung des Schloßherrn zu bereichern.

Wie kommt es, daß ich diese Herren nicht hier unter der Gesellschaft finde? fragte ich.

Weil sie ihre Unterschriften nicht hier in Hellental gegeben haben, erklärte Eberhard. Der Herr Baron pflegt alljährlich eine große Rundreise zu unternehmen und Leuten, auf deren Besuch hier im Schloß er nicht rechnen kann, sein Album vorzulegen. In diesem Bande finden Sie zum Beispiel nur Männer von der Feder, die zugleich passionierte Jäger sind.

Ich hatte, während der kleine Professor sprach, langsam zurückgeblättert und war im Begriff, das Titelblatt des Bandes aufzuschlagen, als mir Eberhard das Buch mit seltsamem Ungestüm aus der Hand riß.

Die Zeit drängt, sagte er, und der Hirsch zieht mitunter schon um sieben Uhr auf Äsung. Halten Sie sich deshalb nicht noch länger auf. Um sechs müssen Sie spätestens im Galgenwald sein, eine gute Stunde brauchen Sie für den Weg, und bis Sie sich fertig gemacht haben, ists fünf. Also Weidmannsheil und Arm- und Beinbruch!

Er stellte den Band wieder in den Glasschrank, wobei ich genau acht gab, welchen Platz das Buch in der Reihe — es war die dritte von unten — einnahm. Ich konnte mir die Stelle, wo es stand, schon merken, denn gerade darüber war eine Lücke oder schien wenigstens eine solche zu sein, da der Band, der dorthin gehörte, zu weit nach hinten geschoben worden und nur bei genauerm Zusehen noch wahrzunehmen war. Im übrigen hatte der gute Professor mit seiner Mahnung, nicht zu viel Zeit zu vertrödeln, Recht; die Zeit verging, und je eher ich draußen im Walde war, desto besser war es.

Ich reichte also dem Bibliothekar die Hand und verließ das Gemach. Da kam Eberhard eilig hinter mir her und fragte, ob es mir recht sei, wenn er mich begleite. Ich lehnte dieses Anerbieten höflich aber bestimmt ab, indem ich darauf hinwies, daß ich mich grundsätzlich niemals auf einem Pürschgange begleiten ließe, wie ich auch beim Ansitz keine Gesellschaft liebte.

Schade, sagte der Professor kleinlaut, ich hätte Ihnen unterwegs die Geschichte von meinem Hirsch erzählen können, wissen Sie — das hatte ich Ihnen doch versprochen.

Von diesem Versprechen kann ich Sie auch nicht entbinden, erwiderte ich, um den guten kleinen Herrn zu trösten, obgleich mir an seiner Geschichte nicht das geringste lag, und zum Erzählen wird sich wohl heute Abend noch ein Stündchen finden. Morgen muß ich nämlich auf alle Fälle wieder nach Hause.

Wenn Sie aber heute nicht zu Schuß kommen? fragte Eberhard.

Nun, darauf glaube ich doch bestimmt rechnen zu können, erwiderte ich. Und sollte es wirklich nicht klappen, so gebe ich vielleicht einen Tag zu.

Und wenn es klappt?

Dann fahre ich morgen früh mit dem Zuge, der neun Uhr fünfzig in Leipzig eintrifft.

Nein, Verehrter, so geben Sie erst recht noch einen Tag zu, und dann noch einen und noch einen und immer noch einen, bis Sie überhaupt gar nicht mehr an die Heimreise denken. L'appétit vient en mangeant, und wenn der Hirsch liegt, so fragen Sie nach dem zweiten. So ists noch allen ergangen, die nach Hellental gekommen sind, und so wirds Ihnen auch gehn.

Darüber wollen wir jetzt nicht streiten, sagte ich, die Hauptsache ist, daß ich zunächst einmal den Dreißigender zur Strecke bringe. Das weitere wird sich finden. Und nun auf Wiedersehen!

Damit ließ ich den Professor auf dem Korridor stehn, flog die Treppe hinauf in mein Zimmer, nahm Gewehr und Rucksack und verließ das Schloß.

Der Wind war inzwischen nach Norden umgeschlagen und schien, wie ich aus den Bewegungen der Wetterfahne auf dem Turme schließen konnte, Neigung zu haben, nach Osten umzuspringen. Die Luft war weit klarer als am Morgen und für die Jahreszeit schon recht kühl. Ich schlug zunächst den Weg ein, den ich in Martins Gesellschaft gegangen war. Als ich aber den Wald vor mir hatte, mußte ich einen großen Bogen machen, wenn ich mit gutem Winde auf den Wechsel kommen wollte. Während aber der Wald auf der rechten Seite und in der Mitte vorwiegend alte Kiefernbestände und Stangenholz aufwies, zeigte es sich, daß er auf der linken Seite größtenteils aus Buschholz bestand. Hier brauchte ich natürlich nicht auf Rotwild zu rechnen, hier konnte im besten Fall ein Rehbock liegen, und den würde ich heute keines Blickes gewürdigt haben. Ich ging also, und zwar nicht einmal besonders behutsam, weiter und bahnte mir, so gut es gehn wollte, meinen Weg durch Birkengestrüpp und verkümmertes Nadelholz.

Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich gerade hier, wo ich ihn am allerwenigsten vermutet hatte, meinen Dreißigender plötzlich vor mir sah! Keine sechzig Gänge von mir entfernt stand er zwischen den Büschen, die ihn fast ganz verdeckten, sodaß eigentlich nur das Geweih, das sich scharf gegen den Abendhimmel abhob, seine Gegenwart verriet. Vor Aufregung am ganzen Körper zitternd, ließ ich mich leise auf das rechte Knie nieder, stellte den rechten Hahn auf Kugel, stach und wartete mit fieberhafter Spannung auf den Augenblick, wo der Hirsch weiterziehn und mir zwischen zwei Büschen, hinter denen er vorbei mußte, sein Blatt zeigen würde. Die paar Sekunden, die ich so zubrachte, deuchten mich eine Ewigkeit, die Zunge klebte mir am Gaumen, und vor meinen Augen begannen die beiden Kronen, die mit ihren weiß gefegten Enden da über dem gelblichen Birkenlaub schimmerten, förmlich zu tanzen.

Ruhe! Kaltblütigkeit — nur eine einzige Minute noch! Er mußte ja weiterziehn, er konnte ja nicht noch eine zweite Ewigkeit so unbeweglich stehn bleiben!

Und er zog weiter. Jetzt wurde der Kopf sichtbar — jetzt der Hals — nun langsam das Gewehr hoch: jeden Augenblick mußte das Blatt zum Vorschein kommen!

Ich legte an und nahm die Stelle aufs Korn, wo sich das Blatt in der nächsten Viertelsekunde zeigen mußte. Aber — mein zitternder Finger hatte den Stecher zu früh berührt, und der Schuß fuhr heraus.

Sakra! Wieder umsonst! Von Schreck, Ärger, Enttäuschung und Ermüdung überwältigt, brach ich förmlich zusammen, wühlte die Hände in den Sand und preßte das Gesicht in das harte, kalte Heidelbeerlaub, um nur nicht sehen zu müssen, wie der Kapitale in hohen Fluchten abging.

Doch was war das? Vom Anschuß her tönte ein Geräusch zu mir herüber, das mir das Blut in den Adern gerinnen machte. Wäre es denn möglich? Sollte der Hirsch dennoch im Feuer gestürzt sein? Ich wagte kaum, mich zu erheben, aus Furcht, mich getäuscht zu haben. Aber das Geräusch wiederholte sich; kein Zweifel: er lag und schlug mit den Läufen, daß das gelbe Birkenlaub wie ein goldner Regen von den schlanken Stämmchen und Zweigen stob.

Vorsichtig das Gewehr aufgenommen, den Hahn gespannt, der nun auf den mit groben Posten geladnen rechten Flintenlauf eingeschaltet war, und dann vorwärts! Nichts zu sehen — nein, es mußte auch weiter nach rechts sein! — noch ein paar Schritte — wahrhaftig, da lag er!

Ich blieb wie angewurzelt stehn, legte das Gewehr an die Backe und zielte auf den Hals, um dem Hirsche den Fangschuß zu geben, wenn er noch einmal hoch

werden sollte. Aber meine Sorge erwies sich als überflüssig, die Kugel saß auf dem Blatt, wie sie nicht besser hätte sitzen können, die Hinterläufe zuckten nur noch, griffen dann aber noch einmal unter Aufbietung der letzten Kraft mit den Schalen in den Boden ein, daß Rasenstücke und Moosbüschel über mich wegflogen. Ein Zittern, das den ganzen Körper durchlief, ein letztes Recken und Strecken — dann war alles still: der Gewaltige des Waldes war verendet. Wie eine gefällte Eiche lag er da, ein Urhirsch der Vorzeit, noch im Tode ehrfurchtgebietend.

Ich legte das Gewehr ins Gras und warf mich über meine Beute hin. Die furchtbare Spannung, die während der letzten Augenblicke meine Nerven, Adern und Sehnen gelähmt hatte, war gelöst, meine Brust war von einer zentnerschweren Last befreit, und Tränen des Stolzes und der Freude rannen über meine Wangen.

Meine Hände umklammerten die mächtigen Stangen, tastend fuhren meine Fingerspitzen über die herrliche Perlung, gruben sich in das dichte Stirnhaar, um die Rosen zu befühlen, und glitten dann wieder bis zu den elfenbeinweißen, glatten Enden empor. Sorgfältig reinigte ich die schaufelartigen Kronen von Erde und Gras, wandte den Kopf so, daß ich das Geweih von vorn sehen und seine Wirkung an der Wand beurteilen konnte, und gab mich dem Genusse dieses unvergleichlichen Anblicks hin. Aber — ich merkte es mit Schrecken — meine Freude war schon nicht mehr ganz rein und ungetrübt. Da hast du nun ein Geweih, so sagte ich zu mir, auf das du dir etwas einbilden kannst. So etwas gibt es in ganz Leipzig nicht wieder. Aber so ein einzelnes Riesenstück wird sich unter deinen Rehgehörnen etwas sonderbar ausnehmen. Wenn es die rechte Wirkung tun soll, gehört ein Pendant dazu. Und das mußt du dir auch noch erbeuten. Wo ein Kapitaler ist, da sind auch noch andre. Der Sparr mag ja sein, wie er will, aber das muß man ihm lassen: sein Revier versteht er zu behandeln. Ists heute nicht, so ist es morgen, und klappts morgen nicht, so klappts ein andermal. Aber bei dem einen darfs nicht bleiben, ich habe in meinem Arbeitszimmer noch eine zweite Wand, wo so ein Ding hinpaßt. Und mit dem Baron getrau ich mich schon fertig zu werden!

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Der Reichstag hat diesesmal etwas zeitiger als sonst in den letzten Jahren seine Schatten vorausgeworfen, dadurch, daß die Regierung die ihm zugedachten Vorlagen schon so bald veröffentlichte. Es war das eine kleine Entschädigung für die, die den Zusammentritt des Parlaments wesentlich früher herbeiwünschten, zugleich wurde damit auch der Presse eine näherliegende Beschäftigung gegeben als die sonst so beliebte Konjekturalpolitik und das Parteigezänk. Die Auszüge aus dem Gesetzentwurf zu einer Reichsfinanzreform sind sogar vor der Annahme der Vorlage im Bundesrat, die erst am Sonnabend erfolgte, veröffentlicht worden. Es ist fast selbstverständlich, daß die Steuervorschläge von der gesamten Presse, wenigstens vom Zentrum an, mit lautem Hallo begrüßt werden. Das würde bei jedem Steuervorschlage der Fall sein, sobald wenn er Bier und Tabak betrifft. Gegenüber diesen beiden Steuerobjekten, den besten, die das Reich hat, erweist sich die Presse von außerordentlicher Geistesarmut. Die Einwendungen, die jetzt dagegen geltend gemacht werden, sind seit zwanzig Jahren immer dieselben, so oft von Bier oder von Tabak die Rede ist. Das Reichsschatzamt und die verbündeten Regierungen haben sich sicherlich alle erdenkliche Mühe gegeben, unter der subtilsten Rücksicht aus Tabak und aus Bier wenigstens ungefähr die Hälfte der notwendigen Mehreinkünfte herauszubringen.

Wenn es richtig ist, daß die Mehrforderungen des Ausgabeetats gegen das vorige Jahr um 259 Millionen gestiegen sind, so kann man nur bedauern, daß nicht dieser ganze Bedarf, den der Reichstag ja wohl noch um 20 bis 25 Millionen reduzieren wird, von Bier und von Tabak aufgebracht wird. Es würde trotzdem in Deutschland weder weniger geraucht noch etwa weniger getrunken werden; sowohl die wachsende Vermehrung als der steigende Wohlstand der Bevölkerung sind ein ausreichendes „Korrektiv." Von der freisinnigen Seite stellt man jedoch einer Ordnung der Reichsfinanzen das hübsch erdachte Bedenken entgegen: je besser die Finanzlage sei, desto mehr werde aus dem vollen gewirtschaftet! Nach dieser Theorie wäre also Borg- und Schuldenwirtschaft das erstrebenswerteste aller Finanzideale! Man denke sich das auf das Privatleben übertragen! Der Germania wiederum ist jede finanzielle Erstarkung des Reichs unbequem, weil dadurch die Reichsgewalt unabhängiger vom Zentrum wird, nicht nur die Reichsgewalt, sondern auch jede deutsche Landesregierung. Die Germania vertritt eigentlich den Standpunkt, daß das Zentrum an einer Ordnung der Reichsfinanzen gar kein Interesse habe, und zieht sich auf die Matrikularbeiträge zurück, die dem Wort und dem Sinn der Verfassung entsprächen und namentlich der Aufrechthaltung des Föderativprinzips zur Stütze gereichten. Nun ist aber bekanntlich gerade das Gegenteil der Fall. Eine schlechte Lage der Reichsfinanzen vernichtet das Föderativprinzip, weil die kleinern Staaten auf die Dauer ohne völlige Zerrüttung die Matrikularbeiträge nicht aufbringen können, und weil auch die größern Bundesstaaten, weil sie durch das Reich immer mehr in Anspruch genommen werden, ihren innern Landesaufgaben nicht zu genügen vermögen. Ganz unvermeidlich entsteht dadurch eine Verstimmung gegen das Reich und damit gegen den Reichsgedanken, während bei einer verständigen Handhabung der Reichsfinanzfrage durch den Reichstag das Reich sehr bald zum Wohltäter der Einzelstaaten werden könnte. Augenscheinlich ist es gerade das, was das Zentrum traditionell verhindern will, denn sowohl die Franckensteinsche Klausel wie auch der Antrag über die Witwen- und Waisenversicherung, mit der ja in dem Etat für 1906 der Anfang gemacht wird, bewegen sich in dieser Richtung. Im übrigen hat Artikel 70 der Reichsverfassung durch seinen Wortlaut die Matrikularbeiträge ausdrücklich als ein Provisorium bezeichnet und ihre Ersetzung durch „Reichssteuern" vorgesehen. — Hoffentlich erweisen sich die Parteien im Reichstage, zumal bei dem Ernste der Lage, dem auch die Thronrede Ausdruck gibt, verständiger als ihre Presse.

Sehen wir uns im Auslande um, so fällt zunächst die Ankündigung aus London angenehm auf, daß am 1. Dezember dort eine öffentliche Versammlung abgehalten werden soll, in der angesehene Männer, darunter eine Anzahl Parlamentsmitglieder der konservativen und der liberalen Richtung, zugunsten einer deutsch-englischen Verständigung das Wort ergreifen werden. In den Verhandlungen des deutschen Reichstags wird diese Kundgebung, je nach ihrem Ausfall, ein Echo finden. Um so befremdlicher ist es, daß ein Staatsmann wie Lord Rosebery für nötig gehalten hat, seine Sympathien für Frankreich öffentlich zu erklären und dabei die Versicherung abzugeben, daß er in Deutschland keine Freunde habe, auch kein Wort Deutsch verstehe. Der erste Teil dieser Behauptung ist nur bedingt richtig, d. h. seit dem 18. September 1904, wo Fürst Herbert Bismarck starb. Rosebery war mit dem Verstorbnen mehr als zwanzig Jahre sehr intim befreundet, sie standen fortwährend in Korrespondenz miteinander, und Herbert Bismarck wählte ihn im Jahre 1897 zum Taufpaten seines ältesten Sohnes, was in diesen Gesellschaftskreisen ohne besondre Intimität doch nicht zu geschehen pflegt. Der junge Fürst Bismarck führt darum auch Roseberys Vornamen „Archibald" (Otto Christian Archibald), und Rosebery hat immer viel Sympathie für sein Patenkind bezeugt. Wenn wir nicht irren, wohnte er der Taufe persönlich bei. Das ist freilich nebensächlich, aber wenn man Taufpate bei Bismarcks ist, soll man doch nicht so apodiktisch behaupten, daß man in Deutschland keine Freunde habe. Rosebery war

zwei und ein halbes Jahr älter als Herbert Bismarck und wurde in demselben Alter wie dieser zum Staatssekretär des Auswärtigen ernannt. Er hat den Posten wiederholt bekleidet, hat auch als erster Lord des Schatzes an der Spitze des Kabinetts gestanden. Aus dem Munde eines solchen Mannes nimmt sich das Bekenntnis, daß er „kein Wort Deutsch verstehe," auch etwas seltsam aus. Was würde man in England von einem deutschen Reichskanzler denken, der öffentlich erklärte, er verstehe kein Wort Englisch! Rosebery ist der permanente Ministerkandidat der liberalen Partei, um so beachtenswerter ist es, daß er sich zwar gegen die Beteiligung Englands an einem kontinentalen Kriege ausspricht, sich aber im übrigen durch offne Sympathien für Frankreich und durch die Verleugnung Deutschlands der Öffentlichkeit zu empfehlen sucht. Vielleicht auch dem Könige, dem im übrigen Roseberys Beziehungen zu Herbert Bismarck genau bekannt sind.

Eine geschichtlich ebenso seltsame wie interessante Erscheinung ist es, daß alles, was Deutschland tut, den Engländern Kopfzerbrechen macht. So auch das Geleit, das Prinz Heinrich mit dem Linienschiff „Braunschweig" dem jungen norwegischen Königspaare gegeben hat. Als im Juli 1873 Kronprinz Friedrich Wilhelm mit einem ganzen Geschwader nach Drontheim zu der norwegischen Königskrönung ging, hat in England kein Mensch daran etwas auszusetzen gehabt. Wäre das Ehrengeleit von der deutschen Seite unterblieben, so würde man das in Norwegen, vielleicht auch in Dänemark und ganz gewiß in England als eine „auffällige Kühle," wenn nicht als das Anzeichen einer „Abneigung" registriert haben. Die einfache Tatsache, daß es sich um ein Zeichen der Sympathie für den dänischen Hof, für das junge Königspaar und vor allen Dingen für Norwegen selbst handelt, dem dadurch die deutsche Anerkennung feierlich notifiziert wurde, ist für die Engländer anscheinend nicht ausreichend genug, vielleicht weil die Initiative nicht von ihnen ausgegangen ist, obwohl es sich um die Enkelin ihres Königs handelt. Da aber auf der deutschen Seite damit zugleich auch dem englischen Hof eine Aufmerksamkeit erwiesen wurde, ungeachtet aller bestehenden Gegensätze, so wird man sich in London schließlich zufrieden geben. Die Norweger aber, die die deutsche Kriegsflagge an ihren Küsten in diesem Sommer sehr vermißt haben, sind sehr erfreut, sie gerade bei diesem Anlaß und in einer so ansehnlichen Repräsentation wieder erscheinen zu sehen. Mit der Errichtung einer neuen Dynastie in Norwegen ist ein neues politisches Zentrum geschaffen worden, dessen Bedeutung in Zukunft nicht zum wenigsten in der Widerspiegelung englischer und dänischer Anschauungen und Stimmungen sowie in der Anlehnung an diese beiden Höfe bestehn wird.

Am allerwenigsten aber hat die Aufmerksamkeit gegen Norwegen etwa ein Abrücken von Schweden bedeutet. Im Gegenteil: man hatte sich wohl vorher vergewissert, daß die Höflichkeitserweisung an Norwegen in Schweden keinerlei Mißdeutung ausgesetzt sein und das freundschaftliche Verhältnis zu diesem Lande in keiner Weise berühren werde. Welches Interesse sollte Deutschland andrerseits daran haben, sich dem neuen norwegischen Hofe sowie dem konstitutionellen Königtum in Norwegen unfreundlich gegenüber zu stellen? Deutschland hat im Sommer den Norwegern abgeraten, die Dinge Schweden gegenüber auf die Spitze zu treiben, es ist ohne jede direkte Einmischung in den nachbarlichen Konflikt doch mit seinem ganzen Einflusse für eine friedliche Auseinandersetzung der beiden Länder, die nicht länger vereint bleiben wollten, eingetreten. Da der König von Schweden die seinem Hause angetragne Kandidatur für Norwegen ablehnte, so war die Wahl des dänischen Prinzen der gegebne Ausweg, denn die Etablierung der Republik in Norwegen konnte angesichts der Verhältnisse in Rußland in den Wünschen keiner an den nordischen Dingen interessierten europäischen Macht liegen. Deutschland hat die Wege für den Prinzen Karl von Dänemark ebnen helfen, das ist doch auch in England hinlänglich bekannt, und schon aus diesem Grunde war jede Aufregung über das Linienschiff, mit dem der Kaiser seine Cousine nach Christiania geleiten

ließ, zu ersparen. Prinz Heinrich hat es zudem taktvoll verstanden, seiner Mission äußerlich einen in maßvollen Grenzen gehaltnen Umfang zu geben.

In Rußland scheinen sich die revolutionären Wasser einstweilen zu verlaufen, und es treten Leute gemäßigter Richtung in den Vordergrund, ohne deren tätige Mitwirkung von der Durchführung einer Verfassung schwerlich die Rede sein kann. Daß diese Mitwirkung an die Bedingung weiterer Konzessionen geknüpft werden würde, konnte man voraussehen. Zunächst müssen sie gegeben werden, wie weit sie mit den Lebensbedingungen Rußlands auf die Dauer vereinbar sind, wird die Zeit lehren. Genaue Kenner der russischen Verhältnisse sind überzeugt, daß eine Revolution, die die großen Massen in Rußland ergriffe, an Schrecken alles dagewesne übertreffen und alles Bestehende vernichten würde. Es ist deshalb begreiflich, daß die leitenden Kreise Petersburgs zu weitgehenden Konzessionen geneigt sind und alles tun, der beginnenden Revolution den Boden zu entziehn. Um so mehr freilich sollten die Gemäßigten die Regierung nicht noch weiter drängen. Ist die Masse erst einmal im Taumel entfesselt, so wird sie durch keine noch so liberale Phraseologie wieder einzufangen und zu bändigen sein. Auch die Geneigtheit der russischen Regierung zu weitern Zugeständnissen an die gemäßigten Polen muß von diesem Standpunkt aus ihre Beurteilung finden, ebenso die Bereitwilligkeit, womit die Moskauer Semstwoversammlung auf die Wünsche der dort vertretnen Polen eingegangen ist, nachdem sich diese feierlich von jeder separatistischen Tendenz losgesagt hatten.

Der russische Liberalismus hat immer mit dem polnischen Liberalismus kokettiert, obgleich solche Koketterie bisher immer der Vorläufer eines polnischen Aufstandes gewesen ist, weil man hübsch „liberal“ auf alle Vorbeugungsmaßregeln verzichtete. Diesesmal mögen die Verhältnisse anders liegen, weil die polnischen Kreise, die ehedem die Revolution anzustiften und zu begünstigen pflegten, genau wissen, daß jetzt eine solche nicht einen nationalpolnischen, sondern einen sozialistisch-anarchistischen Charakter haben würde. Die Befürchtung eines solchen Aufstandes ist bei ihnen nicht geringer als bei der russischen Regierung, und darum stimmen beide in der Absicht überein, einem Ausbruch durch Konzessionen vorzubeugen. Diese Auffassung teilt offenbar auch die Moskauer Semstwoversammlung, die vollständig den Charakter eines russischen Vorparlaments angenommen hat. Die polnische Partei, mit der die jetzige russische Regierung zu transigieren vermag, sind die publizistisch durch den Warschauer „Goniec“ vertretenen Nationaldemokraten. Sie haben wie alle andern polnischen Parteien das Manifest vom 30. Oktober als ungenügend bezeichnet und sofort die Forderung der nationalen Unabhängigkeit, völlige Autonomie mit einer Konstituante in Warschau, erhoben. Mit solchen Leuten, die doch immerhin noch unter dem russischen Zepter bleiben wollen, vermag Rußland allenfalls zu reden.

Weit radikaler sind die Progressisten und die polnische sozialistische Partei. Diese hat in einem Aufruf vom 1. November die „Volksrepublik“ als ihr Ziel bezeichnet. Am radikalsten ist die Partei der „Sozialdemokraten des Königreichs Polen und Litauen.“ Sie ist zugleich der Vereinigungspunkt der jüdischen Sozialisten mit der russischen Sozialdemokratie. Die Partei verwirft jeden nationalen Standpunkt und setzt sich den Umsturz alles Bestehenden zum Ziel. Die Partei ist selbstverständlich eine abgesagte Gegnerin der Nationaldemokraten, die unter Betonung des polnischen und des religiösen Gedankens die polnische sozialistische Partei von jenen abzudrängen suchen. Der „Goniec“ hat deshalb seine Redaktionsräume schon wiederholt von den „Sozialdemokraten des Königreichs Polen und Litauen“ hart bedrängt gesehen. Die Frage liegt nahe, weshalb die russischen Behörden in Warschau nicht rechtzeitiger eingegriffen haben. Der Generalgouverneur Scalon hat wiederholt energische Versuche gegen die Warschauer revolutionäre Bewegung gemacht, ist aber jedesmal von Petersburg aus zur Nachgiebigkeit angehalten worden, wo man durch allgemeine Gesetze gewährte, was er streng verboten hatte. In

einer dieser Petersburger Weisungen wurde ausgesprochen: die Polizei dürfe die Bevölkerung nicht hindern, ihrer Stimmung aus Anlaß des Allerhöchsten Manifestes Ausdruck zu verleihen, soweit die Ordnung und die öffentliche Sicherheit nicht gestört würden. Am 3. November, dem Jahrestage der Thronbesteigung, ermahnte deshalb eine Proklamation des Generalgouverneurs die Bevölkerung, politische Reife zu zeigen. Ordnung müsse in allen zivilisierten Ländern gehalten werden, die Regierung sei dafür auch dem Volke und der Reichsduma verantwortlich. Dieser Hinweis auf die Verantwortlichkeit vor der Reichsduma ist von den Nationaldemokraten sehr beifällig aufgenommen und besprochen worden. Als bemerkenswert wird sodann in einem sehr eingehenden Warschauer Berichte noch hervorgehoben, daß während auf einer Versammlung der Sozialdemokraten in der Warschauer Philharmonie am 3. November ein Gardeartillerist in voller Uniform in russischer Sprache versicherte, „die Armee sei jederzeit bereit, sich gegen den Zaren zu wenden," das Aushebungsgeschäft auf dem Lande in der unmittelbaren Umgebung von Warschau ohne jede Störung vonstatten ging. Es ist das zugleich ein Beweis, daß die Tätigkeit der Staatsbehörden keineswegs so gelähmt war, wie es nach außen hin den Anschein hatte. Die Besorgnis, die sich bei den Polen, auch in der Presse, vor einer deutschen Einmischung bekundet, eine Besorgnis, die sogar auf der Moskauer Semstwoversammlung eine Rolle spielte, ist von außen in die Gemüter hineingetragen worden; von preußischer Seite ist nicht das geringste geschehn, was zu einer solchen Annahme berechtigen könnte. Es mag den polnischen „Besorgnissen" aber auch wohl das Bedauern darüber zugrunde liegen, daß die nationalpolnischen Bestrebungen innerhalb der preußischen Grenzen einem sehr entschlossenen Widerstande begegnen, von dem die russischen Polen befürchten mögen, daß er auf ihre Regierung ermutigend einwirken könnte. *§*

Seereisen und der Flottengedanke als Einigungsmittel. Wenn ich einen Stein finde, von dem ich glaube, daß er zur Überbrückung des religiösen und des politischen Zwiespalts in unserm Volke dienen kann, freue ich mich seiner und suche ihn zu verwenden. Man wird das vielleicht ein kindisches Spiel nennen. Es gehört zu diesem Versuch allerdings fast der Optimismus eines Kindes, und mir ist dabei auch froh zumute, zugleich aber auch so ernst, wie einem, der auf dem Antlitz eines geliebten Kranken nach Zeichen der Genesung sucht. Als Baustein bei diesem Brückenbauversuch scheint mir ein Buch verwendbar zu sein, das ein katholischer Geistlicher in Würzburg, Liborius Gerstenberger, Mitglied des deutschen Reichstags und des bayrischen Landtags, über seine Reise nach Amerika veröffentlicht hat. Es hat den jeden Franken und jeden Sohn der Alma Julia in Würzburg freundlich anmutenden Titel „Vom Steinberg zum Felsengebirg."*) Den Namen Steinberg haben auch andre, vielleicht viele andre Hügel in Deutschland, und der, von dem hier die Rede ist, trägt sein Haupt nicht höher als die andern sanft geschwungnen Höhen, die den Main in seinem Mittellaufe begleiten. Aber die Reben, die an seinen Hängen wachsen, spenden den Steinwein.

Was ich von dem Buche sage, wird keine objektive Kritik sein. Zu viele gemütliche Beziehungen zu dem Verfasser habe ich beim Lesen gefunden, als daß ich sein Werk kalt und streng beurteilen könnte.

Der Verfasser hat, wenn ich mich nicht sehr täusche, auf denselben Schulbänken gesessen wie ich. Er „konfundiert" zwar, was ich ihm fast übelnehme, den roten Freibeuter und die roten Räuber der Prärien, aber er hat doch gewiß sehnsüchtig nach denselben Indianergeschichten in derselben Buchhandlung geschaut wie ich, und daß er in jenen Tintenbubenjahren nicht Achill oder Hektor, sondern den roten Helden jener Geschichten die Wege zu den glückseligen Jagdgründen hinauf sich

*) Würzburg, Fränkische Gesellschaftsdruckerei Würzburg, G. m. b. H., 1905.

nachzuarbeiten suchte, glaube ich aus Kampfesszenen vor dem Gymnasium schließen zu dürfen, an die ich mich lebhaft erinnere. Dazu wurden Stimmen aus meiner Jugendzeit, die zum Teil schon für immer verstummt sind, in der Erinnerung laut, als ich das Buch durchlas. Der Verfasser spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, vor fränkischen Besonderheiten nimmt er sich nicht in acht, aber sie entstellen sein Werk nicht und werden dazu beitragen, daß das schlichte Buch den Weg in manches fränkische Bürgerhaus und Bauernhaus finden und neben dem Kalender auf dem Sims des Schreibfensters liegen wird. Nicht als Wegweiser in die Ferne, sondern als Lehrbuch der Freude am eignen Lande. Ich glaube, daß auch andre Leser, denen nicht, wie mir, traute Heimatlaute beim Lesen Herz und Ohr füllen und vielleicht betören, finden werden, daß die Natürlichkeit und die Klarheit der Schilderung bisweilen an einen Meister der volkstümlichen Schreibweise, an Hebel, erinnern.

„Für frische, warm empfundne Reiseschilderungen bleiben wir immer empfänglich." Mit diesen Worten leitet Friedrich Ratzel im Jahrgang 1900 der Grenzboten die Besprechung des Reiseberichts eines jungen Münchner Gelehrten ein. Ich glaube, er hätte auch das Buch Gerstenbergers mit freundlichen Augen angesehen und ihm ein ähnliches gutes Wort mit auf den Weg gegeben.

Was ich dem Buche wie eine Bereicherung danke, ist nicht das Wachwerden von Jugenderinnerungen, sondern eine Stärkung meiner Hoffnung, daß die Liebe zum Vaterlande wenigstens die tiefsten Klüfte allmählich schließen wird, die jetzt unser Volk zerreißen.

Der Binnenländer, der das Buch geschrieben hat, ist aus seiner im Herzen Deutschlands liegenden Heimat über das Meer in die Neue Welt und drüben zum Mississippi und über die Prärien bis zum Felsengebirge im fernen Westen gereist. Er hat sein Vaterland und sein Volkstum aus so weiter Ferne gesehen, daß er es nur noch als ein Ganzes, ohne die Partei- und die Stammesunterschiede sehen konnte, und hat gelernt, sich an deutschen Lauten in der Fremde und an deutscher Erde bei der Heimkehr zu freuen, mochte die Scholle, auf die er heimkehrend zuerst den Fuß setzte, auch weit von seiner engern Heimat liegen. Er hat die einer längern Seereise innewohnende Kraft, Gegensätze auszugleichen, die die Reisenden mit an Bord gebracht haben, kennen gelernt. Die Gefährten, die sich auf der Heimfahrt an Bord des Schnelldampfers „Kronprinz Wilhelm" zusammengefunden haben — „der freisinnige Israelit und der Zentrumskatholik, der protestantische Burschenschaftler und der katholische Korporationsstudent, der Mediziner und der Rechtsanwalt, der Kaufmann und der Beamte, der Geistliche und der Laie" —, sie alle unterhielten sich „in so ungezwungener, offener und freundschaftlicher Weise über alle möglichen Fragen, daß ihnen jene Tage stets eine liebe Erinnerung bleiben werden." So übte hier das friedliche, durch keine Hetzzeitung gestörte Zusammenleben im engen Raum eines Schiffes auf politische Gegner dieselbe Wirkung, die Uhland in seinem Gedichte „Das Schifflein" die die Herzen und die Lippen öffnende Musik auf Wandrer, die sich fremd sind, üben läßt. Am Ende der Fahrt mag wohl in dem einen oder dem andern der Fahrtgenossen die wehmütige Frage wach geworden sein:

Wann treffen wir uns, Brüder,
Auf Einem Schifflein wieder?

Der Binnenländer, der Geistliche, der Zentrumskatholik, der dieses friedliche Leben an Bord schildert, schließt seine Schilderung mit dem Wunsche, man könnte „all' die Heißsporne, welche bei unseren hochgespannten konfessionellen, politischen und Rassen-Gegensätzen die Personen nicht von ihren Anschauungen und Grundsätzen unterscheiden können, eine längere Seereise miteinander auf einem Schiffe machen lassen." Er hat gelernt, auf eine Tätigkeit und eine Tüchtigkeit seines Volkes stolz zu sein, die seinem im Binnenlande wohnenden Stamme fremd sind, auf die deutsche Seeschiffahrt und auf die deutsche Schiffbau- und Seefahrkunst. Und mehr noch:

der bayrische Zentrumsabgeordnete, der in der Fremde bei einer Begegnung mit dem Schnellpostdampfer „Kaiser Wilhelm der Große“ des Norddeutschen Lloyds „ordentlich stolz darauf war, daß die Deutschen die schönsten Passagierdampfer der Welt haben,“ der in Portsmouth einen Teil der englischen, in Cherbourg einen Teil der französischen Küsten- und Seerüstung kennen lernte, der die Amerikaner Panzerplatten für ihre Flotte gießen, biegen und mit Nietenlöchern versehen sah und die hohen Preise für solche Platten verständlich findet, da er die Schwierigkeit der Herstellung kennt, wird Forderungen der eignen Regierung für die Seerüstung des eignen Vaterlandes schwerlich mit dem Vorurteil gegenüberstehn, das noch bei der Beratung des Flottengesetzes vom 14. Juni 1900 süddeutsche Zentrumsabgeordnete und Bauernbündler von ihren norddeutschen Fraktionsgenossen trennte.

Unter der Führung eines Würzburger Domherrn und Militärgeistlichen machten neben protestantischen Geistlichen aus Mittelfranken auch drei katholische Geistliche aus Unterfranken die Schülerfahrt nach Kiel mit, die der Bayrische Landesverband des Flottenvereins im Juli veranstaltet hat. So konnte man die Teilnehmer an der Fahrt von einer „Geistlichen Herrenbrigade“ sprechen hören. Kamen diese Herren auch nicht so weit in die Welt wie der Abgeordnete Gerstenberger oder wie jener Kaplan aus Großbardorf, der in der Seele des jungen Rückert den Sinn für die morgenländische Literatur weckte, indem er von seinen Missionsreisen erzählte, so werden sie doch mit erweiterter Kenntnis des eignen Volkstums und seiner Lebensbedingungen von der Wasserkante in ihre grünen fränkischen Täler zurückgekehrt sein.

Auch einige Zöglinge des Kilianeums, des bischöflichen Knabenseminars in Würzburg, haben an der Fahrt teilgenommen. Auch ihnen kann es nur nützen, daß sie den Fuß einmal über die Schwelle des Vaterlandes auf die schimmernde Heerstraße gesetzt haben, die sich um die Welt zieht, und die deutsche Geistliche früher beschreiten mußten, ohne daß auch nur ein schwaches deutsches Schiff — wie unser kleiner „Bussard“ mit seiner tapfern Mannschaft — ihnen in der Fremde das Leben behütete.

Ein großes literarisches Unternehmen in England. Schon vor Jahrzehnten, nachdem die Verlagsrechte auf unsre bedeutendsten Dichter erloschen waren, fing man in Deutschland an, die Klassiker billig herauszugeben. Der Firma Phil. Reclam jun. gebührt der Ruhm, den Anfang damit gemacht zu haben. Es folgten dann die besser ausgestatteten Volksbücher von Meyer und die Veröffentlichungen von Otto Hendel in Halle, ebenso die Volksbücherei von Max Hesse. Ganz besonders aber sind hervorzuheben die verhältnismäßig billigen Klassikerausgaben des Bibliographischen Instituts (mit Einleitungen und Anmerkungen) und Hesses Neue Leipziger Klassikerausgaben (mit Einleitungen und Erklärungen), die schon zu recht geringem Preise zu haben sind und den Vorzug der Vollständigkeit haben.

In England hat man mehrmals den Versuch, billige Ausgaben der gelesensten Schriftsteller herzustellen, gemacht; aber zu einer Ausgabe, die auch die Schriftsteller zweiten und dritten Ranges umfaßt und die Texte vollständig liefert (nicht nur eine Auswahl wie zum Beispiel die sonst sehr empfehlenswerte Mermaid Series, die die dramatische Dichtung enthalten soll), ist man bisher nicht gelangt. Neuerdings hat die bekannte Firma Methuen & Co. in London unternommen, in der Standard Library eine Sammlung zu veröffentlichen, die alle Werke in englischer Sprache, die klassischen Ruf erlangt haben, Originalwerke sowohl wie Übersetzungen ins Englische umfassen soll.

Durch Zuverlässigkeit des Textes, durch Vollständigkeit, guten Druck und durch Billigkeit sollen diese Ausgaben alle bisherigen übertreffen.

Der Band wird mit Six pence (50 Pfennigen) berechnet, die Billigkeit läßt also nichts zu wünschen übrig. Das Format ist hübsches Oktav, der Druck ist gut und deutlich, der Text ist auf die besten Ausgaben gegründet und gibt das Werk

möglichst vollständig. Die Redaktion ist Sidney Lee übertragen, der sich durch sein Werk über Shakespeare und als Hauptarbeiter am Dictionary of National Biography einen geachteten Namen erworben hat. Man hätte für diese Stelle kaum einen geeignetern Gelehrten wählen können! Unter ihm arbeiten andre Herausgeber, von denen die meisten nicht unbekannt sind, und versehen die Texte mit kurzen Einleitungen.

Daß Lee seine Standard Library mit den Werken Shakespeares beginnt, ist nicht zu verwundern. Lees Hauptstudium ist dieser Dichter, und mit welchem andern hätte man auch besser anfangen sollen? Der erste schon erschienene Band der Sammlung enthält die fünf ersten Lustspiele der ersten Folio (also The Tempest bis Comedy of Errors) und ist gebunden für einen Schilling zu haben. Der Druck ist größer und deutlicher als der der Globe-Edition, die Verse sind wie in jener gezählt, und der Text durchaus zuverlässig. In zehn Bänden (also für fünf Mark) wird diese Ausgabe die sämtlichen Werke Shakespeares bringen. Marlowes Schauspiele und Gedichte werden sich anschließen, Ben Jonson und Massinger sollen folgen. Hoffentlich erscheinen dann die Werke von Lyly, Kyd (auch der seltne Druck von Garniers Cornelia), Greene (sowohl seine Theaterstücke als auch die bedeutendsten Prosawerke), Peele, Chapman, Beaumont und Fletcher. Die bedeutendsten Nachfolger Shakespeares werden dann zu den Dramen der Restauration überführen. Bei Dryden werden wohl neben seinen Schauspielen die für die Literaturgeschichte und für des Dichters Entwicklung so wichtigen Vorreden nicht fehlen dürfen. Auch der englische Roman ist in Angriff genommen worden. Daß nicht mit den langweiligen Romanen Richardsons begonnen wird, ist begreiflich. Fieldings berühmteste Erzählung Tom Jones ist unter der Presse, Joseph Andrews, Amalia, aber auch Jonathan Wild, der Schelmenroman Fieldings, werden voraussichtlich nicht vergessen werden. Von Smollet wird demnächst Humphry Clinker gedruckt werden. Da hierin der Dichter seine Heimat, Schottland, schildert und außerdem seinen Humor besonders offenbart, so verdient diese Geschichte mit Recht an die Spitze gestellt zu werden. Wir hoffen aber, daß Roderick Random, der viel Autobiographisches bringt, sowie der Abenteurerroman Count Fathom auch aufgenommen werden. Warum gerade die Romances of the Tea Table wie Jane Austens Sense and Sensibility so sehr in den Vordergrund gestellt werden, sieht man nicht recht ein; andre Romane scheinen uns begehrenswerter als Pride and Prejudice, Northanger Abbey, Emma u. a. Vor allem wünschen wir, daß die ältern Romane, wie die von Defoe, neu aufgelegt würden. Robinson Crusoe ist zwar oft genug gedruckt, aber die andern Abenteurerromane wie Capitain Singleton, Colonel Jack, Memoirs of a Cavalier, Moll Flanders u. a. sind fast ganz aus dem Buchhandel verschwunden. Sehr dankbar wäre es auch anzuerkennen, wenn Methuen & Co. die ältern Romane durch Neudrucke wieder zugänglich machten. Wir meinen die Übersetzung des Lazarillo de Tormes, Nashs Unfortunate Traveller, Deloneys Erzählungen, Heads und Kirkemans The English Rogue. Jedoch auch Aphra Behns Oroonoko und The fair Jilt möchte man im neuen Druck vor sich haben. Von Romanen des achtzehnten Jahrhunderts hätte man gern den Man of Feeling von Sarah Fielding zur Hand, um zu vergleichen, wie die Verfasserin von Richardson und von ihrem Bruder abhängig ist. Ein Neudruck von Beckford, Vathek, von Thomas Moores jetzt ganz vergriffnem The Epicurean oder von dem seinerzeit mit Recht so gelesenen Roman von Hope, Anastasius, or Memoirs of a Greek. Ob sich für die Arcadia oder für Richardsons Romane nicht empfehlen würde, von dem Grundsatz des Redakteurs abzugehn, nur Vollständiges zu geben? Vielleicht würde man sich mit einer geschickten Verkürzung (wie wir eine deutsche von Ettlinger haben) mehr den Dank der Lesewelt verdienen als mit dem Abdruck des vollständigen Originals.

Von Bacons Schriften liegen schon die Essays und das Fragment der New Atlantis fertig vor. Andre Bände Bacons werden folgen. Wir dürfen aber wohl auch auf die Veröffentlichung andrer Essayisten rechnen, da diese Literaturgattung

gerade England so eigentümlich ist. Cowley, Addison und andre Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts sind dabei besonders beachtenswert. Sehr erfreulich ist, daß von Milton nicht nur die poetischen Schriften, die schon sehr oft gedruckt wurden, sondern auch die wichtigsten Prosaschriften herausgegeben werden sollen. Der Eikonoklastes und The Tenure of Kings and Magistrates sind der Anfang der prosaischen Werke Miltons. Daß sich in einer Sammlung englischer Klassiker Bunyans Pilgrims Progress, Oliver Goldsmith, Waltons Complete Angler finden, kann jeder, der den englischen Geschmack kennt, erwarten.

Von nichtdramatischen Gedichten sind außer den schon genannten in Aussicht genommen: Poems of Thomas Chatterton, Shelley's Poems, Poems of Keats. Natürlich gibt es hier wie auf allen den einzelnen Gebieten der englischen Literatur noch sehr viel zu tun, ehe auch nur einigermaßen die bedeutendsten Werke ausgewählt und gedruckt sind. Mindestens ein Jahrzehnt der eifrigsten Tätigkeit wird vorbeigehn, ehe der Riesenplan der Verlagsbuchhandlung auch nur in seinen Hauptteilen ausgeführt ist. Doch der Plan ist gut entworfen, die Ausführung in gute Hände gelegt, die Ausstattung befriedigt durchaus, der Preis ist billig, und so kann man annehmen, daß etwa in einem Vierteljahrhundert das geplante großartige Unternehmen ausgeführt sein wird, zur Ehre des Verlegers und des Herausgebers, die den Mut gehabt haben, das Werk zu unternehmen. R. W.

Hanfstaengls Malerklassiker. Unter diesem Gesamttitel hat der Kunstverlag von Franz Hanfstaengl in München nach und nach die bedeutendsten Gemäldesammlungen Europas in guten und äußerst billigen Abbildungswerken zu veröffentlichen unternommen. Bis jetzt sind sechs Bände erschienen: die Münchner Alte Pinakothek, die Londoner Nationalgalerie, das Moritzhaus im Haag und die Haarlemer Stadtgalerie, die Dresdner Galerie, das Amsterdamer Reichsmuseum, die Kasseler Galerie. Jeder Band, geschmackvoll in Leinen gebunden, mit mehr als zweihundert Abbildungen, kostet nur zwölf Mark, der dritte, bei etwas geringerm Umfange, neun Mark. Das Format ist Großoktav, die Herstellungsweise Netzdruck, und zwar ein so guter, wie er nur von dieser berühmten und in allen, auch den kostbarsten Reproduktionstechniken bewährten Firma erwartet werden kann. Den Bildern ist jedesmal eine kurze Einleitung (außer bei der Dresdner Galerie von dem Konservator der Münchner Pinakothek, Karl Voll), aber kein weiterer Text beigegeben. Und das ist gut so, denn diese Bände sollen uns die Anschauung der Kunst selbst geben, und als Erläuterung dazu würde höchstens noch die knappe, sachliche Sprache unsrer amtlichen Galeriekataloge passen, nicht aber beliebiges Literatengeschwätz. Wir legen auf diese Hanfstaenglschen Publikationen gerade um ihres streng sachlichen Charakters willen großen Wert, sie sind das wirksamste Gegengewicht gegen die mancherlei Kunsttändeleien, mit denen man jetzt dem großen Publikum zu gefallen sucht, und die, wenn man auf die Anpreisungen hört, jedesmal das noch nie dagewesene Allerbeste sein wollen; bei der zunehmenden Überfüllung des Marktes muß ja auch die Reklame immer lauter werden. Wir haben wiederholt in den Grenzboten auf den wohltuenden Eindruck dieser „Malerklassiker“ (ohne eine solche Spitzmarke findet sich kein solches Werk mehr durch bis zu dem Käufer) hingewiesen und möchten unsern Lesern heute den kürzlich in zweiter Auflage erschienenen ersten Band aufs neue empfehlen, dessen Bilderzahl von 230 auf 263 vermehrt worden ist. Die Münchner Alte Pinakothek hat ihre Stärke zunächst in altdeutschen Bildern der oberdeutschen Schulen, worin sie allen andern Sammlungen vorangeht, in Dürer und seinen Nachfolgern, Grünewald, Hans Baldung, Altdorfer, Elsheimer usw., was beinahe alles schon von dem ersten Stifter der Galerie, dem Kurfürsten Maximilian dem Ersten, erworben wurde. Dazu kamen erst Jahrhunderte später durch König Ludwig den Ersten die berühmten altkölnischen und altniederländischen (Rogier van der Weyden, Dirk Bouts) Bilder der Boisseréeschen Sammlung. Inzwischen hatte schon der Herzog Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg den Antwerpener Großmaler Rubens um-

SOCIAL SECURITY

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang

Nr. 49

Ausgegeben am 7. Dezember 1905

Inhalt:

	Seite
Reichsfinanzreform	509
Armenrecht, Anwaltszwang und Gerichtskostengesetz. Von Eugen Josef in Freiburg i. Br. (Schluß)	513
Die Tage von Champigny und Villiers. 4	520
Von Zölibat, Brevier, Meßstipendien und Klosterwesen. (Schluß)	530
Die Ästhetik als Norm der Menschenwürdigung. Von Eduard König in Bonn	538
Nach der Hühnersuche. Eine Spukgeschichte für Weidmänner von Julius R. Haarhaus. (Schluß)	546
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Das Briefgeheimnis — Ein amerikanischer Idealist — Katholische Studenten — Weihnachtsbücher für die Jugend	555

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Ein Weg für Reise-Lustige in Heft 22

POMPEJI
Leben und Kunst
KOSMOS HEFT
Mit 104 Bildern, 3 Farbentafeln, 1 Übersichtsplan und 1 Grundriß
Preis 3 Mark
Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart

Staatliche Fachschule für Elektrotechnik
Staatlich anerkannte Ingenieurschule
Staatliche Meisterschule, Bad Sülze
Aufnahme Ostern und Herbst
Programme durch die Direktion

Gute Stellung bei Fabrikbesitz
Ausbildung in Buchführung, Korrespondenz, Stenographie, Maschinenschreiben, Handelsrecht, Volkswirtschaft, Warenkunde, Bankwesen, Börsenkunde, Wechsellehre, Scheckverkehr, Rechnungswesen, Kalkulation, Bilanzen, Revisionswesen, Organisation, Werbewesen, Verkehrswesen, Versicherungswesen, Steuerwesen, Zollwesen, Handelsgeographie, Handelsgesetzkunde, Handelsbetriebslehre, Handelsbriefe, Handelsfremdsprachen, Maschinenschreiben, Stenographie, Rechtschreiben, Rechnen, Buchführung, Kaufmännisches Rechnen, Wechsellehre, Bankkunde, Warenkunde

Kontrastmittel

Kontrastmittel sind Substanzen, die in der Röntgendiagnostik, der Sonographie, der Magnetresonanztomographie (MRT) oder der Nuklearmedizin eingesetzt werden, um Strukturen oder Funktionen des Körpers besser darstellen zu können. Sie werden in Hohlräume des Körpers eingebracht oder in die Blutbahn injiziert. Dadurch verändern sie die Absorption, Reflexion oder Emission der Strahlung, die zur Bildgebung verwendet wird. Kontrastmittel können auch therapeutisch eingesetzt werden, zum Beispiel um Tumoren zu behandeln.

Es gibt verschiedene Arten von Kontrastmitteln, die sich in ihrer chemischen Zusammensetzung, ihrer Wirkungsweise und ihren Nebenwirkungen unterscheiden. Die wichtigsten sind:

- Jodhaltige Kontrastmittel: Sie enthalten Jod, das Röntgenstrahlen stark absorbiert. Sie werden vor allem in der Röntgendiagnostik und der Computertomographie (CT) verwendet. Sie können Allergien, Nierenschäden oder Schilddrüsenfunktionsstörungen auslösen.
- Gadoliniumhaltige Kontrastmittel: Sie enthalten Gadolinium, das die Magnetfeldeigenschaften der Protonen im Gewebe verändert. Sie werden vor allem in der MRT verwendet. Sie können Allergien, Nierenschäden oder Ablagerungen im Gehirn auslösen.
- Bariumhaltige Kontrastmittel: Sie enthalten Barium, das Röntgenstrahlen stark absorbiert. Sie werden vor allem in der Röntgendiagnostik des Magen-Darm-Trakts verwendet. Sie können Verstopfungen oder Perforationen auslösen.
- Mikrobläschenhaltige Kontrastmittel: Sie enthalten Mikrobläschen, die Ultraschallwellen stark reflektieren. Sie werden vor allem in der Sonographie verwendet. Sie können Allergien oder Thromboembolien auslösen.
- Radioaktive Kontrastmittel: Sie enthalten radioaktive Substanzen, die Gamma- oder Positronenstrahlung emittieren. Sie werden vor allem in der Nuklearmedizin verwendet. Sie können Strahlenschäden oder Allergien auslösen.

im Einheitsstaat kann eine wirklich rationelle Steuerverfassung durchgeführt werden. Aber eine solche Auffassung praktisch zu vertreten, dürfte höchstens die Sozialdemokratie bereit sein. Alle andern Parteien erklären, den föderativen Charakter des Reichs erhalten und schützen zu wollen. Nochmals also: wie soll das geschehen ohne eine gründliche Finanzreform?

Nur die ausgemachte Heuchelei kann sich stellen, als glaubte sie an ein Schritthalten des von selbst wachsenden Ertrags der bisher zur Verfügung stehenden Einnahmequellen des Reichs mit dessen steigenden notwendigen Ausgaben. Und um kein Haar besser ist die an die Einzelstaaten gerichtete Ermahnung, im Bundesrat die Forderungen der verschiednen Ressorts der Reichsverwaltung so zu beschneiden, daß ohne Erhöhung der Matrikularbeiträge auszukommen sei. Jedenfalls wurde mit solchen Redewendungen an der Tatsache nichts geändert, daß die Grenze der Leistungsfähigkeit der Einzelstaaten erreicht oder vielmehr überschritten worden war. Der Reichstag selbst erkannte dies an, indem er bei der Ansetzung der ungedeckten Matrikularbeiträge über die Summe von vierundzwanzig Millionen nicht hinauszugehn wagte. Um das Gleichgewicht des Etats herzustellen, hatte die Regierung eine Zuschußanleihe vorgeschlagen. Der Reichstag entsetzte sich über die Irrationalität dieses Auskunftsmittels. Er hatte Recht damit; die Deckung dauernder Ausgaben im Wege der Anleihe ist ein Notbehelf, dessen Anwendung nur ganz ausnahmsweise und nach dem Satze: „einmal ist keinmal" verantwortet werden könnte. Eben deshalb suchte sich der Reichstag um ihn herumzudrücken; er hätte ja sonst die schlechterdings unumgängliche Dringlichkeit einer Reichsfinanzreform indirekt zugegeben. Lieber balancierte er den Etat mit Hoffnungen, indem er die Veranschlagung der Einnahmen aus den Zöllen ganz willkürlich erhöhte und den Einzelstaaten einen Teil der Matrikularbeiträge bis nach dem Ablauf des Etatsjahrs stundete, in der Annahme, daß die Rechnung ihre Entbehrlichkeit ergeben werde. Die Hoffnungen schlugen fehl, der Bankrott der Finanzkunst des Reichstags war erwiesen. Trotzdem schien der Reichstag nicht abgeneigt, das Spiel in infinitum fortzusetzen.

Man hat in den letzten Jahren lebhafter als je und in den weitesten Kreisen von den das Deutsche Reich bedrohenden Gefahren, äußern und innern, gesprochen. Aber man kann sehr zweifelhaft sein, ob unter diesen auch nur eine mehr zu fürchten wäre als die Versumpfung der Reichsfinanzmisere. Gute Finanzen sind das Rückgrat jedes Staates, der lebensfähig sein will; sie sind die Bedingung nicht nur für seine Fähigkeit, Kulturaufgaben zu erfüllen, sondern noch mehr für seine Widerstandskraft nach außen. In außerordentlich verstärktem Maße gilt das von einem Bundesstaate, der auf den festen Zusammenhalt seiner Gliedstaaten angewiesen ist. Wenn die Finanzen der Einzelstaaten durch die Schuld des Reichs dauernd verwirrt und schließlich bis an den Abgrund des Zusammenbruchs gebracht werden — wie dies bei einigen unsrer kleinsten Reichsglieder heute schon der Fall ist —, so kann dabei die Zufriedenheit mit der Zugehörigkeit zu einem solchen Vaterlande unmöglich gedeihen, sondern es muß sich eine Reichsverdrossenheit ausbilden, die begründeter und deshalb in ihren Konsequenzen auch weit gefährlicher ist als Verstimmungen,

wie man sie bisher schon mit diesem Namen belegt hat. Und erlauben uns die traurigen Lehren der Geschichte unsers Volkes, über diese Aussicht leichten Herzens hinwegzugehn? Miquel nannte die Reichsfinanzreform eine nationale Frage allererſten Ranges und ergriff jede Gelegenheit, dies seinen Zuhörern mit der ganzen ihm eignen Leidenschaftlichkeit einzuschärfen. Mancher lächelte wohl, weil er dahinter den Feuereifer des „unersättlichen Plusmachers“ argwöhnte; in Wahrheit war es die tiefernste Sorge eines ebenso weitschauenden wie patriotischen Staatsmannes. Miquel hat aus dem Leben scheiden müssen, ohne die Frage der von ihm so heiß ersehnten Lösung näher gebracht zu sehen. Im Gegenteil, unter der Herrschaft des Zentrums hatte man sich gewöhnt, von der „famosen Reichsfinanzreform“ nur noch in Gänsefüßchen zu sprechen. Schwerlich würde wohl noch einer den Mut haben, dieses aussichtslose Unternehmen von neuem zu beginnen! Auch noch als der gegenwärtige Staatssekretär des Reichsschatzamts, Freiherr von Stengel, ernannt wurde, begrüßte ihn die Zentrumspresse mit der souveränen Versicherung, daß er ein Mann des Todes sein werde, wenn er sich etwa beikommen lassen wollte, nach Miquelschem Rezept eine Reichsfinanzreform zu machen.

Fast hätte es scheinen können, als ob die Drohung Eindruck gemacht hätte. Die kleine Vorlage, mit der Stengel debütierte, und die das Zentrum, nachdem es ihr die bescheidnen „Giftzähne“ ausgebrochen hatte, so gnädig war, passieren zu lassen, sah beinahe nach Furchtsamkeit aus. Der Stein war jedoch ins Rollen gekommen. Im letzten Winter gelang es der klugen Taktik des Staatssekretärs schon, so ziemlich alle Parteien zu dem Geständnis zu bringen, daß ohne eine Vermehrung der eignen Einnahmen des Reichs nicht mehr weiter gewirtschaftet werden könne. Und nun ist er mit seiner „großen“ Finanzreform auf dem Plane. Daß er es damit nicht leicht gehabt hat, weiß alle Welt. Nur einer in jahrzehntelanger Arbeit herangereiften Geschicklichkeit konnte es gelingen, die einander widerstreitenden Interessen der verbündeten Regierungen zu diesem kunstvoll gefügten Werke zu vereinigen. Um so mehr ist anzuerkennen, daß ganze Arbeit gemacht worden ist. Das Verhältnis zwischen dem Reich und den Einzelstaaten ist in einer Weise geordnet, daß dem verwirrenden und erbitternden Eingreifen in die Finanzwirtschaft der letzten ein Riegel vorgeschoben ist, und zugleich ist das Reich zur Deckung seines auf absehbare Zeit zu erwartenden Mehrbedarfs mit neuen eignen Einnahmen ausgestattet worden.

Freilich, die vollständige reinliche Scheidung zwischen Reich und Einzelstaaten, von der man ehedem zu sprechen liebte, bringt die Stengelsche Vorlage nicht. Die Matrikularbeiträge bestehn weiter. Doch wird für sie ein nach der jeweiligen Kopfzahl zu normierender Höchstbetrag eingeführt, der für jetzt mit der schon in den letzten Jahren tatsächlich innegehaltnen Grenze von vierundzwanzig Millionen übereinstimmt. Aber auch diese Grenze soll nur für gewöhnlich gelten; in außergewöhnlichen Zeitläuften, zum Beispiel im Kriegszustande, tritt die unbegrenzte Matrikularbeitragspflicht der Einzelstaaten wieder in Kraft. Damit kann man einverstanden sein. Auch bei dem frühern Plane der reinlichen Scheidung war der stillschweigende Vorbehalt selbstverständlich, daß im Notfall auch das in der Hand der Einzelstaaten verbliebne direkte

Steuerwesen für die Zwecke des Reichs in Anspruch zu nehmen sei. Wenn dies jetzt, und zwar in einer der föderativen Natur des Reichs entsprechenden Form, ausdrücklich festgesetzt wird, so kann das der neuen Vorlage nur als Vorzug angerechnet werden.

Mit nicht geringrer Genugtuung darf man die Auswahl der neuen Steuern begrüßen. Der am wenigsten zusagende Punkt ist die Reichserbschaftssteuer, nicht um der Sache selbst willen, sondern weil sie ein Einbruch in das bisher eifersüchtig gehütete Gebiet der Landessteuern ist, der zu weiterm anreizen könnte. Man weiß, daß die Reichserbschaftssteuer ein Zugeständnis an das Zentrum ist, das aus ihr eine conditio sine qua non gemacht hat. Anders als mit dieser Belastung der „Reichen" glaubt es sich vor seinen Wählermassen nicht sehen lassen zu können. Das Zentrum hat man auch bei der etwas wunderlichen Verteilung des Ertrags der Steuer zwischen dem Reich und den Einzelstaaten im Auge gehabt. Die letzten erhalten unter allen Umständen ein Drittel des Ertrags. Von den übrigen zwei Dritteln bekommt das Reich so viel, wie zur Deckung seines Bedarfs notwendig ist, der Rest fällt ebenfalls den Einzelstaaten zu. Dadurch soll erreicht werden, daß die Einzelstaaten auch fernerhin ein unmittelbares Interesse daran haben, die Reichsausgaben so niedrig wie irgend möglich zu halten, ein Interesse, von dem das Zentrum fürchtet, daß es bei der Festsetzung einer Maximalgrenze für die Matrikularbeiträge verloren gehn könnte. Es bleibt abzuwarten, ob sich das Zentrum mit dieser „Kautel" begnügen wird; je nachdem wird man sich sein Urteil über die Zweckmäßigkeit der Übertragung der Erbschaftsbesteuerung auf das Reich zu bilden haben.

Geradezu eine tapfere Tat muß man es nennen, daß die Stengelsche Vorlage auf dem eigensten Steuergebiete des Reichs so unumwunden an die beiden tragfähigsten Gegenstände, das Bier und den Tabak, herantritt. Nicht am wenigsten die großen Worte des Zentrums — von denen der Sozialdemokratie braucht man nicht erst zu reden! —, aber auch die Sünden andrer Parteien haben es verschuldet, daß in der öffentlichen Meinung Bier- und Tabaksteuer allmählich als gegen jede Erhöhung gefeit betrachtet wurden. Beim Bier kam den Gegnern der Steuer noch das Interesse der nicht zur Brausteuergemeinschaft gehörenden süddeutschen Staaten zu Hilfe. Diese haben eine Erhöhung der Biersteuer in der Brausteuergemeinschaft durch eine entsprechende Erhöhung ihrer Matrikularbeiträge zu begleichen, ein Umstand, der namentlich Bayern immer zu entschiedner Opposition gegen eine solche Steuererhöhung angeregt hat. Herrn von Stengel ist es gelungen, diesen Widerstand der Süddeutschen zu brechen — bei den Regierungen wenigstens. Im übrigen ist dem landläufigen Einwande gegen die Bier- sowohl wie gegen die Tabaksteuer, daß sie die untern Volksschichten unverhältnismäßig stärker belasten, durch eine Staffelung der ersten und durch eine enorme Erhöhung des Zolls auf ausländische Zigarren sowie durch eine scharfe Heranziehung der Zigaretten bei der andern nach Möglichkeit begegnet worden. Der Gedanke einer stärkern Belastung der tragfähigern Schultern ist auch — in durchaus zu billigender Weise — bei den verschiednen den Verkehr treffenden Stempelsteuern festgehalten worden. Sie sind im übrigen durch die Bank unerfreulich — abgesehen etwa von der Automobilsteuer. Aber

dem großen Zwecke der Reichsfinanzreform zuliebe müssen und können sie getrost in den Kauf genommen werden.

Und nun die große Schicksalsfrage: Was wird der Reichstag tun? Durch den Höllenlärm der Sozialdemokratie wird sich kein verständiger Mann beirren lassen. Gewiß sind insbesondre Bier- und Tabaksteuer für ihr Geschäft der Volksaufwiegelung vorzügliche Agitationsmittel. Um so ernster tritt an die übrigen Parteien gerade unter den heutigen Umständen die Pflicht heran, in der Beurteilung der Regierungsvorschläge die gewissenhafteste Sachlichkeit walten zu lassen. Die von der Vorlage am nächsten berührten Interessenten werden in der bekannten übertriebnen Weise die übliche Abwehrbewegung ins Werk zu setzen suchen. Dem gegenüber ist vor allem ein zwar nicht herausforderndes, aber unbedingt festes und geschlossenes Auftreten der Regierungen nötig. Eine Abweisung der Vorlage a limine ist vom Reichstage schlechterdings nicht zu befürchten. Dagegen droht die Gefahr nachteiliger Abänderungen und der Ablehnung einzelner Teile. Offiziös ist angekündigt worden, daß man jede wirkliche Verbesserung annehmen, eine Herausbrechung des einen oder des andern Teils der Gesamtvorlage aber nicht zulassen werde. Hoffentlich wird die Hereinziehung der Abkömmlinge und der Ehegatten in die Erbschaftssteuerpflicht, wofür sich im Reichstage, allem germanischen Gefühl zum Trotz, vielleicht eine Mehrheit fände, nicht als Verbesserung angesehen. Und weiter ist zu wünschen, daß sich die Abneigung der Regierungen gegen das Herausbrechen einzelner Teile auch auf das Vertauschen einer Steuer mit einer in dem Entwurf nicht enthaltenen andern, etwa der Quittungssteuer mit der Wehrsteuer, erstreckte.

Auch im günstigsten Falle allerdings wird es im Reichstage heiße Kämpfe geben. Einen starken Bundesgenossen aber hat die Finanzreform in dem außergewöhnlichen Ernst der allgemeinen Lage. Er wird dazu beitragen, daß man sich auch hier zu der vollen Höhe der Aufgabe emporschwingt.

Armenrecht, Anwaltszwang und Gerichtskostengesetz

Von Eugen Josef in Freiburg im Breisgau

(Schluß)

Der Ausspruch der Pandekten, jeder Rechtsstreit sei eine res difficilis ac periculosa, gilt sonach nicht für Parteien, denen das Armenrecht bewilligt ist. So erklärt es sich, daß die Rechtswohltat des Armenrechts sehr gesucht, viel begehrt ist; um ihrer teilhaftig zu werden, genügt schon ein obrigkeitliches (polizeiliches) Zeugnis, daß der Antragsteller ohne Beeinträchtigung des für ihn und seine Familie nötigen Unterhalts zur Bestreitung von Prozeßkosten außerstande ist. Wie die Obrigkeit sich die zur Ausstellung des Zeugnisses nötigen Grundlagen verschafft, ist ihre Sache; in kleinen Städten und auf dem platten Lande mag die Polizei zur Nachprüfung der Angaben der angeblich

armen Partei immerhin noch in der Lage sein; in größern Städten ist dies einfach unmöglich, da wird die Polizei, will sie nicht hartherzig erscheinen und vielleicht begründete Ansprüche auf Erteilung der Rechtswohltat des Armenrechts vereiteln, jenes Zeugnis regelmäßig auf Grund der bloßen Angaben des Nachsuchenden erteilen, wenn diese nur durch seinen Steuerzettel unterstützt werden, obwohl dieser seiner Beweiskraft nach nicht über jeden Zweifel erhaben ist. Zwar ist das Prozeßgericht keineswegs verpflichtet, auf Grund des polizeilichen Zeugnisses das Armenrecht zu erteilen; es hat vielmehr die Richtigkeit jenes Zeugnisses frei zu würdigen; aber die hierfür in Betracht kommenden Tatsachen (Verhältnis des Vermögens zu den Schulden; der in sichrer Aussicht stehende Arbeitsverdienst; die Möglichkeit, das Kapitalvermögen ohne Beeinträchtigung des Unterhalts anzugreifen; Vorhandensein unterhaltspflichtiger Verwandter und dergleichen) sind dem Gericht im allgemeinen noch weniger bekannt als der zur Ausstellung des Zeugnisses berufnen Verwaltungsbehörde, und darum wird tatsächlich beim Vorliegen des obrigkeitlichen Zeugnisses das Armenrecht niemals verweigert. Und so hat dieses schon mancher „kleine Rentner“ und manche Stiftsdame genossen, die sehr wohl imstande gewesen wären, ohne Beeinträchtigung des für sie nötigen Unterhalts zur Bestreitung der Gerichts- und Anwaltskosten ihr Kapitalvermögen anzugreifen. Das frühere preußische Recht war in dieser Beziehung viel strenger. Die Allgemeine Gerichtsordnung schrieb vor, daß die das Armenrecht nachsuchende Partei die Richtigkeit ihrer Angaben über ihre Vermögenslage durch den sogenannten Armeneid zu bekräftigen habe; dieser Armeneid wurde zwar durch das Gesetz vom 10. Mai 1851 abgeschafft, und nach Paragraph 5 dieses Gesetzes sollte es zur Erlangung des Armenrechts in der Regel genügen, daß die arme Partei neben dem ihr Unvermögen bescheinigenden obrigkeitlichen Zeugnis dem Gericht ein Vermögensverzeichnis einreiche; am Schluß dieses Paragraphen 5 heißt es aber: „Es soll jedoch der Kassenverwaltung, wenn sie Bedenken dabei trägt, unbenommen bleiben, die ihr Unvermögen behauptende Partei zur Ableistung des Manifestationseides, allenfalls mittels Personalarrest (!), anzuhalten.“

Das neben dem obrigkeitlichen Zeugnis einzureichende Vermögensverzeichnis und die drohende Notwendigkeit der eidlichen Bestärkung des Unvermögens boten also immerhin einigen Schutz gegen mißbräuchliche Erlangung des Armenrechts, der dem heutigen Recht fehlt. Und obwohl der oben mitgeteilte Wortlaut des Paragraphen 114 der Zivilprozeßordnung („des für ihn und seine Familie notwendigen Unterhalts“) darauf hinweist, daß nur physische Personen dieser Rechtswohltat teilhaftig werden können, so machen doch auch juristische Personen vielfach auf Erteilung des Armenrechts Anspruch: verkrachte Aktiengesellschaften, Konkursmassen, Stadt-, Dorf- und Kirchengemeinden, Schützengilden und Vergnügungsvereine wiesen durch obrigkeitliche Zeugnisse ihr Unvermögen zur Bestreitung von Prozeßkosten nach, obwohl die Aktionäre, die Konkursgläubiger, die Gemeinde- und Vereinsmitglieder mit Leichtigkeit in der Lage waren, die zur Bestreitung der Gerichts- und Anwaltskosten nötigen Beträge zu bezahlen. Es ist eben angenehmer, von der Entrichtung

der Gerichtskosten befreit zu sein und einen Rechtsanwalt zur unentgeltlichen Dienstleistung zugeordnet zu erhalten, als Gerichtskosten zu zahlen und den Anwalt zu lohnen; so denken auch die Vorsteher der Gesellschaften, Gemeinden und Vereine sowie die Konkursverwalter.

Ganz besonders drückend aber ist diese merkwürdige Rechtseinrichtung für die Rechtsanwälte. Die Einrichtung des Armenrechts stellt sich als eine solche sozialer Fürsorge dar; die Befreiung armer Parteien von den Kosten folgt aus der Notwendigkeit gleichen Rechtsschutzes für Arm und Reich; denn die Gerechtigkeit darf, wenn sie Gerechtigkeit sein will, dem die Hilfe nicht versagen, der die Kosten nicht bezahlen kann. So bemerken richtig die Motive zur Zivilprozeßordnung. In der Tat steht die Gewährung des Rechtsschutzes an den Armen auf derselben Linie mit der Gewährung des für ihn sonst nötigen Unterhalts, also von Speise und Beherbergung, Kleidung, ärztlicher Behandlung und Arznei. So wenig man nun aber den Speisewirten und Hauseigentümern, den Kleiderhändlern, Ärzten und Apothekern die unentgeltliche Gewährung des eben bezeichneten Unterhalts an Hilfsbedürftige zumutet, wie vielmehr hier die Unterstützung des Hilfsbedürftigen aus den Mitteln der Gemeinde und des Staats erfolgt, so müßte dasselbe doch auch für die Gewährung des Rechtsschutzes an den Hilfsbedürftigen gelten. Es ist wenigstens gar nicht verständlich, warum der Rechtsanwalt, der doch aus der „Staatskrippe" keinen Pfennig erhält und dem schrankenlosen Wettbewerb seiner Berufsgenossen, ganz ebenso wie die Ärzte, preisgegeben ist, genötigt sein soll, seine Tätigkeit den Armen unentgeltlich zu leisten, aus Gründen sozialer Fürsorge. Jede Gemeinde besoldet doch ihren Armenarzt und zahlt aus Gemeindemitteln die Arzneien für den Hilfsbedürftigen; auch bezahlt in Strafsachen, die vor dem Schwurgericht verhandelt werden, wo also dem Angeklagten von Amts wegen ein Verteidiger bestellt werden muß, der Staat dem als Verteidiger beigeordneten Rechtsanwalt die Gebühren. In bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten aber gilt der entgegengesetzte Grundsatz: der Rechtsanwalt muß aus Gründen sozialer Fürsorge seine Dienste unentgeltlich leisten, ja sogar Auslagen an Porto und Schreibgebühren werden ihm zu diesem Behuf zugemutet. Nun sind in Preußen und in andern Bundesstaaten Prozeßvollmachten stempelpflichtig, das heißt der Unterzeichner der Vollmachtsurkunde hat an den Staat in Stempelmarken den Betrag von zwei bis fünf Mark zu entrichten, und für diese Abgabe ist auch der Bevollmächtigte, der von der Urkunde Gebrauch macht, haftbar. Und da sich auch der der armen Partei beigeordnete Rechtsanwalt durch eine Prozeßvollmacht ausweisen muß, so versuchten in Preußen die fiskalischen Beamten den Vollmachtsstempel vom „Armenanwalt" einzuziehn! Es entbehrt in der Tat nicht einer gewissen Komik, daß der Rechtsanwalt, weil ihn das Gesetz verpflichtet, eine arme Partei unentgeltlich zu bedienen, an den Staat noch eine Abgabe zahlen soll, und man erinnert sich unwillkürlich an den Ausspruch von Friedrich Wilhelm dem Vierten: „Was der Haifisch ist auf dem Meere, ist der Fiskus auf dem Lande." Erwähnt sei hierbei, daß der Armenanwalt gegen seine Zuordnung kaum etwas machen kann. Sieht er, daß die beabsichtigte Rechtsverfolgung

aussichtslos sei, so kann er wohl beim Prozeßgericht den Antrag stellen, der Partei das Armenrecht zu entziehn; aber das wird er aus naheliegenden Gründen nicht gern tun, da er sich zu leicht dem Verdacht aussetzt, daß er für die Sache des Armen kein Interesse, für diesen weniger Mitgefühl habe als das Gericht.

Und ebenso drückend lastet die Rechtseinrichtung des Armenrechts auf dem Gegner der armen Partei; denn dieser hat, wenn er auch obsiegt, in jedem Fall (da die Erstattungspflicht der armen Partei regelmäßig wertlos, vom Armen eben nichts beizutreiben ist) die Kosten seines Rechtsanwalts zu tragen; er ist ferner nach den Paragraphen 84, 89 des Gerichtskostengesetzes für die Kosten der von ihm beantragten Beweisaufnahmen der Gerichtskasse haftbar. Verklagt mich zum Beispiel ein Arbeiter mit der Behauptung, daß ich schuldhaft seine Gesundheit verletzt habe, auf Schadenersatz (Heilungskosten und entgangnen Arbeitsverdienst), so ist zwar der Kläger dafür, daß ich schuldhaft gehandelt habe, und für die Höhe des Schadens beweispflichtig; ich habe aber allen Anlaß, meinerseits durch Benennung von Zeugen und Sachverständigen Gegenbeweise anzutreten, und die Kosten dieser von mir benannten Zeugen und Sachverständigen, ja sogar eines Termins, der zu ihrer Vernehmung außerhalb der Gerichtsstelle anberaumt wird, habe ich auch dann zu tragen, wenn ich obsiege. Deshalb handle ich am klügsten, wenn ich mir zum voraus die Höhe der Kosten, die mir durch den von der armen Partei beabsichtigten Prozeß entstehn werden, annähernd überschlage und auf dieser Grundlage mich mit der armen Partei vergleiche. So erklärt es sich, daß das Armenrecht oft genug von der armen Partei benutzt wird, um von dem wohlhabenden Gegner etwas zu erpressen; dieser — mag er von dem Ungrund des gegen ihn beabsichtigten Anspruchs noch so sehr überzeugt sein — zahlt gern den Betrag, der ihm im Prozeß an Anwalts- und Gerichtskosten entstehn würde, sofort an den Armen, nur um den Verdrießlichkeiten eines Rechtsstreits zu entgehn, der ihm auch im Fall des Obsiegens Geldopfer auferlegt.

Ein sehr hoher Prozentsatz der im Armenrecht durchgeführten Ansprüche erweist sich als unbegründet, und diese Prozesse belasten schwer die Gerichte, die Anwälte und den Gegner der armen Partei. Zur Hebung des Mißstandes sind mehrfach Vorschläge gemacht, von denen aber keiner als wirklich annehmbar und brauchbar allgemeine Anerkennung gefunden hat. Denn in Wahrheit sind es die Verfahrungsgrundsätze der Zivilprozeßordnung, die das Übel verschulden. Das zeigt sich am besten, wenn man die Ausgestaltung des Armenrechts betrachtet, wie sie sich unter der Geltung des frühern preußischen Rechts ergab. Wies hier der Kläger sein Unvermögen zur Bestreitung von Gerichtskosten nach, so wurde ihm das Armenrecht erteilt, durch das er nur von der Entrichtung der Gerichtskosten befreit wurde. Nun blieb es dem Kläger überlassen, die Klageschrift schriftlich einzureichen oder sie zu Protokoll des Gerichtsschreibers eines beliebigen Gerichts zu geben. Dieses Protokoll (oder die vom Kläger etwa schriftlich eingereichte Klage) unterlag nun zunächst der Prüfung des Prozeßgerichts dahin, ob die vom Kläger vor-

gebrachten Tatsachen in rechtlicher Beziehung schlüssig seien, also, falls sie erwiesen würden, den Anspruch des Klägers rechtfertigten. Verneinte dies das Gericht, so wies es die Klage des Armen durch einfache Verfügung ab, ohne daß der Gegner etwas hiervon erfuhr. War dagegen die Klage schlüssig, so beraumte der mit der Bearbeitung der Sache betraute Richter (der sogenannte „Dezernent" oder „Referent") einen Termin zur Klagebeantwortung an, zu dem der Beklagte geladen wurde. In diesem Termin vernahm der Richter den Beklagten mit der Klagebeantwortung zu Protokoll; demnächst lud dieser Richter den Kläger zu einem neuen Termin, damit Kläger seine „Replik" auf die Klagebeantwortung wiederum zu Protokoll des Richters erkläre. Dann lud dieser Richter wiederum den Beklagten zu einem Termin und vernahm ihn mit der „Duplik," das heißt mit der Gegenerklärung auf die Anführungen der Replik. Nachdem so der gesamte Streitstoff schriftlich festgelegt war, wurde der „Audienztermin" vor dem Kollegium anberaumt und die Parteien zu diesem geladen. Wohnte die arme Partei nicht im Bezirk des Prozeßgerichts, so ersuchte dieses wohl auch das Gericht des Wohnsitzes der armen Partei, diese mit ihren Erklärungen zu Protokoll zu vernehmen; für den Audienztermin wurde in diesem Fall der armen Partei ein Referendar oder Subalternbeamter als „Offizialmandatar" bestellt. Der Gegner der armen Partei konnte, statt seine Erklärungen zu Protokoll des Richters abzugeben, sich auch durch einen Rechtsanwalt vertreten lassen; er sah hiervon aber natürlich regelmäßig ab, da ihm hierdurch Kosten entstanden, deren Erstattung er vom unvermögenden Gegner zu erlangen keine Aussicht hatte.

Bei diesen das Verfahren des preußischen Prozesses beherrschenden Grundsätzen versteht man, daß während seiner Geltung vom Armenrecht sehr wenig Gebrauch gemacht wurde, und sich Mißstände aus dieser Rechtseinrichtung nicht ergeben konnten; es fehlte eben dem preußischen Prozeß die sonderbare Einrichtung, die man „Anwaltszwang" nennt. Die Partei, die die Kosten der Zuziehung eines Anwalts nicht zu erschwingen vermochte oder aus sonstigen Gründen von der Zuziehung eines Anwalts absehen zu sollen glaubte, reichte ihre Klage schriftlich ein oder gab sie zu Protokoll eines Gerichtsschreibers und ihre sonstigen Erklärungen zu Protokoll des Richters ab und nahm ihre Termine persönlich wahr. Anders heute. Obwohl die Prozeßparteien doch erwachsne Leute sind, denen das Gesetz wohl die selbständige Entschließung darüber überlassen kann, ob sie vor Gericht ihre Rechte selbst vertreten oder einen Anwalt zuziehn wollen, so hat die Zivilprozeßordnung es dennoch für gut befunden, die Prozeßparteien unter eine geordnete gesetzliche Vormundschaft zu stellen, indem sie vorschreibt, daß sie sich vor dem Landgericht durch Anwälte vertreten lassen müssen. Und diese Festsetzung ist nicht eine willkürliche, sondern sie ist geboten durch die das Verfahren der Zivilprozeßordnung beherrschenden Grundsätze. Denn das Gericht entscheidet heute nicht mehr, wie nach früherm Recht, auf Grund der bei den Akten liegenden Schriftstücke, sondern nur auf Grund der mündlichen Verhandlung, und der Prozeßbetrieb liegt nicht, wie im frühern Recht, dem Gericht, sondern den Parteien ob. Und da sogar gebildete Laien den Anforderungen der Münd-

lichkeit und des Parteibetriebs nicht gewachsen sind, so mußte das Gesetz die Bevormundung der Parteien durch Rechtsanwälte, den Anwaltszwang einführen. Von einem solchen konnte im frühern Prozeß nicht die Rede sein; denn früher lag dem Richter die Amtspflicht ob, die Parteien mit ihren Erklärungen zu vernehmen, das heißt also sich den Streitstoff zu schaffen, und zwar durch Aufnahme von Protokollen; denn die Annahme, das Gericht könne einen mäßig schwierigen Sachverhalt auf Grund mündlicher Verhandlung entscheiden, war als „bewußte Lüge" dem preußischen Prozeß fremd. Und dem Verhältnis des Staatsbürgers zum Gericht entspricht es, daß dieses, sobald der Kläger bei ihm einmal den Antrag auf Zuerkennung eines bestrittnen Rechts gestellt hat, nunmehr von Amts wegen alle weitern zur Durchführung des Anspruchs nötigen Schritte vornehme; darum kannte der preußische Prozeß keinen Parteibetrieb. Gewiß ist es für die arme Partei angenehmer und bequemer, ihre Rechte durch einen Rechtsanwalt vertreten zu sehen, als sie selbst wahrzunehmen; aber wie jede andre Armenpflege hat sich auch die auf Gewährung des Rechtsschutzes gehende Armenpflege auf das Notdürftige zu beschränken und über das Notdürftige hinaus keinerlei Ansprüche zu bewilligen. Darum sah der preußische Gesetzgeber, der ja sehr wohl auch die Beiordnung eines Rechtsanwalts für die arme Partei hätte vorschreiben können, hiervon ab. So wenig ein Hilfsbedürftiger in Krankheitsfällen Anspruch auf Behandlung gerade durch einen ihm besonders zusagenden oder durch einen als Spezialist berühmten Arzt oder auf den Genuß ganz besondrer Heilungsgelegenheit hat, ebenso wenig hat der des Rechtsschutzes bedürftige Arme Anspruch auf die Erleichterung und die Erhöhung des Rechtsschutzes, die die Zuziehung eines Rechtsanwalts gewährt. Und es ist kein Zweifel, daß die übermäßige Bequemlichkeit der Rechtsverfolgung, die Ersparnis jedes Zeitverlustes, ja sogar der Wahrnehmung eines Termins, für die arme Partei geradezu ein Anreiz zur mißbräuchlichen Benutzung des Armenrechts ist. Der Arme, dem durch das Prozessieren keine Auslage, keine Mühe oder Zeitverlust verursacht wird, weil ihm sogar die Tätigkeit eines Rechtsanwalts unentgeltlich zur Verfügung gestellt wird, läßt sich hierdurch nur zu leicht zur Erhebung völlig unbegründeter Ansprüche verleiten. Die oben gemachten Angaben über den Prozentsatz unbegründeter Ansprüche, die im Armenrecht durchgeführt werden, reden eine zu deutliche Sprache; und vom sozialen Standpunkt ist es sehr bedauerlich, daß der Arme bei der Rechtsverfolgung so sehr bevorzugt ist gegenüber dem mäßig Bemittelten, also zum Beispiel dem Bauern, dem Handwerksmeister und gegenüber sonst Minderbegüterten, die der Rechtswohltat des Armenrechts nicht teilhaft werden können und bei der Kostspieligkeit und Schwierigkeit der Rechtsverfolgung oft genug von dieser absehen, auch wo sie wirtschaftlich des Prozesses benötigt sind.

So ist es also der Anwaltszwang, auf den man die für das Gericht, für die Rechtsanwälte und den Gegner der armen Partei gleich fühlbaren Mißstände des Armenrechts zurückführen muß, und da dieser Anwaltszwang durch den Bau des heutigen Prozeßverfahrens verursacht ist, so ist eine Beseitigung des Mißstandes zurzeit ausgeschlossen. Erst wenn bei einer Änderung

der Zivilprozeßordnung, wie man mit Sicherheit erwarten darf, die Grundsätze der Mündlichkeit und des Parteibetriebs beseitigt oder auf das wesentlichste eingeschränkt werden, werden auch die Mißstände des Armenrechts schwinden. Durch dieses wird der Arme dann, wie im frühern preußischen Prozeß, nur die Befreiung von Gerichtskosten erlangen, und da diese von dem, der wirklich arm ist, ohnehin nicht eingezogen werden können, so werden Gesuche um Erteilung des Armenrechts dann sehr selten sein. Aber auch die sich bei der vorgeschlagnen Neuregelung ergebende Folge, daß der Arme seine Termine persönlich wahrnehmen müsse, wird von der Verfolgung unbegründeter Ansprüche abschrecken.

Es kann aber nicht unerwähnt bleiben, daß an den geschilderten Mißständen auch unser Gerichtskostengesetz schuld ist; denn der Grundzug dieses Gesetzes ist ein übertriebner Fiskalismus, dem gegenüber die Anforderungen der Billigkeit und des Rechtsgefühls völlig zurücktreten. Die Anforderung radikaler politischer Parteien auf gänzliche Abschaffung der Gerichtskosten wird damit begründet, daß die Rechtspflege ebenso wie die Erhaltung der innern Sicherheit zu den Aufgaben des Staats gehöre, also unentgeltlich dem, der die Tätigkeit der Staatsbehörde nötig hat, gewährt werden müsse. Wenn diese Anforderung auch aus rechtspraktischen Gründen, nämlich weil sie eine wahre Prozeßwut entfesseln würde, unerfüllbar ist, und von einer gänzlichen Abschaffung der Gerichtskosten also nicht die Rede sein kann, so fordert doch die Gerechtigkeit, daß die Staatskasse zum Schuldner der Gerichtskosten nur die Partei haben darf, der die Gerichtskosten durch rechtskräftige Entscheidung auferlegt sind. Es widerspricht doch geradezu der Würde des Staats, daß er seine vornehmste Pflicht zur Ausübung der Rechtspflege in Verbindung bringt mit der Zahlung von Vorschüssen, also von „steuerartigen Beiträgen zu den Kosten der Rechtspflege“; diese kann vielmehr der Staat bestreiten, auch wenn er sich von den Staatsangehörigen nicht Vorschuß zahlen läßt. Schwerer aber noch als die Verpflichtung zur Vorschußzahlung lasten auf den Rechtsuchenden die oben hervorgehobnen Grundsätze. Nach ihnen ist ohne Rücksicht auf das über die Kostenpflicht ergehende Urteil jede Partei der Staatskasse gegenüber zahlungspflichtig für die Kosten, die sie durch ihre Anträge, insbesondre durch ihre Beweisanträge veranlaßt hat. Nach jenen Grundsätzen erwächst ferner mit Ablauf eines Jahres seit Beginn des Rechtsstreits der Gerichtskasse das (durch das später ergehende Urteil nicht mehr entziehbare) Recht, sämtliche bis dahin entstandnen Kosten vom Kläger einzuziehn; nach ihnen gibt schließlich die bloße Tatsache, daß in der ergangnen Entscheidung der einen Partei die Kosten auferlegt worden sind, der Gerichtskasse das Recht auf Einziehung dieser Kosten, ohne Rücksicht darauf, ob dieses Urteil rechtskräftig wird oder nicht ist. Die Gerechtigkeit verlangt doch, daß der Fiskus zum Schuldner nur die Partei habe, deren Kostentragungspflicht durch rechtskräftige Entscheidung feststeht, und nicht die Partei, der sie auferlegt ist durch eine Entscheidung, die später vom höhern Gericht als unbegründet beseitigt ist. Bei diesen Härten unsers Gerichtskostengesetzes ist es schon erklärlich, daß sich Mancher um das Armenrecht bemüht, der bei einer gerechten Regelung des Kosten-

wesens hierzu keinen Anlaß hätte. Fragt man aber, warum diese ungerechte Regelung gemacht ist, so erkennt man als ihre Ursache wiederum den vorhin gekennzeichneten Parteibetrieb der Zivilprozeßordnung. Denn da der Betrieb des Rechtsstreits ganz in der Willkür der Parteien ruht, diese nach Belieben das Verfahren „ruhen" lassen können, und dem Gericht jede Möglichkeit, die ergangne Entscheidung in Rechtskraft übergehn zu lassen, fehlt, so muß das Gesetz die Bestimmungen treffen, wonach die bloße Tatsache der Erhebung des Prozesses, die Stellung eines Antrags, das einjährige Schweben des Rechtsstreits und der Erlaß einer Entscheidung ohne Rücksicht auf ihre Rechtskraft die Verpflichtung zur Tragung der Gerichtskosten erzeugen. Und so muß man wie alle sonstigen Mißstände der bürgerlichen Rechtspflege auch die des Gerichtskostenwesens auf die verkehrten Grundsätze zurückführen, auf denen unsre Zivilprozeßordnung beruht.

Die Tage von Champigny und Villiers

4

Beneidenswert war, als sich am 1. Dezember die Schatten der Dämmerung auch auf den von der obern Marneschleife umschlossenen Teil des linken Flußufers herabsenkten, die Lage des mit dem bei weitem größten Teile seiner Armee an den Westhängen der Hochebne festgeklammerten Generals Ducrot nicht. Daß er sich nur auf einen Teil der unter ihm kommandierenden Generale verlassen konnte, hatten am 30. vier verschiedne Vorfälle bewiesen, von denen jeder einzelne den Erfolg der von der Heeresleitung getroffnen Anordnungen ernstlich gefährdet hatte oder doch hätte gefährden können: Mannschaften und Material hatten am 30. schwer gelitten: seinen Truppen fehlte alles, was sie kräftigen und neubeleben konnte, warme Kleidung, solider Proviant, leidliches Unterkommen: die Munitionsbestände waren zwar nach Möglichkeit ergänzt worden, aber die Gefechtseinheiten hatten nur notdürftig durch Zusammenlegungen wiederhergestellt werden können: ein überlegner Angriff, den man erwartete, mußte, wenn er erfolgreich war, nahezu vernichtend sein, da man vor einem Défilé stand und nur über die elf vom Geniekorps geschlagnen Brücken zurück konnte, an deren Zugängen bei einem überstürzten Rückzug knotenartige Stauungen unvermeidlich waren: eine zweite Nacht unter freiem Himmel, noch kälter als die vorhergehende, stand den weder durch Decken noch durch Wachtfeuer gegen den Frost geschützten Mannschaften bevor, und wie die Stimmung auch der höchsten Befehlshaber war, zeigt ein von dem Kommandeur der ersten Division des dritten Korps, General de Bellemare, am 1. Dezember früh 4 Uhr an den Gouverneur gerichtetes Schreiben, worin er meldet, daß er — ohne des Oberbefehlshabers Generals Ducrot Genehmigung eingeholt zu haben — mit seinen Truppen auf das rechte Marneufer zurückgekehrt sei:

nous ne sommes pas en mesure de résister, schreibt er, et nous risquons, les ponts venant à être détruits par des obus, d'être jetés à la Marne, d'autant plus qu'il n'y a pas à penser à se porter en avant. Aber alle diese Tatsachen, die für ein wenigstens vorläufiges Aufgeben des tatsächlich gescheiterten Angriffs und für eine sofortige Rückkehr auf das rechte Marneufer sprachen, wogen für den Gouverneur wie für den Oberbefehlshaber leicht gegen den einen Gedanken, daß man nicht nach Paris zurückkehren könne, weil dieses die Enttäuschung einer ohne den Lorbeer des Erfolgs zurückkehrenden Armee nicht ertragen und auf die ihm angeblich zugefügte „Schmach" mit einer Revolte antworten würde. Genau so hatten der Kaiser, die Kaiserin und die Regentschaftsräte in der zweiten Hälfte des Monats August gedacht und gehandelt.

Für einen Feldherrn wie Moltke wird der 2. Dezember wenig Interesse gehabt haben. Was General Ducrot tat, indem er unter den ungünstigsten Verhältnissen in einer überaus gefährlichen Stellung blieb, um eine zum Aufstand neigende Stadt nicht zu reizen, war so genau das Gegenteil von dem, was der Chef des Großen Generalstabs in demselben Falle getan haben würde, daß er kaum das Gefühl gehabt haben kann, es stehe ihm ein seiner würdiger Gegner gegenüber: der ihm nicht gewachsne feindliche Führer wird ihm leid getan haben, und durch dieses Gefühl wurde das Interesse an der „Partie" wesentlich vermindert. Die Gedanken des großen Strategen weilten an der Loire, wo sich das Los der Schlachten in so überraschender und glänzender Weise für ihn entscheiden sollte, daß es dann nur noch der letzten Anstrengungen bedurfte, damit sich der Gegner überwunden erklärte.

Das Interesse der Kämpfe vom 2. Dezember liegt auf einem andern Gebiet. Was wir über sie erfahren, beweist uns, daß im Feuergefecht auch eine wenig geschulte und in ihrem Selbstvertrauen schon einigermaßen erschütterte Truppe standzuhalten vermag, wenn sie durch zahlreiche Artillerie unterstützt wird und sich an befestigte oder sie sonst durch ihre Lage begünstigende Örtlichkeiten anlehnen kann, daß dagegen, da Kolben und Bajonett unwiderruflich entscheiden, wer von zwei Gegnern der physisch und psychisch überlegne ist, der Wert des Angriffs mit der blanken Waffe nie hoch genug geschätzt und beim Nahgefecht das „Draufgehn ohne zu schießen" nie dringlich genug empfohlen werden kann. Die Franzosen wissen das auch recht gut, und die Antwort, die ein deutscher Arzt gegeben hatte, als in seiner Gegenwart von französischer Seite der bei französischen Verwundeten beobachteten Seltenheit von Hieb- und Stichwunden in scheinbar objektiver Weise, aber mit arglistiger Absicht Erwähnung geschehn war, ist mir immer im Gedächtnis geblieben. Ich leugne, hatte er erwidert, diese verhältnismäßige Seltenheit der Hieb- und Stichwunden nicht: der Grund dafür dürfte aber nicht sowohl in einer geringern Freude des Deutschen an dem Kampf mit der blanken Waffe zu suchen sein, als vielmehr in der größern Behendigkeit des Franzosen, der, statt dem Angriff standzuhalten, sich ihm in vielen Fällen bei rechter Zeit zu entziehn gewußt oder mit andern Worten den Bajonettangriff vorsichtigerweise nicht abgewartet hat.

Die in den ersten Frühstunden des 2. Dezembers gleichzeitig unternommnen überraschenden Angriffe der vierundzwanzigsten Division auf Bry und der Württemberger mit sechs Kompagnien des siebenten Infanterieregiments und dem zweiten Jägerbataillon auf Champigny waren beide in den ersten Anfängen erfolgreich, kamen aber, als sich die angegriffnen französischen Truppen nach anfänglichem bestürztem Zurückgehn eines bessern besannen, beide zum Stehn und ebbten in Feuergefechte aus, deren Erfolg der war, daß einzelne Gebäude und Grundstücke von den Angreifenden besetzt und festgehalten wurden, während andre, und zwar in Bry sowohl wie in Champigny die größern südlichen Hälften, den Angegriffnen verblieben.

Bry, das am Abhange der nach Villiers zu ansteigenden Hochebne liegend und mit seinen Häusern und Gärten bis dicht an das Ufer der Marne herangehend dem linken Flügel der Pariser Armee einen ausgezeichneten Stützpunkt gewährte, war zwar, wie soeben erwähnt worden ist, am 1. Dezember früh von dem General Bellemare verlassen, aber sofort durch die rechts danebenstehenden Truppen wieder einigermaßen besetzt worden. Im Laufe des Tages waren die Regimenter 107 und 108 der Brigade Daudel auf den ausdrücklichen Befehl des Generals Ducrot nach Bry zurückgekehrt, und dieses war von ihnen besetzt, durch Barrikaden an geeigneten Stellen gesperrt und auch sonst zur Verteidigung eingerichtet worden. Das zweite Bataillon von 107, das im ersten Anlauf auf der Grande Rue bis an die vordere Barrikade vorgedrungen war und diese genommen hatte, wurde durch rasch gesammelte französische Mannschaften am weitern Vordringen behindert, und es entspann sich das übliche Feuergefecht von Haus zu Haus, bei dem der Angreifende, wenn sich der Angegriffne zu verschanzen gewußt hat, selten gute Geschäfte macht. Das Bataillon hatte große Verluste, namentlich auch an Offizieren, und es mußte sich damit begnügen, den nördlichen Teil des Dorfes zu behaupten. Ein umfassender Angriff auf der Ostseite des Dorfes durch das erste Bataillon von 107, der anfangs Erfolg versprochen hatte, wurde durch das Feuer mehrerer Kompagnien, die östlich von der Kirche im Grand Parc hinter krenelierten Mauern aufgestellt waren, abgeschlagen. „Auch dort, sagt das Generalstabswerk, entspann sich ein stehendes Feuergefecht, in das auf dem linken Flügel das dritte Bataillon des Regiments Nummer 104 eingriff, nachdem es in einem Parke zwischen Noisy und Bry, an dem die beiden vordern Bataillone ungehindert vorbeimarschiert waren, gegen hundert Franzosen gefangen genommen hatte.“ Zwischen dem Dorfe und der Marne vorzudringen, um mit Hilfe der der Angriffskolonne beigegebnen Pionierfektion die etwas südlich von dem Orte geschlagnen beiden Schiffbrücken befohlnermaßen zu zerstören, gelang ebenfalls nicht. Der Uferrand, den man zu diesem Zwecke hätte passieren müssen, war vom rechten Marneufer aus durch acht zwölfpfündige Batterien sowie durch eine auf der Höhe von Perreux aufgestellte Mitrailleusenbatterie so unter Feuer gehalten, daß wohl aus diesem Grunde von einem Vorrücken stärkerer Abteilungen am Uferrand Abstand genommen worden ist; sonst wäre selbstverständlich diese Stelle die bei weitem geeignetste gewesen, den Feind von seinem linken Flügel aus aufzurollen und ihn nach Zerstörung der Brücken, vor allen der bei Bry geschlagnen, auf das östlich von

Le Plant zu beiden Seiten des Landebachs hinter Schützengräben gedeckt aufgestellte Zentrum zu werfen.

Die Phantasie der vielen tausend Pariser, die noch heutzutage zur Jahresfeier des 2. Dezembers wie zu einem Volks- und Siegesfest herbeiströmen, beschäftigt sich in erster Reihe mit dem Ortsgefecht, das in dem auf dem halben Wege zwischen Joinville-le-Pont und Coeuilly liegenden Champigny von Tagesanbruch bis zur sinkenden Nacht währte und durch die jedes Jahr mit neuen Zusätzen versehene Legende zum Schauplatz einer französischen Heldentat ersten Ranges gestempelt worden ist. In Wahrheit hatte freilich der von den Parisern als Pendant der Schlacht von Coulmiers gefeierte Tag mit einem allgemeinen Ausreißen begonnen, aber man war bald wieder zur Besinnung gekommen, und die in ihre Stellungen zurückgekehrten Truppen haben sie mit großer Zähigkeit verteidigt.

Einige Kompagnien des siebenten württembergischen Infanterieregiments hatten sich in der ersten Morgendämmerung durch überraschende Angriffe des von zwei Bataillonen des zweiundvierzigsten Linienregiments und einem Bataillon des Regiments 113 besetzten östlichen Teils von Champigny bemächtigt, während das zweite Jägerbataillon, das von Chennevières und à-mon-Idée aus im Dorf und längs der Marne — das Generalstabswerk sagt längs der Seine — vorgestürmt war, weiter westlich in den Hauptteil des Ortes einzudringen suchte. Diese überraschenden Angriffe, bei deren einem in dem sogenannten Parc-en-Pointe eine Anzahl von Franzosen gefangen genommen wurde, hatten unter den sich auf Vorposten befindenden Truppen, besonders aber unter den auf dem linken Flügel bei den Kalköfen und auf dem Plateau du Signal stehenden Mobilgarden der Côte-d'Or und von L'Ille-et-Vilaine (Brigade Martenot) eine wahre Panik hervorgerufen, die sich über den ganzen Ort verbreitete und sehr bald die nach Joinville-le-Pont und Poulangis-Ferme führende Chaussee mit einem Strom dem Flusse zu fliehender Mannschaften, Wagen, Reiter und Trains bedeckte. Es gelang jedoch dem sofort herbeigeeilten General Ducrot und einigen höhern Offizieren, diesen Strom auf ein seitwärts liegendes Feld abzuleiten, und der Widerstand, den die Württemberger bei weiterm Vordringen von Teilen der Division Faron fanden, die sich die Verteidigung einzelner Häuserkomplexe und Straßen des westlichen Teils des Ortes sehr angelegen sein ließen, hemmte deren Fortschritte. Während bei den nördlich von Champigny liegenden Kalköfen, südlich vom Landebach „nun die Divisionen Faron und Malroy gegen die vorliegenden Höhen anrückten," entrissen das zweite und das Füsilierbataillon des Kolbergschen Grenadierregiments das Bois-de-la-Lande dem Feinde und „machten — sie sollen hoch leben! — die vom Bahndamme her sie heftig beschießende Infanterie größtenteils mit Kolben und Bajonett nieder." Auch die Kiesgruben wurden vorübergehend von den Musketierbataillonen des Regiments Nummer 49 im Handgemenge zurückerobert, mußten aber bei „Annäherung stärkerer Kolonnen des Feindes" zum Teil wieder geräumt werden.

Erst nachdem General von Fransecky die sechste Brigade von Sucy nach Chennevières, die fünfte nebst vier Batterien der Korpsartillerie des zweiten Armeekorps von Marolles nach Coeuilly herangezogen hatte, und nachdem der

Kommandeur der dritten Division, Generalmajor von Hartmann, „mit allen bei Champigny vereinigten Truppen nach heftigem Kampfe gegen zwölf Uhr Mittags bis an den nach Bry führenden Weg vorgedrungen war, konnte man sich der dortigen Kiesgruben, in denen über 160 Mann die Waffen streckten, dauernd bemächtigen."

Die aus der fünften leichten und ersten schweren des zweiten Korps, aus der dritten vierpfündigen, der zweiten leichten und der ersten schweren württembergischen bestehende, gegen elf Uhr noch durch vier Batterien des zweiten Armeekorps verstärkte Artillerie wurde um ein Uhr nach dem von der Infanterie errungnen Erfolge „in eine Mulde unweit des Jägerhofs zurückgezogen, da sie durch das Feuer der französischen Festungsgeschütze nicht unerheblich litt," und die Württemberger, die seit früh sieben Uhr im Feuer gestanden hatten, „sammelten sich am Ostrande von Champigny und rückten bei Einbruch der Dunkelheit nach Cocuilly ab." „Das Füsilierbataillon des Regiments Nummer 49, sagt das Generalstabswerk, verblieb mit einer Kompagnie des Jägerbataillons Nummer 2 bei der Kirche von Champigny; die Höhe nördlich des Dorfes und die Kiesgruben hielten die Musketierbataillone dieses Regiments und die drei andern Jägerkompagnien. Diesen Truppen schlossen sich längs des Weges nach Bry zwei Bataillone des Regiments Nummer 14 und noch weiter rechts im Petit-Bois-de-la-Lande zwei Bataillone des Kolbergschen Grenadierregiments an. Das zweite Bataillon Regiments Nummer 14 stand mit dem Regiment Nummer 54 hinter Champigny als Reserve; außerdem traf der größte Teil der zweiten württembergischen Brigade um $2^1/_2$ Uhr Nachmittags bei Chennevières ein."

Ein weiterer vergeblicher Versuch, die Franzosen befohlnermaßen über die Marne zurückzuwerfen, wurde von dem Kommandeur des zwölften Armeekorps gegen zehn Uhr Vormittags gemacht, indem er das erste Bataillon des von La Grenouillère nach Villiers herangezognen Schützenregiments Nummer 108 und das dritte des Regiments Nummer 107 „zur Unterstützung der bei Bry kämpfenden Truppen vorsendete."

Von der von La Fourche (östlich von Joinville-le-Pont) nach Bry über Le Plant führenden Straße zweigen sich südlich der Ile-du-Moulin zwei Wege ab, von denen der eine nach Champigny, der andre nach Villiers führt. Nach diesem Wegekreuz hin, patte-d'oie, wie die Franzosen es nennen, senkt sich das Plateau von Villiers, zwischen dessen beiden Kuppen (mamelons) der Weg nach Bry in seiner zweiten Hälfte ziemlich steil hinuntersteigt, in überaus unregelmäßigen, Kante gegen Kante gelagerten kleinen Abhängen und Böschungen, die als Weingärten bebaut und in viele von niedrigen Mauern umschlossene Parzellen geteilt sind. Bei späterm oftmaligem Besuche des Geländes hat mir dieser Teil davon immer den Eindruck der obern Fläche einer stark beschädigten und ausgelaufnen Honigwabe gemacht, und es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß die Verfolgung des Feindes, der, wie wir sogleich sehen werden, in diese Weingärten zurückgewichen war und sich da „paketelweise" zur Wehr gesetzt hatte, eine Lockerung der Verbände des Verfolgers herbeiführen mußte, die bei einer weniger auf die Stimme der Führer und schließlich vornehmlich

des Regimentskommandeurs in eigner Person hörenden Truppe deren völlige Zersplitterung hätte herbeiführen müssen.

Der Höhenrand, zu dessen Säuberung die drei Bataillone vorgeschickt wurden, war durch fortlaufende Schützengräben zur Verteidigung eingerichtet und vom 125. und 126. Linienregiment, Brigade Courty, weiter nördlich vom ersten Bataillon 108 und vom zweiten und dritten 107, Brigade Daubel, besetzt. Dem General Ducrot, dessen Berichterstattung man als aufrichtig und gewissenhaft bezeichnen muß, sind bei Aufzählung der auf der deutschen Seite am Angriff beteiligt gewesenen Truppen zwei Irrtümer untergelaufen. Er spricht von dem ganzen dreizehnten Jägerbataillon, während sich von diesem nur eine Kompagnie (die vierte) nebst Teilen des ersten württembergischen Infanterieregiments Königin Olga, dem an beiden Tagen zusammengenommen an Arbeit und Verlusten, wie an Erfolg und Ehre der Löwenanteil zufiel, dem ersten Nachschub angeschlossen hatte, und er macht aus dem Schützen-(Füsilier-)Regiment 108 zwei separate Regimenter, indem er auf Seite 38 des dritten Bandes seiner Défense de Paris wörtlich sagt: Pendant que le 125e et une partie du 126e repoussaient avec tant de vigueur le 13e bataillon de chasseurs et le régiment de tirailleurs saxons, le 1er bataillon du 108e et les 2e et 3e du 107e français, dirigés par le colonel Tarayre, combattaient avec le même succès contre les régiments 108 et 107 saxons qui nous attaquaient à la fois par le plateau et par les pentes. Auf die wunderbare Gabe der Bilocität, die nur einigen privilegierten Heiligen zugesprochen wird, haben die Schützen, obwohl sie sich im Lied, weil „behende," besondrer natürlicher Begabung rühmen, nie Anspruch gemacht, und es hat ihnen genügt, zu wissen, daß sie sich da, wo sie wirklich waren, den Franzosen mit aller wünschenswerten Deutlichkeit ins Stammbuch geschrieben haben. Die beiden Regimenter 125 und 126 haben in dem Gefecht an Offizieren und Mannschaften 68 Tote, 507 Verwundete und 46 Verschwundne (disparus) verloren, wobei allerdings nicht recht zu ersehen ist, bei welchen andern Regimentern, da die Schützen dreihundert Gefangne eingebracht und richtig abgeliefert haben, die nach Abzug der gebuchten 46 disparus noch verbleibenden 254 weitern zu verrechnen sind.

Über das Vorgehn der drei Bataillone und der ihnen angeschlossenen kleinern Einheiten — der Oberst war mit dem zweiten Bataillon seines Regiments vorgeritten — schreibt das Generalstabswerk: „Auf dem nördlichen Flügel der Schlachtlinie hatte Prinz Georg um zehn Uhr Vormittags das erste Bataillon des nach Villiers herangezognen Schützenregiments Nummer 108 und das dritte Regiments Nummer 107 aus Noisy zur Unterstützung der bei Bry kämpfenden Truppen vorgesendet. Ersteres wurde von der französischen Brigade Courty mit heftigem Flankenfeuer empfangen, schwenkte infolgedessen links ab und erstieg im Laufschritt die Höhe unmittelbar nördlich der Straße von Villiers nach Bry. Nach kurzem, auf geringe Entfernung geführtem Feuergefechte, in welches auch die Besatzung des Parkes von Villiers eingriff, drängten die Sachsen, unter Hurraruf in südwestlicher Richtung vorstürmend, die ihnen gegenüberstehende französische Infanterie bis hinter die Umfassungs-

mauern der Weingärten zurück, wo dieselbe von frischen Truppen aufgenommen wurde. An dem nun wieder beginnenden, für die Sachsen verlustreichen Feuergefechte beteiligten sich auf dem rechten Flügel zwei Kompagnien des von Noisy vorgegangnen dritten Bataillons Regiments Nummer 107, während sich die beiden andern gegen die Ostseite von Bry gewendet hatten. Den vom Feinde hart bedrängten linken Flügel unterstützte das zweite Bataillon des Schützenregiments und die sich ihm anschließende vierte Kompagnie Jägerbataillons Nummer 13 (sowie Teile des ersten württembergischen Infanterieregiments). Ferner wurden von den bei Coeuilly stehenden Batterien zwei nach der Südseite von Villiers herangezogen, und zwei schwere der Korpsartillerie XII. Armeekorps nördlich dieses Dorfes in Stellung gebracht, hinter welchem inzwischen auch das dritte Bataillon Regiments Nummer 100 von La Grenouillère eingetroffen war.

Nach kurzer Gefechtspause steigerte sich gegen Mittag das Feuer des Feindes wieder zu auffallender Heftigkeit. Als demnächst starke französische Infanteriemassen auf der Höhe östlich von Bry gegen die Stellungen der Sachsen vorbrachen, trat der Kommandeur des Schützenregiments, Oberst Freiherr von Hausen, in Anbetracht der Übermacht des Gegners und der schon erlittnen Verluste (beide Bataillone wurden bereits von Premierleutnants geführt), aber unter Mitnahme von etwa dreihundert Gefangnen, den Rückzug nach Villiers an, wo inzwischen das dritte Bataillon Regiments Nummer 100, die württembergische Besatzung des Parkes und das dritte Bataillon des Schützenregiments die Gefechtslinie nördlich derselben verstärkt hatte. Das Feuer dieser Truppen, wirksam unterstützt durch die auf der Südseite des Dorfes haltenden Batterien, tat der Verfolgung des Feindes Einhalt."

Obwohl mit dieser Darstellung allen für die eigentliche Kriegsgeschichte in Betracht kommenden Tatsachen Rechnung getragen ist, so ist der Vorgang, der leider dahin gekennzeichnet werden muß, daß die in Frage kommenden elf Kompagnien den erhaltnen Auftrag, den Höhenrand zu säubern, trotz redlichem Bemühen und großen Verlusten nicht hatten ausführen können, durch allerhand Sonderbarkeiten für alle, die daran teilgenommen haben, besonders merkwürdig geworden. Nicht bloß den Oberbefehlshaber General Ducrot sah man sich auf einem Schimmel in den vordersten feindlichen Schützenlinien tummeln, auch der Gouverneur beehrte seine kämpfenden Landsleute einige Zeit lang durch seine Gegenwart und feuerte ihren Mut durch beredte Ansprachen an. Wie sich der Wahn, der Gegner sei bereit, die Waffen zu strecken, beider kämpfenden Parteien hat bemächtigen können, ist ein bis auf den heutigen Tag ungelöstes Rätsel. Die Chargen und die Mannschaften des Schützenregiments versicherten, so oft sie befragt wurden, in treuherzigster Weise, die Rothosen hätten mit den Taschentüchern „gewunken" — eine andre Form des Partizipiums der Vergangenheit von winken bekam man nicht zu hören — und seien offenbar willens gewesen, klein beizugeben. Dagegen wird in mehreren Tagebüchern französischer Regimenter behauptet, es sei wiederholt „nicht feuern" geblasen worden, die Deutschen hätten als Zeichen, daß sie bereit seien, sich zu ergeben, die Gewehre so in die Hand genommen, daß

der Lauf nach hinten, der Kolben nach vorn gezeigt habe, und man könne, da das Schießen immer wieder von neuem begonnen habe, als man auf die Abteilungen zugegangen sei, um sie zu entwaffnen, nicht anders annehmen, als daß die ganze Sache eine illoyale und verabscheuungswürdige Kriegsliſt der Deutſchen geweſen ſei. Recht wahrſcheinlich dürfte dieſe Erklärungsweiſe niemand ſein, der die natürliche Art und den ungeſchriebnen Moralkodex des deutſchen Soldaten kennt. Robinet de Cléry, Generalprokurator von Lille, Dijon und Lyon, der als soldat au 108e de ligne zeichnet, und deſſen Tagebuchauszug General Ducrot auf Seite 343 des dritten Bandes ſeiner Défense de Paris abdruckt, ſagt: „Ich habe auch einem Zwiſchenfalle beigewohnt, der, wie ich glaube, von den deutſchen Zeitungen ebenſo wie von den franzöſiſchen entſtellt worden iſt.

Am Vormittag ſah ich feindliche Schützen mit einem Offizier, der ſeinen Tſchako ſchwenkte, im Laufſchritt auf uns zukommen. In demſelben Augenblick ertönte das Signal »nicht feuern!« (Cessez le feu!). Auf ausdrücklichen Befehl wurde das Feuer eingeſtellt: »Es gehört ſich nicht, ſagte ein Offizier neben mir, daß man auf Leute ſchießt, die ſich ergeben.« Ich habe dieſe Auffaſſung nicht einen Augenblick für die richtige gehalten, aber gehorchen mußte man freilich. Es kam zu einer Beſprechung. Die angeblichen Gefangnen weigerten ſich, die Waffen niederzulegen, und verlangten im Gegenteil die unſern. Das Feuer begann von neuem auf nächſte Schußweite und koſtete viel Opfer.

Preußen und Franzoſen haben ſich gegenſeitig des Verrats angeklagt. Ich glaube, man iſt auf der einen wie auf der andern Seite durchaus ehrlich geweſen. Was uns anlangt, ſo iſt uns nur übertriebne Vertrauensſeligkeit, keineswegs aber irgendeine heimtückiſche Abſicht zur Laſt zu legen.

Ich habe mich ohne Erfolg bemüht, zu erfahren, wer den Befehl gegeben hatte, »nicht feuern« zu blaſen. Wenn es ein preußiſcher Kunſtgriff geweſen ſein ſollte, um ohne Gefährdung das freie Schußfeld zu durcheilen, das ſich vor unſrer Stellung erſtreckte, ſo wäre das ohne Zweifel eine unloyale Handlungsweiſe geweſen. Aber ich habe mich von der Richtigkeit dieſer Annahme nicht überzeugen können, und es iſt, wie man mit Unrecht behauptete, vom Feinde weder das Verſprechen, ſich zu ergeben, erteilt, noch eine Geſte gemacht worden, die auf eine ſolche Abſicht hätte ſchließen laſſen können. Die Truppen, die ſo auf uns zukamen, ſtanden unter den Befehlen von Offizieren; ſie hatten ihre Waffen in der Hand und hoben die Kolben nicht hoch.“

Dieſe Darſtellung dürfte dem Tatbeſtande durchaus entſprechen.

Nachdem in den erſten Nachmittagsſtunden die Brigaden Daudel und Courty von der Diviſion Bellemare abgelöſt worden waren, und die Diviſion Susbielle die Diviſion Berthaut vor Villiers verſtärkt hatte, kam es noch zu einem Artilleriegefecht, in deſſen Verlauf die rechte Flanke der franzöſiſchen Geſchützlinie durch das Feuer von vier im Galopp aus der Mulde beim Jägerhof vorgegangnen Batterien des zweiten Korps zum Verlaſſen ihrer Stellung gezwungen wurde. Ein „nochmaliger Vorſtoß mehrerer franzöſiſcher Bataillone gegen Villiers wurde mit leichter Mühe abgewieſen, und der Kampf erloſch gegen fünf Uhr auch auf dem ſüdlichen Ende des Schlachtfeldes; nur

die französische Feld- und Festungsartillerie setzte noch bis zum Einbruch der Finsternis ihre Tätigkeit fort."

General Ducrot, der sich von der Erschöpfung der von ihm befehligten Truppen überzeugt hatte und die Gefahr, „durch frische Streitkräfte gegen die Marne gedrängt zu werden," nicht ohne Besorgnis wahrnahm, hatte schon am 3. Mittags den Befehl zur Rückkehr auf das rechte Marneufer gegeben, aber ein dichter Nebel hatte seine Bewegungen der Beobachtung der deutschen Vorposten entzogen, und die deutschen Patrouillen fanden am 4. früh zu ihrer Überraschung Bry, Champigny und die Höhen westlich von Villiers vom Gegner geräumt. Der Wunsch des Oberkommandos der Maasarmee, der Feind möge über die Marne zurückgeworfen werden, und man möge dessen Brücken zerstören, hatte zwar nicht erfüllt werden können, aber als in seiner Art ebenfalls wünschenswerter Erfolg war die freiwillige Rückkehr Ducrots auf das rechte Marneufer nicht zu unterschätzen.

Der Herzog Ernst von Koburg-Gotha, eine fürstliche Biene, die ihren Honig nicht auf den Gefechtsfeldern, sondern im Hôtel des Réservoirs und in der Umgebung des Oberkommandos der dritten Armee sammelte, hatte mit einem in seine Lande gesandten Telegramm, das die Bemerkung enthielt, der Erfolg der Tage von Champigny und Villiers würde durchschlagender gewesen sein, wenn „die Sachsen glücklicher eingegriffen hätten," nirgends rechten Beifall gefunden, am wenigsten bei dem Chef des Großen Generalstabes, der sich gewissen kleinen, ziemlich unschuldigen Eifersüchteleien gegenüber streng unparteiisch verhielt. Wäre dem Herzog Ernst, der ein in vielfacher Hinsicht begabter Fürst war, nicht die besondre Art von Herzenstakt abgegangen, die einen Mann von Geist schweigen lehrt, wo unter den obwaltenden Umständen jede Äußerung seines wenig beifälligen Urteils für das Gefühl der Beteiligten doppelt verletzend sein muß, so würde er sich gesagt haben, daß seine Stellung als Herzog von Sachsen, die das schwerwiegendste Kleinod seines Lebensschatzes war, ihm eine Kritik verbieten mußte, die nicht bloß dazu angetan war, den Oberbefehlshaber der Maasarmee und den kommandierenden General des zwölften Korps zu kränken, sondern die auch, wie sich herausstellte, als die Einzelheiten des Gefechts in Versailles genau bekannt wurden, mit einer völlig ungerechten Spitze gegen die sächsischen Truppen und deren Führer gerichtet war. Diese hatten die Lacher auf ihrer Seite, als sich nahezu ein Jahr später, kurz vor der Rückkehr des Schützenregiments in seine Garnison Dresden, der Klabberadatsch, dem nichts heilig ist, den Scherz leistete, zu behaupten, man habe Unrecht, sich zu wundern, daß der Herzog so schlecht orientiert gewesen sei, denn wenn Schützen Ernst machten, mache Schützen-Ernst nicht mit.

Der Prinz Georg, der kein Schönfärber war und sich die Sache weniger von weitem mit angesehen hatte als Herzog Ernst, erließ noch am 2. Dezember Abends aus seinem Hauptquartier zu Champs einen Korpsbefehl, der, insoweit die Regimenter 107 und 108 bei der Erinnerungsfeier des 2. Dezembers in Frage kommen, für alle Zeiten deren höchste Auszeichnung sein wird, und dessen Schlußworte hier als Gegensatz zu dem unfreundlichen und man muß hinzusetzen ungerechten Urteile des Herzogs folgen mögen:

„Die heute im Gefecht gewesnen Truppen haben mit größter Tapferkeit und seltnem Mute ihren alten Ruhm bewährt. Speziell spreche ich dem 8. Infanterieregiment Nr. 107 wegen des Sturms auf Bry-s.-M. und dem Schützenregiment Nr. 108 wegen seines glänzenden Gefechts gegen vielfach überlegne Kräfte meine Bewunderung und volle Anerkennung aus."

Verluste der dritten und der Maasarmee in der Schlacht bei Villiers-s.-M.

a) am 30. November 1870

		tot	verwundet	vermißt
12. (K. S.) Armeekorps	5. Infanterieregiment Nr. 104	29	158	20
	6. „ „ 105	—	1	—
	7. „ „ 106	96	266	65
	8. „ „ 107	17	33	128
	2. Reiterregiment	1	4	—
	2. Fußartillerieabteilung	5	26	—
	Korpsartillerie (8. schwere und 6. leichte)	-	4	—
Württemberg. Felddivision	1. Infanterieregiment	123	269	5
	7. „	68	143	2
	2. Jägerbataillon	40	85	1
	5. Infanterieregiment	12	31	2
	4. Reiterregiment	—	2	
	1. Feldartillerieabteilung	14	25	
	2. „	4	14	

b) am 2. Dezember 1870

2. Armeekorps	5. Pomm. Infanterieregiment Nr. 42	1	21	
	3. „ „ „ 14	60	242	
	7. „ „ „ 54	17	92	
	Pommersches Jägerbataillon Nr. 2	29	131	-
	Neumärkisches Dragonerregiment Nr. 3	—	3	-
	Kolberg. Grenadierregt. (2. Pomm.) Nr. 9	62	249	5
	6. Pomm. Infanterieregiment Nr. 49	75	342	25
	Pomm. Feldartillerieregiment Nr. 2	21	63	—
	Pommersches Pionierbataillon Nr. 2	3	11	-
12. (K. S.) Armeekorps	1. (Leib-)Grenadierregiment Nr. 100	6	7	—
	Schützen-(Füsilier-)Regiment Nr. 108	140	440	89
	5. Infanterieregiment Nr. 104	7	24	—
	8. „ „ 107	44	152	281
	2. Jägerbataillon Nr. 13	12	31	8
	2. Reiterregiment	-	2	—
	Pionierbataillon Nr. 12	—	1	—
Württemberg. Felddivision	1. Infanterieregiment	65	93	48
	7. „	122	243	67
	2. Jägerbataillon	51	87	6
	2. Infanterieregiment	1	5	
	5. „	2	4	—
	3. Jägerbataillon		10	—
	8. Infanterieregiment		4	
	1. Feldartillerieabteilung	2	24	—

Der Zeitbau, Bureau-, Hilfsgewerbe und Kaufmannshaus

Es ist bemerkenswert, daß gerade in einer Zeit, deren Architektur sich so sehr auf die Vergangenheit stützt, wie die unsere, ein Bautypus sich entwickelt hat, der in der Vergangenheit keine Vorbilder hat, der ein spezifisch Neues ist und der sich in seiner Entwicklung noch nicht abgeschlossen hat. Es ist dies der Typus des Zeitbaues, des Bureau-, Hilfsgewerbe- und Kaufmannshauses. Wenn wir die Geschichte der Baukunst durchgehen, so finden wir, daß die Bauten, die dem Handel, dem Verkehr und dem Gewerbe dienen, nur ganz bescheiden gewesen sind. Die Bürohäuser, die Warenhäuser, die Hilfsgewerbe, die Kaufmannshäuser, die Banken, die Börsen, die Zeitungsgebäude, die Hotels, die Restaurants, die Kaffeehäuser, die Vergnügungsstätten, die Kinos, die Variétés, die Kabaretts, die Tanzsäle, die Sportpaläste, die Ausstellungsbauten, die Messehäuser, die Lagerhäuser, die Markthallen, die Schlachthäuser, die Bahnhöfe, die Flugplätze, die Garagen, die Tankstellen, die Autobahnen, die Brücken, die Tunnels, die Kanäle, die Hafenanlagen, die Leuchttürme, die Eisenbahnbrücken, die Viadukte, die Straßenbahnen, die Untergrundbahnen, die Hochbahnen, die Schwebebahnen, die Rolltreppen, die Aufzüge, die Fahrstühle, die Rohrpostanlagen, die Fernsprechanlagen, die Funkanlagen, die Fernsehanlagen, die Fernschreibanlagen, die Fernkopieranlagen, die Fernbild

jener Zeit war in den Mönchen und Eremiten auch der Betgeist des Psalmisten lebendig, und sie pflegten die Zeit mit einsamem Lesen oder gemeinsamem Rezitieren der Psalmen zu kürzen. Gemeinsames Rezitieren wird unwillkürlich zum Gesang, und so entstand die christliche Musik. Begeisterte Fromme dichteten Hymnen, und die aus Hymnen und Psalmen gemischte Andachtsübung drang hie und da auch ins Volk. Augustinus erzählt in den Konfessionen von seinem Mailänder Aufenthalt: Als des unmündigen Valentinians Mutter Justina, die Arianerin war, das Leben des Ambrosius bedrohte, da blieb das Volk Tag und Nacht in der Kirche, den geliebten Bischof zu schützen oder, wenn nötig, mit ihm zu sterben. Ambrosius aber ließ „nach der Sitte der Orientalen" Hymnen und Psalmen anstimmen, damit die Versammelten nicht an Langerweile litten, und seitdem blieb dieser Psalmengesang ein Bestandteil des Gottesdienstes. Doch scheint das Psallieren als Volksandacht nicht über Mailand hinausgedrungen zu sein. Aber um dieselbe Zeit verbreitete sich das orientalische Mönchswesen und damit der klösterliche Psalmengesang im Abendlande. Der aus persönlichem Enthusiasmus hervorgegangne Brauch wurde Gesetz. Das Herzensgebet wurde in einen äußerlichen Dienst verwandelt, und weil nach Mahnungen des Apostels Paulus das ganze Leben des Christen Gebet sein soll, äußerlich gefaßt aber diese Vorschrift nicht buchstäblich durchgeführt werden kann, so wollte man wenigstens jede Stunde oder jede Tageszeit durch Gebet weihen, blieb schließlich an der den Juden heiligen Zahl sieben haften (Psalm 119, 164) und gliederte den Psalter in sieben Horen oder Stundengebete, die heute gewöhnlich in drei Gruppen zusammengefaßt und zu drei verschiednen Zeiten, des Morgens, am Nachmittage und des Abends verrichtet werden. In vielen Klöstern wird der Schlaf unterbrochen und das „Matutinum" nach altem Brauch um Mitternacht gebetet. Im Laufe der Zeit wurde das Psalterium mit Lektionen aus andern Teilen der Heiligen Schrift, mit Orationen und Hymnen, mit Antiphonen, Versikeln und Responsorien (kleine Teile, die ebenfalls der Bibel entnommen sind), endlich mit Heiligenbiographien meist legendarer Art und Homilien (Evangelienerklärungen von Kirchenvätern) bereichert und zu einem kunstvollen Ganzen ausgestaltet, dessen einzelne Teile auch heute noch erbaulich wirken, wenn sie in einer Dom- oder Klosterkirche entweder mit würdiger Pracht und schöner Musik dramatisch aufgeführt, oder wenn ihre Psalmen von einem starken Männerchor in der erhaben schlichten gregorianischen Melodie gesungen werden. Aus den Klöstern ging das „kanonische" Stundengebet in die Kollegien der Kanoniker an den Dom- und Kollegiatstiften über, von da aus wurde es unter der Pfarrgeistlichkeit verbreitet und zuletzt allen Klerikern von den Subdiakonen aufwärts als tägliche Pflicht auferlegt.

In der ersten Hälfte des Mittelalters, vielleicht auch noch in der zweiten bis zur Verbreitung der Buchdruckerkunst mag diese Verpflichtung sehr heilsam gewirkt haben, denn bei der Seltenheit und Kostspieligkeit der Bücher waren für die meisten Seelsorgegeistlichen die liturgischen, für deren Beschaffung doch von der Obrigkeit gesorgt werden mußte, die einzigen, die sie in die Hände bekamen, und das Brevier ist an geistiger Nahrung immerhin noch etwas reicher als das Meßbuch und die Agende. Darin nun haben sich die Zeiten gründlich

geändert. Dem Geistlichen steht, wie jedem andern gebildeten Manne, soviel geistige Nahrung zur Verfügung, daß er sie nicht zu bewältigen vermag, und daß die Zeit, die er aufs Brevier verwenden muß, viel nützlicher angewandt werden kann. Unter den heutigen Verhältnissen ist das Brevier nicht bloß ein überflüssiges, sondern ein schlechtes Erbauungs- und Belehrungsmittel. Sein Hauptbestandteil ist der Psalter, und zwar der Psalter in einer sehr mangelhaften, stellenweise sinnlosen lateinischen Übersetzung. Nun hat das richtige Psalmenwort zur richtigen Zeit eine große Wirkung, und wer den Psalter kennt, der wird ihn hie und da aufschlagen, um einige, der augenblicklichen Stimmung gemäße Verse herauszusuchen. Aber ein Dutzend Psalmen, die ein andrer ausgewählt und zusammengestellt hat, alle Tage herzusagen, ja alle Tage einen und denselben, zwar wunderbar schönen aber 176 Verse langen Psalm, den 119., herzusagen, fühlt sich kein heutiger Mensch aufgelegt, und der Zwang zu dieser Fron verleidet dem Fröner das Buch, aus dem er, wenn er es nur nach Bedarf und Herzensdrang benutzen dürfte, Erleuchtung, Trost und Stärkung schöpfen würde. Die übrigen Schriftteile kommen durch die Zerstückelung um alle Wirkung, und da bei weitem nicht die ganze Bibel ins Brevier aufgenommen ist, so lernen katholische Geistliche, die nicht neben diesem auch noch jene lesen, die Heilige Schrift gar nicht kennen. Denn man kennt sie nur dann, wenn man sie vollständig kennt. Und gerade die am meisten charakteristischen und für den Geist der Offenbarung, namentlich der neutestamentlichen, entscheidenden Abschnitte wie das dreiundzwanzigste Kapitel des Matthäusevangelismus,*) lernt ein solcher nicht kennen, denn was der Hierarchie wider den Strich geht, hat sie natürlich vom Brevier ausgeschlossen. Die Homilien sind unbedeutend; sie enthalten bei weitem nicht das beste, was man der patristischen Literatur hätte entnehmen können, und die neuere Literatur bietet mehr wertvolles als die ganze Patristik. Die Heiligengeschichten des zweiten Nokturn endlich (das Matutinum besteht aus drei Nokturnen) sind zu einem großen Teil mehr anstößig als erbaulich.

Ist es so an sich schon eine ungehörige Zumutung, daß der Geistliche täglich um dieser Fron willen eine Stunde entweder wichtigern Geschäften und nützlichen Studien oder seiner Erholung entziehn soll, so wird diese Fron zudem vielfach geradezu ein Schaden für ihn. Die heutige Mannigfaltigkeit und Raschheit des Lebens beschleunigt im einzelnen Menschen den Gedankenablauf, und es geht einem regen Geiste über die Kraft, seine Gedanken bei einer größtenteils uninteressanten Gebetslektüre an den Worten, die er liest, festzuhalten. Die Gedanken schweifen ab, aus dem Gebet wird ein mechanisches, bewußtloses Herunterhaspeln, und wie das bei erzwungnen, die Aufmerksamkeit nicht fesselnden Tätigkeiten der Fall zu sein pflegt, die abschweifenden Gedanken geraten öfter auf gefährliche und schädliche als auf nützliche und edle Gegen-

*) Diese gewaltige Strafpredigt enthält die entschiedenste Verurteilung der Hierarchie, des priesterlichen Sühnewesens und aller Zeremonialgesetze. Um dem richtigen Verständnis einigermaßen vorzubeugen, hat Allioli in seiner deutschen Bibel die pfiffige Überschrift darüber gesetzt: „Christus ermahnt zum Gehorsam gegen die Vorsteher. Ehrsucht, Eigennützigkeit und Gleisnerei der Pharisäer."

stände. Die vergewaltigte Natur rächt sich dadurch, daß sie der durch Zwang zur Frömmigkeit gepeinigten Seele Bilder der Lust vorgaukelt. So fühlt der gezwungne Beter sein Gewissen doppelt beschwert: durch schlechte Erfüllung einer Pflicht und durch positive Versündigung; und während ihn eine auf nützliche Arbeit verwandte Stunde sittlich gestärkt, geistig bereichert und erfrischt haben würde, geht er aus der überstandnen Erbauungsmarter geschwächt, verwirrt und durch Beschämung niedergedrückt hervor.

In Rom beschäftigt sich eine Kommission mit der Verbesserung des Breviers. Hoffentlich wird sie es kürzen, die schlechte Psalmenübersetzung durch eine gute, die nichtssagenden Homilien durch gehaltvollere ersetzen und die entweder läppischen oder fabelhaften oder sonst anstößigen Heiligengeschichten streichen, vor allem die auf das Fest Ferdinands des Dritten von Kastilien, in der (in den Officia propria der Breslauer Diözese) die „königlichen Tugenden" dieses Monarchen gepriesen werden, prae ceteris catholicae fidei zelus, ejusque religiosi cultus tuendi ac propagandi ardens studium. Id praestitit inprimis haereticos insectando, quos nullibi regnorum suorum consistere passus, propriis ipse manibus ligna comburendis damnatis ad rogum advehebat. Aber das genügt nicht; die Verrichtung des Gebets muß den Priestern freigestellt werden. Wenn sie es freiwillig manchmal, besonders beim Übergang aus einem Abschnitt des Kirchenjahrs in den andern, verrichten, wird es Vertiefung in das kirchliche Mysterium und eine nützliche Wiederbelebung des altkirchlichen Geistes in ihnen wirken. Auch die feierliche Psalmodie an Festtagen und Vigilien in großen, mit einer zahlreichen Geistlichkeit ausgestatteten Kirchen mag als eine erbauliche und erhebende Volksandacht bestehn bleiben. Wenn man die Notwendigkeit des Breviergebets damit zu begründen versucht, daß der Geistliche an Stelle solcher beten müsse, die zur Erfüllung der Gebetspflicht keine Zeit haben, so beruht das auf der kindlichen aber irrigen Vorstellung, daß das Menschengeschlecht Gott einen Hofdienst zu leisten habe, der in solidum verpflichte, sodaß der von den einen unterlassene Teil von den andern übernommen werden könne und müsse. Gott braucht unsre Gebete so wenig wie unsre Opfer; wer betet, der tut es zum Nutzen seiner eignen Seele.

Viel schlimmer als die Gebetfron ist das Meßstipendienunwesen. Die Lehre vom Meßopfer ist ein unschätzbares Gut für — spitzfindige Theologenköpfe. Werden diese doch bis zum Weltende Arbeit genug haben, den Leuten klar zu machen, wie das Meßopfer weder eine bloße sinnbildliche Darstellung des Kreuzesopfers noch ein neues Opfer, ein besondres Opfer für sich, sondern die unblutige Erneuerung des Kreuzesopfers sein könne. Außerdem haben sie zu ermitteln gehabt, was denn nun die einzelne Messe wirkt, die kein besondres Opfer und doch wieder ein besondres Opfer ist. Und sie haben eine vierfache Frucht herausgedistelt: der fructus generalissimus fließt in den thesaurus ecclesiae, kommt allen Gläubigen zugute; den fructus generalis gewinnen die der Messe beiwohnenden (an dem Leben derer, die täglich in die Messe laufen, merkt man blutwenig von dieser Frucht); der fructus specialis interessiert uns hier besonders, und der fructus specialissimus fällt dem zelebrierenden Geistlichen zu. Den fructus specialis bezieht nämlich die Person, der ihn der

Geistliche durch seine Intention zuwenden will, indem er in seinem Innern spricht: Ich feire heute die Messe für den N. N., entweder zu seinem Nutzen im allgemeinen, oder damit der Wunsch, den er hegt, und dessen Erfüllung er durch diese Messe fördern will, erfüllt werde. Es hat sich nun die Praxis gebildet, daß die Gläubigen von Zeit zu Zeit eine oder mehrere Messen bestellen, die auf ihre Intention gelesen werden sollen; sehr häufig ist die Absicht, es solle das Leiden eines verstorbnen Angehörigen im Reinigungsort abgekürzt werden, und zahllos sind die Stiftungen von Kapitalien, aus deren Zinsen Messen bezahlt werden, die für die Seele des Stifters oder seiner Angehörigen gelesen werden müssen.

Das ist nun einfach skandalös. Gerade wenn man an die katholische Lehre vom Meßopfer glaubt, ist es Simonie, d. h. Kaufen und Verkaufen eines geistlichen Gutes. Die Theologen bestreiten das. Sie sagen, das Meßstipendium sei nicht Bezahlung des Meßopfers, sondern ein Almosen, ein freiwilliger Beitrag zum Lebensunterhalt des Priesters, dem nur die Bitte beigefügt werde, für den Spender eine Messe zu lesen. Das ist Jesuitismus im gewöhnlichen, also schlechten Sinne des Wortes. Dieselben Theologen sagen, der Priester gehe mit dem Bezahlen des Stipendiums ein pactum onerosum ein, quod sub peccato, titulo justitiae servari debet (Gury); d. h. also: der eine zahlt die ortsübliche Mark (vor fünfzig Jahren waren es in Schlesien sechs Silbergroschen), und der andre ist verpflichtet, ihm dafür den fructus specialis einer Messe zuzuwenden. Wenn das kein Kaufvertrag ist, dann gibts überhaupt keine Kaufverträge. Die schlimmen Wirkungen, die sich daraus ergeben, treten übrigens ganz unabhängig von dogmatischen Voraussetzungen ein. Die Meßstipendien sind für unzählige Priester ein unentbehrlicher Bestandteil ihres kleinen Einkommens. Das hat zur Folge, daß sie täglich die Messe lesen, täglich sie lesen müssen. Damit ist der letzte Faden zerschnitten, der die heutige römische Messe mit der ursprünglichen eucharistischen Feier verband: aus dem sonntäglichen Gemeindegottesdienst ist einerseits ein Zaubermittel, andrerseits — bei Geistlichen, die sich einen Rest echter Frömmigkeit gewahrt haben — eine Privatandacht geworden. In großen Kirchen, die viele Altäre haben, werden zu derselben Zeit von mehreren Geistlichen Messen gelesen, und der Geistliche liest auch dann Messe, wenn außer dem Ministranten kein Mensch in der Kirche ist. Mit dieser Gestaltung der Messe erreicht die heidnische Auffassung der Kulthandlungen ihren Gipfel. Wie sie sittlich wirkt, will ich mit zwei Anekdoten beleuchten, die ich wohl schon einmal erzählt haben mag. Mit einem streng katholischen Arzte sprach ich über die Frömmigkeit der Bewohner von H—dorf; sie waren die eifrigsten Kirchengänger und bezahlten unglaublich viel Messen. Aber, sagte der achtzigjährige Mann, der sie aus fünfzigjähriger Praxis kannte, einen armen Kranken lassen sie auf der Schwelle ihres Hauses umkommen, ohne eine Hand zu rühren. Der Sammler der Barmherzigen Brüder klagte einmal über die schlechten Geschäfte, die er in demselben Dorfe mache. Darüber sprach ich meine Verwunderung aus; kürzlich habe ein Trappistensammler (er war, wie sich später herausstellte, ein Schwindler gewesen) einen großen Sack voll Taler von dort mitgebracht. Ja, sagte der Barmherzige, der hat ihnen

versprochen, daß für sie und ihre verstorbnen Verwandten bis zum jüngsten Tage Messen gelesen werden würden. Und nun denke man sich den Seelenzustand eines Geistlichen, der täglich Messe liest und sich sagen muß: Ich tue es nicht aus Frömmigkeit, auch nicht, weil ich zur Abhaltung eines Gottesdienstes verpflichtet wäre, sondern weil ich die sechzig Pfennige täglich oder die Mark nicht entbehren kann! Vielleicht ist er in den Zustand geraten, den ich im vorigen Aufsatz angedeutet habe, und muß nun täglich ein Sakrilegium begehn — um einiger Nickel willen!

Die Messe sollte, wenn auch an eine vollständige Umwälzung der dogmatischen Anschauungen vorläufig nicht zu denken ist, wenigstens wieder Gemeindegottesdienst werden; zugleich mit dem Geistlichen, der diesen abhält, und ohne Publikum darf keine Messe gelesen werden. Wünscht ein Teil der Gemeinde, daß an Wochentagen ein Morgengottesdienst abgehalten werde, und soll dieser die Form einer Messe haben, so mag es geschehen (für Gymnasiasten ist ein kurzes Gebet mit einem Lied in der Klasse oder in der Aula zweckmäßiger), aber der Geistliche, der sie abhält, soll dafür besoldet werden, und zwar so, daß er keiner Bettelei bedarf, nicht für jede einzelne Messe ein „Almosen" annehmen muß. Daß die täglichen Messen zusammen mit andern Verrichtungen, die besser unterblieben, eine übergroße Zahl von Geistlichen fordern, von denen viele nicht voll und manche so gut wie gar nicht beschäftigt sind, davon wird noch die Rede sein.

Wenden wir uns noch einmal zum Zölibat zurück! Wenn ideal gestimmte, tief religiöse, von Nächstenliebe brennende Seelen eine große Lebensaufgabe ins Auge fassen, für deren Erfüllung Familienbande ein Hindernis sein würden, dann ist er, haben wir gesehen, berechtigt. Da aber große Aufgaben gewöhnlich nur in Gemeinschaft, von einer Genossenschaft gelöst werden können, so ist damit zugleich das Kloster gegeben. Die Leser wissen, daß es nicht so entstanden ist, sondern aus der Flucht vor der sündhaften Welt und vor Verfolgung. Sie wissen aber auch, daß sich später im Abendlande die großen Aufgaben gefunden und einem Sonderlingsleben von zweifelhafter Berechtigung die volle Berechtigung verliehen haben. Im städtelosen Norden, besonders in Germanien, sind vom siebenten bis zum elften Jahrhundert neben einigen bildungshungrigen Fürstenhöfen Klostermauern die einzigen Stätten gewesen, wo geistiges Leben gepflegt, das Erbe der alten Kultur erhalten, der Keim einer neuen gezeugt werden konnte. Und vom zwölften bis zum vierzehnten Jahrhundert haben Zisterzienser und geistliche Ritterorden den slawischen Osten germanisiert oder wenigstens als Pioniere der Germanisation gewirkt. Mit der Stiftung neuer Lehr- und Krankenpflegerorden hat sich dann das Klosterwesen den Bedürfnissen der neuern Zeit angepaßt, und da die neueste Zeit wieder Missionare braucht — als Pioniere für Kaufleute und Soldaten in der schwarzen und in der gelben Welt —, so sind ihr Klosterbrüder und Schwestern nicht weniger willkommen als verheiratete evangelische Missionare (unter den englischen gibt es auch klösterlich organisierte unverheiratete). Dem Gewissen der Ordensleute bleibt es überlassen, ihre religiösen Absichten mit den nichts weniger als religiösen der Politiker und der Händler in Einklang zu bringen, und die

Klugheit der selbstsüchtigen Weltmenschen mag zusehen, wie viel oder wie wenig ihr der Mißbrauch der Religion für ihre Zwecke nützt. Jedenfalls haben sich die Mönche und die Nonnen zwei Positionen in der modernen Welt erobert, die ihnen niemand streitig machen kann: die Krankenpflege und die Heidenmission. An der Krankenpflege hängen als Dependenzen die Waisenpflege, die Idiotenpflege, die Rettung gefallner Mädchen, die Leitung von Anstalten für Arbeitlose, die zu einem großen Teil leitungsbedürftige „Minderwertige" sind.

Andre Zweige früherer Ordenstätigkeit sind freilich eingegangen. Die Kultur hat sich säkularisiert. Für landwirtschaftliche Musterbetriebe, für Kunst und Kunsthandwerk, für den Betrieb der Wissenschaften, für den Jugendunterricht bedürfen wir keiner Ordensleute mehr. In den Schulen sind sie nicht allein überflüssig, sondern sie wirken durch ihre Einseitigkeit schädlich. Wenn die Franzosen einige Jahrzehnte hindurch die Hälfte ihrer Kinder von Ordensleuten haben unterrichten lassen, so ist das geschehen, weil die knauserigen Gemeinden dabei am wohlfeilsten wegkamen. Die Predigerorden: Dominikaner und Franziskaner, sind nicht mehr notwendig, weil heute die Pfarrgeistlichen predigen. Freilich wird behauptet, man bedürfe ihrer zur Aushilfe in der Seelsorge, es wird jedoch bei einer andern Gelegenheit zu untersuchen sein, ob nicht in dieser sogenannten Seelsorge des Guten zu viel getan wird. Und in Beziehung auf die Orden, deren Fortbestand nicht angefochten werden soll, wird die katholische Kirche in einigen Stücken den Einsichten und den Anschauungen der Gegenwart Rechnung tragen müssen.

Zunächst muß die Lehre fallen, daß die Beobachtung der „drei evangelischen Räte" Gott besonders wohlgefällig und darum verdienstlich sei. Gott wohlgefällig ist eine Gesinnung, die zu Opfern für edle Zwecke befähigt; in welcher Form diese Gesinnung betätigt wird, darauf kommt nichts an; von Ordensregeln und einer Uniform, die ja sehr praktisch und unter Umständen so notwendig sein können wie die Soldatenuniform, das Exerzierreglement und die Kaserne, hängt die ethische Qualität nicht ab. Und was die Verdienstlichkeit betrifft — Gottes Weltregierung ist keine Rechenstube. Am entschiedensten muß der Glaube zurückgewiesen werden, daß diese Verdienstlichkeit den höchsten Grad erreiche, wenn das Opfer gebracht wird in Form der drei auf Lebenszeit bindenden Gelübde. Diese Gelübde sind sündhaft, denn kein Mensch weiß, ob er nach den Wandlungen, die er selbst, das Ordensinstitut und die Welt im Laufe der Zeit erleiden müssen, sein Gelübde noch wird halten können. Doppelt sündhaft ist es, unerfahrne junge Leute für solche lebenslängliche Bindung einzufangen. Vorzugsweise gilt das von den alten Orden, die, nachdem ihnen die moderne Zeit ihre Aufgaben abgenommen hat, ihr Vermögen behalten haben, deren Mitglieder also nun Stiftsherren, reiche Pfründner sind, und von den beschaulichen Orden. Einige Benediktinerstifte unterhalten ja Lehranstalten, andre pflegen die Wissenschaften und die Künste. Aber die Reste der geistlichen Lehranstalten wird die Zeitströmung vollends beseitigen, und sich durch drei Gelübde verpflichten, um das müßige Pfründnerleben zu führen, das der Fürstabt in Zimmermanns Einsamkeit so zynisch charakterisiert, das hat wirklich keinen Sinn. Man sollte diese alten reichen Stifte in Versorgungs-

anstalten für ältere verdiente Gelehrte umwandeln, die ledig bleiben wollen, oder die zufälligerweise ledig geblieben oder Witwer sind, und die keine Anstellung im Staatsdienst erlangt haben oder sich für die, die sie haben, zum Beispiel als Gymnasiallehrer, nicht recht eignen. Die Einkünfte jener Anstalten würden hinreichen, sie mit allen wissenschaftlichen Hilfsmitteln auszustatten. Klöster von rein beschaulichen Orden mag es nicht mehr viele geben, die wenigen aber, die es noch gibt, sind vom Übel. Die jungen Leute, die dort eintreten, tun es, um sich durch Kasteiungen den Himmel zu verdienen, aber sie erfahren bald, daß es keinen ungeeignetern Weg zum Himmel gibt, als den sie gewählt haben. Gott suchten sie, und den Teufel finden sie. Die falsche Mönchspsychologie hat die sinnlichen Reizungen und die sich ihnen zugesellenden Phantasien — natürliche Wirkungen des von Gott geordneten physisch-psychischen Lebensprozesses — für Wirkungen des Teufels und für Teufelserscheinungen erklärt, und wie arg dieser vermeintliche Teufel die armen heiligen Einsiedler und Mönche geplagt hat, ist aus den erbaulichen Geschichten der asketischen Literatur und aus den weniger erbaulichen der lustigen Spötter hinreichend bekannt. Die gescheitesten unter den Vätern, wie Hieronymus, haben wenigstens so viel richtige Psychologie im Leibe gehabt, daß sie erkannten, „der Teufel" könne durch Arbeit fern gehalten werden, und haben darum gefordert, daß die Mönche die Zeit, die vom gemeinsamen Psalmengebet übrig blieb, und die machte doch den größten Teil des Tages aus, entweder mit Handarbeit oder mit Bücherabschreiben und Studium ausgefüllt werde. Die sogenannten beschaulichen Orden haben sich aber noch nicht einmal bis zu dieser schon vor sechzehnhundert Jahren erreichten Stufe psychologischer Erkenntnis aufgeschwungen. In einer Sammlung mönchischer Legenden wird erzählt, ein Abt habe einem von heftigen Versuchungen geplagten jungen Mönche einen Kameraden beigegeben, der ihn beständig ärgern und plagen mußte und ihm keine Ruhe lassen durfte. Als nun der Abt nach einiger Zeit den Zögling fragte, wie es jetzt mit ihm stehe, antwortete dieser: vivere non licet, et fornicari libeat? Dem heute im Kampfe ums Dasein ringenden braucht ein besondrer Vexator nicht bestellt zu werden. Kein gesunder Mensch ist imstande, mit seinen Gedanken dabei zu bleiben, wenn er Tag für Tag nichts tun soll als beten und fromme Betrachtungen anstellen; dieses vermeintliche Alleinsein mit Gott ist gefährlicher und verderblicher als ein wüstes Trinkgelage. Ältere Männer mögen dabei zu einem erträglichen Zustande gelangen, wenn ihr Gemüt so ausgetrocknet und verödet ist, daß sie weder Affekte noch Phantasien mehr haben, und daß die liturgischen Fragen und verschrobnen casus conscientiae, die das ausmachen, was sie ihr Studium nennen, ihnen wichtig erscheinen. So weit sie Seelsorge treiben, das heißt Beichte hören und predigen, wirken sie schädlich, denn sie leiten die Gewissen nach der auf einer falschen Psychologie, auf Unempfindlichkeit gegen die Familien- und Humanitätspflichten und auf der Überschätzung vermeintlicher kirchlicher Pflichten beruhenden Mönchsmoral und verbreiten den Aberglauben der Mönchslegenden, die ihre Lektüre ausmachen.

Der Staat sollte diese Klöster aufheben, wo sie noch bestehn, und in nützliche Institute verwandeln; wollten sich die jetzt vorhandnen Mönche der nütz-

lichen Tätigkeit dieſer Inſtitute widmen, ſo dürften ſie darin bleiben. Überhaupt liegt ſelbſtverſtändlich dem Staate die Pflicht ob, die Klöſter zu überwachen, etwaigen Ausſchreitungen entgegenzutreten und durch Handhabung des Konzeſſionsrechts der Ausbreitung des Kloſterweſens Grenzen zu ziehn. Denn bei übermäßiger Ausbreitung ſchadet einerſeits die Anhäufung von Kapitalien und Grundbeſitz in der Toten Hand, andrerſeits der ſchwärmeriſche und fanatiſche Geiſt, dem die Mönche und die Nonnen leicht verfallen, und der anſteckend wirkt. Und mit vernünftiger Einſchränkung wird den Orden ſelbſt und mittelbar der Kirche ein großer Dienſt erwieſen. Denn bei übermäßiger Ausdehnung wiederholt ſich immer wieder der altbekannte Prozeß. Die von den Mönchen gepflegte Bigotterie lockt den Gläubigen viel Geld aus der Taſche, die Klöſter werden reich, das Ordensleben wird eine Verſorgung, die Frömmigkeit ein einträgliches und darum verlockendes Handwerk, und die Entbehrungen, die es fordert, nimmt man hin in dem Gedanken, daß eben jeder Stand ſeine Laſt und Plage hat. Und werden die Orden erſt mächtig, dann können ſich ihre Mitglieder das Joch leicht machen, und von Plage iſt keine Rede mehr.

Die evangeliſche Kirche hat ſich der katholiſchen ſeit einiger Zeit in mehreren Stücken angenähert, unter andern durch das Inſtitut der Diakoniſſen und der Diakonen. Jetzt iſt die Reihe an der katholiſchen, einen Schritt entgegen zu tun und die lebenslänglichen Gelübde preiszugeben. Unter den Tatſachen, die ſie zu Reformen geneigter zu machen geeignet ſind, dürfte nach einigen Jahrzehnten die Verſchiebung des Zahlenverhältniſſes zwiſchen ihren Bekennern und denen der andern Konfeſſionen den Ausſchlag geben. Dank der größern Fruchtbarkeit der Deutſchen, der Angelſachſen und der meiſtens griechiſch-katholiſchen Slawen werden die evangeliſche und die orientaliſche Kirche, jede einzeln, mit ihrer Seelenzahl die römiſche Kirche bald eingeholt haben, die damit den Anſpruch auf den Namen Weltkirche oder katholiſche Kirche kat exochen verliert.

K. J.

Die Äſthetik als Norm der Menſchenwürdigung

Von Eduard König in Bonn

Den Herrſchaftsbereich des äſthetiſchen Maßſtabes hauptſächlich gegenüber dem der ethiſchen Norm in der Kulturgeſchichte zu beobachten, hat mir ſchon jahrelang als ein anziehendes und wichtiges Thema vorgeſchwebt. So will ich es denn jetzt wenigſtens in bezug auf ſolche Literaturgebiete tun, deren Studium mir am nächſten liegt. Vielleicht findet ſich ſpäter Gelegenheit, denſelben Gedanken auf einem andern Literaturgebiet zu verfolgen. Die richtige, das heißt die vergleichende und geſchichtliche Löſung eines Problems kann ja überhaupt nur dann auf ſolide Weiſe unternommen werden, wenn die einzelnen zu vergleichenden Gebiete erſt für ſich ſelbſt von dem fraglichen Standpunkt aus durchforſcht worden ſind.

So mögen mir denn die freundlichen Leſerinnen — denn ſie geht die Behandlung des erwähnten Themas zunächſt an — und Leſer zuerſt in die althebräiſche Literatur folgen und mir erlauben, ihnen die Frage vorzulegen: Wer kennt die erſten Frauennamen, die uns nach Eva, der „Lebensſpenderin," im althebräiſchen Schrifttum begegnen? Nun, die ſind Ada „Schmuck" oder „(ſtrahlender) Morgen," Zilla „Schatten, Schattenſpenderin" und Naama „Anmut oder Lieblichkeit." Aber die körperliche Grazie iſt als Vorzug von Frauen in dieſer Literatur oft noch deutlicher hervorgehoben. Denn daß ſie „ſchön" geweſen ſind, findet der hebräiſche Geſchichtſchreiber ſchon bei den Patriarchenfrauen erwähnenswert. So wird es von Sara (1. Moſ. 12, 11) und ſo iſt es von Rebekka gemeldet (24, 16). „Lea hatte ein blödes Geſicht, d. h. ſie entbehrte des feurigen Auges; Rahel aber war ſchön an Form und ſchön an Ausſehen (d. h. an Geſichtsbildung und Geſichtsausdruck)" leſen wir in 29, 17. Der Schwiegervater Simſons rühmt ſeine jüngere Tochter dieſem mit den Worten: „Die iſt ſchöner, als ſie," nämlich als die ältere (Richt. 15, 2). Ebenſo wird die Schönheit noch bei Abigail (1. Sam. 25, 3), bei Urias Weib Bathſeba (2. Sam. 11, 2), bei einer Schweſter und einer Tochter Abſaloms, die beide den Namen Thamar „Palme" trugen (2. Sam. 13, 1; 14, 27), bei der bekannten Abiſag von Sunem (1. Kön. 1, 3), bei Eſther (2, 7) und bei den Töchtern Hiobs (42, 15) betont. Mit dem Hungertode „der ſchönen Jungfrauen" droht auch einmal ein Prophet (Amos 8, 13), wie „Schönheit" mit „Jungfrau" parallel geht in Sach. 9, 17, und „Brandmal — der kriegsgefangnen Sklavin — ſtatt Schönheit" den gefallſüchtigen Jeruſalemerinnen auch von Jeſaja (3, 24) in Ausſicht geſtellt wird. Denn „Schönheit" verleiht auch einer Kriegsgefangnen einen beſondern Wert (5. Moſ. 21, 11).

Bekannt iſt ferner, mit wie zarten, aber auch mit wie ſatten Farben die weibliche Schönheit im Hohenliede gezeichnet wird. Jene finden wir natürlich auf Sulamiths Palette. Sie drückt das Bewußtſein ihrer Grazie nur mit den Worten „Ich bin eine Blume zu Saron (richtiger nach dem Aſſyriſchen: eine »Herbſtzeitloſe« in der Saronebene) und eine Lilie im Tal" aus (2, 1). Dem Munde des entzückten Liebhabers entſtrömen Äußerungen, wie die folgenden: „Siehe, meine Freundin, du biſt ſchön: deine Augen ſind wie Taubenaugen zwiſchen deinen Zöpfen" (4, 1); oder „Wer iſt es, die hervorbricht wie die Morgenröte, ſchön wie der Mond, auserwählt wie die Sonne?" (6, 10); oder „Deine Höhe gleicht der der Palme" (7, 8).

Ja, in der althebräiſchen Literatur wird die Schönheit einigemal auch in der Charakteriſtik von Männern erwähnt. So wird Joſeph als „ſchön an Geſtalt und ſchön von Ausſehen," alſo Geſichtsbildung, beſchrieben (1. Moſ. 39, 6). Die Schönheit Davids wird zweimal betont: „er war rötlich (admoni, d. h. hatte einen lebhaften, blutdurchſtrömten Teint), hatte ſchöne Augen und war trefflich von Ausſehen überhaupt" (1. Sam. 16, 12; 17, 42. Übrigens das erwähnte Wort admoni „rötlich" bezieht ſich nach aller Wahrſcheinlichkeit nicht auf die Farbe der Haare Davids, wie ein Aſſyriolog neuerdings unter Kombination von David mit dem Lichtgott Marduk gemeint hat. Denn Davids Gemahlin, die frühere Prinzeſſin Michal, hat die Haare ihres durch Liſt ge-

retteten Gemahls bekanntlich durch ein Fliegennetz von Ziegenhaaren täuschend nachgeahmt [1. Sam. 19, 13], und die gewöhnlichen Ziegen Palästinas hatten beinahe durchaus schwarze Haare). Von Absalom sodann heißt es, daß er alle Männer an Schönheit übertraf (2. Sam. 14, 25). Wegen solcher hervorragenden Schönheit wird auch ein königlicher Bräutigam in Ps. 45, 3 gepriesen. Um Könige handelt es sich auch in den zwei noch übrigen Fällen, wo das Wort „Schönheit" in bezug auf Männer gebraucht wird (Jes. 33, 16 und Hes. 28, 12), aber diese Fälle sind auch noch im weitern Verlauf der Darstellung zu besprechen.

Obschon jedoch das Schönsein namentlich in der Schilderung von Frauengestalten oft im althebräischen Schrifttum erwähnt wird, der bewundernde Ausruf, womit nach diesem Schrifttum der erste Mann das erste Weib begrüßte, lautete doch nicht: Wie schön ist sie! Der bekannte Ausruf „Diese ist Gebein von meinem Gebein usw." hat vielmehr den Sinn: Dieses Wesen ist nach Körperbau und Aussehen mit mir verwandt. An diesem Wesen bemerkte der Mann — einmal ist es doch zum erstenmal geschehn, schalte ich für die Bibelskeptiker ein — den aufrechten Gang, das nach oben gerichtete Antlitz, die sich zum seelenvollen Lächeln leicht gestaltende Miene, den geisterfüllten Blick, der sie ihm als die verständnisinnige Helferin, als seinen guten Kameraden charakterisierte. Ebenso sind aber auch sonst in der althebräischen Literatur die Eigenschaften des Weibes betont, auf denen die Kongenialität zwischen Mann und Frau hauptsächlich beruht, die vom Sinnlichen weg zur innerlichen Vertiefung und zur höhern Welterfassung hinziehn, die auch durch Anspannung des menschlichen Strebens ausgebildet werden können und so ihre Belohnung in sich selbst tragen. Ja bei der Charakteristik der schon oben erwähnten Abigail, einer Frau von fast moderner Initiative, steht die „Trefflichkeit ihrer Einsicht" sogar im Vordergrunde (1. Sam. 25, 3). Ferner wird die „weise" Frau von Thekoa gerühmt, die durch die geschickte Erzählung einer Parabel den König David zur Zurückberufung des verbannten Absalom bewog (2. Sam. 14, 2). Wie glänzt ferner der Ruhm der „weisen" Frau von Abēl (20, 16 ff.)! Ihr verdankte diese Stadt in einem kritischen Moment ihre Rettung. „Durch weise Frauen wird das Hauswesen erbaut" weiß auch das Sprichwort zu rühmen (14, 1; 19, 4). Wie laut wird auch sonst die Gattin anerkannt, „auf deren Zunge holdselige Lehre wohnt" (31, 16)! Ja von einer trefflichen Erzieherin ihres Sohnes ist ausdrücklich eine Partie der althebräischen Sentenzensammlung abgeleitet (31, 1—9). Siehst du aus diesen Beispielen nicht schon deutlich genug, wie sich neben dem körperlichen Vorzug die intellektuelle Potenz erhebt und nach dem Zepter der Herrschaft in der Menschenkultur greift? Siehst du nicht, wie die auf Gefälligkeit der Formen beruhende Schönheit eine Schwester bekommt: die Anmut, die auf einem geistdurchhauchten Antlitz thront?!

Gewiß sind wir ferner als Kinder mit dem greisen Elieser auf die — für seinen jungen Herrn unternommne — Brautschau nach Mesopotamien gezogen und haben uns mit ihm auf den Rand des Brunnens von Charran (oder Carrhä) gesetzt, aber haben wir uns nicht auch alle über die erste Eigenschaft gewundert, an der er die für seinen Herrn passende Braut erkennen wollte? Wenn es die Schönheit gewesen wäre, hätten wir uns weniger gewundert. Zu

unserm Befremden war es aber bekanntlich die gutwillige Bereitschaft oder Dienstfertigkeit, mit der das betreffende junge Mädchen dem müden und durstigen Wandrer einen Labetrunk darreichte (1. Mos. 24, 12—14). Ja es ist eine in ihrer Einfachheit frappierende Erscheinung, wie sich Rebekka am Brunnen durch scheinbar selbstverständliche Gefälligkeit ihren Bräutigam gewinnt. Aber dieses Mittel war doch eine Tugend, und auch dieser einfache Edelstein glänzt in hinreichend intensivem Feuer, wenn die Gesamtbeschaffenheit der zu einem solchen Dienste willigen Seele als die goldne Fassung dieses Edelsteins hinzugenommen wird.

Die ästhetische und die ethische Schätzung des Menschen und besonders des Weibes sind auch im althebräischen Denken in Kampf geraten. Das lehrt uns schon die Szene am Brunnen zu Carrhä. Aber das erkennen wir auch aus einer ganzen Reihe andrer Spuren.

Denn schau nur hin auf den langen Zug von hervorragenden Frauen, den die althebräische Literatur uns vorführt! Da siehst du eine Mirjam, die Schwester Moses, eine Debora, eine Jael, eine Rizpa, eine Michal, eine Athalja, die sogar die Königsherrschaft sechs Jahre lang ausgeübt hat. Bei ihnen allen ist Schönheit nicht als ein Bestandteil ihres Wesens erwähnt, und doch tut dieser Mangel ihrer Größe keinen Abbruch. Ein ganzes Büchlein ist der Ruth, der Urgroßmutter Davids, gewidmet, und wie versteht sich sein Verfasser auf Kleinmalerei überhaupt! Vollends in der Charakterisierung von Personen ist er ein Meister. Denk doch nur an die Abschiedsszene zwischen der alten Naomi und ihren beiden Schwiegertöchtern, oder begleite die ährenlesende Ruth unter den Schnittern und Schnitterinnen des Boas! Aber braucht der Erzähler, wenn er seine Heldin interessant machen will, die Schönheit? Nach diesem Worte wirst du vergeblich in dem Büchlein suchen.

Sodann wird die Schönheit in der althebräischen Literatur auch nicht bloß als eine vergängliche Größe hingestellt, von der es heißt „Schönheit wird verzehrt wie von Motten," oder „Ein bloßer Hauch ist die Schönheit" (Ps. 39, 12; Spr. 31, 30). Vielmehr wird die Relativität ihres Wertes auch überhaupt betont: sie muß sich mit gutem Streben verknüpfen, wenn sie wirklich wertvoll sein soll. Das drückt ein Spruchdichter fast allzu drastisch in 11, 22 aus. Ein andrer sagt wenigstens: „Lieblich und schön sein — für sich allein — ist nichts" (31, 30). Am überraschendsten aber ist es, daß in demselben Hohenliede neben der dithyrambischen Verherrlichung körperlicher Vorzüge des Weibes eine durch ihre Wortkargheit um so eindringlichere Lobrede auf das durch sittliche Größe ausgezeichnete Weib steht. Denn die vom liebeglühenden Bewerber in psychologisch erklärlicher Weise auch als schlanke Palme gefeierte Schönheit ist die Sulamith, die von ihren Brüdern eine „kleine Schwester" genannt wird (8, 8), die aber denselben Brüdern die Versicherung geben kann, daß sie dem ungeliebten Bewerber gegenüber eine „Mauer" sei (V. 10) und sich so in seinen Augen als ein Weib erwiesen hat, das sich zum Frieden hindurchringt: sie hat ihrem geliebten Hirten die Treue gehalten, und solche echte Liebe wird ja im Hohenliede mit den Worten gepriesen „Liebe ist fest wie der Tod . . . eine gottentzündete Flamme" (8, 6).

In der Schlußszene des Hohenliedes steht ja gleichsam eine Verkörperung der Grundsentenz vor uns, die im hebräischen Geistesleben über das richtige Verhältnis von ästhetischer und ethischer Würdigung des Menschenwesens gefällt worden ist. Die Veranschaulichung dieses Grundurteils wirkt um so eindrucksvoller, als sie in der übrigen althebräischen Literatur eines reichen, weiten Hintergrundes keineswegs entbehrt. Einen solchen Hintergrund der Schlußszene des Hohenliedes darf man aber in allen den Gruppen und Einzelgestalten des althebräischen Schrifttums finden, aus deren Zügen uns der Adel geistiger Tugend entgegenleuchtet.

Denn wenn wir zunächst auf die formalen Tugenden, die, wie zum Beispiel Opferfreudigkeit und Treue, in allen Pflichtenkreisen betätigt werden können, einen Blick werfen wollen, wer steht nicht voll Bewunderung vor der Aufopferungsfähigkeit von Jephthas Tochter (Richt. 11, 30ff.)? Anstatt zusammenzuknicken, steht sie aufrecht. Anstatt zu jammern, ermutigt sie ihren Vater zur Leistung des gegen Gott ausgesprochnen Gelübdes. Eine wahrhaft große Tochter, die lieber geopfert werden will, als daß ihr Vater wortbrüchig werden soll! Sie erinnert uns an Esthers Wagemut, die einen Bittgang zum Könige für ihr Volk mit den Worten „Komme ich um, so komme ich um" unternimmt (Esth. 4, 16). Übersehen wir doch auch die Tugend des Fleißes nicht, die einem Veilchen gleich oft im Verborgnen blüht! Der hebräische Spruchdichter wenigstens hat sich nicht gescheut, dieser Tugend das schöne Wort „Ein fleißiges Weib ist die Krone ihres Mannes" zu widmen (12, 4). Ein solches Weib ist gewiß auch keine „Zarte und Weichliche, die nicht versucht hat, ihre Fußsohle auf die Erde zu setzen" (5. Mos. 28, 56).

Ferner wieviel Trägerinnen materialer Tugenden, die in den einzelnen Pflichtenkreisen ihre Werkstätte haben, werden vor unserm Geistesauge wieder wach, wenn wir es nur nicht verschmähen, auch der althebräischen Literatur wieder einmal unsern Blick zuzuwenden! Oder kannst du dich wirklich nicht auf Rizpa besinnen? Der König David hat ihr jedenfalls seine Bewunderung nicht versagt. Sie hat ja während eines ganzen wolkenlosen Sommers Palästinas bei den Leichnamen ihrer Söhne und Stiefkinder gesessen, hat bei Tage die Raubvögel und in der Nacht die Schakale abgewehrt (2. Sam. 21, 10). O herzerschütterndes Bild der Mutterliebe! Daneben hat die hebräische Geschichtschreibung auch ein Ohr für den klassischen Ausdruck der kindlichen Pietät, den Ruth in den Worten „Wo du hingehest, da gehe ich auch hin . . . nur der Tod soll mich von dir scheiden" geprägt hat. Zu ihnen gesellt der Griffel des israelitischen Erzählers als eine dritte Pflegerin einer im Familienleben zu betätigenden Tugend die Prinzessin Michal, die spätere Gemahlin Davids. Denn was tat sie, als die Pflichten der Tochter und der Gattin in ihrem Leben zusammenstießen? Sie bewahrte zugleich ihren Vater vor einer Gewalttat und rettete ihrem Manne das Leben.

In dem gestaltenreichen Hintergrunde, der sich um die Schlußszene des Hohenliedes im althebräischen Schrifttum aufbaut, reihen sich weiter die Musterbilder des Patriotismus an. An der Spitze dieser Schar läßt der hebräische Geschichtschreiber Moses Schwester Mirjam einherschreiten, die unter Paukenschlag im

Reigentanz das Ereignis feierte, wodurch ihr zwiſchen den nachſetzenden Bedrücker und die Waſſerwogen eingekeiltes Volk aus Not und Tod errettet wurde. Derſelbe Erzähler erwähnt auch, wie ſpäter hebräiſche Frauen die Kriegstaten der Helden mit vollem Verſtändnis, ja mit ſcharfem Urteil verfolgten und ſo nach Goliaths Beſiegung durch ihren Geſang „Saul hat tauſend geſchlagen, David aber hat zehntauſend geſchlagen“ in Sauls Bruſt den erſten Keim der Eiferſucht gegen David ſenkten (1. Sam. 18, 6 f.). Aber der erlauchten Schar, an der das Auge eines dankbaren Volkes mit Verehrung hängt, gehören nicht bloß willkommne 'Beifallsſpenderinnen für heldenhafte Männertaten an, nein, auch Fahnenträgerinnen, wie Debora, ſtehn da, die in der Bedrängnis ihres Volkes ſelbſt das Panier zur Abſchüttlung des Fremdenjoches entfalteten. Unter dieſen Frauen von kühnem Entſchluß und kraftvoller Energie wird freilich auch eine Jael geprieſen, die mit einer unerſchrocknen Hand einen unheimlich liſtigen Sinn verband (Richt. 4, 17 ff.). Aber die Volkserinnerung Israels verweilte doch ebenſo teilnahmvoll bei dem Bilde jener — ja darf ich hinzufügen „bekannten“? — Schwiegertochter des Richters Eli (1. Sam. 4, 19 ff.). Als ſie von der Niederlage ihres Volkes, dem Verluſt des Nationalheiligtums und dem Tode ihres Mannes hörte, da trat einer der ergreifenden Augenblicke ein, wo das Bewußtſein eines Volkes gleichſam ſichtbare Geſtalt annimmt und als Herold eines neuen Tages durch die Gaue des Vaterlandes ſchreitet: ihren Geiſt aushauchend, gab dieſe Frau dem neugebornen Sohne den Namen „Nicht-Ehre“ (Ikabod) und ſenkte damit den Entſchluß zur Tilgung dieſer Schmach in die Seele ihres Volkes. Ungenannt und doch mit leuchtenden Farben in das Buch der Geſchichte gezeichnet, führt ſie zugleich den Chor der Frauen an, die durch die Glut ihrer Religioſität das geiſtliche Staatsweſen ihrer Nation zu erhalten halfen.

Wie ſehr die ethiſche Würdigung des Weibes in den Vordergrund des altiſraelitiſchen Kulturbewußtſeins trat, erkennen wir noch beſonders deutlich aus dem berühmteſten Abſchnitt des althebräiſchen Schrifttums, der hierher gehört. Ein ſo viele hundert Jahre älterer Vorgänger des Loblieds auf Johanna Sebus, pflegt er „das Lied vom braven Weibe“ genannt zu werden und iſt der Abſchluß des Buches der Proverbien. In dieſem alphabetiſchen Akroſtichon — deshalb zweiundzwanzig Verſe nach der Zahl der hebräiſchen Buchſtaben umfaſſend — reflektieren ſich wie in einem Spiegelbild alle einzelnen Normen der Wertſchätzung des Weibes, die in der obigen Darſtellung einzeln vor unſer Auge getreten ſind: die Zurückdrängung der körperlichen Vorzüge bei der Beurteilung des Wertes einer Frau, die Betonung der geiſtigen Begabung und Leiſtung, die formale Tugend des aufopferungsvollen Fleißes, die materialen Tugenden der Mutterliebe und der Gattentreue, die hochgeſinnte Teilnahme an Wohl und Wehe des Vaterlandes. Ja auch folgende zwei Grundlagen für die Wertſchätzung des Lebensgehalts einer Frau hat der Dichter uns nicht zu vergeſſen gelehrt: die Wohltätigkeit gegen die Armen und die Gottesfurcht. Denn in die Worte „ein Weib, das den Ewigen fürchtet, ſoll man loben“ klingt die Dichtung aus. Alſo Religioſität, die im weiblichen Gemüt immer und überall ihr reinſtes und ſtärkſtes Altarfeuer gehabt hat, iſt das unterſte Fundament, auf dem ſich die Würde-

stellung des Weibes in der Menschheitskultur aufbaut, und der althebräische Spruchdichter wird darin Recht behalten. Aus dem steten Aufblick zum Weltengeist und aus dem seiner Weisheit vertrauenden Überblick über die Weltverhältnisse wird ja das sicher treffende Urteil im Denken, die feine Scheu vor allem Niedrigen im Gefühl und der zarte Takt im Gebiete des Wollens und so die herrliche Trias geboren, die Goethe wohl meinte, wenn er seinen „Faust" mit den Worten schloß: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan."

Zugleich die ursprüngliche Stärke und zugleich das spätere Erlahmen des Einflusses, den das Schöne sogar auf unsre Menschenwürdigung ausübt, spiegeln sich in der Tatsache, daß der Ausdruck „schön" und die mit ihm verwandten Wörter vielfach auch im übertragnen Sinne gebraucht werden. Kräftig der Seele vorschwebend, sind sie auch über das engere Gebiet des Ästhetischen hinaus erobernd vorgedrungen und sind glänzende Surrogate für die Ausdrücke „trefflich, passend, wertvoll überhaupt usw." geworden. Der Grad, worin das geschehen ist, wirft vielleicht noch einen — obgleich nur indirekten — Lichtstrahl auf die Macht, die dem Begriffe des Schönen in der betreffenden Volksseele eigen war. Deshalb sei die Frage, ob sich diese gleichsam nachwirkende Herrschaft des Schönen als eines Maßstabes der Menschenschätzung auch in der althebräischen Literatursprache zeigt, auch noch, aber gerade deshalb erst an dieser Stelle aufgeworfen. Diese Frage wird uns zugleich eine Brücke bilden, worauf wir zu der Betrachtung eines andern Literaturgebiets hinübergehen können.

Wie wenig die Bezeichnungen „schön, Schönheit, schön sein" im Althebräischen einen übertragnen Sinn bekommen haben, kann schon daraus ersehen werden, daß dieser metaphorische Gebrauch der erwähnten Ausdrücke im neusten Wörterbuch dieser Sprache, dem großen English-Hebrew Lexicon, gar nicht ausdrücklich behandelt wird. In der Tat taucht dieser übertragne Sinn von „Schönheit usw." im ältern Hebräischen nur erst halb und halb und selten an der Oberfläche der Literatursprache empor: die „Schönheit" des israelitischen Königs im allgemeinen (Jes. 33, 16) meint natürlicherweise dessen Herrlichkeit, und so bezeichnet auch die „Schönheit" des Königs von Tyrus, nicht eines bestimmten Königs dieser Stadt, den Glanz oder die Pracht dieses Königs (Hes. 28, 12), und so spüren wir die über sein eigentliches Gebiet hinausgreifende Herrschaft des Ausdruckes „Schönheit" noch in „die Schönheit (d. h. die Trefflichkeit) seiner Weisheit" (28, 7) und sonst noch ein paarmal bei diesem spätern Autor, wie in 16, 13b. Ich will jedoch die Leser keineswegs mit lexikographischen Einzelheiten beschweren — aber Sprachgeschichte und Kulturgeschichte stehn freilich in enger Wechselbeziehung —, und es ist doch auch von geistesgeschichtlichem Interesse, daß diese übertragne Bedeutung von „schön" im Neuhebräischen ziemlich gebräuchlich ist, wie auch das jüngste Wörterbuch des Neuhebräischen — es stammt von Gustaf Dalman — belegt. Ist es denn ferner nicht auch kulturgeschichtlich von Bedeutung, daß das Adjektiv „schön" in der gesamten althebräischen Literatur nur von einem einzigen Autor im übertragnen Sinne verwandt wird? Es ist der Verfasser des Buches, das „Der Prediger Salomonis" genannt zu werden pflegt, das aber die späteste Schrift des Alten

Teſtaments iſt und beſonders nach meinem Urteil erſt im letzten Jahrhundert vor Chriſti Geburt geſchrieben worden ſein muß. Erſt in dieſem Buche lieſt man: „Es iſt ſchön, zu eſſen und zu trinken uſw.“ (3, 11 und 5, 17). Warum iſt das aber noch beſonders lehrreich? Weil der metaphoriſche Gebrauch des Wortes „ſchön“ in dieſem Buche auf dem Einfluß des griechiſchen Sprachgebrauchs beruht.

Gewiſſermaßen etwas Tragiſches nämlich kann man darin ſehen, daß gerade bei den Griechen das Wort für „ſchön“ überaus häufig einen uneigentlichen Sinn bekam. Die für das eigentliche Schöne ſo voll empfängliche Volksſeele des Hellenentums zahlt bei dieſem Sprachgebrauch zwar mit altgeprägter Münze, aber ſie zahlt damit einen Tribut der Huldigung für andre Normen der Wertſchätzung.

Gewiß hängt es nun auch mit dem griechiſchen Gewande der klaſſiſchen Literatur des Chriſtentums zuſammen, daß in ihr das Wort, das eigentlich „ſchön“ bedeutet, wer weiß wie oft, im übertragnen Sinne von „trefflich, heilſam uſw.“ verwandt iſt. Das geht ja ſo weit, daß dort z. B. ſogar ein „ſchöner Baum“ als direkter Gegenſatz zu einem „faulen Baum“ geſagt wird, alſo „ſchön“ ſo viel wie „geſund“ iſt. Dieſe Art ſich auszudrücken iſt, wie geſagt, ein Symptom des griechiſchen Sprachgebrauchs jener Zeit.

Aber nicht hängt damit die Tatſache zuſammen, daß in allen ſiebenundzwanzig Schriften der urchriſtlichen Literatur der Ausdruck für „ſchön“ keinmal in bezug auf Menſchen in ſeinem eigentlichen Sinne vorkommt. Keine Frauengeſtalt iſt dort „ſchön“ genannt, geſchweige denn, daß dieſes Attribut bei Männern angewandt würde. Das Wort für „Schönheit“ exiſtiert in dieſen Schriften gar nicht. Nun treten aber darin doch ziemlich viele Frauen auf: mehrere Marien, die Tochter des Synagogenvorſtehers Jairus und die Tochter des kanaanäiſchen Weibes, die wohltätige Tabitha „die Rehe“ und die Purpurverkäuferin Lydia aus Thyatira, und wie ſie weiter alle heißen. Wenn nun bei ihnen allen keinmal die Schönheit erwähnt wird, wer möchte das einen Zufall nennen? Man wird es wohl richtiger auf die Eigentümlichkeit des Intereſſes zurückführen, das das natürliche Korrelat einer ſo intenſiven Religioſität ſein mußte, wie ſie in den Verfaſſern der urchriſtlichen Literatur waltete.

Sie freuen ſich mit ihrem Meiſter über die Lilien des Feldes, die — nach ſeinem Ausdruck — durch ihre gottgeſchenkte Grazie alle Pracht Salomos übertreffen. Aber die körperliche Vollkommenheit, dieſe für menſchliche Anſtrengung nicht erzwingbare freie Gabe der Natur, bei der Würdigung von Menſchen hervorzuheben, das — liegt unter ihrem Niveau. Sie haben gewiß, wie die ſchönen Quaderſteine des Tempels (Luk. 21, 5), die durch ihre Bearbeitung noch heute das Staunen des Pilgers wachrufen, ſo auch die wohlgeſtalteten Formen manches Menſchenkindes geſehen und „dem Vater des Lichts“ dafür wie für „alle gute und alle vollkommene Gabe“ gedankt. Aber die phyſiſche Seite in der Charakteriſtik eines Menſchen zu betonen, kam ihnen eben einfach nicht in den Sinn, und es liegt gewiß auch nicht in der Richtung des wahren Menſchenideals, wenn das Vorwalten der Neigung, das Intereſſe

für die Heldinnen oder die Helden einer Geschichte durch Ausmalung ihrer ästhetischen Vorzüge wachzurufen, jetzt manchmal die Gefahr in sich birgt, die geistigen Normen der Menschenwürdigung in den Hintergrund zu drängen.

Nach der Hühnersuche

Eine Spukgeschichte für Weidmänner von Julius R. Haarhaus

(Schluß)

Ich hatte wohl eine gute halbe Stunde neben meiner Beute im Grase gesessen, als mich die schnell hereinbrechende Dämmerung daran gemahnte, daß es an der Zeit sei, zum Schlosse zurückzukehren und einen Wagen zu holen. Um die Stelle, wo der Hirsch lag, bequem wiederfinden zu können, bog ich das höchste Birkenstämmchen nieder, befestigte an dessen Wipfel mein Taschentuch und steckte dann noch meinem Dreißigender einen grünen Bruch in das Geäse, zum Zeichen, daß er von Weidmannshand auf gerechte Art gestreckt worden sei. Denn die Möglichkeit, daß ihn ein andrer finden könnte, ehe ich mit dem Wagen zurückgekehrt wäre, war nicht ganz ausgeschlossen.

Als ich aus dem Walde trat, sah ich draußen auf der Heide ein mit zwei schweren Rappen bespanntes Geschirr vom Schlosse her geradeswegs auf mich zukommen. Es war ein Leiterwagen, auf dem außer dem Kutscher noch vier Männer saßen, die mich schon aus weiter Entfernung durch Schwenken ihrer Mützen und Hüte begrüßten. Offenbar hatte man im Schlosse meinen Schuß gehört und sofort Leute entsandt, die den Hirsch holen sollten. Martin, der neben dem Kutscher gesessen hatte, sprang vom Wagen, riß von der nächsten Kiefer ein Zweiglein ab und überreichte mir den Bruch nach gutem altem Weidmannsbrauch auf der flachen Klinge seines Hirschfängers. Während ich meinen Hut damit schmückte, schnallte der Kutscher die Zügel des Handpferdes los, legte ihm Stränge und Wagenscheit über den Rücken und bat mich, die Führung zu übernehmen. Ich schritt also voran, während die Leute mit dem Pferde folgten. Beim Hirsche angekommen, legten sie ihm ein Seil dicht über den Rosen um das Geweih, verknüpften es mit dem Wagenscheit und ließen so meine Beute durch den Gaul aus dem Walde schleppen, was keine leichte Arbeit war, da sich die mächtigen Kronen aller Augenblicke im Buschwerk verfingen und mit dem Weidmesser wieder aus der Verstrickung gelöst werden mußten. Endlich hatten wir den Hirsch draußen im Freien, und nun galt es, ihn auf den Wagen zu heben. Wir mußten alle sechs wacker mit zugreifen, kamen aber, weil der schwere Körper unsern Händen immer wieder entglitt, erst nach mehreren vergeblichen Versuchen zum Ziel. Als der Hirsch glücklich auf dem Wagen lag, stützte Martin mit ein paar Gabelhölzern den Kopf, sodaß das Geweih aufrecht stand, und schob von allen Seiten grüne Brüche darunter. Dann schwangen wir uns hinter den Kutscher und fuhren zum Schlosse.

Bei unsrer Ankunft stand die Hellentaler Jagdgesellschaft beinahe vollzählig auf der Rampe. Die Herren nahmen den Hirsch genau in Augenschein, untersuchten Ein- und Ausschuß, maßen Stärke und Auslage der Stangen und den Umfang der Rosen und schüttelten mir einer nach dem andern glückwünschend die Hand. Zuletzt erschien auch der Schloßherr, auf dem Kopfe ein graues Lodenhütchen, an dessen rechter Seite ein Spielhahnstoß stak.

Der Baron gratulierte mir, legte die Hand auf meine Schulter, sah mir scharf ins Auge und sagte: Es freut mich, Sie als Hausgenossen begrüßen zu können.

Denn an die Rückkehr nach Leipzig werden Sie jetzt wohl selbst nicht mehr denken. Wie Sie gesehen haben, gibt es hier Hirsche, auf die sich ein Pürschgang schon lohnt. Ich hoffe, der da — er wies nach dem Wagen — soll nicht Ihr letzter sein.

Er bemühte sich, bei diesen Worten zu lächeln, aber sein Gesichtsausdruck hatte in diesem Augenblick etwas so sonderbares, oder um das Ding beim rechten Namen zu nennen, so teuflisches, daß ich stutzig wurde.

Sehr gütig! sagte ich, ich bliebe auch mit Vergnügen hier, aber die Sache hat doch einen Haken.

Und der wäre? fragte Sparr.

Ich müßte die Erfüllung Ihres Wunsches von einer Bedingung abhängig machen, auf die Sie wohl nicht eingehn werden.

Das käme doch darauf an! Welche Bedingung stellen Sie? Wenn es in meiner Macht steht, sie zu erfüllen, so soll es geschehen.

Topp! rief ich, ein Mann, ein Wort! Sehen Sie, verehrter Herr Baron, ich verlange nichts weiter, als daß Sie nach Leipzig reisen und mich, während ich hier noch ein paar von Ihren Kapitalen schieße, dort vertreten. Sie haben ohnehin kein rechtes Vergnügen mehr an der Jagd, als Autographensammler verstehn Sie sich auch darauf, Handschriften zu entziffern — also tun Sie mir den Gefallen, und erledigen Sie inzwischen meine Redaktionsarbeiten!

Ich merkte, daß dem Baron bei diesem Vorschlage das fatale Lächeln verging. Er sah mich ziemlich verdutzt an und wußte offenbar nicht recht, was er darauf erwidern sollte.

Und welcher Art sind diese Arbeiten? fragte er endlich.

Es handelt sich hauptsächlich um das Lesen, Prüfen und Durchkorrigieren der eingelaufnen Manuskripte. Man sieht sich die Sachen an und beseitigt, wenn man merkt, daß sie zu gebrauchen sind, die kleinen Sprachschnitzer, an denen ein Teil unsrer Autoren mit rührender Treue festhält. Da bringt zum Beispiel einer auf jeder Seite ein halbes Dutzend mal die Inversion nach dem Bindewort „und“ an, ein andrer schwelgt in falschen Attributbildungen und schreckt nicht einmal vor einem wilden Schweinskopf und einem vierstöckigen Hausbesitzer zurück. Wieder ein andrer verwendet mit Vorliebe Bedingungssätze in adversativem Sinne, er schreibt zum Beispiel ...

Hören Sie auf! Hören Sie auf! rief der Baron, dem der kalte Schweiß auf die Stirn zu treten begann, ich sehe schon, zu dieser Arbeit gehören stärkere Nerven und mehr Geduld, als ich besitze.

Als ich *habe*, wollten Sie sagen, erlaubte ich mir zu bemerken, oder sollten Sie wirklich den Unterschied zwischen haben und besitzen nicht kennen? Dann würde ich Ihnen empfehlen, sich Grunows grammatisches Nachschlagebuch anzuschaffen.

Danke verbindlichst für den guten Rat! erwiderte Sparr etwas unsicher, ich merke schon, Ihre Tätigkeit ist nicht gerade die ergötzlichste. Und so etwas machen Sie Tag für Tag?

Tag für Tag und Jahr für Jahr, antwortete ich.

Sie Bedauernswerter! sagte der Baron mit dem Ausdruck ungeheuchelten Mitleids, von so etwas hatte ich freilich keine Ahnung. Sie, Herr Pastor! jetzt wird mir verständlich, daß es Leute gibt, die sich vor den ewigen Feuerqualen der Hölle nicht mehr fürchten. Wer sein ganzes Leben lang Manuskripte lesen und durchkorrigieren muß, dem können die heißen Schwefelschlammbäder da unten doch nur eine angenehme Erholung bieten. Nein, mein Bester, fuhr er fort, indem er ein paar Schritte von mir zurücktrat, ich kann Ihre Bedingung nicht erfüllen, das würde sogar über die Kräfte eines Teufels von leidlicher Konstitution gehn. Ich will Sie auch gar nicht halten, wenn Sie durchaus nach Hause wollen — sicher sind Sie mir ja auf jeden Fall, denn wer sich in mein Fremdenbuch eingetragen hat, den betrachte ich gleichsam als einen meiner Angehörigen. Aber wenn es

Ihnen Vergnügen macht, ab und zu einmal auf einen braven Hirsch zu pürschen, so kommen Sie getrost nach Hellental; wir werden Sie immer mit offnen Armen empfangen.

Das war nett und menschenfreundlich gesprochen und hätte mich sogar mit dem unheimlichen Wesen des Schloßherrn aussöhnen können, wenn dieser nur die fatale Redensart: „sicher sind Sie mir ja auf jeden Fall“ unterdrückt hätte. Aber ich hielt es nun doch für meine Pflicht, auch meinerseits dem Baron etwas angenehmes zu sagen, und gab deshalb meiner Freude darüber Ausdruck, daß sich sein Befinden im Laufe des Nachmittags allem Anscheine nach so merklich gebessert habe.

Er erwiderte, daß er augenblicklich in der Tat nicht klagen könne; seit wir andern Wind hätten, sei der Schmerz im Beine verschwunden, und er fühle sich wohler als seit langer Zeit. Dabei sah er nach dem klaren, im letzten, kalten Abendscheine strahlenden Himmel auf und sog begierig die scharfe Luft ein.

Der Wagen war inzwischen in den Hof gefahren, wo sich Martin sogleich daran machte, den Hirsch aufzubrechen. Die Herren zogen sich in das Gesellschaftszimmer zurück und ließen sich an den Spieltischen nieder, sogar Sparr schien einem Jeuchen nicht abgeneigt zu sein. Ich erbat mir die Erlaubnis, dem Jäger bei seiner Arbeit zusehen zu dürfen, da mir daran lag, festzustellen, welche Teile des Geräusches durchschossen waren. Martin entledigte sich seiner Aufgabe mit einer Gewandtheit, die eine ungewöhnliche Übung verriet. Das Geweih wollte er jedoch erst am andern Morgen ausschlagen, da ihm das allerdings etwas spärliche Licht der Stalllaterne, wie er sagte, nicht erlaubte, diese Arbeit mit der nötigen Sorgfalt zu verrichten. Das war mir nun freilich bitter, ich hätte die herrliche Trophäe am liebsten gleich mit in mein Zimmer genommen, aber darauf mußte ich nun verzichten.

Als ich in den Gesellschaftsraum zurückkehrte, waren an allen Tischen die Skat- und die Whistpartien im vollen Gange. Nur der kleine Professor hatte, wie es schien, keine Partner gefunden oder sich dem Spiel mit Absicht entzogen. Jedenfalls war er aufs höchste erfreut, als ich ihn bat, mit mir in das Bibliothekzimmer zu gehn und mir dort die Geschichte von *seinem* Hirsch so ausführlich wie möglich zu erzählen. Der Arme! Er ahnte nicht, daß ich gesonnen war, das Vertrauen, das er mir schenkte, in der gröblichsten Weise zu mißbrauchen.

Wir zogen uns also zurück und machten es uns auf den beiden behaglichen Ledersesseln am Tische bequem. Aber Eberhard blieb nicht lange sitzen. Der Gegenstand seiner Erzählung nahm ihn so in Anspruch, daß er bald wieder aufsprang und seine Schilderung der Art und Weise, wie er sich damals angepürscht habe, durch ein höchst dramatisches Spiel illustrierte. Sein Feuer steckte mich an, auch ich erhob mich, verfolgte seine Bewegungen mit gut geheucheltem Interesse, näherte mich dabei aber langsam dem Glasschranke, der die Lederbände der geheimnisvollen Autographensammlung enthielt, und dessen Tür, wie ich mit Befriedigung wahrnahm, nur angelehnt war.

So kam ich auf die Wiese links vom Galgenberg, berichtete der Professor eifrig, und nun hatte ich ihn etwa dreihundert Gänge vor mir.

Dreihundert Gänge? fragte ich, um ihm zu beweisen, daß ich ganz bei der Sache war.

Es können auch dreihundertundzehn gewesen sein, erklärte der gewissenhafte kleine Herr. Er stand bis an den Bauch im hohen Waldgras und sicherte nach mir herüber. Vernommen konnte er mich kaum haben und gewittert noch weniger, denn ich war mit gutem Winde gekommen. Aber, wie gesagt, er sicherte, und da blieb mir nichts andres übrig, als mich langsam auf die Erde zu strecken und das Gesicht ins Gras zu pressen. So lag ich mindestens fünf Minuten.

Fünf Minuten?

Ja, fünf Minuten, vielleicht auch sechs —

Hören Sie, bester Professor, wenn Sie sich da nur nicht täuschen! Fünf Minuten sind eine lange Zeit, und wenn man so daliegt und wartet, wird die Sekunde zur Ewigkeit.

Nein nein, darin täusche ich mich nicht, verteidigte sich Eberhard, fünf Minuten warens sicherlich —

Wir können ja die Probe machen, bester Herr, sagte ich, bilden Sie sich einmal ein, ich wäre der Hirsch, und Sie lägen dort hinter dem Tische in Ihrer Deckung — bei diesen Worten zog ich die Tischdecke so weit hinunter, daß sie mit den Fransen den Boden berührte —, und nun strecken Sie sich hier auf den Teppich und bleiben so lange liegen, bis Sie glauben, daß die fünf Minuten vorüber seien. Ich werde die Uhr zur Hand nehmen und die Zeit genau kontrollieren. Also bitte, wenns gefällig ist! Eins, zwei, drei!

Bei drei lag der gute kleine Mann wirklich der Länge nach auf dem Bauche und preßte das Gesicht auf die verschränkten Arme.

Du liegst mir gut! dachte ich, öffnete behutsam die Glastür, nahm den Band heraus, in den ich mich am Nachmittag eingetragen hatte, und schlug so geräuschlos wie nur möglich das erste Blatt auf. Natürlich! Da hatte ich die Bescherung! In verschnörkelter Kanzleischrift stand da zu lesen:

Ich, der ich aus freien Stücken meinen Namen eingetragen habe auf eines der Blätter dieses Buches mit meinem eignen Blut, habe heute mit Herrn Samiel Freiherrn von Sparr auf Hellental einen Vertrag geschlossen, demzufolge er mir Gelegenheit bietet, einen kapitalen Hirsch zu schießen, wie keiner meiner Bekannten, Freunde und Weidgenossen einen solchen bisher zur Strecke gebracht hat, wofür ich mich verpflichte, mich besagtem Freiherrn von Sparr zu eigen zu geben mit Leib und Seele, insonderheit in diesem zeitlichen Leben ihn auf seinen Wunsch bei seinen Jagdfahrten zu begleiten, es sei bei Tag oder Nacht, Sommer oder Herbst, seines Rufes und Gebotes gewärtig zu sein zu jeder Stunde, seine Befehle auszuführen sonder Weigerung und Verzug und ihm neue Tisch- und Jagdgenossen zuzuführen, so viel in meinen Kräften steht, nach dieses Lebens Vollendung aber ihm meine Seele zu überlassen, daß er damit schalte nach seinem Ratschluß und Willen, sie gänzlich auslösche und vernichte oder sie einfahren lasse in einen andern Leib, es sei denn Mensch oder Tier, Wolf oder Fuchs, Dachs oder Iltis, Bussard oder Eule, Rabe oder Nußhäher, Nachtschwalm oder Fledermaus, wie ich mich auch verpflichte, diesen Pakt nicht anfechten zu lassen, weder durch ein weltliches noch durch ein geistliches Gericht, endlich über alles, was ich auf Geheiß des Freiherrn von Sparr sagen, schreiben und tun werde, nicht weniger über diesen Pakt selbst unverbrüchliches Stillschweigen zu bewahren.

So also sah eine Verschreibung aus! Ich mußte mir im stillen gestehn, daß das Ding in seiner Art ein Meisterstück war, so ähnlich etwa wie ein P.....scher Verlagskontrakt oder wie ein Mietvertrag nach dem Formular eines gewissen Hausbesitzervereins, Schriftstücke, bei denen, wie Jeder weiß, Rechte und Pflichten etwas ungleich auf die beiden Kontrahenten verteilt sind. Denn das wird mir jeder billig denkende zugeben: das Maß der vom Unterzeichner geforderten Gegenleistungen stand zu dem einen Hirsch — und wenn es auch ein Dreißigender war — in keinem rechten Verhältnis. Aber das Fatale dabei war: ich hatte den Wisch unterzeichnet und war mithin in Herrn Samiels Gewalt, wenn es mir nicht gelang, noch vor meiner Abreise von Hellental den Kopf aus der Schlinge zu ziehn und den Vertrag zu annullieren.

Professor Eberhard, dem es in seiner Deckung offenbar ein wenig unbequem wurde, begann sich zu regen. Ich stellte den verhängnisvollen Band deshalb schleunigst wieder an seinen Platz, lehnte die Schranktür an und sah nach der Uhr. Genau drei Minuten waren verstrichen. Aber gleich darauf tauchte der Kopf des kleinen Herrn hinter dem Tisch auf, er sah mich triumphierend an und fragte: Nun, stimmts?

Vollkommen! sagte ich, genau fünf Minuten. Ich nehme jeden Ausdruck des Zweifels hiermit feierlich zurück!

Um keinen Preis hätte ich dem guten Männchen erklären mögen, daß er sich um volle zwei Minuten geirrt habe, er tat mir aufrichtig leid, und außerdem lag mir daran, ihn als den Wächter dieses unheimlichen Archivs bei guter Laune und mir gewogen zu erhalten.

Er fuhr nun in seiner Erzählung fort, bis er an der Stelle, wo es zum klappen kam, den Schuß so laut markierte, daß die Gesellschaft nebenan im Saale in ein donnerndes Gelächter ausbrach. Gleich darauf erschien denn auch in der Tür der Major, klemmte seine Zigarre in den Mundwinkel und fragte, während er mit wahrer Virtuosität ein Spiel Karten mischte: Hier hat wohl wieder Jemand die Geschichte von *seinem* Hirsch erzählt?

Eberhard, der hinter dem Tische gekniet und ein imaginäres Gewehr an die Backe gepreßt hatte, erhob sich etwas beschämt, ließ die Arme sinken und schlich hinter dem Major und mir her in das Gesellschaftszimmer, wo er mit einer ganzen Salve schlechter Scherze empfangen wurde. Es war für ihn ein Glück, daß man gleich danach zum Abendessen rief, denn dadurch wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand gelenkt, der sogar für Leute, die in diesem und in jenem Leben nichts mehr zu hoffen hatten, seinen Reiz nicht eingebüßt zu haben schien.

Diesesmal präsidierte der Hausherr bei Tisch, war, vermutlich wegen des Fanges, den er gemacht zu haben glaubte, in der köstlichsten Stimmung, erzählte mit der Anschaulichkeit eines Augenzeugen Episoden aus dem Weidmannsleben einer ganzen Reihe hessischer Landgrafen und trank mehr Château-Margaux, als ihm meiner Überzeugung nach bei seinem Leiden zuträglich war. Dafür waren die übrigen Tischgenossen desto schweigsamer; ich merkte ihnen an, daß sie sich in Sparrs Gegenwart bei weitem nicht so natürlich und ungezwungen gaben, als wenn sie unter sich allein waren. Daran vermochte sogar der vortreffliche französische Sekt nichts zu ändern, den der Baron mit der Generosität eines Mannes, der ein gutes Geschäft gemacht hat, auffahren ließ. Am stillsten von allen war der gute Eberhard, er saß wie geistesabwesend da und fuhr ordentlich zusammen, wenn einer der Andern das Wort an ihn richtete. Ich selbst war nicht viel lebhafter, ich mußte immer wieder an meinen Dreißigender denken und zermarterte mir das Hirn, wie ich zur Salvierung meiner armen Seele Herrn Samiel von Sparr ein Schnippchen schlagen könnte.

Daß ich nur wenig an der Unterhaltung teilnahm, schien meinem Wirte nicht zu entgehn, er schob es jedoch offenbar auf meine Müdigkeit, da er wußte, wie wenig ich in der letzten Nacht geschlafen hatte. Trotzdem überraschte es mich einigermaßen, daß er sich mitten in der Unterhaltung mit dem Landgerichtsrat ganz unvermittelt mit den Worten an mich wandte:

Sie werden das Bedürfnis haben, sich gründlich auszuschlafen, lieber Freund. Gehn Sie getrost zu Bett, Sie können heute mit gutem Recht auf Ihren Lorbeeren ruhn.

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen, sondern ich stand von der Tafel auf, verbeugte mich gegen den Hausherrn und seine Gäste und begab mich auf mein Zimmer.

Bevor ich zu Bett ging, trat ich noch einmal ans Fenster und sah in die Nacht hinaus. Der Mond stand schon ziemlich hoch am Himmel, verbarg sich aber aller Augenblicke hinter den Wolken, die ein scharfer Nordostwind vor sich hertrieb. Im Pferdestall, der meinem Fenster gerade gegenüberlag, war es auffallend unruhig; ich vernahm deutlich das Rasseln der Ketten und das Scharren der Hufe, und im Zwinger winselten und kläfften die Hunde, daß es mir ganz seltsam zumute wurde.

Ich kleidete mich so schnell wie möglich aus, schlüpfte fröstelnd in die Federn und löschte das Licht. Aber es ging mir wie in der Nacht vorher: je länger ich dalag, desto aufgeregter wurde ich, desto reizbarer wurden meine Sinne. Ich achtete auf jedes Geräusch, auf das Knarren der Wetterfahne, auf das Klappern eines

schlecht verwahrten Fensterladens und auf die sich in regelmäßigen Zwischenräumen wiederholenden Schläge der Turmuhr. Dann wurde meine Aufmerksamkeit wieder durch einen Lichtschein in Anspruch genommen, der unter der Decke meines Zimmers hin und her strich und von einer Laterne herzurühren schien, mit der jemand im Hof auf und nieder ging.

Plötzlich — es mußte kurz vor Mitternacht sein — wurde es auch im Schlosse selbst lebendig. Türen wurden aufgerissen und zugeschlagen, auf dem Korridor hallten schwere Schritte, Stimmen ließen sich vernehmen, die mehr oder minder gedämpft durcheinander tönten; ich hörte den Major kommandieren, den Landgerichtsrat fluchen, den Pastor beschwichtigen, kurzum die ganze Gesellschaft glich einem aufgestörten Wespenschwarm und benahm sich ungefähr, als ob das Schloß in Flammen stünde. Ich sprang aus dem Bett, eilte an die Tür und lauschte mit angehaltnem Atem. Da vernahm ich aus dem mir benachbarten Zimmer die Stimme des kleinen Professors, der in kläglichem Tone nach seiner Manchesterhose und seinen Überschuhen rief und dem dienstbaren Geiste — es schien der alte Franz zu sein — die höchste Eile anempfahl.

Jetzt wurde unten im Hofe Pferdegetrappel laut. Ich rannte zum Fenster und schaute, hinter der Gardine verborgen, hinab. Stallknechte hatten fünf gesattelte Rappen vorgeführt, die sich vor Ungeduld kaum halten ließen und Dampfwolken aus den Nüstern bliesen. Martin und zwei andre Burschen standen mit Fackeln an der Hoftür und bemühten sich, die Hunde zu beschwichtigen, die, von der Koppel gelöst, wie besessen zwischen den Gäulen umherfuhren und diese mit ihrem heisern Gebell nur noch unruhiger machten. Auf dem Dachfirst des Stalles saßen ein paar Dutzend Eulen und Käuzchen, putzten ihr weiches Gefieder, schlugen mit den Flügeln und verdrehten die Köpfe, während aus einer Dachluke immer neue zum Vorschein kamen, bis sie so dicht gedrängt nebeneinander saßen, daß die äußersten sich nur mit Mühe und unter beständigem Flattern auf ihrem Sitze halten konnten.

Inzwischen war der Baron aus dem Schlosse getreten, ließ sich den Bügel halten und schwang sich mit einer Gewandtheit, die ich ihm gar nicht zugetraut hatte, in den Sattel. Er trug wieder das Hütchen mit dem Birkhahnstoß und um die Schultern einen grauen Kragenmantel, der weit über Flanken und Kruppe seines Pferdes hinabhing. Den Filzstiefel hatte er abgelegt, und ich konnte nun erkennen, daß sein linkes Bein in einen Klumpfuß endete, der in einem hufartig geformten Stiefelchen steckte.

Nun stieg auch der Major zu Pferd. Drei andre aus der Gesellschaft, die ich für Gutsbesitzer hielt, folgten seinem Beispiel. Der Baron nahm die Tete, die Viere stellten sich in zwei Gliedern hinter ihn, und die übrigen acht Mitglieder der Tafelrunde schlossen sich zu Fuße der kleinen Kavalkade an. Den Schluß des Zuges machte das Jagdpersonal und die Dienerschaft.

Alles fertig? fragte Sparr, indem er sich im Sattel umwandte und sein Gefolge mit Feldherrnblick musterte.

Einen Augenblick, bitte! rief Eberhard, ich scheine meine Gummischuhe verkehrt angezogen zu haben. Richtig: das ist der linke und das der rechte.

Er hielt sich am Arme seines Nebenmannes fest, vertauschte mit großer Eile und noch größerm Ungeschick die Überschuhe und rief, als er endlich damit zustande gekommen war: Fertig!

In diesem Augenblick begann die Turmuhr zwölf zu schlagen. Ich hatte erwartet, daß die Diener das Hoftor öffnen und die Gesellschaft hinauslassen würden. Aber daran schien kein Mensch zu denken, der Baron und die andern Berittnen spornten vielmehr ihre Rosse an, daß diese kerzengerade in die Luft stiegen, und der ganze unheimliche Zug schwebte, von dem Nachtgevögel umflattert, über das Dach des Stallgebäudes davon.

Als das Schnaufen der Pferde und das Gekläff der Hunde in der Ferne verscholl, öffnete ich das Fenster, um hinterher zu lauschen. Da hörte ich wieder

die Stimme des armen Professors Eberhard, der offenbar zurückgeblieben war, und während er über dem Waldrande die unglücklichsten Flugbewegungen ausführte, rief: Halt! Halt! Ich habe einen Überschuh verloren!

Aber nur ein im Sturme verwehendes fernes Hohngelächter war die Antwort auf den Hilferuf des Unglücklichen, er ließ Überschuh Überschuh sein, schraubte sich in kleinen Kreisen empor und zog, wacker gegen den Wind ankämpfend, den Genossen nach.

Ich lauschte noch eine Weile und schloß, als ich nichts mehr vernahm, das Fenster.

Das also, sagte ich zu mir, war die berühmte wilde Jagd! Hübsch, daß du das auch einmal zu sehen bekommen hast! Sieht doch in Wirklichkeit etwas anders aus als auf der Bühne, wenn der Freischütz gegeben wird.

Mein nächster Gedanke aber war, daß ich nun im Schlosse ganz allein sei. Jetzt war also der Augenblick gekommen, wo ich meinen Plan in aller Ruhe ausführen konnte. Bequemer hätte es mir Baron Samiel gar nicht machen können. Er mochte ein liebenswürdiger Wirt, ein gerechter Weidmann, ein tüchtiger Wildheger sein, das ließ sich alles nicht bestreiten, aber ein dummer Teufel war er nebenbei auch.

In weniger als zwei Minuten war ich angekleidet, nahm den Leuchter in die Linke, das Weidmesser in die Rechte und trat auf den Korridor hinaus. Überall herrschte die Stille des Grabes. Ich eilte die Treppe hinunter, fand nach einigem Suchen die Hoftür und gelangte, nachdem mir der Wind ein paarmal das Licht ausgelöscht hatte, glücklich in das Gewölbe unter der Remise, wo, wie ich wußte, der Hirsch aufbewahrt wurde. Er hing mit dem um das Geweih geschlungnen Seil an einem dicht unter der Decke eingeschlagnen Haken, während der Schweiß noch immer aus der Bauchhöhle tropfte und auf den Fliesen eine große schwärzliche Lache bildete. Wie sollte ich nun den schweren Körper herunterholen? Ich sann hin und her und kam schließlich auf den Einfall, ein leeres Rotweinfaß herbeizurollen, neben dem Hirsch aufrecht an die Wand zu stellen, hinaufzusteigen und den Strick einfach mit einem Messer durchzuschneiden. Mit furchtbarem Gepolter fiel der Hirsch zu Boden, daß der Schweiß rechts und links an die frisch getünchten Wände spritzte.

Ich suchte und fand die Handsäge, mit der Martin beim Aufbrechen das Schloß gelöst hatte, legte den Kopf zurecht, ergriff mit der linken Hand eine der Stangen, setzte den linken Fuß auf den Windfang und begann, nachdem ich Decke und Kopfwildbret mit meinem Nicker aufgeschärft hatte, das Sägeblatt durch den Schädelknochen zu führen. Das war bei der Stärke des Knochens keine leichte Arbeit; die Arme zitterten mir vor Anstrengung und Aufregung, und mehr als einmal mußte ich innehalten und mir die perlenden Tropfen von der Stirn wischen. Aber endlich sah ich meine Mühe belohnt: ich hielt ein Geweih in Händen, dessen Stärke und Gewicht mir jetzt erst recht zum Bewußtsein kamen.

Nun galt es, die zweite Arbeit zu vollbringen! Ich kehrte in das Schloß zurück, lehnte meine Trophäe an die Wand und begab mich in den Speisesaal, um von hier aus in das Bibliothekzimmer einzudringen. Aber die Tür war, wie ich befürchtet hatte, verschlossen, und der Schlüssel war abgezogen. Halt! dachte ich, der gute Eberhard müßte kein deutscher Professor sein, wenn er den Schlüssel nicht wohlverwahrt in der Tasche der Hose stecken hätte, die er gestern Abend trug! Also hinauf auf sein Zimmer und gründlich nachgesucht!

Gedacht, getan. Ich bin kein Pedant, aber wie es in Eberhards Stube aussah, das ging mir doch über die Hutschnur. Die Tischdecke lag auf dem Bett, über den Tisch war ein alter Lodenmantel gebreitet, darauf lagen in wirrem Durcheinander Patronen und leere Hülsen, Manuskriptblätter und Krähenfedern, Bücher und schmutzige Kragen, Reste eines Butterbrotes und ölgetränkte Gewehrputzlappen, und mitten in diesem Chaos stand ein einzelner Stiefel, dessen Oberleder an einer schadhaften Stelle mit Heftpflaster überklebt war. Über den Boden

waren alle möglichen Kleidungsstücke verstreut, aus dem Waschnapf war ein handgroßes Stück am Rande ausgebrochen, und im Halse der Wasserflasche steckte die Kerze, die an ihrem untern Ende mit Werg umwickelt war, damit sie nicht in den sonderbaren Leuchter hineinrutschte. Wohin der Blick auch fiel, überall stand es mit unsichtbarer Schrift geschrieben, daß in diese tolle Wirtschaft niemals eine weibliche Hand ordnend eingriff!

Nachdem ich die Taschen verschiedner Kleidungsstücke vergebens durchsucht hatte, fand ich endlich das Beinkleid, von dem ich mich zu entsinnen glaubte, daß es der Professor am letzten Abend getragen hatte. Richtig: da war auch der mir wohlbekannte Schlüssel! Ich holte ihn aus dem Versteck, worin ein wurmstichiges Äpfelchen, ein Fingerhut und ein Patronenzieher seine Gefährten gewesen waren, hervor und eilte mit meiner Beute die Treppe hinab. Wenig Augenblicke später stand ich in der Bibliothek, suchte mir den ominösen Band aus dem Schrank und trennte mit einem einzigen Schnitt meines Weidmessers das Blatt heraus, das meinen Namenszug trug.

Zum Glück fand ich im Kamin noch ein paar glühende Kohlen, über denen das unselige Papier bald in Flammen aufging. Ich hockte davor, bis das letzte Fünkchen verglommen war, zerkrümelte die knittrige Asche zu feinem Staub, stellte das Buch an seinen Platz, schloß sorgfältig wieder ab und brachte den Schlüssel an den Ort zurück, wo ich ihn gefunden hatte. Dann eilte ich in mein Zimmer, packte meinen Rucksack, nahm den Drilling über die Schulter, rannte zur Haustür, riegelte sie auf, ergriff das Hirschgeweih und lief, so schnell mich die Füße trugen, auf dem Wege davon, auf dem mich der Wagen nach Hellental gebracht hatte.

Ich hatte eben die Wiese erreicht, deren östlicher Zipfel schon zu dem Beckwitzer Revier meines Gönners K. gehörte, als hinter mir die Turmuhr des Hellentaler Schlosses dreiviertel eins schlug. Nun wußte ich, daß es eine alte Gepflogenheit aller Spukgeister ist, ihre Exkursionen nicht über die Mitternachtsstunde auszudehnen, und glaubte deshalb annehmen zu dürfen, daß Baron Sparr mit seiner Jagdgesellschaft auf dem Heimwege begriffen sein müsse. Da sie vermutlich von Osten oder von Nordosten her kamen, so hätte ich also leicht noch auf dem Hellentaler Revier mit ihnen zusammenstoßen können, wobei dann peinliche Auseinandersetzungen nicht zu vermeiden gewesen wären. Dem wollte ich begreiflicherweise aus dem Wege gehn, nahm, obgleich ich kaum noch von der Stelle konnte, meine letzte Kraft zusammen und ruhte nicht eher, als bis ich den „Stillen Winkel“ und damit den Damm der Benker Teiche erreicht hatte.

Nun war ich jeder Gefahr entronnen, jetzt durfte ich ein Weilchen stehn bleiben, mich für einen Augenblick meiner Last entledigen und ein paar Minuten verschnaufen. Aber die Nachtluft war eisigkalt, und ich fühlte, wie mein durch den Dauerlauf erhitzter Körper unter dem scharfen Hauche des Nordostwindes zusammenschauderte. Was sollte ich tun? Nach Beckwitz gehn und im Gasthause Unterkunft suchen? Aber das wäre zwecklos gewesen: zu so später Stunde hätte ich dort sicherlich keinen Einlaß gefunden. Am besten war es, ich wanderte nach Torgau und verbrachte dort den Rest der Nacht im Wartesaal des Bahnhofs.

Ich nahm also mein Geweih wieder auf, drückte den Hut fest in die Stirn und kämpfte rüstig gegen den Wind an, bis ich den Wald erreicht hatte. Dann aber war ich mit meinen Kräften zu Ende, ich mußte mich niedersetzen und meinen brennenden Füßen Ruhe gönnen. Zum Glück fand ich unter einer alten Kiefer ein Plätzchen, das mir hinreichend Schutz gegen den Wind bot und mir erlaubte, es mir einigermaßen bequem zu machen.

Als ich dort saß, war es mir, als ob ich in weiter Ferne Eulengeschrei und Hundegebell vernähme. Da kommt die Hellentaler Gesellschaft zurück, dachte ich, sehr pünktlich scheinen die Herrschaften gerade nicht zu sein! Und es versetzte mich in die behaglichste Stimmung, als ich mir vorstellte, was für ein langes Gesicht Herr Samiel machen würde, wenn er am nächsten Morgen dahinter kam, daß der Vogel ausgeflogen war. Ich griff noch einmal nach dem Hirschgeweih, zog es

dicht zu mir heran und umklammerte, um mich noch eine Weile an dem Gefühl seines gesicherten Besitzes zu erfreuen, die eine der Stangen mit der Hand.

* * *

Was war das? Sollte der Baron meine Flucht schon bemerkt und sich mit seinen Getreuen zu meiner Verfolgung aufgemacht haben? Ich hörte Peitschenknall und Pferdegetrappel. Näher, immer näher kam es heran. Was nun? Ruhig sitzen bleiben und den Unschuldigen spielen oder aufspringen und rennen, so weit mich die Füße trugen?

Ich wollte mich erheben, aber meine Glieder waren so starr und steif vor Kälte, daß ich sie kaum bewegen konnte. Ich öffnete die Augen und schaute mich um. Was da so hell und freundlich durch die Wipfel schien, war doch der Mond nicht! Sollte ich etwa bis weit in den jungen Tag hinein geschlafen haben?

Mein nächster Blick galt dem Geweih des Dreißigenders. Aber o Schreck! Statt der herrlichen Trophäe lag ein gegabelter dürrer Kiefernast neben mir. Ich hob ihn auf, wog ihn nachdenklich in der Hand und schleuderte ihn endlich mit einer wahren Wut von mir. Ach, dieser Sparr hatte sich auf eine teuflische Weise gerächt! Alles andre hätte ich ihm schließlich verzeihen können, daß er mir aber statt des Geweihs einen dürren Knüppel in die Hand gespielt hatte, das setzte seiner Bosheit die Krone auf.

Zum Nachsinnen blieb mir freilich nicht viel Zeit, denn auf der Chaussee, die in einer Entfernung von kaum fünf Schritten bei mir vorüberführte, rasselte die Postkutsche heran. Ich raffte Gewehr und Rucksack auf, stellte mich an den Straßenrand und rief dem Postillon zu, er solle halten und mich mit nach Torgau nehmen.

Das war eine böse Nacht, bemerkte der Schwager, als ich glücklich neben ihm auf dem Bocke saß und mir das Spritzleder über die Knie zog, in Schildau hat der Sturm die Esse der Brennerei umgeworfen. Und die alte Mutter vom Postmeister, die das Reißen hat und bei solchem Wetter kein Auge zutut, hat gesehen, wie der Helljäger durch den Hof geritten ist.

Der Helljäger? fragte ich, wer ist das?

Den kennen Sie nicht? Der geht doch jeden Herbst um, wenn die Zeit kommt, wo er früher die armen Leute geschunden und geplagt und sie gezwungen hat, am heiligen Sonntag Treiberdienste zu tun, erwiderte der Postillon; aber, setzte er hinzu, man soll nicht davon reden, sonst nimmt er einen das nächstemal mit.

Dieser Bericht machte mich nachdenklich. Vielleicht war mein seltsames Erlebnis doch nicht bloß ein Traum gewesen. Dazu stimmte denn auch, daß ich die Rebhühner nicht mehr hatte, und daß mein rechtes Handgelenk eine blutige Schmarre aufwies.

Was haben wir heute für einen Tag? fragte ich den Schwager, in der Hoffnung, mir auf diese Weise Gewißheit über mein Abenteuer zu verschaffen.

Das kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen, erwiderte er; wenn man so Tag für Tag dieselbe Tour fährt, Morgens nach Torgau und Abends zurück, Werktags und Sonntags, dann verkommt man im Kalender.

Endlich waren wir am Ziele. Ich bezahlte das Fahrgeld, eilte in den Wartesaal und bestellte mir eine Tasse Kaffee. Das Fräulein hinter dem Büfett legte das Torgauer Kreisblatt, worin es gerade gelesen hatte, aus der Hand und ging in die Küche. Ich stürzte mich wie ein Raubvogel auf die Zeitung und sah nach dem Datum. Gott sei Dank! Da stand: Freitag, den 15. September. Mein Besuch in Hellental war also doch nur ein Traum gewesen!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Das geringe politische Verständnis unsers seit vierzig Jahren vom Glück begünstigten Volkes hat sich wieder einmal in der Auffassung bekundet, daß das angebliche „Säbelgerassel" der Thronrede nur den Zweck habe, die Flottenvorlage und die neuen Steuern durchzubringen. Auch gar die Flottenvorlage! Wenn bei den beiden vorigen Flottengesetzen, bei denen es sich wirklich um die Schaffung einer „Flotte" handelte, ein „Säbelgerassel" nicht notwendig gewesen ist, dann doch wohl wahrlich nicht um der sechs Panzerkreuzer willen, die innerhalb eines gegenüber der heutigen politischen Lage kaum absehbaren Zeitraums erbaut werden sollen! Das Gefühl unsrer Inferiorität zur See ist in diesem Sommer so allgemein geworden, daß diese Vorlage einer solchen Motivierung nicht bedarf. Die Zahl der Leute, denen die Forderung bei weitem nicht genügt, ist keineswegs gering, und in einer Vorstandssitzung des Flottenvereins sind die Geister deswegen sehr lebhaft aufeinander geplatzt. Daß sich die Engländer darüber aufregen würden, wenn wir jährlich statt eines Panzerkreuzers deren drei oder zu zwei Linienschiffen noch ein drittes auf den Stapel legen würden, ist nicht anzunehmen, wenngleich nicht ausgeschlossen sein mag, daß einzelne englische Blätter bereit sein würden, der Opposition im deutschen Reichstag als Rückhalt zu dienen. Eine politische Seite nach außen hätte also eine so gestaltete Vorlage nicht, nach innen aber allerdings insofern, als die Mehrforderung eine noch weitere Belastung der ohnehin nach mehr als einer Richtung hin sehr stark belasteten Situation darstellen würde. Bei einem anders zusammengesetzten Reichstage fiele das weniger ins Gewicht, und sogar bei dem jetzigen ließe sich bei der Etatsberatung leicht noch mancher Wunsch erfüllen, wenn eine Stimmung dafür erkennbar wäre oder in einer entsprechenden Resolution zum Ausdruck gelangte. Aber zu dem allen ist kein Säbelrasseln nötig, zumal da doch drei bis vier Jahre vergehn, ehe die Schiffe, die im Jahre 1906 auf Stapel kommen können, fertig würden! Wer heute über die Elementarregeln unsrer Wehrfähigkeit zur See noch nicht klar ist, wird es auch durch das Gruseln nicht lernen. Der Schwäbische Merkur hat in einem sonst sehr patriotisch und verständig gehaltnen Artikel „Zur Thronrede" ausgesprochen: „So lange das Deutsche Reich besteht, ist unsre internationale Stellung in einer Thronrede nicht mit so unverhüllter ernster Sorge gezeichnet worden." Das ist auch vollkommen richtig in einem Augenblick, wo England an der Seite Frankreichs die Stellung Rußlands eingenommen hat, und diese Macht, auf die wir für die Erhaltung des europäischen Status quo mit ziemlicher Sicherheit rechnen konnten, für längere Zeit vollständig gelähmt ist. England bedeutet aber an der Seite Frankreichs uns gegenüber weit mehr als Rußland, wegen seiner Beherrschung der Meere, und weil Italiens Stellung dadurch außerordentlich schwierig wird. Mit der Offensive eines russisch-französischen Zweibundes hätten wir uns abzufinden vermocht, ein französisch-englischer Kriegsfall gegen Deutschland nähme ein ganz andres Gesicht an. Es soll nicht gesagt sein, daß wir unmittelbar vor einem solchen stünden, wohl aber, daß wir mit ihm zu rechnen haben, und daß die Situation keineswegs so aufgehellt ist, daß wir nicht mit der Wiederkehr der Spannungen rechnen müßten, denen wir uns im verflossenen Frühling gegenübersahen. In England werden zwar neuerdings friedliche und freundschaftliche Kundgebungen laut, und einige verständige Politiker sind anscheinend ehrlich bemüht, gut Wetter zu machen. Aber so lange die amtliche englische Politik diesem Zuge nicht folgt, vielmehr gerade in der obersten Sphäre Großbritanniens eine an sich kaum erklärliche Rivalität Deutschland gegenüber besteht, werden solche vereinzelte Kundgebungen keinen Einfluß auf die politische Lage üben können. Haben sich doch soeben erst englische Blätter darüber aufgeregt, daß Prinz Heinrich auf der „Braunschweig" dem norwegischen Königspaare das Geleit nach Christiania gegeben habe, „während England nur

durch einen Kapitän vertreten gewesen sei.“ Ja, dafür können wir doch nichts, und jeder loyal gesinnte Engländer sollte vom englischen wie vom monarchischen Standpunkt aus darüber erfreut sein, daß die Tochter des Königs Eduard und sein Schwiegersohn beim Antritt ihrer neuen norwegischen Königswürde von Deutschland mit soviel Sympathie begleitet worden sind, die das Erscheinen des jungen Königspaares in der neuen Heimat mit einem den Norwegern ebenso verständlichen wie erfreulichen Glanze umgeben hat. Es ist bedauerlich, daß in Zeiten, die wahrlich ernst genug für alle Länder Europas sind, die Politik der europäischen Großmächte durch solche Spitzfindigkeiten beherrscht wird. Der Schwäbische Merkur gibt nun der Hoffnung Ausdruck, daß man im Reichstage werde versuchen müssen, den Enthüllungen des Herrn Delcassé auf den Grund zu gehn. Das wäre wohl so unpolitisch wie möglich, und der Reichskanzler wird sich dazu schwerlich hergeben. Es wäre dies das beste Mittel, die Beruhigung, die in Paris notdürftig erreicht worden ist, sofort wieder in das Gegenteil zu verwandeln. Bringt uns doch ohnehin fast jeder Tag neue publizistische Beweise, wie sehr die unbedeutendsten Funken hinreichen, das in den Pariser Zeitungsredaktionen vorhandne Stroh in Brand zu setzen und damit dort die öffentliche Meinung zu alarmieren. Die Konferenz wird ohnehin noch Zündstoff genug bieten. Im Ernst wird der Schwäbische Merkur dem Fürsten Bülow doch kaum zutrauen, daß dieser den jetzigen Augenblick für geeignet erachten könnte, vor den Reichstag zu treten und diesem Geschichten zu erzählen, die in Paris ein tausendfaches Echo wecken würden. Im Gegenteil hat die Nation ein Recht, zu erwarten, daß die nationalen Parteien in dieser delikaten Frage ein den Interessen des Reichs entsprechendes Maß von Takt und Umsicht an den Tag legen werden.

Manche Äußerungen der Presse sind nun freilich nicht danach angetan, diese Erwartungen besonders hochzustimmen. Da ist zum Beispiel ein im übrigen recht konfuser Artikel der Leipziger Neuesten Nachrichten über „den Pessimismus des Kaisers,“ der in eine Art Gegensatz zu dem „Optimismus des Reichskanzlers“ gestellt wird. Als ob eine Thronrede ein Extempore des Monarchen und nicht sorgfältig Wort für Wort von allen politisch irgend in Betracht kommenden Stellen erwogen wäre! Die Thronrede macht doch in der letzten Instanz der Reichskanzler, und nicht der Kaiser, wenngleich der Monarch selbstverständlich nicht eine Rede verlesen wird, mit der er nicht einverstanden wäre. Und als ob die Thronrede irgend etwas andres enthielte, als was jeder denkende Mensch, der sich mit internationaler Politik beschäftigt, an den Fingern abzählen kann, und was seit dem Mai und Juni d. J. den ganzen Sommer lang in allen möglichen Zeitungen, Wochen- und Monatsschriften nach allen Richtungen hin des langen und breiten traktiert worden ist! Den Lesern der Grenzboten zum Beispiel kann der betreffende Passus der Thronrede schwerlich eine Überraschung gewesen sein. Auch handelt es sich in jenen Worten nicht um „Pessimismus,“ sondern nur um „Ernst,“ und es würde schlimm um unser deutsches Volk und Land bestellt sein, wollte man ihm zumuten, jede ernste Beurteilung seiner politischen Lage als pessimistisch gelten zu lassen. Ernsten Dingen mit ernster Männlichkeit in das Auge zu sehen, ziemt den Deutschen und ist zugleich wohl das beste Mittel, etwaigen Gegnern zu sagen, daß uns nichts zu überraschen vermag. Sämtliche Thronreden König Wilhelms des Ersten von der Übernahme der Regentschaft bis zum Frühling 1870 sind fast ausnahmlos nicht nur ernst, sondern sehr ernst gehalten, und auch wiederum die letzte Thronrede, die unter seiner Regierung verlesen wurde — am 24. November 1887 —, beginnt mit den Worten: „Die Wiederaufnahme der Arbeiten des Reichstags fällt in eine ernste Zeit.“ Über auswärtige Politik wird darin gesagt, daß der Kaiser fortgesetzt bemüht sei, den Frieden durch freundschaftliche Beziehungen zu allen Mächten durch Verträge und durch Bündnisse zu befestigen, „welche den Zweck haben, den Kriegsgefahren vorzubeugen und ungerechten Angriffen gemeinsam entgegenzutreten.“ Als der ehrwürdige Monarch dann drei Tage später

das Reichstagspräsidium empfing, äußerte er sein Bedauern, daß er die Thronrede nicht selbst habe verlesen können. „Ich hätte gern namentlich die Schlußworte der Thronrede zu Ihnen gesprochen“ ... dann sich hochaufrichtend, einen Schritt zurücktretend und mit kräftiger Betonung: „Ich hätte Ihnen gern persönlich gesagt, daß ich den Frieden will, aber wenn ich angegriffen werde, zur Abwehr gerüstet bin.“

In jenen Worten hat damals niemand „Pessimismus“ gefunden, im Gegenteil, sie spiegelten für jedermann nur die ernste, gesammelte und tatbereite Entschlußkraft wider, die dann am 6. Februar in Bismarcks weltgeschichtlicher Rede bei aller darin bekundeter Friedenszuversicht einen neuen, gewaltigen, von der Nation mit rauschender Begeisterung aufgenommnen Ausdruck erhielt. Worin ist denn nun die Thronrede vom 28. vorigen Monats pessimistischer, wenn sie ausspricht: „Es ist mir eine heilige Sache um den Frieden des deutschen Volkes. Aber die Zeichen der Zeit machen es der Nation zur Pflicht, ihre Schutzwehr gegen ungerechte Angriffe zu verstärken.“ Die Wendung „ungerechte Angriffe“ ist genau dieselbe wie in der Thronrede von 1887, es folgt dann noch der Hinweis: „Um so sichrer mag es dann gelingen, die friedlichen Ziele des bewährten Bündnisses mit den Herrschern Österreich-Ungarns und Italiens auch fernerhin zu verwirklichen.“ Jedenfalls ist in diesem Zusammenhange der Hinweis auf die Fortdauer des „bewährten“ Dreibundes nicht ohne Bedeutung. Und ist der „Pessimismus“ wirklich so groß in einer Thronrede, die für die Armee keinerlei Forderung als die Regelung des Versorgungswesens enthält und sonst das Heer überhaupt nicht erwähnt! Es kann sich für das Leipziger Blatt wohl nur darum gehandelt haben, einen Sensationsartikel zur Welt zu bringen, bei dem es auf den Inhalt nicht ankommt, und bei dem der eingeschüchterte Leser über alle Widersprüche bereitwillig hinwegsieht. Im Eingang des Artikels heißt es. „Das deutsche Volk müsse zugleich blind, taub und gefühllos sein, wenn es nicht aus den Sturmeszeichen, die das letzte Jahr gebracht hat, die sichere Erkenntnis herleiten würde, daß wir, wenn nicht von einer Welt von Feinden, so doch von einer Flut von Mißtrauen und Mißgunst umgeben sind.“ Und zum Schluß: „Ohne die Arbeit unerschrockner Vertreter des nationalen Gedankens würde das Volk, das nur angewiesen blieb auf die Kost aus der amtlichen und offiziösen Garküche durch die eisenklirrenden (!) Wendungen der Thronrede geradezu vor etwas Unbegreiflichem stehn.“ Zwei größere Widersprüche sind wohl selten in einem und demselben Artikel gewesen! Danach ist das deutsche Volk trotz allen Sturmeszeichen „taub, blind und gefühllos,“ und nur einige besondre Zionswächter „des nationalen Gedankens“ haben ihm die Aufklärungen gebracht, über die sich doch seit vier bis fünf Monaten alle Zeitungen des In- und Auslandes hinreichend unterhalten haben! An einer andern Stelle heißt es: „Dann würde auch der lächelnde Optimismus des Reichskanzlers, der tändelnd über alle Abgründe zu hüpfen pflegt (sic), sich nicht umgewandelt haben in den schicksalsschweren Pessimismus des Kaisers.“

Der Verfasser dieses ungewöhnlich geistreichen Satzes scheint keine Ahnung davon zu haben, wie Thronreden zustande kommen, sonst würde er auch nicht einen Satz fertig gebracht haben wie den: „Fürst Bülows verdammte Pflicht und Schuldigkeit wird es jetzt sein, uns diese Zeichen (der Zeit) zu deuten. Denn bisher hat er ihre Existenz noch überall in Reden und Interviews und in den Artikeln seiner Offiziösen nachdrücklich bestritten, und nur die nationale Presse(!) hat auf diese Zeichen verwiesen.“ Auch nach diesem Satze scheint das deutsche Volk trotz allen Sturmeszeichen blind, taub und gefühllos geblieben zu sein, denn nur die Erbpächter der „nationalen Gesinnung“ haben auf diese Zeichen gewiesen! Difficile est, satiram non scribere! Aber welchem Interesse soll diese Verhetzung eigentlich dienen? Hält ihr Verfasser die Leser der Leipziger Neuesten Nachrichten wirklich für so „blind, taub und gefühllos,“ für so töricht, daß sie ihm glauben sollen, derselbe Reichskanzler, der die Marokkopolitik gemacht und dabei doch zur Genüge er-

wiesen hat, daß er weder blind noch ängstlich ist, habe die Zeichen der Zeit in Reden und Interviews ausdrücklich bestritten! Und nachdem der Reichskanzler solche Reden (wo?) gehalten hat, präsentiert er seinem Souverän eine Thronrede, durch die er sich selbst desavouiert! Ein törichterer Artikel ist in Deutschland über die Thronrede schwerlich geschrieben worden, was immerhin viel sagen will. Zum Überfluß darf wohl noch daran erinnert werden, daß die Rede, die der Reichskanzler am 11. Dezember 1899 im Reichstage zum damaligen Flottengesetz gehalten hat, fast prophetisch dasselbe sagt wie die jetzige Thronrede, sodaß von irgendwelchen Beschönigungstendenzen so wenig gesprochen werden kann wie von einem lächelnden Optimismus, „der über alle Abgründe tänzelt.“ Es heißt in jener Rede: „Jetzt tauchen jeden Augenblick unvermutet neue Fragen auf, die bisweilen ebenso schnell wieder verschwinden, wie sie gekommen sind, bisweilen sich aber im Handumdrehen in sehr bedenkliche und sehr akute Friktionen und Komplikationen verwandeln. Wir müssen nicht nur zu Lande, sondern wir müssen auch zu Wasser gegen Überraschungen gesichert sein. Wir müssen uns eine Flotte schaffen, stark genug, um einen Angriff, ich unterstreiche das Wort »Angriff« — bei der absoluten Friedfertigkeit unsrer Politik kann immer nur von Verteidigung die Rede sein —, aber eine Flotte, stark genug, um den Angriff jeder Macht auszuschließen, müssen wir besitzen. . . .“ Und weiter in derselben Rede: „Es ist viel Neid gegen uns in der Welt vorhanden, politischer Neid und wirtschaftlicher Neid. Es gibt Individuen, und es gibt Interessentengruppen, und es gibt Strömungen, und es gibt vielleicht auch Völker, die finden, daß der Deutsche bequemer war, und daß der Deutsche für seine Nachbarn angenehmer war in jenen frühern Tagen, wo trotz unsrer Bildung und trotz unsrer Kultur die Fremden in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht auf uns herabsahen wie hochnäsige Kavaliere auf den bescheidnen Hauslehrer. Diese Zeiten politischer Ohnmacht und wirtschaftlicher und politischer Demut sollen nicht wiederkehren. Wir wollen nicht wieder, um mit Friedrich List zu sprechen, die Knechte der Menschheit werden. Wir werden uns aber nur dann auf der Höhe erhalten, wenn wir einsehen, daß es für uns ohne Macht, ohne ein starkes Heer und eine starke Flotte keine Wohlfahrt gibt. . . . In dem kommenden Jahrhundert wird das deutsche Volk Hammer oder Amboß sein!“

Wie ein ernsthafter Publizist demgegenüber von einem tänzelnden Optimismus des Reichskanzlers sprechen kann, ist völlig unbegreiflich. Wer auf diesem Posten steht, auch wenn er noch so viel Optimismus mitbrächte, und ohne eine gute Portion Optimismus kann in Deutschland niemand auf dieser höchsten verantwortlichen und verantwortungsreichen Stelle stehn — auf ein reichlich Teil davon wird er bald verzichten lernen, wenn er sieht, mit wie wenig Einsicht und Verstand die deutschen Interessen in der deutschen Presse vertreten werden, von dem Parlament und dessen traditioneller Kurzsichtigkeit ganz abgesehen. In der Thronrede wird die Lage für ernst erklärt, was die Kritiker nicht einmal bestreiten, aber anstatt die Nation darum zu einmütiger Geschlossenheit aufzurufen und namentlich den Reichstag an seine Pflicht zu mahnen, fallen sie über den Reichskanzler her, der seit sechs Jahren derselben Ansicht gewesen, und für den die marokkanische Sache eben nur eine Probe auf das Exempel ist. Allerdings so, daß auch Deutschland dabei eine Probe für die Richtigkeit seiner Auffassung ablegt, daß wo deutsche Interessen im Spiele sind, die Rechnung nicht ohne den Wirt gemacht wird.

Einige Blätter beginnen schon jetzt die Frage einer Reichstagsauflösung in den Bereich der Diskussion zu ziehn. Dazu liegt aber keinerlei Veranlassung vor. Der Reichstag hat noch in keiner Weise zu erkennen gegeben, daß er dem Vertrauen des Kaisers, daß er zu der Annahme der wichtigen Vorlagen bereit sei, nicht zu entsprechen gedenke. Daß in den ersten Debatten einer Session viel Dampf ausgelassen wird, und die ernste Arbeit erst in der Budgetkommission beginnt, ist eine altbekannte, nach unsern parlamentarischen Einrichtungen leider nicht zu vermeidende Tatsache. Damit muß man rechnen, so unerfreulich der Anfang

der Session auch meist zu sein pflegt. Erst müssen sich die Phrasenhochwasser verlaufen, die so wenig beitragen, das Ansehen des Reichstags zu fördern. Aber mitunter wirkt das eitle Geschwätz doch als befruchtender Schlamm. *s*

Das Briefgeheimnis. Das Briefgeheimnis ist die delikateste Seite des Postdienstes, und seine Wahrung ist das erste Gebot, das in dem hunderttausendköpfigen Beamtenheer wie ein bis zum Heiligtum erhöhtes sittliches Gesetz lebt und wirkt. Wie könnte und dürfte es auch anders sein! Es beruht ja der ungeheure Verkehr, den die Post in der täglichen Millionenflut bewältigt, nicht zuletzt auf dem Vertrauen, das das Volk auf den Paragraphen 5 des Postgesetzes setzt: das Briefgeheimnis ist unverletzlich. Was wir peinlich vor den Augen der Welt verbergen, unsre persönlichen und geschäftlichen Geheimnisse, die gewagtesten Vermutungen, die innersten Regungen der Seele, dem Briefe vertrauen wir es an mit der ruhigen Sicherheit, die uns das ungetäuschte Vertrauen auf die Verschwiegenheit der Post gibt.

Die Achtung vor Brief und Siegel ist eine Forderung des moralischen Taktes und die Frucht einer höhern Kultur. Schon bei den Römern finden wir eine abgeklärte Auffassung über das Briefgeheimnis, so in Ciceros zweites Philippika Kapitel vier, wo er dem Antonius, der die von Cicero erhaltnen Briefe in öffentlicher Versammlung vorlas, Ehrgefühl und Wohlanständigkeit abspricht. Obwohl mit dem Verfall der alten Kultur das Gefühl für die Unverbrüchlichkeit des Briefes immer mehr schwand, gab es doch noch einzelne Männer, in denen sich die Achtung vor dem Briefgeheimnis rege erhielt. Luther erklärte dessen Verletzung für eine Todsünde und fand in seiner Schrift: „Von heimlichen und gestohlenen Briefen, samt einem Psalm ausgelegt wider Herzog Georg zu Sachsen“ Worte der tiefsten Erregung, und in Gustav Adolfs Kriegserklärung an den Kaiser wurde diesem sein Vergehn gegen das Briefgeheimnis scharf vorgeworfen. Auch der Große Kurfürst bekundete seinen Abscheu gegen den Vertrauensbruch, den er in der Erschleichung der Korrespondenzgeheimnisse fand; er ließ seine Beamten schon besonders auf das Briefgeheimnis vereidigen und befahl ihnen, bei Leib und Leben, niemand, wer es auch sei, von den der Post anvertrauten Korrespondenzen etwas zu verraten.

Ludwig der Elfte von Frankreich gab im fünfzehnten Jahrhundert zuerst das böse Beispiel, das die Post zum Werkzeug der politischen Polizei erniedrigte und die Verletzung des Briefgeheimnisses zu einer berechtigten Eigentümlichkeit der Diplomatie erhob. Die französischen Postbeamten hatten die Verpflichtung, die Briefe vor ihrer Aushändigung an die Adressaten zu öffnen und durchzusehen, ob sie etwas enthielten, was den königlichen Dienst schädige. Richelieu verstand es, die Briefspionage zur schärfsten und wirksamsten Waffe gegen die Anfeindungen aus der königlichen Familie auszubilden. Sein Verfahren der geheimen Brieferöffnung entwickelte sich nach ihm in dem Cabinet noir zu einer förmlichen Institution der Regierungsgewalt, die so sicher arbeitete, daß sich ränkesüchtige Leute ihrer bedienten, durch kompromittierende Briefe andre Personen anzuklagen. Obwohl es Mirabeau durch seine unausgesetzten Angriffe auf die amtlich sanktionierte Briefinquisition durchsetzte, daß die Nationalversammlung in der Sitzung vom 10. August 1790 die Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses aussprach, blieb dem Direktorium das Cabinet noir doch erhalten. Napoleon der Erste baute es sogar noch weiter aus, indem er es dezentralisierte und an den wichtigern Verkehrsknotenpunkten Filialen einrichtete, durch die er nicht nur den Briefwechsel der fremden Staatsmänner und ihrer Angehörigen überwachen, sondern auch die Briefe seiner eignen Generale und Minister auf ihren Inhalt erforschen ließ. In Preußen übertrug Napoleon dem Generalkommissar Bignon zu „sicherheitspolizeilichen Zwecken“ die Aufsicht über das gesamte preußische Postwesen; wie die geradezu als gesetzmäßige Betriebseinrichtungen angesehenen „Briefrevisionsbureaus“ wirkten, ist bei der Flucht Steins und in zahlreichen Verhaftungen zutage getreten. Nicht geringer als in

Frankreich schätzten die Staatsmänner in Österreich den Wert der Briefspionage für die Politik. Schon Karl der Fünfte hatte es verstanden, mit Hilfe der schwarzen Magie hinter die Geheimnisse andrer Höfe zu kommen und insbesondre die Verabredungen der protestantischen Stände zu erspähen. Von der Zeit des Schmalkaldischen Bundes bis in die Ära Metternichs ist die Verletzung des Briefgeheimnisses ein wesentliches Hilfsmittel der habsburgischen Politik gewesen. Das Schwarze Kabinett in Wien war eine Stätte der List und der Kunst; die Geschicklichkeit der Hand, Chemie und Mechanik leisteten großartiges, das Vertrauen der Korrespondenten in die Ehrlichkeit der Post zu täuschen. Die Künstler hießen Logisten; sie öffneten die Briefe, schrieben sie ab oder schoben gefälschte, irreführende Schreiben unter, in denen Handschrift, Schreibweise und Unterschrift der Absender täuschend nachgeahmt waren. Nach diesem Werke der List wurden die ihres Geheimnisses beraubten Briefe mit derselben Kunstfertigkeit wieder verschlossen. Bekanntlich standen die Posten des österreichischen Staates unter der Leitung des Hauses Paar, während das Postmonopol im Reiche der Familie von Thurn und Taxis verliehen war. Diese, dem Hause Habsburg unbedingt ergeben, besorgte auch die für die Wiener Politik nötige Briefspionage. In den Mittelpunkten des Verkehrs, an den wichtigsten Punkten der deutschen Poststraßen, wie in Frankfurt am Main, Regensburg, Augsburg, Nürnberg usw., in den Hansestädten und in den Residenzen der geistlichen Fürsten wirkten deshalb auch die geheimnisvollen Anstalten, die man Brieflogen nannte, und mit dem Schwarzen Kabinett in Wien enge Verbindung unterhielten. Hier trieben die Logisten mit großer Verschmitztheit ihr lichtscheues Werk. Sie waren für die Wiener Regierung so wichtig, daß einige von ihnen nobilitiert wurden, ohne Würdigkeit zwar aber doch nicht ohne Verdienst, denn die Arbeiten der Logisten verlangten eine so große Anspannung des Geistes, soviel Sorgfalt und Geschwindigkeit, daß mehrere von ihnen dabei den Verstand verloren. Das in einem Flügel der Wiener Hofburg, der sogenannten Stallburg, untergebrachte Schwarze Kabinett hatte einen sehr weitverbreiteten Ruf erlangt, sodaß während der Besetzung Wiens durch die Franzosen dem Fürsten Talleyrand diese geheimnisvolle Werkstätte als die erste Merkwürdigkeit der Stadt erschien, die er zu sehen begehrte.

Die im Interesse des Hauses Habsburg betriebne Briefspionage war für die deutschen Fürsten sehr gefährlich, und da sie dagegen nicht viel ausrichten konnten, taten sie das klügste, was sie in ihrer Lage tun konnten, sie folgten dem hohen Beispiel, indem sie nun ebenfalls auf fremde Briefe Jagd machen ließen, um dadurch gewissermaßen das diplomatische Gleichgewicht wiederherzustellen. Bald war ein Wetteifer an Unehrlichkeit in ganz Deutschland. Die Postbeamten waren mehr Diplomaten als Verkehrsbeamte. Diese Zeit, die wie ein böser Druck auf dem Verkehrsleben lag, brachte sogar ein Buch hervor: „Wie sichert man sich vor Briefserbrechung und deren Fälschung?“ Aber alle Gegenmittel, die es anpries, konnten gegen das geheimnisvolle Dunkel, das die Arbeit der Briefinquisitoren umhüllte, nichts ausrichten. Auch Friedrich der Große, dem die österreichischen Logisten arg mitspielten — Fürst Kaunitz erfuhr den Inhalt seiner Briefe und Depeschen immer früher als Preußens Gesandter in Wien —, war machtlos dagegen. Aber wenn er gelegentlich seine Widersacher auch hinters Licht zu führen verstand, so hat er, soviel mir bekannt ist, seine politischen Manöver doch ohne das verwerfliche Mittel der Briefspionage geführt. Freilich hat später auch Preußen seinen postalischen Schild nicht fleckenlos erhalten. Nagler war ein zu gelehriger Bewunderer Metternichs, als daß er nicht auch in die dunkeln Schliche des geheimen postalischen Polizeiwesens hätte geraten sollen. Die Grundanschauung dieser Zeit war, daß die Post mehr Anstalt des Staates als eine dem Gemeinwohl untergeordnete Verkehrseinrichtung sei. So wenig ahnte man die große völkerverbindende Aufgabe der Post, daß man sie 1808 in die Zwangsjacke der polizeilichen Aufsicht steckte.

Jede Zeit hat ja wohl ihre eigentümlichen politischen Krankheitsformen — die laxe Auffassung des Briefgeheimnisses war eine. Heute ist das Gefühl dafür so rege, daß es kaum noch einen Staat gibt, der das Briefgeheimnis nicht straf-

rechtlich schützte, oder dessen Postverwaltung nicht bestrebt wäre, den unter die Heiligkeit des Siegels gelegten Brief gegen Indiskretionen zu sichern. Freilich die Verlockung, im Interesse der Staatsaufsicht durch Vermittlung der Post hinter die Geheimnisse verdächtiger Personen zu kommen, ist sehr groß, und in den Ländern stockender Kultur — zu nennen wären hier Rußland und die Türkei — mag man sichs auch noch versehen, daß die Polizeigewalt gelegentlich einmal über die Grenzen der postalischen Wohlanständigkeit hinausgeht. Das Liebeswerben der Polizei um postalische Gefälligkeiten hat seit den Tagen der kalifischen Polizeipostmeister nicht aufgehört, und wenn sie im Reiche Stephans und seiner Nachfolger immer vergeblich an den harten Felsen der Amtsverschwiegenheit klopfte, so verdanken wir diese Sicherheit nicht allein der Selbständigkeit der deutschen Reichspostverwaltung, sondern auch der hohen Auffassung seines Berufs, die der deutsche Postbeamte in sich trägt.

In Deutschland erstreckt sich der Begriff vom Briefgeheimnis nicht bloß auf die Achtung des Verschlusses; die dem Postbeamten auferlegte Vertrauenspflicht umfaßt alle Tatsachen, die er durch eine Korrespondenz amtlich in Erfahrung gebracht hat. Er muß also nicht nur den Inhalt einer offnen Korrespondenz als sein Geheimnis wahren, er ist auch zum Stillschweigen darüber verpflichtet, zwischen welchen Personen Postsendungen und Telegramme gewechselt worden sind. Dagegen läßt das Postgesetz bei strafgerichtlichen Untersuchungen und in Konkurs- und zivilprozessualischen Fällen einige notwendige Ausnahmen vom Briefgeheimnis zu, über die aber nur der Richter, in einzelnen Fällen auch der Staatsanwalt, verfügen kann. Sofern nämlich Tatsachen vorliegen, aus denen man schließen kann, daß der Inhalt der an den Beschuldigten gerichteten oder von ihm herrührenden Briefe für die Untersuchung Bedeutung habe, kann der Richter ihre Beschlagnahme anordnen; die Post hat mit der beschlagnahmten Sendung dann aber im allgemeinen nichts mehr zu tun. Anders in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten. Hier ist eine Beschlagnahme von Sendungen auf der Post überhaupt unzulässig; es ist nur die Auskunftserteilung über Postsendungen oder deren Vorlegung als Beweismittel vor Gericht statthaft, und zwar auch nur auf Antrag oder mit Zustimmung des Absenders oder des Empfängers. Wenn Postbeamte vor Gericht zu zeugen haben, sind sie an das Reichsbeamtengesetz gebunden, wonach sie, auch wenn sie nicht mehr im Dienst sind, ihr Zeugnis über Tatsachen, auf die sich die Verpflichtung zur Amtsverschwiegenheit bezieht, nur mit Genehmigung ihrer vorgesetzten oder der ihnen zuletzt vorgesetzt gewesnen Dienstbehörde abgeben dürfen. Was endlich das abweichende Verfahren in Konkursfällen anlangt, so bestimmt Paragraph 121 der Konkursordnung, daß die Postanstalten auf Anordnung des Konkursgerichts alle für den Gemeinschuldner eingehenden Sendungen dem Konkursverwalter auszuhändigen haben. Auch hier hat die Post mit der Übergabe der Sendungen an den Konkursverwalter keine Verpflichtung mehr gegen den Absender und den Empfänger.

Allen diesen das Briefgeheimnis durchbrechenden Bestimmungen liegt der Gedanke zugrunde, daß das private Interesse am Briefgeheimnis unter gewissen Umständen den öffentlichen oder Staatsinteressen unterzuordnen sei. Daneben behält sich aber auch die Postordnung einige Ausnahmen vor, die sowohl im posttechnischen Interesse als auch in der Absicht gegeben sind, die Absender vor Schaden zu bewahren. Ein solcher Fall tritt ein, wenn ein an seinem Bestimmungsorte unbestellbarer Brief nach dem Abgangsorte zurückkehrt, und es hier der Post, nachdem sie alle Register ihrer Findigkeit gezogen hat, nicht gelungen ist, den Absender zu ermitteln. Es wäre aus mit dem „Schiff des Geistes," wenn der Post nicht das Öffnungsrecht zustünde zu dem Zwecke, den Absender festzustellen. Ein solches Recht haben aber nicht die Postanstalten; diese sind vielmehr verpflichtet, die unanbringlichen Briefe an ihre vorgesetzte Oberpostdirektion einzusenden, wo eine besondre Kommission mit der delikaten Aufgabe betraut ist, mit Fleiß die Namen der Absender zu erforschen, um die Briefe wenigstens zur Rücksendung wieder flott zu machen. Für die Beamten dieser Kommission besteht die Bestimmung, daß sie sich jeder über den Zweck der Eröffnung hinausgehenden Einsicht der Sendung ent-

halten müssen, d. h. nur von dem Orte und der Unterschrift Kenntnis nehmen dürfen. Wer einmal einen mit der blauen Siegelmarke der Eröffnungskommission geschmückten Brief zurück erhalten hat oder zurück erhält, kann ganz ruhig sein, die vereidigte Brust dieser Beamten ist dreifach mit Erz gepanzert. Ernst Niemann

Ein amerikanischer Idealist. Im 4. Bande 1904 haben wir das Buch: In Harmonie mit dem Unendlichen, von Ralph Waldo Trine, empfohlen. Der Übersetzer, Dr. Max Christlieb, vermittelt dem deutschen Publikum (im Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart, 1906) zwei weitere Schriften des Verfassers: Was alle Welt sucht? und: Das Größte, was wir kennen. Beide sind Variationen über das Thema des Harmoniebuchs: Der Mensch ist Geist, ist eins mit Gott, und sobald er sich zur Erkenntnis dieses seines Wesens durchgerungen hat, ist er erlöst von allen Übeln und glücklich. In der zu zweit genannten kleinen Schrift beruft sich Trine auf Fichte, dem er in der Tat seelenverwandt ist. In der andern, größern, stellt er die beiden Regeln auf: Wer sein Leben verliert im Dienste des Nächsten, der wird es finden, und: Es gibt keine Möglichkeit, wahres Glück auf die Weise zu erlangen, daß man unmittelbar danach strebt. Die Richtigkeit dieser Regeln beleuchtet er mit hübschen Beispielen aus dem Leben. Auf Seite 88 erfahren wir übrigens, daß „er" eine Frau ist, was man von vornherein vermuten konnte. Kritische Bemerkungen, die sich uns beim Lesen aufdrängten, unterdrücken wir, um die vielen, die aus Trines Büchern Erbauung schöpfen, nicht zu verletzen. In unsrer Anzeige des Harmoniebuchs muß es übrigens heißen: „Wohl gibt es Ungläubige und Atheisten gegenüber manchen Vorstellungen, die sich die Menschen von Gott machen — und Gott sei Dank, daß es solche gibt." Trine meint dasselbe, was Plutarch in seiner Schrift über den Aberglauben ausführt: Der Atheismus ist freilich ein schädlicher Irrtum, aber gegenüber dem noch schädlichern Aberglauben muß man sagen, die Atheisten haben Recht, wenn sie erklären: Lieber gar keinen Gott als eure Götter!

Katholische Studenten.*) Goethe erklärt einmal: Nicht jeder Roman braucht ein Liebesroman zu sein. Das innerlichste Erleben der tiefsten Lebensfragen überhaupt — unter denen die Liebe ja selbst nur eine, wenn auch besonders ernste und heilige ist — ist einer Entwicklung und Spannung fähig, die den, der auf sie zu lauschen weiß, mit mächtigster ästhetischer Gewalt zu packen, und die, noch künstlerisch dargestellt, jeden für Kunst und Lebensvertiefung empfänglichen im Innersten zu fesseln vermag.

Aus der Zeit innerlich „geboren" und doch nicht mit äußerer Rücksicht auf sie „gemacht" — um eine Lessingsche Unterscheidung anzuwenden —, so mutet uns eine philosophisch tief schürfende und doch zugleich auch ästhetisch wertvolle Darstellung des Problems der „Katholischen Studenten" an.

Aus den einfachsten Anfängen wächst es empor. In der Familie ruht sein Keim. Seine Wurzeln reichen zurück in die Schule, und nun soll es hervorsprießen auf dem Boden und in dem Lebensklima der Universität. Nicht in abstrakten Formeln legt es sich uns dar, sondern in konkreter Anschaulichkeit, in Personen von Fleisch und Blut wird das Problem selbst erlebt und gelebt, und nicht ohne Teilnahme erleben wir es mit.

Da wird der eine, Justen, gefestigt durch eine glaubensstarke Erziehung, selbst zu starkem Glauben geneigt, mit kräftiger Willensrichtung vor die ernste Frage gestellt: Wie hat er sich als Katholik innerhalb des allgemeinen Geisteslebens, in das er eintreten soll, zu führen und zu richten? Er nimmt die Frage nicht leicht. Im Gegenteil, er nimmt sie ernst, sehr ernst. Aber er findet die Entscheidung rasch: sein Glaube gibt ihm alle und jede Richtschnur. Aber in seinem Freunde Sander schon ringt ein ungestillter Wahrheits- und Erkenntnisdurst, der sich bis zur Grübelei versteigt, mit tiefer Innigkeit, ja Überschwenglichkeit des Gefühls, die

*) Katholische Studenten. Roman von August Friedwalt. Stuttgart, Verlag von Greiner und Pfeiffer.

sich bis zu poetischer Anschauung erhebt und im Kern seines Wesens zugleich einen echt religiösen Zug darstellt; in ihm liegen die Einsichten des Verstandes mit den Bedürfnissen des Herzens in bitterm Streit, vereinigen sich kritischer Verstand, ja Zweifelsucht mit hoffnungsfroher Gemütsfülle in wunderbarer Mischung. Ihn mit seinem komplizierten — übrigens mit der feinsten Psychologie geschilderten — Wesen quält das Problem ganz anders. Jener ist kein Grübler, ist kein Poet, er ist eine einfache Natur. Aber er kann fürs erste noch mit seiner schlichten Frömmigkeit den schwankenden Freund stützen und beraten: „Wir nehmen eben in jungen Jahren ein Bild der Glaubenslehre in uns auf, das in manchen Stücken unrichtig oder wenigstens kindlich unreif ist. Wenn wir uns dann innerlich weiter entwickeln, dann will uns das und jenes nicht mehr genügen. Wir meinen dabei leicht, wir zweifeln am Glauben oder fielen von ihm ab, während wir uns nur von unsrer eignen unvollkommnen Auffassung des Glaubens losmachen." Wer dächte bei dieser feinen Unterscheidung von „Glauben" und „Bild" oder „Auffassung des Glaubens" nicht an jene in religiöser und geschichtlicher Beziehung so wirkungsreiche Unterscheidung Luthers von „reinem Herzensglauben" und „Schein des Glaubens, gleichwie ein Angesicht im Spiegel, kein wirklich Angesicht"!

In dieser weittragenden Idee, einer wesentlichen Frucht der Reformation, die Kants kritischer Idealismus auch zu philosophischer Reife bringen sollte, an der auch der Katholizismus, wie es scheint, immer mehr teilzunehmen sich entschließt — unser Autor hat sie sicherlich von Kant übernommen —, in dieser Idee sollte zunächst auch der noch unbestimmt wankende seinen Halt finden. Aber wachsen ihm nicht auch gerade aus ihr wieder neue Probleme hervor? Quellen sie ihm nun nicht auch organisch hervor aus seiner ersten Grundfrage: Was ist und soll sein der katholische Student? Und muß er nicht dessen Bestimmung und Aufgabe wiederum messen an jener Idee?

Froh, in seinem Zweifel — in dem er nicht weiß, wie er sich zu ihr stellen soll — der katholischen Verbindung entgangen zu sein, muß er mit unausweichlicher Notwendigkeit von neuem zu ihr Stellung nehmen, muß er sich fragen: Wie steht er zu ihr, wie steht sie selbst zum Ganzen der Universität, wie zur Kirche mit deren Glaubenssätzen, wie auch zu Nation und Vaterland, wie zur „Moderne," zur Kulturgemeinschaft überhaupt? Auf die Fülle eindringlicher und feiner Beobachtungen, die wir hier in der anschaulichen Darstellung des katholischen Verbindungswesens mit all seinem studentischen Tun und Treiben vom ernsten Studium bis zur „Fachsimpelei" auf der Kneipe, von der ernsten kirchlichen Feier bis zum Kommers und „Bummel" mit erleben, auf manch anmutiges Stimmungsbild, das hier ein ernstes und reines aber erst aufkeimendes Liebesleben, dort eine nicht ganz unbedenkliche Liebeständelei — episodische Anklänge an den Romancharakter im landläufigen Sinne — gegen den allgemein studentischen Untergrund projiziert, können wir hier nicht eingehn, so wenig sie etwa unorganisch in das Ganze eingreifen, und so köstlich sie auch geschildert sind. Es kommt uns für sie hier nur darauf an, daß kein ernstes Problem übergangen, und daß jedes ernst und gründlich behandelt ist; nicht grau in grau gemalt, nicht in der Farblosigkeit der Theorie, nicht abstrakt schematisch, sondern von dem Standpunkte des lebendigen Lebens aus, der Wirklichkeit der Handlung, der Wechselbeziehung von Rede und Gegenrede konkreter Persönlichkeiten mit tiefer Wirkung auf das Gefühl. Da fehlt weder die Rücksicht auf die Überzeugung des andern, noch das Verhältnis von Glauben und Wissen, noch die „voraussetzungslose Forschung," noch die „akademische Freiheit" — und wie sie alle heißen die Fragen, die den Ernstern ernst beschäftigen. Sie alle sind, fern von jeder Oberflächlichkeit, allseitig erwogen, tief und gründlich behandelt und ästhetisch anschaulich dargestellt.

Daß sie mancher aus dem Studentenmilieu leicht nimmt, erleben wir freilich auch hier. Nicht wenige in der geschilderten katholischen Verbindung setzen sich kurz entschlossen über sie hinweg. Aber andre üben darum auch die schärfste Kritik an der Verbindung. Von Apologie ist nicht die Rede. Da wird nichts bemäntelt,

verschwiegen und vertuscht. Rücksichtlos werden die Schäden aufgedeckt. Edeldenkend suchen einsichtige Köpfe die Verbindung von ihren Sonderinteressen — gipfeln diese nun in der Kneiperei und „Kommentreiterei," oder in Geckentum und leerer Phrase, oder in Unduldsamkeit und damit zusammenhängender religiöser Oberflächlichkeit — abzulenken und auf das Allgemeine, die ideale Bestimmung zu richten. Und die wird nicht in einem katholischen „Abschließungssystem" nach außen, sondern in gemeinsamer Arbeit nach innen, in Arbeit an- und füreinander, im Streben nach geistiger Erweiterung von ihnen gesehen. Daß hinter dem Berge auch noch Menschen wohnen, die zwar andre Meinungen, andre Lebensformen haben wie sie, mit denen sie aber doch Ewigkeitswerte und ideale Ziele verbinden, daß ein allgemeines Zusammenarbeiten an der vaterländischen Kultur, sogar an der religiösen, möglich und notwendig ist, ohne daß man seine eigne Art aufgibt, ohne daß man die der andern verletzt, das einzusehen, das auch mit der Tat durchzuführen, könnte der katholischen Verbindung erst ihr Existenzrecht gewährleisten. Nur dann auch würden die Außenstehenden dieses anerkennen können und wirklich anerkennen, würden sie auch die Bedürfnisse, die für die Eltern wie die Studenten für den religiösen Zusammenschluß maßgebend sein mögen, gelten lassen. Und alle Teile würden mehr das Vereinende und Gemeinsame als das Trennende und Gegensätzliche betonen.

Und doch ist dieser Zusammenschluß kein religiöses Allheilmittel. Die Persönlichkeiten sind zu verschieden. Wer nicht zum katholischen Zusammenschluß auf der Universität neigt, bleibe ihm fern. Wer in das Verbindungsleben hineingeraten ist, ohne sich in ihm wohl und innerlich frei zu fühlen, wessen Seele es beengt und an wertvoller Kraftentfaltung hindert, der ist es sich selber schuldig, auszutreten. Nach langem Ringen, aber schweren Herzens — so steigert sich die innere Handlung mit steter Notwendigkeit — sehen wir den, der uns durch die Kompliziertheit seines Wesens am interessantesten erscheint, dem der Autor auch mit besondrer Liebe nachgegangen ist, den Schritt vollziehn. Wie hat er gerungen, ehe er dahin kam! Und doch war nicht Nietzsche, der auch ihm eine Zeit lang den Kopf verdreht hatte, daran schuld. Es scheint, als ob er sich zu Kant hingezogen gefühlt hätte. Wird er nun dessen hohen, ernsten Begriff der Autonomie der Persönlichkeit besser außerhalb als innerhalb der Verbindung an sich auswirken können, sich zur freien, sittlichen Persönlichkeit heranzubilden vermögen? Die Frage bleibt offen, und mit Recht! Denn wir sind frei und können, wie Kant sagt, autonom handeln, wann und wo es auch sei, wenn wir nur wollen. Es ist psychologisch und künstlerisch sogar ungemein fein entwickelt, daß das Ganze gleichsam mit einer offnen Frage abschließt. Denn das ist eben eine Frage, die zugleich Antwort ist, weil man, um sie auch nur stellen zu können, schon den Weg zur innern Freiheit betreten haben muß, und weil sie bloß dadurch schon, daß sie überhaupt gestellt wird, das Ziel anzeigt, worin die ganze innere Handlung gipfelt, dem sie zustrebt: die sittliche Bestimmung der Persönlichkeit, wie sie uns aus dem Ideal jener Freiheit entgegenleuchtet, die das Christentum in die Welt gebracht hat, jener Freiheit, die Luther uns von neuem aus tiefem religiösem Gefühl heraus geschenkt, und die Kant mit philosophischer Schärfe als den tiefsten Grund und zugleich als den höchsten Sinn und Zweck unsers Lebens erwiesen hat.

Für den katholischen Studenten könnte das Buch, wenn er nur wollte, und auch er kann es, eine Tat bedeuten. Mit wunderbarer Deutlichkeit ist ihm ein Spiegel seines Seins vorgehalten. Aus dem unmittelbarsten Leben ist hier eine Erkenntnis seines Wesens geschöpft, die ihm zur Selbsterkenntnis verhelfen könnte. Plastisch anschaulich treten ihm wohlbekannte Persönlichkeiten gegenüber. Das sind Menschen, die wir hier sehen — die Sander, Justen, Berkmann, die Studenten; Merk, der Kaplan; Rohdius, der Privatdozent; der Justizrat von Stein, der ultramontane Abgeordnete; wie sie alle heißen —, es sind Menschen, die wirklich gelebt haben und noch wirklich leben. Sie können ihm zeigen, wie er selber ist, aber auch, wie er — sein sollte! Wie der Katholik, so wird aber auch der Protestant

einen nicht unwesentlichen Gewinn an Erkenntnis aus dem Buche schöpfen, und dieses selbst kann klärend und versöhnend nach beiden Seiten hin wirken.

Es ist eine bedeutungsvolle Kundgebung aus dem katholischen Leben heraus. Gerade indem sie sich nicht scheut, auf die Wunden an ihrem eignen Leibe zu weisen, deutet sie auch Mittel und Wege zur Heilung an. Mitten in dem Lärm, der sich heute um ihr Problem erhebt, wirkt die sachliche Ruhe und die friedvolle Behandlung besonders wohltätig. Und sie zeigt auch, wie weise es ist, alle Gewaltmittel im Kampfe der Geister zu vermeiden. Die friedvolle Lösung wird auch hier die beste sein. Sie wird am ehesten dem Unerfreulichen steuern und dafür dem Erfreulichern zu einem Platz an der Sonne des Lebens gemeinsamer Arbeit und innerlicher Vertiefung verhelfen.

Solche Vertiefung und Verinnerlichung kann uns aber schließlich nur erwachsen, wenn wir mit heiligem Ernste Gott suchen, den Gott der Wahrheit, zu dem der Weg nicht durch starre selbstgenugsame Abgeschlossenheit gegen fremde Überzeugung, sondern durch Verlebendigung der eignen führt, und damit selbst durch Irrtum und Zweifel hindurch, und durch stete Selbstprüfung. B.

Weihnachtsbücher für die Jugend. In prächtiger Ausstattung mit einer Fülle geschickt zusammengestellter Textbilder und künstlerisch wertvoller Farbenbilder sind soeben in K. Thienemanns Verlag (Stuttgart) das Deutsche Knabenbuch und das Deutsche Mädchenbuch erschienen. Das sind in der Tat empfehlenswerte Jahrbücher der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung für unsre Knaben und unsre Mädchen. Das Knabenbuch bietet fesselnde Erzählungen aus der Geschichte und dem Volksleben, die den jungen Leser in die Zeiten Maximilians, in die Regierung des Großen Kurfürsten und in die Kämpfe der Tiroler unter Andreas Hofer führen. Das Gebiet der Forschungsreisen ist mit der interessanten Schilderung eines Ausflugs nach Marokko vertreten, von unsern Kolonien wird Samoa eingehend behandelt. Dazu kommen Skizzen aus dem Leben und Wirken unsrer Marine, physikalische und astronomische Belehrungen, Darstellungen neuer Erfindungen und eine Menge von Studien aus dem Pflanzenreich und dem Tierreich. Besonders interessant wird für manchen jungen Leser der von dem Oberforstrat Neumeister verfaßte Aufsatz sein: Forstmann will ich werden. Rechnet man zu dieser Fülle von Stoff noch alle die Kleinigkeiten aus Sport und Spiel, so muß man gestehn, daß das Buch für den Preis von 6 Mark 50 Pfennigen einzig in seiner Art dasteht. Ebenso gediegen redigiert ist das Deutsche Mädchenbuch. Der weiblichen Natur entsprechend ist hier dem Novellistischen, den sinnigen und gemütvollen Schilderungen ein größerer Raum gewährt. Besonders anregend und lehrreich sind die Lebensbilder der französischen Tiermalerin Rosa Bonheur, der Aufsatz über Robert und Klara Schumann und die Abhandlung über unsre schönsten Tauben und Hühner mit zehn prächtigen Bildern in Aquarelldruck. Reisebilder, Hauswirtschaftliches, Kunstfertigkeiten, Handarbeiten, Rätsel usw. werden wesentlich dazu beitragen, das Deutsche Mädchenbuch den jungen Leserinnen noch interessanter und wertvoller zu machen.

Zum fünftenmal hat der Verlag von W. Spemann (Berlin und Stuttgart) sein Jahrbuch Das große Weltpanorama erscheinen lassen, und man muß in der Tat erstaunen, mit welcher Geschicklichkeit und Umsicht die Herausgeber immer wieder neue Gebiete des Reizvollen, Anregenden und Lehrreichen aufzufinden und auszubeuten wissen. Durch alle Weltteile, über Meer, Gebirge und Ebene führen uns die Reiseschilderungen, die Berichte aus der Länder- und Völkerkunde, die Erzählungen merkwürdiger Erlebnisse und Abenteuer: Quer durch Kanada, Ein chinesisches Festmahl, Wanderfahrten in Mexiko, Japanische Tempel, Der Panamakanal usw. Alles ist in spannender Darstellung mit einer Fülle vortrefflicher photographischer Aufnahmen vorgeführt. Besonders berücksichtigt sind wertvolle Erfindungen in der Technik und fesselnde Einzelheiten aus dem Gebiete der Jagd, des Sports und der Spiele. Zu den alten Freunden des Weltpanoramas wird

Mehr Licht, Luft und Sonne in die Wohnung! Gegen Abneigung und Angst, Schmutz, Krankheitskeime und Ungeziefer sind die Kraft Kernerich's, deren Wirkung sich in Tausenden von Fällen glänzend bewährt hat. Kernerich's Kraft Kernerich's Kraft ist ein Desinfektionsmittel, das in Form von Pulver, Seife und Creme in den Handel gebracht wird. Pulver und Seife sind für Bäder und Waschungen bestimmt, während die Creme zur Behandlung von Hautkrankheiten dient. Kernerich's Kraft Kernerich's Kraft ist ein Desinfektionsmittel, das in Form von Pulver, Seife und Creme in den Handel gebracht wird. Pulver und Seife sind für Bäder und Waschungen bestimmt, während die Creme zur Behandlung von Hautkrankheiten dient. Kernerich's Kraft Kernerich's Kraft ist ein Desinfektionsmittel, das in Form von Pulver, Seife und Creme in den Handel gebracht wird. Pulver und Seife sind für Bäder und Waschungen bestimmt, während die Creme zur Behandlung von Hautkrankheiten dient. Kernerich's Kraft Kernerich's Kraft ist ein Desinfektionsmittel, das in Form von Pulver, Seife und Creme in den Handel gebracht wird. Pulver und Seife sind für Bäder und Waschungen bestimmt, während die Creme zur Behandlung von Hautkrankheiten dient. Kernerich's Kraft Kernerich's Kraft ist ein Desinfektionsmittel, das in Form von Pulver, Seife und Creme in den Handel gebracht wird. Pulver und Seife sind für Bäder und Waschungen bestimmt, während die Creme zur Behandlung von Hautkrankheiten dient. Kernerich's Kraft Kernerich's Kraft ist ein Desinfektionsmittel, das in Form von Pulver, Seife und Creme in den Handel gebracht wird. Pulver und Seife sind für Bäder und Waschungen bestimmt, während die Creme zur Behandlung von Hautkrankheiten dient. Kernerich's Kraft Kernerich's Kraft ist ein Desinfektionsmittel, das in Form von Pulver, Seife und Creme in den Handel gebracht wird. Pulver und Seife sind für Bäder und Waschungen bestimmt, während die Creme zur Behandlung von Hautkrankheiten dient.

Forman gegen Schuppen

DOSE 30 Pfg

Kopfhaut schön und Haar kräftig durch
Forman-Haarwasser
Nährsalz-Haarbalsam

Aus der Ausstellung

aus der ganzen Welt — Kunst und Gewerbe, Handel und Industrie, Wissenschaft und Technik, Sport und Spiel, Reisen und Abenteuer, Natur und Leben, Geschichte und Gegenwart, Politik und Weltgeschehen, Unterhaltung und Belehrung, Humor und Satire, Dichtung und Wahrheit, Bilder und Berichte, Romane und Novellen, Rätsel und Scherz, Mode und Handarbeit, Haus und Garten, Tier und Pflanze, Kochkunst und Gesundheitspflege, Recht und Gesetz, Verkehr

Wo zu Hause typisch is unser Zi

die passende, Wohnungsmöbel empfiehlt Ihn

POMPEJI

Leben und Kunst

von

AUGUST MAU

MIT 500 Abbildungen in Text und auf 8 Farbentafeln. Zweite, verbesserte Auflage. In Leinen 9 Goldmark, in Halbleder 12 Goldmark.

Verlag von G. Reimer in Berlin

Revisions- u. Vermögensverwaltungs Aktien-Gesellschaft

Berlin W. Leipzig München

Lützowufer 6 Hohe Straße 53 Briennerstraße 8

Revision und Treuhandwesen — Vermögensverwaltungen jeder Art.

Verbinder Zigarren-Versand Abt. Nürnberger & Co., Nürnberg 1. St. ♥

Delicieuses. Direkt von der Fabrik. Direkt an Private. Direkt an Wiederverkäufer. Direkt an Händler. Direkt an Gastwirte. Direkt an Kaufleute. Direkt an Beamte. Direkt an Offiziere. Direkt an Soldaten. Direkt an Matrosen. Direkt an Arbeiter. Direkt an Bauern. Direkt an Handwerker. Direkt an Kaufleute. Direkt an Beamte. Direkt an Offiziere. Direkt an Soldaten. Direkt an Matrosen. Direkt an Arbeiter. Direkt an Bauern. Direkt an Handwerker.

„Moritz" reizender Miniaturhund zu Kinder

Moritz ist ein Hund, der sich nicht beißt, nicht kratzt, nicht bellt, nicht stinkt, nicht haart, nicht frißt, nicht schläft, nicht spielt, nicht tanzt, nicht singt, nicht redet, nicht denkt, nicht fühlt, nicht liebt, nicht haßt, nicht lebt, nicht stirbt, nicht ist. Moritz ist ein Hund, der sich nicht beißt, nicht kratzt, nicht bellt, nicht stinkt, nicht haart, nicht frißt, nicht schläft, nicht spielt, nicht tanzt, nicht singt, nicht redet, nicht denkt, nicht fühlt, nicht liebt, nicht haßt, nicht lebt, nicht stirbt, nicht ist.

Lokomotiven Dr. Rudolf Meyer & Co. Mannheim

Nr.	PS	Zylinder	Rost	Heizfl.	Achsen	Kuppl.	Gewicht	Zugkraft	Preis
1	2	1	1	1	1	1	1	1	1
2	4	2	2	2	2	2	2	2	2
3	6	3	3	3	3	3	3	3	3
4	8	4	4	4	4	4	4	4	4
5	10	5	5	5	5	5	5	5	5
6	12	6	6	6	6	6	6	6	6
7	14	7	7	7	7	7	7	7	7
8	16	8	8	8	8	8	8	8	8
9	18	9	9	9	9	9	9	9	9
10	20	10	10	10	10	10	10	10	10
11	22	11	11	11	11	11	11	11	11
12	24	12	12	12	12	12	12	12	12
13	26	13	13	13	13	13	13	13	13
14	28	14	14	14	14	14	14	14	14
15	30	15	15	15	15	15	15	15	15
16	32	16	16	16	16	16	16	16	16
17	34	17	17	17	17	17	17	17	17
18	36	18	18	18	18	18	18	18	18
19	38	19	19	19	19	19	19	19	19
20	40	20	20	20	20	20	20	20	20
21	42	21	21	21	21	21	21	21	21
22	44	22	22	22	22	22	22	22	22
23	46	23	23	23	23	23	23	23	23
24	48	24	24	24	24	24	24	24	24
25	50	25	25	25	25	25	25	25	25
26	52	26	26	26	26	26	26	26	26
27	54	27	27	27	27	27	27	27	27
28	56	28	28	28	28	28	28	28	28
29	58	29	29	29	29	29	29	29	29
30	60	30	30	30	30	30	30	30	30
31	62	31	31	31	31	31	31	31	31
32	64	32	32	32	32	32	32	32	32
33	66	33	33	33	33	33	33	33	33
34	68	34	34	34	34	34	34	34	34
35	70	35	35	35	35	35	35	35	35
36	72	36	36	36	36	36	36	36	36
37	74	37	37	37	37	37	37	37	37	37
38	76	38	38	38	38	38	38	38	38
39	78	39	39	39	39	39	39	39	39
40	80	40	40	40	40	40	40	40	40
41	82	41	41	41	41	41	41	41	41
42	84	42	42	42	42	42	42	42	42
43	86	43	43	43	43	43	43	43	43
44	88	44	44	44	44	44	44	44	44
45	90	45	45	45	45	45	45	45	45
46	92	46	46	46	46	46	46	46	46
47	94	47	47	47	47	47	47	47	47
48	96	48	48	48	48	48	48	48	48
49	98	49	49	49	49	49	49	49	49
50	100	50	50	50	50	50	50	50	50
51	102	51	51	51	51	51	51	51	51
52	104	52	52	52	52	52	52	52	52
53	106	53	53	53	53	53	53	53	53
54	108	54	54	54	54	54	54	54	54
55	110	55	55	55	55	55	55	55	55
56	112	56	56	56	56	56	56	56	56
57	114	57	57	57	57	57	57	57	57
58	116	58	58	58	58	58	58	58	58
59	118	59	59	59	59	59	59	59	59
60	120	60	60	60	60	60	60	60	60
61	122	61	61	61	61	61	61	61	61
62	124	62	62	62	62	62	62	62	62
63	126	63	63	63	63	63	63	63	63
64	128	64	64	64	64	64	64	64	64
65	130	65	65	65	65	65	65	65	65
66	132	66	66	66	66	66	66	66	66
67	134	67	67	67	67	67	67	67	67
68	136	68	68	68	68	68	68	68	68
69	138	69	69	69	69	69	69	69	69
70	140	70	70	70	70	70	70	70	70
71	142	71	71	71	71	71	71	71	71
72	144	72	72	72	72	72	72	72	72
73	146	73	73	73	73	73	73	73	73
74	148	74	74	74	74	74	74	74	74
75	150	75	75	75	75	75	75	75	75
76	152	76	76	76	76	76	76	76	76
77	154	77	77	77	77	77	77	77	77
78	156	78	78	78	78	78	78	78	78
79	158	79	79	79	79	79	79	79	79
80	160	80	80	80	80	80	80	80	80
81	162	81	81	81	81	81	81	81	81
82	164	82	82	82	82	82	82	82	82
83	166	83	83	83	83	83	83	83	83
84	168	84	84	84	84	84	84	84	84
85	170	85	85	85	85	85	85	85	85
86	172	86	86	86	86	86	86	86	86
87	174	87	87	87	87	87	87	87	87
88	176	88	88	88	88	88	88	88	88
89	178	89	89	89	89	89	89	89	89
90	180	90	90	90	90	90	90	90	90
91	182	91	91	91	91	91	91	91	91
92	184	92	92	92	92	92	92	92	92
93	186	93	93	93	93	93	93	93	93
94	188	94	94	94	94	94	94	94	94
95	190	95	95	95	95	95	95	95	95
96	192	96	96	96	96	96	96	96	96
97	194	97	97	97	97	97	97	97	97
98	196	98	98	98	98	98	98	98	98
99	198	99	99	99	99	99	99	99	99
100	200	100	100	100	100	100	100	100	100
101	202	101	101	101	101	101	101	101	101
102	204	102	102	102	102	102	102	102	102
103	206	103	103	103	103	103	103	103	103	103
104	208	104	104	104	104	104	104	104	104
105	210	105	105	105	105	105	105	105	105
106	212	106	106	106	106	106	106	106	106
107	214	107	107	107	107	107	107	107	107
108	216	108	108	108	108	108	108	108	108
109	218	109	109	109	109	109	109	109	109
110	220	110	110	110	110	110	110	110	110
111	222	111	111	111	111	111	111	111	111
112	224	112	112	112	112	112	112	112	112
113	226	113	113	113	113	113	113	113	113
114	228	114	114	114	114	114	114	114	114
115	230	115	115	115	115	115	115	115	115
116	232	116	116	116	116	116	116	116	116
117	234	117	117	117	117	117	117	117	117	117
118	236	118	118	118	118	118	118	118	118
119	238	119	119	119	119	119	119	119	119
120	240	120	120	120	120	120	120	120	120
121	242	121	121	121	121	121	121	121	121
122	244	122	122	122	122	122	122	122	122
123	246	123	123	123	123	123	123	123	123
124	248	124	124	124	124	124	124	124	124
125	250	125	125	125	125	125	125	125	125
126	252	126	126	126	126	126	126	126	126
127	254	127	127	127	127	127	127	127	127
128	256	128	128	128	128	128	128	128	128
129	258	129	129	129	129	129	129	129	129
130	260	130	130	130	130	130	130	130	130
131	262	131	131	131	131	131	131	131	131
132	264	132	132	132	132	132	132	132	132
133	266	133	133	133	133	133	133	133	133
134	268	134	134	134	134	134	134	134	134
135	270	135	135	135	135	135	135	135	135
136	272	136	136	136	136	136	136	136	136
137	274	137	137	137	137	137	137	137	137
138	276	138	138	138	138	138	138	138	138
139	278	139	139	139	139	139	139	139	139
140	280	140	140	140	140	140	140	140	140
141	282	141	141	141	141	141	141	141	141
142	284	142	142	142	142	142	142	142	142
143	286	143	143	143	143	143	143	143	143
144	288	144	144	144	144	144	144	144	144
145	290	145	145	145	145	145	145	145	145
146	292	146	146	146	146	146	146	146	146
147	294	147	147	147	147	147	147	147	147
148	296	148	148	148	148	148	148	148	148
149	298	149	149	149	149	149	149	149	149
150	300	150	150	150	150	150	150	150	150
151	302	151	151	151	151	151	151	151	151
152	304	152	152	152	152	152	152	152	152
153	306	153	153	153	153	153	153	153	153
154	308	154	154	154	154	154	154	154	154
155	310	155	155	155	155	155	155	155	155
156	312	156	156	156	156	156	156	156	156
157	314	157	157	157	157	157	157	157	157
158	316	158	158	158	158	158	158	158	158	158
159	318	159	159	159	159	159	159	159	159
160	320	160	160	160	160	160	160	160	160
161	322	161	161	161	161	161	161	161	161
162	324	162	162	162	162	162	162	162	162
163	326	163	163	163	163	163	163	163	163
164	328	164	164	164	164	164	164	164	164
165	330	165	165	165	165	165	165	165	165
166	332	166	166	166	166	166	166	166	166
167	334	167	167	167	167	167	167	167	167
168	336	168	168	168	168	168	168	168	168	168
169	338	169	169	169	169	169	169	169	169
170	340	170	170	170	170	170	170	170	170
171	342	171	171	171	171	171	171	171	171
172	344	172	172	172	172	172	172	172	172
173	346	173	173	173	173	173	173	173	173
174	348	174	174	174	174	174	174	174	174
175	350	175	175	175	175	175	175	175	175
176	352	176	176	176	176	176	176	176	176
177	354	177	177	177	177	177	177	177	177
178	356	178	178	178	178	178	178	178	178	178
179	358	179	179	179	179	179	179	179	179
180	360	180	180	180	180	180	180	180	180
181	362	181	181	181	181	181	181	181	181
182	364	182	182	182	182	182	182	182	182
183	366	183	183	183	183	183	183	183	183
184	368	184	184	184	184	184	184	184	184
185	370	185	185	185	185	185	185	185	185
186	372	186	186	186	186	186	186	186	186
187	374	187	187	187	187	187	187	187	187
188	376	188	188	188	188	188	188	188	188	188
189	378	189	189	189	189	189	189	189	189
190	380	190	190	190	190	190	190	190	190
191	382	191	191	191	191	191	191	191	191
192	384	192	192	192	192	192	192	192	192
193	386	193	193	193	193	193	193	193	193
194	388	194	194	194	194	194	194	194	194
195	390	195	195	195	195	195	195	195	195
196	392	196	196	196	196	196	196	196	196	196
197	394	197	197	197	197	197	197	197	197
198	396	198	198	198	198	198	198	198	198
199	398	199	199	199	199	199	199	199	199
200	400	200	200	200	200	200	200	200	200
201	402	201	201	201	201	201	201	201	201
202	404	202	202	202	202	202	202	202	202
203	406	203	203	203	203	203	203	203	203	203
204	408	204	204	204	204	204	204	204	204
205	410	205	205	205	205	205	205	205	205
206	412	206	206	206	206	206	206	206	206
207	414	207	207	207	207	207	207	207	207
208	416	208	208	208	208	208	208	208	208	208
209	418	209	209	209	209	209	209	209	209
210	420	210	210	210	210	210	210	210	210
211	422	211	211	211	211	211	211	211	211
212	424	212	212	212	212	212	212	212	212
213	426	213	213	213	213	213	213	213	213	213
214	428	214	214	214	214	214	214	214	214
215	430	215	215	215	215	215	215	215	215
216	432	216	216	216	216	216	216	216	216
217	434	217	217	217	217	217	217	217	217
218	436	218	218	218	218	218	218	218	218	218
219	438	219	219	219	219	219	219	219	219
220	440	220	220	220	220	220	220	220	220
221	442	221	221	221	221	221	221	221	221
222	444	222	222	222	222	222	222	222	222
223	446	223	223	223	223	223	223	223	223	223
224	448	224	224	224	224	224	224	224	224
225	450	225	225	225	225	225	225	225	225
226	452	226	226	226	226	226	226	226	226
227	454	227	227	227	227	227	227	227	227
228	456	228	228	228	228	228	228	228	228	228
229	458	229	229	229	229	229	229	229	229
230	460	230	230	230	230	230	230	230	230
231	462	231	231	231	231	231	231	231	231
232	464	232	232	232	232	232	232	232	232
233	466	233	233	233	233	233	233	233	233	233
234	468	234	234	234	234	234	234	234	234
235	470	235	235	235	235	235	235	235	235
236	472	236	236	236	236	236	236	236	236
237	474	237	237	237	237	237	237	237	237
238	476	238	238	238	238	238	238	238	238	238
239	478	239	239	239	239	239	239	239	239
240	480	240	240	240	240	240	240	240	240
241	482	241	241	241	241	241	241	241	241
242	484	242	242	242	242	242	242	242	242
243	486	243	243	243	243	243	243	243	243	243
244	488	244	244	244	244	244	244	244	244
245	490	245	245	245	245	245	245	245	245
246	492	246	246	246	246	246	246	246	246
247	494	247	247	247	247	247	247	247	247
248	496	248	248	248	248	248	248	248	248	248
249	498	249	249	249	249	249	249	249	249
250	500	250	250	250	250	250	250	250	250
251	502	251	251	251	251	251	251	251	251
252	504	252	252	252	252	252	252	252	252
253	506	253	253	253	253	253	253	253	253	253
254	508	254	254	254	254	254	254	254	254
255	510	255	255	255	255	255	255	255	255
256	512	256	256	256	256	256	256	256	256
257	514	257	257	257	257	257	257	257	257
258	516	258	258	258	258	258	258	258	258	258
259	518	259	259	259	259	259	259	259	259
260	520	260	260	260	260	260	260	260	260
261	522	261	261	261	261	261	261	261	261
262	524	262	262	262	262	262	262	262	262
263	526	263	263	263	263	263	263	263	263	263
264	528	264	264	264	264	264	264	264	264
265	530	265	265	265	265	265	265	265	265
266	532	266	266	266	266	266	266	266	266
267	534	267	267	267	267	267	267	267	267
268	536	268	268	268	268	268	268	268	268	268
269	538	269	269	269	269	269	269	269	269
270	540	270	270	270	270	270	270	270	270
271	542	271	271	271	271	271	271	271	271
272	544	272	272	272	272	272	272	272	272
273	546	273	273	273	273	273	273	273	273	273
274	548	274	274	274	274	274	274	274	274
275	550	275	275	275	275	275	275	275	275
276	552	276	276	276	276	276	276	276	276
277	554	277	277	277	277	277	277	277	277
278	556	278	278	278	278	278	278	278	278	278
279	558	279	279	279	279	279	279	279	279
280	560	280	280	280	280	280	280	280	280
281	562	281	281	281	281	281	281	281	281
282	564	282	282	282	282	282	282	282	282
283	566	283	283	283	283	283	283	283	283	283
284	568	284	284	284	284	284	284	284	284
285	570	285	285	285	285	285	285	285	285
286	572	286	286	286	286	286	286	286	286
287	574	287	287	287	287	287	287	287	287
288	576	288	288	288	288	288	288	288	288	288
289	578	289	289	289	289	289	289	289	289
290	580	290	290	290	290	290	290	290	290
291	582	291	291	291	291	291	291	291	291
292	584	292	292	292	292	292	292	292	292
293	586	293	293	293	293	293	293	293	293	293
294	588	294	294	294	294	294	294	294	294
295	590	295	295	295	295	295	295	295	295
296	592	296	296	296	296	296	296	296	296
297	594	297	297	297	297	297	297	297	297
298	596	298	298	298	298	298	298	298	298	298
299	598	299	299	299	299	299	299	299	299
300	600	300	300	300	300	300	300	300	300
301	602	301	301	301	301	301	301	301	301
302	604	302	302	302	302	302	302	302	302
303	606	303	303	303	303	303	303	303	303	303
304	608	304	304	304	304	304	304	304	304
305	610	305	305	305	305	305	305	305	305
306	612	306	306	306	306	306	306	306	306
307	614	307	307	307	307	307	307	307	307
308	616	308	308	308	308	308	308	308	308	308
309	618	309	309	309	309	309	309	309	309
310	620	310	310	310	310	310	310	310	310
311	622	311	311	311	311	311	311	311	311
312	624	312	312	312	312	312	312	312	312
313	626	313	313	313	313	313	313	313	313	313
314	628	314	314	314	314	314	314	314	314
315	630	315	315	315	315	315	315	315	315
316	632	316	316	316	316	316	316	316	316
317	634	317	317	317	317	317	317	317	317
318	636	318	318	318	318	318	318	318	318	318
319	638	319	319	319	319	319	319	319	319
320	640	320	320	320	320	320	320	320	320
321	642	321	321	321	321	321	321	321	321
322	644	322	322	322	322	322	322	322	322
323	646	323	323	323	323	323	323	323	323	323
324	648	324	324	324	324	324	324	324	324
325	650	325	325	325	325	325	325	325	325
326	652	326	326	326	326	326	326	326	326
327	654	327	327	327	327	327	327	327	327
328	656	328	328	328	328	328	328	328	328	328
329	658	329	329	329	329	329	329	329	329
330	660	330	330	330	330	330	330	330	330
331	662	331	331	331	331	331	331	331	331
332	664	332	332	332	332	332	332	332	332
333	666	333	333	333	333	333	333	333	333	333
334	668	334	334	334	334	334	334	334	334
335	670	335	335	335	335	335	335	335	335
336	672	336	336	336	336	336	336	336	336
337	674	337	337	337	337	337	337	337	337
338	676	338	338	338	338	338	338	338	338	338
339	678	339	339	339	339	339	339	339	339
340	680	340	340	340	340	340	340	340	340
341	682	341	341	341	341	341	341	341	341
342	684	342	342	342	342	342	342	342	342
343	686	343	343	343	343	343	343	343	343	343
344	688	344	344	344	344	344	344	344	344
345	690	345	345	345	345	345	345	345	345
346	692	346	346	346	346	346	346	346	346
347	694	347	347	347	347	347	347	347	347
348	696	348	348	348	348	348	348	348	348	348
349	698	349	349	349	349	349	349	349	349
350	700	350	350	350	350	350	350	350	350
351	702	351	351	351	351	351	351	351	351
352	704	352	352	352	352	352	352	352	352
353	706	353	353	353	353

Bemerkungen zur Ehrlichtaufgabe für 1906.

Bekanntlich schlug Carl Ehrlich in der Aufgabe zur Preisbewerbung von 1906, Artikel 1906 der Zeitschrift Archimedes, vor, die Bewegung eines Punktes zu untersuchen, der von zwei festen Punkten mit Kräften angezogen wird, die den Massen dieser Punkte und den Entfernungen des bewegten Punktes von ihnen proportional sind. Ich habe mich mit dieser Aufgabe beschäftigt und gefunden, daß sie sich in einfacher Weise lösen läßt, wenn man die Bewegung des Punktes in Polarkoordinaten darstellt, wobei der Pol in den Mittelpunkt der Verbindungslinie der beiden festen Punkte gelegt wird. Ich habe meine Lösung der Aufgabe eingesandt und sie ist auch in der Zeitschrift Archimedes, Band 29, Heft 3, 1907, S. 97—101, unter der Überschrift „Lösung der Ehrlichtaufgabe für 1906“ veröffentlicht worden. Ich habe aber nicht erwartet, daß ich den Preis erhalten würde, weil ich wußte, daß die Aufgabe schon vor mir gelöst worden war. Ich habe nämlich in der Zeitschrift für Mathematik, Jahrgang 1857, Band 2, S. 65—68, eine Arbeit von Siacci gefunden, die sich mit der Aufgabe beschäftigt, wenn die Kräfte, die auf den Punkt wirken, den Massen der festen Punkte und den Entfernungen des bewegten Punktes von ihnen proportional sind. Siacci hat diese Aufgabe in Polarkoordinaten gelöst, wobei der Pol in den Mittelpunkt der Verbindungslinie der beiden festen Punkte gelegt wird. Ich habe mich gewundert, daß Siacci in seiner Arbeit nicht auf die Ehrlichtaufgabe hingewiesen hat, und habe mich gefragt, ob sie vielleicht nicht bekannt war. Ich habe deshalb Herrn Ehrlich gebeten, mir zu sagen, ob er die Arbeit von Siacci gekannt habe, und ihn gefragt, ob er mir nicht mitteilen könne, wie er die Aufgabe gelöst habe. Herr Ehrlich hat mir geantwortet, daß er die Arbeit von Siacci nicht gekannt habe, und hat mir seine Lösung der Aufgabe mitgeteilt. Sie ist in der Zeitschrift für Mathematik, Jahrgang 1907, Band 3, S. 65—68, veröffentlicht worden. Ich habe sie mit Interesse gelesen und gefunden, daß sie sich in einfacher Weise aus der Lösung von Siacci ableiten läßt

ſtaunlicher Zähigkeit und Ausdauer gepaart, wo es gilt, ein klar erkanntes Ziel zu erreichen. Daß wir aber nicht immer das Volk der Träumer bleiben dürfen, hat uns ſo manches Ereignis des letzten Jahrzehnts offenbart; nun gilt es, den glücklich begonnenen Flottenausbau auch ſo ſchnell wie möglich über den kritiſchen Punkt ſeiner Entwicklung hinwegzubringen.

Was die Spatzen von allen Dächern pfeifen, darüber darf man wohl in aller Ruhe auch einmal in unſrer ernſten Zeitſchrift ein paar Worte ſagen, ohne damit die freilich recht ſchwierige Lage der deutſchen Seepolitik noch zu verſchlimmern. Unſer großer Bismarck war ja auch für rückſichtsloſe Offenheit, und der Erfolg hat ihm Recht gegeben. Englands Überlegenheit zur See allen andern Seeſtaaten gegenüber iſt noch nie, in keinem Jahrhundert früher und auch zu keiner Zeit der letzten Jahre ſo erdrückend groß geweſen wie gerade jetzt, ſeit durch Lord Selbornes und Sir John Fiſhers geniale Zuſammenziehung und vermehrte Indienſtſtellung der Seeſtreitkräfte die britiſche Flotte ſchon im Frieden völlig kriegsbereit gehalten wird. So weit iſt der deutſche Binnenländer leider noch nicht in das Weſen der Seekriegführung eingedrungen, daß er die unmittelbare Bedrohung, die in dieſem „Kriegsaufmarſch“ liegt, richtig zu beurteilen vermag. Mit drei aktiven Schlachtflotten, unterſtützt von drei bis vier Geſchwadern der ſtärkſten Panzerkreuzer und etwa ſechs bis acht Dutzend Torpedobootszerſtörern, kann England mitten im Frieden, und ohne irgendwelche beſondern Vorbereitungen zu treffen, durch die kriegeriſche Abſichten in die Öffentlichkeit dringen können, über irgendeinen andern Seeſtaat herfallen. Ein ſolcher Schlag kann heutzutage viel überraſchender unter Ausnutzung der Dampfkraft und unter der Maske eines geplanten großen Flottenmanövers ausgeführt werden als damals, am 2. September 1807, als eine große britiſche Linienſchiffsflotte mitten im Frieden Kopenhagen überfiel und die prächtige aber unvorbereitete und auch ſchwächere däniſche Flotte kurzerhand wegnahm. Skrupellos machten damals die britiſchen Staatsmänner von dem Rechte des Stärkern Gebrauch, weil ſie auf dieſe Weiſe verhindern wollten, daß Napoleon vielleicht die däniſche Flotte ſpäter hätte gegen England benutzen können.

Wir leben nun freilich nicht mehr im Zeitalter napoleoniſcher Raubkriege; unſre Feinde wie unſre Freunde wiſſen, daß es heutzutage kein friedfertigeres und rechtlicheres Volk gibt als das deutſche, und daß unter allen Herrſchern der Großmächte neben dem ehrwürdigen öſterreichiſchen Kaiſer wohl keiner den feſtern Wunſch und Willen hat, ſeinem Volke und der geſitteten Menſchheit die Segnungen des Friedens zu bewahren als unſer Kaiſer. Aber das Deutſche Reich iſt zu groß und zu kräftig, als daß es nach der Art der machtloſen nordiſchen Kleinſtaaten von der Gnade andrer Großmächte leben könnte. In ihrer Art ſind ſolche Kleinſtaaten zweifellos glücklichere Gemeinweſen als die Großſtaaten, ſie können ſich freier entwickeln, ſolange ſie nicht den Neid und die Habgier andrer hervorrufen. Aber ein ſo zahlreiches, ſtrebſames und auf allen Gebieten menſchlicher Tätigkeit auch überraſchend erfolgreiches Volk wie das deutſche erwirbt ſich mit jedem Fortſchritt der eignen Entwicklung mehr und mehr Neider und mißgünſtige Feinde. Wer das nicht glaubt,

braucht nur mit Deutschen zu sprechen, die das Ausland kennen. Alle Menschen sind eben nur Menschen und keine Engel, deshalb bleibt die Läuterung der menschlichen Natur durch ideale Bestrebungen, wie sie die verschiednen kirchlichen Gemeinschaften, die Ethische Kulturgesellschaft oder die Heilsarmee und andre zu fördern suchen, immer nur Stückwerk, meist sogar graue Theorie. Trotz des zur Hauptsache gemeinsamen evangelisch-protestantischen Glaubens hat das deutsche Volk keinen gefährlichern und ihm feindlicher gesinnten Nebenbuhler im Kampf ums Dasein, um die irdischen Güter als das englische; es ist traurig, aber wahr: die materiellen Interessen überwiegen im Leben der Völker heutzutage noch die geistigen und die sittlichen. Das Christentum im Sinne Christi ist auf dieser unvollkommnen Welt, wenigstens wie die Menschen bisher noch geartet sind, einfach undenkbar.

Wo bleibt die Kampfeslust des Evangelischen Bundes, wenn es gilt, die Gemeinschaft der Glaubensgenossen herzustellen, die evangelisch-protestantischen Engländer an ihre Christenpflichten zu erinnern? Zwietracht im eignen Vaterlande zu schüren ist leicht, aber Eintracht zu stiften im Sinne Christi, im Sinne Luthers wenigstens unter den Genossen eines und desselben Christenglaubens — dazu scheint weder die anglikanische Kirche noch der sich im Windmühlenkampf gegen Rom verpulvernde Evangelische Bund den Beruf und die Kraft in sich zu fühlen. Die Kirche versagt eben immer, wo es gilt, den „Frieden auf Erden“ zu fördern. Damit muß man rechnen, und insonderheit auch mit der sehr verbreiteten menschlichen Schwäche, daß der Übermächtige leicht dazu neigt, seine Macht zu mißbrauchen. Gegen rohe Gewalt gilt aber auch heute nur das Faustrecht.

Fremde Fachleute sind sich völlig klar, was die „Mobilmachung“ der englischen Flotte zu bedeuten hat; ein Franzose schrieb kürzlich in der vorzüglichen Fachzeitschrift La marine Française (Nr. 164) darüber: Son but est aujourd'hui la victoire immédiate dans les eaux de la mer du Nord, l'écrasement de la flotte allemande dans une ou deux rencontres. . . . Das ist freilich mit den Augen eines Nachbarn gesehen, dem die Vernichtung der deutschen Flotte auch im eignen Interesse erwünscht wäre, doch liegt ein dickes Korn von Wahrheit in der Übertreibung. Besser im moralischen Sinne ist seit dem 2. September 1807 weder die gesamte Menschheit noch ihr einflußreichster, mächtigster Teil, zu dem in erster Reihe die beinahe allmächtigen englischen Staatsmänner zählen, geworden. Zwar hat sich das menschliche Gewissen in der kurzen Zeitspanne des verflossenen Jahrhunderts allerwärts ein wenig verfeinert, aber dieser geistige Fortschritt ist noch viel zu gering und vor allem zu unsicher und unzuverlässig, als daß das Glück und Gedeihen eines großen Volkes von dem Gerechtigkeitssinn seiner neidischen Nachbarn abhängig gemacht werden dürfte. So wenig in den gesittetsten Ländern heute noch der Schutzmann zu entbehren ist zur Verhütung von Mißbräuchen, so wenig ist eine deutsche Flotte zu entbehren, die stark genug wäre, allein durch ihr Dasein fremde Realpolitiker davon abzuhalten, die deutschen Seeinteressen zu schädigen. Hätte Deutschland keine überseeischen Geschäftsbeziehungen, keinen Seehandel, keine Handelsflotte, dann freilich wäre die Kriegsflotte nur ein Machtmittel, über dessen Not-

wendigkeit die Ansichten geteilt sein könnten. Darüber läßt sich kaum streiten, daß die Vereinigten Staaten ihre mächtig anwachsende Flotte hauptsächlich zur Ausbreitung ihres Einflusses, ihrer realen Macht außerhalb des amerikanischen Festlandes bestimmt haben. Aber es gehört mehr als Kurzsichtigkeit dazu, diesen Sonderfall zu verallgemeinern und die Behauptung aufzustellen, eine starke Flotte könne „einzig" für eine gewaltsame Eroberungspolitik eine Rolle spielen. Das heißt Tatsachen auf den Kopf stellen; freilich kann man von den „Vorwärts"tyrannen, die mit solcher Logik arbeiten, nicht erwarten, daß sie die einfachsten Gesetze der Mechanik auf das Völkergetriebe anzuwenden verstehn. Alle Fanatiker sind blind, unduldsam und unbelehrbar. Aber dem mißleiteten deutschen Arbeiter sollte man doch verständlich machen, daß er in erster Reihe die Zeche zahlen müßte, wenn die grund- und uferlosen Phantastereien seiner Diktatoren zur Geltung kämen. Die Ziele der deutschen Flottenpolitik liegen so klar zutage, daß sie jeder Verständige mit einigem guten Willen erkennen kann. Die deutsche Flotte ist und bleibt eine Schutzflotte, das zeigt ohne weiteres das Mißverhältnis der deutschen Flottenstärke zu den deutschen Seeinteressen; es gibt außer England keine andre Großmacht, die so sehr auf das Meer, auf den Seeverkehr und die Ausbreitung des eignen Volkstums, der eignen Geschäftsverbindungen nach überseeischen Ländern angewiesen ist wie Deutschland. Den Amerikanern könnte zur Ausbreitung ihres geschäftlichen Einflusses wohl ihr eignes Festland genügen, um so mehr, als es ohne Inseln mehr als neunmal so groß wie Europa ist (die Fläche der Vereinigten Staaten ist etwa achtzehnmal größer als die des Deutschen Reichs, während die Bevölkerungsstärken im Verhältnis 4 : 3 stehn). Trotzdem bauen die sehr geschäftskundigen Amerikaner eine weit stärkere Flotte als wir; sie hatten Mitte dieses Jahres 15 große Linienschiffe im Bau, Deutschland nur 8 bedeutend kleinere, und zugleich waren 9 große amerikanische Panzerkreuzer im Bau gegen 3 ebenfalls beträchtlich kleinere deutsche! Wem das nicht zu denken gibt, daß eine Republik, deren Symbol die Freiheitsgöttin ist, deren Landheer, wenn es sein müßte, nicht nur Kanada erobern, sondern bis zur Magelhaensstraße vordringen könnte, ohne von irgendeiner Seemacht an einem solchen Eroberungszuge gehindert zu werden — daß eine solche Republik dennoch mit fieberhaftem Eifer eine Kriegsflotte baut, wer diese Zeichen der Zeit nicht zu deuten versteht, dem ist nicht zu helfen. Warum bauen denn die Amerikaner eine so starke Flotte? Weil sie auch außerhalb ihrer festen Scholle nicht abhängig sein wollen von der Willkür andrer Seemächte, weil sie dem amerikanischen Unternehmungsgeist auch außerhalb ihres Festlandes freie Arbeitsgebiete sichern und schützen wollen. Also der praktische Amerikaner macht die Sache umgekehrt wie der gute deutsche Michel: er schafft sich erst die starke Flotte, noch ehe seine Seeinteressen dies fordern, während wir leider mit dem Bau der Schutzflotte unsern Seeinteressen bedenklich nachgehinkt kommen.

Längst ist die kleine deutsche Scholle dem deutschen Unternehmungsgeist zu klein geworden; längst durchfurchen Tausende von Schiffen unter deutscher Flagge mit deutscher Ladung alle Meere der Erde, längst wirken an Tausenden von Orten in allen Himmelsgegenden tüchtige deutsche Kaufleute als Vor-

arbeiter dafür, daß deutsche Waren, deutscher Hände Arbeit in der Fremde Absatz und Lohn finden. Wie lächerlich leicht es für die rohe Gewalt ist, diese Ströme deutschen Verdienstes abzudämmen, davon wollen die utopistischen Volks„beglücker" nichts wissen. Wer einen Schwächern schädigen will, mit ihm einen Streit vom Zaune brechen will, findet immer einen Vorwand dafür, sei es, daß der andre eine Ungeschicklichkeit begeht, die der Lauernde heimtückisch ausnutzt, sei es, daß der Streitsucher beleidigende Anforderungen stellt, wie weiland Napoleon der Dritte, die zum Kampfe führen müssen, wenn der andre nicht à la Faschoda zurückweichen kann. Schon vor einem Jahrhundert war es dem seebeherrschenden England leicht, durch jahrelange Blockade Frankreichs Kolonialreich zu vernichten, seinen Fabriken das Rohmaterial abzuschneiden, seine Handelsschiffahrt vom Meere zu verjagen. Im Jahre 1797 schrieb der Chef des Handelsamts in Frankreich: „Die frühern Quellen unsers Wohlstandes sind entweder verloren oder versiegt. Unser Landwirtschafts-, Fabrik- und Industriewesen ist fast erloschen." Das war aber in einer Zeit, als die Gewerbtätigkeit in allen europäischen Ländern im Vergleich zu heute nur ganz geringe Bedeutung hatte. Wieviel deutsche Arbeiter müßten heute brotlos werden, wenn der deutsche Seeverkehr nur ein Jahr lang, geschweige denn ein volles Jahrzehnt durch Blockade gehemmt würde? Wenn aber die deutsche Flotte nicht stark genug wäre, würde eine solche Blockade der englischen nicht einen Pfennig mehr kosten als ihre heutigen Indienststellungen während der Friedenszeit. Hat aber die deutsche Flotte solche Stärke, daß die englische, falls sie wirklich das écrasement versuchen sollte, auch ihrerseits auf schwere Verluste rechnen müßte, dann wäre das Blockadegeschäft minder rentabel, und jeder britische Staatsmann würde sich dreimal länger besinnen, ehe er zu einem solchen Unternehmen den Anstoß gäbe.

Den kritischen Punkt in der Flottenentwicklung hat schon vor einem Menschenalter der Admiral Prinz Adalbert mit der Mahnung gekennzeichnet: „Das Deutsche Reich darf keine Flotte haben, die zum Leben zu klein und zum Sterben zu groß ist." Der britischen Übermacht gegenüber sind wir noch immer in dieser unsichern Lage; denn die für 1920 geplante Flotte fehlt für den Schutz unsrer Seeinteressen schon seit Jahren. Jedes neue Linienschiff, jeder neue Panzerkreuzer, jede neue Torpedobootsdivision mindert aber die Unsicherheit für uns und erhöht den Einsatz für den Gegner, der etwa unsre Seegeltung unterdrücken wollte. Aber eine Maßregel, die uns zum Schutz dienen soll, kann nie für eine solche Übermacht, wie die englische, zu einer Bedrohung werden; deshalb ist es lächerlich oder vielmehr böswillig, zu behaupten, die übermäßig bescheidne neue Flottenvorlage brächte uns Gefahr. Im Gegenteil, je schwächer wir bleiben, um so früher wird der, der Böses gegen uns im Schilde führt, uns zu schädigen suchen.

Die Marinevorlage für 1906 enthält zweierlei neue Forderungen: erstens eine kurze Ergänzung zum Paragraph 1 des Flottengesetzes vom 14. Juni 1900, wonach der Schiffsbestand um fünf große Kreuzer bei der Auslandsflotte und um einen großen Kreuzer bei der Materialreserve vermehrt werden soll; zweitens eine Denkschrift über eine den heutigen Anforderungen angepaßte neue Geld-

bedarfsberechnung zum Flottengesetze für die Jahre 1906 bis 1917. Die bescheidne Vermehrung des Schiffsbestands ist nichts als eine alte 1900 abgewiesne Forderung (damals waren außerdem noch sieben kleine Kreuzer gefordert worden, die auch nicht bewilligt wurden). Ihre Bewilligung eilte damals nicht, da zunächst die aktive Schlachtflotte ausgebaut werden mußte, und deshalb der Auslandsdienst mit weniger Schiffen versehen werden mußte, als zur Förderung der deutschen überseeischen Interessen erwünscht gewesen wäre. Die ältern Grenzbotenleser erinnern sich vielleicht, daß schon vor einem Jahrzehnt (in den Grenzboten 1896, Band I, Seite 209) neben dem, was für eine starke Schlachtflotte nötig ist, die Schaffung eines Geschwaders von vier bis sechs tüchtigen Panzerkreuzern angeregt wurde. „Ein solches Geschwader würde aber auch in jedem Teile der Erde erfolgreich gegen die Geschwader größerer Seemächte auftreten können, wenn es die Ehre und das Wohl des Vaterlandes fordern sollte," schrieb ich damals. Inzwischen sind uns längst die fremden Seemächte zuvorgekommen im Bau von Panzerkreuzern; England hat vierundzwanzig fertig, fünfzehn im Bau; Frankreich neunzehn fertig, sechs im Bau; die Vereinigten Staaten sechs fertig, neun im Bau; Japan acht fertig, zwei im Bau. Aber Deutschland hat nur fünf fertig, nämlich Fürst Bismarck (Stapellauf 1897), Prinz Heinrich (1900), Prinz Adalbert (1901), Friedrich Karl (1902), Roon (1903), und drei im Bau: Yorck (1904), C und D. England hat drei Kreuzergeschwader im Dienst, davon zwei zu sechs, eins zu vier Panzerkreuzern; außerdem sind vier englische Panzerkreuzer im Stillen Ozean an verschiednen Stellen. Auch Frankreich und die Vereinigten Staaten sowie Japan unterhalten ständige Geschwaderverbände starker Panzerkreuzer, die zum Teil der heimischen Schlachtflotte beim gewaltsamen Aufklärungsdienst dienen, die aber auch, wie in der Seeschlacht bei Tsuschima, geeignet sind, den Linienschiffskampf zu unterstützen. Ihre große Selbständigkeit befähigt die Panzerkreuzer zu wichtigen Unternehmungen auf hoher See, zum Schutze der Handelsschiffahrt und zur Bedrohung feindlicher Seehäfen und Flottenstützpunkte. Der starke moderne Panzerkreuzer wird in allen Marinen mehr und mehr geschätzt seiner vielseitigen Verwendbarkeit wegen; trotzdem muß man sich davor hüten, ihn in seinem Werte zu überschätzen, denn das Linienschiff mit seinen starken Schutz- und Trutzwaffen kann er nicht ersetzen, wohl aber ist er bei englischen Flottenmanövern schon dazu benutzt worden, die langsamere gegnerische Linienschiffsflotte zu umgehn und sie dadurch in ein gefährliches Kreuzfeuer zu bringen. Auch das neu geforderte deutsche Panzerkreuzergeschwader könnte im Notfalle diesem Zwecke dienen, obgleich es allerdings hauptsächlich im Auslande tätig sein soll zur Förderung der deutschen Interessen. Da Kriege heutzutage aber ebenso plötzlich und unvermutet eintreten können wie bisher, so ist es ein Gebot der staatsmännischen Voraussicht, solche im Auslande tätigen Geschwader kräftig genug zu machen, daß sie nicht völlig der Willkür des Gegners preisgegeben sind, sondern daß sie durch eigne Kraft, Beweglichkeit und Selbständigkeit eine immerhin beachtenswerte Streitkraft bilden, die unter geschickter Führung trotz ihres bescheidnen Umfangs doch vom Feinde nicht übersehen werden kann, und die unter Umständen die Unternehmungen der

heimischen Schlachtflotte sogar durch diesen oder jenen zweckmäßigen Schachzug unterstützen kann. Man sollte doch daran denken, daß die kleine deutsche Korvette Amazone, deren Gefechtswert sehr unbedeutend war, im Januar und Februar 1871 nicht weniger als zwei französische Panzerfregatten und einen Aviso „beschäftigte," und nur der Abschluß des Waffenstillstandes bewirkte, daß diese bedeutende Streitkraft nicht für längere Zeit ihrem eigentlichen Kriegszweck entzogen wurde. Ein tüchtiges deutsches Panzerkreuzergeschwader, das etwa am Kap der Guten Hoffnung bei einem Kriegsausbruch zufällig kreuzt, würde nach dieser Rechnung mindestens drei bis fünf gleichstarke feindliche Panzerkreuzergeschwader auf sich zu ziehn imstande sein, was sogar für die britischen Flotten ein merklicher Kräfteverlust sein würde. Allerdings setzt das voraus, daß die deutschen Panzerkreuzer ebenso stark, schnell und unabhängig von Stützpunkten sein müßten wie die besten Schiffe dieser Art in fremden Flotten. Um das zu erreichen, enthält die Vorlage eine Steigerung der Baukosten um $8^1/_2$ Millionen Mark für jeden großen Kreuzer, sodaß die neuen Panzerkreuzer je $27^1/_2$ Millionen kosten sollen, d. h. etwa 3 Millionen mehr, als bisher die Linienschiffe kosteten.

Das führt zum zweiten und Hauptteil der neuen Marinevorlage: der Denkschrift über die Geldberechnung. Darin ist eine Größensteigerung der Linienschiffe, Panzerkreuzer und Torpedoboote vorgesehen. Diese geplante Größensteigerung ist von Laien schon längst gefordert worden, denn gerade dem des Seekriegswesens minder Kundigen lag die Frage nahe: Warum bauen wir unsre Linienschiffe nicht ebenso groß und stark wie die stärksten Linienschiffe andrer Flotten?

Für den Fachmann war diese Frage, solange wirkliche Kriegserfahrung fehlte, durchaus nicht so einfach zu erledigen, wie es für den Laien den Anschein haben mag. Die Bewaffnungsart der Heere ist seit Jahrhunderten nahezu international gleichmäßig; die Unterschiede in den Waffen, zum Beispiel zwischen dem Chassepot- und dem Zündnadelgewehr, sind für die Entscheidung eines Landkriegs kaum je wichtig, geschweige denn ausschlaggebend gewesen. Im Seekriegswesen der letzten fünf Jahrzehnte hat aber die Technik viele gewaltige Fortschritte und Umwälzungen gebracht, die nur teilweise oder meist gar nicht im Feuer eines Seekriegs haben erprobt werden können. Daher stammt die Musterkarte der verschiedensten Panzerschiffsformen seit Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts; erst um die Jahrhundertwende hatten sich die nur theoretisch begründeten Ansichten der Fachleute so weit geklärt, daß sich eine ziemlich allgemeingiltige Form für das eigentliche Kampfschiff, das Linienschiff, ausbildete, während bei den Panzerkreuzern sogar heutzutage die Abweichungen bei den verschiednen Seemächten zum Teil noch recht groß sind. Sowohl über die Art der Bewaffnung wie auch über die Anordnung und die Stärke des Panzers gingen die Ansichten weit auseinander. Um nur ein Beispiel unter vielen anzuführen, so liefen in Frankreich im Jahre 1899 zwei Linienschiffe vom Stapel, das eine, Suffren, von 12700 Tonnen Größe, bewaffnet mit vier 30,5 Zentimetergeschützen, zehn 16,5 Zentimeterschnelladern und dreißig leichten Geschützen; das andre, Henri IV., nur von 8950 Tonnen

Größe, bewaffnet nur mit zwei 27,4 Zentimetergeschützen, sieben 14 Zentimeterschnellladern und vierzehn leichten Geschützen. Bei den fremden Marinen haben fast alle im letzten Jahrzehnt gebauten Linienschiffe mindestens 12000 Tonnen, meist aber über 13000 Tonnen Größe und konnten deshalb durchschnittlich mit vier 30,5 Zentimetergeschützen bewaffnet werden. Nur die wesentlich kleinern deutschen Linienschiffe erhielten seit 1895 und bis 1901 nur 24 Zentimetergeschütze als schwerste Bewaffnung, allerdings Schnellladegeschütze, die gegen die schwerern Kaliber den großen taktischen Vorteil haben, daß sie in gleicher Zeit eine größere Geschoßmasse zu schleudern vermögen als die 30,5 Zentimetergeschütze der andern Seemächte. Bei den um 1400 Tonnen größern Linienschiffen der Braunschweigklasse wurde das Kaliber der vier schweren Geschütze auf 28 Zentimeter erhöht, während man in der österreichisch-ungarischen Marine, deren Seeoffiziere hervorragende Theoretiker sind, das 24 Zentimeterkaliber sogar noch für die neusten Linienschiffe beibehalten hat. Der schnellfeuernde 28 Zentimeter ist ein ausgezeichnetes Geschütz für den Linienschiffskampf auf alle Entfernungen, während der 24 Zentimeter doch nur auf mittlern bis höchstens 5000 Meter Abstand noch den Anforderungen an die Durchschlagskraft genügen wird. Da aber auch die größten Linienschiffe mit sehr verschiednen Panzerstärken gepanzert sind, so ist die Frage der Kaliberwahl für die Bewaffnung nach wie vor schwierig und bedarf sehr vielseitiger Erwägungen, bei denen auch die Gefechtstaktik eine große Rolle spielt.

Die überraschenden Erfolge der Japaner in der Seeschlacht bei Tsuschima sind hauptsächlich im Fernkampf mit den schwersten Geschützen (30,5 Zentimeter) errungen worden; man erklärt dies aus dem Umstande, daß auf großen Schußabstand nur die schwersten Kaliber den Panzerschutz bei schrägem Auftreffwinkel noch mit solchem Kraftüberschuß durchschlagen, daß sie wirksame Zerstörungen am Schiffskörper ausrichten können. Wer also über die meisten schwersten Geschütze verfügt, hat die beste Aussicht, den Gegner am schwersten schon im Fernkampf zu schädigen. Nun kommt noch ein Punkt hinzu: die Schiffsgeschwindigkeit. Die großen Linienschiffe der fremden Flotten, gegen die unsre Flotte einmal zu kämpfen haben könnte, haben vielfach größere Geschwindigkeit als unsre kleinern Linienschiffe, können uns also die Gefechtsentfernung nach ihrem Gutdünken aufzwingen. Es geht eben den Linienschiffen wie allen Großbetrieben, je größer, um so günstiger können alle Eigenschaften entwickelt werden. Je kleiner ein Linienschiff ist, um so mehr muß der Schiffbaumeister auf volle Entfaltung der Schutz- und Trutzwaffen und der Maschinenstärke verzichten. Sogar unsre 13000-Tonnenschiffe der Deutschlandklasse sind aber klein zu nennen gegen die geplanten Neubauten der Engländer, Japaner und Nordamerikaner von 18000 bis 20000 Tonnen; es liegt auf der Hand, daß schon die bisher üblichen 16000-Tonnenschiffe der fremden Marinen sowohl in der Schwere der Geschützbewaffnung wie im Gewicht des Panzerschutzes und der stärkern Schiffsmaschinen unsern Schiffen überlegen sein müssen. Die Denkschrift trifft also den Nagel auf den Kopf, wenn sie sagt: „Das gleichartige Vorgehn der andern Nationen zwingt dazu, die Größen noch weiter zu

steigern, damit die deutschen Schiffe (und Torpedoboote) an Gefechtskraft nicht hinter den Schiffen (und Torpedobooten) andrer Nationen zurückbleiben."

Ganz abgesehen von den artilleristischen Erfolgen der Japaner, die doch nicht allein der überlegnen Technik, sondern zu einem beträchtlichen Teile der ungeheuern Überlegenheit in der genialen Führung und der seekriegsmäßigen, mustergiltigen Schulung der japanischen Flotte zu suchen sind, ganz abgesehen von diesen drängen noch zwei wichtige Gründe zur Steigerung der Größe der Linienschiffe: erstens die kürzlich erst erprobte Verdopplung der Torpedoschußweite von 1000 auf 2000 Meter, die dazu zwingt, den Geschützkampf mindestens in 3000 Metern Abstand zu führen, wodurch die bisher viel größere Bedeutung der Mittelartillerie wesentlich eingeschränkt wird, und die schwere Artillerie noch wichtiger als früher wird; zweitens zwingen die vielen japanischen und russischen Schiffsverluste durch Seeminen, diese gefährlichste Nebenwaffe des Seekriegs, dazu, dem Bodenschutz der Linienschiffe viel größere Aufmerksamkeit zuzuwenden als bisher. Ob dieser Bodenschutz durch innere Panzerwände oder durch einen dreifachen, in sehr viele Zellen geteilten Schiffsboden oder auf andre Weise ausgeführt werden mag, immer veranlaßt er Gewichtsvermehrung, also Vergrößerung des Schiffskörpers.

Schon diese so kurz wie möglich gehaltnen Anführungen zeigen, daß diesesmal allerdings der Laie mit seinem Drängen nach Steigerung der Schiffsgrößen auf alle Fälle im Recht ist. Wie weit die Steigerung der Größe für die deutschen Linienschiffe aber durchführbar sein wird, das ist allerdings nicht so leicht zu beantworten, denn „hart im Raume stoßen sich die Sachen." Die paar Schleusen im Kaiser-Wilhelms-Kanal werden wohl die geringsten Sorgen dabei machen. Aber die Aufgaben, die beim Bau solcher großen Schiffe unsern Schiffbaumeistern erwachsen, sind wahrlich nicht leicht, deshalb können die ungeduldigen Laien, die da meinen, wir hätten schon längst größere Schiffe bauen müssen, überzeugt sein, daß die allmähliche Steigerung in den Schiffsgrößen, wie sie im letzten Jahrzehnt stattgefunden hat, die Folge reiflicher Überlegungen war, und daß man sich auch jetzt nur unter dem Zwange der letzten technischen Entwicklungen und Erfahrungen in den leitenden Kreisen unsrer Marine dazu entschlossen haben wird, die Gefechtskraft der Schiffe so zu steigern, daß sie nicht mehr hinter der der neusten fremden Linienschiffe zurückbleibt. Zwei der neuen Linienschiffe werden ungefähr soviel kosten wie drei der Linienschiffe der Deutschlandklasse; das ist nicht viel, falls es dabei gelingen sollte, den Gefechtswert jedes einzelnen der Schiffe in der Leistungsfähigkeit der schweren Geschütze zu verdreifachen und zugleich die neuen Schiffe etwa dreifach weniger verwundbar gegen Geschütz, Torpedo und Seemine zu machen. Diese nur geschätzten Steigerungen der Trutz- und Schutzkraft können möglicherweise noch größer werden. Das sind technische Eigenschaften, die unter Umständen ein neues Schiff wertvoller als ein halbes Dutzend der ältern machen könnten! Vor der Seeschlacht von Tsuschima war die Zurückhaltung, man kann sagen Bescheidenheit der deutschen Marine hinsichtlich der kleinen Linienschiffe im Vergleich mit andern Flotten nicht nur entschuldbar, sondern völlig gerechtfertigt. Unter anderm war auch die Frage,

ob kleine taktische Einheiten den großen Zielflächen der sehr großen Linienschiffe gegenüber nicht manche große Vorteile haben würden, noch nicht entschieden. Ebenso war man nach den Ergebnissen der Schießversuche gegen Panzerplatten auf den Schießplätzen durchaus berechtigt, der Mittelartillerie eine sehr wichtige Rolle neben der schweren Artillerie einzuräumen; das kann man bei den Linienschiffsbauten aller Seemächte sehen. Aber die überraschenden Erfolge der schweren Geschütze auf den sehr großen japanischen Linienschiffen haben mehr Klarheit in diese Fragen gebracht. Theoretische Erwägungen über die Fernwirkung der schweren Schiffsgeschütze und über die Notwendigkeit bessern Bodenschutzes gegen Seeminen und Torpedos haben die praktischen Erfahrungen noch wirksam unterstützt; deshalb ist der Zeitpunkt durchaus richtig gewählt, wo auch in der noch verhältnismäßig jungen deutschen Flotte die Größe der Kampfschiffe, also der Linienschiffe, der Panzerkreuzer und der Torpedoboote ungefähr der Größe dieser Schiffsarten in fremden Flotten angepaßt werden soll und werden muß.

Mit Rücksicht auf den Ernst der politischen Lage, der erst kürzlich in der Thronrede klar und allgemein verständlich betont worden ist, erscheint es wohl angezeigt, künftig durch geeignete Maßregeln zu verhüten, daß das Ausland alle wichtigen waffentechnischen Fortschritte, die in Deutschland gemacht werden, mit ausnutzen kann. Gerade weil unsre Schiffsgeschütze und Panzerplatten wahrscheinlich und hoffentlich die besten sind, die es überhaupt gibt, müßte verhindert werden, daß künftig solche deutsche Erzeugnisse an Ausländer, außer an zuverlässige Bundesgenossen, wie unsre österreichischen Stammesbrüder, geliefert werden könnten. Die Gewerbefreiheit könnte in diesem Punkte gewisse Einschränkungen zum besten der eignen Wehrkraft wohl vertragen. Welcher römische oder spartanische Staatsmann würde wohl die Ausfuhr von Waffen an Ausländer geduldet haben?

Die übrigen Forderungen der Marinevorlage gliedern sich den beiden vorher betrachteten folgerichtig an und beziehen sich hauptsächlich auf die notwendige Vermehrung des Marinepersonals. Besonders freudig begrüßt werden muß auch die Vermehrung der Torpedoboote: 24 Divisionen mit 144 Booten sollen hergestellt werden. Da die Boote bis jetzt nur etwa zwölf Jahre lang kriegsbrauchbar bleiben (die unvermeidbar leichte Bauart ist schneller Abnutzung unterworfen), ist es als notwendig erkannt worden, künftig jährlich zwei Torpedobootsdivisionen mehr zu bauen. Da aber gerade diese Waffe in Deutschland zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet ist, und da die Bauzeit für die Boote nur kurz ist, böte sich vielleicht ein Mittel zur schnellern Stärkung der deutschen Wehrkraft zur See, wenn in den nächsten Jahren so viel Boote gebaut würden, als die für diese Bauten eingerichteten deutschen Werften überhaupt zu bauen imstande wären. Denn man muß immer und immer wieder daran erinnern, wir sind im Ausbau unsrer Flotte um reichlich ein Jahrzehnt gegen die normale Entwicklung des Schiffsbestandes bei den andern Seemächten zurück; Deutschland hat leider viel wertvolle Zeit für seine Flottenentwicklung versäumt, es muß um so mehr mit allen Kräften daran arbeiten, so schnell wie möglich seine Seerüstung zu verstärken. Gerade unsre heimischen Gewässer bieten für schneidig

geführte Torpedobootsdivisionen auch gegenüber weit stärkern Gegnern ausgezeichnete Gelegenheiten zu erfolgreichen Angriffen. Unsre großen Torpedoboote sind seefähig und selbständig genug, auch den europäischen Westmächten, wenn es sein müßte, vor deren eignen Küsten und Häfen recht unangenehme Überraschungen bereiten zu können. Wie seinerzeit die einzige Alabama auf dem Weltmeere, so könnten mehrere Dutzend Torpedoboote in den nordeuropäischen Gewässern auch der feindlichen Handelsschiffahrt ganz empfindlichen Schaden zufügen. In fremden Fachzeitschriften liest man gelegentlich bewundernde Äußerungen über die Ausbildung unsrer Torpedobootsdivisionen; es scheint fast, als scheue man sich schon jetzt vor ihnen wie 1870 vor unsern tapfern Ulanen, die auch überall Schrecken um sich zu verbreiten wußten. Knapp neun Millionen kostet eine Torpedodivision jetzt, also vier Divisionen oder vierundzwanzig Boote kosten noch etwas weniger als ein großes Linienschiff und können vielleicht schon etwa in einem Jahre kriegsfertig hergestellt werden. Deshalb könnte es wohl zweckmäßig sein, wenn der Reichstag gerade für diese deutsche Sonderwaffe die allzu bescheidnen Forderungen der Marinevorlage übertrumpfen würde und für die nächsten vier Jahre etwa den Bau von jährlich drei bis vier Torpedobootsdivisionen bewilligen wollte.

Noch in einem andern Punkte sollte ein um das Wohl des Vaterlandes besorgter Reichstag die Marineforderungen erhöhen: er sollte darauf dringen, daß das Seeminenwesen in der denkbar vollkommensten Weise mit Geldmitteln unterstützt wird. Nach den Erfahrungen im russisch-japanischen Kriege wird künftig die Streumine eine sehr wichtige Rolle im Seekriege spielen. Diese heimtückische, scheußliche Waffe ist gerade für den Seemächtigen, der mit einem großen Troß von Schiffen auf dem Seekriegsschauplatz, also vor den Häfen des zur See schwächern, erscheint, ein außerordentlich gefährliches Hindernis geworden. Wenig Gewässer der Erde sind bessere Minenfelder als die Nordsee. Einige schnelle Streuminendampfer lassen sich schnell schaffen und könnten gute Dienste leisten, besonders während der kritischen Zeit unsrer Flottenentwicklung, also solange die Schlachtflotte noch nicht die längst nötige Stärke erreicht hat. Außerdem kann es wertvoll sein, wenn das Ausland hört und sieht, daß der deutsche Seeminendienst mit „Volldampf“ auf eine Höhe gebracht werden soll, die diese Nebenwaffe zu einem weit wichtigern Hilfsmittel im Küstenkriege machen würde als bisher. Wenn es gar gelänge, feindliche Küstengewässer mit Seeminen zu verseuchen, so könnte einem Feinde mit reger Handelsschiffahrt ganz gewaltiger Schaden zugefügt werden. Im Kriege heiligt der Zweck gar viele Mittel; wenn also der freilich viel ritterlichere Kampf der Linienschiffe gegeneinander noch nicht zum Ziele führen sollte, dann darf der zur See schwächere sich nicht lange besinnen, ehe er zur Seemine greift: gerade zur See gilt das Sprüchlein: à corsaire — corsaire et demi! Es ist eben mit dem Seeminenwesen dieselbe Sache wie mit den Küstenbefestigungen: je stärker die Schlachtflotte ist, um so mehr kann ein Land diese Nebenwaffen entbehren; aber solange die Schlachtflotte schwach ist, behalten der Minendienst und die Küstenartillerie größeres Gewicht als Verteidigungsmittel. In einer englischen Fachzeitschrift war kürzlich zu lesen, daß die englischen Seehäfen überhaupt

nicht mehr durch Seeminen gesperrt werden sollen; das ist sehr begreiflich, die englische Flotte ist eben so übermächtig stark zur See, daß sie gar keine Angriffe auf ihre Häfen mehr zu erwarten hat. Bei uns ist das aber leider anders, deshalb erhöht die Verstärkung unsers Minendienstes die Verteidigungskraft unsrer Flotte.

Man darf überhaupt nicht vergessen, daß die technische Vervollkommnung der Kriegswaffen zu Wasser wie zu Lande tatsächlich sowohl die Neigung zur Kriegführung wie auch die Dauer der Kriege und die Kopfzahl der Kriegsopfer vermindert hat. Deshalb ist es sehr zweckmäßig, daß die Marinevorlage künftig auch mehr Mittel zum Bau von Unterseebooten fordert, trotzdem daß diese neueste Seekriegswaffe vorläufig immer noch nicht als kriegsbrauchbar anerkannt werden kann; durch die eignen Versuche mit Unterseebooten wird man auch am besten die Mittel und Wege finden können, fremde Unterseeboote erfolgreich zu bekämpfen. Und wenn es gar deutschen Technikern gelänge, ein kriegsbrauchbares Unterseeboot zu bauen, das als Streuminendampfer verwendbar wäre, mit dem man also die feindlichen Küstengewässer auf die heimtückischste und hinterlistigste Weise unbeobachtet mit Minen besäen und sperren könnte, dann allerdings könnte die Seemine auch dem Seemächtigsten so schädlich werden, daß Fultons seltsame Prophezeiung — daß von der Seemine die Freiheit des Meeres zu erwarten sei — ihrer Erfüllung um vieles näher käme als zu Lebzeiten des sonderbaren Schwärmers, der die ersten unterseeischen Minenboote baute, sie aber nirgends verwenden konnte, weil die allzu ritterlichen Admirale seiner Zeit nichts von diesem Teufelszeug wissen wollten. Die Zeiten ändern sich aber; heute wäre es Donquichotterie, wollte der zur See schwächere auf die denkbar niederträchtigste und teuflischste Verwendung solcher Waffe im gerechten Kampf ums Dasein verzichten! Man darf eben nicht vergessen, daß auch die mit giftigen Dämpfen gefüllten Granaten des Angreifers ihre Opfer in unmenschlicher Weise zerfleischen. Hohe Preise sollte der Reichstag aussetzen für Erfinder, die mit neuen technischen und chemischen Mitteln die Wehrfähigkeit Deutschlands gegen seine gefährlichsten Neider zu stärken vermöchten!

Bis dat, qui cito dat! Die Zeichen der Zeit sind ernst genug, daß es nicht erst noch phantastischer Schreckbilder bedarf, unserm lieben Michel die ewige Schläfrigkeit zu verscheuchen. Solche Phantastereien, wie kürzlich eine unter dem Titel „1906 — von Seestern“ erschienen ist, sind verwerfliche Mittel, weil sie das Zutrauen zur eignen Kraft schwächen und den Übermut des Auslandes erst recht herausfordern. Es ist deshalb bezeichnend genug, daß solche nervöse Erzeugnisse jedesmal unter dem bequemen Deckmantel der Namenlosigkeit erscheinen, die noch dazu oft genug Kurzsichtige dazu verleitet, die Sachkunde des Verfassers zu überschätzen. Man soll den Teufel nicht an die Wand malen, das ist ein bewährtes deutsches Wort; es genügt vollständig, der Gefahr mit offnen Augen entgegenzusehen. Wo die Sachkunde des Binnenländers nicht ausreicht, soll der Fachmann ruhig und sachlich aufklären, aber keine Vogelscheuchen aufstellen. Da wird mir eine Lehre unvergeßlich bleiben, die uns jungen Seekadetten unser prächtiger Kommandant der „Leipzig,“ ein

echter, ruhiger Mecklenburger, gab. Es war im Golf von Kalifornien, wir segelten vor dem Winde, als beim Segelmanöver ein Matrose über Bord fiel. Der Golf wimmelte von Haien, und ein Seekadett konnte es in der Sorge um den Mann nicht unterlassen, den Kommandanten mit lauter Stimme auf die vielen Haie in der Nähe des Schiffes aufmerksam zu machen; da kam er aber schlecht an, der Kommandant schnauzte ihn gewaltig an: Seien Sie stille, und machen Sie mir die Pferde nicht scheu! Denn die Rettung des Mannes hing von der schärfsten Aufmerksamkeit aller auf die einzelnen Verrichtungen beim Segelmanöver ab. Der Mann wurde glücklich gerettet, aber die Haie waren schon dicht hinter ihm, als er ins Boot gehoben wurde. Hätte die Mannschaft nach den Haien geguckt, wäre das Beidrehen mit dem mächtigen Segelwerk sicherlich nicht so schnell und glatt vonstatten gegangen. — So ists auch mit solchen mehr oder minder sinnlosen Zukunftsbildern politischer und kriegerischer Vorgänge, die die Engländer in die Mode gebracht haben, um ihre dickblütigern und denkfaulern Landsleute mit angelsächsischer Taktlosigkeit gruslig zu machen. Der denkende Deutsche steht aber auf höherer geistiger Stufe, auf ihn wirken solche Zerrbilder nur abstoßend. Eines schickt sich eben nicht für alle; mag die Absicht des ungenannten Verfassers noch so gut sein, seine Mittel sind verwerflich und nicht imstande, den Zweck zu heiligen.

Möge sich der Reichstag nur an Tatsachen, nicht aber an Phantome halten; die Tatsachen allein genügen vollständig, die Notwendigkeit der schnellsten Stärkung unsrer Wehrkraft zur See dem Deutschen jeder Partei zur ernstesten Pflicht zu machen. Es ist die allerhöchste Zeit, daß wir uns auch zur See so stark machen, daß auch der Stärkste nur mit Zagen uns anzufallen wagen darf!

Georg Wislicenus

Ländliche Volkshochschulen in Deutschland

Mit großer Aufmerksamkeit verfolgt man neuerdings in Deutschland den in einem fast gleichmäßigen, raschen Tempo fortschreitenden Aufschwung der dänischen Ausfuhr agrarischer Produkte. Er wird allgemein als ein überzeugender Beweis für den wachsenden Wohlstand der Bevölkerung und die große Leistungsfähigkeit der Landwirtschaft des kleinen Königreichs angesehen. Der dänische Landwirtschaftsminister Ole Hansen erklärte kürzlich in einer Festrede bei der großen Kopenhagner landwirtschaftlichen Jubiläumsausstellung, daß man den Fortschritt der Landwirtschaft am sichersten erkenne, wenn man den gegenwärtigen Überschuß der Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte mit dem Überschuß der Ausfuhr vor fünfundzwanzig Jahren vergleiche. Im Jahre 1879 exportierte die dänische Landwirtschaft für 34600000 Kronen, dagegen im Jahre 1904 für 274700000 Kronen; der Wert der Ausfuhr war also in dieser kurzen Zeit fast um das Achtfache gestiegen. Dabei darf nicht übersehen

werden, daß die Bedürfnisse des eignen Landes infolge der starken Zunahme der Bevölkerung und der recht bedeutenden Vermehrung des Viehstandes ebenfalls gestiegen sind und erhöhte Anforderungen an die Landwirtschaft stellen. Die geradezu staunenerregende Zunahme der Produktivität ist in der Hauptsache das Ergebnis der Tüchtigkeit der Bevölkerung, denn von einer nennenswerten Ausdehnung der landwirtschaftlich benutzten Fläche während der verflossenen fünfundzwanzig Jahre kann nicht die Rede sein.

Die durch die große Leistungsfähigkeit leicht erkennbare hohe Blüte der dänischen Landwirtschaft kann man nicht allein auf die Verwertung der technischen und wissenschaftlichen Fortschritte zurückführen, die während der letzten Jahrzehnte gemacht worden sind, sondern auch die höhere allgemeine und wirtschaftliche Bildung der Bevölkerung muß als eine Quelle des Wohlstandes angesehen werden. Für die große Vertrautheit der Landbewohner mit den Gesetzen des Wirtschaftslebens sprechen recht deutlich die verschiednen genossenschaftlichen Einrichtungen zur Verwertung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse. Eine solche Summe von allgemeinen, wirtschaftlichen und technischen Kenntnissen kann selbstverständlich die ländliche Volksschule nicht allein vermitteln; ihr tritt vielmehr ergänzend und auf sie und ihr Werk zurückgreifend die Volkshochschule zur Seite. Nach der ziemlich übereinstimmenden Aussage vieler genauer Kenner und kompetenter Beurteiler der Volkshochschule übt sie sowohl in sittlicher wie in ökonomischer Hinsicht auf weite Schichten der Bevölkerung einen günstigen Einfluß aus. Der Gedanke lag deshalb nahe, diese bewährte Einrichtung nach Deutschland zu verpflanzen, besonders nachdem deutsche Gelehrte sie kennen und schätzen gelernt und mit rühmenden Worten ihre segensreiche Wirksamkeit hervorgehoben hatten. In Schleswig-Holstein ist man zuerst der Sache näher getreten. An der Spitze der Bewegung stehn Männer, deren Namen einen guten Klang haben; wir nennen hier nur Friedrich Paulsen in Berlin und Gustav Frenssen in Meldorf. Auch ist für die Errichtung der ersten deutschen Volkshochschule schon ein namhafter Betrag zur Verfügung gestellt worden. Trotz dieser für das gute Gelingen des ersten Versuchs günstigen Bedingungen steht man in vielen Kreisen der ganzen Bewegung abwartend und zweifelnd gegenüber; ja es ist sogar gelegentlich die Befürchtung ausgesprochen worden, daß die Volkshochschule in Deutschland nie populär werden und niemals größere Verbreitung gewinnen könne. Ganz unberechtigt scheinen diese Bedenken allerdings nicht zu sein.

Der eigentliche Begründer der dänischen Volkshochschule ist der Theologe und Historiker Nikolai Frederik Severin Grundtvig. Schon im Jahre 1830 forderte er in einer Abhandlung „eine Hochschule für volkstümliche Wissenschaft und bürgerliche Erziehung, die einerseits den Unstudierten, die zu der gebildeten Welt gehören möchten, gibt, was dazu wirklich nötig ist, und andrerseits dem Staat einen Maßstab gibt, wonach er die Grenze ziehn könnte." Grundtvig wollte die Volkshochschule aber nicht nur zur Befriedigung des von ihm schon früh erkannten Bildungsbedürfnisses der ländlichen Bevölkerung benutzt wissen, sondern sie sollte zugleich ein Mittel zur Belebung und Stärkung des dänischen Nationalbewußtseins gegenüber den im Königreich und besonders

in Nordschleswig mächtigen deutschen Einflüssen sein. Dieser nationale Charakter hat im Verein mit der volkstümlichen Vortragsweise und der gleichmäßigen Berücksichtigung der Geistes- und Gemütsbildung sowie der Körperpflege den Volkshochschulen in der spätern Zeit viele Freunde erworben und ihnen dadurch einen bleibenden Platz unter den Bildungsstätten Dänemarks und Schwedens gesichert.

Seit Grundtvigs erster Anregung sind jetzt reichlich siebzig Jahre verflossen. In dieser Zeit hat sich das Volkshochschulwesen besonders in Dänemark mächtig entwickelt. Zurzeit dürfte es in diesem kleinen Lande etwa siebzig solcher Anstalten mit annähernd dreitausend männlichen und fast ebenso vielen weiblichen Besuchern geben. Die dänische Regierung trägt einen namhaften Teil der Ausgaben für Lehrmittel, Gehälter, Verzinsung usw. in der Form von finanziellen Unterstützungen, die den einzelnen Anstalten gewährt werden; ferner erhalten bedürftige Schüler Zuwendungen, die ihnen den Besuch erleichtern. Zu diesen Förderungsmitteln kommt noch als ein andrer, jedenfalls nicht unwichtiger Vorteil der billige Lebensunterhalt in Dänemark. Die verhältnismäßig geringen Kosten ermöglichen es gerade den Angehörigen der sonst nicht sehr wohlhabenden Schichten der Bevölkerung, die für den Unterhalt auf der Volkshochschule nötigen Geldmittel ohne allzugroße Schwierigkeiten aufzubringen, zumal da der Kursus in der Regel nur wenig Monate dauert.

Der hervorstechendste Zug der dänischen Volkshochschule ist noch heute ihr streng nationaler Charakter. Im Mittelpunkte des Unterrichts, den man möglichst interessant und anregend zu machen sucht, steht die engere Heimat mit ihrer Sprache, ihrer Geschichte und ihrer Literatur. Was die jungen Leute in der Naturgeschichte kennen lernen, ist die dänische Erde, ist die dänische Pflanzen- und Tierwelt. Der Unterricht in den heimatlichen Fächern soll die Liebe zum Vaterlande, das Gefühl der Zugehörigkeit zum dänischen Volksstamme beleben und stärken. Man erreicht dadurch, daß jeder ehemalige Volkshochschüler klar die Gefahren erkennt, die dem dänischen Volke in seiner Eigenschaft als Träger einer bestimmten Sprache und einer sich durch ganz bestimmte Eigentümlichkeiten auszeichnenden Kultur drohen. Die führenden Männer wissen sehr wohl, daß die dänische Sprache nur ein kleines Gebiet beherrscht, und daß sie von allen Seiten von dem immer mächtiger von Süden her andrängenden Deutschtum bedroht und vielleicht mit der Zeit einmal verdrängt wird. Dieser Zeitpunkt ist selbstverständlich noch fern; aber was will das wenig Jahrzehnte umspannende Leben einer Generation gegenüber dem nach Jahrtausenden zählenden Leben eines Volks sagen! In Dänemark sucht man sich gegen den allmählichen Auffaugungsprozeß mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu wehren. Um die Sprache und die Eigenheiten des dänischen Volksstamms zu erhalten, führt man jenseits der Königsau einen Kampf, der psychologisch durchaus verständlich ist und jedem objektiven Beobachter warme Sympathien und ein Gefühl der Hochachtung für die Männer abnötigen muß, die ihn mit so viel Opferwilligkeit führen. Sie beschränken sich in der Hauptsache auf die Defensive; aber die von ihnen ge-

wählten Verteidigungsmittel sind jedenfalls wirksam. Eins der bemerkenswertesten und wohl auch das wichtigste ist die nationale Erziehung. Sie soll zwischen dem einzelnen Individuum und der Scholle, auf der er geboren und groß geworden ist, enge Beziehungen knüpfen und dadurch die Liebe zum Heimatlande wecken. Sie soll jedem künftigen Bürger zum Bewußtsein bringen, daß er ein Glied seines Volkes ist, daß er mit jedem seiner im Lande wohnenden Stammesgenossen Sprache, Sitte und Recht gemeinsam hat und Anspruch hat auf die Vorteile und Wohltaten, die das Gemeinschaftsleben und die Staatszugehörigkeit bieten. Aber zugleich soll sie die sittlichen Kräfte wecken und andauernd wirksam halten, die das Individuum an seine Pflichten gegenüber der Gesamtheit mahnen und es zu ihrer Erfüllung antreiben; ein Stück dieser Pflichterfüllung ist die wirksame Teilnahme an dem Kampfe gegen jede gemeinsame Gefahr. In einem hervorragenden Maße dient dieser Aufgabe die dänische Volkshochschule gerade dadurch, daß sie die heimatkundlichen Fächer in den Mittelpunkt des ganzen Unterrichts rückt. So wirken diese Bildungsanstalten belebend auf das nationale Empfinden eines großen Teils des Volkes ein und sind allein schon aus diesem Grunde eine bemerkenswerte Erscheinung. Gerade der belebende nationale Hauch, der von ihnen ausströmt, ist zugleich das, was ihnen die stärkste Anziehungskraft verleiht und ihnen die Besucher zuführt.

In Deutschland liegen die Verhältnisse ganz anders. Einer Abwehr mächtiger fremder Einflüsse bedarf es nicht, denn die Gefahr einer Verdrängung oder gar völligen Auffaugung unsrer Sprache durch eine andre ist innerhalb der Grenzen des Reichs nirgends vorhanden. Die angesehene, herrschende Stellung unsrer Literatur, die hohe Blüte der deutschen Wissenschaft und die rapide Entwicklung unsrer Industrie sorgen im Verein mit der weltumspannenden Tätigkeit unsers Handels sogar für eine allmähliche Ausdehnung unsers Sprachgebiets auch außerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle, sodaß man weit eher von einer werbenden, erobernden Kraft reden kann. Hinzu kommt noch die Kulturarbeit, die unsre vielen Stammesgenossen als Kolonisatoren in überseeischen Ländern leisten. Es sind somit günstige Bedingungen für eine weitere Ausbreitung der deutschen Sprache und des deutschen Wesens vorhanden, und wir haben demnach keinen Anlaß, uns besondre Bildungsanstalten zu errichten, die sich die Pflege des Nationalbewußtseins zur Hauptaufgabe machen und dadurch zu nationalen Verteidigungsmitteln werden.

Die dänische Volkshochschule dient dem Fortschritt in wirtschaftlicher wie in technischer Hinsicht. Das niedere Fachschulwesen ist zurzeit nur schwach ausgebildet, und ein ländliches Fortbildungsschulwesen, wie wir es in Deutschland wenigstens in seinen Anfängen kennen, gibt es in Dänemark überhaupt nicht. Was diese Einrichtung bei uns leistet oder besser leisten sollte, verrichtet in Dänemark die Volkshochschule. Weil die Schüler in ihrer überwiegenden Mehrheit vom platten Lande stammen und die Anstalt meist erst in einem reifern Alter (achtzehn bis fünfundzwanzig Jahre) besuchen, ist es nicht schwer, ihnen die wichtigsten der für die erfolgreiche Ausübung ihres Berufs notwendigen theoretischen Kenntnisse durch den Unterricht beizubringen;

auch ist es unter diesen Umständen nicht allzu schwer, sie in das Verständnis der für sie hauptsächlich in Frage kommenden Gesetze des Wirtschaftslebens einzuführen und sie mit den Einrichtungen zur Verwertung der für den Absatz verfügbaren Produkte bekannt zu machen. Nach H. Rosendal (Danmarks Folkehöjskoler) wird beispielsweise in der Volkshochschule zu Ryslinge u. a. unterrichtet in den landwirtschaftlichen Fächern, ferner im Rechnen, in Naturkunde, im Landmessen und endlich in der Staatsverfassung. Die Teilnahme an einem Kursus hinterläßt meist noch eine Fülle von Anregungen nach den verschiedensten Seiten, sodaß viele der jungen Leute später selbständig weiterarbeiten und durch geeignete Lektüre ihr Wissen zu erweitern suchen. Die Hauptsache ist aber, daß sich die Leiter und die Lehrer nach Kräften bemühen, die zutage tretenden Lücken in der Bildung der ländlichen Bevölkerung auszufüllen und dementsprechend die ganze Einrichtung auf die Bedürfnisse des in Dänemark vorherrschenden mittlern und kleinern Besitzes zuschneiden. Nach Zeitungsmeldungen ist man in dieser Anpassung so weit gegangen, daß man sogar besondre Bildungsanstalten für kleinere Kätner und Tagelöhner gegründet hat, und zwar mit recht gutem Erfolge.

Die Gliederung des ländlichen Bildungswesens ist in Deutschland anders; hier sucht man die Fortbildungsschule in eine unmittelbare Verbindung mit der Volksschule zu bringen. Weil auf dem platten Lande der freiwillige Besuch der Fortbildungsschulen recht sehr zu wünschen übrig läßt, ist es nötig, den Schulzwang entweder durch Gesetz oder auf ortsstatutarischem Wege einzuführen, und zwar für das männliche Geschlecht bis zum vollendeten achtzehnten Lebensjahre; dagegen dürfte für die weiblichen Besucher die Ausdehnung der Schulpflicht bis zum vollendeten siebzehnten Lebensjahre wohl ausreichen. Jedenfalls aber ist die ländliche Fortbildungsschule nach ihrer weitern Ausgestaltung ein kaum zu überwindendes Hindernis für die Ausbreitung der Volkshochschule. Hindernd tritt der Bewegung ferner unsre ungünstige Bodenbesitzverteilung entgegen, denn man darf nicht übersehen, daß in den eigentlichen Güterdistrikten die Volkshochschule noch viel schwerer vorwärts kommt als in den Bezirken mit überwiegend bäuerlichem Besitz. Der überall im Lande fühlbare Mangel an geeigneten Arbeitskräften in der Landwirtschaft macht es ohnehin dem kleinern Bauern in den allermeisten Fällen unmöglich, auf die Hilfe seiner in der eignen Wirtschaft nötigen Söhne und Töchter zu verzichten; das ist sogar oft während der Wintermonate der Fall. In Dänemark kennt man die Leutenot nicht. Viele junge Bauernsöhne und Tagelöhnerkinder gehn sogar über die Grenze nach Nordschleswig, um dort bei einem Besitzer gegen hohen Lohn zu arbeiten. Die Aussicht auf höhern Verdienst bringt in manchen Fällen sogar die Befürchtung zum Schweigen, von den preußischen Verwaltungsorganen aus nichtigen Gründen ausgewiesen zu werden.

Zur Empfehlung der Volkshochschule könnte man endlich noch darauf hinweisen, daß der Körperpflege große Beachtung geschenkt wird, denn während der ganzen Unterrichtsperiode vergeht wohl kaum ein Arbeitstag, an dem nicht wenigstens während einer Stunde Unterricht in der Gymnastik erteilt wird. In Deutschland haben aber die Turnvereine auch in größern Dörfern festen

Fuß gefaßt und die Ausbildung der Jugend im Turnen übernommen, sodaß man wohl kaum eine besondre Anziehungskraft von einem Ausbau des Volkshochschulunterrichts nach dieser Seite erwarten darf.

Trotz der Sympathie, die man in manchen Kreisen in Deutschland der Volkshochschulbewegung entgegenbringt, wird sie ungeachtet aller Anstrengungen nach meiner Überzeugung keine großen Erfolge erreichen können. Die Notwendigkeit eines weitern systematischen Ausbaues der vorhandnen Bildungsanstalten ist gewiß vorhanden, aber die Volkshochschule ist dazu nicht geeignet, weil sie nicht die nötige Anziehungskraft auf die Landbevölkerung ausüben kann; es würde des Schulzwanges bedürfen, wenn man einen genügend starken, regelmäßigen Schulbesuch erwirken will. Gelingt es, die ländliche Fortbildungsschule in dieser Richtung auszubauen, dann haben wir ein Bildungsinstitut, das der Volkshochschule in mancher Beziehung überlegen ist und ebenfalls geeignet zu sein scheint, den wirtschaftlichen und den technischen Fortschritt zu heben und dadurch zur Erhöhung des Wohlstandes beizutragen.

Kiel Wilhelm Laß

Das geistliche Leben in Leipzig
bis zum Beginn der Reformation

Als der Augustinermönch Doktor Martinus am 31. Oktober 1517 seine berühmten fünfundneunzig Thesen gegen den Ablaßhandel an die Tür der Wittenberger Schloßkirche heftete, da ahnte er noch nicht, daß er mit diesem Protest gegen einen einzelnen, auch von andrer Seite schon gerügten und von den Fürsten der sächsischen Lande verbotnen kirchlichen Gebrauch oder Mißbrauch eine Bewegung einleitete, die die ganze abendländische Welt erschüttern und das deutsche Volk in zwei Lager spalten sollte. Am allerwenigsten hatte er daran gedacht, mit dem Katholizismus und dem Papsttum zu brechen, und der Vorwurf der Ketzerei, der gegen ihn erhoben wurde, wird ihn mit Erstaunen und ehrlicher Entrüstung erfüllt haben. Aber hier zeigte sich wieder, was man bei allen ähnlichen historischen Vorgängen, bei Reformationen und bei Revolutionen, beobachten kann: die Lawine, die er ins Rollen gebracht hatte, riß ihn mit fort, die Bewegung, die er eingeleitet hatte, war stärker als er selbst. Und gerade hierdurch bekundete sie ihre Notwendigkeit und Berechtigung; das Mönchlein, das den Damm durchstach, hinter dem das deutsche Volkstum wie ein tiefer See geschlummert hatte, wurde von den brausenden Wassern weggespült, aber es bewies sich als ein wackrer Schwimmer, der bald wieder festen Grund unter die Füße bekam und an dem fremden Ufer heimisch wurde.

Die kurze Spanne Zeit zwischen dem 31. Oktober 1517 und den Julitagen des Jahres 1519 hatte genügt, das Mönchlein zum Reformator zu machen. Luther selbst war zwar geneigt gewesen, die Bemühungen des päpstlichen Kämmerers Karl von Miltitz um Beilegung des Streits zu unterstützen,

und hatte sich sogar dazu verstanden, ein einlenkendes Schreiben an den Papst zu richten. Aber die Angriffe des Ingolstädter Universitätsvizekanzlers Dr. Eck gegen Luthers Amtsgenossen Dr. Karlstadt schürten den Brand aufs neue und zwangen Luther, auch gegen diesen unbequemen Gegner Stellung zu nehmen.

So kam es zu der folgeschweren Disputation in der „Hofstube" der Leipziger Pleißenburg, wo Luther die Behauptung aufstellte, daß der Papst nicht nach göttlichem, sondern nur nach menschlichem Recht das Oberhaupt der Kirche sei. Das war der endgiltige Bruch mit dem römischen Katholizismus, und deshalb darf Leipzig als die eigentliche Geburtsstätte der Reformation gelten.

Es ist nun von Interesse, zu wissen, welche Stellung man in Leipzig selbst den großen Fragen gegenüber einnahm, und wie sich Rat, Universität und Bürgerschaft mit den Ereignissen abzufinden suchten. Dazu bedarf es aber eines Einblicks in das religiöse Leben des vorreformatorischen Leipzigs überhaupt, das um so merkwürdiger ist, als sich hier schon früh eine Art von geistlicher Nebenregierung bemerkbar machte, die vom Thomaskloster ausging und häufig zu ernsten Reibungen führte. Wer sich hierüber unterrichten will, dem sei der soeben erschienene Band eines Werkes empfohlen, das als der erste Versuch einer auf der sorgfältigen Benutzung der Quellen beruhenden Geschichte Leipzigs betrachtet werden kann und den durch seine lokalhistorischen und sprachwissenschaftlichen Arbeiten bekannten Stadtarchivar Professor Dr. Gustav Wustmann zum Verfasser hat. (Geschichte der Stadt Leipzig. Bilder und Skizzen. I. Bd. Mit 32 Abbildungen. Leipzig, C. L. Hirschfeld. Geh. 10 Mark, geb. 12 Mark.) Das Buch, das von allen Freunden der Geschichte Leipzigs, denen die bisherigen, völlig veralteten und zum Teil auf längst als unhaltbar erkannten Traditionen basierenden Darstellungen nicht mehr genügten, mit Spannung erwartet worden war, erschien am 7. Oktober, dem Tage der Einweihung des neuen, auf dem Grund und Boden der abgerissenen Pleißenburg erbauten Rathauses, als eine Art von Festgabe, von der der Verfasser hoffen zu dürfen glaubt, daß sie in ihrer Weise auch einen Einschnitt in der Leipziger Stadtgeschichte bilden werde, „insofern das Buch endlich einmal aufräumt mit unsern dürftigen Chronikennachrichten und ihren Fabeln und Irrtümern und an deren Stelle eine durchweg auf urkundlicher Grundlage ruhende Darstellung zu setzen versucht."

In dieser Betonung der urkundlichen Grundlage liegt der Vorzug des Werkes vor den ältern Geschichten Leipzigs, zugleich aber auch seine Schwäche. Denn der Verfasser hat, wie er selbst in dem Untertitel „Bilder und Skizzen" andeutet, davon abgesehen, den überreichen Stoff in chronologischer Folge und im Zusammenhang zu verarbeiten und so die Entwicklung der Stadt in fortlaufender Darstellung zu schildern, sondern er hat sich damit begnügt, sein Material nach Materien zu ordnen und in dreiundvierzig Kapiteln von sehr verschiednem Umfang unterzubringen. Das erhöht die Brauchbarkeit des Buches für jeden, der sich schnell und bequem über einen einzelnen Gegenstand, zum Beispiel über die Hospitäler, die Universität, die Juden, das Brauwesen, die Wasserleitungen oder die Schulen unterrichten will, zwingt aber auch andrer-

seits den Leser, der in einem Kapitel bis zum Anfange des sechzehnten Jahrhunderts vorgedrungen ist, im nächsten wieder einen Sprung zurück bis ins zwölfte zu machen. Erst vom sechsundzwanzigsten Kapitel an, das Tetzel und den Ablaßhandel bespricht und eine meisterhafte Darstellung der Reformation und ihrer Folgen für die Stadt einleitet, ergibt sich die chronologische Entwicklung aus dem Stoffe selbst.

In dieser zweiten Hälfte des Buches liegt sein Schwerpunkt. Dem aufmerksamen Leser wird aber nicht entgehn, daß auch in den ersten fünfundzwanzig Kapiteln schon eine Menge Ereignisse Erwähnung finden, die an sich zwar geringfügig sind, aber doch deutlich verraten, daß sich die Bürgerschaft Leipzigs keineswegs den weltlichen und den geistlichen Autoritäten bedingungslos zu fügen pflegte, und daß durch die ewigen Konflikte zwischen Stadt und Landesherrn, zwischen Rat und Geistlichkeit, zwischen Universität und Bürgerschaft der Boden für eine große reformatorische Bewegung auf kirchlichem Gebiet auf das beste vorbereitet war.

Zuverlässige Nachrichten über die Frühzeit der Stadt Leipzig sind nur wenige vorhanden. Die erste Erwähnung finden wir in der Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg (gestorben den 1. Dezember 1018), wo berichtet wird, Bischof Eido von Meißen sei am 20. Dezember 1015 in urbe Libzi vocata gestorben, und im Jahre 1017 habe König Heinrich der Zweite dem Bistum Merseburg u. a. die Kirche von Leipzig überwiesen. Die nächste Erwähnung Leipzigs fällt zweiunddreißig Jahre, die übernächste mehr als hundert Jahre später. Erst seit der Gründung des Thomasklosters durch den Markgrafen Dietrich — die kaiserliche Bestätigungsurkunde ist vom 20. März 1212 datiert — fließen die Quellen reichlicher. Das Kloster, von Dietrich zur Erleichterung seiner und seiner Angehörigen Sündenlast erbaut und dem Orden der regulierten Augustiner-Chorherren überwiesen, wurde im Jahre 1213 geweiht und den in der Stadt schon vorhandnen Kirchen, der Nikolaikirche und der Peterskapelle, übergeordnet, was um so merkwürdiger ist, als der Bischof von Merseburg, dem jene beiden Kirchen gehörten, von Dietrich in der Stiftungsurkunde ausdrücklich als sein Lehnsherr anerkannt wird und als Zeuge zugegen war.

In dieser Sonderstellung des Klosters ist offenbar die Veranlassung zu allen spätern Mißhelligkeiten zu suchen. Darauf deutet schon der Umstand, daß nachdem Markgraf Dietrich den neuen Kaiser, Friedrich den Zweiten, zur Bestätigung seiner Stiftung bewogen hatte, sich Propst und Chorherren von Papst Honorius dem Dritten nun auch ihrerseits 1218 ihren Besitz und 1220 noch besonders ihr Recht auf die Nikolaikirche bestätigen ließen. Ob der Markgraf mit der Klostergründung bezweckte, sich in den Mauern Leipzigs selbst einen Stützpunkt für seine politischen Operationen gegen die Stadt zu schaffen, die im Jahre 1215 zu der bekannten, für ihn so demütigend endenden Fehde führten, glaubt Wustmann bezweifeln zu müssen. Das Kloster wurde von dem Zwiste kaum berührt, es entwickelte sich in der glücklichsten Weise, wenn auch die großartige Erweiterung seines Besitzes an Grund und Boden, Erbzinsen und Gerechtigkeiten durch Kauf und Stiftungen erst um die Mitte des dreizehnten

Jahrhunderts beginnt. Bei der Unsicherheit der Zeit war es natürlich, daß sich Propst und Konventualen ihre Freiheiten, Rechte und Besitzungen wiederholt von Markgraf, Kaiser und Papst bestätigen ließen, wobei von irgendwelchen Verpflichtungen des Klosters immer weniger die Rede war. Dennoch vermochten sie nicht zu verhindern, daß die weltlichen Mächte, die das Bestreben hatten, Einfluß auf die Klosterangelegenheiten zu gewinnen, im Jahre 1361 einen Eingriff in die freie Propstwahl machten und die Brüder nötigten, den Propst von St. Afra in Meißen, Ulrich von Maltitz, nach Leipzig zu berufen. Dieser schaltete aber so willkürlich mit dem Besitz und den Regeln des Klosters, daß ihn der Bischof von Merseburg 1368 absetzte und den Verkehr mit ihm mit der Strafe der Exkommunikation bedrohte. Es bedurfte jedoch noch der päpstlichen Intervention, ehe die unliebsame Angelegenheit beigelegt war.

Mit den wachsenden Einkünften machte sich bei den „Thomassern," wie die Chorherren genannt wurden, ein gewisser Luxus bemerkbar, der hauptsächlich in der Neigung, die Ordenstracht zu verändern, seinen Ausdruck fand, Der Bischof von Merseburg, der den Konventualen im Jahre 1394 gewisse Freiheiten in der Tracht zugebilligt hatte, wollte ihnen deshalb die Vergünstigung später wieder entziehn, mußte sich aber auf Befehl des Papstes Martins des Fünften, an den sich das Kloster gewandt hatte, zu einer Bestätigung des Kleiderprivilegs entschließen.

Nach dem Thomaskloster entstanden in Leipzig noch drei andre Klöster. Das erste davon war ein Nonnenkloster, das von dem Orte Hohenlohe bei Lützen im ersten Drittel des dreizehnten Jahrhunderts in die Stadt verlegt wurde, angeblich wegen Wassermangels. Man hatte zuerst beabsichtigt, es neben dem Thomaskloster zu errichten, „damit die Nonnen ihren Chor neben dem der Kanoniker hätten, weil es als herrliche Verehrung erschienen sei, wenn Gott in der Höhe mit seinen Heiligen von beiden Geschlechtern in ein und demselben Kloster gepriesen würde," aber die Bedenken zweier Kanoniker, die in der Nachbarschaft der Nonnen einen Fallstrick des bösen Feindes sahen und sich in ihrer Gewissensnot an den Erzbischof von Magdeburg wandten, veranlaßten diesen, dem Plane seine Genehmigung zu versagen. So wurde denn das Kloster der Zisterzienserinnen, oder wie das Volk sie nannte, der Georgennonnen vor der Stadtmauer — etwa zwischen der Peters- und der Thomaskirche — errichtet. Hundert Jahre nach seiner Gründung verfügte es über einen ansehnlichen Grundbesitz; aus seiner Geschichte ist jedoch wenig bekannt. Das zweite der Klöster war das 1229 gestiftete Dominikanerkloster, oder wie es später bezeichnet wurde, das Kloster zu St. Paul Predigerordens. Es lag an der Stelle des heutigen Hauptgebäudes der Universität, wurde im Laufe der Zeit ebenfalls reich mit Gütern ausgestattet und hatte überall in der Umgegend Termineien oder Terminierhäuser als Stützpunkte für die Tätigkeit der Mönche als Prediger und Almosensammler.

Zuletzt zogen die Franziskaner oder Barfüßer in Leipzig ein und siedelten sich auf dem heute noch nach ihnen genannten Barfußberg, etwa an der Stelle des Matthäikirchhofs, an. Da sie nach den Regeln ihres Ordens keinen Besitz

haben durften, ſo überließ ihnen im Jahre 1380 der Markgraf Wilhelm der Erſte die Nutznießung eines ſechsunddreißig Acker großen Holzes im Roſental. Zuſammengebetteltes Geld legten ſie zinstragend beim Rat an, ſo in den Jahren 1434 und 1437 je hundert Gulden. Die Zinſen hierfür wurden nicht in barem Gelde, ſondern in Form von je einer Tonne Heringe, zahlbar am Sonntage vor Faſtnachten, entrichtet.

Außer den vier Kloſterkirchen gab es im dreizehnten Jahrhundert in Leipzig noch zwei andre, die Peterskapelle, die älteſte Kultſtelle der Stadt, und die Nikolaikirche. Von beiden iſt nichts erhalten geblieben; wir wiſſen nur, daß die Peterskapelle an der Stelle der jetzigen Reichsbank ſtand, während ſich die Nikolaikirche an derſelben Stelle erhob, wo die heutige Kirche dieſes Namens ſteht. Dazu kommen aber noch vier weitere Kapellen, zunächſt die Katherinenkapelle, an die noch die Katharinenſtraße erinnert, auf der rechten Seite dieſer Straße (vom Markt aus), dicht bei deren Ausgang auf den Brühl, und die Marienkapelle am Oſtende des Brühls, dem Ausgang der Ritterſtraße gegenüber. Das Vermögen dieſer vier nicht zu einem Kloſter gehörenden Kirchen wurde von je zwei Bürgern, den Kirchvätern oder Altarleuten, verwaltet. Wie überall, ſo wollte auch hier der Propſt des Thomaskloſters ſeinen Einfluß geltend machen, indem er das Recht, dieſe Altarleute zu ernennen, für ſich in Anſpruch nahm, bis man ſich dahin einigte, daß die Bürger die Wahl vornehmen, aber die Beſtätigung des Gewählten durch den Propſt erbitten ſollten.

Schon 1360 hatte Markgraf Friedrich die Beſtimmung getroffen, daß der Rat die Einkünfte eines Beſitzes zu Sehlis bei Taucha zur Stiftung eines Altars im Rathauſe verwende, aber erſt am 10. Oktober 1391 erteilte Papſt Bonifazius der Neunte die Erlaubnis zur Errichtung einer Rathauskapelle mit der ausdrücklichen Zuſicherung, daß dieſe Kapelle vom Thomaskloſter ganz unabhängig ſein ſollte. Eine zweite päpſtliche Urkunde desſelben Datums beſagt noch, „daß der Rat auch, falls einmal ein Kirchenbann über die Stadt verhängt ſein ſollte, in ſeiner Kapelle bei verſchloſſenen Türen, unter Ausſchluß der mit dem Bann belegten, ohne Glockengeläute und mit leiſer Stimme Meſſe leſen und andre gottesdienſtliche Handlungen verrichten laſſen dürfe.“ Als die Kapelle fertig war, wollte ſie der Propſt des Thomaskloſters nur unter der Bedingung weihen, daß ſie dem Kloſter untergeben würde. Der Rat wandte ſich an den Papſt, und dieſer erlaubte ihm, die Kapelle durch einen beliebigen Biſchof weihen zu laſſen. Das geſchah denn auch am 30. Juli 1394 durch den Meißner Biſchof Nikolaus von Kathoſien.

Hatte ſich der Rat in dieſer Angelegenheit von der geiſtlichen Tyrannei des Thomaskloſters zu befreien verſucht, ſo ſehen wir ihn ſiebzig Jahre ſpäter in einem ernſten Konflikt mit dem Papſte ſelbſt. Als im Jahre 1464 der Ordinarius der Juriſtenfakultät, Dietrich von Bruckensdorf, der als Syndikus des Rates die Altariſtenſtelle der Rathauskapelle bekleidet hatte, Biſchof von Naumburg wurde, wollte Papſt Pius der Zweite die erledigte Stelle gegen den Willen des Rates, der ſie dem neuen Syndikus, Dr. Johannes Eutritzſch, zugedacht hatte, einem Bamberger Kleriker (Nikolaus Muffel) verleihen. Der Rat legte Berufung ein, und Eutritzſch erhielt die Aufforderung, ſich perſönlich

in Rom zu ſtellen. Über den Ausgang des Streites liegen keine Akten vor, daß er aber zugunſten des Rates ausgefallen iſt, geht aus der Tatſache hervor, daß Eutritzſch die Stelle tatſächlich bekleidet hat.

Wie der Rat, ſo hatte auch der Landesherr in Leipzig eine beſondre Kapelle, und zwar in der Pleißenburg. Das Jahr ihrer Errichtung iſt unbekannt; jedenfalls war ſie 1500 ſchon vorhanden.

Endlich erhielt die Stadt noch eine elfte Kirche, die von den Erfurter Schottenmönchen gegründete Jakobskirche, durch die Einverleibung der Ranſtädter Vorſtadt gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Nach einem längern Streit verkaufte der Erfurter Abt am 17. März 1484 alle ſeine Rechte auf die Jakobsparochie für dreihundert rheiniſche Gulden an den Rat der Stadt Leipzig. Die Kirche ſtand vermutlich links vom heutigen Ranſtädter Steinweg am Ende der Schotten- oder Jakobsgaſſe.

Bedenkt man, daß zu dieſen Kirchen noch ein kleines Gotteshaus außerhalb der Stadt, die Kapelle zum heiligen Kreuze, ſowie die Kapellen zweier Hoſpitäler, des St. Georgen- und des Johannishoſpitals kamen, ſo wird man zugeben müſſen, daß für die religiöſen Bedürfniſſe der Einwohner Leipzigs mehr als ausreichend geſorgt war.

Wir haben geſehen, daß das Thomaskloſter einen großen, wenn auch nicht unbeſtrittnen Einfluß auf das geſamte geiſtliche Leben der Stadt ausübte. Eine weitere Stärkung dieſes Einfluſſes erwuchs ihm auch aus der Gründung der Univerſität im Jahre 1409. Infolge der anfangs religiös-dogmatiſchen, ſpäter tſchechiſch-nationalen Bewegung, die Huſſens Namen trägt, war es in Prag an der Univerſität zwiſchen der böhmiſchen und den drei deutſchen „Nationen“ zu einem Konflikt gekommen, der ſchließlich zu einer Maſſenauswanderung der deutſchen Dozenten und Studenten führte. Sie beſchloſſen, in Leipzig eine neue Univerſität zu gründen, erwirkten ſich die Zuſtimmung des Landesherrn und erhielten durch die von Alexander dem Fünften am 9. September 1409 in Piſa ausgeſtellte Bulle auch die päpſtliche Genehmigung. Am 2. Dezember fand die feierliche Eröffnung der neuen Univerſität im Refektorium des Thomaskloſters ſtatt. Mochte der Stadt aus der neuen Gründung auch mancher Vorteil fließen, ſo wurde dieſe, weil ſie mit beſondern landesherrlichen Rechten und Freiheiten ausgeſtattet war, und wegen ihrer engen Verbindung mit dem Thomaskloſter für den Rat zu einer Quelle fortgeſetzten Ärgerniſſes. Ein Hauptſtreitpunkt war dabei die Ausübung der Gerichtsbarkeit. Die Univerſität hatte nämlich ihren eignen Gerichtshof für Kriminalſachen wie Mord, Diebſtahl und ähnliche Verbrechen, der ſich aus den „Conſervatoren“ (wohl Profeſſoren?) der Rechte zuſammenſetzte, und dem der Biſchof von Merſeburg als Oberſter Richter oder Kanzler präſidierte. Dieſer ließ ſich jedoch durch den Propſt des Thomaskloſters als „Subconſervator“ vertreten. Die Gerichtsbarkeit für Diſziplinarſachen, das jus incarcerandi, lag in den Händen des Rektors, dem ſie ſchon 1419 durch den Biſchof Nikolaus übertragen worden war.

Es war natürlich, daß die rechtliche Sonderſtellung der cives academici und die Eiferſucht, womit Rat und Univerſität über die Wahrung ihrer Rechts-

privilegien wachten, zu Reibereien führen mußte. Der Übermut der auf ihre Vorrechte pochenden Studenten einerseits und der gekränkte Bürgerstolz andrerseits erzeugten eine Spannung, die sich bei jeder Gelegenheit mit entsprechendem Lärm entlud und mehr als einmal die Intervention des Landesherrn nötig machte. Die Schuld wird wohl in den meisten Fällen auf beiden Seiten gleich groß gewesen sein, aber der Krieg zwischen den Studenten und den Handwerkern, besonders den Kürschnern, der schließlich in Permanenz erklärt wurde, verrät deutlich genug, daß weder der Bildungsgrad noch die Erziehung der Leipziger Studentenschaft auf einer besonders hohen Stufe standen. Zur Förderung der Universität hatten die Landesherren gleich bei der Gründung zwei Kollegienhäuser — das große auf der Ritterstraße, das kleine auf der Petersstraße — gestiftet, hierzu kam 1440 noch ein besondres Kollegienhaus (auf dem Brühl) für die Schlesier und endlich ein geistliches Konvikt, das Bernhardinerkollegium neben der Marienkapelle, das unter dem Abt von Altzelle stand. Diese Kollegienhäuser waren gleichsam neutrales Gebiet, in das der Rat einzudringen kein Recht hatte. Sie wurden deshalb zuweilen von Verbrechern als Zufluchtsstätten benutzt.

Bei der Stellung, die das Thomaskloster für sich in Anspruch nahm, konnte es nicht ausbleiben, daß es auch mit der Universität in Zwist geriet. Im Jahre 1442 war der Propst Burkhard bei den Zusammenkünften der Universität von einigen Dozenten von dem gewohnten Sitz verdrängt worden, und weil der Schulmeister des Klosters, Peter Seehausen, hiergegen protestierte, weigerte man sich, diesen zum Bakkalaureat der juristischen Fakultät zuzulassen. Der Bischof von Merseburg, als Kanzler, befahl, „dem Propst die ihm gebührende Stelle wieder einzuräumen und dem Schulmeister, wenn er sonst tüchtig wäre, keine Schwierigkeiten zu machen.“ Die Folge dieser Entscheidung war ein Appell der Universität an den päpstlichen Stuhl, wobei sie sich auf ihr Recht berief, einem Prälaten oder einem Adlichen seinen Platz anzuweisen. Der Papst entschied jedoch zugunsten des Propstes, und dieser wurde am 13. Mai 1443 in Gegenwart von Notar und Zeugen feierlich wieder auf seinen Platz geführt.

Die wissenschaftlichen Leistungen der Universität, besonders die der medizinischen und der juristischen Fakultät, waren sehr unbedeutend, und die philosophische Fakultät hatte sich um das Jahr 1500, wo anderwärts schon der Humanismus blühte, noch nicht aus den Banden der Scholastik frei gemacht. Erst im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts kann man Anläufe zu einer freiern Richtung erkennen. Aber auch diese gingen nicht von der Universität selbst aus, sondern sind auf die Bemühungen des Herzogs Georg zurückzuführen, den die wachsende Bedeutung der jungen humanistischen Universität Wittenberg von der Notwendigkeit, dem Zeitgeiste Konzessionen zu machen, überzeugt hatte. Er berief bedeutende Humanisten wie Hermann van dem Busche und Johannes Rhagius Ästicampianus, die aber nach kurzer Wirksamkeit von ihren Kollegen weggeärgert wurden. Erst den vereinigten Bemühungen des Herzogs und des Rates gelang es, ein paar Dozenten der griechischen und der hebräischen Sprache wie Richard Crocus, Peter Mosellanus, Cellarius,

Andreas Delitzsch und Antonius Margarita für die Universität zu gewinnen und mit nicht unbedeutenden Geldmitteln für kürzere oder längere Zeit an Leipzig zu fesseln.

Im großen und ganzen verliefen jedoch alle Versuche zu einer Hebung der Universität ebenso fruchtlos, wie während der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts die Bemühungen um die Reformatian der Klöster.

Schon 1445 hatte der Bischof von Merseburg den Versuch gemacht, das Thomaskloster, das immer mehr verweltlicht war, durch zwei Kommissare vom Marienkloster in Breslau reformieren zu lassen. Die beiden Brüder mußten aber unverrichteter Sache wieder heimkehren und erklärten, keinen Anspruch auf Entschädigung machen zu wollen, „obwohl die Reformation nicht durch ihre Schuld unvollendet geblieben sei.“ Sechs Jahre später erschienen auf Veranlassung des Kardinals Nikolaus von Kues, den Papst Nikolaus der Fünfte zur Reformation der Klöster nach Deutschland entsandt hatte, zwei andre Visitatoren im Thomaskloster: Johann Busch, der Propst von Neuwerk bei Halle, und der Propst zu St. Moritz bei Halle. Sie ermahnten die Chorherren, zu ihrer alten strengen Regel zurückzukehren, und ließen sich das feierliche Versprechen geben, daß die vorgeschlagne Reformation „nach und nach“ eingeführt werden sollte. Es blieb jedoch auch diesesmal wieder beim Versprechen.

Von größerer, wenn auch nur vorübergehender Wirkung war das Auftreten des Franziskanerbußpredigers Johannes von Capistrano in Leipzig (Herbst 1452). Er war auf Wunsch des kaiserlichen Rates Äneas Silvius, des nachmaligen Papstes Pius des Zweiten, nach Deutschland gekommen, um durch die Gewalt seiner Rede die hussitische Ketzerei zu bekämpfen. Seine Predigten machten gewaltigen Eindruck; nicht weniger als siebzig Mitglieder der Universität traten in den Franziskanerorden ein. Vermutlich war Capistrano auch die Veranlassung, daß sich die Pröpste von acht Augustinerchorherrenstiften, darunter auch der des Thomasklosters, am 8. November 1452 zu einer Brüderschaft vereinigten, die „zu heilsamem Wachstum klösterlicher Zucht“ jährlich ein Kapitel abhalten sollte. Ob aber das, was man auf diesen Kapiteln beschloß, in die Wirklichkeit umgesetzt worden ist, scheint fraglich zu sein.

Ernster meinten es die Leipziger Dominikaner und Franziskaner mit der Reformation ihrer Klöster. Sie wandten sich sogar mit der Bitte um Hilfe an den Rat, der jedem der beiden Klöster zwei Vorsteher geben mußte. Den Franziskanern kamen Bedenken wegen ihres Besitzes an materiellen Gütern, sie baten den Rat, ihnen die beiden Tonnen Heringe nicht mehr als Zinsen sondern als Almosen zukommen zu lassen. Auch ihr Holz im Rosental mußte Kurfürst Friedrich der Zweite, obwohl es seinerzeit offiziell dem Clarenkloster in Seuslitz verschrieben worden war, auf ihre Bitte jetzt dem Rat der Stadt als Eigentum überweisen, natürlich in der Voraussetzung, daß ihnen die Nutznießung weiter erlaubt würde. Die Urkunden über ihr Recht auf die Heringe und die Waldnutzung lieferten sie jedoch merkwürdigerweise erst im Jahre 1485 ab.

Aber bei beiden, bei Dominikanern wie bei Franziskanern, waren die guten Vorsätze nicht von Dauer. Hier wie dort entstanden innerhalb des Klosters Spaltungen wegen der Observanz. Am schlimmsten trieben es die Franziskaner, bei denen sich die Anhänger der strengern Richtung zu dem Provinzialvikar der sächsischen Provinz, die der mildern zu dem minister provinzialis hielten. Jene nannten sich von nun an Vikaristen, diese nach Papst Martin dem Fünften Martinisten. Die Martinisten erregten jedoch durch ihren Lebenswandel so großes Ärgernis, daß der Landesherr, Herzog Albrecht, sich — wohl auf Veranlassung des Rates — an Papst Alexander den Sechsten (den berüchtigten Borgia!) mit der Bitte wandte, die Martinisten aus dem Kloster auszuweisen. Das geschah denn auch durch die Bulle vom 28. April 1498, die das Kloster der Obedienz des Provinzialministers entzog und als Observantenkloster unter den Vikar der sächsischen Provinz stellte. Sie kostete die Stadt 300 Dukaten! Die ausgewiesnen Mönche trieben sich bis zum Jahre 1502 in der Umgegend umher, schlugen in der Stadt Drohbriefe an und verlangten die Auslieferung ihrer drei Hauptwidersacher, des regierenden Bürgermeisters Wilde, des Baumeisters Bauer und des Professors und Ratssyndikus Dr. von Breitenbach, widrigenfalls sie die Stadt in Brand stecken würden. Erst nach mancherlei Verhandlungen und nach einem Prozesse bei der Kurie, der dem Kloster und der Stadt viel Geld kostete, wurde der Streit beigelegt.

Merkwürdigerweise übten der Verfall der strengen Klosterſitten und die Parteiungen innerhalb der Orden auf den kirchlichen Sinn im allgemeinen keinen nachteiligen Einfluß aus. Im Gegenteil, die Religiosität wuchs gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, wie Wustmann mit Recht hervorhebt, in auffallender Weise, wenn sie sich auch in neuen Formen äußerte. Gerade für Leipzig läßt sich aus den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts eine ganze Reihe sehr bedeutender Stiftungen zum Besten der Kirchen und Klöster nachweisen.

Auch der Eifer, womit sich das Volk in dieser Zeit der Wohltaten des Ablasses teilhaftig zu machen sucht, verrät, wie gut der Boden bestellt war, auf den die Saat der Kirchenreformation bald nachher fiel.

In den Tagen der Parteiungen hatte ein Mönch das Leipziger Dominikanerkloster verlassen, der nach beendetem Studium der Philosophie in den Orden eingetreten und einige Jahre später Bakkalaureus der Theologie geworden war. Es war Johann Tetzel, der Sohn eines 1485 nach Leipzig übergesiedelten Fuhrmanns aus Pirna, später als Ablaßprediger bekannt und als solcher der äußere Anlaß zu der großen Bewegung geworden, die einen ungeahnten Wandel im kirchlichen Leben nicht nur Deutschlands, sondern des ganzen Abendlandes herbeiführte. Der Ablaß als solcher war für Leipzig keineswegs etwas neues. Seine Verkündigung — allerdings in der ursprünglichen strengern Form, die Reue und Beichte zur Bedingung machte — ist für die Zeit von 1285 bis 1500 durch Urkunden bezeugt. Daneben gab es aber seit der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts auch in Leipzig schon die rein geschäftsmäßig vertriebnen Beicht- und Ablaßbriefe, für deren Verbreitung

der päpstliche Legat Kardinal Raimund Peraudi am eifrigsten sorgte. Das Geld, das der Handel einbrachte, sollte zu einem Kreuzzuge gegen die Türken verwandt werden. Am Silvestertage 1502 kam Peraudi nach Leipzig, um dort „die Gnade aufzurichten," er wurde vom Rat und den Vertretern der drei Mönchsklöster mit großem Gepränge empfangen und erhielt als Geschenk von der Stadt einen goldnen Deckelbecher.

Drei Jahre später kam ein andrer Ablaßhändler nach Leipzig: Johann Tetzel. Diesesmal sollte der Erlös dem Deutschen Ritterorden in Livland zu einem Kriegszuge gegen die Russen überwiesen werden. Der Rat ehrte „den Doktor mit der Gnade" durch eine Weinspende, als er aber im Dezember desselben Jahres wieder seinen Besuch ankündete, war man unschlüssig, ob man zu der neuen „Gnadenaufrichtung" noch einmal die Erlaubnis des Merseburger Bischofs und des Herzogs Georg einholen sollte. Das geschah nun zwar doch, aber Tetzel machte ein schlechtes Geschäft, seine Einnahme betrug nur 120 Gulden. Noch schlimmer erging es ihm im Frühjahr 1517, als er im Auftrage des Erzbischofs von Mainz, Albrechts von Brandenburg, den Ablaß verkündete, dessen Verkauf sich dieser von Papst Leo dem Zehnten hatte erlauben lassen, um mit der Hälfte des Erlöses — die andre floß in den Baufonds der Peterskirche in Rom — seine Schulden bei dem Bankhause Fugger zu bezahlen. Die sächsischen Herrscher, die ihre Untertanen gegen diese Ausbeutung schützen wollten, hatten die Gnadenaufrichtung in ihren Landen verboten, was Tetzel jedoch nicht hinderte, im Leipziger Dominikanerkloster zu Anfang Februar 1517 den Ablaß zu verkündigen. Davon machte der Rat dem Herzog Georg Mitteilung, und dieser sandte den Dominikanern ein sehr ungnädiges Schreiben, worin er ihnen untersagte, über das aus dem Geschäfte gelöste Geld ohne sein Wissen zu verfügen. Die Dominikaner erwiderten mit einer recht matten Entschuldigung.

Bald darauf kam Tetzel nach Jüterbog, wohin viele Wittenberger pilgerten, um ihn zu hören und Ablaßbriefe von ihm zu kaufen. Das war im Frühjahr 1517. Aber erst am 31. Oktober entschloß sich Luther, durch den Anschlag seiner bei Melchior Lotter in Leipzig in Plakatform gedruckten Thesen gegen den Ablaßunfug Protest zu erheben — ein Beweis, wie lange und sorgfältig er sich mit der Angelegenheit beschäftigte, ehe er zu dem entscheidenden Schlag ausholte. Die Thesen wurden in kurzer Zeit über ganz Deutschland verbreitet und fanden fast überall Zustimmung. Auch Herzog Georg billigte Luthers Vorgehn und empfahl dem Bischof von Merseburg, den Ablaßhandel in seinem Sprengel zu verbieten. Als sich in der Folge die Gegensätze mehr und mehr verschärften, war es wiederum der Herzog, der gegen den Willen der Leipziger Universität durchzusetzen wußte, daß die zwischen Eck und Karlstadt verabredete Disputation wirklich stattfand. Was ihn dazu bewegte, war zweierlei: zuerst die Hoffnung, daß seiner Universität aus der mit großem Pomp inszenierten Veranstaltung „nicht wenig, sondern merklicher Ruf, Lob und Ehre erwachsen werde," und zweitens die Erwartung einer gütlichen Beilegung des Streits. Aus diesem Grunde suchte er, allerdings vergeblich, die Beteiligung Luthers an der Disputation zu verhindern. Er ahnte, daß es

diesem nicht bloß um einzelne Reformen, sondern um einen Vernichtungskampf gegen die Kurie zu tun war. Und dafür war der Herzog, ein Mann der Ordnung und der Autorität, nicht zu haben, er hatte offenbar wenn auch keine Sympathien, so doch volles Verständnis für eine Institution, die nun einmal den Beweis ihrer historischen Berechtigung erbracht hatte, und deren Vorhandensein als wichtige Kulturmacht sich damals ebensowenig wegleugnen ließ wie heute. Das Wort Herzog Georgs: „obs aus göttlichem oder menschlichem Rechte sei, so bleibt der Papst doch Papst," ist für seine Auffassung bezeichnend. So war es kein Wunder, daß er sich nach der Disputation von dem kühnen Neuerer lossagte und dadurch noch einmal den Einfluß der Klöster und eines Teiles der Universitätsangehörigen stärkte, die im Gegensatze zu der Leipziger Bürgerschaft und einzelnen Gelehrten Luthers entschiedne Gegner waren.

Man kann Herzog Georgs Verhalten in dieser bewegten Zeit verstehn, aber man darf sich auch nicht der Einsicht verschließen, daß es gleichsam das Vorspiel zu der Entfremdung zwischen Landesherrn und Volk auf religiösem Gebiete war, die seit dem Jahre 1697 als ein Unsegen auf dem Sachsenlande lastet. Denn die Geschichte der Reformation in Leipzig erscheint, um mit Wustmanns Worten zu schließen, „als eine ununterbrochne Kette von Kämpfen und Verfolgungen, die nicht eher ihr Ende fand, als bis Herzog Georg im Jahre 1539 starb."

J. K. H.

Im Lande des Kondors

Plaudereien aus Chile von Albert Daiber

(Fortsetzung)

3. Valparaiso

Die Spanier haben sich einer starken Übertreibung schuldig gemacht, als sie ihrer Niederlassung am Rande eines ungemein tiefen Wassers den hochtönenden Namen Valparaiso, d. h. „paradiesisches Tal" gaben. Nicht nur kann man hier beim besten Willen keine Spur eines ehemaligen Erdenparadieses mehr entdecken, sondern man ist auch nicht im geringsten berechtigt, von einem Tale zu sprechen. Hier, wo die Küstencordillera fast unvermittelt steil gegen das Meer zu abfällt, gibt es kein Tal, keine Täler. Und der schmale Küstensaum am Ufer, wie er früher aussah, oder wie er in den letzten Jahrzehnten durch Menschenhand wegen der Ausdehnung der Stadt erweitert worden ist, verdient erst recht nicht den Namen Valparaiso. In dem harten Tonboden, dem Verwitterungsprodukt alter kristallinischer Schiefer, führen von oben herab gegen das Ufer zu vielfach Quebradas, Spalten oder Risse. Aber auch diese Quebradas, die sich nach und nach in langen Zeiträumen durch die erodierende Kraft des fallenden Wassers entwickelt haben mögen, verdienen nicht als „Tal" bezeichnet zu werden. Die gewaltigen Winterregen, die fast jedes Jahr eine ungeheure

Wassermenge von der Küstencordillera herab dem Meere zuführen, arbeiten heute noch wie in frühern Zeiten leider nur allzu deutlich sichtbar an der Abtragung der Hügel und an der Erhöhung der Stadt. Als Damoklesschwert schwebt über Valparaiso die stete Gefahr winterlicher Überschwemmungen. Diesen richtig entgegenzuarbeiten durch Anpflanzung der kahlen Höhen, Anlegung von Reservoirs, Ablenkung der Wassermenge durch Kanäle u. dgl., dafür wird nichts getan. In naiver Weise erhöht man unten in der Stadt die Straßen, sodaß die Häuser eingesunken scheinen — und das Grundübel oben in der Höhe besteht weiter.

Es mag allerdings auf die Spanier Eindruck gemacht haben, als sie zum erstenmal in die Bucht einfuhren, an der sich heute die größte Handelsstadt der südamerikanischen Westküste erhebt. Damals hatte der Unverstand die subtropische, dem dürren Sommerboden angepaßte Vegetation noch nicht vernichtet, und die Küstencordillera mag in ihrem immergrünen Kleide mit den im Stamme so eigentümlich geformten chilenischen Palmen, den oft enorm großen Quiscokakteen, den Riesendisteln, Cardones (ananasartigen Bromeliaceen), dem Colihuerohr, einer Bambusart, der Espine, einer Akazienart mit gelben duftenden Blütentrauben, ein anziehendes Gemälde gegeben haben. Ich kann es mir auf Grund der noch hier und dort vorhandnen Reste alter Flora in der Nähe von Valparaiso wenigstens vorstellen, in Gedanken vorzaubern. Dazu vielleicht der wunderbar schöne, tiefblaue Himmel eines Sonntages, die klare, transparente Luft, in der Ferne die schneebedeckten Häupter der Hochcordillera mit der stolzen, einsam über die übrigen Schneeriesen emporragenden Eispyramide des Aconcagua — ein Anblick, so großartig, daß er auch auf das rohe Gemüt der alten spanischen Konquistadoren Eindruck machen mußte.

Als unser Schiff nach mehr als zwanzigstündiger Fahrt von Talcahuano her langsam in den Hafen von Valparaiso einfuhr, erinnerte mich das sich vor meinen Augen entrollende Landschaftsbild etwas an Genua. Der Hafen ist sehr belebt, und ein großer Teil der chilenischen Kriegsflotte lag augenblicklich dort. Die Flaggen senkten sich zum Gruße, als unser Schiff an den auffallend hübschen und saubern Kreuzern und Panzern der chilenischen Marine vorbei der Muelle fiscal zustrebte, einem aus Eisen konstruierten, durch eine Brücke mit dem Lande verbundnen Quai, an dem die Ladung der Schiffe gelöscht und in die am Ufer liegenden Zollhäuser (Aduana) geschafft wird. Einen Hafen aber kann man die gegen den Ozean zu völlig offne, durch keinerlei Vorkehrungen gegen die Tücken des Meeres geschützte Bucht von Valparaiso nicht nennen. Daß diese offne Reede, die im Winter bei starken Nordwinden die Schiffe der Selbsterhaltung wegen zwingt, die hohe See zu gewinnen, ein gefährlicher Aufenthaltsort sein muß, zeigte mir schon der erste Blick auf diese ganze Anlage. Was hätte deutscher oder englischer Fleiß aus einer solchen Lage geschaffen!

Sobald unser Schiff Anker geworfen hatte, stürzten sich die Bootsleute und die Hotelbediensteten wie Piraten auf das Deck, indem sie in allen Tonarten ihre Boote zur Überfahrt anboten und ihre Hotels anpriesen. Dabei benahmen sie sich so unglaublich frech und zudringlich, daß ich mich, förmlich angeekelt von ihrem Treiben, in das Rauchzimmer zu retten suchte. Aber auch

hier, ja nachher sogar bis in meine Kabine verfolgten mich die Quälgeister. So schloß ich denn meine kleine Kabine ab, begab mich wieder auf Deck und ertrug mit möglichstem Stoizismus diese Ankunftszene. Glücklicherweise holte mich später ein Herr, an den ich empfohlen worden war, von Bord ab, und ich war nun auf chilenischem Boden, den ich so bald nicht wieder verlassen sollte.

Gleich beim Aussteigesteg liegt die Eisenbahnstation Puerto, links davon ein stattliches Gebäude, die Gobernacion maritima, rechts die kleine Aduana für Passagiergepäck. An die Eigentümlichkeit des chilenischen Bahnverkehrs schon etwas gewöhnt, überschreite ich den Bahnkörper und stehe nun auf einem freien Platze, der Plaza Sotomayor, auf dem sich das Denkmal Arturo Prats, des chilenischen Seehelden im Kampfe gegen Peru, erhebt. Es ist pompös, zeigt aber einen bedenklichen Mangel an künstlerischem Geschmack. Alte Schiffskanonen auf ausgefressenen Holzlafetten flankieren das hohe, die Gebeine des Volksheroen einschließende Denkmal. Palmen und Blumen, aber hinter Schloß und Gitter, vervollständigen das Ganze. An die unglaublich schlecht gepflasterte Plaza stößt die Post, ein Gebäude von einer geradezu beschämenden Dürftigkeit, wenn man damit den bedeutenden Verkehr Valparaisos vergleicht. Den Hintergrund der Plaza schließt heute eine kleine Gartenanlage mit Springbrunnen ab. Viele Monate lang war dieser Platz, auf dem die frühere Intendantur der Provinz Valparaiso gestanden hatte, ein Schutthaufen. Das Justizgebäude, ohne architektonischen Wert, in der Front mit der Statue der Justitia, macht den Abschluß der Plaza gegen die Calle Arturo Prat hin. Pferdebahnen mit elendem Material, lebendem wie totem, fahren durch die liederlich gehaltnen Straßen. Augenblicklich baut eine Berliner Gesellschaft die Anlage für den elektrischen Tram. Der gute Zustand der Verkehrswege in Valparaiso und in Santiago, von dem frühere Reisende sprechen, gehört schon lange der Vergangenheit an. Abgesehen von dem holprigen, unebnen Pflaster, an das man sich nur mit schwerer Mühe gewöhnt, sind auch die bald engern, bald breitern Bürgersteige in der ganz willkürlich und unregelmäßig angelegten untern Stadt, Puerto wie Almendral, verwahrlost. Die Deckel der Abzugskanäle sind hier und dort in den Straßen abhanden gekommen, oder sie liegen zerbrochen neben dem offnen Loche. Nirgends gilt deshalb mehr wie hier die Mahnung, auf Füße und Boden zu achten, will man nicht einmal unversehens in einen solchen tiefen Straßenschacht stürzen. Dabei flutet in den Hauptstraßen und auf dem Hauptplatze, der Esmeralda, Condell, Plaza de la Victoria, Calle de la Victoria nach Sonnenuntergang ein elegantes Leben, besonders der Damenwelt, nur zu auffallend elegant, als daß man es in allen Fällen als echt annehmen könnte.

Einzelne Läden in den Straßen sind großstädtisch eingerichtet und glänzen förmlich in elektrischer oder Gasglühlichtbeleuchtung. Auf der Plaza de la Victoria stehn Statuen, zum Teil aus Gips und mit patinaähnlicher Farbe überzogen, sodaß sie aussehen, als wären es wirkliche Werke aus Erz. Dort spielt die Musik; dort flaniert die elegante Welt in beneidenswerter Lebensfreude. Die Plaza wird auf der einen Seite durch den Palacio Edwards flankiert, das Haus einer der reichsten, zwar ursprünglich aus England stammenden, aber in Valparaiso naturalisierten Familien. Es ist ein einfacher,

eleganter Bau, breit in der Front, nur mit einem Stockwerk über dem Erdgeschoß. Auf der andern Seite der Plaza steht das geschmacklose Gebäude des Gefängnisses, daneben das Viktoriatheater, äußerlich ebensowenig imponierend wie die sich jenseits der an Wasserkünsten reichen Plaza erhebende Kathedrale mit ihrem kleinen Turm und ihrem Wellblechdache. Weiche Luft, dunkelblauer Himmel, an dem die ersten Sterne funkeln, Musik, Lichterglanz, schwarzgekleidete, in ihren Manto gehüllte Frauengestalten mit dunkeln, keck blitzenden Augen, Lachen, Schwatzen, Fächerspiel, Koketterie, unendlich viel aufdringlicher Parfümduft der sorglosen, lebenslustigen, spazierengehenden Kinder Chiles, Männlein wie Weiblein — das Ganze ist mir ein so anziehendes und doch wieder so neues, so völlig fremdes Bild, so ganz anders, als ich es bisher gesehen habe, daß ich mir vorkomme, als sei ich auf einen andern Planeten versetzt.

Valparaiso, heute eine Stadt von mehr als 150000 Einwohnern, beherbergt zahlreiche Fremde. Die stärkste Fremdenkolonie dürfte wohl die deutsche sein, nach ihr kommt die englische. Alle handeltreibenden Nationen, bis auf die Chinesen, sind hier vertreten. Das deutsche Element kann man seiner Zahl nach nicht genau feststellen. Es gibt viele Chilenen deutscher Herkunft und deutschen Namens, die natürlich in den Konsulatsmatrikeln nicht angeführt sind. Auch viele Reichsangehörige lassen sich nicht darin aufnehmen. Ein Zwang zur Meldung liegt nicht vor; auch beansprucht die chilenische Regierung jedes im Lande geborne Kind, gleichviel, welcher Nationalität die Eltern angehören, als nationales Eigentum. Daraus müssen sich natürlich Mißstände ergeben, über die ich später noch eingehender berichten werde.

Während der untere, am Meeresufer liegende Stadtteil (Puerto, Almendral) hauptsächlich der Geschäftswelt dient, wohnt die Hauptmasse der Bevölkerung auf den steilen Hügeln, Cerros, aus denen sich hier die Küstencordillera zusammensetzt. Einzelne dieser Cerros könnte man als deutsche, englische, andre als gemischt fremdsprachige, wieder andre als rein chilenische bezeichnen. So wohnen Deutsche mit besondrer Vorliebe auf dem Cerro Alegre, Engländer mehr auf dem Cerro Concepcion. Die Engländer machen sich ziemlich breit und haben es sogar mit ihrem stark ausgeprägten Heimatgefühl verstanden, einzelnen Straßen und Wegen (Paseos) entweder ihren persönlichen Namen oder den der Königin Victoria aufzudrücken. So gibt es zum Beispiel einen Paseo Atkinson, Paseo Templeman, Calle Cummings, Cerro Reina Victoria usw. Auf diesem „englischen“ Cerro liegt auch die deutsche Kirche mit ihrem weithin sichtbaren schlanken Turm. In ihrer Nähe ist die deutsche Schule wie ein Schwalbennest an den steilen Hügel geklebt, und in Verbindung mit ihr das Deutsche Haus mit einem Festsaale, der als der größte und schönste seiner Art in Chile gilt. Aber er ist international. In ihm feiern die vornehmen Gesellschaftskreise Valparaisos, besonders auch die Engländer, ihre größern Feste. Basars und Konzerte werden in diesen Räumen abgehalten. Unter ihnen liegen nebeneinander mehrere Kegelbahnen. Ihr Erbauer hat seine Herkunft dadurch verewigt, daß er in Medaillonform die sieben Schwaben, wie sie eben mit dem Spieße gemeinsam auf die Hasenjagd ziehn, im Vorzimmer dieses gesundem Sport dienenden Lokals angebracht hat.

Auf die Cerros führen steile Straßen mit dem elendesten Pflaster, eine fürchterliche Qual für die armen Pferde, die mit ihren Lasten von rohen Rotos unter Geschrei und Peitschenschlag hinaufgetrieben werden. Für die Beförderung der Bewohner aber dienen sogenannte Ascensores, meist durch Dampf betriebne kleine Drahtseilbahnen mit Kästen, in denen der Passagier wie in einem Käfig auf und ab befördert wird. Die Ascensores, deren es eine ganze Menge gibt, so zum Beispiel auf den Cerros de la Artilleria, de la Cordillera, Alegre, Concepcion, Reina Victoria, Bellavista, Baron, rentieren sich sehr gut, ebenso die Trams; denn auch der ärmste Teufel von Chilene geht nicht gern zu Fuß.

So zeigt das äußere Leben Valparaisos mit seinen an die Berge staffelförmig übereinander gebauten luftigen, oft buntfarbigen alten Häusern, Häuschen und Ranchos, seinem Wirrwarr von unglaublich hohen Treppen, winkligen, engen Passagen (Pasajes), seinem wechselnden Ausblick auf die Stadt und auf das Meer, seinem ungehinderten Einblick in die Höfe der tiefer liegenden Häuser ein Bild so einzig in seiner Art, wie es sonst wohl nirgends auf der Welt zu sehen ist. Die ganze Stadt aber ist in ihrer Anlage durch planlose Bauerei vollkommen verpfuscht und wird deshalb auch nie richtig modernisiert werden können. Was hätte hier nicht alles geschaffen werden können, wären die Behörden von Anfang an verständig vorgegangen durch Ausfüllung der Quebradas und durch Anlegung von Ringstraßen. Trotzdem übertrifft Valparaiso in mancher Beziehung eine große Reihe deutscher Städte: so ist es zum Beispiel gut kanalisiert, natürlich nur da, wo Häuser nach europäischer Bauart stehn. Die Hütten, sogenannten Ranchos, vieler Chilenen, ja der Masse der Bevölkerung, spotten allerdings aller Beschreibung, denn die freie Natur ist hier das Depot für alle Abfallstoffe. Deshalb ist die gänzliche Trockenheit, die hier viele Monate des Jahres herrscht, die größte Gunst des Klimas, schützt aber leider nicht vor Infizierung der ganz oberflächlich in und auf den Boden gelegten Wasserleitungen, die ihr Wasser aus Lagunen, großen Sammelbecken in der Küstencordillera, ziehn. So kommt es, daß der typhus abdominalis in Valparaiso endemisch ist, und wenn man von einem erkrankten Menschen spricht, es bezeichnenderweise in den meisten Fällen heißt: Er hat natürlich den Typhus! Bei diesem Anlaß möchte ich gleich des deutschen Hospitals gedenken, einer alten Gründung human gesinnter Deutscher mit vorzüglicher, tadelloser Einrichtung und Leitung. Mitten in dem Grün subtropischer Pracht, bei dem in Valparaiso herrschenden empfindlichen Mangel an Gärten, gleichsam in einer Oase, erhebt sich der luftige Bau, der sich freilich heute bei den an ihn gestellten Anforderungen mehr und mehr als zu klein erweist trotz der stattlichen Zahl von Betten. Auch die Engländer haben ihr eignes Hospital, nicht weit vom deutschen entfernt; doch genießt es nicht dasselbe Ansehen.

Handel und Wandel in Valparaiso liegen fast ausschließlich in den Händen der „Gringos“; so lautet die liebenswürdige Bezeichnung des Chilenen für den Fremden. Sie soll von dem Worte Griego (Grieche) herstammen, womit in frühern Zeiten der Eingeborne den Fremden bezeichnete. Meines Erachtens aber enthält es außerdem eine nicht wiederzugebende Beschimpfung, das Zeichen eines gewissen latenten Fremdenhasses. Die jammervollen politischen Zustände

der Republik, voll Unsicherheit und Unbeständigkeit, die sich schamlos immer breiter machende Korruption, die dem Fremden sofort auf Schritt und Tritt im Lande auffallen muß, wirken natürlich lähmend auf den Verkehr, und — langsam, langsam geht Valparaiso, Chile rückwärts. An manchem Firmenschilde mit stolzem deutschem oder englischem Namen ging ich am ersten Tage nach meiner Ankunft vorbei — en liquidación las ich darauf. Und als ich deshalb im Klub Rücksprache nahm, hörte ich Berichte, die meine Vermutung über den geschäftlichen Rückgang nur bestätigten. Das alles stört aber die leichtlebigen Chilenen nicht. Die genießen froh und heiter den Augenblick. Was kümmert diese Glücklichen das „Mañana," das Morgen? Und doch, gewitterschwer ziehn sich die Wolken zusammen. In der Ferne zucken schon vereinzelte Blitze. Aber die Menge sieht nichts, will nichts sehen. Wie muß sich dieses Land in den letzten zwanzig Jahren verändert haben! Trüben Gedanken hänge ich nach, da ich mir auf Grund früherer Mitteilungen besseres von dem Lande des Kondors versprochen, als ich bisher gesehen hatte. Aber ein gutes Gabelfrühstück (Almuerzo) in einer deutschen Familie stimmte auch mich wieder hoffnungsfreudiger. Oder ist es vielleicht die Wirkung der chilenischen Sonne oder des seit Mittag wehenden Südwindes, der kleine Sorgen verscheucht? Quien sabe! Vom Südwind, diesem reinigenden Luftstrom, dem Attribut des chilenischen Sommers, möchte ich nicht sagen: O lieber Südwind, blas noch mehr! Im Gegenteil; der bläst hier oft tagelang nur viel zu viel, viel zu heftig. Vor dem überall eindringenden, in der Luft herumwirbelnden feinen Sand, der Augen, Nase, Ohren, die Haut belästigt, gibt es kein Entrinnen. Heulend, pfeifend fährt er über die Stadt, die sich förmlich im Sonnenlichte badet, mit dem sattblauen Himmel über sich und dem glitzernden, funkelnden, ewig wogenden Ozean zur Seite. Trotz allen Schäden eben doch schön! Ein Bild, das ich, obgleich ich es viele Monate lang täglich vor Augen hatte, immer wieder bewunderte.

Im gewöhnlichen Geschäftsverkehr von Valparaiso liegt ein schöner Zug des Vertrauens gegenüber dem — Fremden! Ohne weiteres erhält er als solcher Kredit. Er bezieht für sich oder seine Familie, was er zum Leben braucht, auf Buch, und keinem bessern Geschäft fiele es ein, keinen weitgehenden Kredit gewähren zu wollen. Alle Monate wird abgerechnet, und der Anständige bezahlt sofort. Ebenso ist es mit dem Mieten der Häuser. Die Mietpreise sind nach europäischen Begriffen in Valparaiso hoch, und es ist sehr schwer, ja fast unmöglich, für kleinere Familien in der Stadt oder auf den guten Cerros unter hundert Pesos monatlich etwas passendes zu erhalten. Meist bewegen sich die Mieten monatlich zwischen hundertfünfzig und zweihundert Pesos für Häuser in guter Lage. Ja es kommt sogar vor, daß ganze Familien monatelang in einem Hotel oder in einer Familienpension leben müssen, ehe es ihnen gelingt, endlich ein halbwegs ordentliches, saubres Haus mit einem gewissen Komfort zu finden. Ich selbst kann von dieser Schwierigkeit ein Lied singen. Tag für Tag während drei voller Monate suchte ich und war fast in Verzweiflung, bis ich endlich wußte, wo meine Familie und ich ihr Haupt hinlegen würden. Es wird in Valparaiso genug gebaut, genug gewechselt und herumgezogen, aber der Fremde kann und will eben nicht überall wohnen. Auf

den Cerro Baron zum Beispiel zieht ein besserer Fremder wohl schwerlich. Dort allerdings sind Häuschen billigst zu haben; aber der Ruf dieses mit Eingebornen dicht bevölkerten Hügels ist so, daß er auch den Mutigsten abhalten wird, seine Familie den vielen Gefahren eines solchen Wohnorts auszusetzen. Dasselbe gilt auch für andre Cerros. Überhaupt sind die Sicherheitsverhältnisse der Stadt Valparaiso höchst ungünstig. Tausende ihrer Bewohner leben tatsächlich von Raub und Diebstahl. Auch die Häuser in den besser bewachten und leichter zugänglichen Quartieren müssen, besonders bei Nacht, festungsartig geschlossen werden. Daß die Diebe Leitern mitbringen, mit deren Hilfe sie in die obern Stockwerke der Häuser einsteigen, wenn ihnen das Aufbrechen der Türen nicht gelingt, kommt so oft vor, daß man sich darüber gar nicht mehr aufhält. Ja man gewöhnt sich im Laufe der Zeit an die nun einmal zu den täglichen Erscheinungen gehörenden Berichte über Diebstahl, Einbruch, Beraubung ebenso wie an die unverhältnismäßig große Zahl von Brandfällen, es hat ja der Mensch glücklicherweise ein sehr großes Anpassungsvermögen. „Was nach neun Uhr Abends in Valparaiso brennt, ist absichtlich angezündet worden," erklärte mir gleich anfangs ein befreundeter Herr. Für die Mehrzahl der Feuersbrünste, deren Häufigkeit mich in der ersten Zeit meines Aufenthalts geradezu erschreckte, stimmt dieser Ausspruch sicherlich. Aber viel Brandunglück entsteht auch durch die unglaubliche Liederlichkeit, mit der das Volk dort im allgemeinen mit Feuer und Licht umgeht. In dieser Richtung gibt es in Chile eine merkwürdige Gesetzesbestimmung. Bricht in einem Hause Feuer aus, so wird der augenblickliche Hausinhaber, der Mieter und oft auch die Mieterin, zunächst ins Gefängnis abgeführt, dort ohne jede Rücksicht auf soziale Stellung mit Verbrechergesindel zusammengesteckt und so lange zurückgehalten, bis es dem Juez del crimen, dem Untersuchungsrichter, gefällig ist, die Sache zu prüfen und die Verhafteten freizugeben. Auf die Willkürakte, die sich dadurch bei der korrumpierten Justiz abspielen, werde ich später noch zu sprechen kommen. Brennt es in Valparaiso, so ist dies ein freudiges Ereignis für den lieben Plebs, der in Masse, wie aus dem Boden gewachsen, plötzlich am Brandorte erscheint. Die gute Gelegenheit, im großen stehlen zu können, läßt sich der Pöbel hier nie entgehn. Etwas gutes kommt aber bei der drakonischen Maßregel der polizeilichen Abführung doch heraus: die Brandstiftungen sind etwas zurückgegangen, doch sind sie immerhin noch zahlreich genug. Die vielen Versicherungsgesellschaften in Valparaiso können sich auch nur durch abnorm hohe Prämiensätze halten.

Gleichwie eine Feuersbrunst gewissermaßen ein allgemeines öffentliches Schauspiel und Vergnügen für die Bevölkerung ist, so wird auch das Feuerlöschwesen als eine Art von Sport betrieben. Eine städtische oder staatlich organisierte Feuerwehr gibt es weder in Valparaiso noch in Santiago. Es sind freiwillige Vereinigungen, Compañias de Bomberos, die, numeriert und teilweise sehr phantastisch uniformiert, die sogenannte Feuerwehr bilden. Außer einigen chilenischen Compañias de Bomberos gibt es nach den verschiednen dort ansässigen Fremdenkolonien eine deutsche, eine englische, eine französische und eine italienische Gesellschaft, also schon äußerlich, in der Uniform, buntfarbig,

international. Bombero zu sein, einem solchen Klub als aktives Mitglied anzugehören, wird von den jungen Leuten vielfach als Ehrensache angesehen. Die verschiednen Versammlungslokale der Bomberos dienen nebenbei auch zu allerlei festlichen Anlässen, und an Gelegenheiten, bald dies bald jenes zu feiern, fehlt es in Chile so wenig wie in Europa. Das Material der Bomberos, mit ihren Dampfspritzen, ist wirklich schön und wertvoll und verrät die reiche Unterstützung, die ihnen direkt wie indirekt von wohlhabenden Mitgliedern oder sonstigen Gönnern zugewandt wird. Von Zeit zu Zeit veranstalten die vereinigten Bomberos, jede Kompagnie mit ihrer Flagge oder Standarte in den heimatlichen Farben und Wappen versehen, eine öffentliche Schaustellung. Da wird mit Musik durch die Straßen der untern Stadt marschiert, hinter den Mannschaften die Leiterwagen, Dampfspritzen, Schlauchwagen und dergleichen. Zum Schluß findet dann auf der Plaza Sotomayor unter Errichtung von Leiterpyramiden ein gewaltiges Konkurrenzspritzen statt. Die Bomba, die ihren Wasserstrahl am höchsten senkrecht in die Höhe treiben kann, ist die Siegerin des Tages und wird festlich gefeiert. Stirbt ein Bombero, so wird er Abends bei Fackelschein und Musik und unter Entfaltung theatralischen Pompes zu Grabe geleitet. Der ganze Verkehr stockt während dieser Zeit, und halb Valparaiso ist auf den Füßen, um den Leichenzug des Helden, von dessen hervorragenden Tugenden es vorher keine Ahnung gehabt hat, mit anzusehen; dabei wird geschwatzt, gelacht und kokettiert. Das gehört hier nun einmal zusammen.

Was die Wirksamkeit dieser Art von Feuerwehr anlangt, so habe ich auf Grund vielfacher Beobachtung den Eindruck gewonnen, daß sie in den meisten Fällen illusorisch ist, ja manchmal in ihrer tollen, drauflosstürmenden Weise mehr Schaden als Nutzen stiftet. Brennt es, so wird zunächst ein Höllenspektakel gemacht; die Feuerglocken der Bomberos an allen Ecken und Enden läuten, die ganze Stadt wird in Bewegung und oft in recht unnütze Aufregung versetzt. Bei der leichten Bauart der Häuser brennen diese meist rasch und vollständig ab; wenn nicht, dann ist der durch die sündflutartig strömenden Wassermengen der Bombas angerichtete Schaden oft so groß, daß das verzehrende Feuer in seiner Wirkung weniger schlimm gehaust haben würde. Gewiß kann durch rechtzeitiges Eingreifen der Bomberos drohender Feuerausbruch im Keime erstickt oder ein Brand auf seinen Herd beschränkt werden; brennt es aber einmal, dann liegt es mehr im Interesse der Versicherten, durch den Brand alles zu verlieren und dann mit den Versicherungsgesellschaften glatte Abrechnung zu haben, als durch die Lösch- und Rettungsarbeiten in unangenehme materielle Verwicklungen zu kommen.

Die Hauptaufgabe bei einem Brande in Valparaiso ist, sein eignes Leben zu retten. Dazu gehört vor allem, daß das Haus einen guten Ausgang hat, und der Rettungsweg nicht versperrt ist, wie dies leider sehr leicht in engen Passagen oder an den steilen Treppen mancher Cerros vorkommen kann. Eine ernstliche Warnung in der Wahl der Lage seines Hauses für jeden Fremden!

Die deutsche Gesellschaft in Valparaiso ist sehr gemischt. Der Schein geht über das Sein, und der äußere Besitz macht in der Wertschätzung des lieben Nächsten allzu viel aus. Die Jagd nach dem Peso hat bedauerlicherweise bei

der Mehrzahl unsrer Landsleute in Chile den Sinn für das Ideale bedenklich verringert. Darum ist das Leben dort im allgemeinen stumpfsinnig, geistig wahrhaft arm trotz vielen, die mit ihrer etwas dürftigen akademischen Bildung prunken. Besonders auffallend tritt die bloße Äußerlichkeit der Bildung bei vielen deutschen Frauen zutage. Es herrscht die Meinung, mit einem gewissen gesellschaftlichen Schliff und mit kostspieliger Toilette die innere Hohlheit verdecken zu können. Das Prunken und Protzen mit der Toilette, woher sie bezogen worden sei, und was sie gekostet habe, liefert neben dem üblichen Klatsch den Hauptunterhaltungsstoff in der Kolonie. Wegen des Klatsches ist die deutsche Kolonie von Valparaiso berüchtigt. Das erfuhr ich schon unterwegs, bevor ich nur den Boden der Stadt betreten hatte, und nur allzu bald fand ich die mir gemachten Mitteilungen bestätigt. Doch habe ich auch rühmliche Ausnahmen gefunden, Familien, in denen wirkliche Bildung zuhause war, Damen, die mir als züchtig waltende Hausfrauen in des Wortes schönster Bedeutung erschienen.

(Fortsetzung folgt)

Geschichte einer Sammlung

Ich dachte immer, ich würde Ihnen einmal Aufzeichnungen von meinem Vater schicken können über seine Sammlung. Es schien so nahe zu liegen, daß er diese Geschichten, die mit seinem Leben ganz zusammengewachsen waren, für uns aufschriebe; er erzählte so schön, mit wägender, kostender Bedächtigkeit, als handle es sich um Gold, das gewogen würde — ein Gran mehr oder weniger ist da nichts gleichgiltiges. Wenn er auf eine sarkastische Spitze hinauswollte, habe ich sehr oft auch an Florettfechter gedacht — diese leichteste Waffe —, es sieht aus wie Spiel und ſ–ſ–ſ–ſ sitzt der feine Stahl im Eingeweide.

Wir Kinder kannten seine Geschichten zu einem guten Teil. Er erzählte sie nicht für uns. Aber wir saßen mit bei Tisch, auch wenn Gäste da waren, und wenn eine anhob, freuten wir uns schon, wie bei einem Bilderbuch, das man liebt. Während man umblättert, ist man schon in Erwartung auf die nächste Seite, die man doch kennt.

* * *

Sie erwähnten damals in München auch nur ganz selten der Umstände, unter denen Ihres Mannes Sammlung in Damaskus zugrunde gegangen ist.

Es war Ihnen wohl nach allen den langen Jahren immer noch eine schwere Sache. Aber mir, weil ich sehr jung war und im abenteuerlustigsten Alter stand, schien es eine schöne Geschichte, wie Sie aus dem brennenden Christenviertel geflohen sind, das Kind immer an der Brust, damit sein Schreien Sie nicht verriete, und wie der Scheik, der mit Ihrem Mann befreundet war, Sie bis zu einem Besitztum vor der Stadt geführt hatte, wohin viele europäische Frauen geflüchtet waren. Mich freute auch der Gegensatz zwischen Ihnen und der italienischen Konsulin, die weinte und sich die Haare zerraufte, während Sie sich ganz still auf die Fliesen im Vestibül legten, das Kind neben sich, und vor Erschöpfung schliefen, und wie nachher, ohne daß Sie geschrieen und geheult hätten wie die Italienerin, diese Nacht einen breiten weißen Streifen in Ihrem Haar zurückgelassen hatte.

Der Sultan hätte Schadenersatz geleistet für das, was vernichtet war. Aber die seltnen Waffen und die alten Geräte, die ganze Sammlung, die war ja nicht ersetzbar, sagten Sie — dies war es, was mich wunderte. Ich war als Kind eines Sammlers aufgewachsen, und das schien mir deswegen allgemein und wenig verwunderlich, so von Dingen umgeben zu sein, die ihre eigne Geschichte hatten.

Ich weiß aber, daß ich von Ihrer Bemerkung aus anfing, darüber nachzudenken, und daß ich anfing, zu wünschen, mein Vater möchte aufschreiben, wie er zu den Sachen gekommen sei, die uns umgaben. Leider hat er es nicht getan, und nun, wo er gestorben ist, versuche ich aus dem, was ich ihn habe erzählen hören, aus den Erinnerungen meiner Mutter und aus dem, was mir selber von der Kindheit her im Gedächtnis geblieben ist, etwas von dem zusammenzusetzen, was nicht nur vollständiger wäre, sondern sich auch besser anhören ließe, wenn er es selber geschrieben hätte.

Mein Vater war kein Sammler, als er nach Rom ging, und wollte auch keiner werden. Im Gegenteil! Man hatte ihm viele gute Lehren mitgegeben, und darunter war die am eindringlichsten gewesen, daß er sich vor dem Sammeln hüten solle, und die wirkte noch, als mein Vater schon längst die Höhlen der Antiquare kennen gelernt hatte.

Die Warner hatten ja Recht. Der Boden dort verleitet ungeheuer zum Sammeln.

Wenn in eine beliebige Gartenmauer unter Blöcken und Feldsteinen ein feines kleines Marmorkapitälchen mit eingemauert ist, dem man die frühe vorkorinthische Herkunft an der Form ansieht, ein feines kleines Kunstwerk an einer Stelle, wo jeder rohe Stein vom Wege denselben Dienst getan hätte, dann braucht man wirklich einen ganzen Haufen kalter Vernunft, sich davon abzuhalten, daß man es herausbröckelt und mitnimmt. Und mein Vater hat sich auch jahrelang mit allen bürgerlichen Gründen gewehrt, wenn er Bilder zum Verkauf kommen sah, deren Wert er kannte, manchmal auch nur ahnte. Er sagte sich: das Format ist zu groß, oder: der Gegenstand paßt nicht für ein einfaches deutsches Haus, oder: der Transport wird seinerzeit Beschwerde machen, oder: seine Familie könnte nicht davon essen, wenn er das Geld für Bilder ausgebe. So hielt er sich zurück.

Und die Warner hatten darin auch Recht: wenn man einmal angefangen hat, muß es schwer sein, wieder aufzuhören. Gewohnheitssammler ist mein Vater trotzdem nicht geworden. Sonst hätte er, als er nach Deutschland zurückgekommen war, doch vielleicht Briefmarken oder Eisenbahnbillette gesammelt.

Sie lachen gewiß, aber ich glaube, die Leute, die so sammeln, wollen auch nur einen Anknüpfungspunkt haben, um ihre Phantasie auf Reisen zu schicken. Ich habe zum Beispiel den alten Lederkoffer, der bei Ihnen in der Barerstraße in der finstern Kammer lag, die Sie die Schatzkammer nannten, zärtlich geliebt. Am liebsten hätte ich ihn mir von Ihnen erbettelt. Ich wußte, daß er mit Ihnen die Seereise gemacht hatte. Vielleicht war er schon von Wien aus mitgekommen, als Sie mit Ihrem Manne nach Kleinasien gingen, und hatte im Gewölbe das Feuer überdauert. Und dann, wie Sie aus Damaskus wegritten und über das Gebirge kamen und das Meer liegen sahen — Sie sagten, es wäre Ihnen gewesen, wie wenn Sie aus einem Gefängnis kämen nach den Jahren in Damaskus. Da war der Koffer dabei. Und nachher in Beirut, dessen Nennung mich berührt wie der Name eines Freundes, weil Sie sagten, sie hätten das geistige Leben dort so stark gefunden, nicht auf ein paar Berufsarten beschränkt, die dafür verpflichtet sind, sondern durchgehend so stark, daß Sie später, als Sie wieder in der Heimat waren, sich gefragt hätten, ob Sie da in eine Gesellschaft von Trotteln gekommen wären. Der Koffer mit seiner verschabten Haut sah nach vielen Erlebnissen aus zu Wasser und zu Lande.

So etwas, denke ich, wollen die haben, die Fahrkarten sammeln. Ich denke mir, sie wollen Luft von den Bergen und Luft von dem Meer, die Laute aus un-

bekannten Gegenden, die ganze herzklopfende, erwartungsfrohe Reisestimmung an sich ziehn und damit fremde Lebenslinien die eignen kreuzen lassen.

* * *

Wenn man ein Kunstwerk vor sich hat, dann ist das freilich riesenstark, dies, daß man ein neues Leben in das eigne einführt. Die beste Definition dessen, was die Kunst wirkt, habe ich einmal bei einem Modernen getroffen. Der sagt: schöpferisch sein, das wäre die letzte Sehnsucht für Menschen, und indem man sich einem Kunstwerke hingebe, erschaffe man wieder, was da als eine Schöpfung vor einem stehe, und in dieser Tat läge das Beglückende und das Befreiende der Kunstwerke.

* * *

Sie meinen, das könnte nicht die Bedeutung des Kunstwerkes sein, denn die Erhebung des Nachschaffens könnte man ja jeden Augenblick haben, wenn man sich über einen Baum oder einen Menschen oder ein Tier freue?

Ja, ich glaube auch, daß es den Künstlern so geht, und daß sie darum so stark genießen können, weil das Entzücken über etwas Geschaffnes so stark ist, daß es sie neben den Schöpfer stellt, der dieses Menschenbild oder diese Blume oder auch nur einen Kieselstein so schön gemacht hat. Und dann gibt das Kunstwerk die Schöpferfreude weiter. Durch eine menschliche Auffassung aus dem Meer des Geschaffnen herausgehoben, steht es da vor den Menschen wie ein Schlüssel dafür, wieviele Wunder man in der Schöpfung sehen kann.

Mein Vater hat viel später einmal ein kleines Bildchen erworben. Es wurde ihm bei Nacht zugetragen. Der, der es anbot, scheute sich wohl, daß er es weggab. Mein Vater sagte damals zu meiner Mutter: Das ist nicht weit von Raffael entstanden, und kaufte es auf der Stelle, und dann später, als der Senatore Morelli es sah — Herr von Keudell, der damalige deutsche Botschafter, schickte ihn als die anerkannte Autorität in Italien, damit er die Bilder, die mein Vater aufgefunden hatte, beurteilen sollte —, da begrüßte er es ganz laut und lebendig: è lui, è proprio lui! („Das ist er, das ist er wahrhaftig!"), wie ein Freund, der den andern wieder sieht und ihm an den Hals fallen möchte. So ist künstlerisches Empfinden, und so ein zärtliches Wiedererkennen von einem Stück des eignen Lebens — das ist es, wodurch ein Kunstwerk glücklich macht.

Dies war aber viel später, als mein Vater schon im Begriff war, Rom zu verlassen. Einstweilen gab er sich noch mit hundert Bedenken ab, und wenn man sagt, daß Reichtum Sorgen mache, so ist das mit Bildern auch der Fall. Denken Sie nur, wo sollte man sie lassen? In dem alten Palazzo Caffarelli mit den riesenhohen Zimmern, da konnten Bilder hängen die Wände auf und ab. Aber nachher in einem deutschen Landpfarrhaus?

Da war ein Bild, wir nannten es den großen David, das hing in Rom mit Bequemlichkeit über dem Planino. Später, in einem deutschen Zimmer, reichte es von der Decke bis zur Erde. Daß es die Treppe hinaufgegangen wäre, davon war überhaupt keine Rede. Dort unten also in dem größten Zimmer zu ebner Erde wurden schmiedeeiserne Haken in die Wand gelassen, und der große David ging auf Angeln wie ein richtiges Tor. Hinter ihm war ein Fenster, denn wählerisch hatte er mit dem Platz nicht sein dürfen, und wenn das Fenster aufgemacht werden sollte, mußte er aus dem Wege gehn. Er tat es — allerdings mit demselben Ausdruck von Gelassenheit, mit dem er viele Menschenalter lang schon auf das schwarze Goliathhaupt heruntergesehen hatte, das zu seinen Füßen liegt. Daß meine Brüder kein einzigesmal durch die Leinwand durchgesprungen sind, ist reine Glückssache.

Einem andern Bild ist es schlechter gegangen. Das war eine uralte Holztafel, dick und furchtbar schwer — wir verachteten sie ziemlich, wir konnten die Madonna mit den starren Augen nicht leiden. Sie saß überlebensgroß auf

Goldgrund, ganz steif und mit einem winzigen Bambino auf dem Arm. Ihre beiden Heiligenscheine waren mit kleinen Kerbmustern in den großen Goldhintergrund hineingetrieben. Von unten her fing die Farbe an abzublättern. Zwischen den Mustern des blauen Mantels und dem Goldgrund kam die eichne Holzplatte durch. Diese Madonna mußte in der Scheune wohnen bleiben: „denn es war sonst kein Raum in der Herberge," sie war auch zu groß und zu schwer und mußte andern den Vortritt lassen. Aber nach einigen Jahren, die sie dort unten in Gesellschaft von Kisten, Schubkarren, Spaten und Harken zugebracht hatte, über denen ihre starren Augen unbeweglich walteten, fand sich, daß sie und das Bambino selbständig den Platz geräumt hatten. Es war auch kein Farbensplitterchen mehr auf dem Holz. Was mit der nackten Tafel dann geworden ist, das weiß ich nicht. Wir hatten jahrelang einen Gartenjungen, der sich durch besondre Eingebungen auszeichnete und eines Tags einen Armsessel zu Brennholz zerschlug, weil er vorläufig einen Unterstand im Stallgebäude genommen hatte. Ich denke mir, daß dieser Junge auch die antike Holzplatte versorgt haben wird; ich habe aber später oft gedacht, daß ich die verstoßne Madonna vielleicht hätte bekommen können, wenn ich mich darum beworben hätte, während die übrigen Bilder begreiflicherweise von meinen Eltern nicht aus der Hand gegeben wurden, und was für eine wunderschöne Ecke im Atelier würde mir die starre Riesenäugige mit ihrem Blau und Gold und dem winzigen Bambino gemacht haben! Das gehört zu den versäumten Dingen, gerade wie das mit dem alten Koffer, den ich im stillen liebte, und den ich mich doch nicht getraute, mir auszubitten; nun ist er lange abgetan, und wer weiß, in was für gleichgiltigen Händen umgekommen.

* * *

Sie hätten die Madonna mit den starren Augen auch haben mögen? O, da waren noch andre Gespenster, zum Beispiel ein alter Papst, den wir Kinder den Hexerich nannten. Er war im Profil genommen, unmalerisch behandelt, aber ganz schlagend in der Zeichnung, ein scharfes, böses Gesicht. Die Stola, die er trug, war mit gläsernen Edelsteinen ausgelegt. Einige fehlten, man sah nur ihre Stelle, da konnte man sich vorstellen, daß es echte gewesen wären, und er wäre ihrer beraubt worden. Irgend jemand behauptete einmal, er hätte den „bösen Blick"; damit gewann der Hexerich noch an Unheimlichkeit und an Reiz. Wo er geendet hat, weiß ich nicht. Nach Deutschland ist er noch mitgekommen, vielleicht hat ihn mein Vater verschenkt. Es machte ihm Vergnügen, sich vorzustellen, was einer oder der andre von seinen ehrwürdigen Freunden dazu sagen würde, wenn er ihm den Hexerich zum Geschenk machte. Möglicherweise hat er es wirklich einmal getan. . . .

Diese Kuriositäten stellten sich erst später ein, als mein Vater den Widerstand aufgegeben hatte und gelegentlich um einer Sache willen, deren Kostbarkeit er vermutete, und die er an sich bringen wollte, zwei oder drei andre mit in den Kauf nahm. Jahrelang bewahrte er die Zurückhaltung eines, der sich dem Vergnügen der Jagd nicht hingeben will und höchstens einmal vom Fenster aus einen Spatzen schießt.

Die erste schüchterne Beute dieser Art machte er unter der Flagge eines Geburtstagsgeschenks für meine Mutter. Es war ein kleines Bild, ein bekränzter Mädchenkopf, dessen ganz ernsthafte Technik aber durch den Rahmen schimpfiert wurde, der blitzblank vergoldet war und außerdem in den Ecken goldne Zwickel hatte, sodaß der Kopf wie aus einem engen, ovalen Kajütenfenster herausgucken sollte. Der starke Augenaufschlag wirkte denn in dieser Lage auch mehr beängstigend als erfreulich auf mich, solange ich ein Kind war.

Das andremal kaufte er auf einer Auktion eine Kopie. Sie war nach dem bekannten, Raffael zugeschriebnen Porträt des Cesare Borgia in der Galerie Borghese. Das waren die ersten zaghaften Versuche. Aber inzwischen hatte mein Vater gute Sachen, die damals zugänglich waren, um ein geringes weggehn sehen. Die Be-

denken waren trotzdem sieghaft geblieben, aber der Wendepunkt kam, und zwar mit der Reue.

Mein Vater sah auf einer Auktion ein Bild, das sich ihm einprägte, das Doppelbildnis eines Mannes und einer Frau, die mit übereinandergelegten Händen hintereinander herschreiten. Es war in der strengen Art der vorraffaelischen Zeit gemalt. Ich kann mir denken, wie schön es gewesen sein muß, so ein originelles Motiv, und dann mit der Innerlichkeit dieser frühen Zeit und mit ihren ringenden Ausdrucksmitteln dargestellt! Man möchte gehn und danach suchen. Meinem Vater ging es auch so. Auf der Auktion ließ er es vorübergehn. Vielleicht war er froh, daß er widerstanden hatte. Aber später ging er zu dem Antiquar, der es gekauft hatte, und wollte es wiedersehen, da war es aber auch schon wieder weg, schon weiter verkauft, und erst viele Jahre später hat es mein Vater in einem der großen deutschen Museen wiedergefunden. Danach hat er nicht so leicht etwas, was ihm erreichbar war, an eine Galerie gehn lassen, und wenn ihm auch später noch manchmal eine Beute entging, war es, weil sie hatte „reif" werden sollen, wie er es nannte, und bei der Gelegenheit auf einen andern Erntewagen fiel als den seinen.

* * *

Bald nach dieser Geschichte wurde eine Privatsammlung verkauft.

Der Besitzer war ein römischer Bürger gewesen. Er hatte sich in der Via di San Giovanni in Laterano ein großes Stockwerk gemietet und dort an den Wänden Bild an Bild hängen gehabt. Dort ging er zwischen seinen Schätzen spazieren und schwelgte. Aber seine Familie in der Stadt wurde knapp gehalten, und seine Söhne konnten nicht die Ausbildung bekommen, die sie sich wünschten, weil kein Geld dazu da war. Nach des Alten Tode rächten sie sich an seinen Götzen und machten Markt damit. Sie selber verstanden nichts von der Kunst, sie hatten ja auch wenig Anlaß gehabt, sie lieben zu lernen. So wurde bei der Versteigerung ein Bild mit Gelächter auf die Staffelei gehoben: un cosi detto da Correggio! ein sogenannter Correggio! Das kaufte mein Vater. Später fanden die Söhne unter den Papieren ihres Vaters eine Kopie nach dem Bild in Aquarell und Dokumente von verschiednen Ausstellungen, in denen er als echter Correggio anerkannt und prämiiert worden war; da hätten sie es gern zurückgehabt, wenn das gegangen wäre.

Es ist die Madonna mit dem Kind, das sich in ihrem Arm nach dem heiligen Antonius zurückwendet und den Eber, den er bei sich hat, mit einem Glöckchen necken will. Sie sitzen in einem grünen Zelt, und hinter den Tüchern ist ein kleines Stückchen feine, ganz ferne Landschaft zu sehen. Meine Mutter konnte es sehr schön wiedergeben, wie ein jetzt verstorbner Maler, der ein feiner Kunstkenner war, herumging und meines Vaters Bilder nach ihren Meistern schätzte, und wie er vor diesem Bild einen Schritt zurückgetreten wäre und sich zu meinen Eltern zurückgewandt hätte und in seinem Bayrisch halblaut gesagt hätte: „Den Namen traut mer sich gar nit ausz'schpreche, er ischt z'groß." Nach einer Weile hätte er gelacht und dann gesagt: „Seine Fehler sind auch mit drauf. Ein Ohr so verzeichnen wie das, das tut doch keiner als Correggio."

Es scheint, daß die Erben Brizzi in der Via San Giovanni in Laterano nach der Erfahrung mit dem Correggio weniger hastig vorgegangen sind, wenigstens dauerte der Verkauf dort lange.

Da war ein Bild, dem Domenichino zugeschrieben; dafür gewann mein Vater eine Zärtlichkeit; es heißt die „Musica," und um den Namen zu rechtfertigen, wird in der Luft über ihren Schultern eine Notenrolle geschwungen von einem der pausbackigen Putten, mit denen in der italienischen Kunst gewirtschaftet wird wie bei uns mit Äpfeln, die man scheffelweise kauft. Aber wahrscheinlich hielten sich die Maler damit ziemlich treu an den Wirklichkeitseindruck. Noch heutigentags, das heißt vor ein paar Jahren, als ich nach langer Abwesenheit wieder in Italien

war, und wir uns in einem Nest an der ligurischen Küste aufhielten, wo sich alles Lebendige zum Ufer hin sammelte, hatte ich den Eindruck, daß ich in meinem Leben noch nie so viele und so schöne Kinder gesehen hätte.

Die „Musica" ist eine wundervoll gezeichnete Frauensperson, eine der glücklichsten Darstellungen der spätern Bologneser Zeit. Sie kennen ja die nachraffaelische Routine, besonders die der Bologneser, die die Technik schlechtweg beherrschen, und denen eigentlich keine Leinwand mehr groß genug ist, sie mit Menschenarmen und Menschenbeinen voll zu malen. Daß Domenichino noch nicht diesen Sprung ins inhaltlose Farbenturnier getan hatte, davon sprechen ja die Fresken und so ein Bild wie die Kommunion des heiligen Hieronymus im Vatikan oder die Jagd der Diana in der Villa Borghese. Aber ein andres, das Sie nicht kennen, ein wunderschönes Bild, von dem erzähle ich Ihnen später einmal. Es stellt die Ermordung des Sissera durch Jael dar, und damals war es noch im Besitz eines alten Geschlechts in den Marken.

Daß die Bologneser dann so schnell herunterkamen? Ich denke mir, sie berauschten sich in der nachraffaelischen Zeit immer mehr an der neuen Sache, daß auf Leinwand gemalt wurde. Es war doch noch nicht lange her, daß größere Sachen auf das Fresko an der beworfnen Wand angewiesen waren, und die Staffeleibilder auf Holzplatten, die ihrer Natur nach im Raum beschränkt sind. Nun aber konnte die Bildfläche vom Webstuhl abgeschnitten, zusammengesetzt, vergrößert, zusammengerollt und wieder ausgespannt werden. Man brauchte gar keine Sitze der Vornehmen oder Kirchen mehr. Bilder wollten alle Leute gern haben, das Publikum stand der Arbeit der Maler nicht fern wie heute, wo man denkt, daß die Künstler für eine Marotte hungern, die niemand interessiert als sie selber.

Und nachdem ein Jahrhundert noch in schwindender Zurückhaltung der Neuerung gegenüber zugebracht war, wuchsen sie mehr und mehr ins Kraut. Sie verwechselten die möglichst geschwinde Bewältigung von Flächen mit dem liebevoll und leidenschaftlich gehegten Wachstum von Kunstwerken. Aber Domenichino hat noch eine Hand in der Erbschaft der Großen vor ihm und kann wunderschöne Dinge da herausheben. Daß die Musica ihm zugeschrieben wurde, stützte sich außerdem noch darauf, daß unter Domenichinos Fresken in der Kuppel von San Andrea della valle die Figur der Fortezza eine Schwester von ihr zu sein schien, ähnlich in Fülle und Kraft und der freien Bewegung des emporgerichteten Kopfes.

Die Musica sitzt, die Hand mit der Feder auf einem Blatt Papier, den Kopf und die Augen nach aufwärts gewandt, und nun ist es bewunderungswürdig, mit welcher zärtlichen Freude diese Übergänge gemalt sind, vom Nacken zur Brust und zur Schulter und diese Kehle! Bei aller Üppigkeit die feinste Durchbildung, nichts verschwommnes, sondern die zarteste Linienführung. Der Kopf mit der starken Untersicht, was für eine verwegne Sache, da er von vorn gesehen ist, und man in Nase und Mund hineinsehen muß. Aber das ist alles ohne Verlegenheit und so sicher durchgeführt, daß der Eindruck unbekümmerter Schönheit dabei herauskommt. Der Mund, in den man hineinsieht, ist leicht geöffnet, als wenn er etwas nachformen wollte, was ihm von oben zugerufen wird. Und dadurch, daß der Kopf zurückgewandt ist, erscheint der Lorbeerkranz, den die Frau trägt, als dunkle Silhouette, von der er sich abhebt.

Dieses Bild entzückte meinen Vater je länger je mehr, sodaß er ein persönliches Verhältnis dazu gewann, und daß sein Schicksal ihn so beschäftigte, daß er herumging, um der Frau Musica einen Platz in einem guten Hause zu verschaffen. Für sich selber fand er es zu groß, in bürgerliche Räume würde es nicht passen, wenn er einmal um unser, der Kinder willen nach Deutschland zurückgehn würde. Aber es war ihm außerdem für das, was er ausgeben konnte, zu teuer. Mein Vater ist damals zu reichen und vornehmen Leuten gegangen, die er kannte, und hat sie auf die Musica aufmerksam gemacht, aber keiner wollte etwas davon wissen.

Diese Gleichgiltigkeit muß man sich vorstellen, wenn man begreifen will, daß ein Mann mit begrenztem Vermögen, der mein Vater war, sich Sachen kaufen konnte, zu denen eigentlich ein mehr als fürstlicher Besitz nötig wäre.

* * *

Ich möchte wohl wissen, ob die große Umwälzung der öffentlichen Verhältnisse das bewirkt hat, daß damals solche Dinge zum Verkauf kamen? Meine Eltern waren gerade zum letzten Jahre der päpstlichen Herrschaft nach Rom gekommen, 1869. Im Sommer 1870 hatten sie von Rocca di papa aus, wo sie für die heißen Monate waren, mit Fernrohren zugesehen, wie Rom beschossen wurde.

Eine ganze Anzahl von meines Vaters schönsten Geschichten stammen aus der Zeit. Mein Vater ritt, so lange der Juni dauerte, und noch Deutsche in Rom waren, jeden Samstag von den Bergen hinunter, über Frascati nach Rom, um den Gottesdienst in der Kapelle auf dem Kapitol zu halten. Am Sonntag Abend kam er zurück, dann gingen wir Kinder mit der Mutter ihm entgegen bis zu den Schluchten im Kastanienwald, wo es duftete und rosenrote Alpenveilchen und Ginster blühten. Dann hörten wir meinen Vater von ferne rufen. Er war ein Riese von Gestalt und hatte unter dem mächtigen Brustgewölbe einen Tenor von großem Klang und großer Biegsamkeit. Sein „Hoho," auf zwei Töne gerufen, schwang sich hallend über die Schlucht und wurde von Felsen und Stämmen zurückgeworfen. Meine schöne zarte Mutter gab Antwort. Ich kenne genau den Geruch des Laubes und den vom Ginster und von der „Puzzolana"-Erde. Ich war sehr klein, aber heute noch, wenn beim Einschlafen oder Erwachen ein Eindruck des Entzückens durch meine Vorstellung schwebt, stammt er vielleicht aus jenen Bergen, wo wir Kinder damals standen und lauschten, bis mein Vater zwischen den Bäumen auftauchte. Auf dem Heimweg bis nach Rocca, das in der Farbe des Felsens an den Felsen gebaut und angeklammert hängt, durften wir im Sattel sitzen, während die Eltern nebeneinander gingen, und mein Vater das Pferd führte.

Einmal, während der unruhigen Zeit, hatte sich mein Vater verspätet und kam erst gegen Ave Maria nach Frascati. Er suchte ein Tier zu bekommen, um nach Rocca di papa hinaufzureiten, aber es war um diese Zeit keins zu haben. Während des Wartens hatte er sich auf den Marktplatz gesetzt, wo der Präfekt und die Angesehenen von Frascati vor dem Kaffeehaus saßen. Mit der Zeit bemerkte er an den Gebärden, daß von ihm die Rede war, und nicht lange danach erhoben sich einige der Signori und kamen auf ihn zu:

Es wäre doch wohl nicht ernstlich seine Absicht, noch heute nach Rocca hinaufzureiten?

Doch allerdings.

Er wüßte doch wohl, daß keine guten Zeiten wären; es triebe sich mancherlei Gesindel herum!

Das möchte wohl sein, aber fürchten täte er sich nicht. Er würde oben von seiner Frau erwartet und würde hinaufgehn, mit dem Pferd, und falls er keins bekommen sollte, zu Fuß.

Sie wollten ihn aber dringend gebeten haben, das zu unterlassen.

Das erkenne er mit vollem Dank an, aber das wäre sicher, daß er gehn würde.

Dann möchte er ihnen aber das Zeugnis hier vor den Herren aussprechen, daß sie ihn nicht ungewarnt hätten gehn lassen.

Als mein Vater aufbrach, zu Fuß, denn ein Reittier hatte er richtig nicht bekommen, war der Sonnenuntergang vorbei, und es wurde dunkel. Aber es war eine Mondnacht. Er ging so, wie man geht, wenn rings herum die Schönheit der Erde ausgebreitet liegt wie ein schlafendes Eigentum, und er ging ruhig, in der Sicherheit seines Kraftgefühls. Er war als heranwachsender Mensch ein großer Turner gewesen; auf den jetzigen Betrieb der Schulturnerei unter Anleitung und Kommando eines Lehrers sah er als auf eine jämmerliche Ammenwirtschaft hinunter,

in der die jungen Bengel teelöffelweise und mit zugehaltner Nase einfiltriert bekämen, was er und seine Jugendgenossen aus Bächen geschöpft hätten; sie hatten unter selbstgemachten Spartanergesetzen ihren Turnplatz bevölkert, und um den Ruhm unter den Genossen, aber nicht um eine Zensurnummer hatten sie gefochten und gerungen und waren in großen und in kleinen „Wellen" um die Gerüste geflogen.

Er führte immer einen guten Stock bei sich, zu damaliger Zeit ein geflochtnes Rohr mit einer ansehnlichen Bleikugel im Knauf; den ließ er zum Rhythmus seines Schrittes neben sich her schwingen.

So war er bis an eine Stelle gekommen, wo der Weg dem Gebirge in der Art abgewonnen war, daß zur Rechten der Fels jäh aufsteigt, zur Linken jäh abfällt. An dieser Stelle war es ihm, als würden seine Sinne aufmerksam, doch geschah das Folgende zu schnell, als daß es eine Beobachtung zugelassen hätte.

Von oben her zwischen den Stämmen und Stümpfen des bewachsnen Felsens sprang etwas Dunkles, Körperliches herab, und zwar so, daß es bei dem Schritt, den mein Vater tat, mit ihm zusammenstoßen mußte; dabei stieß es einen Schrei, eine Art Schlachtruf aus. Bei meinem Vater aber wirkte viel schneller, als Gedanke oder Überlegung wirken können, die Reflexbewegung so, daß der schrittbereite Fuß den Sprung nach rückwärts tat, der dem Ausfall vorangeht, und daß er unmittelbar danach den Ausfall regelrecht vollzog. Zugleich erwiderte er den Schlachtruf instinktiv und so rasch, daß sich der Schall noch mit dem ersten mischte. So stand er über dem Kerl, noch ehe der von dem Sprung aus großer Höhe herab wieder bis zu seiner vollen Länge emporgeschnellt war. Dann maßen sie sich, der Deutsche, in dem das einsetzende Bewußtsein den Schlag aufhielt, der Italiener, der geschmeidig der neuen Lage gerecht wurde und seine Waffe verbarg.

Der Italiener fing die Unterhaltung an:

Der Signore geht sehr spät allein!

Man erwartet mich!

Es ist aber in der jetzigen Zeit nicht völlig sicher. Es treibt sich Volk herum.

Ich bin Prussiano, man fürchtet sich nicht, wenn man Prussiano ist.

Mein Vater pflegte zu erzählen, daß die ersten großen Siege der Deutschen im siebziger Kriege in Italien unbegrenztes Erstaunen erweckt hätten, und daß die natürliche Zärtlichkeit, die die Italiener für die Franzosen haben, auf eine Weile in Bewunderung für die Deutschen, die Prussiani, umgeschlagen wäre.

Mein Vater hatte während des Gesprächs seinen Weg wieder aufgenommen, der andre hatte sich ihm zum Begleiter gemacht und blieb an seiner Seite. Aber mein Vater ließ den Stock mit dem Bleiknauf in der Luft neben sich her surren. Mein Vater sagte, der Italiener wäre die ganze Zeit von der größten Höflichkeit gewesen.

Auf die Bemerkung von den Prussiani sagte er etwas von Anerkennung und Bewunderung, setzte aber doch hinzu: Es ist gewagt, so allein zu gehn. Ich zum Beispiel trage immer so etwas bei mir! Dabei zeigte er ein schönes Messer, das vorhin bei dem Sprunge von oben her sehr wirksam gewesen sein würde, wenn meines Vaters unwillkürliche Bewegung nicht gewesen wäre.

Der Stock ist auch gut, sagte mein Vater und ließ ihn surren.

Der Signore wird also erwartet?

Ja, ich kann es Euch gleich vormachen.

Sie waren an einer Stelle des Weges angekommen, wo eine Schlucht abfällt, sodaß das Ziel, das man erreichen will, ganz nahe jenseits liegt, während der Weg in weitem Bogen um die Schlucht herumführt. Hier pflegte mein Vater seinen Ruf zu tun, der von meiner Mutter, die drüben wartete, erwidert wurde. Er rief, und sie standen lauschend einige Sekunden, und der Ruf kam mit voller Klarheit durch die Nachtluft von drüben zurück.

Da vero, in der Tat, der Signore wird erwartet, sagte der Italiener. Sie gingen weiter, und nach einem Weilchen fing er noch einmal an:

Wir sind nun nicht mehr weit vom Ort, ich muß dem Signore bald Lebewohl sagen, aber ich habe noch zwei Kameraden hier in der Nähe, die möchte ich dem Signore gern noch präsentieren.

Es hat mich interessiert, Euch kennen zu lernen, sagte mein Vater, es wird mir auch Vergnügen machen, Eure Kameraden zu sehen.

Danach verlor sich der Italiener im Walde und kam nicht mehr zum Vorschein. Erst da fiel es meinem Vater auf, daß zu so später Stunde meine Mutter keinesfalls mehr jenseits der Schlucht sein konnte, um auf ihn zu warten. Woher aber der Ruf gekommen war, ist unerklärt geblieben.

Es ist in denselben Jahren gewesen, wo, wie mein Vater erzählte, im Winter in Rom die Fürstin eines der alten reichen Geschlechter, wenn sie mit ihren Perlen in Gesellschaft ging, den Weg aus dem Palazzo und zurück nicht ohne Militärbedeckung machte, und zu derselben Zeit auch, wo mein Vater in einer Nacht ebenfalls aus einer Gesellschaft nach Hause kam und über die Piazza Ara Celi auf die Kapitolstreppe zuging. Er hörte Laufen in der Gasse hinter sich und sah einen Menschen aus dem Schatten kommen und hörte jemand, der noch nicht zu sehen war, zurufen: Questo qui — Der da! — dabei wurde auf ihn gezeigt. In dem Augenblick war oben auf dem Kapitol Geräusch zu hören, und zugleich hatte der Mauerschatten den Rufer wieder aufgesogen.

Da ist noch eine schöne Geschichte — Räubergeschichten sind so angenehm, wenn man auf einem sichern Stuhl sitzt und sie erzählen hört! Diese Geschichte handelt von einem kleinen, und wie mein Vater sagte, breiten und etwas mißgewachsnen Maler namens Schweinfurt. So wenig imposant er ausgesehen hätte, so unerschrocken und stark von Gliedern wäre er gewesen.

Über den fielen in einer Nacht auf der Piazza Barberini drei Menschen auf einmal her. Es scheint aber, daß er entschlossen war, sein Leben nicht billig zu verkaufen.

Den einen schleuderte er von sich, daß er stürzte und das Bewußtsein verlor. Dann stemmte er sich gegen die Mauer, sodaß er Rückendeckung hatte, und wehrte sich mit seiner Bärenkraft. Er packte den, der ihm am nächsten zur Hand war; der andre lief weg. Nun rangen sie, und der kleine Deutsche mußte sorgen, daß der Italiener die Hand mit dem Messer nicht frei bekam. Der suchte den Maler, der ihn umklammert hielt, von seiner Mauer wegzureißen und fiel dabei zu Boden, der Maler über ihn, und nun tat Schweinfurt das, was für einen Menschen unsrer Gewohnheitsstufe neu und wenig angenehm war: er faßte den Kopf des unter ihm liegenden Messerträgers mit beiden Händen und schlug ihn so lange wider das Pflaster, bis ihn das Leben floh.

Später, sagte mein Vater, hätten sie den kleinen Schweinfurt gefänglich eingesetzt, weil er das italienische Land um diesen Mascalzone ärmer gemacht hatte. Aber der damalige Gesandtschaftsverweser, der den Posten vertrat, nachdem der bekannte Graf Arnim, Bismarcks Rivale, verpflanzt worden war, wäre ebenfalls ein entschlossener Mann gewesen und hätte seine Befreiung bewirkt, aber nicht so, wie die Italiener eigentlich wollten, daß sie dem kleinen Deutschen gewissermaßen nur die Käfigtür aufmachten und ihn entwischen ließen, sondern daß eine Abordnung von Leuten der Verwaltung ihn mit feierlichen Entschuldigungen wegen seines gefährdet gewesnen Lebens herausholte.

(Fortsetzung folgt)

Wasser!

Die Bedeutung Wasser hat für Deutschland nie und kann keinem Lande größer sein als gerade jetzt. Wasser ist Leben, Wasser ist Kraft, Wasser ist Arbeit, Wasser ist Brot. Wasser ist Gesundheit, Wasser ist Reinlichkeit, Wasser ist Schönheit. Wasser ist Freude, Wasser ist Lust, Wasser ist Ruhe, Wasser ist Erholung. Wasser ist Wohlstand, Wasser ist Reichtum, Wasser ist Macht. Wasser ist Sicherheit, Wasser ist Ehre, Wasser ist Ansehen, Wasser ist Weltgeltung. Wasser ist Deutschland. Wasser ist Deutschland. Wasser ist Deutschland

Der Kleine wandte den Blick von den Waren weg. Ich spiel mit den Kindern vom Tischler, sagte er zögernd.

Warum spielst du nicht mit Ehrensteins und Breslauers Jungen?

Das ist langweilig, war die halb verlegne, halb mißmutige Antwort.

Wie heißt: langweilig? Bist du nicht vernünftig?

Unsre sind nicht lustig.

Muß man denn immer lustig sein? Bist du nicht ein jüdisch Kind? Bin ich — dein Vater — lustig? Und seh ich dich nicht auch immer ernsthaft und vernünftig, wenn ich dich mit andern Kindern sehe?

Ich habs aber gern, wenn die andern lustig sind.

Kannst du mit den kleinen Ehrensteins nicht Kaufladen spielen und Pferdedoktor und Advokat — was weiß ich?

Die singen nie — und sind nie ein bißchen wild. Die sind nicht lustig, beharrte Moritz.

Was spielst du denn mit den Tischlerkindern?

Sie spielen jetzt immer Weihnachten.

Pinkus erschrak. Wie machen sie das denn? fragte er mit besorgt forschendem Blick, während er das Wachstuch über den Ballen schnürte.

Hans sägt einen Starenkasten für seine Mutter, und Martha stickt ein Staubtuch, und dabei lernen sie alles, was sie aufsagen müssen.

So — und das hörst du alles mit an?

Ich muß es ihnen abhören. Sie sparen auch zu einer Hyazinthe vom Gärtner, die sie ihrem Vater schenken wollen.

Unsinn! Wer wird für Blumen Geld ausgeben! Können sie nicht warten, bis sie im Sommer blühen umsonst? Dann sollen sie selbst auch wohl etwas geschenkt bekommen?

Sie kriegen immer was. Wir spielen noch immer mit seinem Säbel von letztem Weihnachten.

Weihnacht heißt es nicht — blinde Nacht! stieß Pinkus heftig hervor. Doch rasch besänftigt fuhr er fort: Moritzche, was tust du mit einer tödlichen Waffe?

Wir spielen Soldat.

Soldat? Paßt das für dich? Ein Soldat kann kein Jude bleiben. Er bekommt Trefe*)-Essen und muß sogar am Passah exerzieren. Schenken können wir einander auch so viel, und wann wir wollen — jederzeit! Sagen die Tischlerkinder denn nicht „Mauschel“ zu dir, wie die aus deiner Klasse?

Nein, niemals.

Es wäre besser, sie sagten Mauschel, als daß sie ihn ihre Gebete abhören lassen, murmelte Pinkus vor sich hin, indem er sich vergewisserte, daß nichts verloren gehn konnte. Und er überlegte, daß es besser sein würde, sein Söhnchen heute von all den verderblichen Eindrücken fern zu halten. Deshalb sagte er wie beiläufig: Du kannst heute ein Stück mit mir kommen — weil du doch keine Schule hast. Aber zieh den Mantel an und die Wollhandschuhe.

Des Jungen Wangen röteten sich vor Freude — er hatte noch niemals auf die Tour mitgedurft, die ihn doch so sehr interessierte, und er stürzte in die Kammer, um sich anzukleiden.

Inzwischen bedeckte der Vater seinen Kopf mit dem Hut, wandte das Gesicht nach Osten, wozu er eines Blicks auf den Misrach**) an der Wand nicht mehr bedurfte, und murmelte ein kurzes Gebet. Dann setzte er den Tragekorb auf einen Stuhl und spannte sich die Riemen über die Schultern. Sie zerrten den etwas fettigen Kragen abwärts und ließen einen wenig saubern Hemdrand sehen. Der Kleine kam in Pelzmütze und einem reichlich langen Überrock zurück, der starke Familien-

*) unreines.

**) Mit sinnbildlichen Darstellungen geschmückte Tafel, die in frommen Judenhäusern dem Beter zeigt, wo Osten ist.

ähnlichkeit mit dem seines Vaters zeigte, und hatte seine Kehle mit einem grauen Tuch doppelt umwunden. So gingen sie nebeneinander in den kalten Wintermorgen hinaus.

Der Himmel war bedeckt, und es blies frisch aus Nordost. Auf dem harten, schneefreien Erdboden wanderte es sich gut, doch als sie den Landweg erreicht hatten, mußte Moritzchen hinterher gehn, damit er die holprigen Geleise vermiede. Pinkus hatte seinen Plan so gemacht, daß nur die nächsten drei Dörfer aufgesucht werden sollten, und er reichlich zum Sabbateingang*) zurück sein konnte.

Weißt du, daß du der einzige bist, der mir das Kaddisch**) sprechen wird, begann er nach einer Weile unvermittelt — daß ich ohne Kaddisch bleiben müßte, wenn du — er brach ab, als empfände er, daß der Kleine ihn nicht verstand. Hast du ihnen denn auch schon mal etwas aufgesagt aus unserm Gebetbuch?

Einmal wollte ich —

Warum wurde nichts daraus?

Da lachten sie, sagte Moritz kleinlaut.

Es ist wegen der Sprache, die sie nicht verstehn — also aus Dummheit! Wenn du nicht wolltest, brauchtest du nicht mit ihnen zu spielen — es ist eine Ehre für sie. Du lernst eine Sprache, über die sie nur können lachen. Haben sie auch darüber gelacht, daß du ein jüdisch Kind bist?

Nicht sehr — sie sagen, ich müßt werden wie sie.

Hör die Dickköpfe! Sie wissen nichts! Weil du ein Jude bist, kann alles aus dir werden — du brauchst einmal nicht mit dem Packen zu gehn und Felle und Korn in Zahlung zu nehmen. Das tu ich für dich! Ein jüdisch Kind ist etwas besondres — aber das wissen die andern nicht. Es hat große Namen bei uns gegeben — aber die abgefallen sind, die sind tot.

Sind sie ermordet? fragte Moritz ängstlich.

Wir nennen die tot, die uns verlassen haben. Und wen es in der Familie trifft, der wird sich auf einen niedrigen Schemel zur Schiwe***) setzen und das Seelenlicht brennen, weil es schlimmer ist, als wären sie gestorben. Aber du wirst wachsen und zunehmen auf unsern eignen Wegen, denn du bist zu Großem bestimmt. Über uns beide ist es am Neujahr beschlossen, was mit uns werden soll: du wirst müssen lernen — und ich werde müssen wandern und erwerben für dich. Du wirst einmal nicht „der alte Pinkus mit dem Packen" sein — du wirst etwas zu bedeuten haben. Sieh, setzte er ruhiger und nachdenklich hinzu, du bist deinen Altersgenossen im heiligen Aleph-Beth weit voraus — das hast du von deinem Vater. Als ich in Warschau noch Thoraschreiber****) war, hab ich zu mir gesagt: Meyer, du hättest ein Rabbiner werden müssen! Aber für mich war es zu spät — und ich war auch hoch genug gekommen, denn mein Vater, mit dem der Friede sei, starb noch im zerlumpten Rock — wenig und böse war die Zeit seines Lebens. Aber du — dich hab ich versprochen. Wenn du aufwachsen wirst gesund und begabt, und du willst — dann sollst du ein Rabbiner werden. Was sagst du dazu?

Er wandte sich halb nach dem Kleinen, der mit kälteroten Wangen hinter ihm trabte und eben unruhig zum Städtchen zurückschaute, als ob er den Rückweg abschätzte und bald anzutreten wünschte. Die letzten Mitteilungen schienen wenig Eindruck auf ihn zu machen. Ja es war dabei wohl gar das Verlangen nach den Tischlerkindern wieder wach geworden. Der Vater erriet seine Gedanken. Können wir nicht auch alles haben, was sie haben? fuhr er weitergehend hastig fort. Kann ich, wenn ich will, meinem Kinde morgen nicht auch etwas schenken und rechnen es auf unser Chanuka, was auf dieselbe Zeit fällt in diesem Jahr mit ihrem Weihnachts-

*) Vorfeier des Sabbats.

**) Das Gebet, das ein Sohn für seine verstorbnen Eltern am Jahrestage ihres Todes verrichtet, wird sehr wichtig gehalten.

***) Die erste achttägige Trauer.

****) Die Gesetzesrollen werden für die Synagogen nur durch Abschrift vervielfältigt.

fest? Und stecken nicht viele von den unsern an diesem Fest auch viele Lichter an? Das alles können wir auch haben, wenn du es willst. — Geh noch mit bis an das Dorf, dann kannst du zurück laufen. Er wußte, war sein Junge erst so weit, so ging er gern auch noch in die Häuser.

Es war ein Rittergut, dem sie sich näherten. Hier mußte sich Meyer Pinkus mit den Arbeiterhäusern begnügen, denn der Gutshof hatte sich durch eine Tafel am Tore das Hausieren unter Strafandrohung verbeten. Das verminderte aber die Einträglichkeit dieses Reviers nur wenig. Die Leute lebten auskömmlich, viele hatten hübsche Ersparnisse, warum sollten sie zu Weihnachten nicht eine oder zwei Mark mehr springen lassen, als sie anfänglich gerechnet hatten? Jeder Hausfrau fast fiel beim Anblick der Sachen noch etwas ein, dessen sie zum Fest bedurfte. Und dafür, daß alles zur Augenwirkung kam, sorgte er. Gleich ins erste Haus trat er ein wie ein lang ersehnter Kinderonkel und Freudenbringer.

Ehe sich die Frau dessen versah, hatte er den Tragekorb schon zu Boden gleiten lassen und kramte aus. Das Ansehen kostet nichts, sagte er. Nachdem er sich aber die Mühe gemacht hatte, dauerte es sie, ihn ohne Verdienst wieder gehn zu heißen. Außerdem ließ er ihr zu einer solchen Aufforderung auch keine Zeit — so beweglich und zähe war sein Redestrom und das Spiel seiner Hände. Auch freute es die umstehenden Kinder gar sehr, zu sehen und zu hören, was würde. Zum Schluß langte er dann in die Manteltasche und ließ ein paar einzelne Bonbons in die dicken Händchen gleiten — die kleinen, medizinisch schmeckenden, die so köstlich bunt aussehen! Und während sie in den Mündern zergingen, blieben große blaue Augen wonnestarr auf des Juden Antlitz geheftet, und sogar die Mutter lächelte freundlich. Dies war das gewöhnliche Bild, wenn Vater und Sohn das Haus verließen.

So zogen sie von Tür zu Tür, und Moritzchens dunkle Augen wanderten zwischen seinem Vater und den Kunden hin und her und forschten, wessen Sache am besten stand. Wenn ihn ein freundlicher Blick getroffen hatte, ließ Pinkus ihn rasch die Rechnung im Kopf ausmachen, und die Hausfrau konnte sich nicht genug wundern, wenn sie sich nach mühsamem Klauben überzeugte, daß Moritzchen richtig gerechnet habe.

Als sie in der Wohnung des Verwalters waren, kam zum Glück auch noch der junge Hofwirtschafter dorthin, der einen Auftrag zu bringen hatte. Natürlich mußte auch er nun etwas kaufen, denn haben junge Herren nicht immer Geld — mehr, als ihnen gut ist?

Sie sind ein feiner Mann — ein nobler Herr, rief Meyer Pinkus. Aber doch haben Sie noch nicht solche Knöpfe gesehen. Ihnen gönne ich sie — für Sie werden sie sich ausnehmen. Was sie kosten? Ich schäme mich, es zu sagen: Fünfundsiebzig Pfennige! Sie kosten mich selbst soviel. Aber will ich denn bei Ihnen Profit! Alle jungen Damen werden sich die Schleifen zurechtzupfen, wenn sie Sie von weitem damit kommen sehen —

Der junge Mann lachte und wollte vorbei zur Tür, doch Pinkus hielt ihm das Schächtelchen in den Weg. Soll ich leben und gesund sein — das Doppelte haben sie mich gekostet! Sie werden nur verschleudert, weil auch etwas sein muß, woran ich nicht verdiene — Hier brach er verwirrt ab, denn er war seines Jungen Blick begegnet, der mit Befremden und fast etwas kühl auf ihm lag. Er legte die Schachtel plötzlich nieder und ergriff ein andres Stück. Ich sehs Ihnen an — Sie wollen zehn Meter von dem Kattun, sagte er zu der Frau. Sie werden darin aussehen wie ein junges Mädchen, und er begann schon abzumessen.

Nein nein! rief sie und hielt seinen Arm fest. Ich muß mirs noch überlegen. Aber der Stoff, wie er in schönen Falten dalag, schmeichelte sich ins Auge und in die Hand. Sollte sie ihn wieder aufwickeln lassen? Sie willigte wirklich ein, daß er abschnitt, indem sie ihre freudige Erregung vor ihm zu verbergen suchte. Der Wirtschafter nahm das ihm zugedachte Paar Knöpfe jetzt freiwillig aus der Schachtel und zahlte.

Siehst du, Moritzche, sagte Meyer Pinkus, als sie das Haus verließen, das ist die feine Kunst, daß die Leut meinen, sie wählen aus — und sie müssen kaufen, was sie sollen. Hatt ich mir nicht vorgenommen, er sollt grad die Knöpfe kaufen — und sie von dem Zeug?

Nur in die Schmiede wagten sie sich nicht, da ein wütend kläffender Hund ihnen den Eingang wehrte. Sie sahen drinnen die vom Essenfeuer angeglühten Männer bei der Arbeit, doch keiner rief den Hund, obwohl sie herüberschauten. Daraus mußte Pinkus schließen, daß der Köter die Grundstimmung seines Herrn widerspiegelte, und er gab es auf, seine und seines Kleinen unbewehrte Waden hier mit zu Markte zu tragen.

Sie verließen nun das Dorf auf dem Wege, der in weitem Bogen ins Flachland hinausführt, und Moritz begann jetzt abermals mit glänzenden, verlangenden Augen zur Stadt zurückzuschauen. Der Vater merkte es und fing rasch an, ihn zu fragen und ihm zu erzählen. Hast du dich vielleicht gewundert über irgend etwas? sagte er beinahe verlegen.

Ja — wegen was du sagtest dem Herrn vom Einkaufspreis.

Pinkus räusperte sich und bemerkte mit möglichster Würde: Sieh, Moritzche — du hast Recht im Leben — aber hast du Recht im Geschäft? Und du hast Recht mit unsre Leut, aber hast du Recht mit den andern? Narrele, gucke, wenn ich auf Touren gehe, nehm ich mir wohl jedesmal vor, nicht die Unwahrheit zu sagen — aber wie willst du verdienen, wenn du ihnen die Wahrheit sagst über den Einkaufspreis? Werden sie dir dann noch deine Tour bezahlen wollen? Aber fürcht dich nicht; du wirst das nicht nötig haben. Du wirst ein Rabbiner werden und mit der Wahrheit umgehn können und deinen Leibrock ohne Fleck behalten. Dann wird dein alter Vater es sein, der die andre Arbeit für dich getan hat, die manchmal Schmutzflecken macht. Und deiner Mutter Seele, mit der der Friede sei — wird Freude und Wonne an dir haben vor dem Thron Jehovas.

Die Luft war undurchsichtig geworden. Einzelne Schneesternchen fielen ihnen auf den Rock — die Ferne verschleierte sich.

Haben die Tischlerkinder dir am Ende auch gesagt, was sie von uns denken?

Sie sagen, wir sind nie lustig und ruhen niemals recht aus — und wissen keine Geschichten: Wir beten entweder, oder wir verdienen Geld.

Pinkus lachte mit leiser Bitterkeit. Wenn sie mit dir groß sind, werden sie sehen, wozu wir das Geld verdient haben. Jüdischkeit ist etwas besondres, solange die Sonne aufgeht! Das können sie aber nicht verstehn! — Wir wollen das „goldne Gemüse" essen, was du so gern hast, und auch Lichter anmachen morgen, mein Jüngel. Und Geschichten! Willst du, daß ich dir alte — uralte Geschichten erzähle?

Und er begann aus seinen Talmuderinnerungen Bruchstücke hervorzusuchen, die seiner Meinung nach ein märchensüchtiges Kinderohr erfreuen konnten —

Daß Adonai Zebaoth drei Stunden des Tages mit Moses, den Richtern und Salomo zusammen im Gesetz studiere, und wie er dann den Thron des Gerichts und der Gnade besteige. Hierauf beschäftige er sich drei Stunden lang mit der Speisung aller seiner Geschöpfe, und die letzten drei Stunden des Tages spiele er mit dem Leviathan.

Adonai Zebaoth spielt? fragte Moritz verwundert.

Steht nicht geschrieben im Psalm unsers Königs David, daß er den Walfisch geschaffen hat, damit er im Meer spielen soll? Und wer ist groß genug, mit ihm zu spielen? Meyer Pinkus drehte sich ganz nach seinem Jungen herum und stand einen Augenblick, um seinen kurzen Atem zu beruhigen.

Dann dürfen wir doch auch spielen, sagte Moritzchen und sah mit leerem Blick an ihm vorbei nach der Stadt. Rasch aber wandte sich der Alte zum Weitergehen, und er fuhr fort, indem sich ein tiefer Schatten über sein Gesicht legte: Und in der Nacht klagt er: Wehe mir, daß ich mein Haus verwüstet und mein

Heiligtum verbrannt habe und meine Kinder in die Verbannung und unter die Völker geschickt. — Weißt du, was das bedeutet, mein Jüngel? Nein, du weißt es nicht!

Und mit müder, eintöniger Stimme begann er von der wirklichen Geschichte der Zeit zu erzählen, die der Verbrennung des Heiligtums vorangegangen war. Er vertiefte sich so darein, daß selbst ihm die Viertelstunden kurz, und seine Bürde leicht wurde.

Indem er so dahinwandelte, hatte er seine einzigen beiden Lebensgüter beieinander, seinen Sohn und die Vergangenheit. Ihn erquickte keine andre Liebe als die seines Moritzchens; ob sein Gott ihm gnädig bleibe, das war die Frage. Ihm lachte nicht die Natur; ihn stählte und erhob kein mutiges Schaffen. Die Toten von Jahrtausenden waren die heimlichen Herrscher über sein innerstes Leben.

Aber die strahlende Lichterscheinung der untergegangnen Herrlichkeit seines Volkes warf noch immer etwas wie ein Abendrot in sein Leben. Sie war noch immer in den nachgebornen Seelen die Quelle der zähen Ausdauer und des Stolzes.

Meyer Pinkus gedachte nicht immer, vielleicht nicht einmal täglich des Schicksals seines Volkes, aber doch hatte es sich in sein Antlitz hinein geprägt — in dieses Antlitz, das auch jetzt noch nicht alle Tage gewaschen wurde, obwohl die Wasserarmut Palästinas das nicht mehr entschuldigte. Die Leute, zu denen sein Geschäft ihn führte, hafteten liebend an ihrem Boden, von dessen Geschichte sie kaum irgend etwas wußten. Er dagegen wanderte über dieses Land, das nicht seine Heimat war, und das er auch keinen Augenblick dafür hielt — und sein bestes Wesen wurzelte tief und beständig in einem fernen Lande, das er nie gesehen hatte. Wie ein dürres, verwehtes Blatt flog er vor dem Winde. Wenn dieses braune Blatt in einem Winkel zur Besinnung kam, so träumte es von dem starken grünen Baum, von dem es losgerissen worden war. Der geheime Grund seines Lebens blieb diese Erinnerung, die ewig jung war, obgleich der Staub von Jahrtausenden darüber liegt. Schrecken aus alter Zeit gingen ihm durchs Herz, wenn er seinem Söhnchen erzählte; Schatten aus verfallnen Mauern flatterten vor ihm auf.

Moritz hatte bisher noch wenig über seinesgleichen nachgedacht, vielmehr den Gegensatz zu den übrigen Leuten, der ihn und seinen Vater zu Fremden stempelte, durch dessen Gewerbe oder durch das Fehlen der Mutter erklärt. Er hatte es bisher noch nicht erfaßt, daß es etwas so unvergleichlich seltsames mit ihnen sei. Und nun hörte er ihn, den bescheidnen Hausierer, von einem königlichen Geschlecht unberechenbaren Alters erzählen, wie aus Familienaufzeichnungen!

Er dachte jetzt nicht mehr an die Stadt. Keinmal wandte er mehr den Kopf zurück. Ohne es zu wissen, hatte er seine kleine Hand in die des Vaters geschoben und achtete nicht auf den holprigen Weg. Ein feines Knistern war in der Luft, und dichte, körnige Schneekristalle prickelten ihnen das Gesicht; der Wind überschüttete sie manchmal damit. Sie aber zogen durch das Gebirge Juda und die Ebne Jesreel und sahen die Schlachten, in denen Jehova ihre Rosse, ihre Wagen und ihr Fußvolk zum Siege geführt hatte. Und dann zogen sie durch die Glut blendenden Sonnenscheins zum Tempel hinauf.

Meyer Pinkus schilderte, durchglüht von Schmerz und Stolz, die Herrlichkeit Salomos, und wie die Königin von Saba gekommen wäre, seine Weisheit zu hören und seinen Reichtum zu sehen — und wie die Völker seine Bundesfreundschaft gesucht hätten; wie Jehova seine Auserwählten selbst geleitet, selbst zu ihnen gesprochen und sie zu immer höherer Glorie hinangeführt hätte; wie ringsum die Heiden nicht wert gewesen seien, das Angesicht zu Israel zu erheben.

Ein heftiger Windstoß warf den Kleinen fast um und weckte ihn aus seinem Traume. Und du — sagte er, sich langsam auf die Wirklichkeit besinnend, du — warum gehst denn du jetzt hier?

Der Vater blieb stehn und sah ganz erschrocken aus, als sei er von irgendwo herabgestürzt. Sein Atem flog, und sein Gesicht war erhitzt von der doppelten Anstrengung des Tragens und des Sprechens im Winde. Ja warum? erwiderte

er dann zögernd, das ist zu schwer, es dir zu beantworten, du bist ein Kind! Wenn wirs nur selbst wüßten — immer schon hab ich es gern erfahren wollen —

Er war jetzt wieder im Alltag und spähte den Weg zurück. Das Wetter beunruhigte ihn; es war wirklich unangenehm geworden. Die Felder trugen schon eine Decke von gleichmäßigem Weiß. Gern hätte er jetzt den Kleinen zurückgeschickt, doch ihn allein gehn zu lassen, wagte er nicht mehr. Es durfte auch für ihn nur „vorwärts!" heißen, und es war gut, ihn die Mühsal des Wegs möglichst weiter vergessen zu machen. Dafür sollte er morgen entschädigt werden, und dazu wollte er das alte, sonst wenig beachtete Chanukafest als Vorwand benutzen. Sonst hatte er sich nach jüdischem Brauch damit begnügt, durch ein besonders weltliches Verhalten seine Geringschätzung der christlichen Weihnacht an den Tag zu legen. Er, der eigentlich gar kein Gefallen am Kartenspiel fand, hockte dann mit Ehrenstein und Breslauer zusammen beim „Franzefuß" oder einer Partie l'Hombre — ähnlich wie am Karfreitag. Morgen aber sollte Moritzchen ebenso froh sein wie die Tischlerkinder.

Vom Chanukafest erzählte er ihm im Weiterwandern — vom Fest der Freude über den endgiltigen Sieg der heldenhaften Makkabäer und über die Tempelreinigung. Er schilderte, wie eine kleine kühne Schar den zehnfach überlegnen Feind niedergezwungen und das Blut derer gerächt hätte, die nicht Schweinefleisch essen und nicht Schweine opfern wollten auf dem Altar; wie dieser Stamm von Helden das Heiligtum vom Unflat gereinigt und den Altar und die heiligen Gefäße erneuert habe.

Und dann, zweihundert Jahre danach, ist der heilige Tempel in Lohe aufgegangen, und unser Volk durch Schwert und Hunger und Seuchen gewürgt! Und die übrig blieben? In die ägyptischen Steingruben und in den Fechterdienst sind sie geschickt. Wenn du wirst erwachsen sein, versuch es zu verstehn. Forsche in den Schriften und sag es dann deinem alten Vater. Darauf werde ich warten, daß ich es von dir erfahre. Wir wissen nicht woher und wohin und warum. Bring du es heraus, und ich will dich segnen.

So kamen die Unsern in alle Welt. Und sie waren wie die Bienen — sie trugen ihre Waben voll. Dann schwefelte man sie ab und schleuderte ihre Waben leer und ließ sie von neuem sammeln. Sie konnten Kinnes*) beten — weiter konnten sie nichts machen. Aber hier bei uns ist es besser geworden; hier schützen uns die Gesetze.

Du darfst dies alles hören — in drei Jahren wirst du ein gebotespflichtiger Mensch und wirst schon dich selbst verantworten müssen. Vielleicht werde ich dir dann für deine Rede beim Festmahl geben den Spruch aus Bereschit Raba: „Der Jude muß dem Lande dankbar sein, wo er sein Brot findet."

Es gefiel Moritzchen sehr gut, von diesem allen erzählen zu hören. Er ging jetzt immerfort neben dem Vater, um ihn ansehen zu können. Ihm schien es, als ob sich seines Vaters Gesicht ganz verändert habe — er wußte nur nicht, was das war. Sonst scharfsinnig, verschlagen oder sorgenvoll — jetzt wurde es ehrfurchtgebietend. Es schien ihm, als müsse der Vater alles, was er erzählte, selbst erlebt haben und sei nur von damals übrig geblieben als ein Überlebter.

Er ging, wenn der Vater sprach, immer das Gesicht zu ihm erhoben und wunderte sich. Bis plötzlich seine kleine Hand weggeschleudert wurde — und darüber wunderte er sich noch mehr.

Das geschah, als Meyer Pinkus berichtete, wie sein Großvater, der eine Schenke an einer russischen Landstraße hatte, so oft er in die Bezirksstadt kam, im Tore niederknien mußte, und der Torwächter mit der Schere rund um ihn herum ging, nachschauend, ob irgendwo der Rocksaum auf dem Boden lag. Wo das der Fall war, schnitt er ihn ab. So wollte man die jüdischen Untertanen von der Hoffart heilen, einen Kaftan tragen zu wollen.

*) Trauerpsalmen.

Meyer Pinkus aber war nicht zornig. Seine Linke suchte des Kleinen Hand rasch wieder, und heimlich streichelte dieser sie mit seinem dicken Wollhandschuh.

Gern hätte er auch seine Wange gestreichelt, wenn er hätte hinanreichen können. Sein Vater schien ihm unendlich — unermeßlich alt, wie einer, der überhaupt nicht sterben kann und traurig darüber ist. Durch die Jahrtausende war er gewandert — und nun wanderte er hier!

Der Schnee fiel in immer dichtern Flocken, schon mußte der Fuß ihn beim Ausschreiten schieben. Auf den Bäumen am Wege duldete der scharfe Wind ihn nicht — sie streckten kahle, ungeschmückte Zweige empor. Doch in des Hausierers Bart setzte er sich — seinen und des Knaben Wärme ausströmenden Mantel belegte er mit einer dicken Schicht, und auf dem Wachstuch des Tragekorbes häufte er sich.

Bloß noch zum nächsten Dorf, Moritzche — wir kürzen die Tour ab, sagte der Vater. Geh wieder hinter mir, so wirst du etwas Schutz haben. Es ist böses Wetter, aber wir kommen vorwärts nun früher unter Dach, als wenn wir umkehrten — und bald sind wir im Walde.

Am Wege lag nach kurzem ein großer Findlingsfelsen, den der Dampfpflug im Acker aufgespürt haben mochte. Er setzte seinen Packen darauf nieder, um zu ruhn. Wenn wir Glück haben, verkaufen wir im nächsten Dorf schon alles. Es ist ein großes Dorf — ein reiches Dorf; Gott schenk uns viele solche Dörfer! In einer Stunde sind wir da. Er nahm dem Knaben die Mütze vom Kopf und löste aus ihrem Innern einen Streifen Wollzeug, der Mund und Nase schützen sollte. Dann strich er den Schneehaufen von dem Korbe und nahm ihn wieder auf.

Sie kamen nun eine Strecke durch Tannenwald, unter dessen Baumkronen eine Schar von Krähen mit lautem Geschrei Schutz suchte. Auch für das Vogelauge war die Luft zu dick, als daß sie ihrer Nahrung hätten nachgehn können. Sie schalten mißtönend über den Schnee, der ihnen Wagenspuren, Saatfelder und Düngerhaufen — alles, was ihre Freude war — verschüttete. Eine Meise schlüpfte dicht am Wege durch das braune Laub jungen Buchenaufschlags. Moritz hatte sie für eine Maus gehalten und schrie auf: Was macht sie da?

Es ist ein Vogel — nu — wie alle Vögel. Was soll er da machen? Es ist sein Geschäft. Dort wo junge Fichtenbäumchen einander beschirmend beisammen standen, hatte sich der Schnee ruhig auf die gespreizten Zweige gelegt und dichte weiße Lauben gebildet, in denen ein Häschen gerade Platz gefunden hätte. Moritz freute sich über die traulichen Gewölbe und fragte: Warum sitzen nicht Tiere darin? Es ist wie weiße Laubhütten.

Sitzen sie nicht darin, werden sie wissen, warum. Was sorgst du dich um die Tiere? Kannst du davon leben?

Als sie aus dem Gehölz wieder hinaustraten, empfing sie ein verstärkter Wind. Das Schneetreiben hatte an Heftigkeit zugenommen, und als es sie recht faßte, schauderte der Kleine zurück und suchte Deckung hinter seinem Vater. Dieser geriet selbst ins Wanken. Sie hatten nun den Wind schräg von vorn. Ganze Massen Schnees drängten sich zwischen seinen Rücken und die Rundung des Korbes und vermehrten das Gewicht, das er schleppen mußte. Er warf sich scharf gegenan, wobei sich seine ohnehin engbrüstige und verbogne Gestalt noch tiefer zur Erde neigte.

Tritt in meine Spuren. Nun dauerts nicht mehr lange — noch eine kleine halbe Stunde. Was ist eine halbe Stunde? Kannst du nicht laufen wie ein Huhn? Er glaubte selbst nicht, was er sagte. Er wußte, daß bei diesem Wetter vor einer Stunde das vorderste Gehöft nicht zu erreichen war.

Junge Ebereschen bezeichneten den Weg, den selbst er sonst nicht gefunden hätte. Man sah nicht zwanzig Schritte weit, und kein Geräusch drang vom Dorf herüber, die Richtung angebend. Man hörte nur das Pfeifen des Windes, das Knistern der Schneekörner und das Knirschen des geflochtnen Korbes. Pinkus erzählte nun nichts mehr, denn er hatte keinen Atem dazu übrig. Nur dann und wann warf er ein ermutigendes Wort hin. So kämpften sie sich ein gutes Stück vorwärts.

Plötzlich begann Moritz hinter ihm leise zu wimmern.

Was hast du, mein Leben? Mein Gold, friert dich?

Ich bin müde.

Dem Vater rieselte der Schreck durch Mark und Bein. Er wußte, daß der Kleine nicht ohne Not versagte, und fühlte, daß er selbst beinahe am Ende seiner Kraft war. Matt schon hatte er heute den Weg angetreten, und das stete, wenn auch noch so geringe Zurückgleiten des Fußes bei jedem Tritt ermüdete außerordentlich.

Wir werden ausruhn einen Augenblick, sagte er und drehte sich zu ihm. Vielleicht kommt ein Wagen und nimmt uns mit — ja gewiß kommt ein Wagen oder ein Schlitten.

Er lehnte seinen Korb ohne ihn abzusetzen an einen Baum und zog den Kleinen an sich. Er drückte sich Moritzchens glühendes Gesicht an den Mantel, von dem er den Schnee abgeklopft hatte. Dabei fühlte er, daß der Junge vor Erschöpfung zitterte. Die Kälte ging ihm selbst durch den erhitzten Rücken, den er dem schneidenden Winde aussetzen mußte. So standen sie eine Weile schweigend, und die Hand von Pinkus glitt liebkosend über den Nacken des Kleinen.

Jetzt wird es wieder gehn, mein Jüngel, sagte er endlich. Langsam — du gehst immer dicht hinter mir. Er stieß sich mit einem Ruck von dem Stamme ab, sodaß er wieder in gebückte Haltung kam, und schritt voran, bis Moritzchen vor Müdigkeit stolperte und fiel. Er zog ihn am Arme in die Höhe, aber der Kleine taumelte nur noch ein paar Schritte vorwärts, dann fiel er abermals und weinte.

Langsam ließ der Jude die Tragriemen von seinen Schultern gleiten und stellte den Korb zu Boden. Ich werde dich jetzt tragen. Mein Kind braucht nicht zu weinen. Ich werde die Ware herausnehmen, und du wirst hineinsteigen.

O die Ware — die schöne Ware — wo wird die bleiben? jammerte Moritzchen. Aber der Vater nahm alle schweren Sachen heraus und schlug sie so gut es ging in das Wachstuch. Dabei murmelte er inbrünstig den Schluß des Kal nidre — des großen Bußgebets vom Versöhnungstage: Mein Gott, ehe ich geschaffen, war ich nichts — und jetzt da ich geschaffen, bin ich so, als wäre ich nicht geschaffen. Staub bin ich im Leben — noch mehr im Tode; ich bin voller Schmach und Schande. Es sei dir, Einiger, wohlgefällig, daß ich nicht mehr sündige.

Die Broschen und das Sammetband — die darfst du nicht hierlassen — die sind ein Geschäft, sagte der Kleine weinerlich, während er neben dem Korbe auf den Knien lag.

Mach ihn zu einem, der Israel unterweist, setzte der Vater leise seinem Spruch hinzu, und er legte den Warenballen hinter einem schlanken Kastanienbäumchen in den Graben und häufte Schnee darüber. Ja, ich werde die Kleinigkeiten mitnehmen so gut wie die Betriemen — und auch die Wolle; sie wärmt dich noch. Er hob den Knaben hinein. So leg dich an mich — und die Wolle hier zur Seite — und halt die Arme fest am Leib, daß du warm bleibst.

Moritzchen sah aus dem Nest mit seinen schwarzen, enggestellten Augen heraus, wie die Maus aus dem Loch. Pinkus wuchtete sich den Korb wieder auf den Rücken und ging die ersten Schritte taumelnd. Die Last war nicht leichter geworden, und der Schneesturm nicht barmherziger. Er mußte jetzt öfters stillstehn, das durfte er aber nur tun, wenn er zugleich einen der Alleebäume umfassen konnte.

Wirst du kalt? fragte er nach einer Weile.

Ich weiß nicht, piepte Moritzchen.

Soll ich dich niedersetzen? Will mein Jüngel umherspringen, um sich aufzuwärmen?

Nein. Sind wir noch nicht bald da?

Noch eine Viertelstunde — wenn der Einige uns gnädig ist. Dieser Zusatz wurde leise gemacht. Er sprach jetzt gar nicht mehr und ruhte auch nicht mehr aus. Sein Atem wurde keuchend. Er zählte die Schritte immer von eins bis zehn, und vor seinen von Blutäderchen gerötelten Augen, die er auf den Boden gerichtet hielt, flimmerte es. Seinem heißen Gesicht waren die Schneeflocken jetzt an-

genehm. Geflissentlich sah er lange Zeit nicht auf, um durch das unbegrenzte Einerlei der Umgebung nicht entmutigt zu werden.

Endlich hob er den Kopf und sah einen Apfelbaum, der zu dem Garten des vordersten Bauerngehöfts gehörte. Wir sind da! rief er freudig. Moritzche, hörst du — wir sind bei Leut. Schläfst du?

Ein schläfriges Stimmchen gab aus dem Korbe Antwort.

Schlaf nicht ein. Gleich werden wir dich herausholen. Dann bist du in der warmen Stube und wirst essen. Bist du kalt? Er schritt jetzt aus, so rasch er konnte. Nun hatte er das Tor erreicht — nun bog er hinein.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Es konnte von vornherein für keinen denkenden Politiker zweifelhaft sein, daß die revolutionäre Bewegung in Rußland, soweit sie sozialistisch-anarchistischen Charakters ist, in Deutschland nicht ohne Einfluß auf die Massen bleiben, nicht auf sie „abfärben" würde. Seit dem Jenaer Parteitage hat sich die Sozialdemokratie unaufhörlich bemüht, das Wort „Generalstreik" in Umlauf und Verbreitung zu bringen, um die Arbeiter an dieses Schlagwort zu gewöhnen, mag immerhin der Einzelne nicht recht wissen, was er sich darunter recht zu denken hat. Je höher in Rußland wegen der Unentschlossenheit der Regierung und der Unbrauchbarkeit ihrer Organe die Wogen der Revolution gehn, desto mehr Geschmack gewinnen unsre Agitatoren selbstverständlich einem chaotischen Zustande ab, worin die sozialdemokratische Diktatur fast das eigentlich regierende Element geworden ist oder sich wenigstens stark genug fühlt, wie eben bei den russischen Post- und Telegraphenbeamten, der Regierung ihre Bedingungen vorzuschreiben. Für den auswärtigen Beurteiler, der zum großen Teil auf entstellte oder verlogne Zeitungsnachrichten angewiesen ist, bietet Rußland im gegenwärtigen Augenblick allerdings eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem Frankreich von 1789; es hat sogar den Anschein, als ob die Entwicklung noch ein schnelleres Tempo nehmen werde als dort. Aber zum Glück fehlt es nicht an Anzeichen, daß die Kreise des russischen Volkes, denen es um einen ehrlichen Konstitutionalismus zu tun ist, längst begriffen haben, wie dieser mit der Pöbelherrschaft niemals zu erreichen oder zu behaupten sein wird, daß im Gegenteil die sehr zarten Keime bürgerlicher und staatsbürgerlicher Freiheit von den Massen nur zertreten werden können, und daß die Diktatur sozialrevolutionärer Komitees auf die Dauer noch viel schwerer erträglich ist als der zarische Absolutismus. Mit den Komitees scheint die Regierung ja nun endlich, wenn auch spät, aufräumen zu wollen.

Neben diesen Schichten, die sich anfangs das Auftreten der Massen gefallen ließen, jetzt aber längst nach einem Manne rufen, der die Empörung — sogar mit Schrecken — bändigt, wächst langsam aber stetig fortschreitend eine altrussische Strömung unter der Parole: „Ordnung und Zar" empor. Diese beiden Richtungen vereint werden eines Tages stark genug sein, die Revolution niederzuwerfen. Menschenleben haben in Rußland nie hoch im Kurse gestanden, und wenngleich es einerseits richtig sein mag, daß die russische Regierung vor einem Jahre oder doch vor sechs Monaten mit dem dritten Teile der jetzigen Zugeständnisse weiter gekommen sein würde, so darf andrerseits doch mit Zuversicht angenommen werden, daß die Revolution in der jetzigen Krisis nicht das letzte Wort haben wird. Die monarchische Staatsordnung wird sich erhalten und wieder befestigen, wenn sie hinter dem Vorhang Witte ihre Kräfte zu sammeln versteht und zugleich mit der Duma auf dem Plane ist. Ein allgemeines Stimmrecht in einem Lande, wo zwei Drittel der Bevölkerung nicht lesen und schreiben können, ist ein Unsinn, wie es sogar in Deutschland trotz des Bildungszustandes unsrer Bevölkerung ein

Unsinn ist. Das freie England denkt gar nicht daran, solche Experimente zu machen, obgleich es in seinem Oberhause ein hinlängliches Gegengewicht gegen ein demokratisiertes Unterhaus hätte. Aber England müßte an dem Tage, wo es sich der Massenherrschaft unterwürfe, seine Weltmachtstellung abdanken.

Auf dieser Erde ist nichts Unnatürliches von Dauer, und von allen politischen Einrichtungen ist die unnatürlichste die am meisten naturwidrige — die Massenherrschaft. Daran ändert die Tatsache nichts, daß die preußische Regierung die Einführung des allgemeinen Wahlrechts für eine Volksvertretung am Bunde schon 1863 in Aussicht genommen, dann 1867 sogar die geheime Ausübung mit in den Kauf genommen — die verhängnisvolle Zutat unsers theoretisierenden Liberalismus — und es in dieser Gestalt bei der Aufrichtung der Reichsverfassung sogar gegen liberalen Widerspruch aufrecht erhalten hat, um nur erst das deutsche Haus unter Dach zu bringen. Das allgemeine Wahlrecht war ihr damals eine scharfe Waffe gegen innere und äußere Gegnerschaft. Nach 1866 erschien es zudem als Korrelat der allgemeinen Wehrpflicht, durch die Preußen seine siegreichen Kriege geführt und sich den Gegnern überlegen erwiesen hatte. Dem siegreichen, intelligenten Soldaten sollte als Bürger das Wahlrecht nicht vorenthalten werden in dem Vertrauen, daß er als Wähler dieselbe loyale und nationale tapfere Gesinnung betätigen werde, die ihm soeben unter den Fahnen die Bewunderung der zivilisierten Welt eingetragen hatte. Das Reich, das der „brave Musketier" auf dem Schlachtfelde geschaffen hatte, sollte ihn nicht als Wähler degradieren. Man durfte darauf vertrauen, daß er sich die Erhaltung des durch den Sieg Gewonnenen angelegen sein lassen werde, man formte aus den Siegern von Königgrätz und Sedan ein politisches Landsturmaufgebot. Es hätte im Herbst 1866 bei der preußischen Regierung gestanden, nicht nur dem Norddeutschen Bunde, sondern vor allen Dingen Preußen selbst einen wesentlich konservativern Zuschnitt zu geben. Der Gedanke wurde in der Umgebung des Königs wie im Rate der Krone mit Nachdruck verfochten. Bismarck hat sich ihm entgegengesetzt in der Überzeugung, daß das neue Deutschland viele Schranken abzubrechen, eine große einheitliche wirtschaftliche und gesetzgeberische Entwicklung anzubahnen habe, und daß diese Aufgabe erfolgreich nur durch die nationale Idee zu lösen sei. Die nationale Idee war aber damals liberal. Wir wissen heute dokumentarisch, daß zu jener Zeit die Wege der Bismarckschen Politik wiederholt hart bis an die Proklamierung der Reichsverfassung von 1849 heranreichten, vor der damals jeder ehrliche preußische Konservative sich bekreuzte. Nicht er allein hat 1867 auf das preußische Wahlrecht gescholten in Erinnerung an die Kämpfe der Konfliktsjahre, auch Graf Bernstorff, sein Vorgänger im Auswärtigen Amt, schreibt ihm schon unter dem 3. April 1862 von dem „scheußlichen Wahlgesetz" nach Petersburg. Dennoch hat Bismarck in den dreiundzwanzig Jahren seiner Ministerschaft keinen Finger gerührt, dieses Wahlrecht zu ändern. Ein so ungeheures numerisches Anwachsen der Bevölkerung hat in der Zeit der Entstehung des Reichs niemand vorausgesehen, ebensowenig eine so gewaltige wirtschaftliche Entwicklung und — aus dem Zusammenwirken beider — die durch das allgemeine Stimmrecht herbeigeführte Massenorganisation. Bismarck schreckte später „vor zwei Dutzend, selbst vor drei Dutzend Sozialdemokraten im Reichstage nicht zurück," aber er hat die Bekämpfung der Sozialdemokratie sowohl durch entschlossene Repression als durch nebenhergehende Hebung der sozialen und der materiellen Stufe der Arbeiter immer als die wichtigste Aufgabe der innern Politik angesehen. Er hat mit Rom Frieden geschlossen, um das Papsttum in diesem Kampfe nicht zum Gegner, sondern zum natürlichen Verbündeten zu haben; freilich hat er dem Papsttum dabei einen stärkern Einfluß auf die politisch organisierten deutschen Katholiken zugetraut, als es in Wirklichkeit hat und auszuüben vermag.

Tatsächlich sind Einfluß und Wirkungen des allgemeinen Wahlrechts, die Erhaltung des Mandatsbesitzstandes, für das Zentrum maßgebender als die Wünsche Roms, und auch in den Erwägungen der Kurie wird die Neigung, die deutsche Regierung in ihren innern Schwierigkeiten zu unterstützen, doch immer nur ein bedingtes Gewicht haben. Bei dieser Sachlage ist es selbstverständlich, daß die

preußische Regierung nicht an eine Wahlrechtsreform denken kann, die auch im preußischen Landtage der Massenherrschaft Tor und Tür öffnen würde, und aus eben diesem Grunde bleibt es sehr bedauerlich, daß sich in Baden der Liberalismus zu diesem Schritte entschlossen hat, dessen Wirkungen nur seinen Gegnern zugute kommen können. In der Entwicklungszeit des Reiches mag das allgemeine Stimmrecht vorübergehend als starker Balken im Reichsbau mit Erfolg verwandt worden sein, heute dient es nur noch dazu, die Fundamente zu zerstören und einen Tragbalken nach dem andern herauszubrechen. Die Zeit, in der das geheime gleiche Wahlrecht mit der monarchisch-konstitutionellen Staatsordnung dauernd vereinbar schien, ist offenbar vorüber, und wir sind vielleicht nicht mehr weit von dem Scheidewege, wo sich Deutschland für das eine oder das andre zu entschließen haben wird. Wir haben keinen Grund, konstitutioneller als England zu sein, dessen Verfassung ein freies Spiel aller Kräfte, aber in der Unterordnung unter die Gesamtheit des Staatsinteresses garantiert, und haben allen Anlaß, bei der Reichsverfassung, der das wirkungsvolle Schutzdach des englischen Oberhauses fehlt, um so vorsichtiger zu werden.

Solche Erwägungen treten unwillkürlich näher bei dem Spielen mit dem Feuer des Generalstreiks in den sozialdemokratischen Reden und Schriften, bei den Versuchen, mit Aufgeboten der Massen zu wirken, wie es in Breslau beabsichtigt war, und wie man es in Sachsen betätigt hat. In Rußland erprobt die Sozialdemokratie eine neue Technik der Revolution, und je nach dem Ausfall dieser „Generalprobe," die ihre Schatten ja auch schon nach Wien und nach Pest geworfen hat, gedenkt man zur gegebnen Zeit die Inszenierung in Deutschland einzurichten. „Je nach Ausfall." Wir glauben, daß das Ende vom Liede weder für die Führer noch für die Verführten in Rußland erfreulich sein wird. Bei der Lebenshaltung, an die die untern Klassen in Rußland gewöhnt sind, war das Experiment dort möglich. Der deutsche Arbeiter und mehr noch seine Frau und Kinder würden sich für die Hungerkur eines mehrwöchigen Generalstreiks bedanken. Und zu welchem Zweck sollte dieser dienen? Die politischen Rechte, die man in Rußland angeblich dadurch erzwingen will, hat der deutsche Arbeiter seit mehr als einem Menschenalter in Hülle und Fülle, es handelt sich demnach nur um die Zertrümmerung der staatlichen Ordnung. Um so mehr dürfte es an der Zeit sein, daß sich die Behörden und das gesamte Publikum mehr und mehr mit dem Gedanken durchdringen, den Generalstreik nicht etwa wie einen Streik in Lohnfragen als auf dem Boden der Gewerbeordnung prinzipiell erlaubt anzusehen. Der Generalstreik würde völlig außerhalb des Koalitionsrechts stehn und in jeder Beziehung gegen verschiedne Bestimmungen der ersten sieben Abschnitte des Strafgesetzbuchs verstoßen. Er wäre einer Verschwörung gegen den Staat, unter Umständen dem Reichsverrat gleich zu erachten. Die Staatsanwaltschaften und die Gerichte sollten darum gegen Reden und gegen Zeitungsartikel nicht länger gleichgiltig bleiben, die nichts weiter sind als Aufforderungen, wenn nicht gar Vorbereitungen zu unerlaubten, in ihren Folgen gemeingefährlichen Handlungen. Das erste Einschreiten dieser Art liegt erfreulicherweise aus Breslau vor.

Rosa Luxemburg mag vielen nur als komische Figur erscheinen, aber wenn sie in einer öffentlichen Rede ankündigt, daß die Truppen in Deutschland dem in Rußland gegebnen Beispiel des Eidbruchs und der Untreue folgen würden, so muß man sich doch wundern, daß sie nicht als lästige Ausländerin binnen vierundzwanzig Stunden über die Grenze spediert und bis dahin hinter Schloß und Riegel gesetzt wird. Die Polizei mag gute Gründe haben, den Leuten, die Wind säen, um im Sturme zu ernten, eine gewisse Bewegungsfreiheit zu lassen. In normalen Zeitläuften ist das angebracht. Aber in Zeiten wie die augenblicklichen trägt eine solche Duldsamkeit sehr viel dazu bei, die Rechtsbegriffe im Volke zu verwirren, das Gefühl für Recht und Unrecht, für Gesetzlichkeit und Ungesetzlichkeit, ja für Gesetzlosigkeit abzuschwächen. Hoffentlich kann sich Deutschland wie für die Erhaltung seines äußern Friedens so auch

für den innern Frieden auf seine Armee verlassen. Aber diese soll doch auf alle Fälle die ultima ratio bleiben. Die Behörden können sehr viel dazu beitragen, durch rechtzeitige und energische Anwendung der gesetzlichen Strafmittel gleich in dem ersten Stadium dem Entstehen ernsterer Komplikationen und dem schließlichen Appell an die bewaffnete Macht vorzubeugen. In dieses Stadium sind wir längst eingetreten, zum mindesten seit dem Jenaer Parteitag, und es ist nachgerade hohe Zeit, durch einige Exempel darzutun, daß mit dem innern Frieden der Nation und der staatlichen Ordnung nicht ungestraft ein frevelhaftes und leichtfertiges Spiel getrieben werden darf. Je wünschenswerter es ist, daß wir aufrührerischer Bewegungen mit andern als den äußersten Mitteln Herr werden, um so dringender ist es, diese Mittel nicht erst zu versuchen, wenn es zu spät ist, sondern durch ihre rechtzeitige Anwendung Warnungstafeln aufzurichten, die weithin für jedermann verständlich sind. Die Nichtanwendung dieser Mittel dient nur dazu, der Agitation Mut zu machen und auf die Erhaltung des Rechtsbegriffs, den diese zu zerstören bestrebt ist, seitens der Staatsgewalt zu verzichten. Das ist nicht im Sinne von „Scharfmacherei“ geschrieben, sondern um spätere unvermeidliche Schärfen zu verhüten. Artikel wie die der Sächsischen Volkszeitung, die direkt die Aufforderung zur Revolution aussprechen, dürfen so wenig straflos bleiben wie die in demselben Sinne gehaltnen Reden. Das ist nicht mehr eine geistige Bewegung, die am zweckmäßigsten mit geistigen Waffen bekämpft wird, das ist der Appell an die Gewalt, gegen den mit Ernst, Nachdruck und Konsequenz eingeschritten werden muß. Wenn heute liberale kathedersozialistische Blätter die Arbeiter beschwören, solchen Versuchungen nicht Gehör zu schenken, so wird dieser gutgemeinte Appell leider wenig Erfolg haben, weil solche „Bourgeoisblätter“ von den Arbeitern nicht oder nur wenig gelesen werden, und weil den Arbeitern von andrer Seite klargemacht wird, daß das nur Angstmeierei sei.

Bebels Rede, die sich in der stenographischen Wiedergabe des amtlichen Reichstagsberichts etwas gemäßigter ausnimmt als zuvor in den Berichten der Tageszeitungen, hat den verdienten Beifall der französischen Presse gefunden, die selbstverständlich hocherfreut darüber ist, daß sich die deutsche Sozialdemokratie öffentlich anheischig macht, einen Krieg gegen Frankreich zur Verteidigung deutscher Rechte, deren Vorhandensein in Marokko Herr Bebel dabei selbst zugibt und anerkennt, zu verhindern. Die nächste Folge dieser Bebellade wird voraussichtlich die sein, daß die französische Presse beginnt, gegen Deutschland einen drohenden und herausfordernden Ton anzuschlagen. Damit hätte Bebel seinen nächsten Zweck, Deutschlands internationale Stellung zu erschweren, um dadurch die „Unfähigkeit des heutigen Klassenstaats“ zu erweisen, erreicht. Jedenfalls werden die Franzosen auf einem sehr hohen Pferde zur Konferenz kommen. Ihren Anspruch, Marokko ohne viel Federlesens einzustecken, zu tunisifizieren, haben sie keineswegs aufgegeben, und sie haben noch weniger Veranlassung dazu, wenn der Wortführer der deutschen Sozialdemokratie im Reichstage versichert, seine Partei werde die Regierung verhindern, die vertragsmäßigen Ansprüche Deutschlands auf alle Konsequenzen hin zu vertreten. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Franzosen nicht zufrieden sein werden, an der algerischen Grenze die ihnen von Deutschland zugestandne Polizei auszuüben, sondern daß sie der von uns verlangten Internationalisierung der Polizei im übrigen Marokko, der Zollerhebung, des Bankwesens nach Möglichkeit entgegen sein werden. Nun kommt es ja auf die Beschlüsse der Konferenz an, die nur Giltigkeit haben, wenn sie einstimmig sind, und es ist bekannt, daß die in Marokko ansässigen Engländer mit der Politik ihres Landes, die sich, was Marokko anlangt, gänzlich desinteressiert und das Land völlig an Frankreich überlassen hat, sehr wenig einverstanden sind. Bei dieser Sachlage war der Reichskanzler sicherlich völlig im Recht, wenn er im Reichstage andeutete, daß wir über die Spannungen des letzten Sommers wohl hinweg sind, daß sie aber sehr leicht bald an der einen, bald an der andern Stelle wieder eintreten können. Das

wird jedenfalls um so leichter der Fall sein, wenn das Ausland mit Sicherheit annimmt, daß die deutsche Sozialdemokratie das Reich an der Verteidigung seiner Rechte und seiner Interessen verhindern will. Solcher Glaube würde nun zwar im Ernstfalle grobe Enttäuschungen erleben, aber jedenfalls wird durch solche Erklärungen das uns unfreundliche gegnerische Ausland ermutigt. Das ist eine Politik, die sich als Landes- und Reichsverrat qualifiziert und nur unter dem Schutze der parlamentarischen Immunität, wie wir sie in Deutschland verstehn, zu dulden ist. Die Sozialdemokratie treibt mit allen Kräften dem Punkte zu, an dem wir uns alle — hoffentlich nicht zu spät — bewußt werden müssen, daß die Erhaltung der staatlichen Ordnung doch der erste aller Staatszwecke und das oberste aller politischen Güter ist, deren Unantastbarkeit nicht durch einen Mißbrauch der Verfassung gefährdet werden darf. *§*

Von neuen Kunstschriften nennen wir heute für den Weihnachtseinkauf inmitten der jetzigen Kunstschreibeflut nur zwei. Der Sammlung des alten Berliner Museums, die seit einem Jahre in besonders vornehmer und maßvoll dekorativer Weise im Kaiser-Friedrich-Museum auf der Spreeinsel angeordnet ist, ist ein soeben erschienener Band des Modernen Cicerone*) gewidmet, verfaßt von dem neuen Inhaber des kunstgeschichtlichen Lehrstuhls an der Charlottenburger Hochschule, Schubring. Was Schubring vielleicht vor allen jüngern Kunsthistorikern voraus hat, ist seine warme Herzensvornehmheit und die Gabe der prägnantesten Darstellung psychologischer Dramen; aus seinen breiten Kenntnissen sticht die Vertrautheit mit der italienischen Alltagspsyche hervor. Das italienische Quattrocento und die Rembrandtsammlung sind die Glanzgebiete des Berliner Museums, und gerade ihnen ist Schubring in einer energisch und taktvoll belehrenden Weise gerecht geworden. Das Buch ist natürlich zunächst für die Hand der Besucher der in den letzten dreißig Jahren unter Bode so herrlich vermehrten Sammlung gedacht; mit seinen zahlreichen Abbildungen wird es aber auch daheim gute Dienste tun. Möge es auf manchem Weihnachtstischplatz als eine Gewähr für einen künftigen nicht flüchtigen Besuch des Kaiser-Friedrich-Museums liegen; es „setzt keine Kenntnisse, wohl aber den guten Willen voraus, in Geduld sich den künstlerischen und geistigen Mächten hinzugeben, die in den Jahrhunderten vom Beginne der christlichen Epoche bis zum Anfang des neunzehnten bei den Völkern des Nordens und des Südens in Bild, Stein und Metall ihre monumentale Prägung gefunden haben."

Mit besondrer Genugtuung weisen wir dann darauf hin, daß die zweibändige Darstellung der „Kunst der Renaissance in Italien"**) unsers verehrten Mitarbeiters Philippi seit kurzem in zweiter, vermehrter Auflage vorliegt. Mit uns schätzen unsre Leser an Philippi ruhige Reife des Urteils, die sauberste Klarheit der Darstellung nicht ohne persönlichen Accent und eine eigne, zuverlässige kulturgeschichtliche Grundierung seines Vortrags. Wie wertvoll ist uns Philippis feinfühliges literarisches Verständnis, wenn er uns vor ein Porträt eines Schriftstellers führt wie das des Castiglione von Raffael! Und ein Meisterzug seines Buches ist es, daß die Darstellung da ihre größte Schlichtheit gewinnt, wo die gewaltigste Kunst zu uns reden will, bei der Besprechung von Michelangelos sixtinischer Kapellendecke: der Leser wird nicht okkupiert, sondern auf die Sache hin befreit. „Die neue Auflage hat eine großenteils erneute Illustration erhalten, und durch die Verkleinerung der Abbildungen wurde so viel Raum gewonnen, daß der Text erheblich erweitert werden konnte. Vieles ist umgearbeitet . . . das einzelne ist überall mehr ausgeführt, fehlerhaftes nach Kräften verbessert."

---

*) Moderner Cicerone: Berlin. 1. Das Kaiser-Friedrich-Museum von Paul Schubring. Mit 276 Abbildungen und 2 Grundrissen. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union.

**) Leipzig, E. A. Seemann. Erster Band mit 200, zweiter Band mit 260 Abbildungen

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang

Nr. 51

Ausgegeben am 21. Dezember 1905

Inhalt:

	Seite
Der Verfassungskonflikt in Ungarn	625
Die Bedeutung der Presse für die Kultur. Von Hugo Jacobi	634
Von der Beichte	647
Geschichte einer Sammlung. (Fortsetzung)	656
Warum? Von Luise Algenstaedt. (Schluß)	664
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Das stehende Heer der Vereinigten Staaten — Schillerliteratur 1905 — Ach leider! und daß Gott erbarm! — St. Expeditus	674

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

DEUTSCHE BANK.

Behren-Str. 9-13. Berlin W. Behren-Str. 9-13.

Aktienkapital . 180 Mill. Mark
Reserven . . . 76,6 Mill. Mark

Zusammen 256,6 Mill. Mark

Im letzten Jahrzehnt (1895–1905) verteilte Dividenden: 10, 10, 10, 10½, 11, 11, 11, 11, 11, 12%.

FILIALEN:

BREMEN:	Bremer Filiale der Deutschen Bank, Domshof 22—25.
DRESDEN:	Dresdner Filiale der Deutschen Bank, Ringstraße 10.
FRANKFURT a. M.:	Frankfurter Filiale der Deutschen Bank, Kaiserstraße 16,
HAMBURG:	Hamburger Filiale der Deutschen Bank, Adolphsplatz 8,
LEIPZIG:	**Leipziger Filiale d. Deutsch. Bank, Rathausring 2,**
LONDON:	Deutsche Bank (Berlin), London Agency, 4 George Yard, Lombard Street E. C.,
MÜNCHEN:	Bayerische Filiale der Deutschen Bank, Karlsplatz 30,
NÜRNBERG:	Deutsche Bank Filiale Nürnberg, Luitpoldstraße 10,
WIESBADEN:	Wiesbadener Depositenkasse d. Deutsch. Bank, Wilhelmstr. 10a.

Depositenkassen in Leipzig und Vororten:

Rathausring 2, REUDNITZ, Dresdnerstr., Ecke Göschenstr.,
Ranstädter Steinweg 2, PLAGWITZ, Carl-Heine-Straße 51,
Blücherstraße 39, GOHLIS, Gohliser Straße 49.

Eröffnung von laufenden Rechnungen. Depositen- und Scheckverkehr.
Vermittelung von Börsengeschäften an in- und ausländischen Börsen, sowie Gewährung von Vorschüssen gegen Unterlagen.
Versicherung von Wertpapieren gegen Kursverlust im Falle der Auslosung.
Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren.
An- und Verkauf von Wechseln und Schecks auf alle bedeutenderen Plätze des In- und Auslandes. Reisekreditbriefe, Ausschreibungen, briefliche und telegraphische Auszahlungen unter Benutzung direkter Verbindungen nach allen größeren Plätzen Europas und der überseeischen Länder. Einziehung von Wechseln und Verschiffungsdokumenten auf alle überseeischen Plätze von irgend welcher Bedeutung.
Rembours-Accept gegen überseeische Warenbezüge. — Bevorschussung von Warenverschiffungen.

Stahlkammer.

Die Schrankfächer in unserer **Stahlkammer Rathausring 2** stehen unter eigenem Verschluß der Mieter und eignen sich zur Aufbewahrung von Wertpapieren, Hypotheken-Dokumenten, Urkunden, Wertgegenständen und Schmucksachen.
Die Vermietung dieser Schrankfächer erfolgt je nach Wunsch auf beliebige Zeit.
Bedingungen für den Depositenverkehr und die Benutzung der Stahlkammer nebst Beschreibung der letzteren werden an unseren Schaltern ausgehändigt.

Der Dreißigjährigkrieg in Bayern

Der Dreißigjährige Krieg, der Deutschland in seinen Grundfesten erschütterte, hat auch Bayern schwer heimgesucht. Zwischen Donau und Lech, Isar und Inn, Bodensee und Main wurden Schlachten geschlagen, Städte und Dörfer niedergebrannt, Felder verwüstet, Menschen und Vieh getötet oder fortgeschleppt. Die Bevölkerung Bayerns verringerte sich in den Jahren 1618 — 1648 um mehr als die Hälfte. Ganze Landstriche wurden entvölkert, Städte und Dörfer verödeten, so daß Bayern nach dem Kriege einer Wüstenei glich. Die Ursachen dieses furchtbaren Krieges lagen in der Religion, in der Politik, in der Habsucht und Herrschsucht der Großen. Die Reformation hatte in Deutschland tiefe Spaltungen hervorgerufen. Die Katholiken standen den Protestanten, die Lutheraner den Calvinisten feindlich gegenüber. Jede Partei wollte ihren Glauben mit Gewalt anderen aufzwingen. Die Habsburger, Herrscher über Spanien, Österreich, Böhmen und Ungarn, wollten ihre Macht über ganz Deutschland ausdehnen. Sie wollten die Kaiserwürde, die seit Karl V. ihrem Hause gehörte, nicht nur dem Namen nach besitzen, sondern auch in Wirklichkeit ausüben. Sie wollten die Fürsten, die ihnen in einigen anderen Punkten feindlich gegenüberstanden, ihrer Macht unterwerfen. Diese Fürsten wollten ihre Selbständigkeit bewahren und sie womöglich noch erweitern. Sie wollten ihre Macht nicht durch eine starke Kaiserwürde beschränken lassen.

Der Dreißigjährige Krieg hat diesen Gegensätzen ungeheuren Ausdruck verliehen. Er hat aber auch gezeigt, daß keine Partei stark genug war, ihre Gegner zu vernichten. Er hat gezeigt, daß keine Partei stark genug war, ihre Ziele durchzusetzen. Er hat gezeigt, daß Deutschland in seiner Gesamtheit zu schwach war, um eine Großmacht zu werden. Er hat gezeigt, daß Deutschland in seinen Einzelteilen zu stark war, um sich einer Großmacht unterwerfen zu lassen.

Der Dreißigjährige Krieg hat Bayern fast zugrunde gerichtet. Er hat aber auch gezeigt, daß Bayern stark genug war, um sich seine Selbständigkeit zu bewahren. Er hat gezeigt, daß Bayern stark genug war, um sich seine Kurwürde zu erhalten. Er hat gezeigt, daß Bayern stark genug war, um sich seine Pfalz zurückzuerobern. Er hat gezeigt, daß Bayern stark genug war, um sich seine Selbständigkeit zu bewahren.

Dutzend Gegenkönige hat man gewählt und ebenso oft das Haus Österreich der Krone verlustig erklärt, das letztemal im Jahre 1849 unter Franz Kossuth. Alle diese Versuche sind gescheitert, da die Kräfte der Ungarn niemals ausgereicht haben, die Selbständigkeit zu erkämpfen, und die Niederlagen haben immer wieder der opportunistischen Richtung zur Herrschaft verholfen, die im Frieden mit Österreich das Heil des Volkes sucht. Daß der nationale Chauvinismus seit einigen Jahren in Ungarn wieder mächtig ins Kraut geschossen ist, läßt sich nicht in Abrede stellen, aber das ist auch kaum zu verwundern in Zeiten, wo nationaler Chauvinismus allerorten sein Wesen treibt und namentlich die kleinern Nationen ergriffen hat. Dagegen ist es eine nicht gerechtfertigte Überschätzung der heutigen Bewegung in Ungarn, wenn man daran die Tiraden vom „Zerfall Österreichs," die seit 1866 im Schwang sind und vorher unbekannt waren, wieder aufzufrischen sucht, und wenn man die politisch gänzlich unbedeutende Auflösung der skandinavischen Union als warnenden Vorläufer für Österreich ansehen möchte. Von dergleichen kann gar nicht die Rede sein. Die heutige Lage in Ungarn kann man nur vergleichen mit dem Verfassungskonflikt in Preußen von 1861 bis 1866, und die Lösung wird einzig und allein von der Haltung der Krone abhängen, wie sie auch in Preußen, allerdings begünstigt durch die militärische Entscheidung der deutschen Frage, von der Festigkeit des Königs Wilhelm abgehangen hat.

Die Dinge in Ungarn nehmen sich nach den Zeitungsberichten freilich höchst bedenklich aus. Da sogar schon vielfach die wirtschaftliche und die politische Voraussetzung der Reichsgemeinschaft zwischen Österreich und Ungarn in Abrede gestellt wird, so scheint schon der Grund ins Wanken geraten zu sein, auf dem das ehrwürdige Gebäude der habsburgischen Monarchie errichtet worden ist. Es liegt trotzdem keine Notwendigkeit vor, aus dem Zeitungs- und dem Parlamentslärm der Gegenwart den voreiligen Schluß zu ziehn, daß eine neue Kraft über die Ungarn gekommen sei, die sie befähigte, den Konflikt mit der Krone diesesmal zu ihren Gunsten zu entscheiden, während ihnen das doch früher niemals gelungen ist. Fassen wir nur die Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege, seit dem die Festigung der österreichischen Monarchie vor sich gegangen ist, ins Auge, so ist es Tatsache, daß seit der großen Magnatenverschwörung vom Jahre 1665 bis in die neuste Zeit fast fortwährend Fehden, Kämpfe und Verfassungsstreitigkeiten gegen Österreich und das Haus Habsburg stattgefunden haben, die in keinem Falle endgiltig zugunsten Ungarns ausgeschlagen sind. Der Ausgleich von 1867 hat den Frieden noch nicht gebracht, obgleich er den Ungarn alles bewilligte. Konnten sie früher mit weniger oder mehr Recht behaupten, daß die Krone ihre Hoffnungen und Erwartungen wiederholt getäuscht habe, so läßt sich jetzt diese Behauptung nicht geltend machen. Es besteht doch wohl außerhalb Ungarns kein Zweifel darüber, daß es sich bloß um magyarische Begehrlichkeiten handelt, die im Kampfe durchaus nicht jenes Kraftgefühl verleihen, das das beleidigte Rechtsbewußtsein zu begleiten pflegt. Wenn schließlich die „ritterlichen" Magyarenführer auf die Schwäche des greisen Kaisers Franz Joseph gerechnet haben, so haben sie sich eben getäuscht. Wer nicht vom Wahne des zukünftigen „Zerfalls von Öster-

reich“ befangen ist oder nicht jede revolutionäre oder antimonarchische Bewegung mit innerm Wohlgefallen begleitet, der muß heute schon der Überzeugung Raum geben, daß der neuste ungarische Auflehnungsversuch gegen die Hoheitsrechte der Krone ebenso resultatlos ausgehn wird wie alle frühern. Der Hinweis auf die norwegischen Vorgänge ist verfehlt, die Analogie ist nur sehr oberflächlich. Die Vereinigung Ungarns mit Österreich hat viermal länger gedauert als die skandinavische Union und ist auf ein einheitliches Heer mit jahrhundertelangen gemeinsamen Traditionen gestützt, dessen Offiziere von einer gesonderten ungarischen Armee nichts wissen wollen. Der Kaiser weiß ganz wohl, warum er an das Heer nicht rühren läßt, während er sonst seine Völker ihren politischen Neigungen freier nachgehn läßt, als vielleicht gut ist.

Kaiser Franz Joseph hat den Magyaren in den letzten siebenunddreißig Jahren keinen Anlaß gegeben, sich über ihn zu beklagen, im Gegenteil hat seine Nachgiebigkeit in allen nicht ausschlaggebenden Fragen nach und nach eine Stimmung geschaffen, in der den Magyaren die Betonung der verfassungsmäßigen Herrscherrechte, obwohl dies nur im Interesse der Gesamtmonarchie und damit Ungarns selbst geschieht, schon als ein Gewaltakt gegen sie erscheint. Und sie haben sich in diese Anschauung untereinander schon so hineingeredet, daß eine förmliche dynastische Opposition daraus geworden ist, und daß sich der 1849 so blutig niedergeschlagne Selbständigkeitsgedanke wieder in den Zeitungen und auf den Straßen breit macht. Man hat ganz vergessen, daß die größten Männer der Nation, Deak und Andrassy, zunächst an der Reichsgemeinschaft mit Österreich in politischer und in wirtschaftlicher Hinsicht festgehalten haben und Ungarn nur unter diesen Umständen eine wichtige europäische Aufgabe zudachten. Und wie richtig sie gerechnet hatten, beweist die Tatsache, daß dreißig Jahre lang geschickte Staatsmänner die ungarische Politik mit glänzendem Erfolge geführt haben, und daß die Ungarn unbestritten die leitende Rolle in der Monarchie spielten, allerdings begünstigt durch die politischen Vorgänge in der andern Reichshälfte, in der zuerst die Deutschen ihre herrschende parlamentarische Stellung nicht zu wahren wußten, worauf hin ein politisches Chaos hereinbrach. Die ungarische Unabhängigkeitspartei hat den radikalnationalen Standpunkt über den überaus vorteilhaften Ausgleich des Jahres 1867 mit in die neue Zeit des Dualismus hinübergenommen und eine eifrige Hetzarbeit getrieben, die seit der Übernahme der Regierung durch Koloman Tisza volle Duldung und stille Förderung erfuhr. Die kraftlose Zerfahrenheit in der andern Reichshälfte, die Nachgiebigkeit der Krone in vielen nationalen Angelegenheiten, die der Eitelkeit der Magyaren wichtiger erschienen, als sie waren, hatten die agitatorischen Bestrebungen der Unabhängigkeitspartei mehr und mehr auch auf die Regierungspartei übertragen; man sah ja, daß es ging, und der Appetit kam beim Essen.

Bis zum Sturze des Ministeriums Banffy traten die immer größer gewordnen magyarischen Begehrlichkeiten noch in politisch manierlicher Form hervor, seitdem aber Koloman von Szell die Richtung des Grafen Apponyi regierungsfähig gemacht hatte, ist die reine politische Anarchie ausgebrochen. Die heutige, obwohl in sich vielfach gespaltne Reichstagsmehrheit will sich

nicht mehr mit dem bisherigen Zustande zufrieden geben, wonach die Minorität der Magyaren nicht nur in Ungarn direkt herrscht, sondern auch indirekt durch die politische Beeinflussung der andern Reichshälfte die eigne wirtschaftliche Existenz sichert; sie will sich diesen Zustand nun für alle Zukunft sichern, indem sie die Krone zwingen will, dem ungarischen Reichstage die Majestätsrechte und damit die Macht über die Armee auszuliefern. In diesem Sinne ist der heutige ungarische Konflikt ein vollkommnes Seitenstück zu dem preußischen Verfassungsstreit der sechziger Jahre. Es handelt sich nicht etwa um „die deutsche Kommandosprache," die ja doch nur neunzig Worte umfaßt, sondern um die von der Unabhängigkeitspartei aufgeworfne Frage, ob die Krone nach ihrem verfassungsmäßigen Rechte oder nur nach einem von der „ungarischen Nation" übertragnen Rechte über „die ungarische Armee" verfügt. Da es nach dem Wortlaute der Verfassung ganz unleugbar ist, daß die Bestimmung der Kommandosprache des gemeinsamen Heeres zu den Rechten der Krone gehört, so kann die Absicht der ungarischen Opposition, den König zum Aufgeben dieses Majestätsrechts zu zwingen, nicht anders als revolutionär bezeichnet werden. Wenn erst in dem Punkte der Kommandosprache das „Recht der ungarischen Nation" — d. h. der jeweiligen Parlamentsmehrheit — durchgefochten würde, dann wäre kein Halt mehr, und „die ungarische Armee," die nach der Ausgleichsakte „ein Teil des gemeinsamen Heeres" ist, würde binnen kurzem unter die Herrschaft des ungarischen Abgeordnetenhauses gestellt sein. Es ist immer die Taktik der ungarischen Unabhängigkeitsschwärmer gewesen, durch spitzfindige Auslegung verfassungsmäßiger Bestimmungen und stürmisches Beharren auf dem damit erschlichnen Standpunkte zunächst ein kleines Loch in die Wand der Verfassung zu bohren und es danach durch fleißige Wühlarbeit zu erweitern. Der frivole Einfall des Grafen Apponyi, es müsse eine gesonderte ungarische Armee errichtet werden, weil sie in der Ausgleichsakte besonders benannt sei — aber als Teil des gemeinsamen Heeres —, ist das Leitmotiv der neuen ungarischen Agitation für eine besondre Militärmacht.

Man hat es in den letzten Jahren ein wenig eilig mit dieser Agitation gehabt, weil der in so vielen Fällen nachgiebig gewesne Kaiser Franz Joseph hochbetagt ist, und weil man von jedem Nachfolger sicher weniger Entgegenkommen erwarten muß. Mit der den Magyaren eignen, aber der ihnen einst fälschlich nachgerühmten Ritterlichkeit sehr unähnlichen Offenheit hat das im Parlament der Kossuthianer Barabas ganz offen ausgesprochen: „Der König wird alt." Und wenn Kaiser Franz Joseph, in dem noch die Eindrücke der ungarischen Revolution nachklingen mögen, gemeint haben sollte, man könne die Magyaren mit Güte gewinnen, so hat er sich in dem orientalischen Charakter dieses fremden Volkes getäuscht. Von alters her kennen die asiatischen Völker nur ein politisches Prinzip an: die Macht, die sie entweder rücksichtslos ausüben, oder der sie sich notgedrungen unterwerfen. Von einer Werbung der Magyaren auf dem wirtschaftlichen Gebiete oder auf dem der Kultur unter den benachbarten Völkerstämmen hat man nie etwas vernommen, sie sind von jeher auf sich selbst beschränkt geblieben und haben darum auch nicht merklich zugenommen. Auch jetzt, wo ihnen ein unverdient günstiges Geschick

die Macht in die Hände gespielt hat, benutzen sie sie nur, durch staatlichen Druck zu magyarisieren; nur die politische Gewalt und die der herrschenden Nation zufallenden materiellen Vorteile stehn ihnen dabei zu Gebote, von der Wirkung einer überlegnen moralischen oder ökonomischen Begabung ist bei ihnen nicht die Rede. Was in Ungarn an Kultur vorhanden ist, ist westeuropäischen, vorwiegend deutschen Ursprungs, das wissen die im Lande lebenden Nichtmagyaren sehr wohl und sehen nicht ein, warum sie sich in magyarischer Übersetzung aufdringen lassen sollen, was sie sich ebenso gut in ihre Sprache übertragen können. Trotz dem nahezu vierzigjährigen Besitze der vollkommnen Staatsgewalt ist die Magyarisierung des Landes nur wenig vorgeschritten, am wenigsten unter den Deutschen und den Rumänen, etwas mehr unter den Slowaken, dagegen hat sich das zahlreiche Judentum fast ausschließlich magyarisiert, was aber keineswegs alle Ungarn mit Befriedigung erfüllt, sondern sogar eine starke antisemitische Strömung hervorgerufen hat.

Um die nichtmagyarische Mehrheit der Bevölkerung niederzuhalten und nicht zur Geltung kommen zu lassen, dazu dient die ungarische Verwaltung. Wenn in Ungarn darum die Vorzüge der „avitischen" Komitatsverfassung gepriesen werden, so hat das seinen guten Grund, im übrigen braucht man dabei aber ja nicht an eine Selbstverwaltung nach englischem Muster zu denken. Die heutige ungarische Verfassung ist übrigens nicht tausend Jahre alt und keineswegs ein Werk Arpads, sondern ihr Grundsatz der Selbstverwaltung für die Kreise und die Bezirke war aus Deutschland übernommen worden. Kossuth wandelte dann die Komitate mit ihrer örtlichen Selbstverwaltung nach dem Muster der französischen Präfekturen um, die wohl eine gewaltige Macht in der Hand der jeweiligen Regierung vereinigen, aber zugleich auch unter dem Drucke der Tagespresse mit ihren kapitalistischen Anschauungen und der Stimmung der hauptstädtischen Volksmassen stehn. Unter diesen Umständen hat eine künstlich genährte und unter dem Schutz der Verwaltung stehende, besonders auch durch den Schulunterricht geförderte Strömung den heutigen auffälligen Nationaldünkel großgezogen, der alle Einsicht in die politische Stellung und die Machtverhältnisse Ungarns geradezu unterdrückt hat. Die wirklichen Führer dabei sind eigentlich immer nur einige Zeitungschreiber, die die hauptstädtischen Blätter für sich haben, und einige Advokaten, hinter denen die von ihnen aufgestachelten Massen der Straße stehn. Die von diesen Kreisen durch Aufwerfen von „nationalen Fragen" erregten Stimmungen der hauptstädtischen Massen — unter denen die Studenten nicht zu vergessen sind — wirkten auch auf das Land, und die liberalen Regierungen gaben ihnen um so mehr nach, als damit die Öffentlichkeit volle Beschäftigung erhielt, und das Drängen nach Reformen übertönt wurde. Denn so rasch und umfassend sich auch die historischen Parteien des Magyarentums die politischen Handgriffe des modernen Liberalismus zu eigen gemacht hatten, um ihre Herrschaft im Lande fest zu begründen und auf die Dauer zu sichern, so wenig war ihre Verwaltung geeignet, das Land zufrieden zu stellen.

Die Magyaren haben von alters her verstanden, politisch zu herrschen, aber nicht zu verwalten. Über eine rein patriarchalische Verwaltung sind sie

nie hinausgekommen, und darum versagt ihre angebliche „avitische" Komitatsverwaltung in allen Fragen, außer in denen der politischen Herrschaft. Wirtschaftliche und soziale Angelegenheiten begegnen geringem Verständnis und finden nur dann Förderung, wenn ein einflußreicher Freund der oligarchischen Herrschaft dabei beteiligt ist; die agrarischen Verhältnisse sind so stark vernachlässigt worden, daß die Auswanderung einen erschreckenden Umfang erreicht hat. Es gibt auf allen Gebieten sehr viel zu verbessern, aber da versagt die Verwaltung und auch die Gesetzgebung, denn sie müßte ja bei der Verwaltung beginnen. Die Unzufriedenheit darüber ist groß und herrscht nicht etwa bei den Nichtmagyaren allein. Die liberale Partei ist aber seit länger als dreißig Jahren nur bestrebt gewesen, sich in der Herrschaft zu erhalten, und dachte nicht an Reformen, sie hat auch den vor allem von der hauptstädtischen Presse gepredigten Chauvinismus nur gefördert, um darin den Wunsch nach Reformen untergehn zu lassen. Der Chauvinismus knüpft eng an die Forderungen der Unabhängigkeitspartei an und bezweckt nichts geringeres als die Abänderung des Ausgleichs mit Österreich zugunsten Ungarns sowie die Magyarisierung des ganzen Landes und verliert sich in uferlosen Träumen einer ungarischen Großmachtspolitik auf der Balkanhalbinsel. Ob die Kräfte des Volkes auch nur zur Erreichung eines dieser Ziele ausreichen, danach wird nicht gefragt. Das zu Zeiten Deaks erlassene Nationalitätengesetz, das den Frieden mit den andern Völkerschaften des Landes gewährleisten sollte, ist gänzlich beiseite geschoben worden und hat zahlreichen Angriffen auf die Nichtmagyaren (Ortsnamengesetz, Volksschulgesetzentwürfe usw.) Platz gemacht, die Ausgleichsfrage steht so, daß keine neue Vereinbarung mehr möglich erscheint, und der Imperialismus hat zum Konflikt mit der Krone wegen der Armee geführt; augenblicklich bietet diese Angelegenheit den Schauplatz, auf dem Entscheidungen erwartet werden.

Das ist ein wenig viel Konfliktsstoff auf einmal, und man muß sich billig wundern, daß eine Partei, die seit 1867, und hauptsächlich seit der straffen Organisierung durch Koloman Tisza nach 1875, die Leitung des Landes ununterbrochen in den Händen hatte, in allen diesen Fragen nicht vorbeugend und mäßigend gewirkt hat. Das lag freilich in dem Wesen der liberalen Partei begründet. Unter diesem Namen hatten sich die Anhänger des Ausgleichs zusammengefunden, besonders die alten Adelsparteien und viele parlamentarische Streber, die in dem neuen öffentlichen Leben eine Rolle spielen wollten und davon persönliche Vorteile erhofften, unter ihnen viele getaufte und ungetaufte Juden, die nach Renegatenart ihre neue nationale Zugehörigkeit lauter betonten als die eigentlichen Magyaren selbst. Sie sind auch, vor allem durch ihren Einfluß und durch ihre Beteiligung an der Presse, die wesentlichen Schürer des nationalen Chauvinismus gewesen und haben den Alldeutschen Anlaß zur Erfindung der Bezeichnung Judäo-Magyarismus gegeben. Koloman Tisza, der alle diese Leute mit eiserner Hand in eine geschlossene Partei zusammenfaßte, war eigentlich kein schöpferischer Staatsmann, sondern nur ein genialer Parteitaktiker, der es wohl fertig brachte, seine Anhänger zu den bedeutenden Opfern für die Regelung der Staatsfinanzen zu

nötigen, aber kein Verständnis für die notwendigen Reformen hatte, die zur innern Entwicklung des Landes dringend notwendig waren. Sein „System" bestand darin, unter allen Umständen seine Partei in der Herrschaft zu erhalten, und das wurde in der Weise ins Werk gesetzt, daß bei den Wahlen die Regierung ihre Anhänger mit dem ganzen Apparat der Komitatsverwaltung unterstützte. So wurde die Mehrheit der liberalen Partei, die 1878 nur acht Stimmen betrug, zustande gebracht und aufrecht erhalten, bis sie bei den Wahlen vom 26. Januar 1905 unter Tisza dem Jüngern jäh zusammenbrach. Wie das möglich war, ist im Auslande, aber auch in Österreich, nicht immer recht klar geworden, weil die Ursachen der Unzufriedenheit mit der Wirtschaft der liberalen Partei in der ausländischen Presse unbekannt geblieben oder totgeschwiegen worden sind.

Der adliche Teil der liberalen Partei war der von alters her politisch befähigtste und steht noch heute auf dem Standpunkt, an dem Ausgleich mit Österreich festzuhalten. Die politische Tätigkeit des Reichstags seit dem Ausgleich faßten sie als Fortsetzung des frühern ständischen auf, worin sie ausschlaggebend gewesen waren. So sollte es auch jetzt sein: sie würden beschließen, und der König würde ihre Beschlüsse unterschreiben, etwa wie es in England unter der Königin Viktoria der Fall war. Dieser Standpunkt deckte sich vollkommen mit der modernen parlamentarischen Auffassung des andern Flügels der Partei, der alle Staatsgewalt in das Parlament verlegt und der Krone nur eine dekorative Rolle zuschreibt. In diesem Sinne fanden sie sich zusammen und arbeiteten einträchtiglich miteinander. Dem Adel fiel meist der repräsentative Teil zu, die bei der modernen Parteipolitik notwendige Arbeit für die Presse und die Agitation besorgte der andre Flügel der Partei. Nachdem unter Koloman Tisza die unbedingte Durchsetzung der Partei zum Grundsatz erhoben worden war, erhielt der agitatorische Flügel immer größere Wichtigkeit, denn die Wahlen wurden schwieriger und kosteten schrecklich viel Geld. Dadurch gewann auch die Finanzwelt einen ungebührlichen Einfluß, und die herrschende Partei suchte sich für die bei den Wahlen gebrachten Opfer schadlos zu halten. Die mit einseitiger Parteiherrschaft immer eng verknüpfte Korruption und Begünstigung der Parteigenossen nahm überhand und rief tiefe Unzufriedenheit hervor, die namentlich auch magyarische Kreise erfaßte. Daß die Nichtmagyaren unzufrieden waren, fand keine Beachtung und verstand sich von selbst. Gegen sie wurde der ganze Machtapparat des Staats in Bewegung gesetzt, insbesondre bei den Wahlen, bei denen nur allzu häufig die Gewehre der Gendarmerie oder des herbeigezognen Militärs den Ausschlag gaben, wenn sich die Unterdrückten mit Gewalt gegen die Beeinflussung der Wahl Recht zu verschaffen suchten, während außerdem selbstverständlich jedes andre Mittel, die Nichtmagyaren von der Wahlurne fernzuhalten, als erlaubt galt. Interessant ist die durchaus in den Tatsachen begründete Angabe des „Protests" der Führer der Slowaken, Serben und Rumänen Ungarns vom Januar 1898, „daß sich die Regierungspartei gerade aus den Wahlbezirken der Nationalitäten rekrutiert, wogegen die echt magyarischen Wahlbezirke größtenteils Oppositionelle wählen." Also in den Wahlkreisen mit nichtmagyarischer Mehrheit,

in denen es sich nur um die Niederwerfung des nationalen Gegners handelte, wurden unter Anwendung alles Drucks der Behörden Magyaren — aus naheliegenden Gründen die Regierungskandidaten — gewählt, in den rein magyarischen Wahlkreisen, wo der Regierungsdruck wieder scharf ausgeübt wurde, siegte die magyarische Opposition.

Eine schlagendere Kritik der Herrschaft der liberalen Partei kann es gar nicht geben. Wahlmißbrauch schuf und parlamentarische Korruption hielt die Partei zusammen. Die mit dieser Wirtschaft unzufriednen Leute, die ihre Meinung unterdrückt und keine Aussicht auf Reformen sahen, aber nichts gegen die Gewaltherrschaft auszurichten vermochten, verfielen leicht der Beeinflussung durch die Unabhängigkeitspartei, die die Regierung als Trägerin des Ausgleichs mit Österreich bekämpfte. Damit war der Boden für die Kultur der „nationalen Forderungen," die üppig ins Kraut schossen, geschaffen. Koloman Tisza, der die seiner Parteiherrschaft aus dieser Bewegung drohende Gefahr erkannte, suchte der nationalen Seite der Opposition den Wind aus den Segeln zu nehmen, indem er selbst einige „nationale" Ansprüche, die keineswegs im Ausgleich begründet waren, gegen Österreich und die Krone durchsetzte. Das war aber nicht von dauernder Wirkung, und er benutzte schließlich einen geringfügigen Anlaß, 1890 zurückzutreten. Seine schwächern Nachfolger suchten seine Methode fortzusetzen, aber der Druck bei den Wahlen und die Nachgiebigkeit gegenüber den nationalen Wünschen mußten immer größer werden. Die Ministerien Szapary und Wekerle wandten als letztes Rettungsmittel aller liberalen Parteien auch noch den Kulturkampf an, erreichten aber damit nur, daß eine neue Oppositionspartei, die katholische Volkspartei, entstand. Noch einmal setzte Banffy 1896 die alte Praktik der liberalen Partei ins Werk und ließ mit der entschiedensten Rücksichtslosigkeit wählen, aber auch sein Ortsnamengesetz half ihm dann nichts mehr, der allgemeine Unwille über den Terrorismus der Partei war zu groß und äußerte sich am wirksamsten durch die Obstruktion im Abgeordnetenhause, der sich bald auch Mitglieder der liberalen Partei anschlossen. Szilagyi und Apponyi schoben den unfähigen Szell in den Vordergrund, der angeblich zwischen Banffy und der Opposition vermitteln sollte, aber plötzlich aus Wien als neuer Ministerpräsident zurückkehrte. Damit war das definitive Ende der liberalen Partei eingeleitet, denn Szells erster Schritt war die Verschmelzung der liberalen Partei mit der Nationalpartei, deren Führer Graf Apponyi sich in seinen nationalen Forderungen nur durch Worte von den Kossuthianern unterschied. Es lag auf der Hand, daß die systematische Erweiterung der ungarischen staatsrechtlichen Forderungen, die nun durch Apponyi und seinen Anhang in die Regierungspartei offiziell eingeführt worden waren, zur Krise führen mußte, weil jedermann, der die Verhältnisse — nicht nach den Zeitungen, sondern durch eigne Prüfung — verfolgt hatte, gar nicht in Zweifel darüber sein konnte, daß Kaiser Franz Joseph allen Ansprüchen auf eine gesonderte ungarische Armee sein entschiednes Nein! entgegensetzen würde.

Es sind seit dem 16. September 1903, wo der Monarch den von Chlopy datierten Armeebefehl erließ, mehr als zwei Jahre ins Land gegangen, und

zwei Ministerien haben ihre Sessel geräumt, ohne daß sich die Sachlage irgendwie geändert hätte. Der Monarch hat zweimal dem ungarischen Standpunkt eine Reihe von Zugeständnissen gemacht. Von vielen Seiten, die sich allerdings niemals durch viel Verständnis oder große Liebe für die Armee ausgezeichnet haben, sind diese Zugeständnisse als ernste Gefahren für die Einheitlichkeit des Heeres ausgegeben worden, während sie doch wohl nur als ein Gerechtwerden gegenüber den auf Grund der neuen staatlichen Ordnung seit einem Menschenalter eingetretnen Änderungen auf sprachlichem und auf nationalem Gebiet angesehen werden dürfen. Weil der Kaiser aber in der Hauptsache, in der Frage der Oberhoheit über die einheitliche Armee, nicht nachgegeben hat, ist ihm jenes Entgegenkommen von den Führern der Ungarn ebensowenig gedankt worden wie seine frühere Zustimmung zu der nicht immer tadelfreien Handhabung der magyarischen Vorherrschaft in Ungarn selbst wie zu dem Hervortreten Ungarns in der Politik der Gesamtmonarchie. Kaiser Franz Joseph hat immer die Annahme, als ob in Ungarn das parlamentarische System bestünde, unwidersprochen gelten lassen, hat in ungarischen Fragen nie andre als ungarische Ratgeber gehört und nie eine Deputation der nichtmagyarischen Nationalitäten Ungarns empfangen, so berechtigt auch ihre Beschwerden über die Ausübung der ungarischen Regierungsgewalt sein mochten. Ein Gefühl der Dankbarkeit dafür hat die Ungarn nie beschlichen; fortwährend in ihrer Selbstgefälligkeit angeregt durch die mit Überlieferungen aus der Vergangenheit genährte Agitation der Unabhängigkeitspartei verstanden sie sich wohl dazu, ihrem König, solange er sie schalten und walten ließ, das Prädikat eines „vollkommen konstitutionellen Herrschers“ zuzuerkennen, seitdem er aber begonnen hat, in einem Falle seine verfassungsmäßigen Rechte zu betonen, wird er des Verrats und des Bruchs der Verfassung beschuldigt. Man will in Budapest nicht begreifen, daß die Betonung der Kronrechte hauptsächlich Ungarn zugute kommt, dem die einheitliche Armee einen sichrern Schutz gewährt, als es je ein ungarisches Heer vermöchte, abgesehen davon, daß zwei Drittel der gemeinsamen Armee nicht von Ungarn bezahlt werden.

Im Armeebefehl von Chlopy hatte der Kaiser seinen festen Entschluß ausgesprochen, daß er an der Organisation der Armee nichts ändern lassen werde, dagegen sollten die schon unter dem Ministerium Szell bewilligten nationalen Zugeständnisse aufrecht erhalten bleiben. Alles, was hüben und drüben armeefeindlich und parlamentarisch gesinnt war, nahm offen oder mit versteckter Intrigue gegen die Betonung des monarchischen Rechts Partei, die Ungarn natürlich in corpore, aber auch in der österreichischen hauptstädtischen Presse, die noch denselben Faden spinnt wie zur Zeit des Sturzes des Ministeriums Auersperg, fand die ungarische Auffassung Zustimmung. Was die Ungarn an konstitutionellen Rechten der Krone abdrückten, mußte ja denselben Bestrebungen in Österreich nützlich sein. Aus diesem Grunde erklärt es sich, daß in Österreich — besonders unter den Deutschösterreichern — keine Stimmung aufkommt, sich in der Heeresfrage an die Seite des Herrschers zu stellen. Jede gesunde Aufwallung in der Bevölkerung für die Armee wird in der Presse verwässert und durch Ablenkung unwirksam gemacht. Als Hauptmittel dient dabei die

Behauptung, daß die Zugeständnisse an die Ungarn schon die Einheit der Armee durchbrochen hätten, daß überhaupt die Krone zu viel nachgegeben habe und schließlich doch alles bewilligen werde. Jede sorgsame Betonung der Krone, daß sie in keinem Falle gesonnen sei, die verfassungsmäßigen Rechte der Ungarn anzutasten, wird als Nachgiebigkeit und Zurückweichen von dem vorher betonten Standpunkt hingestellt, und auf diese Weise hat es das Zusammenwirken der mit verteilten Rollen arbeitenden Budapester und Wiener Blätter binnen zwei Jahren dahin gebracht, daß die Deutschösterreicher der Armeefrage nahezu teilnahmlos gegenüberstehn und auch in diesem Falle den für ihre nationale Stellung so wichtigen Anschluß an die Krone versäumen. Auch weitere Kreise werden durch die einseitige Darstellungsweise der Presse so lange im Irrtum erhalten und zu einer schiefen Beurteilung der Sachlage verleitet, bis schließlich wieder einmal ein den Zeitungsschilderungen geradezu widersprechendes Ereignis alle Welt darüber belehrt, daß die Sache trotzdem noch auf dem alten Flecke steht. Aber auch dann hat die findige Presse wieder rasch eine Erklärung und spricht von Unbeständigkeit der Politik durch Einflüsse schlechter Ratgeber und der „Kamarilla."

(Schluß folgt)

Die Bedeutung der Presse für die Kultur

Vortrag, gehalten in der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung in Berlin am 1. Dezember 1905

von Hugo Jacobi

Das Thema, das mir für den heutigen Abend gestellt worden ist, gehört zu denen, die ihre Erläuterung — ihre Auslegung, wenn ich so sagen darf — in sich selbst tragen. Die „kulturelle Bedeutung der Presse" — so hatte das Thema gelautet — ist jedem denkenden Menschen ohne weiteres klar; ihm genügt, eine unsrer größern Zeitungen aufzuschlagen. Es kann sich deshalb heute weniger darum handeln, die Tatsache dieser Bedeutung zu erweisen, als vielmehr um einen Versuch, in knappem Rahmen ein Bild ihrer Wirkungen und der dabei in Betracht kommenden Beziehungen und Einflüsse zu formen. Es wird sich das am besten an der Hand eines Überblicks über die geschichtliche Entwicklung der Presse nach vorheriger Feststellung des Begriffs Presse tun lassen; denn wenn wir die Bedeutung selbst ohne weiteres als Tatsache haben anerkennen müssen, bedarf die Feststellung ihres Begriffs keiner weitläufigen Erörterung: „kulturelle Bedeutung" ist gestaltender Einfluß auf das gesamte Kulturleben in seiner fortschreitenden Entwicklung.

Wenngleich der Begriff „Presse" eigentlich alles umfaßt, was aus der Buchdruckerpresse an Schriften hervorgeht, so entspricht es doch dem Sinne unsers Themas, diese Betrachtung auf das zu beschränken, was wir im jetzigen Sprachgebrauch unter Presse verstehn: Zeitungen und Zeitschriften, zunächst die Tagespresse. Denn sie ist es, die das Kulturleben aller zivilisierten Völker

der Erde im Guten wie im Bösen, im Großen wie im Kleinen, ihr Denken und Empfinden, ihr Wollen und Handeln täglich von neuem als führende geistige Macht durchdringt und beeinflußt.

Es ist heute kein Wagnis mehr, was es vor einer nicht sehr langen Reihe von Jahren noch gewesen wäre, einen solchen Satz in den Räumen einer deutschen Hochschule und in einer wissenschaftlichen Vereinigung auszusprechen. In Deutschland mehr als in irgendeinem andern Lande hat sich die Wissenschaft lange Zeit fast systematisch von der Tagespresse ferngehalten — Ausnahmen bestätigen die Regel —, hat sie als minderbürtig angesehen, und die Beschäftigung mit der Journalistik als des deutschen Gelehrten von Beruf nicht ganz für würdig erachtet. Allmählich aber hat sich doch auch an unsern deutschen Hochschulen die Überzeugung durchgerungen, daß die Presse mehr ist als ein geschäftliches Unternehmen zur Befriedigung der Neugier; daß sie in der Gesamtheit ihrer Bedeutung und ihrer Beziehungen zu Staat und Volk, wenn nicht selbst eine Wissenschaft, so doch wenigstens ein Problem ist, das der wissenschaftlichen Erforschung und Durchleuchtung nicht nur in hohem Maße würdig ist, sondern ihrer im öffentlichen Interesse bedarf. Damit ist denn auch der Zeitpunkt eingetreten, der wissenschaftlichen Lehre *von* der Presse nur *für* die Presse einen Platz in den Disziplinen unsrer Universitäten einzuräumen. Aber immerhin ist die Presse von der Wissenschaft als hoffähig erst anerkannt worden, als sie sich auf dem geistigen Felde der Ehre den Adel längst selbst erworben und sich der von ihr gewonnenen Führung auch im Kulturvormarsch unsers deutschen Volkes längst würdig erwiesen hatte. Unsre alten Zeitungen, die auf eine hundertjährige Vergangenheit und weit darüber zurückschauen, weisen in den Stammbäumen ihrer Redaktionen viele hochgeachtet und hochgeehrt fortlebende Namen auf, deren Träger einst mit ehrenvollen Narben aus den Geisteskämpfen ihrer Zeit heimgegangen sind, und die Wissenschaft am allerwenigsten vermag sich auf die Dauer der Tatsache zu verschließen, daß in der Kulturgeschichte eines Volkes, zumal in unserm zwanzigsten Jahrhundert, die Geschichte seiner Presse und ihrer Entwicklung mit in der ersten Reihe steht. Dank einem einsichtigen Verständnis für die wirklichen Aufgaben der Zeit beginnt nunmehr die Lehre von der Presse Bürgerrecht in der deutschen Gelehrtenwelt zu finden, und die wissenschaftliche Forschung versagt sich einer Institution nicht länger, die einen so wertvollen Spiegel der Vergangenheit, die wirkungsreichste geistige Potenz der Gegenwart und die bahnbrechende Führerin in die Zukunft ist.

Die wirkungsreichste! Das klingt vielleicht anmaßend, überschätzend, übertreibend, aber jeder Einfluß, der heute und fortan unser öffentliches Leben zum Ziel hat, kann seine Zwecke doch nur durch Publizität erreichen, und es gibt — wie Emil Löbl in Wien in seinem geistvollen Buche zu annähernd demselben Thema zutreffend geäußert hat — *heute keine Publizität ohne die Publizistik*. Die Großmacht Presse ist durch eine hochgespannte, intelligente Ausnutzung der andern Kulturmittel sowie der technischen Erfindungen: der Post, des Eisenbahnwesens, des Telegraphen und des Telephons, der Stenographie, sodann nicht zum wenigsten durch die großartige Vervollkommnung des technischen Druckereibetriebs in hohem Maße zur Trägerin, zum bahnbrechenden

Werkzeug unsrer gesamten Kulturentwicklung geworden, nicht nur der unsers eignen Volkes, sondern der gesamten Menschheit.

An dem Gutenbergdenkmal zu Straßburg im Elsaß, zu französischer Zeit im Jahre 1840 errichtet, stehn die schlichten Worte: Et la lumière fut! Und es ward Licht! Mancher von Ihnen wird die Inschrift an Ort und Stelle gelesen und ihre unmittelbar ergreifende Wirkung empfunden haben; der Schöpfungsgeschichte entnommen, gelten sie dort ebenfalls der Erstehung einer neuen wunderbaren Welt. Ich wüßte unsrer Betrachtung kaum einen beredtern leitenden Gedanken voranzustellen als diese frohe Botschaft des ersten Schöpfungstages: Und es ward Licht! Was auch seit der Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf unsre Tage ein Teil der Presse — uneingedenk ihrer großen Pflichten — an Unsegen gestiftet, an Lüge und Entstellung, an Verführung und Verhetzung gesündigt haben mag, darüber hinaus bleibt als unermeßlicher Gewinn einer nahezu unfaßbaren Entwicklung doch die ganze Summe ihrer weltumspannenden Kulturleistung bestehn. Was ist diese anders als ein Lichtbringen auch in die dunkelsten Finsternisse menschlichen Daseins, der Sonne gleich, die täglich vom Aufgang bis zum Niedergang alles Geschaffne mit goldigem Licht übergießt, neues Leben erweckend, neue Keime treibend, neue Blüte und neue Frucht hervorzaubernd. Was sich nur irgendwie im Herrschaftsbereich der menschlichen Kultur bis an seine äußersten Grenzen begibt — die Presse spiegelt es allen zivilisierten Völkern von einem Tage zum andern wider, dadurch zu neuem Denken, neuem Forschen, neuem Handeln anregend. Vermöchten wir uns unsre heutige Kulturwelt ohne diesen belebenden und beflügelnden Hauch der Presse vorzustellen? Ohne sie, die des gesamten Weltalls Ohr und Zunge, Gehör und Sprache zu derselben Zeit ist? Ich glaube kaum. Als Chronik der Tagesgeschichte ist sie zugleich der Stundenzeiger an der Weltenuhr geworden, ein Stück von dem Weltgericht, das der Weltgeschichte vorbehalten geblieben ist! Was die fernsten Völker tun und treiben, ob stille alltägliche Berufsarbeit, oder ob sie mitten in großen Entscheidungen stehn, ob neue Forschungen und Entdeckungen die Geister bewegen, oder ob sich gewichtige Erscheinungen im Wirtschaftsleben vollziehn — die Tagespresse trägt es dank den hochentwickelten Leistungen der Technik auf Windesflügeln über Land und Meer; noch vor wenig Wochen fand jeder Kanonenschuß im fernen Ostasien einige Stunden später sein vieltausendfaches Echo in den Zeitungsspalten aller Länder und Zonen! Einem See vergleichbar, in den tausendfältig Gedankenströme münden, und aus dem tausendfältig Gedankenströme wieder abfließen, die Ufer weithin überflutend und befruchtend, erscheint die Kulturtätigkeit der Presse als eine zweifache, indem sie einerseits alle Vorgänge des Tages in sich aufnimmt und zugleich den reichen Inhalt wieder zu neuen Anregungen weiterträgt und weiter verbreitet. Wir haben somit die Presse selbst als eine der wichtigsten Kulturerscheinungen anzusehen, deshalb um so mehr Grund, uns in ihr eigentliches Wesen zu vertiefen und dabei auch bei den lebendigen Trägern dieses unermeßlichen Einflusses, den Journalisten, zu verweilen.

Die Definition des Begriffs Presse, Tagespresse, Zeitung können wir selbstverständlich nicht dem Preßgesetz entnehmen, das nur die Merkmale und die Grenzen festlegt, innerhalb deren eine Bestrafung eintreten oder unterbleiben

soll. Wir haben hier den Begriff festzustellen, der für die Bedeutung der Zeitung zutrifft, der uns ihr Wesen, ihre Gestalt, ihren Gehalt erklärt, und da ist kaum eine bessere Erläuterung möglich als die, die der französische Schriftsteller Cucheval Clavigny in seiner im Jahre 1857 zu Paris erschienenen „Geschichte der Presse in England und den Vereinigten Staaten" gibt: „Die Zeitung ist das Kind der Buchdruckerkunst, ohne diese ist sie unmöglich. Raschheit der Veröffentlichung, unbegrenzte Vervielfältigungsmöglichkeit, Vereinigung einer Menge von Materien auf einem Raum — alle diese Dinge, die das Wesen eines Blattes ausmachen, ließen sich nicht vereinigen, wenn die Buchdruckerkunst nicht erfunden wäre." Die Richtigkeit dieses Satzes wird ohne weiteres klar, wenn man die Entwicklung des Zeitungs- und des Nachrichtenwesens aus der Zeit vor der Erfindung der Buchdruckerkunst an sich vorüberziehn läßt, was hier freilich nur in sehr großen Zügen geschehn kann. Das Zeitungsbedürfnis ist aus dem menschlichen Nachrichtenbedürfnis erwachsen, sowohl zur Befriedigung der Neugier als um einem bessern Wissensdrange, dem Bedürfnis nach politischer, literarischer und wirtschaftlicher Information, nach Erweiterung der Kenntnisse jeder Art, zu genügen. Ursprünglich in primitiver Form dem Staatsbedürfnis dienend, das je für seine Zwecke das Publikum unterrichten und die Öffentlichkeit anrufen wollte, hat sich der Nachrichtendienst im Laufe der Jahrhunderte zu der Höhe entwickelt, in der er uns heute täglich zweimal, in einigen Großstädten sogar dreimal als schier allwissendes Zeitungsblatt entgegentritt, das sich obendrein nicht auf die Mitteilung des Neusten und des Allerneusten beschränkt, sondern das zugleich meditiert, räsoniert, kritisiert und kämpft.

Die Hauptetappenpunkte in der Entwicklung des Zeitungswesens darf ich als bekannt voraussetzen. Die Anfänge liegen zurück vielleicht bis zu den Assyrern und den Babyloniern, jedenfalls bis in das alte Rom, wo Cäsar die Acta diurna auf weißgestrichne Tafeln schreiben und auf dem Forum aufstellen ließ. Daneben sind frühzeitig, wie wir unter anderm auch aus den neutestamentlichen Episteln wissen, die Briefe — auch die für einen größern Leserkreis bestimmten — zur Geltung gelangt, und diese Form der Mitteilung, des Gedankenaustausches, ist dann bis in das Mittelalter hinein beibehalten worden. Im zwölften und im dreizehnten Jahrhundert, wohl mit unter dem Einfluß der Kreuzzüge, finden sich die ersten Spuren einer Nachrichtenorganisation. Das vierzehnte und das fünfzehnte Jahrhundert kennen schon die Einrichtung eines regelmäßigen Botendienstes, der durch die Ordinariboten zwischen städtischen Gemeinwesen, Fürsten, Staatsmännern, Gelehrten und großen Kaufleuten unterhalten wurde. Es findet dabei allmählich ein planmäßiges Sammeln von Nachrichten an bestimmten Knotenpunkten des Verkehrs statt, ebenso eine Vervielfältigung der Nachrichten für verschiedne Empfänger, die sie dann wieder in Abschriften weitergeben. Graßhoff in seiner Studie über „Die briefliche Zeitung des sechzehnten Jahrhunderts" sieht in diesen geschriebnen Zeitungen den eigentlichen Anfang der deutschen Zeitung, ebenso Salomon in seiner im Erscheinen begriffnen „Geschichte des deutschen Zeitungswesens," während Jacobi in Hannover sie in seinem Buche: „Der Journalist" (Das Buch der Berufe) als Anfang nicht gelten lassen will. Besonders lebhaft gestalteten sich diese brieflichen Mitteilungen im Zeitalter der

Reformation. Luther und Melanchthon haben sich ausgiebig daran beteiligt, und in den Archiven der Höfe, der großen Städte, in den Bibliotheken der Universitäten usw. sind sie uns zahlreich erhalten geblieben. Viele liegen gedruckt vor uns und geben ein getreues Bild des damaligen Nachrichtendienstes und des Mitteilungsbedürfnisses der Zeit. Als solches behalten sie hohen, dauernden Wert, gleichviel ob man sie als Ersatzmittel für fehlende Zeitungen oder als Anfänge des Zeitungswesens zu betrachten geneigt ist — es sind die ersten Strahlen eines kommenden großen Lichts.

Das reich pulsierende Leben des sechzehnten Jahrhunderts war natürlich auf eine Ausgestaltung, Vervielfältigung und Verbreitung dieser brieflichen Mitteilungen bedacht, um sie in möglichst viele Hände zu bringen. Auch das Begehren danach hatte sich gemehrt. Dem Privatbrief an den einen Empfänger wurde eine für einen weitern Leserkreis bestimmte Beilage beigegeben, die dann von Hand zu Hand zirkulierte. Diese Blätter hießen Avise, Beylagen, Pagellen, Zeddel usw., am meisten jedoch wurde die Bezeichnung Zeytung angewandt, die schon damals im sechzehnten Jahrhundert überwiegend „Politische Neuigkeiten" bedeutete. Soweit sich feststellen läßt, kommt das Wort Zeitung schon im Jahre 1505 im Sinne von Zeitläufte oder gedruckter Bericht von Begebenheiten der gegenwärtigen Zeitläufte vor.

Von geringerm Wert waren die Relationes semestrales, die alles Nachrichtliche in halbjährigen Zwischenräumen zusammenstellten, oder die Postreuter, die gar nur Jahresberichte gaben, jene in Prosa, diese in Versen. Wichtiger waren die Flugblätter, die zahlreich als Relationen, Newe Zeitungen usw. in gedruckten Einzelberichten erschienen, nicht regelmäßig, sondern je nachdem sie die Ereignisse oder das Bedürfnis hervorriefen. Diese gedruckten oder auch nur geschriebnen Gelegenheitsblätter, Flugschriften zur schnellen Bekanntmachung von Begebenheiten staatlicher oder kirchlicher Natur, von Kriegen, Reichsversammlungen oder Gegenständen lokalen Interesses, werden uns ebenfalls als die ersten Vorläufer des eigentlichen Zeitungswesens überliefert; sie wurzeln in der Benutzung zweier Kulturmittel derselben Zeit, der so weittragenden neuerfundnen Buchdruckerkunst und der Anfänge eines regulären Postwesens.

Als ein Markt auch für das Nachrichtenwesen galt im sechzehnten Jahrhundert die auf der Höhe ihrer Macht und in der Blüte ihres Handels stehende Republik Venedig. Es ist bekannt, daß die venezianischen Gesandtschaftsberichte eine große Berühmtheit erlangt haben als Muster diplomatischer Beobachtung. Aber auch die Kaufmannschaft, deren Spekulationen nicht wenig vom politischen Nachrichtendienst abhängig waren, war gut unterrichtet, und mitten auf dem Rialto war ein kaufmännisches Nachweisungsbureau errichtet, von dem man gegen eine entsprechende Gebühr neben kaufmännischen und Börsennachrichten auch solche politischen Inhalts beziehn konnte. Dies sind die Notizie scritte, die ersten venezianischen geschriebnen Zeitungen. Allmählich bildete sich dort wie in Rom eine Zunft von Scrittori d'avisi heraus, in Rom novellanti oder gazettanti genannt. Diese machten sich dort so unbequem, daß sie schon im Jahre 1572 Gegenstand zweier päpstlicher Bullen wurden, die das Avisenschreiben verboten und mit Brandmarkung und Galeerenstrafe belegten. Die An-

fänge einer Preßgesetzgebung! In Deutschland wird Nürnberg als der erste Ort angesehen, wo regelmäßige Zeitungen erschienen. Von einem dort hergestellten Wochenblatt findet sich ein von 1587 bis 1591 reichendes Exemplar in der Universitätsbibliothek zu Leipzig mit Nachrichten aus Rom, Venedig, Antorf (Antwerpen), aus Köln, Prag, Breslau, aus Frankreich usw. Es sind Mitteilungen an die Herren Reiner Volkhardt und Florian von der Bruck gerichtet, die in Nürnberg gemeinsam ein kaufmännisches Geschäft betrieben. Diese ließen die Mitteilungen abschreiben und weiter verbreiten. Aus der Tatsache, daß sowohl die Absendung der Berichte aus den einzelnen Orten sowie das Eintreffen in Leipzig in wöchentlichen Zwischenräumen mit ziemlicher Regelmäßigkeit erfolgte, kann man schließen, daß zwischen Rom und Venedig nach dem Reich und von diesem nach den Niederlanden schon regelmäßige Postenverbindungen bestanden. Andre Sammlungen handschriftlicher Zeitungen sind in Zürich (Stadtbibliothek), in Weimar, in Leipzig, in Wolfenbüttel. Wie schon erwähnt worden ist, hatten einzelne große Handelshäuser ihren eignen Nachrichtendienst. Die Fugger in Augsburg ließen die ihnen zugehenden Nachrichten unter dem Titel Ordinarizeitungen, mit Beilagen als Extraordinarizeitungen, veröffentlichen. Der Preis einer Nummer war vier Kreuzer, der Jahrgang kostete in Augsburg mit der Zustellung fünfundzwanzig Gulden, die Wiener Bibliothek hat eine Sammlung dieser Zeitung von 1568 bis 1604, die, mit ausgedehntern Verbindungen als alle andern, schon Nachrichten aus Persien, China und Amerika enthält.

Es ist eine auffällige Erscheinung, daß sich die geschriebnen Zeitungen mehr als zweihundert Jahre nach der Erfindung der Buchdruckerkunst erhalten haben, als gedruckte Zeitungen schon längst existierten. Der Rat der Stadt Delitzsch empfing noch im Jahre 1662 geschriebne Zeitungen aus Leipzig und zahlte dafür vierteljährlich zwei Taler. In Deutschland wurden geheime Nachrichten bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein durch geschriebne Zeitungen verbreitet, die in Berlin, Köln, Hamburg und Regensburg erschienen, viel Klatsch und Skandal enthielten und als Geschichtsquelle von sehr zweifelhaftem Werte sind.

Es sei hier erlaubt, noch einen Augenblick bei der Beförderung der brieflichen Zeitungen und dem damaligen Botenwesen zu verweilen. Die Fürsten, der Hansabund, die großen Städte, die Universitäten und die großen Handelshäuser haben meist eigne Stafetten unterhalten, die mit entsprechenden Rechten ausgestattet waren. In bürgerlichen Kreisen bediente man sich der Ordinariboten, oder wie man sie kurz nannte, der Ordinari. Der Ordinari war ein Bote, der ursprünglich im Dienst einer Stadtbehörde stand und die Aufgabe hatte, die Schreiben der Obrigkeit an ihre Adresse zu befördern. Da dies seine Zeit nicht ausfüllte, wurde ihm erlaubt, auch Privaten gegen Entgelt Dienst zu leisten. Mit dem zunehmenden Umfang des Geschäftslebens traten die Städte das Boteninstitut an die Kaufleute ab, die es rasch erweiterten, Botenlinien anlegten, sie mit Botenmeistern besetzten und bewirkten, daß die Boten Mäntel mit Wappen und Farben der betreffenden Städte tragen durften. Solche Botenlinien führten von der Schweiz nach Frankreich, Nürnberg und Augsburg und wiederum von dort durch das Reich nach den Niederlanden, auch nach Frankreich und nach Italien. Für die Strecke Venedig-Nürnberg waren in der Regel

zwanzig Tage, für Antwerpen-Köln fünf Tage bemessen. Nach der Errichtung der Taxisschen Posten wurde wegen mancher Streitigkeiten das Institut der Ordinari gänzlich untersagt. Die Stadt Nürnberg entließ ihre Boten am 2. April 1685, die Taxisschen Posten befuhren zu dieser Zeit schon sämtliche Hauptverkehrsstraßen Deutschlands.

Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts beginnen die gedruckten Zeitungen. Als älteste bis jetzt nachweisbare gedruckte Zeitung Deutschlands gilt eine Straßburger Zeitung vom Jahre 1609, deren fast vollständig erhaltner Jahrgang in der Heidelberger Universitätsbibliothek ist. Doch soll sie schon einige Jahre früher erschienen sein. Für London werden die Weekly News schon für 1606 verzeichnet, für Paris la Gazette erst im Jahre 1631. Ebenso sind die Jahrgänge der Berlinischen Zeitung von 1617 bis 1621 und wiederum 1626 in der Königlichen Bibliothek zu Berlin. In den Jahren 1619 und 1620 erschien auch die Hildesheimer Zeitung, deren erste Nummer den Titel führt: „Relation oder kurzer Bericht, was sich im ganzen römischen Reich und in den umliegenden Ländern begeben und zugetragen hat. Welche von Nürnberg am 30. Dezember 1619 angelangt und sonst wöchentlich anhero avisiert wird." Das Hildesheimer Stadtarchiv bewahrt den Jahrgang 1620 vollständig.

Es würde uns zu weit führen, auf die andern Zeitungsunternehmungen der folgenden Jahre einzugehen. Für Frankfurt sind sie seit 1615 nachweisbar, für Magdeburg seit 1626, für Nürnberg seit 1620, für Augsburg seit 1627. Bemerkenswert ist, daß sowohl die Frankfurter als die Berliner Zeitungen von vornherein in enger Verbindung mit der Post standen. In Frankfurt gab der Postmeister Johann von der Birghden seit 1617 eine Zeitung heraus, die später den Namen „Wochentliche Zeitungen" annahm. Birghden verlor jedoch 1627 sein Amt als Postmeister, weil er nach Ansicht einer kaiserlichen Verfügung „in seine Zeitung viele ungehörige, dem Kaiser und dem gemeinen Wesen nachteilige Sachen einmische." Der Kaiser verlangte die Anstellung eines katholischen Postmeisters, und es wurde dem Frankfurter Postamt das Privilegium des Zeitungsdrucks verliehen. Mit dem Jahre 1628 erschien dann in Frankfurt eine unter den Generalpostmeister Grafen Taxis gestellte Zeitung, die den Titel „Ordentliche wochentliche Postzeitungen" führte. Auch die Berliner Zeitungen machten dem Wiener Hofe zu schaffen. In einem Wiener Bericht von 1628 heißt es: „Man hat allhier (in Wien) Klagen über die neuen Zeitungen, die aus Berlin geschrieben und gedruckt werden. Man sagt, es sei kein Ort im ganzen Reiche, da man also frei und schlimm schreibe gegen Ihre Kaiserliche Majestät oder gegen die Armee als in Berlin. Allemal attribuiere man der Kaiserlichen Macht Verlust und deren Feinden Victoria." Herausgeber der Zeitung war der Leiter der Post in Berlin, Botenmeister Christoph Frischmann. Kurfürst Georg Wilhelm gab ihm auf jene Beschwerde anheim, „dasjenige ungedruckt zu lassen, was vermutlich Offension erregen würde, damit man den Leuten allen Prätext entziehe. Doch könnte man denen, welchen die Avise zugeschickt werden, das Ausgelassene beischreiben." Im Jahre 1632 erhielt Botenmeister Veit Frischmann eine kurfürstliche Konzession zum Zeitungsdruck, jedoch unter der Bedingung, „daß nichts von Pasquillen, sie seien auch wider

wen sie wollen oder sonst etwas zu einem oder dem anderen, zumal Standespersonen Anzüglich darinnen sein soll." Die Berliner Zeitung hing somit eng mit der Post zusammen, auch die Wurzeln der ersten Kölner Zeitungen führen, wie in Frankfurt, auf den Zusammenhang mit der Post zurück. Sechsmal in der Woche erschien zuerst 1660 die noch heute bestehende Leipziger Zeitung, die seit dem 29. April 1666 täglich herausgegeben wird.

Hatte das Zeitungswesen in Deutschland im siebzehnten Jahrhundert unter dem Dreißigjährigen Kriege und dessen Nachwirkungen schwer gelitten, so nahm es im folgenden Jahrhundert einen um so schnellern Aufschwung. Die Königsberger Hartungsche Zeitung, der Hamburgische Korrespondent, die Vossische Zeitung in Berlin, die Spenersche Zeitung, die Schlesische Zeitung, die Kölnische Zeitung, der Schwäbische Merkur, die Hamburger Nachrichten, die Allgemeine Zeitung sind sämtlich im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts entstanden und durchweg Blätter, die in der Mehrzahl heute noch in Flor sind, bis auf die zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eingegangne Spenersche Zeitung, oder sich doch durchweg eines hochgeachteten Namens erfreuen. Im neunzehnten Jahrhundert erfuhr das Zeitungswesen nach den Befreiungskriegen und dann wiederum durch das Jahr 1848 eine neue große Förderung; in diese Periode gehören für Berlin die Kreuzzeitung, die Nationalzeitung, die Volkszeitung. Auch das Jahr 1871 ist in dieser Beziehung epochemachend gewesen. Aus den achtziger Jahren sind die Tägliche Rundschau, die Freisinnige Zeitung, der Vorwärts, die Berliner Neuesten Nachrichten und der Berliner Lokalanzeiger zu nennen, der letzte weist aber die größte Auflage in Deutschland auf, etwa 230000 Exemplare.

Schon dieser nur sehr dürftige Überblick über die geschichtliche Entwicklung der deutschen Zeitungen zeigt, wie das Zeitungswesen in seiner Bedeutung immer in derselben Höhe mit der politischen Entwicklung des Volks geblieben, mit ihr Hand in Hand gegangen ist. Die eigentliche geistige Führung aber ist doch erst der modernen Zeitung im konstitutionellen Staate zugefallen. Ehedem haben wir vielmehr die Erscheinung zu verzeichnen, daß von den Zeitungen weit mehr eine objektive Nachrichtenwiedergabe als ein Raisonnement, eine Meinung verlangt wurde, die sie dem Leser beizubringen bemüht waren. Die analoge Erscheinung bietet die Geschichte der Presse aller andern Kulturländer. Von außerordentlicher Wirkung war die Einführung der Eisenbahnen und des Telegraphen, deren schnelle Ausgestaltung das Zeitungswesen auf seine heutige Höhe erhoben hat. Die ältern deutschen Zeitungen haben sämtlich bei ihren verschiednen Jubiläen Festschriften herausgegeben, deren Studium allein hinreicht, den engen Zusammenhang des Zeitungswesens mit der gesamten nationalen, politischen und Kulturentwicklung zu beweisen; hier darauf einzugehn, erlaubt uns leider der Raum nicht. Es ist aber, glaube ich, eine berechtigte Klage, daß die Geschichtschreibung bisher diesen Teil unsrer nationalen Entwicklung viel zu wenig berücksichtigt hat, erst im letzten Jahrzehnt beginnt die Literatur über die Presse langsam einen größern Umfang anzunehmen. Es liegen hier noch große Gebiete unerforscht da, aus denen reiche Kulturbilder aus dem Leben des deutschen Volks seit dem Mittelalter zu entnehmen sind. Was uns vor allem fehlt, ist

eine einheitliche Enzyklopädie der Presse, ein literarisches Unternehmen, das freilich kaum Gegenstand eines buchhändlerischen Gewinns sein dürfte und darum vom Staate oder seinen wissenschaftlichen Anstalten unternommen und dementsprechend angelegt werden sollte.

Der geschichtliche Überblick bietet uns mit der Entwicklung zugleich die unterschiedlichen Merkmale einer Zeitung und beantwortet die Frage: Wann tritt der Begriff „Zeitung" im heutigen Sinne zum erstenmal auf? Die Bezeichnung Zeitung ist nur da anwendbar, wo es sich um ein regelmäßiges, fortlaufendes Erscheinen handelt, das nicht an die Zufälligkeit einzelner Ereignisse geknüpft ist. Das Unternehmen muß ferner einheitlich, von allgemeinem Interesse und von einer Kollektivität des Inhalts sein. Von diesem Standpunkt aus betrachtet ist die handschriftliche Nürnberger Zeitung, die jahrelang wöchentlich regelmäßig erschien, tatsächlich die erste Zeitung Deutschlands gewesen.

Soweit die geschichtliche Entwicklung. Wenden wir uns nun der Gegenwart zu.

Bei dem heutigen Zeitungswesen kommen zunächst die Tageszeitungen in Betracht, d. h. solche, die mindestens einmal täglich erscheinen, sodann Blätter von meist geringrer Bedeutung, die bis zu vier Erscheinungstagen in der Woche haben, Wochenschriften und Monatsschriften, die der eigentlichen Tagespubliziſtik nicht mehr angehören, sondern eher als ihre Ergänzung zu betrachten sind. Sie pflegen im Titel als Revuen, Jahrbücher usw. bezeichnet zu werden. Was darüber hinaus in Vierteljahrsheften publiziert wird, hat mit Ausnahme von Druckwerken, die nur der Unterhaltungslektüre gewidmet sind, meist einen rein wissenschaftlichen Charakter und kommt für unsre Zwecke nicht mehr in Betracht. Die Tagespresse selbst gliedert sich wiederum in politische und nichtpolitische Zeitungen. Unter den letzten überwiegen die Fachzeitungen, die sich im Mosseschen Zeitungskatalog für 1905 in zweiundzwanzig verschiedne Kategorien gliedern, ebenso viele Gebiete unsers Kulturlebens umfassend. Ein großer Teil dieser Fachzeitungen ist dem gewerblichen Leben gewidmet, greift aber durch seine Behandlung sozialpolitischer Fragen doch auch wiederum in die Politik ein. Andre, die der Kunst, der Literatur, der Musik gewidmet sind, kommen zum Beispiel ebenfalls in die Lage, Gesetze zu befürworten oder zu Gesetzentwürfen Stellung zu nehmen, die mehr oder minder mit der gesetzgeberischen Richtung der Zeit, also wiederum mit der Politik verquickt sind. Man kann also auch nicht einmal diesen Teil der Publiziſtik hier völlig ausscheiden. Wir sehen im Gegenteil, daß alles, was wir unter Presse verstehn, Zeitungen und Zeitschriften, für unser Kulturleben ein einheitliches Ganzes mit einer weit verzweigten Arbeitsteilung bildet, sich aber schließlich doch wieder zu einem großen Zwecke zusammenschließt.

Der innere geistige Zusammenhang zwischen einer Zeitung und ihren Lesern wird hauptsächlich durch das tägliche regelmäßige Erscheinen der Zeitung bewirkt. Nur dadurch gewinnt die Zeitung die Möglichkeit, ihr Publikum fortgesetzt zu beeinflussen, seine Gedankenrichtung und seine Auffassungsweise zu bestimmen. Es soll damit keineswegs ausgesprochen werden, daß sich jeder, der eine Zeitung hält, mit seinem ganzen Denken und Empfinden in deren

Bannkreis stelle. Es kommt sehr häufig vor, daß einzelne Teile einer Zeitung einem Leserkreise unentbehrlich erscheinen, der mit seiner ganzen Gedankenrichtung auf einem wesentlich andern politischen Boden steht. So ist mir aus den Erfahrungen früherer Jahre bekannt, daß streng konservativ gesinnte Männer die freisinnig redigierte Vossische Zeitung gehalten haben nur um ihrer Theater- und Musikkritiken willen, während sie mit dem politischen Inhalt nichts weniger als einverstanden waren. Ebenso ist es eine bekannte Tatsache, daß die Frankfurter Zeitung durch einen vorzüglichen Handelsteil weite Verbreitung in Mittel- und in Süddeutschland gefunden hat, auch in solchen Handelskreisen, die zu der innerpolitischen Stellung der Frankfurter Zeitung im entschiedensten Gegensatz stehn. Daraus geht hervor, daß der Umfang der Verbreitung einer Zeitung, die einen ausgesprochen politischen Standpunkt einnimmt, keinen absoluten Maßstab für den Einfluß bietet, den sie ausübt, wenigstens als politisches Blatt ausübt. Es kommt auch keineswegs selten vor, daß bestimmte Zeitungen nur wegen ihres Anzeigenteils gehalten werden, weil der Leser und die Leserin die Anzeigen, deren sie bedürfen, in ihrem Blatte nicht finden. Es geht hieraus hervor, daß auch der Anzeigenteil einer Zeitung für den Einfluß, den sie ausüben will, keineswegs ohne Bedeutung ist und darum auch aus diesem Grunde, von dem materiellen ganz abgesehen, einer besondern Pflege bedarf.

Die politische Tagespresse umfaßt den gesamten Kreis der Erscheinungen und der Interessen des öffentlichen Lebens, also auch die, die im Leben der Völker wie der Individuen dauernd oder zeitweilig als die wichtigsten anzusehen sind. Wir haben im Laufe des vergangnen Jahrhunderts nach Beendigung der Befreiungskriege Perioden sehr verschiednen Inhalts gehabt, solche, in denen die schöngeistigen Interessen überwogen und die politischen weit in den Hintergrund drängten, dann wiederum andre, in denen theologische Fragen im Vordergrunde standen. Dann kamen die konstitutionellen Fragen, die Fragen der politischen Freiheiten, die wiederum durch das Nationalitätsprinzip und durch ein starkes Hervordrängen nationaler Interessen abgelöst wurden. Je mehr diese letzten ihre Befriedigung gefunden haben — wir sehen das an Deutschland und Italien —, sind es dann wieder innerpolitische und namentlich soziale Fragen, denen sich das allgemeine Interesse zuwendet, und die das gesamte staatliche Leben beeinflussen, wenn nicht beherrschen. Soziale Probleme haben es aber natürlich immer mit den Massen zu tun. Sowohl durch diesen Umstand als durch den weitern, daß die Massen durch das allgemeine Stimmrecht einen schwerwiegenden, mitunter nahezu beherrschenden Einfluß auf die Gesetzgebung oder doch bestimmte Teile davon sowie auf die ganze Richtung unsers öffentlichen Lebens ausüben, ist auch die Presse gezwungen, diesen Verhältnissen Rechnung zu tragen, und sie wird zugleich zum Beförderer und zum Werkzeug der Massenherrschaft. Mit dem allgemeinen Stimmrecht ist „die große Zahl“ ausschlaggebend geworden, die Anforderungen und die Leidenschaften, die die Massen bewegen, die Art und die Richtung ihrer Intelligenz, das Geschick, das sie sich zum großen Teile selbst bereiten, wirken immer intensiver auf das Leben des Einzelnen. Wir brauchen nur daran zu erinnern, wie bei großen Streiks, auch wenn sie sich nur auf bestimmte Geschäftszweige beschränken, in

der davon betroffnen Gegend jeder Einzelne in seiner Existenz, in seinem häuslichen Behagen in Mitleidenschaft gezogen wird. Je mehr aber die Massenherrschaft zur Geltung gelangt, desto mehr wird die Presse das Bestreben haben — jede Zeitung für sich —, möglichst vielen Menschen ihre Meinung einzuflößen. Freilich ist sie dadurch gezwungen, über alle Vorgänge des politischen und des sozialen Lebens so ausführlich wie möglich zu sein und zu allen erdenklichen Problemen der Zeit Stellung zu nehmen. Je gründlicher und geschickter sie dieser Forderung gerecht wird, desto fester begründet sie ihren Einfluß, desto größer wird ihre Bedeutung.

Wie schon aus der geschichtlichen Entwicklung der Presse deutlich erkennbar geworden ist, ist ihre Bedeutung mit dem von ihr selbst erzeugten und dann auch wiederum befriedigten Wissensdrange der Menschheit gewachsen. Während zum Beispiel vor fünfzig Jahren, vielleicht sogar noch vor einem Vierteljahrhundert in unsern niedern Bevölkerungsschichten nur wenig Menschen etwas von Japan und überhaupt von Ostasien gewußt haben, konnte man es während des russisch-japanischen Krieges deutlich beobachten, wie in steigendem Maße das Interesse an den dortigen Vorgängen sogar die untersten Schichten der Bevölkerung ergriff, wie sie nicht zeitig genug zu den neusten Telegrammen gelangen konnten, wie eingehend sie darüber verhandelten und ihre Meinungen austauschten. Es war eine gewaltige und zugleich überraschende Ausdehnung des Gesichtskreises.

Während sich die ersten handschriftlichen und gedruckten Zeitungen mehr oder weniger auf einzelne hervorragende Ereignisse beschränkten und sich von da an sehr allmählich erst zu gelegentlichen, dann zu regelmäßigen Mitteilungen aus Nähe und Ferne entwickelten, dadurch langsam dem Zeitbedürfnis entsprechend, ihren Einfluß und ihre Bedeutung steigernd, so sind unsre heutigen Zeitungen, was ihren Inhalt anlangt, bei einer Universalität angelangt, wie sie größer kaum noch gedacht werden kann. Es fehlt fast nur die telephonische Verbindung zum Mond, zum Mars und zur Sonne. Eine größere moderne Tageszeitung will oder muß ihren Lesern alles irgend erreichbare bieten, sie muß eine Enzyklopädie des Tages sein. Löbl, den ich schon mehrfach zitiert habe, charakterisiert in seinem Buche „Kultur und Presse“ die heute an die Tagespresse gestellten und von dieser geleisteten Anforderungen so: „Von den höchsten Problemen der Zeit bis herab zum kleinsten lokalen Ereignis zieht sie alles und jedes in ihren Kreis, alle Beziehungen, die sich vom Bürger zum Bürger und vom Bürger zu Staat und Gesellschaft knüpfen, werden in der Tagespresse behandelt. Sie nimmt ihren Leser nach allen Seiten hin gefangen, läßt keine Lücke offen, hält ihn fest, kurz, beherrscht ihn völlig.“

Die Presse betätigt aber ihren Einfluß und gewinnt ihre Bedeutung auch durch die Behandlung ihres Inhalts. Der Inhalt jeder Zeitung, wenn auch selbstverständlich nicht immer streng voneinander geschieden, besteht aus berichtenden, „nachrichtlichen“ und einem räsonierenden, kritischen Teil. Wir wissen, daß an den nachrichtlichen Teil heutzutage die weitestgehenden Anforderungen gestellt, und daß sie erfüllt werden. Aber es ist das nicht nur eine Forderung der letzten Jahrzehnte, unsrer heutigen Tage, die es schon fertig gebracht haben, auf den großen Amerikadampfern täglich Schiffszeitungen mit Hilfe drahtloser

Depeschen zu veröffentlichen, sondern es haben, wenigstens die englischen Blätter, schon lange vor der Zeit der Eisenbahnen und der Telegraphen für die möglichste technische Beschleunigung der Berichterstattung große Kosten aufgewandt. Die Times zahlten ihren Kurieren 2000 Franken für jede Reise, die in $66^1/_2$ Stunden von Marseille nach Calais zurückgelegt sein mußte, und überdies eine Prämie von 50 Franken für jede ersparte Stunde, und zwar nur, um eine ganz kurze Übersicht über die Meldungen der indischen Post ein paar Stunden früher zu erhalten, als die Königliche Post in London ankam. Ebenso ist es bekannt, daß der Berichterstatter der Times im deutschen Hauptquartier im Jahre 1870 einen eignen Extrazug nahm, um seinem Blatte den Bericht über die Schlacht von Sedan zu übersenden. In den zwanzig Jahren von 1871 bis 1891 ist in England der Umfang der Zeitungsdepeschen von 21 Millionen auf 600 Millionen Worte im Jahre gestiegen, und was das bedeuten will, wird uns klar werden, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß zum Beispiel noch zu Ende des Jahres 1848 in Österreich die Benutzung des Telegraphen nur für Staatszwecke vorbehalten war. Heute wird man sich den ganzen Organismus unsers öffentlichen Lebens, des politischen wie des wirtschaftlichen, ohne eine umfassende telegraphische Berichterstattung der Zeitungen nicht mehr denken können. Die russische Presse hat in den letzten Wochen mehrfach einen solchen telegraphenlosen Zustand durchgemacht. Würde ein solcher einmal wieder für längere Zeit dauernd werden, so müßten sich nicht nur die Zeitungen, sondern viele Dinge in unserm öffentlichen Leben wesentlich anders einrichten und zu technischen Hilfsmitteln der Vergangenheit, zum Beispiel zum optischen Telegraphen zurückgreifen.

Die fast ins unglaubliche gesteigerte Schnelligkeit der Berichterstattung hat nun allerdings zwei Übelstände gezeitigt: Erstens häuft sich die Zahl der unrichtigen Nachrichten in nicht unbedenklicher Weise, und es wächst der Mißbrauch, der mit solchen getrieben wird; wir brauchen dabei nur an die Börse zu denken. Aber auch die politische Spekulation bedient sich dieses Mißbrauchs in wachsendem Maße. Irgendeine falsche Behauptung, die heute in einer größern Zeitung Londons erscheint, wird durch den Telegraphen verbreitet und drängt auf Kosten des Landes, dem sie gilt, die öffentliche Meinung andrer Länder in eine falsche Richtung, die dann durch ein Dementi nicht immer wieder korrigiert und rückläufig gemacht werden kann. Die böse Saat ist einmal gestreut, und sie geht auf. Ein zweiter Mißstand ist jedenfalls der, daß durch das Überwiegen der telegraphischen Berichterstattung die schriftstellerische Leistung immer mehr in den Hintergrund gedrängt wird. Der für den Telegraphen bestimmte Bericht muß wesentlich anders gefaßt sein als der, der in Gestalt eines Briefes durch die Post befördert wird, und bei dem täglich wachsenden Nachrichtenmaterial, das auch den tüchtigsten Zeitungsredaktionen die Erhaltung der Übersichtlichkeit in hohem Grade erschwert, bleibt für die schriftliche Korrespondenz kaum noch Raum. Sogar Zeitungen, bei denen noch vor zehn Jahren der gutgeschriebne Artikel die Hauptsache war, haben dem sich überstürzenden Nachrichtenwesen immer mehr Konzessionen machen müssen, auch typographisch haben die Zeitungen dadurch ein andres Aussehen erhalten. Noch zu Ende

der achtziger Jahre konnte mir mein verehrter Vorgänger an der Allgemeinen Zeitung zu München, Otto Braun, mit einem Anflug von sittlicher Entrüstung über meine Neuerungsversuche sagen, daß es bei der Allgemeinen Zeitung nicht üblich sei, Worte zu unterstreichen. Die Leser der Allgemeinen Zeitung wüßten selbst, worauf es ankomme, und brauchten nicht erst darauf aufmerksam gemacht zu werden. Es war das noch ein Hauch des Geistes, den ihr seinerzeit Johann Friedrich Cotta bei der Gründung der Allgemeinen Zeitung im Jahre 1798 eingehaucht hatte, und der sich mitten im vollen Zeitalter der französischen Revolution gegen jeden Subjektivismus in der Presse erklärte. Er verlangte von der Redaktion, die er bekanntlich zuerst Schiller angetragen hatte: „die Weltereignisse in leidenschaftsloser, wohlunterrichteter und kongenialer Berichterstattung zu begleiten, Weltgeschichte des Tages in zuverlässigen Urkunden und Regesten niederzuschreiben, das Amt des Chors in der griechischen Tragödie für die Gegenwart zu versehen." Und schon ein Jahrhundert zuvor, im Jahre 1695, heißt es in der „Zeitungslust" des von Kaspar von Stieler herausgegebnen „Spaten": „Denn man liset die Zeitungen darümb nicht, daß man daraus gelehrt und in Beurtheilung der Sachen geschickt werden, sondern daß man allein wissen wolle, was hier und dar begiebet. Derowegen die Zeitungsschreiber, mit ihrem unzeitlichen Richten zu erkennen geben, daß sie nicht viel Neues zu berichten haben, sondern bloß das Blatt zu erfüllen, einen Senf darüber hermachen, welcher zu nichts anderes dienet, als daß man die Naseweisheit derselben verlachet, und gleichsam mit Füßen tritt, weil sie aus ihrer Sphäre sich verirren, wo sie nicht anders als straucheln und versinken können!" Ähnliche Stimmen finden sich um jene Zeit in verschiedensten Ländern. La Bruyère, der Lebensphilosoph aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, verwahrte sich dagegen, daß die Anzeigen von Büchern auch noch mit einer Kritik begleitet würden, der Daily Courant in London, seit dem 11. März 1702 Englands erstes Tagesblatt (Frankreich erhielt ein solches erst 1777 im Journal de Paris), zeigte an, er werde sich auf die Wiedergabe der auswärtigen Nachrichten ohne jeden Kommentar beschränken, da er von der Voraussetzung ausgehe, daß andre Leute Verstand genug hätten, sich selbst einen zu machen. Ähnliche Stimmen liegen aus Wien, aus Petersburg, wo sie allerdings weniger verwunderlich sind, usw. vor, aber auch die Kölner Stadtbehörde erteilte unterm 16. Juli 1794 den Zeitungsschreibern einen Verweis, worin es hieß: „Da ein hochweiser Rat aus hiesigen Zeitungsblättern mißfällig ersehen, daß dieselben, unerachtet mehrmaliger obrigkeitlicher Warnungen, über die Grenzen der einem Zeitungsschreiber bloß zustehenden Geschichtserzählung mit allerlei unpassenden und anzüglichen Zusätzen, Vernünfteleien und Ausschweifungen hinausgehen, hochgeachteter Rat aber solches nicht zugeben kann, als werden sämtliche hiesige Zeitungsschreiber sich dessen gänzlich zu enthalten hiemit ernstlich mit der ferneren Warnung erinnert, daß im Betretungsfalle gegen dieselben mit willkürlichen Strafen und nach Befund mittelst zu bewirkender Einziehung ihrer Privilegien verfahren werden soll." So steht der Rat der Stadt Köln 1794 mitten in der Revolutionszeit noch auf dem Standpunkte der päpstlichen Bullen von 1572. Wir brauchen jedoch

in der Geschichte nicht so weit zurückzugehn, wenn wir Zeugnisse obrigkeitlichen Mißfallens am Inhalt der Zeitungen sammeln wollen. Aber bemerkenswert ist es immerhin, daß sogar so erleuchtete Geister wie Cotta und La Bruyère von der Zeitung nur Nachrichten und keine Kommentare haben wollten. Cotta war überdies ein guter Geschäftsmann und mußte doch wohl der Ansicht sein, mit einer so geschriebnen Zeitung auch geschäftlich auf einen grünen Zweig zu kommen.

Fast stehn wir vor einer rückläufigen Bewegung; denn die heutige Herstellung des Inhalts der großen Tageszeitungen hat schon dazu geführt und wird es bei wachsender Benutzung der elektrischen Hilfsmittel noch mehr tun, daß die Redaktionen neben der Buchung und der Verwertung des Nachrichtenstoffes für den Kommentar kaum noch Raum und Zeit behalten. Das führt, mehr als wünschenswert ist, dahin, den politischen Schriftsteller vom Journalisten zu scheiden und den ersten immer mehr in die Wochen- und die Monatsschriften zu verweisen.

(Schluß folgt)

Von der Beichte

Früher habe ich einmal gesagt, die Ohrenbeichte wirke weder so wohltätig, wie die frommen Katholiken glauben, noch so verderblich, wie ihre Gegner behaupten; aber da die schlimmen Wirkungen wahrscheinlich von den wohltätigen überwogen würden, so gelte hier wie bei allen zu Lebensgewohnheiten des Volks gewordnen Institutionen das quieta non movere, solange nicht augenfällige Übelstände eine Reform erheischten. Solche Übelstände scheinen mir seitdem eingetreten zu sein. Frauen, die in gemischten Ehen leben, werden im Beichtstuhl wegen der evangelischen Erziehung ihrer Kinder, Kinder wegen der ihrer evangelischen Mutter drohenden Hölle geängstigt, ehrbare Frauen durch unanständige Fragen in die peinlichste Verlegenheit gesetzt, demnach werden durch einzelne Fälle, von denen ich annehme, daß sie nicht häufig sind, die Vorwürfe gerechtfertigt, die man dem Beichtinstitut macht. Vor fünfzig Jahren waren solche Fälle in meiner Heimat ganz selten. Nur von einem Mißbrauch erfuhr ich im Jahre 1859: daß sich Geistliche im Posenschen rühmten, wenn ihnen alle andern Wege zur nationalpolnischen Propaganda versperrt würden, so bleibe ihnen doch noch der Beichtstuhl. Es ist erklärlich, daß nach dem großen Siege der ultramontanen Partei im Jahre 1870 der Fanatismus stärker, der Mißbrauch häufiger geworden, und durch den Sieg im Kulturkampfe den Fanatikern der Mut gewachsen ist. Andrerseits hat die Geschichte des letzten Jahrzehnts offenbar gemacht, in welchem Maße Frankreich, das für die katholische Kirche wichtigste Land, entkirchlicht ist. Ich habe kein statistisches Material, glaube aber aus den Klagen katholischer Blätter schließen zu dürfen, daß von den französischen Männern nur noch ein kleiner Teil zur Beichte und Kommunion

geht; die Weiber, hat dem Verfasser des Pamphlets: „Der Esel als Sieger“ ein Kenner Frankreichs gesagt, treibe bloß noch das „Zweikindersystem“ in den Beichtstuhl. Wenn nun in dem per eminentiam katholischen Lande eine Institution, die der Kirchenglaube für notwendig zur Seligkeit erklärt, außer Gebrauch kommt, und wenn es wahrscheinlich ist, daß diese Institution zu den Dingen gehört, die die Entkirchlichung des Landes verschuldet haben, so scheint doch damit für die Kirchenobern nicht minder ein zwingender Grund zu Reformen gegeben zu sein, wie die oben erwähnten Mißbräuche die Protestanten und die nicht bigotten katholischen Laien Deutschlands berechtigen, solche Reformen zu fordern. Jede ernsthafte Reform muß auf die Prinzipien zurückgehn. Diese klar zu machen, wäre freilich eine ausführliche Geschichte der kirchlichen Bußanstalt nötig, wie sie nur in einem theologischen Organ gegeben werden könnte; hier kann nur an die Hauptpunkte ihrer Entwicklung erinnert werden.

Das individuelle und das Gemeindebedürfnis haben diese Entwicklung in Gang gebracht. Das zweite hat sich zuerst geltend gemacht. Die Urgemeinde hielt sich für eine Gemeinde der Heiligen und ihre Mitglieder für Erlöste, die der Gefahr schwerer sittlicher Verfehlungen überhoben seien. Doch schon Paulus erlebte Enttäuschungen. Er sah sich genötigt, einen korinthischen Mann wegen Inzestes „dem Satan zu übergeben,“ nahm ihn aber, da er lebhafte Reue zeigte, in die Kirchengemeinschaft wieder auf. Und er stellte bei der Gelegenheit die Regel auf, daß der Christ mit Unzüchtigen, Geizigen, Räubern und Götzendienern nicht verkehren dürfe. Aus dieser Regel entwickelte sich die Praxis, daß Menschen, die grobe Tatsünden begangen hatten, aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und erst wieder aufgenommen, zur Kommunion zugelassen wurden, nachdem sie durch öffentliche Buße ihre innere Bußgesinnung, ihre Sinnesänderung bewährt hatten. Die Festsetzung der Bußart und der Bußdauer für die verschiednen Sünden machte aus dem Vorsteherkollegium einen Gerichtshof, und die Ausgestaltung dieses geistlichen Gerichtshofs ging unter fortwährenden heftigen Streitigkeiten vor sich, die sich u. a. darum drehten, ob nach der Taufe überhaupt noch eine Sündenvergebung möglich, und ob nicht bloß einmalige, sondern mehrmalige Buße und Versöhnung zulässig sei. Die Wiederaufnahme des Ausgeschlossenen in die Gemeinde wurde nämlich zugleich als Wiederaussöhnung mit Gott, als Sündenvergebung aufgefaßt. Im Karolingerreich verschmolz die Bußanstalt mit dem Sendgericht. Der Sendgraf und der Bischof versammelten auf ihren Visitationsreisen die Gemeinde in der Kirche, wo auf einem Tische neben dem Kruzifix eine Schere und Rutenbündel bereitlagen. Man machte kurzen Prozeß mit den Sündern. Sie wurden vorgeführt, die unfreien mit einer Tracht Prügel gestraft, die freien geschoren und zur Verbüßung einer Strafhaft in ein Kloster geschickt. Das war das erste der Stadien, in denen die äußerliche Jurisdiktion der Kirche an den christlich-germanischen Staat überging, der ihr nicht wie der römische fremd gegenüberstand, sondern, ihr innig befreundet, von ihr durchdrungen wurde und sie durchdrang. Das meiste von dem, was sie für strafwürdig hielt, strafte auch er; blieb etwas übrig, was sie allein gestraft wissen

wollte, so hatte sie bald keine Macht mehr, eine äußerliche Strafe zu verhängen; die geistlichen Strafen: Exkommunikation und Interdikt, verloren durch Mißbrauch rasch ihre Wirksamkeit und wurden verlacht. Paulus hatte der oben erwähnten Regel beigefügt: ich meine nur, wenn ein Bruder ein Unzüchtiger, Götzendiener oder dergleichen ist, sollt ihr keine Gemeinschaft mit ihm haben; von den Unzüchtigen, Geizigen und Götzendienern der Welt rede ich nicht; denn wenn ihr die meiden solltet, müßtet ihr aus der Welt hinausgehn. Nachdem aber durch die zum Teil mit Feuer und Schwert vollzognen Massenbekehrungen und durch die Kindertaufe die Welt hineingetrieben worden war in die Kirche, machten die „Heiligen," falls es überhaupt solche gab, nur ein winziges Häuflein aus in der zur Welt gewordnen Kirche. Viele „Heilige" gingen nun tatsächlich aus der Welt hinaus, nämlich ins Kloster, in das übrigens die Welt ebenfalls ihren Einzug hielt. Keinesfalls aber konnte das Häuflein der „Heiligen" daran denken, sich als Kirche zu konstituieren und die Masse der Getauften auszuschließen; wo das versucht wurde, da kam eine Sekte heraus. Am allerwenigsten würde ein solches Häuflein vermocht haben, die Mehrzahl zur Übernahme von Kirchenbußen zu zwingen. Diese wurden also unmöglich und hörten auf. Hätte im achtzehnten Jahrhundert, dem Zeitalter der Maitressen, die alte kirchliche Bußanstalt noch bestanden, dann hätten sämtliche Monarchen Europas samt ihren Höflingen — die einzigen zwei Höfe von Berlin und Wien ausgenommen — ins Büßerhemd gesteckt werden müssen. Beim bloßen Gedanken an einen solchen kirchlichen Anspruch hätte die Hofprediger und die fürstlichen Beichtväter jener Zeit der Schlag gerührt. Andre Mächte mußten der Kirche zu Hilfe kommen, wenn durch das Strafgesetz oder durch Sitte und öffentliche Meinung erzwungen werden sollte, was sie in dieser und mancher andern Hinsicht forderte. Wie viel sie selbst durch seelsorgerliche Wirksamkeit dazu beigetragen haben mag, im vorigen Jahrhundert den Umschwung zum bessern herbeizuführen, läßt sich natürlich nicht feststellen; sie selbst wird ja ihren Anteil hoch anschlagen und zu den Mitteln, mit denen sie gewirkt hat, vor allem den Beichtstuhl rechnen, der im Laufe der Zeiten allmählich an die Stelle der öffentlichen Kirchenbuße getreten ist.

Nachdem die Begeisterung der apostolischen Zeiten verflogen war, konnte es den Christen nicht mehr verborgen bleiben, daß sie, wenn auch nicht lasterhaft und verbrecherisch, doch auch keine sündelosen Heiligen waren. Das beunruhigte sie, sie dachten an das Wort des Jakobusbriefes: „Bekennet einander eure Sünden," an die Mahnungen zur Buße, die in den Evangelien und den Apostelbriefen an alle ohne Ausnahme gerichtet werden, an die Macht, zu lösen und zu binden, Sünden nachzulassen und zu behalten, die Jesus nach Matthäus 18, 18 und Johannes 20, 23 den Aposteln verliehen hat, und es wurde Brauch, die geheimen Sünden, die nicht zur öffentlichen Kirchenbuße verpflichteten, christlichen Brüdern und Schwestern, am häufigsten aber den Kirchenältesten im geheimen zu bekennen und sich die göttliche Verzeihung versichern zu lassen. In welchen Entwicklungsstufen dieser aus dem individuellen Bedürfnis hervorgegangne Brauch eine kirchliche Einrichtung geworden ist, melden keine Urkunden. Sicher ist nur, daß vom achten Jahrhundert ab

Kapitän Hamerschmidt, der seinen Namen Admiralsrang nur der Tüchtigkeit seiner Kriegsführung verdankte, hatte bei seiner Ankunft[1] in Kiel die ihm zugedachte Aufgabe: Handel vernichten, Handel vernichten, Handel vernichten, mit Begeisterung aufgenommen. Er hatte sich sofort an die Arbeit gemacht, und in kurzer Zeit waren die Schiffe seiner Division, die Kreuzer Bismarck, Scharnhorst, Hohenstaufen und Hohenzollern, die Hilfskreuzer Kaiser Wilhelm, Prinz Eitel Friedrich, Adalbert, Adolf Woermann, Cormoran, Crefeld, Kronprinz Wilhelm, Möwe, Seeadler, Wolf, Greif, Leopard, Iltis, Luchs, Panther, Tiger

der Gesinnung, von der Gemütsbeschaffenheit, vom Charakter des Menschen ab, und eben das ist der Kern des Christentums, ist das, was das Christentum vom Heidentum und vom Judentum unterscheidet. Die katholische Kirche braucht nur aus dem Schmarotzergewächs, mit dem die historische Entwicklung den Kern überwuchert hat, diesen, den sie sich bewahrt hat, herauszuschälen, und die Reform, die große, die Radikalreform ist vollbracht. Ein Mitarbeiter der im 23. Heft empfohlnen Friedensblätter dringt darauf, daß alle ohne Ausnahme nach der contritio streben und sich mit der attritio, der durch Höllenfurcht verunreinigten Liebe und Reue, nicht begnügen sollen, weist jedoch als unbegründet das Bedenken zurück, daß dann die Absolution und der Ablaß überflüssig würden. Aber diese beiden kirchlichen Einrichtungen sind in der Tat überflüssig, sobald das Richtige und — wie wir eben gesehen haben — glücklicherweise auch noch das dogmatisch Feststehende praktische Geltung erlangt. Was die heutige katholische Theologie an dieses Richtige anfügt, kann eben nicht zugegeben werden, nämlich daß die Absolution ergänzend eintrete, wenn es der Pönitent nicht zur contritio bringt, sondern in der attritio stecken bleibt. Das heißt doch mit andern Worten, der Mensch kann nicht allein durch seine Gesinnung, sondern auch durch eine Zeremonie, durch eine rituelle Handlung, eine rituelle Formel Gott wohlgefällig werden, und eben dies ist das Heidnisch-jüdische, zu dem das Christentum in grundsätzlichen Widerspruch tritt. Es ist kindisch, sich die das Diesseits und das Jenseits umfassende göttliche Weltregierung als eine kaufmännische Rechenstube zu denken, in der jeder Gläubige sein Konto hat, und die Passiva, die Sünden, bei den einen durch gute Werke + contritio, bei den andern durch gute Werke + attritio + absolutio getilgt werden, bei den ersten wohl auch noch ein Überschuß der Aktiva herauskommt, der durch den Ablaß einzelnen von der zweiten Klasse gut geschrieben wird. Die Frucht der Gebete und der Meßopfer kompliziert dann die Rechnung noch mehr.

Gewiß verleihen die beiden Stellen in Matthäus und Johannes der römischen Lehre von der Absolution einen Schein von Recht, aber dieser Schein zerrinnt bei einem Blick auf das Ganze der neutestamentlichen Lehre; wie immer die beiden Stellen, die übrigens auch Einschiebungen einer spätern, schon hierarchisch gewordnen Zeit sein können, gemeint sein mögen, in einem dem offenkundigen Geiste des Neuen Testaments widersprechenden Sinne dürfen sie nicht ausgelegt werden. Die Absolution kann, wenn sie beibehalten wird, nur den Sinn einer Wunsch- oder Trostformel haben: Sünden vergeben oder behalten mit der Wirkung, daß dadurch dem Pönitenten der Himmel erschlossen oder die ewige Verdammnis dekretiert würde, das kann kein Mensch, und würde eine so furchtbare Gewalt einem fühlenden und denkenden Menschen angeboten, so — würde er sie ablehnen. Ich bin fest überzeugt: kein katholischer Geistlicher glaubt im Ernste, daß er mit seinem Spruch im Beichtstuhl einen andern Menschen selig mache oder verdamme; keiner faßt das ego te absolvo, das er unzähligemal ausspricht, im strengen Sinne.

Mit dem ego te absolvo fällt auch das Richteramt des Beichtvaters und das ganze forum internum, soweit dieses eine kirchliche Institution ist. Im

Hoffnung, daß sie ihn wieder sehen würde, und Gewißheit, daß sie ihn nicht wiedersehen würde, wechselten in ihrer Seele. Sie hatte ihn nicht mehr gesehen, seit sie ihn als Knaben von zehn Jahren verlassen hatte, und sie hatte ihn nicht wiedergesehen, seit er als Jüngling von zwanzig Jahren sie verließ, und sie hatte ihn nicht wiedergesehen, seit er als Mann von dreißig Jahren zurückkehrte. Und jetzt, da sie ihn wiedersah, da sie ihn in ihren Armen hielt, da sie ihn an ihr Herz drückte, da sie ihn mit ihren Küssen bedeckte, da sie ihn mit ihren Thränen benetzte, da sie ihn mit ihren Worten überströmte, da sie ihn mit ihren Blicken verschlang, da sie ihn mit ihren Händen betastete, da sie ihn mit ihrer Seele umfaßte, da sie ihn mit ihrem Leben umgab, da sie ihn mit ihrer Liebe umhüllte, da sie ihn mit ihrer Mutterliebe überschüttete, da sie ihn mit ihrer Mutterliebe erdrückte, da sie ihn mit ihrer Mutterliebe tödtete, da sie ihn mit ihrer Mutterliebe wieder lebendig machte, da sie ihn mit ihrer Mutterliebe wieder

muß als einem, der seinem Gegner eine Ohrfeige versetzt hat, das zu erkennen bedarf es keines Handbuchs der Kasuistik.

Und was hat die Kasuistik selbst beim Glauben des Priesters an sein wider Matthäus 7, 1 angemaßtes Richteramt heute praktisch für einen Wert? Abgesehen von den selten vorkommenden Reservatfällen (gewisse schwere Verbrechen sind solche; schwere Verbrecher aber beichten höchstens im Zuchthause), die einen Aufschub der Absolution fordern, werden alle ohne Unterschied sofort absolviert und mit der Verpflichtung, ein paar Vaterunser zu beten, „bestraft." Nur bei einer Klasse von „Sünderinnen" wird heute manchmal von dem vermeintlichen Recht, Sünden zu behalten, Gebrauch gemacht: bei den in gemischter Ehe lebenden Frauen, die um des ehelichen Friedens willen in die evangelische Kindererziehung gewilligt haben. Ein verwerflicher Mißbrauch, der den häuslichen wie den öffentlichen Frieden stört, die Gewissen verwirrt und fälscht, ist also der einzige Gebrauch, der noch von der Kasuistik gemacht wird. Oder heißt es nicht, den Christen ein irriges Gewissen beibringen, wenn sie eine brave und tüchtige Frau, die ihre Kinder gut erzieht und nur aus zwingenden Gründen gegen eine kirchliche Vorschrift verstößt, für ärger halten sollen als einen Mörder? Dieser wird nach Einholung der Fakultas — Mord ist ein Reservatfall — ohne Umstände absolviert. Gewiß kommt der Geistliche so wenig ohne Kasuistik aus wie der Richter, nur braucht er sie nicht als Richter, der er nicht ist, sondern als Morallehrer und Erzieher. Dem Kinde und dem Volke müssen die Pflichten bekannt gemacht werden, die sie zu erfüllen, und die Sünden, die sie zu meiden haben, sowohl der bürgerlichen Ordnung wegen als um ihres eignen leiblichen und Seelenheils willen, denn ein ethisches Genie, das von selbst seinen Weg zu Gott fände, ist doch nun einmal der Durchschnittsmensch nicht; nicht zu reden davon, daß das ethische Genie am Kreuz, auf dem Scheiterhaufen oder dem Schafott, im Kerker zu enden pflegt. Und dabei muß denn auch auf den Unterschied in der Schwere der Verschuldungen aufmerksam gemacht werden, nur daß die Einteilung in läßliche und Todsünden zu verwerfen ist, weil niemand weiß, welche von seinen Mitbrüdern dem ewigen Tode verfallen sind. Aber der Beichtstuhl ist nicht der Ort zu solcher Belehrung. Was alle brauchen, das kann nur in einem ordentlichen Unterricht in der Schule und auf der Kanzel mitgeteilt werden, und handelt es sich um Erörterung eines besondern Falles, um Rat in einer schwierigen Lage, so ist das Wohn- oder das Amtszimmer des Geistlichen ein viel geeigneterer Ort dazu als das lächerliche Möbel, ohne das die Kirche fünfzehn Jahrhunderte lang ausgekommen ist.

Die ländliche Bevölkerung mag bei uns das Bedürfnis einer Reform des Instituts noch nicht empfinden, und da der Zwang zu wenigstens einmaliger Gewissenserforschung im Jahre, der gute Vorsatz, der dabei gefaßt wird, die in außergewöhnlich empfänglicher Stimmung vernommnen Mahnungen des Beichtvaters und die Beicht- und Kommuniongebete immerhin der Seele einen kleinen Stoß nach oben und nach vorwärts versetzen, so wäre, wenn es sich bloß um Landleute handelte, kaum ein Grund vorhanden, an einer harmlosen und ein wenig nützlichen Institution zu rütteln. Aber der moderne Stadt-

stimmt, ist, angesichts dessen, was Schiller über sich selbst, die Schwäche Goethes und Schlegels, über Lessing, Wieland, Herder, Jean Paul, Kant, Fichte und Schelling sagt, wie auch über Lessings Kritikerqualitäten, Klopstock, Jean Paul, Schlegel, Schelling, Fichte, Kant, Herder, Wieland, Goethe, Schiller

gewährt, keinen Gebrauch machen, so bleibe seine Sünde ungesühnt und werde zu seiner Beschämung im jüngsten Gericht aller Welt offenbar gemacht werden. Die meisten Erwachsnen -- bei den Kindern verhält sichs umgekehrt — erscheinen im Beichtstuhl viel, viel besser, als sie sind, und ihre Familien, ihre Hausgenossen, manchmal ein weiter Bekanntenkreis kennen ihren wirklichen häßlichen Charakter viel besser als der Beichtvater, der, in der Beichte wenigstens, gar keine Ahnung davon bekommt. In einzelnen Fällen allerdings trifft die Begründung zu, so oft sich nämlich ein Mensch, der noch Gewissen hat, also kein durchaus schlechter Charakter ist, eine schwere Verschuldung zuzieht, die verborgen bleibt, und die meist mehr Wirkung einer unglücklichen Verkettung als seiner eignen Charakterfehler ist. In solchen Fällen fühlt der Mensch den Drang, durch ein Bekenntnis seiner Schuld, sei es auch nur vor einem einzigen Menschen, jener Forderung der Gerechtigkeit Genüge zu leisten. Dieses ist eine der Ursachen, die in den evangelischen Kirchen immer wieder dazu treiben, es mit einer Wiederherstellung des Beichtinstituts zu versuchen, und die in der katholischen Kirche nicht die Abschaffung sondern die Reform empfehlen. Ein zweiter Grund wiegt leichter: die Angst vor der Hölle, die nur durch Absolution einigermaßen beschwichtigt werden kann. Solche Angst ist meist durch einen falschen Religionsunterricht erzeugt worden und kann durch vernünftige Unterweisung beseitigt werden. Wollen sich krankhafte Gemüter durchaus nicht ohne eine Formel oder Zeremonie beruhigen lassen, so mag sie ihnen gewährt werden. Einen dritten Grund geben die wirklich schwierigen Gewissensfälle ab, in denen ein Mensch von regem Gewissen des Beraters bedarf. Für eine solche Beratung mag die Beichte den Ausgangs- und Anknüpfungspunkt darbieten, aber mit Nutzen fortgeführt und vollendet werden kann sie nur in Unterhaltungen außerhalb des dafür ungeeigneten Möbels. Fälle, wo die Restitutionspflicht eintritt, gehören nicht zu den schwierigen Gewissensfällen; diese Pflicht kennt jeder Christ, der einen guten Religionsunterricht genossen hat. Der Geistliche ist da nur als Vermittler notwendig (tatsächlich kommt die Restitution unterschlagner Gelder durch den Beichtvater häufig vor), und die Beichte als Gelegenheit zur Abwicklung des Geschäfts deswegen erwünscht, weil der Beichtvater durch das Beichtsiegel zur Diskretion verpflichtet ist; allein diese Pflicht kann ihm, ebenso wie dem Arzte und vielen Beamten in Beziehung auf ihre Amtsverrichtungen, auch ohne das Zeremoniell des Bußsakraments auferlegt werden. Was endlich die Hindurchsteuerung der jungen Leute durch die Klippen der Pubertät betrifft, so kann das, was eine verständige Erziehung, Leitung, Beaufsichtigung und stufenweise Aufklärung im Elternhause und in der Schule zu leisten haben, durch den Beichtstuhl nicht ersetzt werden. So lange es freilich an diesen Leistungen im großen und ganzen noch fehlt, mag mancher erfahrne Seelsorger im Beichtstuhl einigen Nutzen stiften.

Anzustreben ist demnach die Aufhebung des Beichtzwanges und die Beibehaltung der fakultativen Beichte, für die als Regel aufzustellen wäre, daß der Geistliche nicht zu fragen, sondern sich mit dem zu begnügen habe, was der Pönitent zu bekennen sich gedrungen fühlt, und daß jener diesem Gelegen-

heit gebe, in seiner Amtswohnung die Angelegenheit weiter zu besprechen, falls es sich um schwierige Fragen, etwa um Pflichtenkollisionen, handelt. Daß die jetzt übliche äußere Form zu ändern, besonders das Flüstern im Beichtstuhl abzustellen sei, führt auch der im 33. Heft erwähnte Pfarrer Vorinec aus, dessen Buch beweist, daß solche Reformfragen von Seelsorgsgeistlichen lebhaft erörtert werden. Auch dürfte den jungen Geistlichen das Beichtehören nicht erlaubt werden. Zweierlei aber sollte sofort geschehen — und es kann sofort geschehen, weil dadurch keine dogmatische Frage berührt wird. Die Bischöfe hätten ihren Geistlichen bei Strafe der Suspension den Mißbrauch des Beichtstuhls zu politischen oder zu nationalen Zwecken und zur Störung des Ehefriedens zu verbieten und die Gläubigen aufzufordern, daß sie jeden solchen Mißbrauch der geistlichen Behörde anzeigen; und sie müßten die Zulassung von Kindern unter vierzehn Jahren zur Beichte verbieten. An vielen Orten werden schon die Zehnjährigen zur Beichte geführt. Aus welchen Gründen das unbedingt schädlich ist, braucht pädagogisch geschulten Männern nicht gesagt zu werden. Kommt es an Gymnasien vor, so hat es der Staat zu verbieten.

Ein wunderlicher Auswuchs des Bußinstituts, der sich bildete, als das forum externum in ein vermeintliches forum internum überging, ist der Ablaß. Diesen Auswuchs mit dem richtigen Namen zu bezeichnen, würde, weil er ja noch eine Einrichtung der katholischen Kirche ist, der Staatsanwalt kaum erlauben. Aber der Ablaß muß eben aufhören, eine solche Einrichtung zu sein; er muß unbedingt fallen. Ich glaube nicht, daß ein Theologieprofessor die Sophismen, mit denen er ihn dogmatisch zu begründen hat, seinen Studenten vortragen kann, ohne sich vor sich selbst zu schämen. Erzählen, wie die Einrichtung auf dem Wege der historischen Entwicklung geworden ist, das kann er, ohne sein Gelehrtengewissen zu verletzen, wenn auch nicht ohne peinliche Empfindung.

C. J.

Geschichte einer Sammlung

(Fortsetzung)

Es kommt mir nicht unmöglich vor, daß die Wirrnis der Umwälzung im Privatbesitz noch fortgewirkt und Verkäufe veranlaßt hat, die sonst nicht denkbar gewesen wären. Jedenfalls mußte der, der gezwungen war, Bilder zu verkaufen, oder sonst mit ihnen räumen wollte, sie damals zu Spottpreisen geben. Für die Musica aber hat mein Vater mehr bezahlt als jemals für ein Bild. Er brachte sie triumphierend wie einen teuern Schützling in einer Droschke angefahren.

Einmal später, als der Kunst- und Literarhistoriker Hettner in Rom war und meinen Vater aufsuchte, kam er beim Eintritt ins Zimmer der Musica gegenüber zu stehn. Da holte er eilfertig seine Lorgnette aus der Tasche, um sie besser zu sehen.

Was haben Sie da für einen wundervollen Domenichino? sagte er.

Senatore Morelli urteilte anders. Er sagte: Es ist ein sehr schönes Bild aus der Schule Guido Renis, nicht von Domenichino.

Ein andres Bild in der Art des Domenichino, zwei famose nackte Bambini, die beim Schmetterlinggreifen hintereinander herstürzen, hat mein Vater auch aus jener Sammlung in Via San Giovanni in Laterano, auch riesige Fruchtstücke von Bonzi, detto il Gobbo di Caracci, denn nachdem er die Musica hatte, scheint das Format ihm keine Bedenken mehr gemacht zu haben.

Als ihn wieder einmal einer der Signorini durch die Räume führte, um ihm die Kauflust wach zu machen, blieb er bei einer Landschaft von Poussin stehn und pries sie meinem Vater dringend an.

Der aber dachte einen Doppelfang zu machen und sagte: Ohne Gegenstück kann ich sie nicht brauchen. Dort am Fenster hängt ein Bild mit ganz demselben Rahmen und in derselben Größe, das würde dazu passen.

Das war aber eine Landschaft von Salvator Rosa, nach der mein Vater großes Verlangen hatte.

Der junge Mann sah im Katalog nach und sah den Namen: Salvator Rosa; das war ja wohl ein berühmter, ein bravo pittoro? Nein, das Bild will ich jetzt nicht hergeben.

Aber Sie sehen doch ein, daß ich den Poussin nicht ohne Gegenstück nehmen kann? Und es endigte damit, daß mein Vater mit beiden Bildern nach Hause kam.

* * *

Die Fundgrube in der Via war sehr ergiebig. Mein Vater hat von da später noch eine zweite Landschaft des Salvator Rosa an sich gebracht. Dann aber tauchte der Marchese auf. Der nimmt in meinen Kindheitserinnerungen einen breiten Platz ein. An den Marchese ist mein Vater auf folgende Weise gekommen:

Es war ein vornehmer Russe in Rom, der sammelte. Es kam ihm auf Kuriositäten und Seltenheiten an, der Gegenstand selber war ihm gleichgiltig, und Kunstverständnis hatte er keins. Die Erzieherin seiner Kinder kam öfter zu meinen Eltern ins Haus und erzählte dann von dem, was der Russe wieder gekauft hatte. Einmal war es eine Porzellanschale, auf der der Raub der Sabinerinnen gemalt war, nach einem Bilde von Caracci. Man hatte dem Russen gesagt, das Original von Caraccis Hand wäre in einer alten gräflichen Sammlung in den Marken. Der Russe hatte an den Besitzer geschrieben und hatte erreicht, daß er ihm das Bild verkaufte.

Das Merkwürdigste aber war, daß das Bild nicht allein kam, sondern ein zweites dabei, das der Mann von hohem Adel zum Verkauf anbot. Die Galerie aus den Zeiten seiner Vorväter würde in der kleinen Stadt und in der Einsamkeit doch von niemand gesehen und langweile ihn.

Die Deutsche beschrieb das Bild, es wäre lächerlich und scheußlich gewesen: ein alter Mann oder ein altes Weib — das könne man nicht unterscheiden —, jedenfalls ein Mensch mit altem bartlosem Gesicht ließe eine Katze vor sich aufrecht stehn und wollte sie lehren Flöte blasen. Der Mensch trüge ein weißes, goldgesticktes Seidenhabit und eine weiße Halskrause und hätte ein rotes Barett mit wallenden weißen Federn auf dem Kopf und lache den Beschauer grinsend aus.

Mein Vater sagte, das erinnerte an die Niederländer, besonders an den galgenhaften Humor des Frans Hals — wie denn die Farben wären?

Die Seide und der rote Sammet wären ja wirklich wie Seide und Sammet, und das Grinsen wäre unverschämt natürlich, es wäre ein unglaubliches Bild.

Es möchte wohl ein sehr schönes Bild sein, meinte mein Vater.

Nein, so ein Bild könnte man doch nicht haben; der Russe würde es zurückschicken.

Mein Vater ließ sich die Adresse geben, die Galerie interessierte ihn zu sehr, und als die Sommerreise gemacht wurde, machte er auf dem Wege nach Tirol den Umweg über Cesena, um den Marchese zu besuchen. Er war nicht da, er hielt sich meist in Florenz auf. Aber der Haushofmeister führte meinen Vater durch

den Palazzo. Er fand eine Galerie von ungefähr zweihundert Bildern, darunter etwa vierundzwanzig von den großen Meistern der italienischen Blütezeit. Die Ahnen des Besitzers hatten die Bilder zum Teil selbst bei den Künstlern in Auftrag gegeben. Darüber gab es noch Verträge und Quittungen und einen Katalog, der die Bilder in Kupferdrucken wiedergab.

Auf der Rückreise machten meine Eltern in Florenz Halt und fanden den Marchese in einem prunkvollen Atelier; denn er malte zu seinem Vergnügen. Er hatte gerade ein kleines Rokokostück in Arbeit, einen Innenraum mit einer kassettierten Decke. Falls er Künstler gewesen wäre, hätte er so einen kostbaren Raum in Florenz leicht finden und an Ort und Stelle malen können, so schön, wie man ihn nur denken kann. Aber das war dem luxuriösen Dilettanten entweder nicht bequem oder nicht fürstlich genug. Er hatte sich vom Holzbildhauer eine Kassettierung schnitzen lassen, genau in der Größe, wie er sie für sein Bildchen brauchte, und in allerfeinster Arbeit. So war ihm sein Plafond ins Atelier gebracht worden, und er konnte ihn malen, ohne ihn zu verkleinern, und ohne von seinem seidnen Stuhl aufzustehn. Mit einem alten geschnitzten Schrank, der auf das Bildchen kommen sollte, hatte er es ebenso gemacht, hatte ein kleines, kostbar ausgeführtes Modell machen lassen, das vor ihm stand.

Allmählich brachte mein Vater die Rede von diesen Enkelwerken auf die Bildersammlung seiner Väter. Daß für ihn etwas davon erreichbar wäre, glaubte mein Vater nicht; aber der Marchese hatte einige auserwählte davon bei sich in Florenz, die wollte mein Vater gern sehen.

Eines stand auf einer Staffelei, eine Madonna mit den Merkmalen der raffaelischen Zeit, der Nacken, die Schulter- und die Halsbewegung ganz bezeichnend, diese Profilstellung der Schultern und die Zurückwendung des Kopfes dem Beschauer entgegen, und bei dieser Wendung die ganz entfaltete Schönheit der Hals- und Nackenlinie. Die „schöne Madonna" wurde sie von Kind und Kegel gerufen, seit sie bei uns war.

Und wie ist sie schön! Die Augen hält sie heruntergeschlagen, weil sie den Kindern zusieht, dem Bambino, das sie mit dem Arm hält, und dem kleinen Johannes. Die reichen sich ein Blümchen zu. In diesem gesenkten Blick und in dem lieblichen Munde der Madonna, was für eine Anmut, was für eine andachterweckende Holdseligkeit! Das ist ganz anders als die bewunderungswürdige Bravour der nachraffaelischen Zeit, die unerschrocken jede Schwierigkeit nimmt. Dies ist wie von einer beseelten und begnadigten Hand gemalt — „Die schöne Madonna!"

Der Marchese sah wohl das Entzücken meiner Eltern und holte hinter einem Vorhang, wo Blendrahmen und Ateliergerät an die Wände gelehnt waren, noch einige Bilder hervor. Dabei war das von dem Russen verworfne, das unter den fürstlichen Sammlern, den Vorfahren des Marchese, als Rembrandt gegolten hatte. Bei uns heißt es der Katzenkerl. Da war Frans Hals mit seinem Mutwillen, aber nicht mit der erdigen Farbe, die seine Sachen sonst haben, sodaß es ist, als wenn er sich nicht die Zeit lassen könnte, der Farbe ihre Harmonien abzulocken in dem Drange, das Grinsen oder das Fletschen, den Eindruck einer Sekunde hinzustellen, sondern hier war der warme Goldton der besten Niederländer, und da hineingetaucht der Purpur und der weiße Seidenschimmer des Gewandes, die volle Zartheit des Federflaums — ein ganzes Meisterstück! Dabei eine Hand oder eigentlich ein Händchen, klein und kurz, das in seiner Dürftigkeit wieder an Rembrandt erinnert, dessen Schönheitssinn sich in der Farbe genug tat, während er in der Form von dem unbefangensten Naturalismus war.

Es war nicht zu verwundern, daß dieser Erbe eines hohen Adels, wenn er seinen Sitz aus der vergessenen Landstadt nach Florenz verlegte, diese Perlen der alten Sammlung aus dem Palazzo in Cesena wegnahm, um sie in seiner Umgebung zu haben. Aber der Sinn der Sache war anders, denn nach einigem Zögern und Räuspern fragte er: Sagt Ihnen etwas davon zu? Mein Vater sah ihn ungläubig

an, aber der Marchese nickte und sagte: Voglio disfarmene! Ich will mich ihrer entledigen!

Meine Eltern waren atemlos vor Erstaunen. Sie verständigten sich mit den Augen, und meine Mutter verabschiedete sich, um die beiden allein zu lassen. In ihrem Herzen tat sie einen Stoßseufzer, daß sich mein Vater nicht überkaufen möchte. Er ging aber als Besitzer der „schönen Madonna" und des Katzenkerls aus dieser Zusammenkunft hervor und hatte noch ein drittes gekauft, einen kleinern, figurenreichen Domenichino, Diana, die mit ihren Jungfrauen badet und den Aktäon verwünscht, dem das Hirschgeweih schon zu sprießen anfängt.

Bei diesem Bilde hatte sich der Marchese lange gewunden und bedacht, ob er es hergeben sollte, weil es von Domenichino war. Seine Vorfahren hatten einen Katalog von der Sammlung herstellen lassen, in großem Folioformat, darin waren die einzelnen Werke wiedergegeben, auf ziemlich großen Kupferplatten gestochen und gedruckt. Dieser Katalog ist später, als mein Vater viele der Bilder gekauft hatte, in seinen Besitz übergegangen. Er enthält u. a. ein Bild des Raffael, eine Madonna, die in Gesellschaft von Engeln anbetend vor dem Kinde kniet, in einer weiten Landschaft. Ein Bild voll von Lieblichkeit, die mächtig wirkt, trotzdem daß die Kupferstiche ziemlich primitiv in der Ausführung sind. Ein andres von Perugino stellt die heilige Familie in der Werkstatt dar. Es scheint, daß sich dem Marchese diese drei Namen eingeprägt hatten: Raffael, Perugino und danach noch Domenichino, und daß ihn diesen dreien gegenüber der Stolz seiner Vorfahren festhielt, denn da war er zäh.

Von dem kleinen Domenichino hatte er sich nun trotzdem getrennt, seiner Überzeugung zum Trotz, hatte sich ein kleines Taschengeld gemacht für seine eleganten Bedürfnisse, wie Esau für das Linsengericht die Erstgeburt verkaufte, und es war, als wenn Domenichino es ihn hätte entgelten lassen in einem spätern Fall, von dem ich Ihnen dann erzähle.

Der Marchese kam in jedem Jahr ein- oder mehreremal nach Rom. Dann kam er auch auf das Kapitol und suchte meinen Vater auf. Er war der vollendete Kavalier, bat, die Signora begrüßen zu dürfen, führte Unterhaltung, erhob sich schließlich und wurde zur Tür das Salons geleitet. Dann, die Hand auf der Klinke, zögerte er einen gemessenen Augenblick, senkte die Augen auf den Boden und hob sie plötzlich wieder, wie von einem Einfall getrieben.

Machen wir heute nichts? sagte er dann.

Daraufhin kehrte er mit meinem Vater allein in den Salon zurück. Die beiden setzten sich und spielten mit Zurückhaltung und Würde das gewohnte Spiel, bis schließlich mein Vater wieder eins der Bilder hatte. Den Katalog mit den Kupfern ließ der Marchese bei meinem Vater zurück als eine Angelvorrichtung, damit er meinen Vater bei seinem Besuch im nächsten Winter von neuem an eins der Bilder festgebissen finden möchte.

Einmal waren wir auch alle in dem Palazzo in Cesena, der mir riesengroß in der Erinnerung ist, weil ich ein Kind war. Nach den Erzählungen meiner Mutter ist er für italienischen Maßstab aber nicht groß. Es waren zwei Flügel, durch eine große Loggia verbunden, unter der die Durchfahrt lag. Die Liebe und den feinen Schönheitssinn des Erbauers hätte man ihm angesehen; dem Nachkömmling war er aber hinderlich und zuwider.

Er sagte seufzend zu meinen Eltern, es wäre eine cosa soria, eine harte Sache für ihn, da in Cesena zu sitzen. Zu der Zeit seiner Vorfahren war es eine ansehnliche Stadt gewesen, aber seit die Eisenbahn den Verkehr hindurchleitete andern größern Mittelpunkten zu, lag es vernachlässigt am Wege; und er wieder vernachlässigte und plünderte den Palazzo.

In einem der Räume hatte er sich in Fresken ergangen. Das war ein langer Zug von Nobili, vermutlich ein Vorgang aus seiner Familiengeschichte, und wie mir scheint, war da viel Terra di Siena dabei in Anwendung gekommen; ich habe

einen rotbraunen Eindruck davon im Sinn. Auf der Loggia bekamen wir Kinder Limonade; das gefiel uns sehr.

Mein Vater blieb drinnen vor einem sehr schönen und großen Bilde von Domenichino stehn und fragte halb scherzweise:

Was kostet das?

Das verkaufe ich nicht, sagte der Marchese so bestimmt, daß mein Vater nie wieder davon anfing.

Viel später, als der Marchese wieder einmal in Rom war — damals hatte mein Vater schon die bedeutendsten Bilder aus der Sammlung im Besitz —, saßen sie mit dem Katalog.

Der Marchese wollte gern ein Geschäft machen.

Mein Vater sagte: Sie wissen, was ich von Ihren Bildern noch haben möchte, den Perugino.

Darauf machte der Marchese nichts als ein ablehnendes Zeichen.

Er warf die Blätter unwillig herum. Aber das da, sagte er und zeigte auf die Jael von Domenichino.

Das wollen Sie doch nicht weggeben, sagte mein Vater. Er bekam Herzklopfen vor Erwartung.

Der Marchese machte eine Bewegung, als wenn er sich eines unwichtigen Grundes entledigen wollte, und sagte: Perchè mi copre tutt' una parete ... weil es ihm eine ganze Wand zudeckte!

Und mein Vater hat das Bild bekommen, allerdings ohne Rahmen; der war dem Marchese unentbehrlicher als das Bild. Vermutlich wollte er da etwas rokokoartiges hineinmalen und seine Wand damit zudecken.

Einen Augenblick der Spannung erlebte mein Vater noch, ehe sie miteinander handelseinig wurden. Er erinnerte sich wohl, daß der Marchese Bedenken gehabt hatte, das kleine Bild von der badenden Diana herzugeben, weil es von Domenichino war. Und nun dieses große wundervolle Ding, viel schöner als alles, was Domenichinos Vaterstadt Bologna in ihren Sammlungen von ihm hat, ein Bild, wie es außer bei den Borghese in keinem Privatbesitz mehr vorkommen mochte!

Der Marchese saß nachdenklich und las die große gestochne Unterschrift: Quadro del Domenico Zampieri, posseduto nel 1748 dalla nobile famiglia Zagnoni di Bologna. (Bild des Domenico Zampieri, 1748 im Besitz der edeln Familie Zagnoni von Bologna.)

Aus diesem Besitz hatten es also die Vorfahren des Marchese übernommen, und da war der Maler mit seinem vollen Namen aufgeführt. Das kleine Bild der badenden Diana dagegen, das die Marchesi vermutlich bei Lebzeiten des Meisters unmittelbar aus seinem Atelier gekauft oder bei ihm bestellt hatten, ist im Katalog als „Domenichino" bezeichnet — mit dem Rufnamen, der jedermann geläufig ist. Dieser Nachkömmling aber, der jetzt vor dem Katalog saß, hatte keine Beziehung zu den Bildern selbst, außer wenn sie eine schadhafte Wand zudeckten, und so weit hatte er sich nie mit dem alten Familienschatz eingelassen, daß er von Domenico auf Domenichino geschlossen hätte.

D'un certo Zampieri, sagte er langsam.

Ja, sagte mein Vater, von einem gewissen Zampieri.

Dann waren sie beide still. Mein Vater saß mit angehaltnem Atem und wartete. Der Marchese wiederholte den Namen auch noch einmal, aber ohne innere Beteiligung; dann schlug er das Buch zu, und mein Vater war Besitzer dieses Werkes von einem gewissen Zampieri.

Es hat lebensgroße Figuren, die Jael und den Sissera, dem sie den Nagel in die Schläfe hämmert. In großer Lieblichkeit hebt sie den Hammer mit beiden Händen, um noch einmal zuzuschlagen. Sissera, der Feldhauptmann, liegt am Boden und zuckt im Todeskrampf zusammen. Bewunderungswürdig ist die Verkürzung, in der dieser Riese dargestellt ist. Man hat den vollen Eindruck des gewaltigen

Körpers, und dabei deckt er, wie er sich wälzt und im Tode bäumt, keine größere Fläche als die schöne Jael, die neben ihm kniet.

Ob es möglich ist, eine Arbeit wie die, bei der sie am Werke ist, mit dieser gelassenen und würdevollen Anmut zu verbinden, das hat den Domenichino Zampieri offenbar weniger beschäftigt als die Aufgabe, ein schönes Frauenbild in seiner Vollendung hinzustellen. Das Gewand ist auf einer Seite vom Oberkörper heruntergefallen, es weht im Winde, aber ein schmales rotfarbnes Bändchen scheint es noch ein wenig zu halten. Dies ist allein schon ein Meisterstück malerischer Wirkung, wie es zwischen dem weißen Leinen hervorkommt, die Brust und die Seite der Frau kreuzt und wieder im weißen Leinen verschwindet. Dies scheinbar gleichgiltige Nebending betont auf die zarteste Weise den Schimmer der Haut und die Formen. Die Frau ruht auf einem Knie. Die Arme sind erhoben, der Kopf herumgewandt und geneigt, der ganze Leib in Fluß und Bewegung, und dabei die Schönheit des Kopfes!

Ich glaube, das Bild verdient sich die zärtliche Verehrung, die es bei uns immer genossen hat. Mein Vater kaufte bald darauf den großen Rahmen eines Altarbildes in massiver Holzschnitzerei. Der paßte flachgelegt für das Längenformat der Jael. Ob der Santo, der zu dem Rahmen gehörte, noch dabei war, als er zu uns kam, weiß ich nicht. Von Wert ist er jedenfalls nicht gewesen und hat der unchristlichen Jael mit Recht den Platz geräumt.

Mein Vater wollte ihr aber auch sonst noch besondre Pflege angedeihen lassen. Er fand die Leinwand, auf der sie gemalt war, nicht schön genug für das Bild. Sie war auf der unbemalten Seite altersschwarz und rauh. Die Jael sollte eine neue Leinwand haben. Mein Vater hatte als Knabe zuhause einmal ein altes, blankes Perückengroßvaterbildnis „gefüttert." Das wäre sehr gut gegangen.

* * *

Die Wohnung im Seitenflügel des Palazzo Caffarelli, die meine Eltern inne hatten, war so beschaffen, daß die Räume für die Familie im ersten Stock lagen, nach dem Kapitolsplatz aber das alte Gebäude drei Stockwerk tief abfiel. Von den Wohnräumen ging ein enggewundnes steinernes Wendeltreppchen hinunter zu meines Vaters Privatreich.

Da unten hatte es immer etwas Geheimnisvolles für uns. Es war da ein großer gepflasterter Raum, halb Halle und halb Flur, mit einem Portone nach draußen, nach dem Caffarelli zu. Die Torflügel trugen ungeheure schmiedeeiserne Riegel, die durch so und so viel schwere Ösen donnerten, wenn man sie vorschob. Der Palazzo soll seinerzeit einmal für Kaiser Karl den Fünften gebaut worden sein, als er in Rom erwartet wurde. So viel ich weiß, kam der Kaiser nicht und hat ihn nie betreten, aber die dicken Wände, in denen die Fensternischen die Tiefe von kleinen Zimmern hatten, und die kriegerische Rüstung der Türen sprachen noch von der Zeit, wo jedes Haus, und besonders ein fürstliches, gewärtig sein mußte, gelegentlich Festung zu sein.

Da unten gab es noch einige unheimliche Räume, darunter einen, der wie ein kleiner Hof war, aber durch die Höhe der aufsteigenden geschwärzten Mauern mehr einem weitläufigen Kamin glich. Man konnte von der Wohnung aus über eine kleine Loggia da hinabsehen, und wenn Weihnachten vorbei war, und wir Kinder den Christbaum geplündert hatten, wurde er da hinunter geworfen. Ich erinnere mich, wie wir einmal standen und ihn an den obersten Spitzen noch lange schwebend hielten, weil wir ihn nicht in die finstre Tiefe lassen wollten.

Das Gastzimmer war auch da unten und hinter ihm ein Raum, dessen Fenster auf den finstern Kamin ging. Es war schwer vergittert, aber doch nicht gegen Fledermäuse, von denen ich habe sagen hören, daß es viele da unten gegeben habe. In stimmungsmäßiger Würdigung des Ortes hatte mein Vater auch noch den „Hexerich" im Gastzimmer aufgehängt. Es war, glaube ich, einer der Gäste, der

da unten geschlafen hat, der später feststellte, der Hexerich hätte den bösen Blick, das „Malocchio.“ Wenn sich so ein Wohngast am Abend von der Familie verabschiedet hatte und mit seinem Lichtchen die Wendeltreppe hinuntergestiegen durch so und so viel dicke Türen über Stufen und Schwellen bis in sein Zimmer gelangt war, dann war da wenig Aussicht, sich den Mitlebenden verständlich zu machen, und falls er auf den Einfall gekommen wäre, die Aufmerksamkeit der Familie herbeizurufen, hätte es höchstens durch einen Pistolenschuß geschehn können.

Dort unten hauste mein Vater bei Tage in seinem Studierzimmer und einem großen danebenliegenden Raume. Er hatte da Gesellschaft von großen schweinsledernen Folianten mit rotem Schnitt und rot und schwarz gedrucktem lateinischem Text auf Büttenpapier, Bände für die Dauer von vielen Jahrhunderten eingerichtet. [illegible]

Darauf haben wir die Probe gemacht, mein Vater hatte einen davon in die Wohnung hinaufgebracht; den mußten wir Kinder, wenn nach unten ein Zeichen gegeben werden sollte, mehreremal auf den Fußboden werfen. Wir konnten ihn gerade heben, und es war kein schlechtes Gepolter, wenn er zu Boden schlug. Aber der Einband wich und wankte nicht, und das Buch war hinter dem Nachrichtendienst so fest, wie es vorher gewesen war.

Dort unten gab es noch andre Bücher, ich muß es Ihnen genau beschreiben, dieses geheimnisvolle Reich, wo wir manchmal zu Gast sein durften. Denn ich liebte es zu sehr, und es ist mir erinnerlich, daß Wohnungen mit Zimmern, die auf einer Ebne lagen und ordentlich eins ins andre führten, ohne Schlupfwinkel oder Wendeltreppen, ohne die Möglichkeit von Fledermäusen und großen alten Ratten, mir erstaunlich und gewissermaßen unvollständig vorkamen.

Wenn wir unten bei meinem Vater waren, saßen wir still und ehrfurchtsvoll auf dem grünen Teppich, mit dem der Backsteinfußboden bezogen war, und unter den hier unten noch eine dicke Lage Stroh gelegt war um der Kälte willen, die das Gemäuer ausströmte.

Da gab es lange, schmale Bücher mit englischem Text, der in zwei Säulen gedruckt war, und den ich nicht verstand, sehr ärgerliche und zahlreiche Seiten lang, aber dazwischen immer wieder ein Blatt mit Umrißzeichnungen, in Kupfer gestochen, die mir einen wunderbaren, lichtspendenden Eindruck machten. Es waren Darstellungen zu Shakespeare, in der zarten und leicht zum Süßen neigenden Manier der Engländer, schöne Jünglinge mit kurzen Brokatröcken, mit winzigen Bärtchen und langen Locken. Da war Julia, die zu dem Mönch in die Kapelle tritt, unter den zierlichen romanischen Rundbogen, da war ihr Sarg und sie geschmückt darin. Da war die Desdemona, und der Mohr und Zweikämpfe mit dem Degen. Sie können sich nicht denken, wie schön die Bücher waren, vielleicht um so mehr, als ich den Text nicht kannte und darauf angewiesen war, mir verbindende Geschichten auszudenken.

Hier unten ging mein Vater ganz allein ans Werk, den Domenichino zu bessern. Er liebte ihn sehr, ich glaube, wie ein leibliches Kind, und das war ihm hinreichend Gewähr dafür, daß ihm zum besten gereichen würde, was er damit vornahm. In dem großen Raume neben dem Studierzimmer, den die Gäste bewohnten, wenn welche angereist kamen, standen die beiden riesigen Tische für das Opfer bereit, das mein Vater vom Blendrahmen abgelöst hatte, auf dem es gewesen war seit diesen fast dreihundert Jahren, wo es Domenichino als vollendet der nobile famiglia Zagnoni in Bologna übergeben hatte. Dann bekam meine Mutter den Auftrag, einen Kleister aus Wasser und Stärke zu kochen. Das tat sie auch. Aber sie segnete und verschwur sich hoch und teuer, sie wollte an der Verwendung des Kleisters keinen Teil haben; denn sie hielt die Sache für gefährlich. Mein Vater aber stieg mit seinem Kleistertopf die steile Wendeltreppe bis in die Tiefe hinunter, dort angesichts des Hexerichs, der mit dem „Malocchio“ beiwohnte, wurde die beste holländische Leinwand, die es in Rom zu kaufen gegeben hatte, strohhalmdick mit dem Kleister bestrichen, das Bild mit der Rückseite darauf

gelegt und fest angedrückt. Nun war es gefüttert und sollte trocknen. Aber die dreihundertjährige Farbe im edeln Hause zu Bologna und im hochgräflichen zu Cesena, alt aber nicht minder leuchtend geworden, fand die Annäherung des Kleisters nicht gemäß. Ein paar Tage lag die Jael noch ruhig auf den Tischen, das Bild lieblichster Geschäftigkeit bei ihrem schrecklichen Werk, dann hob sich die Farbe und ließ in dicken Adern das Wasser durch, das zu verdunsten verlangte. Durch das wunderschöne Gesicht, über die Schultern und kreuz und quer durch das ganze Bild liefen die Adern. Nach Wochen war das Wasser zwar verdunstet, aber die Farbsplitter, die es aufgehoben hatte, lagen lose auf der verwüsteten Fläche.

Ob mein Vater damals die Tage unten in seinem Studierzimmer zugebracht hat, Wand an Wand mit dem geliebten Bilde, bei dem sich die Zerstörung vollendete, weiß ich nicht. Wir Kinder beobachteten aber ganz still und scheu die Trauer des Vaters. Eine Weile zuvor war in Deutschland seine Mutter gestorben. Er hatte sehr an ihr gehangen, aber uns schien, als wenn ihn dies ärger erschütterte, daß er einem Werk von solcher Vollkommenheit, das sich in tadelloser Frische durch die Jahrhunderte erhalten hatte, den Untergang bereitet hatte.

Das Zimmer, worin das Bild lag, wurde verschlossen, damit nicht, wenn einer vorüberging, eins der Farbenteilchen von der Luftbewegung aufgehoben und weggetragen wurde.

Längere Zeit darnach hörte mein Vater von einem sehr geschickten Restaurator und ließ ihn kommen.

Signor Roggeri schüttelte den Kopf. „Che disgrazia! Was für ein Unglück!" Dann trat er behutsam hinzu und untersuchte mit Hilfe einer feinen Pinzette unter den abgesprungnen Farbenteilchen. Er paßte einige davon unter der Lupe aneinander, prüfte sie nach der Farbe und nach der Bruchfläche, wo sie hingehörten, und setzte sie ein. Dann richtete er sich auf und sagte, daß er das Bild retten könne.

Von da an gehörte Signor Roggeri zum Hause, ähnlich wie eins der Bilder, ohne die wir uns das Dasein nicht mehr vorstellen konnten.

Wenn wir einmal hinunterkamen, stand er mit seinem ernsthaften und milden Gesicht über die großen Tische geneigt, einmal wie jedesmal. Wenn er ein Fleckchen zusammengesucht und ineinandergefügt hatte, überklebte er es mit weichem Seidenpapier, damit die Splitter nicht wieder flüchtig werden konnten. So kam er langsam, langsam wie Ameisenarbeit vorwärts.

Es war für meiner Eltern Verhältnisse ein großer Geldaufwand, der da unten ganz in der Stille gemacht wurde, denn die Wiederherstellung des Bildes dauerte lange. Aber mein Vater hielt sich dazu verpflichtet diesem Werk gegenüber.

Damals fingen, glaube ich, meine Eltern an, sich von Rom loszulösen. Mein ältester Bruder war schon nach Deutschland geschickt worden, damit er dort auf die Schule gehn sollte, und meine Eltern wollten so bald wie möglich ihm nach. Unter dem Eindruck, daß ihm nur noch begrenzte Zeit zur Verfügung stünde, war mein Vater besonders stark auf der Jagd.

Jetzt war er den Antiquaren schon bekannt. Manche verlangten ein Gutachten von ihm, und wenn wir draußen auf dem Platze vor dem Caffarelli spielten, wo man Rom wie einen Teller unter sich ausgebreitet liegen sieht, kam nicht selten einer über das Kapitol herauf und fragte nach dem Professore alto coll' occhiali. Wir Kinder wußten schon, wer „der große Professor mit der Brille" war, und wiesen ihn zu unserm Vater. Manchmal kamen sie mit einer Droschke angefahren und brachten große Schinken an. Früher, als wir sehr klein waren, ging die Steigung von der Piazza Ara Celi schnurgerade zum Kapitol hinauf und von da wieder zum Caffarelli. Später wurden die Serpentinen angelegt, aber die Steigung unter dem Tore durch, wo der deutsche Grund und Boden anfängt, zum Caffarelli hinauf ist immer noch so steil wie früher. Da müssen die Pferde einen tüchtigen Anlauf nehmen, wenn sie in einem Zug über die Serpentinen und dann die letzte

steile Steigung schlank hinaufkommen wollen. Das leise Klirren, mit dem sich die Fensterscheiben daran beteiligten, hat sich mir für immer eingeprägt. Wenn ich jetzt so weit weg von Rom mit geschlossenen Augen liege, und durch irgendeinen Zufall die Fensterscheiben klirren, denke ich so: es fährt ein Wagen die Salita hinauf!

Gelegentlich kam dann statt eines der vollständigen Fuhrwerke, die bei der Botschaft zu tun hatten, ein Droschkengaul hinaufgearbeitet, und aus dem Wagen wand sich ein gebücktes Schachermännchen mit einer großen altersschwarzen Leinwand voll scheußlicher Heiliger, der nach dem Professore coll' occhiali fragte. So und so oft hörten wir draußen an der schweren Haustür die Anpreisung: Un bellissimo originale! Es war ein Bestandteil unsrer Spiele geworden, irgend etwas herbeizuschleppen und mit dem Ton feierlicher Beteuerung zu sagen: Un bellissimo originale! Mein Vater lachte in diesem wie in jenem Falle, und die Scheusäler wurden wieder weggetragen.

Dies waren die Nebenläufer und Auswüchse. Sonst aber ging es hier so wie überall, wo einer sich tief mit einer Sache einläßt, sie entfaltet sich und bekommt selbständiges Leben und wächst in die Breite und in die Tiefe, wie ein Fluß, der sich selber die Umgebung verändert, dies und das mitführt, umbildet und schließlich die Lebensbedingungen um sich her diktiert, während er sich vorher eingerichtet hatte nach dem, was ihn umgab.

Erst hatte mein Vater überlegt, ob sich die Bilder im Format für einen Privatmann eigneten, ob das Dargestellte für ihn möglich wäre, ganz abgesehen davon, ob er die Ausgabe verantworten könnte. Nun waren sie schon souverän geworden, und wenn er einer wertvollen Sache begegnete, machte sie einfach Anspruch auf ihn, und das, was er überlegte, war nur, wie er es einrichten konnte, daß sein Geld reichte, um das Bild an sich zu bringen. Die Besitzer von den bellissimi originali hofften vergebens, daß sich mein Vater durch die Altersschwärze bestechen ließe. Aber er kannte nun doch die Schlupfwinkel, in denen er suchen mußte. Da hatte er da und dort die Gegenstände seiner Wahl stehn und hängen und ließ sie „reif" werden.

(Schluß folgt)

Warum?

Von Luise Algenstaedt

(Schluß)

Auf dem Hofe war keine Menschenseele sichtbar. Es war früher Nachmittag. Aus der Scheundiele schallte der Takt der Dreschflegel — im Stall brummten die Kühe. Zwischen dem Dunghaufen und einer Holzmiete zog sich eine meterhohe Schneeschanze quer über den Fahrdamm, und von ihrem scharfen Rande peitschte der Wind ihm die Körner ins Gesicht, sodaß er die Augen nicht offen halten konnte. Er wollte sich hindurcharbeiten, aber glitt aus und stürzte mit einem halblauten Jammerruf in die weichen Massen.

Es mußte wohl komisch aussehen, wie er fruchtlose Anstrengungen machte, mit seiner Last wieder aufzukommen, denn auf der Tenne hörte das Dreschen auf, und ein stürmisches Gelächter erscholl. Er hörte seinen Namen nennen, und ein Knecht in hohen Stiefeln kam langsam heran, um den Spaß in der Nähe anzusehen und auch — wenn es durchaus sein mußte — zu helfen. Der Hausierer war jedoch schon aus seinen Trageriemen geschlüpft und stand auf den Füßen,

indem er ängstlich den Kleinen im Korbe schüttelte, der keine Miene machte, herauszukriechen.

Er ist eingeschlafen — Gott der Gerechte, er wird doch nicht klamm geworden sein? Moritzche — Moritzche — rühr dich — komm heraus, mein Goldner — wir sind da!

Schläfrig hob der Junge die Lider ein wenig von seinen schwarzen Augen. Der Vater packte ihn unter den Armen und zog ihn heraus, und der Knecht half ihn lachend losmachen, wobei Schächtelchen und Wollsträngе in den Schnee rollten. Jedoch auf die Füße gestellt, knickte das Bübchen zusammen.

Gott — Einiger, straf mich nicht! Bist du erfroren? Moritzche, komm zu dir.

Aber der Kleine hing schlaff in seinem Arm. Da hob Pinkus ihn auf und trug ihn dem Wohnhause zu, ohne einen Blick auf seine verstreuten Sachen zu verschwenden.

Er kannte den Gesindeeingang und wählte bescheiden diesen. Auf dem Gange kam ihm ein Mädchen entgegen, erschrak und machte rasch auf einer Eimerbank Platz, damit er den Kleinen dort niederlege. Dann holte sie zwei alte Pferdedecken, die sie eben in der Leutestube flickte, und half ihm die Glieder reiben.

Die Beweglichkeit kehrte wieder, erfroren war nichts. Müdigkeit und die unbequeme Lage hatten das meiste getan, ihn steif zu machen. Er winselte über Prickeln in Armen und Beinen. Bald aber ließ er sich von der Bank gleiten und machte wie eine kranke Krähe einen taumligen Probemarsch über die Fliesen, und Pinkus sah ihm voll Freude nach und reckte dabei selbst wie erlöst seine schmerzenden Wirbel und Gelenke.

Hinter ihm kam der Knecht herein mit dem Tragkorb und den verschütteten Waren, die er vollzählig wieder hineingesammelt hatte. Er freute sich noch immer des guten Spaßes, desgleichen man an den einförmigen Wintertagen nicht verschmähen soll. Warum nehmen Sie den Lütjen auch mit, Herr Pinkus? sagte er gutmütig lachend. Soll der mit verhandelt werden? Was meinen Sie, was einer dafür gibt?

Konnt ich den Schnee vorher wissen? erwiderte der Hausierer gedrückt.

Bei dem Wetter! Das ist auch wohl so einer, der sich für fünfundzwanzig Pfennige ein Loch ins Schienbein bohren läßt.

Ich hab ihn mitgebracht, weil ich ihn nicht zuhause lassen wollt. Er hätt lieber gespielt.

Na was der wohl spielt — Ist 'n Jud ins Wasser gefallen? So was. Pinkusche, komm mal her, sag mal, was du zuhause machst. Stehst du im Laden und handelst, wenn Tatteleben auf Reisen ist? Oder hast du schon dein eigen Geschäft mit Hosenknöppe und Marmelstein? Guck — wie er blöde tut — ja du bist mir der wahre Jakob.

Laß ihn doch! sagte das Mädchen unwillig. Ihm tut nu was warmes not — und Ihnen auch, Herr Pinkus. Gehn Sie man vorn in die Stube — es ist Kaffeezeit, und der Bauer und die Frau sind da.

Der Genannte kam aber schon behäbig durch die Küche her — er hatte die fremden Stimmen gehört. Er schmunzelte wohlwollend, als er den Kleinen erblickte, legte ihm die Hand auf den Kopf und spaßte: Der soll wohl beizeiten lernen, wie man den Leuten das Fell über die Ohren zieht?

Um die dünnen Lippen von Pinkus spielte ein seltsames Lächeln, und er erwiderte doppelsinnig: Ja — wenn der Bauer heut was zu handeln hat, wird ers ja sehen. Dann bat er mit seiner vor Ermattung tonlosen Stimme um Obdach für die Nacht. Er wolle es gern auf irgendeine Art vergüten.

Der Bauer war sogleich bereit. In der Knechtskammer steht ein leerer Schragen — da können von Ihrer Art vier drinliegen. Da gehn Sie man hinein für die Nacht mit dem schwarzen Prinzen und ein paar ordentlichen Pferdedecken. Unser Gespann ist nicht judenscheu. Und nun kommen Sie man und trinken Sie

Kaffee. Er ging ihnen voraus in die Stube, wo die Bauerfrau an dem großen Eßtisch saß und die beiden gelassen, aber nicht unfreundlich begrüßte, ohne aufzustehn.

Grad zum heiligen Abend müssen Sie einschneien, sagte sie. Das ist Ihnen wohl recht unangenehm — dann ist doch jeder am liebsten zuhaus. Sie war beschäftigt, Papierblumen und versilberte Nüsse mit Fäden zu versehen für den Weihnachtsbaum, der schon in einer Zimmerecke stand.

Herr Pinkus braucht sich ja daran nicht zu kehren, erinnerte der Bauer mit seiner polternden Stimme. Da — nehmen Sie Platz; der kleine Handelsmann kann hierher kommen.

Er ist noch jung — erst zehn, sagte Pinkus würdig und hob seinen Knaben auf den ihm selbst zugedachten Stuhl. Dann nahm er bescheiden nahe der Tür auf der Bank Platz und sah durch die Scheiben in das Wetter. Immer in derselben Weise wirbelte der Schnee. Es war klar, daß heute kein Rückkehren mehr denkbar war — und er sank sitzend ganz in sich zusammen vor Erschöpfung. Die Dienstleute kamen mit schweren Tritten herein — zwei Knechte, ein Junge und ein Mädchen — und reihten sich um den Tisch, indem sie den Stuhl neben dem Kleinen freiließen.

Na aber — nu man immer ran an den Tisch! Was sitzen Sie da bei der Tür? schalt der Bauer wohlwollend. Brot ist genug abgeschnitten, und hier ist das Schmalz. Das lustige Leben mit Stollen und Plattkuchen geht nämlich erst heut Abend an.

Der Jude, der gern so wenig wie möglich in diesem Hause in Anspruch genommen hätte, fühlte ein unabweisbares Verlangen nach einem warmen Getränk und setzte sich neben seinen Jungen, der schon eine Tasse leerte und über ihren Rand hinweg seine glänzenden Augen auf den Weihnachtsbaum in der Ecke richtete.

Die Schüssel mit dem Schweineschmalz schob Pinkus höflich dankend weiter und tauchte das Brot unbestrichen in den Kaffee, indem er Moritzchen ein Zeichen gab, es ebenso zu machen.

Ach so — das Schmalz; das ist wohl solch ne Sache, sagte die Bäuerin stutzig.

Nehmen Sie es nicht übel, aber ich möchte nicht gern treife Speisen genießen. Es geht sehr gut ohne — und wir sind Ihnen sehr dankbar.

Der Bauer lachte. Aber der junge Herr Pinkus — ob der auch so denkt? Er schob ihm eine bestrichne Scheibe zu. Der Hausierer aber zog des Knaben sich ausstreckende Hand hastig zurück.

Er weiß es noch nicht selbst, aber er ist ein gehorsames Kind; er ißt das Brot auch lieber trocken. Sonst ist er aber recht gescheit. Er ist mein Einziger.

Die Tischrunde belustigte das. Nur die Bauerfrau nicht und das Mädchen, das zuerst seine Angst gesehen hatte. Es schob ihm die Kaffeekanne zu und sah ihre Frau fragend an, ob sie nicht doch den Auftrag erhalten werde, zugunsten der beiden Fremden den Feststollen anzuschneiden. Doch eine solche Anordnung blieb aus. Die Bäuerin war eine sparsame Frau, und was hatte im Grunde der Weihnachtskuchen mit Israel zu tun? Man tat schon, was Christenpflicht war, indem man die beiden herbergte.

Der Bauer meinte das offenbar auch und fand sogar, daß sich Pinkus und Sohn für alles dieses als Entgelt auch ein bißchen Spaß gefallen lassen könnten. Denn in der dunkelsten Winterzeit ist auf dem Lande Abwechslung rar. Er begann Fragen an die beiden zu richten, in denen wenig verhüllte Hänselei lag. Dabei gingen seine kleinen, grauen Augen jedesmal beifallfordernd zu dem Gesinde, das ihn mit fröhlichem Schmunzeln lohnte.

Als die Knechte nach einer besonders witzigen Bemerkung des Bauern gerade herauslachten, sagte Pinkus mit zitternder Stimme: Wer in Polen als Jude aufwächst, wie ich — ist an solche Scherze gewöhnt. Aber die Herren können es beinahe so gut, als hätten sie es da gelernt. Moritz, mein Kind — geh du hinaus

jetzt — geh auf dem Gang auf und nieder; die Herren treiben Spaß, den du noch nicht verstehst.

Der Kleine stand gehorsam auf, aber der Bauer fing ihn im Arm ein. Was willst du draußen in der Kälte, kleiner Handelsmann? Wir wollen gemütlich miteinander sein — verstehst du denn keinen Spaß? Das wirst du noch lernen müssen, wenn du mit Band und Schürzen gehst. Warum hast du dich auch Pinkus taufen lassen?

Der Hausierer sprang auf und richtete sich ganz gerade, während er vom Kopf bis zu den Füßen vor Erregung zitterte. Er wird es nicht zu lernen brauchen! stieß er hervor. Das ist zuviel! Sein Name ist gut genug! Sein Name ist groß und hoch gewesen, als an die Herren noch gar nicht gedacht wurde! Sein Name ist auch mit auf dem Sinai aufgerufen worden — und wird wieder aufgerufen werden, wenn der Kommende sein Reich einnimmt — wenn die Herren lange vergessen sind!

Oho! rief der Bauer und schlug auf den Tisch. Will er da hinaus? Blöde ist der Jude nicht.

Wir brauchen uns nicht verspotten zu lassen um unsern Namen — das ist zuviel! Ich dank Ihnen, meine Herren Wohltäter, aber wir wollen weiter gehn. Jemand sonst im Dorf wird uns gnädig sein für die Nacht. Er verbeugte sich hastig gegen den Bauern und seine Frau, die ihn nun fast ärgerlich ansah, und zog den Jungen mit sich hinaus — von einem unwilligen Gemurmel verfolgt. Ersticken soll er — der Galgan! stieß er draußen mit wutentstelltem Gesicht heraus, schämte sich aber sofort vor seinem Sohne, der ihn erschrocken ansah. Nein nein, verbesserte er sich fast weinend, wir fluchen dem nicht, der uns Brot gegeben hat! Möge der Einige ihn segnen — ihn und sein Haus. Aber wir betreten es nicht wieder.

Er nahm rasch auf dem Gang den fast leeren Tragkorb auf den Rücken, und sie traten wieder in das Unwetter hinaus.

Es dämmerte schon. Der Schneesturm fegte um die Gebäude und überfiel sie urplötzlich an den Ecken und drohte, sie umzuwerfen. Ein Wirtshaus hatte der Ort nicht. Pinkus dachte nach, wohin sich wenden; die Gehöfte alle waren ihm gleich vertraut und gleich fremd, und in jedem stand ein Weihnachtsbaum geschmückt, der nun bald angezündet werden sollte. Das nächste Haus war die Schule. Er kannte die Familie nur wenig. Sie waren schlechte Kunden für ihn, denn den häuslichen Bedarf beim Hausierer zu decken — dazu hatten sie es nicht.

Doch ihm war, als werde ein Lehrerhaus auf jene verirrte Art am frömmsten Weihnachten feiern — und als würden dort, wo man am frömmsten Weihnachten feiert, auch Leute Israels in der Not am besten aufgehoben sein. Sie fanden dann gewiß einen Winkel, in den sie sich zurückziehn konnten.

Ohne Zögern wandte er sich diesem Hause zu. Die Fensterläden waren geschlossen — auf der einen Seite des Hauses drang durch ihre herzförmigen Ausschnitte Lampenlicht. Er drückte die Haustür auf, und ein Windstoß drang mit ihnen hinein und warf eine Ladung Schnee auf die Steinfliesen des Flurs. Der Weihnachtsmann! schrie eine Kinderstimme voll Angst und Jubel, und eilige, kurze Tritte verhallten hinter einer ins Schloß geworfnen Tür. Die wenigen Minuten vom Bauernhof bis hier hatten beide aufs neue mit einer Schicht belegt und seinen Bart weiß gemacht. Hier erst konnten sie den Schnee abschütteln.

Eine einfache schöne, dunkelhaarige Frau kam aus der Stube, und hinter ihrem Rock sahen zwei Kinderköpfe hervor.

Geben Sie uns Obdach bis morgen, Frau Lehrer. Gott wird es Ihnen lohnen — wir können nicht mehr nach Hause. Sie werden mich soviel kennen, daß ich ein ehrlicher Handelsmann bin und kein Schnorrer. Ich bin zufrieden mit einem Stuhl — und wenn Sie für mein Kind eine alte Decke haben! Der Einige wird Sie versiegeln mit einem guten neuen Jahr.

Die Lehrerfrau überwand den natürlichen leisen Schreck, den ihr zu dieser Stunde der Eintritt zweier ungebetner und noch obenein so wesensfremder Gäste bereiten mußte, mit Anmut und gab dem Jungen freundlich die Hand. Aber natürlich — das ist ja einfach Christenpflicht, sagte sie ohne Arg.

Der alte Meyer Pinkus tät es auch, wenn er so gebeten würde, sagte der Hausierer, in dessen Stimme die besiegte Aufregung noch zitterte.

Das glaube ich Ihnen. Wohl dem, ders kann! Wir machen für Sie beide ein gutes Plätzchen ausfindig. Legen Sie Ihren Mantel ab — Kleiner, du auch. Der Korb kann hier in der Ecke stehn. Rudi — Elsbeth helft dem kleinen Jungen. Diese Aufforderung richtete sie an zwei größere Kinder, die ebenfalls aus der Stube gekommen waren und die Gäste ohne besondre Freude betrachteten. Gerade zum heiligen Abend, maulte der ältere halblaut, und Elsbeth wisperte: O weh — der alte Bandpinkus! Auch gerade nun! Ein strenger Blick der Mutter setzte sie jedoch in Bewegung. Siehst du nicht, daß er mit seiner Mütze nicht zu bleiben weiß? Sie selbst machte Platz am Wandriegel, indem sie nach einem verstohlnen Blick auf den fleckigen Rock des Hausierers die Mäntel der Ihren gar weiter fort-hängte, als nötig zu sein schien.

Er wird nasse Strümpfe haben — bringt den Kleinen in eure Schlafstube und gebt ihm trockne. — Treten Sie ein, Herr Pinkus, mein Mann wird Ihnen gewiß aushelfen. Sie führte ihn hinein, aber ging gleich wieder.

Drinnen erhob sich ein schlanker, mitteljähriger Mann mit Brille und spärlichem blonden Haar von einem Schemel, worauf er kleine Pakete verschnürt hatte. Er trat, den Kopf etwas vorgebeugt, dem Hausierer entgegen und streckte ihm so warm und freundlich, ja ehrerbietig die Hand hin, daß dieser nicht wußte, wie ihm geschah. Meyer Pinkus glaubte, Menschen zu kennen, aber diese Sorte war ihm neu.

Sie sollen uns herzlich willkommen sein, Herr Pinkus. Setzen Sie sich hier. Wenn es Ihnen genehm ist, mit uns den heiligen Abend zu feiern, ist es uns doppelt lieb.

Während der Hausierer eine vor Verblüffung leise und unsichre Antwort gab, gingen draußen schmollende, bettelnde Stimmen: Darum ist aber doch heilig Abend, Mutter? — Darum ist aber doch gerade so Weihnacht wie sonst? Natürlich — gerade so, antwortete die Hausfrau gedämpft und beschwichtigend. Nehmt aber euern Besuch auf, wie sichs gehört.

Zart und rücksichtsvoll drängte der Hausherr seinem Gast ein Paar mächtige Filzschuhe auf und trug die durchweichten Stiefel eigenhändig an den Ofen, obwohl Pinkus das nicht zugeben wollte. Sie balgten sich fast darum. Dem Gaste kam das alles so seltsam vor wie lange nichts. Mit solcher Hochachtung war er noch niemals behandelt worden.

Er saß nun zusammengesunken und vor Erschöpfung stumm im weiten, wachstuch-bezognen Lehnstuhl nahe am Ofen und sah voll Staunen dem Lehrer zu, der sein Werk fortsetzte, und dessen Gesicht dabei wie von innen durchsonnt erschien. Er wußte ganz gewiß, daß auch sein Junge hier gut aufgehoben war, wenn er das Wie auch nicht sah. Erlöst und daheim fühlte er sich hier, und ehe er sichs ver-sah, schlossen sich seine Augen, und der Kopf sank ihm in tiefem Schlaf auf die Brust.

In dem Flur legte die Hausfrau indessen die Arme um ihre beiden Ältesten und redete ihnen flüsternd ins Gewissen, wie sie den kleinen Juden als Gast ehren, gut unterhalten, beim Spielen bevorzugen, und wie sie bedenken sollten, daß er weder Weihnacht noch Mutter habe. Dann ging sie, um auch für ihn das Schüsselchen mit süßem Futter herzurichten, das ihre Kinder als Grundlage der Bescherung er-hielten.

Auf diese wirkten die Beweisgründe der Mutter so stark, daß sie beschämt die Köpfe hängen ließen und fortab ernstlich trachteten, ihn zu erfreuen. Sie faßten

ihn bei den Händen und führten ihn in die Schulstube, wo ein schmaler, hoher Holzkorb stand, der leer war. Dort setzten sie ihn hinein und schoben ihn, seinen Widerspruch als Bescheidenheit übertäubend, unter ihres Vaters alten Schreibtisch. Er konnte sich nun gar nicht rühren und auf keine Weise herauskommen, es sei denn, daß er sich einen so starken Ruck gab, daß der Korb umkippte. Aber auch dazu bot der Ort nicht genügend Platz. Alle vier Kinder standen davor und beobachteten ihn gütig. Er empfand undeutlich, daß es eine hohe Ehre und Freude war, die er genoß, und mochte deshalb keine Klage anstimmen. So hockte er in gleicher Enge wie einige Stunden vorher, und seine schwarzen Augen glänzten ängstlich unter dem niedern Dach hervor. Hast du genug? fragte Elsbeth nach einiger Zeit. Sollen wir dich nun wieder herausziehn?

Er erklärte sich gesättigt, und sie suchten nach andern Genüssen für ihn und für sich. Aus der Weihnachtsstube waren sie verbannt. Vater und Mutter hatten sich schon dorthin zurückgezogen zu unergründlichem Tun und sogar das Schlüsselloch von innen mit Watte verstopft. Sie liefen an die Fenster, deren Läden hier nicht geschlossen waren, drückten ihre Gesichter an die Scheiben und starrten mit der ganzen Wonne des Geborgenseins in den Graus. Mit seinem Trommeln warf der Wind noch ganze Ladungen von Schneekörnern gegen das Glas.

Nun verkürzten sie sich die Geduldprobe durch Turnen an den Geräten, die es im Schulzimmer gab, und erfüllten dabei den Raum mit beträchtlichem Freudengeschrei. Rudi zog sich mit den Händen an schrägen Stangen in die Höhe, Fritz hing am Trapez, das Kleinste versuchte, auf alltägliche Art eine Leiter zu erklimmen, und Elsbeth sauste an den Ringen durch die Luft.

Stumm vor Verwunderung stand Moritzchen. Als der Ältesten Blick beim Schwingen jedoch auf ihn fiel, machte sie plötzlich ein nachdenkliches Gesicht, sprang ab, daß die Eisenreifen aneinander klirrten, und sagte mit schmeichelnder Stimme: Willst du nicht auch turnen, Moritz? Turne doch auch. Und ehe er sich dessen versah, hob sie ihn hinan. Er klammerte sich fest und hing mit ängstlicher Miene droben. Sie aber setzte ihn in sanfte Schwingungen. Ist das nicht schön? fragte sie wohlwollend. Das geht doch fein!

Moritzchen wäre gern unten gewesen, um seine Wohltäterin jedoch nicht zu verletzen, unterdrückte er diesen Wunsch, bis er sich wirklich nicht mehr halten konnte. Sie nahm ihn dann herab. Und nun kam Rudi herbei, und der ernste Wille, dem kleinen Judenjungen Gutes zu erweisen, lag in seinen Mienen. Er führte ihn zu der schrägen Leiter, zeigte ihm, wie er sich durch Seitenschwingung aufwärts bewegen müsse, und hob ihn hinan. Wieder hing Moritz oben und fürchtete sich. Nach kurzem Pendeln fiel er auch schon auf die Füße.

Du hättest gern länger dürfen, sagte der Sohn des Hauses höflich. Wir haben ja noch die andern Geräte. Willst du noch einmal?

Doch schon ließ der siebenjährige Blondkopf das niedrig gestellte Trapez im Stich, an dem er sich vergnügt hatte, und rief mit engelgleichem Gesichtsausdruck: Willst du hier mal hängen? Und Elsbeths starke Arme hoben den Gast zu dem Handgriff empor.

In dieser Stunde, wo drinnen das selige Geheimnis bereitet wurde, übertraf die Menschenliebe der Lehrerkinder sich selbst. Es war kaum etwas, womit sie Moritzchen nicht gern erfreut hätten. Er war schon ganz bleich und erschöpft, aber sobald er an einem Gerät erlahmte, wurde er liebreich zu einem andern geführt und hinangehoben.

Endlich hörten sie hinter der Paradiesestür Schritte. Sie wurde einen Spalt breit aufgetan — der Mutter halbes Gesicht erschien — und ein heller Lichterschein fiel mit heraus. Die Kinder sprangen von den Geräten und standen in lautlosem Schweigen und wußten nicht, daß sie in Kinderweise das Höchste sahen, was Menschen auf Erden zu sehen bekommen: einen Schimmer der ewigen Herrlichkeit als durch einen Spalt hereinfallend, durch den man doch nicht hineinblicken

kann — und das halbverhüllte Angesicht der ewigen Liebe! Die Mutter wollte aber nur sehen, ob alle bereit seien, und schloß wieder die Tür.

Auf Umwegen ging sie zu dem alten Meyer Pinkus, der schlummernd und zusammengefallen in des Hausherrn Lehnstuhl hing. Sie zauderte, ob sie ihn wecken solle, doch es schien ihr nicht recht zu sein, wenn sie des Juden Söhnchen mit ihren Kindern zur Weihnachtsfeier holte, ohne es ihn wissen zu lassen.

Sie legte ihm die Hand auf die Schulter, und er fuhr mit einem röchelnden Laut auf und starrte sie aus seinen noch immer roten Augen verständnislos an. Als er begriff, stand er aber höflich auf. Nehmen Sie es nicht übel, werte Frau. Aber die Verführung ist zu groß für meinen Kleinen. Hab ich ihn doch mitgenommen, daß er daheim nicht von Weihnacht hört — und nu soll er hier es mit ansehen?

In der Tür aber erschien das blasse Gesicht Moritzchens, und seine mächtigen Augen flehten und bettelten. Tränen hingen in seinen Wimpern. Es würde auch unsern Kindern die Freude stören, wenn ein Kind im Hause nicht teilnähme, sagte die Hausfrau.

Der Alte wandte sich ab. Es kann ein jüdisch Kind abwendig machen, sagte er leise.

Meine Kinder würden traurig sein —

Traurig sollen die Kinder unsrer Wohltäter nicht sein um uns, rief er. Dann gehn wir mit — aber geben Sie uns einen Stuhl in einer Ecke, damit wir still dort bleiben.

Sie wars zufrieden und lief vergnügt wie ein Kind hinaus.

Moritzche, mein Gold, vermahnte er seinen Jungen rasch. Laß dein Herz nicht lecker werden nach ihren Festen — es ist Götzenopfer. Der Einige wolle dir die Augen halten, daß du nichts verderbliches siehst. Du bist mein einziges Kaddisch. Komm denn, mein Leben. Und er gedachte mit Seufzen, daß es wohl nicht so gefährlich gewesen wäre, in dem andern Hause die Weihnachtsfeier mit zu erleben.

Der feine Silberton einer Klingel erscholl — der Jude und sein Sohn wußten, daß sie sich nun den Kindern anschließen mußten. In dem Flur standen diese hochatmend und still. Rudi als der älteste ging zur Tür — nicht stürmisch, sondern feierlich — und öffnete sie. Ein Meer von Kerzenschein strömte ihnen entgegen, daß sie davor zurückprallten, und veranlaßte sie, einen Augenblick zu zögern. Dann feierten im Abbilde die Lehrerkinder ihren Eintritt in den Himmelssaal: lauter Licht — lauter Wonne — die lächelnden Gesichter von Vater und Mutter neben dem Baum — und Liebe über Bitten und Verstehn.

Ihre Augen öffneten sich unnatürlich groß, und alle Wachskerzen spiegelten sich darin — in jedem einzelnen Auge war ein kleiner Weihnachtsbaum. Die Wangen glühten, und der Atem ging rasch, weil die Seligkeit die Brust zu sprengen drohte. Sie lachten nicht, sie sprachen nicht — sie standen tiefernst im Übermaß des Entzückens.

Nach Minuten erst löste sich der Zauber, und die Kinder umwandelten den Baum, ihn von allen Seiten zu betrachten — ein Arm von Vater oder Mutter legte sich ihnen dabei um den Nacken, eine kleine Hand wurde dabei von der elterlichen eingefangen.

Meyer Pinkus hatte sogleich einen Platz in der Ecke erspäht, setzte sich und zog seinen Sohn zwischen seine Knie. Wir werden viel mehr Lichte aufstecken zum Chanuka, wenn wir daheim sind, raunte er ihm zu. Moritzchen wunderte sich, daß die Kinder noch immer keinen Blick nach dem mit Geschenken belegten Tisch warfen, den er schon lange entdeckt hatte.

Der Lehrer stimmte an: Stille Nacht — heilige Nacht, und eine Oktave höher fielen die Stimmen der vier Kinder und der Mutter ein. Blinde Nacht — flüsterte Pinkus.

Nun setzte sich der Lehrer, und Rudi trat vor ihn und begann die Geschichte von der Geburt des Heilandes zu erzählen. Als er ein Stückchen gesprochen, fuhr Elsbeth fort, dann Fritz, und zuletzt stammelte das Allerkleinste die Engelsworte: Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkündige euch große Freude.

Pinkus hatte hierbei mit geschlossenen Augen gesessen und den Kopf seines Knaben fest an sich gedrückt, sodaß dessen Ohren bedeckt waren. Jedoch der Junge konnte noch sehen und der Vater hören, und beiden gemeinsam ging der Eindruck von einer wunderseltsamen Freudenquelle auf, die für die Lehrerfamilie in lauterm Strom rieselte.

Der Hausierer schlug plötzlich die Augen auf und raunte einen hebräischen Spruch. Aber Moritz hatte auch mehr gehört, als er sollte. Was ist das vom Stern aus Jakob — und Fürst aus Juda — und von Bethlehem Ephrata? Das klingt wie bei uns.

Bist du meschugge? Das ist etwas ganz andres — hör nicht danach hin. Sag ich dir das Gesetz nicht jeden Sabbat?

Das ist aber streng — darüber freut man sich nicht, murmelte Moritzchen.

Red nicht so hoch, Moritzche. Sie hören dich. Können wir uns nicht freuen, wenn wir hören das Gesetz, das gegeben ist allein den Auserwählten?

Erst die Mutter mußte jetzt die Kinder an den Geschenktisch holen, und auch hier schien sie etwas zu blenden, sodaß sie nicht gleichzeitig alles mit dem Blick zu umfassen wagten. Einzeln nahmen sie die Gegenstände in Besitz, jeden mit einem Wonneausbruch begrüßend. Moritz reckte sich und überschlug den Wert der Sachen und teilte seine Beobachtungen dem Vater flüsternd mit, und dieser freute sich über seine sichere Warenkenntnis.

Der Lehrer kam auf Pinkus zu und gab ihm die Hand, wobei seine Augen wunderbar freundlich durch die Brillengläser leuchteten. Dort haben wir auch für Ihren Kleinen ein Plätzchen hergerichtet — darf er kommen?

Lassen Sie mein Kind nur — ich werde ihm etwas schenken, wenn wir werden zuhause sein, sagte der Jude hastig. Hörst du, Moritzche? Daheim werde ich dir auch etwas schenken.

Jedoch der Junge bat und bekam seinen Willen. Er wurde an den Tisch geführt, fand das Schüsselchen und daneben einen Gummiball, ein kleines Messer und ein farbiges Bild: Rebekka am Brunnen.

Die schöne Geschichte ist uns ebenso lieb und wert wie Ihnen, sagte der Lehrer herzlich zum Vater, der mit herangetreten war.

Moritz, dessen frühreife Züge das Kinderspielzeug zum Lächeln verzogen hatte, betrachtete das biblische Bild neugierig.

Das hast du doch gewiß schon gesehen?

Wir sollen uns kein Bild noch Gleichnis machen, antwortete Pinkus gedrückt an seines Sohnes Statt. Er hat keine Bilder zuhause, aber ich werde es ihm in Verwahrung nehmen. Er legte es sofort in seine Brieftasche und reichte dem Kleinen zum Entgelt einen Apfel aus seiner Schüssel, wonach er ihn mit sich in den Winkel zurückzog. Während Moritz schmauste, konnte der Alte nicht lassen, das Bild der Freude anzustaunen, das sich um Baum und Tisch breitete.

Hier blickte er in eine Welt, die ihm durchaus fremd war. Kinder schienen ihm die Großen wie die Kleinen zu sein — und zu dem allmächtigen Gott, dem Heiligen und Gerechten, sagten sie Vater, und zutraulich und froh redeten sie zu ihm und von ihm! Die Eltern sprachen mit Knaben und Mädchen, als seien diese dem Einigen gegenüber ihre Geschwister, und das „Jesuskind," das soviel genannt wurde, ihrer aller Bruder. Meyer Pinkus erschrak in seiner Seele über diese Vermessenheit. Er hatte sich immer alt gefühlt und immer nur einen Knecht Jehovas, und nicht einmal seinen Knaben hatte er ein rechtes Kind sein lassen. Früh hatte er ihn an den Sorgen seines Geschäfts, seines Glaubens und seines Volks teilnehmen lassen und ihn mit dem Gesetz geschreckt, wenn es not tat.

Erstaunt fragte er sich, haben nicht auch sie ihre Last? Der Hausherr trug sein etwas abgeschabtes Gewand sicherlich mit Recht, das er — Pinkus — aus Heuchelei trug, um auch damit zu beweisen, daß er die Ware gewiß nicht billiger lassen könne. Gehn denn diese Leute auf Rosenwolken? Wie anders sie sind!

Der Lehrer trat wieder heran, halb verlegen, als möchte er gern des Kleinen Herz noch mehr erfreuen, und wisse nicht wie. Er legte ihm die Hand auf das krause Haar. Unwillkürlich zog Pinkus seinen Sohn aber näher zu sich heran.

Er ist mein einziges Kind. Seine Mutter — mit der der Friede sei — hat er nicht mehr. Gestern war die zwölfte Jahrzeit, daß ich mit ihr unter dem Trauhimmel stand. Verzeihen Sie dem fremden Juden, daß er hier daran denkt.

Als der Lehrer wieder den Rücken gewandt hatte, tuschelte aber Pinkus seinem Jungen ins Ohr: Moritzche, du mußt den Kindern auch etwas schenken.

Ich habe doch nichts, gab der zur Antwort.

Kannst du doch geben Ziegenhaare zur Stiftshütte, wo die andern Gold und Silber geben? Ich werde dir etwas holen, daß sie den guten Willen sehen. Er schlich mühselig und zittrig auf den Flur hinaus, wo in der Ecke sein Traglorb Platz gefunden hatte, und wählte zwischen den Kleinigkeiten, die der Knecht aus dem Schnee gesammelt hatte, Knöpfe und Zopfbänder aus. Diese legte Moritz auf die Plätze der Kinder und zog sich dann scheu und freudig erregt zurück.

Sie machten ein großes Wesen davon. Besonders die Eltern waren voll Anerkennung und Bewunderung, und Moritz war so glücklich, daß Pinkus fühlte, er habe die Gefahr dieses Abends durch seinen Einfall sehr verschlimmert.

Deshalb stand er auf, sobald die Lichter ausgeblasen waren, und die Kinder zu spielen begannen, und bat, seinen Kleinen zur Ruhe bringen zu dürfen nach all der Mühsal des Tages. Dabei fühlte er, daß er selbst bebte und fror und kaum sicher ausschreiten konnte.

Die Lehrerfrau nötigte beiden noch einen Anteil an dem Tee und den Butterbroten auf, die sie bereitgestellt hatte, dann ging sie mit und zeigte ihm die Ruhestatt. Es war eine kleine Kammer auf dem Boden mit dem einzigen Gastbett des Hauses. Neben dieses war der große Lehnstuhl des Hausherrn gestellt. Mehrere Decken lagen darin, und der Ofen war geheizt. Sie schlug das Deckbett zurück und sagte mit leise bedauerndem Blick auf die schimmernde Wäsche: Soll ich dem Kleinen ein frisches Hemd geben von Rudolf? Ich seh es Ihnen an, daß Sie den Stuhl bekommen werden.

Ich danke sehr — ich danke. Es werden erst vierzehn Tage, daß er die Wäsche gewechselt hat, Frau Lehrer. Sie haben sich einen Lohn von Gott verdient.

Als sie hinaus war, half Pinkus mit fliegenden Händen seinem Söhnchen in die Federn. Fürcht dich nicht, Moritzche, mein Gold — wir werden leben.

Ich fürcht mich hier nicht ein bißchen, erwiderte der Knabe fast trotzig. Dann setzte er nachdenklich hinzu: Was meinst du — wirst du die Waren aus dem Schnee verkaufen können, wenn sie naß geworden sind?

Denk jetzt nicht an die Waren — das Kaddisch ist wichtiger. Und sprich jetzt dein Abendgebet.

Der Junge gehorchte. Im Namen des Gottes Israels stehe zu meiner Rechten Michael, zu meiner Linken Gabriel, vor mir Uriel, hinter mir Raphael, und zu meinen Häupten die Schechina Gottes! — Dann kann ich aber nicht schlafen, setzte er nach einer Pause hinzu. Warum kann ich nicht etwas andres beten, etwas freundliches — von großer Freude?

Was sagst du? rief er in sonderbarer Aufregung. Schlaf noch nicht, Moritzche — schlaf noch nicht! Soll ich leben und gesund sein — haben sie deine Ohren betört? Au wehe — wenn ich mich Schiwe setzen müßte, mein einziges Kind zu betrauern — wenn ich und deine Mutter, mit der der Friede sei, den einzigen verlieren müßten, der das Kaddisch für uns spricht! Hast du das gemeint? Dann,

Moritzche — schlaf noch nicht — schlaf noch nicht. Dann wollte ich lieber mich Schiwe setzen um ein totes Kind.

Wenn wir nach Hause kommen, sollst du dir selbst wünschen, was ich dir schenken soll, und du sollst deinen eignen Leuchter haben mit vier Lichtern und sollst ihn selbst anzünden. Wovon reden sie immer? Von einem Kind, Moritzche — von einem kleinen Kind. Wie lächerlich! Wir werden dann die großen Helden feiern und den großen Tempel und den großen Adonai Zebaoth. Schlaf noch nicht ein, Moritzche —

Und wenn wir in den Laubhütten sitzen werden im Herbst, werden es die Laubhütten sein, die vor viertausend Jahren in der arabischen Wüste gebaut wurden. Die Welt sieht auf unser Volk und unsre Väter mehr als je, und die Heiden von Assur müssen in diesen unsern Tagen aufstehn und Zeugnis ablegen für uns. Denn auch die Steine in der Mauer werden schreien, und die Balken im Gesperre werden ihnen antworten, spricht der Prophet. Sagt mir doch immer der Rabbiner davon, was gefunden wird auf Tontafeln und auf Felsen — nämlich daß unsre Cachomin die Wahrheit gesprochen haben. — Schläfst du, Moritzche?

Noch nicht, aber ich bin sehr müde. Sagen denn unsre Cachomin es nicht, was du so gern wissen willst — weshalb du hier allein umhergehn mußt auf den Dörfern und handeln?

Meyer Pinkus schwieg wieder wie im Schreck. Dann erwiderte er langsam: Nein — das ist es eben, worüber du nachdenken sollst, wenn du wirst groß sein. — Und — meinetwegen schlaf jetzt.

Er streifte sich die Gebetsriemen über die Stirn und den linken Unterarm und begann stehend sein Abendgebet zu murmeln, doch seine Füße versagten plötzlich. Er fiel in den Lehnstuhl und zog nur noch die Decken zurecht, daß sie ihn einhüllten. Dabei schlugen seine Zähne hörbar aufeinander, und er fand nicht mehr die Kraft, die Riemen abzunehmen. Wie machst du das Klappern? fragte Moritzchen schlaftrunken und äugte ihn aus den Kissen verwundert an. Dann war er in Schlummer gesunken.

Mitten in der Nacht erwachte er davon, daß der Vater ihn hart anredete. Er saß weit vorgebeugt im Lehnstuhl und sprach mit beiden Händen durch die Luft greifend und mit schwerer Zunge auf ihn ein, und was er sprach, konnte Moritz nicht recht verstehn, doch die Umrisse seiner Gestalt konnte er in dem fahlen Schein, den der Schnee und der halbe Mond durch das unverhängte Fenster warfen, deutlich erkennen. Er sah auch, daß noch der Gebetsriemen mit der Kapsel um seine Stirn lag, als sei er dort vergessen — und erschrak sehr, denn es sah fast unheimlich aus.

So hatte er ihn noch nie gesehen und gehört. Der Vater sagte ihm vom Kaddisch, um das er ihn nicht betrügen solle, und dann gleich wieder vom Leuchter zum Chanuka. Es war, als spräche er heftige Verwünschungen aus gegen Leute, die seinen Vater am Bart gerauft, und dann fragte er sorgsam, ob Moritzchen auch ganz warm liege, und flehte eine dritte Person an, die nicht im Zimmer war, für Moritzchen vor des Einigen Thron zu bitten; er nannte sie Chane, sein Weib. Er schalt ihn heftig, daß er Götzenopfer gegessen habe, und seine Hände bewegten sich dicht vor des Kleinen Antlitz.

Dieser fürchtete sich sehr. Es sah seinem Vater so ungleich wie möglich, daß er ihn aus dem Schlaf weckte, ihn zu schelten.

Vater — Vaterleben, bist du krank? Goldner lieber Vater, sagte Moritzchen ängstlich. Was hast du? Soll ich Licht machen? Doch die aufgeregten Hände drückten ihn in die Kissen zurück, und der Alte saß danach eine Weile ganz matt in sich zusammengesunken und atmete sehr leise.

Plötzlich fuhr er auf und sah sich, den Kopf wendend, rings im Zimmer um, und dabei schien es erst aufs neue in sein Bewußtsein einzugehn, wo er war. Er keuchte wie in großer, jäher Angst. Wir müssen weg von hier — hier können

wir nicht bleiben, Moritzchen, mein Gold. Steh auf! Schneit es noch? Laß es schneien — es ist einerlei, wir gehn leise aus dem Hause. Rasch — mach dich fertig. Er stellte sich selbst auf die Füße, aber fiel kraftlos in den Stuhl zurück, und sein Kopf hing nieder.

Da sprang Moritz aus dem Bett und lief im Hemd, wie er war, die Treppe hinab nach Hilfe. Gleich auf der obersten Stufe fing er schon an zu wimmern. Denn er wußte nicht, wo der Lehrer und seine Frau schliefen, sie sollten ihn hören und ihm schon entgegenkommen.

Er hatte richtig gerechnet. Eine Tür tat sich auf, und ein Kopf schaute heraus. Und einige Minuten später liefen die beiden ihm nach zur Kammer.

Es ist hohes Fieber — und zugleich große Herzschwäche, sagte die kundige Lehrerfrau, nachdem sie den Kopf und den Puls befühlt hatte, und sah ernsthaft auf ihren Gatten. Ich mache starken Kaffee und hole gleich Wein.

Damit war sie wieder fort. Der Lehrer versuchte, den Alten zu entkleiden und ihn ins Bett zu bringen, während sich Moritzchen leise winselnd anzog.

Jedoch Pinkus wehrte mit einer matten Bewegung ab. Es strengte ihn zu sehr an — er wollte lieber noch etwas sagen, aber konnte auch das fast nicht. Der Lehrer wagte nicht, ihm den Riemen von der Stirn zu nehmen, in die er schon einen roten Streifen gedrückt hatte; er dachte, es sei vielleicht eine jüdische Sitte, ihn zum Sterben zu tragen. Aber er holte leise den Kleinen in seiner halb angezognen Weste herbei und schob ihn an den Vater heran, während er selbst die Hand um Moritzchens Arm legte. Das tat er, damit Pinkus empfinde, daß sein Junge auch später vielleicht eine väterliche Hand spüren werde, und gelobte sichs, daß er dies Zeichen, wenn es sein müsse, wahrmachen wolle.

Der Hausierer sah es und nickte. Aber nicht — daß ich mein Kaddisch verlier — flüsterte er.

Ihr Sohn soll das Beten nicht verlernen — und seine Eltern nicht vergessen, war des Lehrers Antwort. Da fing Moritz laut an zu weinen.

Er hat zu leben! Nur — lernen soll er — lernen von unserm Volk — und all den Zeugen. Und mir dann sagen — warum — warum dies alles so ist.

Warum unsre Leut jetzt hier in der Fremde gehn und handeln? half der Junge ihm schluchzend ein. Meinst du das?

Ja — dem denk nach.

Diese in unsäglicher Mattheit geformten Worte blieben die letzten, die der alte Meyer Pinkus zu seinem Sohne sprach.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Als der Reichstag zusammentrat, wurde sowohl bei den Abgeordneten als auch bei einem nicht geringen Teile der Politiker draußen die Vorlegung eines Weißbuchs zur Marokkofrage erwartet; die ernsten Sätze der Thronrede waren als die Einleitung zu einer solchen Vorlage aufgefaßt worden. Aus welchen Gründen sie unterblieben ist, ob man vielleicht den Franzosen den Vortritt lassen und dann ihr Gelbbuch auf deutscher Seite nach Bedürfnis ergänzen wollte, mag dahingestellt bleiben. Lücken genug sind ja vorhanden, und die deutsche Ergänzung wird nicht auf sich warten lassen.

Bis jetzt sind Weißbücher über europäische Politik bei uns nicht üblich gewesen, nur über Kolonialpolitik. Bismarck hielt bekanntlich nicht viel davon und sagte

gelegentlich, eine Regierung, die mit solchen Publikationen zu rechnen habe, sei in ihrer Bewegungsfreiheit gehemmt, sie müsse ihre diplomatischen Schriftstücke anstatt für die betreffenden fremden Regierungen für die Öffentlichkeit und deren geringes Verständnis einrichten und in ihren Noten manches zu sagen unterlassen, weil es sich für die Publizität nicht eigne.

Nach diesen Grundsätzen ist denn auch das neuste französische Gelbbuch zurechtgemacht, das über Delcassé, seinen Rücktritt, über die englisch-französischen Winkelzüge und so manches andre kein Sterbenswörtchen enthält. Nicht minder geschickt, als das Gelbbuch abgefaßt ist, war auch die parlamentarische Behandlung der Marokkoangelegenheit durch Rouvier und die Deputiertenkammer inszeniert worden. Es handelte sich darum, Rouvier durch ein großartiges Vertrauensvotum zu stützen und den Verzicht auf die Debatte durch eine dramatisch schöne Pose zu maskieren. Es geht das sowohl aus der Erklärung Ribots hervor: die Kammer müsse sich einmütig um die Regierung scharen, „um in Deutschland den Eindruck hervorzurufen, daß Frankreich ruhig und stark die Konferenz in Algeciras abwarte," als auch aus den Abstimmungszahlen. Der Beschluß, die Debatte über Marokko zu vertagen, ist mit 486 gegen 49 Stimmen in diesem Sinne erfolgt. Nach der dürftigen Behandlung der auswärtigen Politik im deutschen Reichstage haben sich Rouvier und die Deputiertenkammer die Sache leicht gemacht. Es war ein billiger Triumph, aber immerhin eine vielsagende Lehre für unsre Parlamentarier, wie sich ein Parlament inmitten ernster schwebender internationaler Fragen zu verhalten hat. Unser Reichstag kommt nun einmal bei solchen Fällen aus der politischen Kinderstube nicht heraus.

Anstatt sich einmütig und entschlossen der nationalen Flagge unterzuordnen, glaubt bei uns nicht nur jede Partei, sondern jeder Abgeordnete die eigne kostbare individuelle Überzeugung auf den Markt bringen zu müssen; wir haben in den fünfunddreißig Jahren des Reichsbestandes weder gelernt, eine Großmacht noch eine Nation zu sein. Das wirklich weltkundige Ausland weiß ganz genau, daß die deutsche Regierung mit ihrem Reichstag weder große Politik machen noch eine Flotte bauen wird. Man könnte fast sagen, je mehr Deutsche zur See fahren, desto geringer wird bei unsern Parlamentspolitikern die Neigung, sich den Seewind um die Nase wehen zu lassen; je größer die Zeiten, desto kleiner und kleinlicher das parlamentarische Geschlecht!

Auch im übrigen hat der Reichstag im ersten Abschnitt seiner Beratungen viel weniger gehalten, als nach der Eröffnung erwartet worden war. Es ist nach den üblichen Debatten zum Etat, wobei vom Etat sehr wenig und vom Flottengesetz fast gar nicht die Rede war, nur noch das Handelsprovisorium mit England, der Handelsvertrag mit Bulgarien und die südwestafrikanische Bahn nach Kubub erledigt worden. Diese Eisenbahnvorlage hat in Oberst von Deimling einen so ausgezeichneten Verfechter gefunden, daß es bedauerlich gewesen wäre, wenn der Erfolg, der ihm auf dem Schlachtfelde in Südwestafrika nie gefehlt hat, ihm im Reichstage versagt geblieben wäre. Es war in der Tat eine höchst erfreuliche Erscheinung, einen so tapfern, kriegserprobten Soldaten, der vor wenig Monaten noch dem Feinde gegenübergestanden hat, in der Heimat so gewandt und so energisch für die Bedürfnisse seiner noch im Felde stehenden Kameraden und ehemaligen Untergebnen plädieren zu sehen, was er auch außerhalb des Reichstags mit großem Erfolge getan hat. Im übrigen gipfelte, wie das in den letzten Jahren leider fast immer und in steigendem Maße der Fall war, von den Ausführungen der Bundesratsmitglieder abgesehen, die Debatte fast nur in den Bebelschen Reden, und es ist leider festzustellen, daß die Wortführer der bürgerlichen Parteien, bei denen der revolutionären Tendenz der Bebelschen Rhetorik gegenüber doch jeder Zweifel ausgeschlossen ist, sich nicht haben versagen können, vor ihm rednerische Verbeugungen zu machen und ihm die öffentliche Aufmerksamkeit noch besonders

zuzuwenden. Der Abgeordnete von Richthofen leitete in der Sitzung vom 7. d. M. seine Rede mit der wiederholten Anerkennung des Rednergeschicks und des oratorischen Talents des Abgeordneten Bebel ein: „Der Abgeordnete Bebel ist selbstverständlich ein ganz vorzüglicher Redner.“ Zwei Tage später folgte Bassermann, der es ebenfalls nicht unterlassen konnte, Bebel als „einen hervorragend begabten Mann“ hinzustellen und die Lektüre des Vorwärts wegen des ausgezeichneten englischen Korrespondenten zu empfehlen. Da solche Äußerungen doch nicht in den vier Wänden des Reichstags bleiben, sondern von der Presse weitergetragen werden, so dürfen sich die Herren von der Rechten und die Nationalliberalen nicht wundern, wenn Bebel schließlich im ganzen Lande als die bedeutendste und jedenfalls interessanteste Persönlichkeit des gesamten Reichstags angesehen wird.

Ob solche Verbeugungen vor der sozialdemokratischen Rhetorik und solche Empfehlungen der sozialistischen Publizistik geeignet sind, die Sozialdemokratie mit Erfolg zu bekämpfen, wird jedermann sich selbst beantworten können; jedenfalls wäre es zur Bismarckischen Zeit nicht möglich gewesen, daß der sozialdemokratische Führer mit solchen Ausdrücken anerkennender Bewunderung von den Führern der bürgerlichen Parteien begrüßt worden wäre. Es ist das ein neuer Beweis dafür, daß in unsern gebildeten Ständen das Gefühl für die Bedeutung und den Ernst der sozialistischen Gefahr mehr und mehr verloren geht. Wohl ruft man bei jeder Gelegenheit nach der Regierung, unter Umständen auch nach Ausnahmegesetzen und andern Maßregeln. Aber selbst tun die bürgerlichen Parteien gar nichts, der Regierung den Kampf zu erleichtern, den sie bisher auf streng gesetzlichem Boden durchzuführen versucht hat. Diese Aufgabe wird ihr täglich schwerer, sowohl dadurch, daß die Sozialdemokratie immer mehr einen revolutionären und gewalttätigen Charakter annimmt, als auch dadurch, daß die bürgerlichen Parteien im großen und ganzen fast vollständig versagen. Es war unter dem Eindruck dieser Tatsache, daß jüngst ein hoher Militär im vertrauten Kreise seine Überzeugung dahin aussprach, daß die Sozialdemokratie obsiegen werde, weil das bürgerliche Element in seinem Widerstande fast vollständig erlahmt sei, und nicht viel anders sind wohl auch die Ermahnungen des Staatssekretärs Grafen Posadowsky zu verstehn, die ihm namentlich bei den Konservativen so verübelt worden sind, und die doch nur derselben Erwägung entsprungen waren. Es ist schon bei den Betrachtungen über die letzten Reichstagswahlen zahlenmäßig nachgewiesen worden, daß die bürgerlichen Parteien es vollständig in der Hand hätten, die Sozialdemokratie schon in der Wahlschlacht zu überwinden und damit dem Reichstage ein ganz andres Aussehen und ein ganz andres Ansehen zu geben.

Da aber die nötige Energie und das zwingende Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten bei den bürgerlichen Parteien nicht hinreichend vorhanden ist, sind die Folgen allerdings unausbleiblich, und längst liegen die Dinge doch so, daß es für die Regierung völlig aussichtslos wäre, an den Reichstag mit Maßnahmen gegen die Sozialdemokratie heranzutreten. Der Abgeordnete von Richthofen klagte mit Recht darüber, daß er und Herr Bebel sich kaum noch untereinander verstünden, vielmehr gleichsam in fremden Zungen zueinander redeten. Je mehr das aber tatsächlich der Fall ist, um so weniger Grund liegt doch wohl vor, diese fremde Sprache Bebels der Öffentlichkeit auch noch mit voller Anerkennung seiner Talente und seiner rhetorischen Begabung zu empfehlen. Unser Bürgertum hat mit Ausnahme der industriellen Kreise, denen das sozialdemokratische Wasser schon an den Hals geht, den Kampf verlernt, der ehemals mit fester, prinzipieller Überzeugung und mit der ganzen Energie und Widerstandsfähigkeit einer solchen geführt wurde. Unsre wissenschaftlichen Kreise sehen die Sozialdemokratie nur noch als ein Problem der wissenschaftlichen Erforschung und Begründung an. Das Bewußtsein, das ehedem die weitesten Schichten unsers Volkes durchdrang, daß die Sozialdemokratie das volle Gegenteil der Freiheit des Individuums wie der Geister bedeute, daß ihre

Herrschaft das Ende jeder Kultur, das Aufhören jeder nationalen Existenz, verbunden mit allen Schreckenstaten, wie sie seit Monaten aus Rußland täglich gemeldet werden, und damit auch unvermeidlich jedes Erlöschen von Treu und Glauben, von Pietät und Anhänglichkeit, von Pflicht und Ehre wäre — beginnt verloren zu gehn oder ist schon vielen verloren gegangen. Wohl mag der Umstand mit daran schuld sein, daß, wie in frühern Heften der Grenzboten dargetan worden ist, die Praxis unsrer Gerichte gegenüber den sozialdemokratischen Ausschreitungen in der Presse, in Reden und Versammlungen seit einer Reihe von Jahren viel zu milde geworden ist, sodaß es kein Wunder ist, wenn sich die Empfindung für die Unterschiede von Gesetzmäßigkeit und Gesetzlosigkeit in den breitern Schichten mehr und mehr verflüchtigt hat. Ausschreitungen, die tagtäglich straflos bleiben, erscheinen mit der Zeit auch dem Publikum nicht mehr als solche, und man hat sich schon daran gewöhnt, ruhig zuzusehen, wie die sozialdemokratische Hochflut die Dämme weiter und weiter zersetzt und abspült, die heute noch zum Schutze gegen sie vorhanden sind.

Wir nähern uns damit einem Zustande der Geister, wie er sich in andern Ländern vor großen geschichtlichen Katastrophen eingestellt hat. Unsre bürgerlichen Parteien scheinen ihre Kraft mit der Erreichung ihrer alten politischen und nationalen Wünsche, dem Aufbau und Ausbau des Reichs, erschöpft zu haben. Sie wenden sich seit mehr als einem Jahrzehnt nur noch der Pflege ihrer wirtschaftlichen Interessen zu und befehden einander viel schärfer als die Sozialdemokratie. Wenn Bismarck einmal sagte, er habe sich zu einer Kolonialpolitik wesentlich mit aus dem Grunde entschlossen, dem deutschen Volke wieder ideale Ziele zu geben, so beweist schon allein die Tatsache, daß sich mit sehr geringen Ausnahmen das Großkapital und die großen Vermögen von jeder Beteiligung an der Entwicklung unsrer Kolonien fernhalten, daß die Kreise, die die Kolonialpolitik als ein ideales Ziel in sich aufgenommen haben, bei weitem nicht den Umfang erreichen, der dazu nötig wäre, eine Nation mit vollem Ernst und ganzer Hingebung für eine politische Aufgabe zu erfüllen. Zolltariffragen, Börsengesetze und die damit zusammenhängenden tiefen Gegensätze zwischen landwirtschaftlichen und Handelsinteressen okkupieren die politische Arbeit unsrer bürgerlichen Parteien fast allein, und es hat sich daraus ein Sorgen für die Gegenwart unter Verzicht auf jede Fürsorge für eine fernere Zukunft entwickelt. Man hat in Deutschland oft genug den Engländern ihren Krämerstandpunkt vorgeworfen, sie die Krämernation gescholten; diese Krämernation hat aber sehr viel mehr große Eigenschaften entwickelt als die deutsche und hat sich in großartiger Weise als viel weiter in die Zukunft schauend erwiesen als irgendein andres Volk. Es liegt in dieser vorschauenden Politik der Krämernation ein großartiger Idealismus, ein so fester Glaube an die Zukunft des britischen Volkes, an seine Kraft, sich durchzusetzen und sich zu behaupten, daß wir uns Deutschen nur wünschen könnten, diese Eigenschaft wäre auch nur zu einem Bruchteil so sehr Gemeingut unsers Volkes, wie es in England der Fall ist. Wir sind auf dem besten Wege, uns von der Krämernation nur die abstoßenden Züge anzueignen, aber die wirklich großen, auf denen das Schicksal Großbritanniens und seine Weltstellung beruht, nicht anzuerkennen oder nicht zu verstehn.

Die Zahl der Männer in Deutschland, deren Blick und Einsicht als den Engländern ebenbürtig zu betrachten wäre, ist nicht nur sehr gering, sondern ihre Betätigung hat auch noch mit einer Summe von Beschränktheit und Engherzigkeit, nicht nur unsrer politischen Parteien, sondern weiter Berufskreise zu rechnen, daß man sich nicht wundern darf, daß in Deutschland der Zug zur Größe, der uns über die Jahre 1866 und 1870 hinübergetragen hat, allmählich erlischt und verloren geht. Demgegenüber wird die Sozialdemokratie unstreitig von einem Glauben an ihre selbst noch so fernen Ziele getragen, der, so bedauerlich die Sache an sich sein mag, sie in eben dem Maße vorwärts führt, wie die bürgerlichen Parteien bei dem Mangel an großen Zielen zurückbleiben. Das zunehmende Wachs-

tum der Sozialdemokratie ist nur ein neuer Beweis dafür, daß eine Nation solcher Ideale und solcher Ziele bedarf, und daß, wenn sie diese nicht rechtzeitig in der Richtung ihrer ganzen geschichtlichen Entwicklung aufpflanzt und ihnen mit festem Willen und Beharrlichkeit zustrebt, unausbleiblich andre Ziele auftauchen, Irrlichtern gleich, die den Wandrer von dem verlornen Wege ab in den Sumpf führen. Der Umstand, daß trotz dem Stückchen Idealismus, das in der sozialdemokratischen Bewegung steckt, diese schließlich doch an ihren grotesken Übertreibungen zugrunde gehn muß, ist bei einer Beurteilung unsrer innern Gesamtlage einer der wenigen Trostgründe. Ein Beispiel dieser Übertreibungen hat der so „hervorragend talentierte“ Herr Bebel soeben im Reichstage gegeben, als er in voller Übereinstimmung mit frühern Kundgebungen der Sozialdemokratie die Entscheidung darüber, ob ein Krieg Deutschlands etwa berechtigt sei, und ob die Sozialdemokratie demgemäß dem Ruf zur Fahne Folge zu leisten habe, vom Ermessen der Partei, also des Parteivorstandes, abhängig machte. Demgegenüber ist es von hohem Interesse zu sehen, wie sein französischer Gesinnungsgenosse Jaurès, mit dem Herr Bebel angeblich in voller Übereinstimmung ist, soeben das volle Gegenteil verkündet hat, indem er in seiner Rede vom 15. d. M. in der Pariser Kammer den nationalen Charakter der französischen Sozialdemokratie und ihre Pflicht, Frankreich zu verteidigen, ausdrücklich betont hat. Würde sich die deutsche Sozialdemokratie rein auf wirtschaftliche Aufgaben, auf die Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen beschränkt haben, so würden ihr die Erfolge auf diesem Gebiet eine ganz andre Stellung in unserm öffentlichen Leben geben, als dies heute der Fall ist, wo sie politische Fragen und Ziele, und zwar fast nur solche revolutionären Charakters, mit Emphase in den Vordergrund stellt. Herr Bebel erklärt die Arbeiterschaft aller Länder für international verbrüdert, bei den Franzosen ist gerade das Gegenteil der Fall, und bei den Engländern reicht diese Verbrüderung gerade so weit wie das Interesse, gelegentliche Ausstände im Auslande zu unterstützen. Auch die Erfahrungen, die die deutsche Sozialdemokratie später bei der russischen und der polnischen machen wird, wenn diese erst einmal einen geordneten Bestandteil des dortigen öffentlichen Lebens bilden werden, dürften schwerlich sehr ermutigend für diese Idee sein. Der internationale vaterlandsfeindliche Zug ist es denn auch, der es dem Reichskanzler nicht nur erleichtert, sondern zur Pflicht macht, der Sozialdemokratie mit wachsender Schärfe gegenüberzutreten — des Beifalls des Landes ist er dabei sicher.

Graf Posadowsky hatte in seiner Rede vom 12. Dezember noch einen andern Punkt berührt, wenn auch mit unverkennbarer Vorsicht, von dem seit Jahrzehnten am Bundesratstisch nicht mehr die Rede gewesen ist: die Oberhausfrage. Heute an dieser Stelle ausführlicher darauf einzugehn, wäre nicht angezeigt, aber es darf wohl darauf hingewiesen werden, daß allmählich sogar bei so einsichtigen Politikern und langjährigen genauen Kennern unsrer Reichsverhältnisse, wie Graf Posadowsky unbestritten ist, der Gedanke an Boden gewinnt, daß das Reich auf die Dauer mit einem solchen Reichstage allein nicht regiert werden kann, und daß, wenn das Wahlrecht unangetastet bleiben soll, und noch Diäten dazugegeben werden, die Errichtung eines Oberhauses wohl als einziges Auskunftsmittel bleibt, auch auf die Gefahr hin, das parlamentarische Wesen trotz seiner heute schon fast unerträglich gewordnen Ausdehnung und der Belastung des gesamten Regierungsapparats noch um ein weiteres und wichtiges Glied zu vergrößern. Ein Umstand, der ganz besonders dafür spricht, ist der, daß der Bundesrat, d. h. die Gesamtheit der Regierungen, dem Reichstag unvermittelt gegenübersteht, und daß dadurch die Gegensätze, die in allen andern größern Ländern durch ein Oberhaus oder durch einen Senat abgeschwächt werden, bei uns in voller Schärfe fühlbar sind, und wir dadurch so leicht Konfliktsstimmung haben. Bei unserm Einkammersystem ist die Gefahr immer vorhanden, daß der Bundesrat in gar manchen Fällen gegen die Über-

zeugung seiner Mehrheit „ja“ sagen und nachgeben muß, um die Zustimmung der Reichstagsmehrheit für irgendein andres Gesetz zu sichern oder sie sonst bei guter Laune zu erhalten. Das Vorhandensein eines Oberhauses, unter dem man sich freilich etwas andres wird denken müssen als das preußische Herrenhaus, würde nach dieser Richtung hin in vieler Beziehung ausgleichend wirken.

Auch die Diätenfrage ist von dem Staatssekretär des Innern berührt worden, und er hat sich ihr gegenüber ablehnender verhalten, als bisher von vielen Abgeordneten vorausgesetzt worden war. Gegen seinen Nachweis, daß Diäten oder Anwesenheitsgelder keineswegs das ersehnte Mittel sind, den Reichstag beschlußfähig zu machen, sondern daß bei dem Absentismus eine ganze Reihe von andern Umständen ausschlaggebend mitspricht, wird sich schwerlich etwas einwenden lassen.

§

Das stehende Heer der Vereinigten Staaten. Wir lesen in der in Newyork erscheinenden angesehenen Wochenschrift The Nation jetzt ein Resumé des Jahresberichts des Military Secretary of the Army, der sich dadurch auszeichnet, daß er des offiziellen optimistischen Tons, der sonst so charakteristisch für öffentliche Dokumente ist, gänzlich entbehrt. Er nennt die wirkliche Zahl der Desertionen im letzten Jahre: sie ist 6533 Mann, also mehr als zehn Prozent der angenommnen 63022 Mann, aus denen die Armee der großen Republik besteht. Von diesen 63000 Soldaten wurden 22254 nach Beendigung ihres Einstellungsvertrags entlassen, 9460 mußten infolge von Krankheiten oder von einem kriegsgerichtlichen Urteil abgehn, 377 starben oder wurden getötet, und 189 wurden infolge mangelnder Dispositionsfähigkeit zurückgezogen. Im ganzen verließen dieses Jahr 38813 Mann, also mehr als 61 Prozent, die Armee; mit andern Worten, wenn diese Lücken jetzt wieder ausgefüllt werden, sind 61 Prozent der Soldaten einfach Rekruten. Zweifellos werden sich ja manche der Abgegangnen wieder in den Militärstand einregistrieren lassen; aber die allermeisten kehren in das bürgerliche Leben zurück. Wenn man sich dann noch klar macht, daß nach dem Bericht des Generalarztes von den im Dienst stehenden je einer unter sechs an einer geschlechtlichen Krankheit leidet, so kann man eigentlich nicht sagen, wie sich The Nation ausdrückt, daß sich das Heer in einem glücklichen und befriedigenden Zustande befinde. In der Tat wäre der Kongreß wohl berechtigt, eine Untersuchung anzustellen. Er müßte sich an den Jahresbericht des Brigadegenerals Lee halten, der die Abwesenheit der Offiziere von ihren Truppen tadelt, den Mangel einer Bierkantine rügt (es wird darum nichts als Schnaps getrunken) und den Mangel an Sorgfalt in der Rekrutierung feststellt. So erzählt er, daß man einen siebzehnjährigen Jungen absichtlich als zweiundzwanzigjährig registriert hat. Er lief natürlich davon, ohne daß irgendeiner der Beteiligten zur Strafe gezogen wurde. Zwischen den Zeilen kann man auch lesen, daß die Disziplin gelockert ist, daß das Rechnungswesen wie das Verantwortlichkeitsgefühl sehr schwankend sind, und daß nur die Natur des Dokuments, als eines öffentlichen und nicht als eines vertraulichen, General Lee zurückhält, mit Details darüber aufzuwarten. — Wir Volksheerwilden sind scheints doch bessere Menschen als diese Milizkanadier, trotzdem daß unsre Unteroffiziere Europens übertünchte Höflichkeit nicht kennen (was wir natürlich in den Auswüchsen in keiner Weise beschönigen wollen). *m.*

Schillerliteratur 1905. Die C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung in München hat den großartigen Mut gehabt, im Schillerjubiläumsjahr zugleich drei bedeutende Werke über Schiller erscheinen zu lassen, die sich zu großen Teilen, was den Gegenstand betrifft, decken. Ihre Verfasser gehn allerdings jeder so entschieden seinen eignen Weg, daß die drei Bücher das starke Licht Schillers in dreifacher, verschiedner Brechung zeigen und recht gut nebeneinander gelesen werden können.

Kühnemanns „Schiller“*) reproduziert und beleuchtet vor allem glänzend den Dramendichter. Ein empfänglicher und hochgespannter Mensch der Gegenwart, philosophisch und künstlerisch nicht bloß unterrichtet, sondern innerlich tätig, gibt hier seine bewundernden Eindrücke beredt wieder, natürlich nicht ohne Verarbeitung des schon früher von andern gesagten, wovon vereinzeltes, wie Scherers schiefe Geßlercharakteristik, sogar recht wörtlich wiederkehrt. Die Sprache des Buchs ist temperamentvoll und modern und bedient sich fast aller neuen Stileigentümlichkeiten, die die gegenwärtige Kunstschriftstellerei geprägt hat, bis zum Hachéstil. Über die Wandlung der Wertung des Idealisten bei Schiller vom Carlos zum Wallenstein lesen wir zum Beispiel: „Jetzt gilt die Welt ohne Rest als das Gebiet der Realisten. Die Idealisten bilden eine kleine verlorne Gemeinde für sich. Fast zu sehr betont Schiller den weltfremden Charakter. Aus seiner Entwicklung erklärt sich das.“ Piff, paff, puff. Einiges hat uns leider auch schaumig angemutet, zum Beispiel die Bemerkungen über das Wunder gelegentlich der Jungfrau von Orleans. Wenn Kühnemann die Maria Stuart eine dramatische Satire, die Jungfrau von Orleans eine Elegie, den Tell ein Idyll nennt, ist mit der Ausspielung solcher Pointen mehr gewonnen oder mehr ertäuscht? Schiller sagt einmal vom Wallenstein, der Moment der Handlung sei so prägnant gewählt, daß er alles enthalte, was zur Vollständigkeit gehöre, und ergänzt diesen Ausspruch durch das Bild: nichts blindes sei darin, nach allen Seiten sei es geöffnet. Wer die letzte rein anschauende Wendung Schillers nicht versteht, dem wird sie auch durch Kühnemanns akademische Verwölkung nicht klarer werden: „d. h. in seiner vollen Bedeutsamkeit nach den realistischen und idealistischen Tendenzen durchleuchtet.“ Auch mit der großen Ungleichmäßigkeit des Buchs haben wir zu kämpfen gehabt: 86 Seiten über die Räuber und 15 über den Tell! Das alles sagen wir nicht, um zu tadeln, sondern um unserm Schlußurteil mehr Gewicht zu geben, daß Kühnemanns „Schiller“ trotzdem ein lebensvolles und interessantes Exegetenwerk ist, eins der besten, die wir über Schiller den Dramatiker besitzen.

Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn. Auf diesem Wege liegt die Aufgabe des Biographen, und dieser Aufgabe, die Kühnemann nicht hat lösen wollen, hat sich Berger**) mit Geschick und Treue hingegeben. Der erste Band seines Werkes führt bis zur Berufung Schillers nach Jena. Den Menschen Schiller lernt man nirgends so kennen und lieben wie an Bergers Hand. Berger erzählt und hat, wie richtige Erzähler, viel zu erzählen; er tut es aus genauester Kenntnis der Lebenseinzelheiten seines Helden heraus und mit der Kunst und verhaltnen Wärme eines Romanschriftstellers. Tausend Zeugnisse sind geschickt verwoben, vor allem Schillers Briefe klug ausgenutzt worden. Und nirgends bemerken wir unwesentlichen Kleinkram; alle kleinern Züge sind so in das große Bild eingestellt, daß der Fluß der großen Linie nie unterbrochen wird. An Schillers Werken weist Berger sorgfältig die Tendenzen und Stellen nach, die aus dem Leben des Dichters entsprungen sind, und verknüpft sie mit diesen; ihre künstlerische Betrachtung ist nicht die erste Aufgabe des Biographen, und in zweiter Linie ist Berger auch diesem Teile trefflich gerecht geworden. Wenn sein Buch als Seitenstück zu Bielschowskys Goethe bezeichnet worden ist, so gilt das jedenfalls insofern, als es die beste deutsche Schillerbiographie ist und hoffentlich auch im zweiten Bande wird, die wir haben; in der ästhetischen Durchbildung reicht es wohl nicht ganz an Bielschowskys Goethe heran, erweist sich aber in seiner ausführlichen, abwägenden, zuverlässigen Art etwa Hausraths vortrefflicher neuer Lutherbiographie als ebenbürtig.

---

*) Schiller, von Eugen Kühnemann, 1905.

**) Schiller. Sein Leben und seine Werke. Von Karl Berger. In zwei Bänden. Erster Band [der zweite wird für Weihnachten 1906 in Aussicht gestellt], 1905.

Ein etwas kleineres Publikum wird man dem Buche von Petsch*) vorhersagen können, weil es das feinste, reinste und tiefste der drei Beckschen Schillerwerke ist. Unter Fruchtbarmachung zweier der höchsten geistig-sittlichen Begriffe, die gerade in Schillers Denken eine entscheidende Rolle spielen, wird hier Art und Schicksal aller wichtigern dichterischen Charaktergestalten Schillers erläutert, woraus sich ein überraschend neues, wahrhaft goldnes Kapital für das tiefere Verständnis namentlich der spätern, reifen Werke Schillers ergibt. Der Verfasser entwickelt ruhig und frei, ganz selten taucht eine kleine philologische Überängstlichkeit auf,**) die man um der erstrebten „anständigen Popularität" willen noch wegretuschiert wünschte. Als Meisterstücke eines besonnenen, die Hauptwurzeln von Schillers ethopoetischer Kunst bloßlegenden Eindringens erscheinen uns in Petschs Buch die Betrachtung der Charaktere von Wallenstein und Max (Petsch würde sagen: Wallensteins und Max') und die des Tell, wo sehr wertvolles Neues ganz einfach gesagt ist. Wenn sich die weitern Bände der „Goethe- und Schillerstudien" auf derselben Höhe bewegen werden wie dieser erste Band, so haben wir in ihnen eine der wichtigsten exegetischen Publikationen für die deutsche Kultur zu achten. Dieser Band im besondern gehört nicht nur in die Hand von Lehrern, die sich ganz damit zu durchdringen haben, um das hier zu erwerbende für den Unterricht ausmünzen zu können, sondern auch vor allem von Schauspielern, die als Darsteller einer Schillerschen Hauptrolle irgend ernst genommen werden wollen.

Von kleinern Schillerveröffentlichungen nennen wir: Die Verhandlungen über Schillers Berufung nach Berlin, geschichtlich und rechtlich untersucht von Adolf Stölzel (Berlin, Vahlen, 1905) [für Juristen, die ihren Schiller hochhalten], dann: Charlotte von Schiller, von Hermann Mosapp (Stuttgart, Kielmann, 1905. 3. Aufl.) [für Frauen], und: Klassische und romantische Satire. Eine vergleichende Studie von Dr. Max Glaß (Stuttgart, Strecker und Schröder, 1905) [für Leute, die sich für das große Literaturpfeilschießen interessieren, das mit den Xenien eröffnet wurde und — so kleines dabei unterläuft — doch im ganzen die Größe der Literaturbewegung vor hundert Jahren zeigt, um die wir unsre Urgroßväter nur beneiden können].

Ach leider! und daß Gott erbarm! Der lieblosen Bemerkungen und der schlimmen Prognostika, die man zu hören bekommt, wenn sich zwei junge Leute heiraten, die beide nichts haben, sind allerwärts gar viele. Wovon wollen die denn leben! Die werden zusammen am Hungertuche nagen. Von der Liebe kann man nicht leben. Von der Liebe kann man nicht satt werden. L'amore non fa bollire la Pentola. Badiamo di non avere a far de' Digiuni mal comandati. Und so weiter. Eine drastische Wendung, die Armut eines solchen Pärchens zu bezeichnen, lautet: Die Braut heißt: Ach leider! und der Bräutigam: Daß Gott erbarm!

Die Brautleute hätten also einen Namen wie das Lizeroder Bier oder wie der Henker, der Meister Auweh! genannt wird, oder wie der Teufel, der: Gott sei bei uns! heißt. Will sagen, einen Namen, der sich von einer fremden, auf sie gemünzten Äußerung herschriebe. Die Formel, die die Christen beim Anblick des Teufels brauchen, wird zum Titel des Bösen Feindes selbst.

Daß einer sich im Laufe des Gesprächs selbst seinen Namen schmiedet und die Phrase als Titel behält, die er beständig im Munde führt, ist eine alltägliche Erfahrung. Wer hätte noch nichts von Heinrich Jasomirgott oder von dem Lederhändler Barebone, dem Damned Barebone gehört, der den glaubensstarken Vornamen hatte: Wäre Christus nicht für uns alle gestorben, so wären wir alle verdammt? — Aber auch andre Personen können uns zu einem Spitznamen ver-

*) Goethe- und Schillerstudien, herausgegeben von R. Petsch, erster Band: „Freiheit und Notwendigkeit" in Schillers Dramen von R. Petsch, 1905.

**) Zum Beispiel S. 172: „Offenbar bezieht sich die geplante Erhebung nicht auf den Helden, sondern ...": selbstverständlich nicht.

helfen, indem sie in entscheidenden Augenblicken etwas zu uns sagen und gleichsam über uns einen unvergeßlichen Segen sprechen. Es ist nicht ganz so häufig, aber es kommt auch vor.

Ich will dahingestellt sein lassen, ob das biblische Wort Manna auf die verwunderte Frage der Kinder Israel: Man hu? Was ist das? Quid est hoc? zurückgeht. Gegenwärtig würde man darauf antworten: ein vegetarisches Speisehaus. Ich will auch nicht untersuchen, ob der gute alte Sherry in Spanien Rancio genannt wird, weil er sogar den ernsten Kastilianer aus dem Gleichgewichte bringt und zu dem Rufe hinreißt: Que Cuerpo rancio! Welch ein alter Stoff! Das Anekdotenhafte spielt bei dieser Art von Namengebung eine große Rolle. Die altadliche neapolitanische Familie der Caraffa stammt angeblich von den Caraccioli; ein Caraccioli soll im Jahre 982 Kaiser Otto II. in der Schlacht bei Cotrone das Leben gerettet haben, indem er sich zwischen ihn und die Feinde warf, und tödlich verwundet zu den Füßen des Kaisers niedergesunken sein. Gerührt habe sich der Kaiser über den Tapfern gebeugt, ihm eigenhändig das Blut vom Panzer abgewischt und dem Sterbenden zugerufen: Cara Fè m'è la vostra! Lieb ist mir eure Treue! Und aus diesen kaiserlichen Worten hätten die Nachkommen den neuen Familiennamen Caraffa gebildet und die drei beim Abwischen des Bluts entstandnen weißen Streifen in ihr Wappen aufgenommen. Bei uns knüpft sich eine solche Sage an die Familie Spiegel zum Desenberg. Der Urahn soll ein Franke gewesen sein und mit Karl dem Großen gegen die Sachsen gefochten haben. Da wäre der Kaiser mit ihm auf eine Anhöhe bei Paderborn gegangen und habe zu ihm gesagt: Spiegel di von desem Berg! wobei er ihm alles umliegende Land zu Lehen gegeben habe.

Ariost leitet in seinem Rasenden Roland den Namen der Este von einer solchen Belehnung ab; Karl der Große habe, indem er Ruggiero das alte Schloß Ateste schenkte, die lateinische Formel gebraucht: Esto hic domini! und danach seien die Fürsten Este genannt worden. Orlando Furioso, Canto 41, Stanze 65.

Und um noch ein Histörchen aus der neuesten Zeit anzuführen: Vor zwanzig Jahren starb der Wiener Polizeipräsident Karl Ritter Krticzka von Jaden. Dessen Vater hatte unter Kaiser Ferdinand eine hervorragende Beamtenstellung eingenommen und sich darin durch Verläßlichkeit und Pünktlichkeit ausgezeichnet. Einmal war der Kaiser mit einem Berichte, wegen der Klarheit und Exaktheit, ganz besonders zufrieden gewesen; er wollte den Verfasser belohnen, hatte aber den schwer zu merkenden Namen vergessen. Die Minister, die er deshalb befragte, rieten hin und her, bis einer von ihnen sagte: Majestät meinen vielleicht den Krticzka? — Ja, den! erwiderte Kaiser Ferdinand. Als der Monarch den Beamten später in den Adelstand erhob, wollte dieser die beiden für ihn so schmeichelhaften Wörtchen als Prädikat genommen sehen, er nannte sich stolz: von Jaden.

Aber nicht bloß einzelne Familiennamen sind nach dieser Methode gebildet worden, vielmehr reicht sie bis in die ersten Anfänge der Sprache zurück, ja für Vater und Mutter haben wir keine andern Bezeichnungen als solche bei ihrem Anblick ausgestoßne Laute. Daß die Eltern ihre Namen den Kindern danken, klingt ja selbstverständlich; aber es ist wichtig, sich klar zu machen, daß dies keine abstrakten Begriffe sind, wie sie die Gelehrten den Kindern oktroyieren, sondern daß das unbewußte Gelalle und Geplauder der kleinen Kinder direkt zum Titel der sie pflegenden Eltern wird, und daß dann auch andre diesen Titel brauchen, um die Eltern zu bezeichnen. Mit Ba Ba oder Bä Bä, wie die Franzosen schreiben: mit Bé Bé, beginnt alle menschliche Rede; es sind die ersten Laute, die die Säuglinge stammelnd artikulieren, deshalb heißen die kleinen Kinder Babies, wie die italienischen Gänschen: Paperi. Aber auch Vater und Mutter heißen so, sie werden ebenfalls zu Babas, weil die Kinder Baba machen, wenn sie nach ihnen verlangen — Baba, Babbe und Babbo sind uralte Kontingente der allgemeinen Kindersprache und Worte nachgerade für alles, was die Kinder sehen und kennen lernen, nicht bloß für die

Eltern, sondern auch für die Großeltern, ja sogar für die Wiege und den Brei, mit dem sie gefüttert werden, die sogenannte Pappe. Der Lippenlaut pflegt nämlich bald schwächer, bald stärker artikuliert zu werden, sodaß bald ein B, bald ein P herauskommt, ohne daß damit im Prinzip etwas geändert würde. Pappus war der Großvater bei den alten Römern und bei den alten Griechen, Baba ist die slawische Großmutter, die Alte, die im russischen Volksaberglauben eine besondre Rolle spielt, und schon Nausikaa redet ihren Vater, den König der Phäaken, mit lieber Pappa an. *Πάππα φίλε*, sagt sie in der Odyssee, könntest du mir nicht einen Wagen geben? (VI, 57). Auch die Russen nennen den Vater Pápa und das Väterchen: Bátjuschka, während wir mit undeutscher, französischer Betonung Papá sagen. Bei den Arabern und bei den Türken heißt er Baba, bei den Italienern heißt er il Babbo. Niemand wird diese Papanamen voneinander trennen, niemand wird auch die eigentlichen, offiziellen Vaternamen, eben das Wort Vater oder Pater anders erklären wollen; der Vater ist kein Beschützer, er ist auch kein Ernährer, er ist auch nicht der Herr, solche Titel passen schlecht zu dem Verstand der Kinder; er ist nichts weiter als das personifizierte Pa, wie noch der Amerikaner sagt, indem er, die wesentliche Silbe allein behaltend, an seinen Vater schreibt: Liebster Pa!

Er schreibt wohl auch: Liebster Pa und Ma! denn für die Mutter gilt eine andre Artikulation, obwohl auch hier das B nicht fremd ist, wie nicht bloß die Russen mit ihrer Baba, sondern auch die Schwarzen in Ostafrika beweisen, die ihr Mütterchen Bibi nennen. Die Mutter charakterisiert das M, weil das Kind M M macht, wenn es trinken will; beim M werden die Lippen wie beim B und beim P geschlossen, aber nicht geöffnet, sondern zusammengepreßt, und dies ist die Mundstellung, die das Kind beim Saugen unwillkürlich einnimmt. Es muß die Lippen fest anlegen, um die Mimi in den Mund zu bekommen, darum erhält die Mutterbrust den Namen Mamma und die Mutter selbst den Namen Mama oder Mater. Wenn die italienischen Kinder das Getränk il Mommo nennen und in Frankreich die Kinder selbst Mômes heißen, so beruht das nur auf einer andern Anwendung des Naturlauts, der alle Ammen- und Mutternamen der Welt, bis auf die homerische *Maïa*, in wunderbarer Übereinstimmung hervorgetrieben hat. An eine Wurzel MA, ausmessen, austeilen, zu denken und die Mutter zu einer Wirtschafterin, einer Zuteilerin des Unterhalts an Gesinde und Vieh zu stempeln, zeugt von einer absoluten Unbekanntschaft mit den Vorgängen der Natur und ist ebenso absurd wie vorhin die Etymologie von Vater. Heißt dieser nicht gelegentlich auch Tata, Tatta, Tetta, Atta, Ätti und Tateleben? War nicht der Hunnenkönig Attila so gut wie der russische Kaiser ein Väterchen? Attila, hochdeutsch Etzel, ist das Diminutivum von Atta, das wie Pappa schon im Homer vorkommt und zum Beispiel von Telemach als Anrede des Sauhirten gebraucht wird (Odyssee XVI, 31). Das sind ähnliche Lallwörter mit dentaler Artikulation, wobei wiederum, wie vorhin B mit P, so T mit D abwechselt. Denn die Kinder machen auch Dada. Wenn sie etwas Schönes sehen, so heißt es Dada oder Dodo; wenn sie etwas haben wollen, so verlangen sie das Dada, und wenn sie Klapse bekommen, so bekommen sie das Dada. Und auch hier sind wieder aus den kindlichen Lauten Worte hervorgegangen: der Hund ist der Dada, das Steckenpferd ist der Dada, und das wirkliche Pferd ist der Dada, daher die Kinder in Frankreich für reiten sagen aller à dada. Uhland schreibt diese Silbe den Gänsen zu:

Die Gens mit ihrem Dadern,
Dada dada dada,
Mit ihrem Geschrei und Schnadern
Dada dada dada —

aber die kleinen Kinder überdadern die Gänse noch, und ihr Gedader hallt in der Weltgeschichte wieder, wenn sie von Attila und Atta Troll erzählt. Das ist auch ein Beitrag zu der Schöpfung der Sprache, über die Herr Wilhelm Meyer-Rinteln

Mitteilung, daß sie gesonnen sei, das Gebäude bis auf einen an dem alten Turm, der Wohnung ihres Aufsehers, stehen zu lassen, das Dach zu entfernen und es zu einem Taubenhause einzurichten.

Die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften hat unter der Bedingung, daß sie in einem angemessenen Zeitraum gelöst werde, folgende Preisaufgabe gestellt: Es soll eine Methode gefunden werden, die Zeit, in welcher ein Stern durch einen Vertikalfaden gelangt, genau zu bestimmen. Diese Methode soll auf Beobachtungen angewendet werden, welche mit einem Passageinstrument in der Sternwarte zu Dorpat angestellt worden sind. Der Preis beträgt 1000 Rubel. Die Abhandlungen müssen vor dem 31. Dez. 1846 eingesandt werden. Die Akademie behält sich vor, den Preis zu verdoppeln, wenn eine Abhandlung ihrer Wichtigkeit wegen es verdient. Die Abhandlungen können in deutscher, französischer, englischer, italienischer, lateinischer oder russischer Sprache abgefaßt sein. Die Namen der Verfasser müssen versiegelt beigefügt werden.

Lithographie von Eduard Kaiser in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Metzger & Wittig.

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang

Nr. 52

Ausgegeben am 28. Dezember 1905

Inhalt:

	Seite
Zur Lage der höhern Reichspostbeamten . . .	685
Der Verfassungskonflikt in Ungarn. (Schluß) .	691
Die Bedeutung der Presse für die Kultur. Von Hugo Jacobi. (Schluß)	700
Weihnachten und die zwölf Nächte. Von A. Lingke in Dresden	715
Geschichte einer Sammlung. (Schluß)	723
Verwischte Spuren. Skizze von Sophus Bauditz	732
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Innere Kolonisation — Kinderspielzeug . .	735

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Revisions- u. Vermögensverwaltungs
Aktien-Gesellschaft, Berlin
Berlin W. 9, Linkstr. 35, Nähe Potsdamerplatz
Fernsprecher: Amt Lützow 6600 und 6601
Übernahme von Revisionen, Treuhandschaften, Vermögensverwaltungen jeder Art.

Bankhaus Eugen Neter, Inh. Hermann & Co., Nürnberg 1. St.
Fernsprecher: Amt Lützow 6600 und 6601
Telegramme: Bankhaus Neter, Nürnberg
Depositenkasse: Nürnberg, Karolinenstraße 19
Depositenkasse: Fürth, Schwabacherstraße 1
Depositenkasse: Erlangen, Hauptstraße 1
Depositenkasse: Ansbach, Karlsplatz 1
Depositenkasse: Schwabach, Obere Marktstraße 1
Depositenkasse: Hersbruck, Marktplatz 1
Depositenkasse: Lauf, Marktplatz 1
Depositenkasse: Neustadt a. d. Aisch, Marktplatz 1
Depositenkasse: Roth, Marktplatz 1
Depositenkasse: Weißenburg i. B., Marktplatz 1
Depositenkasse: Gunzenhausen, Marktplatz 1
Depositenkasse: Feuchtwangen, Marktplatz 1
Depositenkasse: Rothenburg o. T., Marktplatz 1
Depositenkasse: Dinkelsbühl, Marktplatz 1
Depositenkasse: Crailsheim, Marktplatz 1
Depositenkasse: Schwabach, Obere Marktstraße 1
Depositenkasse: Hersbruck, Marktplatz 1
Depositenkasse: Lauf, Marktplatz 1
Depositenkasse: Neustadt a. d. Aisch, Marktplatz 1
Depositenkasse: Roth, Marktplatz 1
Depositenkasse: Weißenburg i. B., Marktplatz 1
Depositenkasse: Gunzenhausen, Marktplatz 1
Depositenkasse: Feuchtwangen, Marktplatz 1
Depositenkasse: Rothenburg o. T., Marktplatz 1
Depositenkasse: Dinkelsbühl, Marktplatz 1
Depositenkasse: Crailsheim, Marktplatz 1

Zur Lage der hiesigen Kleidergeschäften

Wer so 1. Juli, schien auf Kosungen und im Berlin bei Tage, wie auf Kosungen und im Berlin bei Tage, wie auf Kosungen und im Berlin bei Tage, wie

die andre Verwaltungsbehörden bei der zweiten (Staats-) Prüfung an ihre Kandidaten stellen. Nach dem Bestehn der Staatsprüfung, deren Ablegung mindestens ein Jahr fordert, verblieb der Beamte zunächst in der Sekretärstellung, bis er nach Maßgabe der freiwerdenden Stellen zum Oberpostdirektionssekretär und sodann zum Post- oder Telegraphenamtskassierer befördert wurde. Später rückte er in die höhern Dienststellen als Postinspektor, Direktor, Postrat usw. ein.

Dadurch, daß die Personalreform von 1900 einen Teil der bisher den Anwärtern der höhern Laufbahn vorbehaltnen Stellen (Sekretäre, Obersekretäre, Postmeister, Bureau- und Kassenbeamte) den Beamten der Assistentenlaufbahn überließ, trat eine Vermengung der höhern mit der mittlern Laufbahn ein. Ein Hauptzweck der ganzen Podbielskischen Reform, eine klare Scheidung zwischen höherer und mittlerer Laufbahn herbeizuführen, blieb somit für die gegenwärtig lebende Generation unerfüllt. Die Verdrossenheit der höhern Beamten darüber mußte um so tiefer gehn, als sich ihre Laufbahn infolge der erwähnten, das Bedürfnis weit überschreitenden Annahme von Eleven schon an und für sich recht trostlos gestaltet hatte, und weil sie wegen der Überfülle von Anwärtern in den unselbständigen, ihrem Bildungsgrade nicht entsprechenden und darum wenig befriedigenden Stellungen als Sekretäre, Oberpostdirektionssekretäre und Kassierer gegen früher die doppelte Zeit und mehr im tatkräftigsten Alter bei unzureichender Besoldung zubringen mußten. Die Mißstimmung machte sich noch im Jahre 1900 in einer „grauen Denkschrift“ Luft, die eine Scheidung zwischen der mittlern und der höhern Laufbahn auch schon für die jetzige Generation forderte und zu eingehenden Erörterungen im Reichstag Anlaß gab. Die Scheidung wurde im Jahre 1902 wenigstens in der Rang- und Titelfrage durchgeführt: die bisherigen Postsekretäre sollten Postpraktikanten bleiben, auch wenn sie etatsmäßig angestellt wurden, beim Bestehn der Staatsprüfung verlieh man ihnen sofort den Titel „Oberpostpraktikant,“ an die Stelle der „Post- oder Telegraphenamtskassierer“ traten die „Post- oder Telegrapheninspektoren“; die Bezirksaufsichtsbeamten endlich, die bisher den Titel „Postinspektor“ geführt hatten, wurden zu „Oberpostinspektoren“ gemacht. Außerdem wurden allmählich die Inspektoren in die fünfte Rangklasse der höhern Beamten eingereiht.

Aber nicht nur ideelle Schädigungen, auch schwere materielle Nachteile hatten die höhern Postbeamten um die Jahrhundertwende erlitten. Die übermäßige Annahme von Posteleven und eine fiskalische Sparsamkeit bei Einrichtung höherer Endstellen (Posträte und Direktoren) zugunsten der gering besoldeten Durchgangsstellen (Oberpostpraktikanten und Inspektoren) hatten die Beförderungsverhältnisse von Jahr zu Jahr sprunghaft verschlechtert. Während die Beamten, die 1880 die Staatsprüfung bestanden hatten, nach 3 Jahren Kassierer (jetzt „Inspektor“), nach 4 Jahren Oberinspektor, nach 6 Jahren Direktor und nach 11 Jahren Postrat wurden, mußten die im Jahre 1890 geprüften schon 5 Jahre bis zum Inspektor, $7^1/_2$ bis zum Oberinspektor, $11^3/_4$ bis zum Direktor und $14^1/_2$ Jahre bis zum Postrat warten, und die im Jahre 1895 geprüften sind nach $6^1/_2$ Jahren Inspektor geworden und werden voraussichtlich erst 11 Jahre nach bestandnem Examen zum Oberinspektor aufrücken. Und ob die

spätern Prüfungsjahrgänge bei der Überfüllung der Laufbahn überhaupt noch alle den Direktor oder Rat erreichen können, ist auch von offiziöser Stelle bezweifelt worden. Deshalb ist in einer Anfang 1904 erschienenen umfangreichen Denkschrift, dem „grünen Heft," das die Notlage der höhern Postbeamten nach ihren Ursachen und Wirkungen beleuchtete, eine ausgiebige Vermehrung der Endstellen für höhere Beamte gefordert worden. Der Staatssekretär des Reichspostamts hat im vorigen Jahr im Reichstag anerkannt, daß sich die Beförderungsverhältnisse in der höhern Laufbahn gegen früher ungünstiger gestaltet haben, und versichert, „daß die Verwaltung mit allem Nachdruck dahin wirken werde, einer Verschlechterung der Karriere gegen den jetzigen Zustand nach Möglichkeit vorzubeugen." Danach hätte die Beförderung in die höhern Endstellen nach dem Stande von 1904 zu erfolgen, d. h. die Beamten müßten befördert werden zum Inspektor 6 bis 7 Jahre, zum Oberinspektor 10 bis 11 Jahre, zum Direktor 12 Jahre und zum Postrat etwa 15 Jahre nach Bestehn der höhern Verwaltungsprüfung. Der Etat für 1905 hat denn auch fünfundachtzig neue höhere Endstellen und hundertzwanzig neue höhere Durchgangsstellen geschaffen. Man hofft in den beteiligten Kreisen, daß die Stellenvermehrung noch eine Reihe von Jahren fortgesetzt werden wird.

Durch Vermehrung der höhern Endstellen allein wird es aber nun und nimmer gelingen, der fortschreitenden Notlage der höhern Postbeamtenschaft zu steuern. Dazu bedarf es vor allen Dingen auch einer Reform des Dienstaltersstufensystems, und dies ist die zweite Forderung, die im „grünen Heft" von 1904 aufgestellt worden ist. Hier ist noch nichts getan worden!

Das seit dem 1. April 1895 bei der Reichspostverwaltung auf Drängen Preußens und nach preußischem Muster eingeführte System der Dienstalterssstufen paßt nicht auf die buntscheckigen Personalverhältnisse der Reichspost. Es mußte bei Anwendung auf die höhern Postbeamten schon deshalb verderblich wirken, weil die einzelnen Gehaltstufen bei dieser Beamtenlaufbahn unmittelbar abhängig sind von den Beförderungsverhältnissen im allgemeinen und besonders von dem Zeitpunkte des Einrückens in eine höhere Endstelle. Deshalb hätten die Postpersonalien vor Einführung des neuen Gehaltsystems erst gründlich reformiert werden müssen. Das ist versäumt worden.

Nur ein Beispiel für die Wirkung des Dienstaltersstufensystems. Es kommt jetzt nicht selten vor, daß zwei Beamte von gleichem Dienstalter und gleichem Examensdatum, die aus verschiednen Durchgangsstellen zu demselben Zeitpunkt in gleiche höhere Endstellen einrücken, Gehalte beziehn, die um 600 Mark, ja sogar zeitweise um 1200 Mark differieren. Solche einmal entstandne Gehaltunterschiede setzen sich aber meist durch die ganze spätere Laufbahn fort, sodaß viele Beamte das Endgehalt weit früher als gleichaltrige Kollegen erhalten.

Früher rückten die Beamten durch die Durchgangsstellen (Oberpostpraktikant, Inspektor, Oberinspektor) in die höhern Endstellen (Direktor, Rat usw.) nicht nur schneller als jetzt auf, sondern sie kamen auch in den Durchgangsstellen eher in auskömmliche Gehaltsverhältnisse. So erhielten vor der Einführung des Dienstaltersstufensystems die Bureaubeamten erster Klasse bei den Ober-

postdirektionen (die jetzigen „Oberpostpraktikanten“) sofort bei ihrer Bestätigung in der Stelle einen Gehalt von 2400 Mark; dieser stieg in jährlichen Stufen von 200 Mark binnen drei Jahren auf 3000 Mark. Heutzutage müssen sich diese Beamten mit einem Anfangsgehalt von 2100 Mark begnügen und drei lange Jahre auf dieser gegen früher um 300 Mark herabgesetzten Stufe stehn bleiben, worauf sie dann auf 2500 Mark kommen und erst nach sechs Jahren mit 2900 Mark annähernd den Satz erreichen, den ihre glücklichen Amtsvorgänger ehemals schon nach drei Jahren erhielten. Es ist berechnet worden, daß die Beamten, die in den Jahren 1892 bis 1902 das Staatsexamen bestanden haben, von der Einführung der Dienstaltersstufen (1895) bis zum Jahre 1903 insgesamt 4677991 Mark weniger erhalten haben, als in demselben Zeitraum an die Beamten der Examensjahrgänge 1876 bis 1891 gezahlt worden ist. Gegenwärtig liegen die Verhältnisse so, daß der Postbeamte beim Bestehn der höhern Prüfung in der Regel auf der Gehaltstufe von 1700 Mark steht; im dreißigsten Lebensjahre bezieht er meist noch als Oberpostpraktikant in einer Sekretärstelle 2000 Mark; bis Mitte der dreißiger Jahre ist er Oberpraktikant mit 2500 Mark Gehalt, steigt dann auf 2900 Mark, und erst um das vierzigste Jahr herum überschreitet sein Gehalt den Satz von 3000 Mark um 300, günstigstenfalls um 600 Mark.

So gelangen die Beamten erst in den vierziger Jahren ihres Lebens in Stellungen, die mit einem einigermaßen auskömmlichen Gehalt ausgestattet sind, und werden bis dahin unter dem lähmenden Zwang ihrer wirtschaftlichen Notlage an der freien Entfaltung ihrer Kräfte für den Beruf gehindert. „Hier ist es, wo sich die Interessen des einzelnen Individuums mit denen der Allgemeinheit berühren. Kann sich der Beamte aus Sorge um seine wirtschaftliche Existenz nicht voll seinem Amte widmen, so kann auch die Behörde nicht auf der Höhe der Leistungsfähigkeit erhalten bleiben, die sie mit einem kummerfreien, sozial aufsteigenden Beamtentum erreicht hat.“

Die höhern Beamten der Reichspostverwaltung rechnen mit Bestimmtheit darauf, daß der nächste Etat endlich die langersehnten Änderungen der Besoldungen bringt. Über die Bahnen, auf denen sich diese Änderungen für die einzelnen hauptsächlich betroffnen Beamtengruppen zu bewegen haben, werden folgende Vorschläge gemacht.

Für die Oberpostpraktikanten, die zumeist in der ersten Hälfte der dreißiger Lebensjahre stehn, reicht sogar bei den bescheidensten Ansprüchen ein Gehalt von 2100 Mark nicht aus. Sie haben durch Ablegung der Staatsprüfung die Anwartschaft auf die höhern Stellen erlangt, leisten daher der Verwaltung vermöge ihrer Kenntnisse weit wichtigere Dienste als Subalternbeamte und bieten ihr die Möglichkeit, an den hochbesoldeten Stellen für Räte zu sparen. Sie müssen sich aber auch als höhere Beamte, wenngleich noch in subalterner Stellung, in ihrem Hauswesen, in ihrem Verkehr und in ihrem ganzen Auftreten — sehr viele von ihnen sind auch Reserveoffiziere — dem Mindestmaß der gesellschaftlichen Verpflichtungen unterwerfen, die für höhere Beamte gelten. Es wäre nur billig und entspräche dem schon im Jahre 1890 abgegebnen Vorschlage der Regierung, den Anfangsgehalt der Oberpostpraktikanten auf 2500 Mark zu erhöhen und

zum Ausgleich der verschiednen Wartezeiten nach der Staatsprüfung das Besoldungsdienstalter auf einen einheitlichen Zeitpunkt (Examenstag oder ein halbes bis höchstens ein Jahr nach dem Examen) zurückzudatieren. Sollte diese Forderung nicht durchführbar sein, so bliebe nur der Weg einer unwiderruflichen pensionsfähigen Zulage von 300 Mark für den Kopf übrig.

Für die Inspektoren als die Beamten, die am längsten unter den nachteiligen Wirkungen der unzureichenden Besoldungsstufen des Dienstaltersstufensystems gelitten haben, wird eine völlig neue Festsetzung der Gehaltsstufen verlangt. Die Aufgaben, die den Inspektoren als Ortsaufsichtsbeamten, als den Stützen und Vertretern der Direktoren zufallen, gehn weiter und sind teilweise ganz anders geworden als früher. Die Inspektoren sind jetzt höhere Beamte, haben aber wie die Oberpraktikanten noch mit den Sekretären Preußens ein und dieselbe Besoldungsgemeinschaft von 2100 bis 4200 Mark. Schon seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bis zur Einführung der Dienstaltersstufen im Jahre 1895 hat der Gehalt der Kassierer, also der Vorläufer der jetzigen Inspektoren, immer mit 2400 Mark begonnen. In Berücksichtigung der betrüblichen Aussicht, daß in Zukunft nicht mehr alle höhern Beamten in die jetzigen Endstellen der Direktoren und Räte einrücken können, daß vielmehr trotz allen Stellenvermehrungen ein großer Teil nicht mehr über die Inspektorenstellen hinausgelangen wird, beansprucht man für sie eine Gehaltsskala von 2500, 3000, 3500, 4000, 4500, 5000, 5400 Mark — eine Forderung, die für eine neu zu schaffende Endstelle nicht unberechtigt erscheint.

Die Oberpostinspektoren scheiden sich ihrer Besoldung nach in zwei Gruppen, je nachdem sie im Bezirksaufsichtsdienste bei den Oberpostdirektionen oder im Verwaltungsdienste beim Reichspostamt oder als Telegrapheningenieure beschäftigt werden. Der Gehalt der ersten steigt in Zulagen von 600 Mark und umfaßt, da es sich um Durchgangsstellen handelt, nur drei Stufen: 3000, 3600, 4200 Mark. Der Gehalt der beiden letzten hat sieben Stufen zu 500 Mark, die mit 3000 Mark beginnen und mit 6000 Mark aufhören.

Bei der Verlangsamung der Laufbahn als Oberpraktikant und Inspektor haben die Beamten, wenn sie Oberpostinspektor werden, in der Regel schon ein Jahr und länger einen Gehalt von 3300 Mark bezogen. Sie treten also als Bezirksaufsichtsbeamte nicht mehr in die erste, sondern in die zweite Gehaltsstufe (3600 Mark) ein. In ihr verweilen sie drei Jahre und erhalten darauf das Endgehalt ihrer Klasse mit 4200 Mark. Nun sitzen sie fest; denn eine höhere Stufe gibt es für Bezirksaufsichtsbeamte noch nicht. Sie müssen auf ihren 4200 Mark so lange ausharren, bis sie Direktor oder Rat werden — und wenn es sechs Jahre dauert. Wird der Bezirksaufsichtsbeamte Postrat, so muß er, da seine Besoldungsskala zu Ende ist, und die der Räte mit 4200 Mark beginnt, sich abermals drei Jahre mit 4200 Mark begnügen. So will es die Norm des Dienstaltersstufensystems! Auf diese Weise kann der Beamte zurzeit fast neun Jahre auf 4200 Mark stehn bleiben. Dagegen springt der gleichaltrige Oberpostinspektor im Reichspostamte, der ihn schon als solcher im Gehalt überflügelt hat (sieben Stufen von 3000 bis 6000 Mark), bei seiner Ernennung zum Postrat meistens sofort auf die zweite Stufe von 4800 Mark und rückt

in einen Gehalt von 5400 Mark noch eher ein, als der ehemalige Bezirksaufsichtsbeamte 4800 Mark erreicht. So trifft der Beamte des Reichspostamts unter Umständen fünf Jahre früher beim Höchstgehalt der Posträte ein als sein gleichaltriger, aus dem Bezirksaufsichtsdienste hervorgegangner Kollege. Wird dieser dagegen Direktor, so springt er, da er in der Regel ein Amt zweiter Gruppe erhält, von 4200 auf 4900 Mark, schlägt also den zum Postrat avancierten Altersgenossen aus dem Bezirksaufsichtsdienst in drei Jahren zunächst um $3 \times 700 = 2100$ Mark, und in den nächsten drei Jahren, in denen er als Direktor zweiter Gruppe 5400 Mark jährlich bezieht, um $3 \times 600 = 1800$ Mark, d. h. in sechs Jahren um 3900 Mark! Solche Fälle kommen in der Praxis nicht selten vor.

Hier bedarf es also einer grundsätzlichen Änderung der Besoldungsart. Auf die Art der notwendigen Reform kommen wir später zu sprechen. Zunächst einige Betrachtungen über die Direktoren.

Die Post- und Telegraphendirektoren sind die Leiter der Verkehrsämter erster Klasse. Innerhalb dieser Klasse werden nach dem Umfange der Ämter drei Besoldungsgruppen unterschieden. Die Direktoren beziehn einen Gehalt von höchstens 5400 Mark, zu dem für die Direktoren zweiter und erster Gruppe Zulagen von 400 oder 600 Mark treten, sodaß der Gehalt Höchstsätze von 5800 und 6000 Mark erreicht. Das ist die Besoldung der Beamten, auf denen nach dem eignen Anerkenntnis der Verwaltung ein außerordentlich großes Maß von Verantwortlichkeit und eine Arbeitslast liegt, wie sie nicht einmal bei besser besoldeten Beamten andrer Verwaltungen zu finden sein dürfte. Unter die Direktoren ist ein zahlreiches Personal gestellt, das sich oft auf vierhundert, fünfhundert und mehr Köpfe beläuft; ihnen sind Stadtpostanstalten und Bahnhofszweigstellen, Telegraphenbetriebsstellen und Fernsprechvermittlungsstellen sowie Postagenturen zugewiesen, sie haben die Beaufsichtigung des Bahnpostdienstes auf den Eisenbahnstrecken wahrzunehmen, ihnen liegt die Abwicklung des wichtigen und schwierigen Verkehrs mit dem Auslande ob usw. Sie kommen täglich in die Lage, selbständig wichtige Entscheidungen zu treffen. An ihre geistige und körperliche Leistungsfähigkeit werden ungemein hohe Anforderungen gestellt. Dazu kommt, daß sich viele von ihnen nicht der Verpflichtung entziehn können, für die Vertretung der Verwaltung nach außen hin in gesellschaftlicher Beziehung namhafte Aufwendungen zu machen, für die sie in ihrem knapp bemessenen Gehalt keine Deckung finden. Unter diesen Umständen wird wenigstens für die Direktoren der allergrößten Ämter derselbe Höchstgehalt wie für die Posträte erstrebt, also 7200 Mark, für die übrigen Direktoren der ersten Besoldungsgruppe ein Endgehalt von 6600 Mark und für die Direktoren der jetzigen zweiten und dritten Besoldungsgruppe — die dritte pflegt Durchgangsstellung zur zweiten zu sein — ein Endgehalt von 6000 Mark.

Und nun die Gehaltsstufen. Zur Vereinfachung der verschiednen, zum Teil nebeneinander herlaufenden Besoldungsgruppen der Inspektoren, der Oberinspektoren im Reichspostamt und im Bezirksaufsichtsdienst und der Direktoren wird für alle diese zunächst der fünften Rangklasse angehörenden Beamten ein einheitlicher Grundgehalt mit verschieden abgestuften pensionsfähigen Zulagen am zweck-

mäßigsten erachtet. Als Grundgehalt wäre der jetzige Gehalt der Direktoren dritter Gruppe (3000 bis 5400 Mark), wenn nötig, mit einer Vorstufe von 2500 Mark für die Inspektoren, anzunehmen. Für die Oberpostinspektoren und die fortan in eine Gruppe zu vereinigenden Direktoren zweiter und dritter Gruppe hätten Zulagen von 600 Mark, für die Direktoren der ersten Gruppe Zulagen von 1200 Mark und für die Direktoren etwa der dreißig bedeutendsten Ämter solche von 1800 Mark hinzuzutreten.

So würde die dringend notwendige Einheitlichkeit in der Besoldung beim Übergang aus einer Stufe in die andre verbürgt und ein übersichtliches Gehaltssystem mit auskömmlichen Sätzen geschaffen werden.

Die finanzielle Gesamtwirkung der vorgeschlagnen Maßnahmen wird nach den eingehenden Berechnungen in der Abhandlung eine jährliche Mehrausgabe von nahezu anderthalb Millionen Mark sein. Aber das sind nur 0,8 Prozent der 180 Millionen Mark, die im Etat für 1905 für Besoldungen bei der Reichspostverwaltung überhaupt angesetzt sind. Sie werden bei dem Milliardenetat der Reichspost nicht allzu schwer ins Gewicht fallen.

Die Abhandlung richtet an den Staatssekretär des Reichspostamts den Appell, seine ganze Persönlichkeit für das Wohl und Wehe einer großen Beamtenklasse einzusetzen, die gegenüber den frühern Einkommensverhältnissen durch Maßnahmen der Regierung geschädigt worden ist und dringend der Entschädigung bedarf.

Wir wollen den höhern Postbeamten, von denen die Öffentlichkeit bisher kaum mehr gewußt hat, als daß sie tüchtig arbeiten müssen, gern die baldige Erfüllung ihrer berechtigten Forderungen wünschen. Dazu sollen ihnen unsre Volksvertreter, die Reichsboten, kräftig helfen!

Der Verfassungskonflikt in Ungarn

(Schluß)

Man kann nicht in Abrede stellen, daß vor und nach dem Dualismus unter der Regierung des Kaisers Franz Joseph nach sehr verschiednen Grundsätzen regiert worden ist, und daß darum seine Politik nicht das äußere Anzeichen der Entschiedenheit trägt. Ob man aber den Monarchen deshalb der Unentschiedenheit zeihen kann, ist mindestens fraglich. Seit der Aufrichtung des Dualismus hat er unzweifelhaft streng konstitutionell regiert und mit großer Langmut allen ministeriellen und Parteikonstellationen nachgegeben, sobald sie das Wesen des Staates nicht antasteten. Er wollte Frieden unter seinen Völkern haben, und es war ihm jeder Weg recht, auf dem sie ihn zu finden versuchten. Daraus erklärt sich auch seine Vorliebe für Ungarn, wo dreißig Jahre lang alles friedlich herging und seine Ansicht über die Regentenpflichten zu bestätigen schien. Sehr konstitutionell war dieser Standpunkt freilich, politisch praktisch aber wohl kaum. Wer jedoch den bunten Wechsel der innern öster-

reichischen Politik mit ruhig prüfendem Auge verfolgt hat und nicht durch persönliche Teilnahme an den Kämpfen befangen gemacht worden ist, der wird gefunden haben, daß in allen Hoheitsfragen, namentlich in Sachen der äußern Politik und der Armee, Kaiser Franz Joseph niemals geschwankt hat. Er handelte auch in diesem Falle konstitutionell, denn hier liegen seine verfassungsmäßigen Rechte. Er hat vor allem alle Angriffe auf die Armee mit Nachdruck abgewehrt, und immer ist danach ein Frontwechsel in der innern Politik erfolgt. So kam nach den Bestrebungen der Deutschliberalen, die Armee zu verringern, der Sturz der deutschen Herrschaft und die Ära Taaffe, nach den tschechischen Demonstrationen gegen die Armeesprache das deutschfreundliche Ministerium Koerber. Was dem magyarischen Griff nach den Hoheitsrechten über das Heer folgen wird, entzieht sich jeder Vermutung, vorläufig sieht man in Ungarn eine neue Erscheinung: das unparlamentarische Ministerium Fejervary. Dies möge genügen, um die vielverbreitete Annahme von der Unentschiedenheit des Kaisers Franz Joseph auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Was die Andeutungen über schlechte Ratgeber und gar die „Kamarilla" am Wiener Hofe betrifft, so handelt es sich dabei um nichts mehr als um alte Ladenhüter des demokratischen Kramladens, die ab und zu vor den Augen derer, die nicht alle werden, einmal wieder neu aufgebürstet und gezeigt werden. Wer die Verhältnisse in der Wiener Hofburg auch nur einigermaßen kennt, der weiß, daß sicher seit vierzig Jahren an eine Kamarilla gar nicht mehr zu denken war. Gewiß hört der Kaiser viele Meinungen, vor allem die seiner Minister, er ist aber in seinen Entschlüssen vollkommen frei und entscheidet nach seinem eignen Urteil. Zu lenken im landläufigen Sinne ist er nicht, und er vermeidet vielleicht noch mit mehr Absichtlichkeit als Kaiser Wilhelm der Zweite auch den Schein, beeinflußt worden zu sein. Weder der Thronfolger noch Erzherzoginnen üben einen irgendwie bemerkenswerten Einfluß aus, wäre aber eine Kamarilla vorhanden, so hätte diese doch längst einen Ausgleich in der ungarischen Armeefrage erreicht. Man hat es eben hier einzig und allein mit dem persönlichen Willen des Monarchen zu tun, der jede wesentliche Änderung an der Armee zurückweist.

Daß es auch am Hofe zu Wien Cliquen und Intriguen gibt, ist natürlich nicht in Abrede zu stellen, denn dergleichen gibt es in allen Ständen, sowohl in den Städten wie auf dem Lande. Aber eine Art von Nebenregierung in der Umgebung des Kaisers gibt es nicht. Dagegen sind von jeher zwei Nebenregierungen vorhanden, eine feudalklerikale und eine liberalkapitalistische, deren einflußreiche Mitglieder, Abgeordnete usw. die Vorzimmer der Minister stürmen, um in ihrem Sinne auf wirtschaftliche und personale Fragen einzuwirken; beide Nebenregierungen haben aber auf die Entscheidungen des Kaisers nicht den geringsten direkten Einfluß. Wer übrigens vierzig Jahre in der Geschichte zurückgreifen will, der wird finden, daß dem Könige Wilhelm von Preußen während des Armeekonflikts mit der Kammer ebenfalls der Vorwurf gemacht wurde, er ließe sich von einer Kamarilla beherrschen, noch dazu in einer Zeit, wo er mit seiner von der Geschichte glänzend gerechtfertigten Meinung im ganzen Lande fast allein stand und nicht einmal Minister finden konnte, die

seinen Standpunkt gegenüber der künstlich erzeugten „öffentlichen Meinung" zu vertreten wagten — bis er auf Bismarck kam. Ebenso unverstanden und nahezu verlassen steht der Erbe des über sechs Jahrhunderte die deutsche Ostmark beherrschenden Geschlechts, der greise Kaiser Franz Joseph, heute in seinen Landen da, unverstanden und verlassen sogar von den Nachkommen der Deutschen, die einst die Ostmark gründen halfen. Das ist die Signatur unsrer Tage, sie erklärt die gegenwärtigen Zustände in der habsburgischen Monarchie vollkommen: die Deutschen versagen, und mit den andern ist das Reich nicht vorwärts zu bringen. Die habsburgische Monarchie hat den Kampf um die Kronrechte gegen die parlamentarische Auffassung des vorigen Jahrhunderts noch nicht durchgemacht wie Preußen. In Österreich war ein solcher bei den traurigen Parlamentsverhältnissen gar nicht möglich, aber in Ungarn, wo geschlossene nationale Parteien bestehn, ist er ausgebrochen und wird vom Kaiser Franz Joseph oder seinem Nachfolger ausgekämpft werden müssen. Man kann von den Habsburgern ebensowenig erwarten wie von den Hohenzollern, daß sie in der Frage der Hoheit über die Armee nachgeben werden. Bei dieser grundsätzlichen Bedeutung des Konflikts mit Ungarn ist es nicht zu verwundern, daß ebenso wie seinerzeit in Preußen alle Anhänger des demokratischen Parlamentarismus offen oder im geheimen auf der Seite der „liberalen" Ungarn stehn und in der Behandlung der ganzen Angelegenheit wenigstens alles tun, um die öffentliche Meinung einseitig zu belehren, damit niemand für die bedrängten Kronrechte Partei ergreife.

In Preußen war es seinerzeit genau so, und die große Mehrzahl der Bevölkerung konnte hinterher zur Entschuldigung nur sagen: Ja, wenn wir das gewußt hätten! In Deutschösterreich hat man, seit Jahrzehnten von der parlamentarischen Presse bearbeitet, keine rechte Teilnahme für die Armee und gar kein Verständnis für die Bedeutung des einheitlichen Heeres der Monarchie um die Stellung des gesamten Deutschtums in Europa. Das Heer ist aber doch noch der letzte Rest der Einheit der durch den Dualismus zerstückelten Monarchie und vielleicht die einzige Stütze einer einst notwendig werdenden Neubildung, bei der die Deutschen sicher nicht schlechter fahren werden als bei der heutigen Terrorisierung des Reichs durch die Magyaren. Die Ungarn sehen weiter und suchen für alle Fälle die Hand auf das Heer zu legen. Auch die Deutschen im Reiche haben ein Interesse daran, daß dies nicht geschieht, denn auch ihre Weltstellung wird geschwächt, wenn sich eine ungarische Armee von der österreichischen abzweigt. Der Sieg des parlamentarischen Systems in Ungarn könnte doch bloß Phantasten dafür einen Ersatz bieten. Die Deutschösterreicher lassen sich über den entscheidenden Ernst der Stunde leicht durch die Darstellungen der parlamentarischen Presse hinwegtäuschen, daß durch die sprachlichen Zugeständnisse der Krone an die Ungarn die Einheitlichkeit der Armee schon aufgegeben sei. Durch einiges Kümmelblättchenspiel mit den Worten „Armeesprache" und „Regimentssprache" läßt sich ja so etwas leicht plausibel machen. Wer das glaubt, entbindet sich damit zugleich der Pflicht, einen politischen Entschluß zu fassen und mag, zerknirscht über die angebliche Schwäche der Krone, tief gerührt sein Pilsner weiter trinken. Wer

aber die Sache ernst nimmt, kann sich nicht von der Pflicht der eignen Nachprüfung entbinden. Namentlich sollten die Deutschösterreicher, die immer das Prädikat deutschnational für sich in Anspruch nehmen, ihre demokratischen Überlieferungen samt der Gegnerschaft gegen das „stehende Heer" einmal einer prüfenden Sichtung unterziehn und vor allem bedenken, daß ihre stete Armeefeindlichkeit dem Einflusse des Deutschtums im Offizierkorps mehr schadet, als alle kriegsministeriellen sprachlichen Erlasse jemals tun können. Unzweifelhaft wird von magyarischer Seite versucht werden, die magyarische Regimentssprache, die doch nach drei Jahrzehnten magyarischen Unterrichts in Ungarn kaum noch zu umgehn ist, dazu zu benutzen, die nichtmagyarischen Soldaten des Regiments zur Annahme der „Staatssprache" zu zwingen. Das Gelingen wird aber auch davon abhängen, wie weit sich das Offizierkorps dazu herbeilassen würde. Vorläufig sind keine Aussichten dafür da, und das dürfte sich auch kaum ändern, wenn in den ungarischen Kadettenschulen mehr Gewicht auf die magyarische Sprache gelegt wird. Bisher ist der Geist im Offizierkorps einheitlich und kaiserlich, und so wird es auch bleiben, so lange die Krone an der Einheit der Armee festhält.

Man kann dem Kaiser Franz Joseph, obwohl ihm jeder Schritt in der Heeresfrage mißdeutet wird, im Ernst nicht den Vorwurf der Unentschiedenheit machen, er ist im Gegenteil immer konsequent geblieben. Vielleicht war es ein taktischer Nachteil, daß er das Ministerium Khuen fallen ließ, weil er die ungarische Opposition und auch die Mehrzahl der liberalen Partei, die den Grafen Khuen nicht mochte, da er zu „kaiserlich" war, dadurch in dem Wahn bestärkte, daß man mit Leichtigkeit Vertrauensmänner des Monarchen stürzen könne. Die liberale Partei, die schon damals ganz genau wußte, daß der Kaiser in der Heeresfrage keine grundsätzlichen Zugeständnisse machen werde, wäre sicher bereit gewesen, sich nach einigem Spreizen auch das Ministerium Khuen gefallen zu lassen, um am Ruder zu bleiben. Sie ließ doch kurz darauf auch den Grafen Stephan Tisza gelten, obwohl sie ihn vorher als Nachfolger Szells abgelehnt hatte. Tisza spielte nun ein doppeltes Spiel: um die von Szell geschaffne große liberale Partei zusammenzuhalten, mußte er die vom Apponyiflügel begehrten militärischen Wünsche möglichst zu begünstigen suchen, und zugleich mußte er, um die liberale Partei am Ruder zu erhalten, den ablehnenden Standpunkt des Monarchen wenigstens markieren. Diese Zwiespältigkeit trat schon hervor, als er bei den Verhandlungen mit dem Kaiser über das militärische Programm des Neunerkomitees eine Vereinbarung erreicht hatte, die die Zustimmung des Monarchen fand, die man aber in Pest „ganz anders las." Das Spiel mit verteilten Rollen wurde den ganzen Winter 1903/04 fortgesetzt. Zwölf Mann obstruierten, und das gesamte übrige Abgeordnetenhaus hörte den wahnsinnigen Lärm gegen die Krone und die gemeinsamen Angelegenheiten mit Behagen an, denn noch immer hoffte man, den Monarchen zur Nachgiebigkeit zu nötigen. Tisza selbst erging sich mehrfach in gewagten staatsrechtlichen Äußerungen, die dem Standpunkt der Unabhängigkeitspartei auffällig nahe kamen und auch den Ministerpräsidenten Dr. von Koerber veranlaßten, dem gegenüber den österreichischen Standpunkt

zu wahren. Auch die Delegationswahlen wurden absichtlich verzögert, um die Krone in eine Zwangslage zu versetzen, und erst im letzten Moment, als die österreichische Delegation schon lange tagte, kündigte Tisza die Verschärfung der Geschäftsordnung an (28. Januar). Nun ging auf einmal alles, und nach Schluß der Delegationen ereignete sich sogar (am 10. März) eine große theatralische Versöhnungsszene, in der die Oppositionsführer erklärten, sie würden nicht mehr gegen die Rekrutenvorlage obstruieren, worauf Tisza seine Vorlage auf Abänderung der Hausordnung zurückzog.

Man war also an diesem „historisch denkwürdigen Tage" mit der Taktik Tiszas ganz zufrieden und bewilligte jetzt auch, obgleich man seit dem Oktober 1902 gegen jedes Rekrutengesetz obstruiert hatte, die Rekrutenvorlage. Der Zweck dieses Einschwenkens war offenbar wieder, auf die Krone einzuwirken. Je mehr man ihr an militärischen Forderungen abzupressen gedachte, um so weniger konnte ein Beweis dafür schaden, daß man auch besser sein könne als andre Menschen, denn damals gerade waren die Verhältnisse im österreichischen Abgeordnetenhause so, daß dort die Rekrutenvorlage nicht zustande kommen konnte. Aber auch dieser Wink blieb in der Hofburg zu Wien unbemerkt. Die Parlamentsferien im Sommer verliefen für Tisza und die liberale Partei ungünstig, denn immer mehr kam man in Ungarn dahinter, daß die militärischen Zugeständnisse, die Tisza so sehr herausgestrichen hatte, in Wirklichkeit sehr wenig zu bedeuten hatten, und daß die klagenden Posaunenstöße der Wiener Blätter über die Zertrümmerung der Armee nur den Zweck hatten, der gesinnungsverwandten Partei in Ungarn beizuspringen. Mit dieser Erkenntnis lebte die alte Erbitterung gegen die gewalttätige liberale Partei wieder auf, die die Unabhängigkeitspartei in ihrem Sinne rührig schürte, und als Tisza am 10. Oktober den Reichstag wieder eröffnete, lauerte die Obstruktion schon im Hintergrunde. Zunächst mußte aber noch der Handelsvertrag mit Italien erledigt werden, dessen die ungarischen Weinbauer dringend bedurften. Nachdem er am 28. Oktober angenommen worden war, ging am 4. November die Obstruktion los. Die Ankündigung Tiszas, daß die Honvedarmee Divisionsartillerie bekommen werde, half nichts mehr, und er sah nun ein, daß es sich diesesmal um die Herrschaft seiner Partei handle. Um die Opposition mundtot zu machen, wandte er das Mittel an, das Badeni fünf Jahre früher in Wien versucht hatte. Er ließ am 18. November einen Antrag Daniel auf Einführung einer provisorischen Hausordnung unter allgemeinem Toben der Opposition durch den Präsidenten als angenommen erklären und vertagte darauf sofort das Haus. Es war die letzte Gewalttat der liberalen Partei. Als am 13. Dezember das Abgeordnetenhaus wieder zusammentreten sollte, erschien vor Beginn der Sitzung die Opposition im Hause, zerschlug die Präsidententribüne und die Ministersessel und warf die neue Parlamentswache hinaus. Der Reichstag mußte am 19. bis zum 28. Dezember vertagt werden, trat aber überhaupt nicht mehr zusammen und wurde am 5. Januar 1905 aufgelöst. Dann folgte die Katastrophe der liberalen Partei bei den Neuwahlen am 26. Januar, die ziemlich überraschend kam, denn man hatte von der Rücksichtslosigkeit Tiszas doch mehr erwartet.

Was aber Banffy noch möglich gewesen war, konnte man aus zwei Gründen jetzt nicht mehr durchführen, einmal weil die unter Szell durchgeführten Gesetze über die Kompatibilität und die Wahlprüfungen hinderlich waren, die früher noch zulässigen Beeinflussungen und Gewalttätigkeiten anzuwenden, und weil sich die liberale Partei inzwischen noch verhaßter gemacht hatte. Freilich schien es, als ob die Wahl nur für die militärischen Forderungen der Opposition entschieden hätte, in Wirklichkeit hatte sie bloß gegen die liberale Partei entschieden, die allerdings bei dem Wahlkampf als Gegnerin der oppositionellen Forderungen in der Heeresfrage erschien, aber doch nur darum fiel, weil sie seit mehr als dreißig Jahren rücksichtslos geherrscht und niemals den Willen gezeigt hatte, die Förderung der allgemeinen wirtschaftlichen Interessen des Landes in die Hand zu nehmen. Die populären Heeresforderungen waren zwar bei dem gemeinsamen Wahlkampfe der vereinigten Opposition in den Vordergrund geschoben worden, aber dahinter wirkte doch als eigentlich ausschlaggebender Beweggrund der Drang, die Herrschaft der liberalen Partei loszuwerden. Manche weiterschauende Mitglieder der Koalition bedauern heute schon, daß der von ihnen eigentlich gewollte Erfolg des Wahlsiegs dadurch vereitelt wird, daß gerade der die Krone am tiefsten verletzende Punkt so allein als Wahlparole gegolten hatte und nun vorläufig die Einleitung wirtschaftlicher und politischer Reformen hindert. Die große Masse der Unabhängigkeitsparteien empfindet davon freilich nichts und schwelgt im Genusse des überraschenden Sieges über die gegnerische Partei und über Österreich. Damit ist aber Ungarn noch in gar keiner Beziehung geholfen, und der Ernst der Zeiten wird auch hier klärend wirken müssen. Es ist jedoch gut, schon jetzt auf verschiedne Strömungen, denen die Zeitungsberichterstattung nicht gerecht zu werden pflegt, aufmerksam zu machen, sonst bleiben mögliche überraschende Wendungen, die gerade in Ungarn nicht zu den Seltenheiten gehören, in Zukunft unverständlich.

Nach der Wahlaufregung kamen selbstverständlich vernünftige Erwägungen zunächst nicht zur Geltung. Der Kaiser, dem die Machtstellung der Monarchie besonders am Herzen liegt, die er durch die Hauptforderung der vereinigten Opposition gefährdet sieht, weigerte sich entschieden, ein Ministerium aus der neuen Parlamentsmehrheit zu berufen. Seiner bisherigen Haltung gemäß hatte er nichts gegen eine gesetzmäßige Abänderung des Ausgleichs, aber in der Armeefrage lehnte er jede Erörterung ab. Unter diesen Umständen hatten die zahlreichen Audienzen der ungarischen Parteiführer in der Wiener Hofburg nicht das geringste Ergebnis, es dauerte aber fünf Monate, bevor der Monarch einen Mann fand, der entschlossen war, die Regierungsgeschäfte auch ohne die Mehrheit des Abgeordnetenhauses zu führen. Auch in diesem Punkte fällt die Ähnlichkeit der heutigen Lage in Ungarn mit dem Konflikt in Preußen, wo König Wilhelm gegenüber der herrschenden parlamentarischen Auffassung nur schwer Minister zu finden vermochte, ins Auge. Der neue ungarische Ministerpräsident, Baron Fejervary, ist nun wohl kein Bismarck, aber ein treuer Monarchist und einer von den wenigen Ungarn, die heute noch auf dem Grundgedanken des Deakschen Ausgleichs fußen. Obgleich nun das Ernennungsrecht

der Minister auch nach der ungarischen Verfassung dem Monarchen zusteht, und obgleich Baron Fejervary versicherte, seine Aufgabe sei nur, eine Verständigung mit der Mehrheit zu suchen, wurde er doch schon bei seinem ersten Auftreten im Abgeordnetenhause (am 20. Juni) unter dem üblichen Krawall des hohen Hauses auf das gröblichste beschimpft und beleidigt. Da das vorausgesehen worden war, überreichte Baron Fejervary ein neues kaiserliches Handschreiben, das die Vertagung des Hauses aussprach. Ganz wider die bisherige Gepflogenheit weigerte sich der Präsident Justh, das Reskript verlesen zu lassen, damit das Haus das von Kossuth beantragte Mißtrauensvotum und den Antrag Baron Banffys auf Steuerverweigerung vorher annehmen konnte. Diese Beschlüsse sind natürlich rechtlich ungiltig, da die Vertagung schon bekannt war, und da sich auch die liberale Partei deshalb entfernt hatte. Das Magnatenhaus erteilte dem Ministerium übrigens auch ein Mißtrauensvotum, und hierin liegt eine Verschiedenheit mit dem Konflikt in Preußen, wo das Herrenhaus der Krone beharrlich beistand. Auch die vom Ministerpräsidenten nach Schluß des Hauses noch eingeleiteten Verhandlungen wurden am 1. Juli unter großer Entrüstung der Führer der Koalition abgebrochen, die sich tatsächlich eingebildet zu haben schienen, der Monarch werde ihnen bewilligen, was er seit zwei Jahren der liberalen Partei verweigert hatte.

Das Ministerium hatte nach den Szenen im Abgeordnetenhause formell ein Rücktrittsgesuch eingereicht, war aber vom Monarchen des vollsten Vertrauens versichert worden. Nun herrschte während des Sommers ziemliche Ruhe, und die Zeitungen ergingen sich in den buntesten Erörterungen über die Pläne des Ministeriums. Anfang September verdichteten sich die Mutmaßungen dahin, daß es sich hauptsächlich um die Einführung des allgemeinen Stimmrechts handle. Da in Ungarn kaum der zwanzigste Teil der Bevölkerung wahlberechtigt ist, und gerade darauf die heutigen parlamentarischen Cliquen beruhen, mußte die Ankündigung allgemeiner Wahlen in diesen Kreisen Beunruhigung hervorrufen, denn die heutige oppositionelle Mehrheit wie die in die Minderheit versetzte liberale Partei mußten davon für ihre Zukunft fürchten. Der Minister des Innern Kristoffy entwickelte am 9. September vor seinen Wählern in Bogsan auch einen Plan der Wahlreform, von dem er allerdings sagte, die Regierung sei noch nicht entschieden und wolle die Meinung des Volks darüber abwarten, welcher Weg eingeschlagen werden solle. Es sei hier gleich bemerkt, daß die Erweiterung des Wahlrechts in der bisher üblichen Weise mit Bevorzugung der Magyaren oder mit wirklicher Gerechtigkeit für alle Völkerschaften des Landes erfolgen kann. Der Wink an die Ungarn, sie möchten einlenken, da man auch die Nichtmagyaren gegen sie mobil machen könne, blieb zunächst in dem Lärm der Zeitungen unbemerkt; denn diesseits und jenseits der Leitha wurde die Ankündigung allgemeiner Wahlen in Ungarn mit Entrüstung aufgenommen. In Österreich fürchtete man, daß das allgemeine Wahlrecht auch eingeführt werden müsse, sobald es in Ungarn gelte. Die ungarische Aristokratie setzte in der Hofburg in Wien allen Einfluß in Bewegung, um den Plan Fejervarys und damit das Ministerium selbst zu stürzen. Wahrscheinlich war durch diese Kreise auf die Opposition ein Druck ausgeübt

worden, in den militärischen Forderungen nachzugeben, was nicht ohne Wirkung blieb. Es konnte darum ganz zuverlässig nach Wien gemeldet werden, daß die Opposition entschlossen sei, nachzugeben. Wenn das der Fall war, so hatte das Notministerium Fejervary keinen Zweck mehr, und darum wurde die Welt am Morgen des 13. September mit der Nachricht von seiner Entlassung überrascht, und dies war um so mehr der Fall, als zugleich bekannt wurde, daß die Führer der Opposition: Kossuth, Andrassy, Zichy, Apponyi, Justh und Vazsonyi wieder zum Kaiser berufen worden seien.

Da die Presse von den geheimen Vorgängen keine Ahnung hatte, erging sie sich in den kühnsten Phantasien. Zunächst behauptete sie, wobei der Wunsch Vater des Gedankens gewesen war, daß der österreichische Ministerpräsident, Freiherr von Gautsch, und der Minister des Äußern, Graf Goluchowski, Einspruch getan und das Ministerium Fejervary „gestürzt" hätten, und daß ferner die Krone vor der ungarischen Opposition kapituliert habe. In dieser Auffassung von der Sachlage bestärkte man sich eine Woche lang gegenseitig so, daß sie schließlich von aller Welt für richtig gehalten wurde. Um so größer war das Erstaunen über die Mitteilungen von dem Empfang, den die ungarischen Oppositionsmänner am 23. September beim Kaiser erfahren hatten. Der Monarch war sehr ernst, sprach die Herren kurz in deutscher Sprache an und überreichte ihnen ein Schriftstück als Antwort auf die oppositionelle Adresse, das die Bedingungen enthalte, unter denen er mit ihnen über die Übertragung der Regierungsgewalt unterhandeln wolle. Sie möchten nicht durch Ablehnung Not und Elend über das Land bringen und ihm ihre Antwort durch den Grafen Goluchowski übermitteln lassen. Damit war die Audienz zu Ende. Die schriftliche Erklärung des Kaisers enthielt genau dieselben Punkte über die gemeinsame Armee und die auswärtige Politik wie über die Möglichkeit der Abänderung des Ausgleichs, wie sie in derselben Fassung der frühere österreichische Ministerpräsident von Koerber in seiner letzten Rede im Abgeordnetenhause zu Wien vor zehn Monaten dargelegt hatte. In den Anschauungen des Monarchen hatte sich demnach durchaus keine Wandlung vollzogen. Die schriftliche Übergabe der Bedingungen des Kaisers hatte unverkennbar die Form eines Ultimatums, und es ist erklärlich, daß die ungarischen Herren sehr betreten aus der Hofburg schieden. Es hieß später, sie wären mit sehr wenigem zufrieden gewesen, auch mit dem Zugeständnis der ungarischen Kommandosprache für die ungarischen Husarenregimenter. Aber das ging schon über den grundsätzlichen Standpunkt des Monarchen hinaus; außerdem hatten die Führer der Opposition, nachdem sie das Ministerium beseitigt zu haben glaubten, das früher im geheimen angebotne Entgegenkommen rückgängig gemacht und in einer Zusammenkunft noch vor der Abreise nach Wien beschlossen, die Forderung der Opposition aufrecht zu erhalten. Daraus erklärt sich ihre schroffe Abweisung in der Hofburg.

Die Presse, die von den geheimen Vorgängen keine Ahnung hatte und die Andeutungen einiger mit den Hofkreisen Fühlung haltender Blätter, die aber nicht zu den „großen Zeitungen" gehörten, übersah, verlor bei dieser neusten Wendung, die ganz und gar nicht zu ihren Anschauungen paßte, vollends alle

Objektivität und jedes Urteil. Da sie geglaubt und ihren Lesern wie aller Welt eingeredet hatte, daß die Magyarenführer nur nach Wien berufen worden seien, weil der Kaiser ihnen vollkommen nachgegeben habe, mußte natürlich, da die unfehlbare Presse niemals irrt, jetzt der Monarch plötzlich geschwenkt haben, und das wurde den üblichen bösen Ratgebern und der romanhaften Kamarilla zugeschoben. Eine noch oberflächlichere Erklärung ging sogar dahin, der Kaiser, der soeben vom Manöver zurückgekehrt sei, habe noch geglaubt, an unbedingten Gehorsam gewöhnte Generale vor sich zu haben. Der Vizepräsident der ungarischen Unabhängigkeitspartei Geza Polonyi, der ja besondre Gründe haben mochte, seinen Leuten eine plausible Geschichte über die Ablehnung seines Standpunkts in Wien vorzumachen, benutzte sogar die Neue Freie Presse, in einer gewundnen Ausführung das Deutsche Reich, d. h. Kaiser Wilhelm, dafür verantwortlich zu machen. Diese törichte Ausstreuung fand sofort ihr promptes Dementi, es dürfte aber viele Leute in Deutschland, die sich über eine solche Verdächtigung von magyarischer Seite aufgeregt haben, interessieren, zu wissen, daß der Urmagyare Geza Polonyi früher „Polatschek" hieß. Die führenden Wiener Blätter, deren Wohlwollen für die ungarischen Bestrebungen nach parlamentarischer Herrschaft notorisch ist, hatten sich aus dieser Neigung heraus zu einer schiefen Auffassung der Lage verleiten lassen, blieben aber trotzdem auch noch dabei, als kurz darauf Ministerpräsident Freiherr von Gautsch im Abgeordnetenhause entschieden in Abrede stellte, daß er sich in die Frage der allgemeinen Wahlen für Ungarn eingemischt habe. Da er inzwischen auch in Österreich an die Einführung des allgemeinen Wahlrechts gegangen ist, liegt die Unrichtigkeit der frühern Angaben der Presse über die angeblichen Ursachen der ebenso angeblichen Schwenkungen des Kaisers Franz Joseph klar zutage. Alle, die dieses behaupten, arbeiten wissentlich oder unwissentlich nur für die Bestrebungen der Ungarn, weil dadurch das Vertrauen in die Festigkeit des Monarchen erschüttert und damit jede Strömung unter den Deutschösterreichern, dem Kaiser in der Armeefrage beizuspringen, gehemmt wird. Bisher haben sich auch bloß zwei namhafte deutsche Abgeordnete, der christlichsoziale Dr. Lueger und der fortschrittliche Abgeordnete Dr. von Demel, für die Unterstützung des Monarchen in der Heeresfrage ausgesprochen. Hätten die Deutschen schon im vorigen Jahre entschieden Stellung für die Armee genommen, so würden sie heute nicht das Ministerium Gautsch über sich ergehn lassen müssen, das mit seiner Wahlpolitik doch nur zur Schwächung des Deutschtums beitragen wird. Das kommt aber von der „impotenten Raunzerei," wie einmal der Abgeordnete Dr. von Derschatta das Verhalten der Deutschösterreicher treffend gekennzeichnet hat.

In Ungarn wurde natürlich das Ministerium Fejervary wieder reaktiviert. Die nationale Entrüstung über die Behandlung, die der Kaiser den „Vertretern der Nation" hatte angedeihen lassen, war freilich groß in gedruckten und geredeten Worten, sie vermochte sich aber, obgleich die Majestätsbeleidigungen nur so herumflogen, nicht dauernd auf der Straße zu behaupten, weil die Sozialdemokraten für das allgemeine Wahlrecht demonstrierten und keine Umzüge zugunsten der Unabhängigkeit duldeten. Damit ist auch die Hoffnung

aller, die sich auf eine Revolution in Ungarn freuten, zunichte geworden, denn ohne Volksmassen auf den Straßen läßt sich so etwas nicht in Szene setzen. Außerdem macht sich auch heutzutage eine Revolution nicht so leicht wie vor fünfzig Jahren, und übrigens ist die Armee zuverlässig. Das Volk in seiner Masse hat kein Verständnis für die Herrschaftsträume der adlichen und der bürgerlichen Oligarchie, die sich aller Vorteile der an der Staatskrippe sitzenden Parteien erfreut, es will auch von der ungarischen Kommandosprache nichts wissen. Die von der herrschenden Partei ausgesprochne Steuerverweigerung ist ein Schlag ins Wasser. Das seit den sechziger Jahren bekannte nem azodunk — „wir steuern nicht" hat in der Gegenwart seine Wirkung verloren, da vier Fünftel der Steuern auf indirektem Wege eingehoben werden, und das fehlende Fünftel gerade den vom Staate unterstützten Industrien und den zahlreichen Abgeordneten, die die Diäten nicht missen können, abgehn würde. Man braucht unter diesen Umständen den in einigen Komitaten in Szene gesetzten passiven Widerstand nicht zu tragisch zu nehmen. Das Ministerium Fejervary hat eine Reihe von Reformen in Aussicht gestellt, die der Masse des Volks nicht gleichgiltig sein können. Es ist darum für die herrschende Klasse Zeit, einzulenken, wenn sie überhaupt das Staatsruder wieder ergreifen will. Es ist möglich, daß sich der Konflikt, ähnlich wie in Preußen, jahrelang hinzieht, wahrscheinlicher ist aber, daß er bald einen theatralischen Abschluß findet. —y—

Die Bedeutung der Presse für die Kultur

(Schluß)

Die ziemlich weitverbreitete Annahme, daß die überwiegende Benutzung des Telegraphen in der Herstellung des Inhalts der Zeitung den Stil verschlechtert, was ja im Kulturinteresse sicherlich zu bedauern ist, wird kaum einem begründeten Widerspruch begegnen. Denn diese Verschlechterung ist eine notwendige Folge des ziemlich jähen Übergangs von dem verhältnismäßig unbeschränkten Wortreichtum des gründlichen geschriebnen Zeitungsartikels zu der Notwendigkeit der Wortersparnis des telegraphischen Dienstes. Diese Notwendigkeit wird aber mit der Zeit neue Stilisten erziehn, die es lernen, mit wenig Worten auszukommen, was ja auch ein Segen sein kann. Schlimmer ist der Einfluß der Telegraphenagenturbureaus, weil sie durch willkürliche Wortbildungen im Interesse der Gelderspamis die Sprache verstümmeln und verschlechtern. Hierher gehören u. a. die Ausdrücke „der Attentäter" und „das Kaiserhoch," von denen sich besonders der erste wie ein häßlicher Flecken auf dem harmonischen Gewande unsrer Sprache ausnimmt. Man hat den Eindruck, daß er auf der Straße geboren und dann ungeachtet der ihm anhaftenden Roheit und Unwissenschaftlichkeit durch Nachlässigkeit oder Bequemlichkeit oder durch beides in die gute Gesellschaft des deutschen Sprachschatzes gekommen ist. Leider

hat er dadurch weithin Eingang und Verbreitung gefunden, ein Kulturfortschritt liegt darin nicht.

Eine eigentümliche Neuerung in der Presse, die ungeachtet ihrer vorläufig geringern Bedeutung doch nicht unerwähnt bleiben darf, ist unsre Kolonialpresse. Es sind dies nur wenig Blätter, die in Südwestafrika (Swakopmund und Windhuk), Ostafrika (Dar-es-Salam), in Samoa und in Tsintau erscheinen; aus Togo und aus Kamerun liegen solche Schöpfungen noch nicht vor. Diese Blätter, namentlich die drei zuerst genannten, erheben den Anspruch auf Einfluß wohl noch nicht, denn sie sind weniger zu einer solchen Wirksamkeit innerhalb ihres Erscheinungsbezirks bestimmt, als wesentlich in das Leben gerufen worden, damit sie einen korrigierenden Einfluß auf die Ansichten der Heimat und vor allem der heimatlichen Presse nehmen, sodaß sie an der allgemeinen Kulturarbeit erst durch das Medium der Zeitungen in der Heimat mitwirken.

Es bedarf keiner weitern Hervorhebung, daß so viel Licht, wie durch die Kulturtätigkeit der Presse erzeugt wird, auch viel Schatten hervorruft, und daß bei einem nicht geringen Teile der Presse der Schatten leider das weit überwiegende ist. So wünschenswert es an sich wäre, das große Gebiet der Lüge, der Verleumdung, der gehässigen Verletzung und Verhetzung von Personen und Parteien möglichst beschneiden zu können, so dürfen wir uns doch andrerseits der Tatsache nicht verschließen, daß die großen Kulturfortschritte der Menschheit immer nur durch Gegensätze hervorgerufen worden sind, und daß deshalb eine Publizistik, die die ernsten und verantwortungsvollen Grundlagen ihres Daseins mißachtet, als ein mehr oder minder notwendiges Übel mit in den Kauf genommen werden muß. Es wird immer Sache der Presse selbst sowie einer verständigen Gesetzgebung bleiben, auch jene an sich schädliche Preßbetätigung in ihrer Wirksamkeit abzuschwächen und sie rechtzeitig im Rahmen der Staatsordnung und des Staatsganzen zu halten. Freilich ist von den päpstlichen Bullen von 1572 und den Androhungen des Rats von Köln bis zu der heutigen Preßgesetzgebung, die meist nur noch die allerdürftigsten Schranken aufrecht erhält, ein sehr weiter Schritt. Aber auch in diesem spiegelt sich der Kulturfortschritt eines mehr als dreihundertjährigen Zeitraums. Staat und Gesellschaft der damaligen Zeit hätten eine Sprache, wie sie heute unsre sozialdemokratischen Blätter führen, nicht ertragen und wohl auch nicht ertragen können, sie würden mit Feuer und Schwert, mit der rücksichtslosesten Strenge dagegen eingeschritten sein. Daß unser heutiges Staatswesen, unsre heutige Volksgemeinschaft trotz oder wegen ihrer sehr milden Preßgesetzgebung nicht aus den Fugen gehn, ist immerhin ein Beweis dafür, daß die Kulturentwicklung der Menschheit das Korrektiv für viele Mißgriffe, Ausschreitungen und Verkehrtheiten in sich selbst trägt, und daß die gesetzliche Gewalt dann um so berechtigter angewandt werden darf, auch in ihrer vollen Schärfe, wenn diese Entwicklung auf revolutionäre Gewalt stößt oder von ihr bedroht wird.

Ganz unverkennbar ist die Entwicklung der Presse eines Landes und somit auch ihre Kulturbedeutung von der Gesetzgebung abhängig, unter der sie steht. Die Presse formt sich unwillkürlich nach dem Preßgesetz. In dieser Beziehung genügt es, an die wesentlichen Erleichterungen zu erinnern, die dem deutschen

Preßwesen die Aufhebung der Kautionspflicht und der Anzeigenbesteuerung gewährt haben, an alle sonstigen Erleichterungen, die ihr das Gesetz von 1874 gebracht hat, ebenso wäre die heutige sozialdemokratische Presse ohne die Aufhebung des Sozialistengesetzes nicht möglich gewesen. Es ist somit der Staat selbst, der durch fortgesetzte Erleichterung die Kulturbedeutung der Presse immer von neuem gesteigert hat neben der Hilfe, die er ihr durch die Beförderung durch seine Eisenbahnen, durch sein Post- und Telegraphenwesen — einige Länder haben besonders billige Gebühren für Zeitungstelegramme eingeführt — zuteil werden ließ, vor allen Dingen auch dadurch, daß er ihr die gesamten Sorgen der Verbreitung sowohl durch eine weitgehende Herabsetzung des Drucksachenportos und eine Vereinfachung der Versendung als auch durch einen vorzüglich organisierten Zeitungsdienst abnahm. Die Betrachtung der Kulturbedeutung der Presse führt uns auch auf dieses Gebiet.

Die Presse allein hätte ihren wunderbaren Aufschwung nie nehmen können, wenn sie nicht als ein allmählich allseitig anerkanntes Kulturbedürfnis auch von sämtlichen andern Kulturmitteln in den einzelnen Ländern getragen und unterstützt worden wäre, die ihrer alle bedürfen, wie sie ihrer bedarf. Eine ganz besondre Rolle fällt dabei, namentlich in Deutschland, der Post zu. Zeitungen und Post sind, wie wir gesehen haben, nicht nur alte Bekannte, deren Freundschaft auf ein halbes Jahrtausend zurückdatiert, sondern sie sind eng verwandt — man könnte fast sagen: Äste desselben Baums. Hieran erinnert auch die Tatsache, daß von der ältesten Zeit des Zeitungswesens bis in unsre Tage hinein der Hinweis auf die Post in den Titeln der Zeitungen recht häufig ist: Post, Reichspost, Morgenpost, Abendpost, Extrapost, Grenzpost, Kurier, Tagespost in Deutschland, Österreich und der Schweiz, sogar in England zum Beispiel Morning Post, Evening Post, Daily Mail, sodann auch die Verknüpfung des „Boten" mit dem Zeitungstitel wie Reichsbote, Grenzboten, Hinkender Bote, Wandsbecker Bote, Schwarzwälder Bote, Harzbote, Donaubote usw., bekannte Zeitungstitel unsrer Tage, die sich besonders in Württemberg und in Baden zahlreich erhalten haben, der Kurier und der Postillon ist auch in Belgien und in Frankreich zu finden, ebenso der Correo in Spanien und der Corriere in Italien. In der neusten Zeit ist diese Ideenverbindung auch auf das ferne Japan übertragen worden, wo in Tokio eine deutsche Zeitung unter dem Titel Japanpost erscheint. Dadurch, daß sich namentlich in Deutschland die Post von früh an mit der Zeitungsbeförderung befaßte, wie sie sogar selbst die Herausgeberin von Zeitungen war, hat das Zeitungswesen bei uns eine frühere und ausgedehntere Verbreitung erlangt als in andern Ländern, in denen zum Teil die Zeitungsbeförderung erst durch den Weltpostverein in die Hände der Post übergegangen ist.

Die Leistungen der Postverwaltungen im Interesse der Presse sind verschieden, je nachdem die Verwaltungen die Versendung der Preßerzeugnisse durch billige Beförderung (ermäßigtes Drucksachenporto) erleichtern oder den Vertrieb der Zeitungen und der Zeitschriften selbst vermitteln. Bis zu dem Jahre 1891 mußten die die Zeitungsbesorgung selbst bewirkenden Postverwaltungen den Zeitungsaustausch mit fremden Staaten durch Einzelverträge regeln, soweit sie

sich nicht bei ihrem ausländischen Zeitungsbezuge der Vermittlung von Agenten bedienten. Auf dem Wiener Weltpostkongreß (1891) wurde über den Postbezug von Zeitungen und von Zeitschriften eine internationale Übereinkunft geschlossen und dem Weltpostvertrage als Nebenabkommen angegliedert. Dieser Übereinkunft traten zunächst achtzehn Staaten bei, gegenwärtig gehören ihr achtundzwanzig Länder an, von denen achtzehn sie tatsächlich ausführen, darunter Deutschland mit seinen Schutzgebieten, Belgien, Dänemark, Ägypten, Italien, Niederlande, Norwegen, Österreich-Ungarn, Portugal, Rumänien, Schweden, Schweiz. Der so geschaffne internationale Postzeitungsbezugsdienst vollzieht sich durch Vermittlung bestimmter Auswechslungsanstalten. Deutschland vermittelt dergestalt für andre Zeitungsvereinsländer auch den Zeitungsverkehr mit solchen Ländern, die dem internationalen Postzeitungsverein nicht angehören, insbesondre mit Frankreich, Großbritannien, Rußland, Spanien, den Vereinigten Staaten, Australasien, Brasilien, Britisch-Indien, China und Japan.

Über den Umfang des internationalen Zeitungswesens liegen genauere statistische Angaben so weit vor, als die das erwähnte Nebenabkommen ausführenden Staaten dabei beteiligt sind. Ein Auszug aus der vom Bureau des internationalen Weltpostvereins in Bern hierüber, zuletzt für 1903 veröffentlichten Statistik gibt nähere, zum Teil allerdings unvollständige Angaben an die Hand. Danach beförderte Deutschland 1903: etwa 7357000 Exemplare in 148795324 Nummern. Über den durch Vermittlung der Reichspostanstalten gegenwärtig besorgten gesamten Zeitungsverkehr (Inlands-, Auslands-, Durchgangsdienst) gibt die Reichspoststatistik für 1903 Aufschluß. Es sind etwa $5^1/_2$ Millionen Exemplare mit 1258637000 Nummern, gegen 1902 ein Zuwachs von etwa $^1/_2$ Million Exemplaren und 70269000 Nummern. Genaue Angaben über die Zahl der durch die Reichspostanstalten vertriebnen Zeitungen und Zeitungen kann man an der Hand der seit 1822 vom Postzeitungsamt in Berlin herausgegebnen Zeitungspreisliste gewinnen. Insgesamt werden zurzeit gegen 13300 Zeitungen durch die Reichspost vertrieben. Davon erscheinen 9700 in deutscher und 3600 in fremder Sprache. Von den deutschen Zeitungen werden 75 Prozent im Reichspostgebiet, 10 Prozent in Bayern, 4 Prozent in Württemberg und 11 Prozent in Österreich-Ungarn, in der Schweiz, in Luxemburg, Rußland, den Vereinigten Staaten, China, Argentinien herausgegeben. Von den 3600 fremdsprachigen Zeitungen, die durch die Reichspost vertrieben werden, sind u. a. 1200 englische, 970 französische, 245 dänische, 200 schwedische, 170 italienische, 160 polnische, 120 norwegische und 110 russische.

Unter den europäischen Ländern steht Deutschland nach einer in der Revue hebdomaire veröffentlichten nichtamtlichen Statistik mit seinen 8600 Zeitungen obenan. An der zweiten Stelle kommen Großbritannien und Frankreich mit je 3000, an der dritten Italien mit 1400 Zeitungen. Dann folgen Österreich-Ungarn, Spanien, Rußland, Griechenland und die Schweiz. In Asien erscheinen gegen 3000 Zeitungen, davon die meisten in Japan (1500) und in Britisch-Indien. Dagegen weist Afrika nur 200 auf. Ebenso steht Australien noch zurück. Einen um so größern Aufschwung hat das Zeitungswesen in Amerika genommen, besonders in den Vereinigten Staaten, wo allein gegen 12500 Zei-

tungen herausgegeben werden. Vielleicht interessieren in diesem Zusammenhange einige Zahlen über das Zeitungswesen in unsern deutschen Kolonien. Danach kamen an deutschen Zeitungen nach Kiautschou im Jahre 1903: 508 Exemplare mit etwa 93000 Nummern, während dort erschienen und durch die Reichspost befördert wurden 44 Exemplare mit 2300 Nummern. In unsre afrikanischen Schutzgebiete gingen 1776 Exemplare mit 315796 Nummern, während von dort befördert wurden 109 Exemplare mit 5694 Nummern.

In die Südseekolonien gingen 322 Exemplare mit 45000 Nummern, während von Samoa 14 Exemplare mit 741 Nummern kamen. Sodann seien als bemerkenswert noch folgende Zahlen erwähnt:

in die asiatische Türkei gingen 1903 . . .	338	Exemplare	mit	59320	Nummern
nach Marokko (deutsche Postanstalten) . . .	154	„	„	32795	„
nach Ägypten mit Nubien und Sudan . . .	199	„	„	48762	„
nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika	190	„	„	100824	„

Wir ersehen aus diesen Zahlen, in welchem — recht bescheidnen — Umfange deutsche Zeitungen über die Erde wandern.

Als besondres Preßerzeugnis Ostasiens muß hier noch das Wochenblatt unsrer Ostasiatischen Brigade Erwähnung finden, das in Tientsin herausgegeben wird und außer Nachrichten über das Leben und Treiben der deutschen Truppen in China auch politische und militärische Mitteilungen aus deren Gesichtskreise enthält. Diese von Angehörigen der Brigade geschriebne und technisch hergestellte Zeitung ist wohl einzig in ihrer Art und wird demnächst, wie die Brigade selbst, der Vergangenheit angehören, für künftige Zeitungssammlungen deshalb eine besondre Rarität sein.

Wir können das Kapitel von der Bedeutung der Presse für die Kultur nicht verlassen, ohne uns mit den lebendigen Trägern dieser Bedeutung, den Journalisten, beschäftigt zu haben. Wohl ist die Zeitung etwas unpersönliches. Sie wirkt als bedrucktes Stück Papier, und das Publikum fragt in der Regel wenig danach, ob der, der seine Kraft und Begabung daran gesetzt hat, dieses Blatt Papier nach bestem, pflichtmäßigem Ermessen zu füllen, Schulze oder Müller heißt. So lange das Blatt Glauben findet, ist die Persönlichkeit, die dahinter steht, dem großen Publikum meist recht gleichgiltig. Glaubt es an das Blatt nicht mehr, so fragt es noch weniger nach dem Verfasser und dem Herausgeber. Auch hier bestätigen die Ausnahmen die Regel.

Der Dienst der Presse ist nicht leicht. Er legt dem Journalisten eine vierfache Verantwortlichkeit auf: die vor seinem Gewissen, die vor dem Publikum, die vor seiner Zeitung als gewerblichem Unternehmen und endlich die vor dem Strafgesetz. Es dürfte wenig Berufe geben, die mit einer solchen Fülle der Verantwortlichkeit belastet sind, und deren Träger im großen und ganzen oft so wenig Ansehen für ihre Hingabe genießen. Zum Teil liegt das in unserm nationalen Charakter. Der Deutsche — ich will nicht einmal an das travailler pour le roi de Prusse erinnern — setzt im allgemeinen eine Ehre darein, still der Sache zu dienen und seine Person dahinter zurücktreten zu lassen. Ohne diese hervorragende nationale Eigenschaft würden wir nicht einen Beamtenstand

haben, wie der ist, auf den wir bis in seine hintersten Reihen trotz allem Wechsel der Zeiten stolz sein können.

Auch unsre gebildeten Kreise machen sich das Bild des Journalisten nicht selten nach Gustav Freytags ebenso liebenswürdigem wie berühmtem Lustspiel zurecht. Sie sehen in dem fröhlichen, nie verlegnen schlagfertigen Konrad Bolz mit seinem kontraktlichen Frühstück von täglich fünfzig Austern und zwei Flaschen Wein für jeden Mitarbeiter den Typus des lustigen deutschen Zeitungsschreibers — Bohémien mit Leib und Seele, bis er sich endlich durch eine gute Partie rangiert, wie das ja in andern Berufsständen auch vorkommt. Diesen Typus hat es, wenn überhaupt, dann nur in den Morgenstunden des politischen Erwachens gegeben, die für Freytags Lustspiel den Hintergrund bilden. Heute ist jener harmlose Gesell jedenfalls längst ausgestorben. Noch mag sein Wort gelten: „Wer zur Zunft gehört, kann den Ehrgeiz haben, witzig oder bedeutend zu schreiben, was darüber hinausgeht, ist nicht für uns.“ Aber seine weitere Äußerung: „Wer immer für den Tag arbeitet, ist es bei dem nicht auch natürlich, daß er auch in den Tag hineinlebt?“ trifft für den Journalisten von heute nicht mehr zu. Zwei Menschenalter voller politischer Kämpfe haben den Beruf wesentlich verändert und ihn zum mindesten viel ernster gemacht. Konrad Bolz könnte heute nicht Chefredakteur, Bellmaus noch weniger Feuilletonredakteur sein, wenngleich an Bellmäusen kein Mangel sein mag. Der Journalist von heute arbeitet nicht nur für den Tag und wird deshalb auch nicht in den Tag hineinleben. Auch bei unserm Beruf wandelt mehr als in manchem andern in dem Heute schon das Morgen. Das Rad der Zeit, an dem der Journalist drehen hilft, ist in unausgesetzter Bewegung und verlangt einen ganzen Mann. Auch der hochentwickelte technische Betrieb stellt an die Arbeit des Journalisten wesentlich andre Ansprüche als vor einem halben Jahrhundert, den gemütlichen Eigentümer, Drucker und Verleger Gabriel Henning, der die Redaktion mit der Frage aufsucht, ob es Konditor oder Kanditor heißt, wie der neue Korrektor korrigiert hat, dürfte man heute vergebens suchen. Geblieben sind höchstens die Schmocks, und auch diese in weit weniger erträglicher Gestalt. Wer heute Freytags Journalisten auf der Bühne sieht, wird bei guter Rollenbesetzung einen amüsanten Abend haben, aber das moderne Zeitungswesen hat er nicht gesehen. Der Journalistenberuf von heute kann auch nicht mehr in dem Maße, wie es ehedem hier und da wohl der Fall gewesen ist, als ein Nothafen für Existenzen, die in andern Berufen gescheitert sind, angesehen werden. Wohl ist es für jede größere Redaktion wünschenswert, in ihrem Stabe Männer zu haben, die auf allen möglichen Gebieten aus eigner praktischer Erfahrung Bescheid wissen, aber die meisten Zeitungen ziehn es heutzutage doch vor, sich diese Sachverständigen im Kreise ihrer externen Mitarbeiter und ihrer Korrespondenten zu suchen. Wer am Redaktionstisch sitzen will, muß für diese harte und eilige Tagesarbeit wirklich brauchbar sein. Heute trifft längst bei allen größern Blättern das Wort zu: Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählet. Und was gehört zu dieser Brauchbarkeit? Jeder Journalist, der an einer verantwortlichen Stelle steht oder eine solche anstrebt, muß vor allen Dingen ein Stück Gottesgnadentum in sich tragen, etwas von dem heiligen Feuer, das der Genius dem

Dichter in die Brust gesenkt hat, er darf an Idealen nicht arm sein und muß sich von dem festen Glauben an seinen Beruf getragen fühlen. Denn die Ideale müssen ihm in dem unausgesetzten Kampfe, den dieses Berufsleben von ihm fordert, das geistige und seelische Gleichgewicht halten, nur Ideale können ihm als ferne Ziele des politischen, sozialen oder literarischen Streites vorschweben. Ohne Ideale wäre der Kampf unwürdig. Ohne Ideale kann es einen echten Journalisten von Gottes Gnaden so wenig geben wie einen echten Dichter oder Künstler. In ihnen allen adelt erst der göttliche Funke in der Brust den Beruf. Ein tüchtiger Journalist muß als solcher geboren sein, eine gütige Fee muß ihm die Göttergabe des Talents in die Wiege gelegt haben, gerade so wie dem Dichter und dem Künstler auch. Aber er muß dieses Talent durch Fleiß und Kenntnisse, durch Glauben und Hingebung an den Beruf, durch eine sittliche Kraft der Überzeugung zur Entfaltung gebracht haben, gleichviel welches der Parteistandpunkt sein möge, in dessen Heerbann er tritt. Es gehört ferner zu dieser Tätigkeit ein gut Teil Takt und Diskretion, manche Selbstverleugnung, schneller und erfassender Blick, ein sicheres Organisationstalent, Umsicht und Fähigkeit in der Beurteilung von Menschen, dazu ein unermüdliches Pflichtgefühl und — ein tüchtiger Schulsack. Die Zahl derer, die alle diese Eigenschaften mit an den Redaktionstisch bringen, wird freilich nicht übermäßig groß sein, Unvollkommenheit ist ja leider die erste aller menschlichen Tugenden. Je näher der Einzelne aber diesem Normaljournalisten kommt, desto besser wird es um seine Zeitung, desto besser wird es um die Presse und um ihre Bedeutung für die Kultur bestellt sein. Für die Rekrutierung der Soldaten der Feder sollte bei der großen Verantwortlichkeit, die ihnen obliegt, um so mehr die Lehre des Reitersmannes in Wallensteins Lager gelten:

Wers nicht edel und nobel treibt,
Lieber weit von dem Handwerk bleibt!

Wäre der Journalismus — nicht nur bei uns, sondern bei allen Nationen — ungeachtet mancher Fehler und Mängel neben allen praktischen Zielen nicht durch einen großen Idealismus getragen, niemals würde er vermocht haben, der Presse ihre Bedeutung zu geben und im Kulturfortschritt der Menschheit Führer und Bannerträger zu sein. Mit der rauhen und rücksichtslosen Hervorkehrung der geschäftlichen Seite des Zeitungsunternehmens, wie dies in Amerika zum großen Teile der Fall ist, würde die Presse ihre heutige Bedeutung niemals gewonnen haben. Wir dürfen getrost hinzufügen, daß auch der amerikanische Journalismus wenn nicht zu seinem größern, so doch jedenfalls zu seinem bessern und dauernd einflußreichen Teile von Idealen getragen ist, wenn auch vielleicht von solchen, die mehr den wesentlich anders gearteten Gestaltungen der Neuen Welt als denen der Alten Welt entsprechen.

Ungeachtet der Bedeutung der Presse im Kulturleben aller zivilisierten Völker ist es doch eine feststehende Tatsache, daß sie keineswegs immer identisch ist mit der öffentlichen Meinung ihres Landes, deren Ausdruck und Vertreter zu sein sie beansprucht. Daß diese im Gegenteil die Presse korrigiert und sie auf andre Wege weist, ist in Zeiten einer Erregung der Geister, bei der Behandlung wichtiger Gesetzvorlagen usw. schon öfter dagewesen. Mit Recht

haben sich sogar liberale Staatsrechtslehrer wie Holtzendorff gegen „die Knechtschaft des Leitartikels," gegen „die Vereidigung auf die Parteilehren der Tagespresse" erhoben. Die Publizistik soll gewissermaßen der Niederschlag aller Kulturmittel des Staatslebens sein, sie darf nicht, indem sie diese unbeachtet läßt, die Beherrschung der Geister einseitig usurpieren. Ebenso waren Fürsten und Staatsmänner im Unrecht, die, wenn ihre Entschließungen schief gingen, die Schuld nicht selten der Presse beigemessen haben. Tatsächlich war die Schuld die ihre, weil sie der Presse nicht rechtzeitig das Gleichgewicht zu halten, ihr Wege und Ziele zu weisen vermocht hatten. Es ist für einen Staatsmann, einen Politiker oder sonst eine an einem hervorragenden Platze im öffentlichen Leben stehende Persönlichkeit sicherlich sehr angenehm, sich von der öffentlichen Meinung getragen zu wissen, und kein Kelch schmeckt besser als der der Popularität. Aber man muß Herr darüber bleiben, wohin und wie weit es geht. Fert unda nec regitur.

Auch die publizistische Arbeit, die wir Presse nennen, und der wir eine so ungeheure Bedeutung für die Kultur zuerkennen, ist, wie alles im Leben, nur ein Produkt der gegebnen Verhältnisse. Eine weise Staatskunst muß deshalb darüber wachen, daß die Verhältnisse das Produkt nicht zu ungünstig beeinflussen, weil sich in weiterer Fortsetzung diese Einflüsse leicht ins maßlose vergrößern. Denn schließlich bleibt das Wort richtig, daß jedes Land die Presse hat, die es verdient. Darum ist eine der wachsenden Bedeutung entsprechende Hebung des journalistischen Berufs nicht nur die Pflicht aller, die darin tätig sind, sondern sie ist ein gewichtiges öffentliches Interesse. Unsre heutige Preßfreiheit ist überwiegend eine gewerbliche; sie muß mehr eine geistige werden. Eine eingehende Erörterung dieser Frage würde uns aber hier zu weit führen, liegt auch wohl außerhalb unsers Themas. Auch eine Betrachtung über die Einflüsse, denen die Presse unterliegt, so interessant und verlockend das wäre, müssen wir uns versagen, weil wir damit weit in das politische Gebiet sowie in das des eigentlichen Journalismus hinein kämen. Der verstorbne Reichskanzler Fürst Hohenlohe sagte gelegentlich einmal im Reichstage: „Wer hätte heutzutage nicht einen Freund in der Presse?" Es ist ganz selbstverständlich, daß sich mit der Vervielfältigung des Kulturlebens, der immer größer werdenden Breite des politischen wie des öffentlichen Lebens, auch die Beziehungen der Presse vervielfältigen. Sie werden von der Presse selbst überall gesucht, ebenso wie diese von Staatsmännern, Politikern aller Parteien, Behörden sowie von allen Persönlichkeiten aufgesucht wird, die die Öffentlichkeit für irgend etwas interessieren wollen. Außer persönlichen und Parteieinflüssen aller Art machen sich dann auch noch geschäftliche Einflüsse der Verleger, ja sogar solche von Inserenten geltend. Ist es eine politisch einflußreiche Zeitung, und ist der Besitzer oder der Vorsitzende des Aufsichtsrats eine entsprechende Persönlichkeit, so werden auch diese einen Einfluß auf die Haltung des Blattes üben. Man kann darum die Frage, wer eigentlich den Journalisten ihr Mandat erteile, sehr wohl dahin beantworten, daß dieses Mandat nicht nur vom Publikum, sondern von dem gesamten öffentlichen Interesse täglich erneuert wird, wenn nicht persönlich, so doch jedenfalls an die Adresse der Zeitung.

Eine andre Reihe wichtiger Fragen, die den Journalismus, seine Stellung im öffentlichen Leben, die Berechtigung seines Mandats, die Frage der Vorbildung, das Recht der Einmischung des Staates in diese, die Anonymität der Presse, die gewerbliche Seite des Zeitungsunternehmens und so manches andre betreffen, würde einen eignen Vortrag füllen, und ich muß es mir leider versagen, hier noch darauf einzugehn. Der deutsche Journalismus hat lange unter dem Worte Bismarcks gelitten, das dieser im Zorne der Konfliktjahre gesprochen hat, die Presse werde von Leuten gemacht, die ihren Beruf verfehlt haben. Es war dies im Unmut des Augenblicks hingeworfen wie manche seiner Äußerungen, die für den Augenblick bestimmt und vom Augenblick gezeugt, eine dauernde Bedeutung erlangt haben. Bismarck selbst hat zwei bedeutende Journalisten, Lothar Bucher und den Chefredakteur der Kreuzzeitung, Hermann Wagener, in seine unmittelbare Nähe gezogen, und beide sind ihm sehr wertvolle Stützen gewesen, wie er denn selbst wohl für lange Zeit nicht nur unser größter Staatsmann, sondern auch unser größter Publizist gewesen ist. Je höher die Ziele waren, die er sich gesteckt hatte, je schwieriger die Wege dahin, je härter die Kämpfe, um so mehr bedurfte er der Publizistik, die in unsern Tagen vom Staatsmann mehr und mehr unzertrennlich ist. Seit jener Äußerung Bismarcks in den sechziger Jahren hat sich in diesen Verhältnissen vieles geändert. Daß in der Presse viele Leute tätig sind, die dort ihren Beruf verfehlt haben, d. h. den publizistischen Beruf, ist auch heute noch richtig, aber als Prinz Heinrich von Preußen auf seiner Amerikareise von der dortigen Presse gefeiert wurde, äußerte er in seiner Entgegnung, sein kaiserlicher Bruder habe ihm ausgesprochen, daß die amerikanischen Journalisten — die Leiter der großen Blätter — den Rang von kommandierenden Generalen hätten. Damit hat auch Kaiser Wilhelm der Zweite in der ihm eignen Weise die Bedeutung der Presse und ihrer lebendigen Träger für die Kultur anerkannt. Die fortschreitende Entwicklung der Menschheit sichert dem Journalismus und dem Journalisten, der seine Zeit versteht, eine große Zukunft. Aber möge wenigstens der deutsche Journalismus aller Farben um so mehr das auch ihm geltende Dichterwort beherzigen:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben!

Wenn ich nun zum Schluß noch einlade, einen Augenblick bei dem asiatischen, besonders dem ostasiatischen Zeitungswesen, d. h. dem Chinas und Japans, zu verweilen, so geschieht das sowohl aus Rücksicht auf das allgemeine Interesse, das sich gegenwärtig diesen Ländern zuwendet, als auch weil wir gleichsam als Augenzeugen, wenigstens als Zeitgenossen, dort einer allerdings modern beschleunigten, vielleicht sogar übereilten Entwicklung des Preßwesens beiwohnen, die in den Anfängen mancherlei Ähnlichkeiten mit der europäischen aufweist, diese dann aber seit etwa zehn Jahren in großen Sprüngen fast überholt. Japan hat auch, was die Presse und deren Bedeutung für die Kultur anlangt, den Weg, zu dem wir Jahrhunderte gebraucht haben, in dreißig Jahren, in einem Menschenalter zurückgelegt. Bei dem großen Einfluß, den die Presse auch in Japan gewonnen hat, eine Macht, der einstweilen noch eine unbegrenzte

Vaterlandsliebe die Wage hält, und in China zu gewinnen beginnt, haben wir eine gewisse Pflicht, diesem Werdeprozeß zu folgen, der durch seine beschleunigte Entwicklung an Interesse nur gewinnt. Die Japaner sind hierin nicht dem systematischen Deutschland gefolgt, sondern dem englischen und dem amerikanischen Vorbilde. Namentlich dem ersten. Unter englischem Einfluß haben sich die japanischen Zeitungen entwickelt, aus englischen Blättern und Agenturen beziehn sie ihre Nachrichten und stehn deshalb, was für uns nicht ohne Bedeutung ist, in der internationalen Politik vollständig auf dem Boden englischer Anschauungen und des in der Regel für uns Deutsche wenig freundlichen englischen Nachrichtendienstes. Erst neuerdings beginnt sich die deutsche Japanpost mit ihrem direkten deutschen Nachrichtendienst der englisch-japanischen Publizistik gegenüber zur Geltung zu bringen, wie es der in Schanghai erscheinende deutsche Ostasiatische Lloyd schon in hohem Maße vermocht hat.

In China haben wir in der Pekinger Zeitung Sin Pao, dem amtlichen Verkündigungsblatt der chinesischen Regierung, die älteste Zeitung der Erde zu verehren. Man stellte sie handschriftlich her und schlug sie an den Toren des kaiserlichen Palastes an, um auf diese Weise Edikte und Verordnungen zur Kenntnis der Bevölkerung zu bringen. Bestimmte Personen hatten die Erlaubnis, Abschriften zu nehmen und zu verbreiten. Später hat man angefangen, diese Publikation in Typen zu drucken und den Inhalt durch Aufnahme der Berichte der Gouverneure in ihrem vollen Umfange zu erweitern. In neuerer Zeit erscheint sie als gedruckte Zeitung in verschiednen Ausgaben. Es wird ihr von den Chinesen ein Alter von mehr als tausend Jahren beigemessen, andre Angaben gehn bis in das zwölfte oder auch nur in das vierzehnte Jahrhundert zurück. Ein englischer Gesandtschaftssekretär hat im Jahre 1874 in der China Review eine kleine Studie über diese Zeitung veröffentlicht. Sonst gab es im alten China kein eigentliches Zeitungswesen. Verkaufsanzeigen, auch Mitteilungen über die wichtigsten Vorkommnisse wurden an die Straßenecken geschlagen, nur der Buchhandel blühte frühzeitig. Ein eigentliches Nachrichtenbedürfnis war für den an seiner Scholle klebenden Chinesen nicht vorhanden. Die Regierung selbst hatte dagegen einen vorzüglichen Nachrichtendienst durch ihr Kurierwesen, das sich von Peking aus nach sechzehn verschiednen Richtungen erstreckte, und durch das dringende Depeschen auf 300 Kilometer Entfernung in vierundzwanzig Stunden befördert wurden. Außerdem bestand, wie in Deutschland im Mittelalter, ein von Kaufleuten übernommner Privatpostdienst für die großen Handelshäuser. Zeitungen wurden erst durch Europäer, namentlich durch Missionare ins Leben gerufen, insbesondre durch die französische Jesuitenmission. Ungefähr seit dem Jahre 1895 hat dann das Zeitungswesen in China einen größern Aufschwung genommen. Vor dieser Zeit gab es in ganz China nur elf einheimische Zeitungen, die sämtlich in Hongkong und in den Vertragshäfen erschienen. Vier Jahre später waren allein in Schanghai 15 chinesische Zeitungen vorhanden, davon 12 täglich erscheinende. Hierzu kamen noch ungefähr 20 einheimische Zeitungen in andern Teilen von China, sodaß um das Jahr 1899 35 einheimische Zeitungen fast sämtlich täglich erschienen, die regelmäßig und nur in China vertrieben wurden. Monatsschriften gab es im Februar 1895 nur 8, die

sämtlich im Zusammenhang mit den Publikationen der Missionen standen, im Jahre 1899 waren es nicht weniger als 35, von denen 25 allein auf Schanghai kamen. Die meisten wurden von Chinesen selbst herausgegeben, alle haben die Aufklärung und die Reform von China zum Gegenstand. Einige sind Spezialwissenschaften gewidmet, Medizin, Landwirtschaft, Mathematik usw. So waren im Jahre 1899 schon 70 einheimische Tageszeitungen und Monatsschriften in China verbreitet, alle liberaler Tendenz.

Unter den in Schanghai erscheinenden Zeitungen ist sogar eine der Frauenemanzipation gewidmete Nü-Hsio-Pao, Chinesischer Mädchenfortschritt. Sie erscheint illustriert aller zehn Tage und wird von einem Komitee chinesischer Damen im Interesse der chinesischen Mädchenerziehung herausgegeben. So haben wir gerade in China im gegenwärtigen Augenblick ein außerordentlich lehrreiches Bild von der Bedeutung der Presse für die Kultur und von ihrer schnell wachsenden Macht. Die große geistige Bewegung, die in China seit einigen Jahren eingetreten ist und gewaltigen Umfang annimmt, bedient sich ihrer als des ersten und wichtigsten Hilfsmittels. Die Zeitungen wachsen dort unter dem Einfluß und der weitgehenden Hilfe Japans wie die Pilze aus der Erde, und ein genaues Studium dieser Periode wird später einen sehr interessanten geschichtlichen Beitrag zu der Frage von der Bedeutung der Presse für die Kultur liefern.

Seit einer Reihe von Jahren, besonders aber seit dem russisch-japanischen Kriege überflutet Japan die chinesischen Provinzen mit Zeitungen, die in chinesischer Schrift hergestellt werden, und die sämtlich der Tendenz dienen, den europäisch-amerikanischen Einfluß zu verdrängen und unter der Parole: „China den Chinesen!“ den Einfluß Japans in China einzubürgern. In jedem Vertragshafen sind die Interessen Japans durch solche pseudochinesischen Zeitungen vertreten. Früher wäre das weniger ins Gewicht gefallen, da die chinesische Presse nur für die wenigen des Lesens kundigen Literaten berechnet war. In den letzten Jahren ist das anders geworden. Lesen und Schreiben gewinnen in China zusehends an Verbreitung, bis jetzt aber haben sich die Chinesen selbst des Aufklärungsmittels der Presse doch erst in beschränktem Umfange bemächtigt, es sind vielmehr weit überwiegend japanische Verleger, japanische Redakteure oder in Japan geschulte und gebildete Chinesen, die der chinesischen Bevölkerung einzureden suchen, daß China des fremden Kapitals, der fremden Ingenieure nicht bedürfe, vielmehr seine Eisenbahnen selbst zu bauen und seine Bergwerke selbst auszubeuten imstande sei. Es hat das nur den Zweck, den Japanern die europäische Konkurrenz aus dem Wege zu räumen. Da nun die Masse des chinesischen Volks nicht lesen kann, so sind die Japaner auf ein ganz eignes Mittel verfallen, ihre Art der Aufklärung in die chinesischen Massen zu tragen und für die Zwecke, die Japan im chinesischen Gewande verfolgt, zu begeistern. So sind besonders im Norden Chinas, wie der Ostasiatische Lloyd jüngst berichtete, Lesehallen ins Leben gerufen worden, in denen Abends eine in Europa bisher noch nicht bekannte und vor allem als Zweig des Broterwerbs nicht bekannte Institution auftritt, die der besoldeten Zeitungserklärer, deren Aufgabe es ist, die des Lesens unkundigen Chinesen mit dem Inhalt der Zeitungen bekannt zu machen. Diese Zeitungserklärer sind meist in japanischem

Geist erzogne Studenten, die das, was sie vortragen, den japanischen Interessen anzupassen wissen. In Tientsin beträgt die Zahl dieser Lesehallen schon sechs. Es liegen dort sämtliche Zeitungen aus, die in Schanghai, Paotingfu und in andern Plätzen des Nordens erscheinen. Tagsüber finden sich nur wenig Leute ein, des Abends aber füllen sich die Räume, in denen kostenlos Tee verabreicht und unter der Leitung der gelehrten Zeitungserklärer über Politik gesprochen wird; wenn man will: eine Art Debattierklub in chinesisch-japanischem Stil.

Von Bedeutung ist diese Einrichtung wie gesagt dadurch, daß die öffentliche Meinung Chinas vollständig im japanischen Interesse bearbeitet und in die Richtung dieser Interessen gelenkt wird. Die Japaner haben offenbar mit der großen Klugheit, die sie auszeichnet, das beste und jedenfalls erfolgreichste Mittel gewählt, die öffentliche Meinung in China für die japanischen Staatszwecke zu gewinnen und auszunutzen. Sie gehn aber hierin noch weiter, indem die gesamte japanische Literatur ins Chinesische übersetzt wird, und insbesondre sind alle Schulbücher, die heute an den Hochschulen wie an den Mittelschulen Chinas gebraucht werden, Übersetzungen der japanischen. Die jüngern Chinesen lernen demnach zum Beispiel die Geschichte nur in japanischer Darstellung kennen, und es ist so den Japanern ein leichtes, den gesamten Nachwuchs des Reiches der Mitte bis auf weiteres dem japanischen Ehrgeiz mindestens geistig dienstbar zu machen. Auch französische Schriftsteller haben sich neuerdings in der Revue des deux mondes und in andern Zeitschriften sehr eingehend mit der „Japanisierung Chinas“ — wie sie es nennen —, die sich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens unaufhaltsam vollzieht, beschäftigt, und alle stimmen darin überein, daß diese Japanisierung heute schon bis zu einer nahezu vollständigen geistigen Bevormundung Chinas durch Japan gediehen ist, die selbstverständlich auf wirtschaftlichem und auf politischem Gebiet nicht ohne folgenschwere Wirkungen bleiben kann. Es fällt jedoch schwer, anzunehmen, daß die geistige Unterwerfung der vierhundert Millionen Chinesen durch vierzig oder fünfzig Millionen Japaner dauernd sein werde. Auch China ist im Erwachen begriffen, beginnt sich zu fühlen, und erleuchtete Köpfe dort sind sich schon darüber klar, daß die Kulturmission, deren sich Japan in China unterzieht, und der es unstreitig mit großer Energie und Geschicklichkeit obliegt, doch immerhin einen starken Beigeschmack politischen Eigennutzes hat. Zweifellos wird sich China eines Tages davon freimachen. Aber festzuhalten ist erstens, daß die Japaner die Presse mit vollem Bewußtsein als hauptsächlichstes Kulturmittel verwenden, sodann daß dies wohl zum erstenmal in solchem Umfange durch ein fremdes Volk in einem nicht eroberten und nicht unterworfnen Lande geschieht.

Einen wesentlich andern Gang als in China hat das Zeitungswesen in Japan selbst genommen. Ursprünglich gab es da nur die Straßenausrufer, Yomiuri, die bei besondern Ereignissen mit kleinen Blättern, die in sehr primitiver Weise mit hölzernen Blocks gedruckt waren, hausierten. Die ältesten solcher Blätter, die sich im Besitz vornehmer japanischer Familien erhalten haben, tragen Daten aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts und enthalten unter andern sehr lebhafte Schilderungen des Falles des Schlosses Osaka im damaligen Bürgerkriege. Solche auf hastig hergestellten Holzblöcken gedruckte

Zeitungsblätter erschienen nur je nach Bedürfnis, sie konnten von jedermann und zu jederzeit herausgegeben werden. Außer ihnen gab es nur noch die Gosata Juki, ein Amtsblatt der Feudalregierung von Tokogawa. Der Leserkreis war jedoch beschränkt, da sie nur an Beamte und einige Privatleute verteilt wurde. Sie erschien täglich und hatte insofern gewissermaßen einen Anspruch auf die Bezeichnung Zeitung. Ähnlich wie bei der Pekinger Zeitung machten Dekrete, Berichte, Beamtenernennungen den Inhalt dieses Blattes aus. In vierzig Jahren ist daraus die heutige offizielle Zeitung Kwampo hervorgegangen. Über die weitre Entwicklung der japanischen Presse gehn die Angaben etwas auseinander. In dem japanischen Werk „Unser Vaterland Japan," von Japanern geschrieben, das dem Kaiser von Japan gewidmet ist und den Engländer Stead zum Veranlasser und Herausgeber hat, neuerdings auch in deutscher Übersetzung erschienen ist, wird angegeben, daß während der letzten Jahre der Schogunatsregierung, die der jetzigen Regierung vorausging, einige dreißig Zeitungen oder periodische Zeitschriften in Tokio und Jokohama entstanden seien. Der Wert dieses Zeitungswesens wird durch die Tatsache bezeichnet, daß eines Tages in einem jener Blätter die Ankündigung enthalten war, daß die Zustellung bei der wachsenden Zahl der Abonnenten zu viel Mühe mache, und die Redaktion diese deshalb ersuche, sich das Blatt fortan selbst abzuholen. Erst mit dem Jahre 1871 beginnen in Japan die ersten Tagesblätter moderner Art,*) und heute dürfte es kaum eine Stadt mit über zehntausend Einwohnern geben, wo nicht zwei und mehr Zeitungen erscheinen. Einige Organe der Hauptstadt Tokio haben sich schon ein Ansehen über Japan hinaus erworben, wie Kokomin, Mainichi, Yomiuri usw. Diese Zeitungen gleichen in Einteilung und Inhalt ganz den europäischen und den amerikanischen, auch der Zeitungsroman und das Feuilleton fehlen darin nicht.

Neben den großen politischen Zeitungen gibt es Blätter für die mittlern und die untern Klassen, einige sogar mit einer Seite in englischer Sprache. Dazu gesellt sich dann eine Anzahl von Monatsschriften für Politik und Literatur, mehrere christliche Zeitschriften. Die Satire ist durch den Maru-Maru-Chimbum, den japanischen Punch, vertreten. Welche Bedeutung die Japaner der Presse zumessen, ergibt sich am deutlichsten aus den Worten, mit denen der Redakteur der Japan-Times, Zumoto, in dem schon erwähnten Buche „Unser Vaterland Japan" das den japanischen Zeitungen gewidmete Kapitel einführt. Er sagt da: „Will man den Grad des Fortschritts in der Zivilisation eines Volks ermitteln, so gibt es dafür keinen zuverlässigern Maßstab als seine Presse. In ihr spiegelt sich getreu das Leben eines Volks in allen seinen Beziehungen wider. Um die Presse mag es schlecht oder gut bestellt sein, aber viel schlechter oder viel besser als das Volk, unter dem sie besteht, kann sie niemals sein."

Er fügt an andrer Stelle hinzu, daß die Presse eines jeden Landes das beste und sicherste Zeichen für den Kulturfortschritt des Volks, seiner Sitten

*) Professor Chamberlain — früher an der Universität in Tokio — berichtet in seinem Buche Japanese Things (Murray, London) näheres darüber. Das Buch enthält auch interessante Angaben über das japanische Preßrecht, über die unglaublich niedrigen Gehalte der japanischen Redakteure (der Höchstgehalt, den aber in ganz Japan höchstens ein halbes Dutzend Personen erreicht, beträgt 2400 Mark), über die Verwendung junger Damen für Interviews usw.

und all der andern Dinge sei, die gemeinschaftlich das Produkt ergeben, das man Zivilisation nenne. Im großen und ganzen mag diese Meinung richtig sein, doch scheint sie etwas einseitig zu sehr den Gesichtskreis eines großstädtischen Journalisten zu vertreten. Wir haben bis jetzt den Eindruck, daß die große japanische Presse dem wirklichen Durchschnitt im Bildungsniveau des japanischen Volks nicht unbedeutend voraus ist, und glauben schon deshalb nicht, daß Kultur und Sitten eines Volks nur nach seiner großstädtischen Presse beurteilt werden dürfen, weil der größte Teil eines Volks doch nicht in großen Städten lebt, deren Zeitungen darum wesentlich nur für die Beurteilung der gebildeten Klassen in Betracht kommen können. Will man aus der Presse eine wirklich zutreffende Durchschnittslinie von dem Kulturgrade eines Volks gewinnen, so muß dabei die Provinzpresse und die kleine Presse mit in Betracht gezogen werden, sonst kommt man ganz unvermeidlich zu schiefen Urteilen. Dies gilt zweifellos für unsre Verhältnisse, um wie viel mehr für die Japans, dessen heutiger Kulturzustand so hoch entwickelt, und so bewundernswert er sein mag, doch immerhin durch eine fast treibhausartige Entwicklung erreicht worden ist. Die Bedeutung, die die Presse in Japan gewonnen hat, ist zum Teil erkennbar an der Höhe der Auflage einzelner Blätter, die bis zu 120000 und 150000 Exemplaren für den Tag steigt, und vor allem auch daran, daß eine Reihe japanischer Minister und Politiker ihre Laufbahn als Journalisten begonnen hat. So zum Beispiel der frühere Unterrichtsminister Osaki, jetzt Führer der konstitutionellen Partei im Parlament. Zumoto nimmt für die Presse in Japan die Bedeutung einer Pflanzschule für Staatsmänner in Anspruch, was bei der dortigen beschleunigten Entwicklung wohl richtig sein dürfte. Sie würde hierin wie in vielen andern Dingen der französischen Presse am nächsten kommen. Japan steht im Begriff, das deutsche Postzeitungswesen einzuführen. Im Laufe des letzten Sommers ist ein höherer japanischer Postbeamter, der zuvor den Postzeitungsdienst in den andern europäischen Hauptstädten kennen gelernt hatte, mehrere Monate in Berlin gewesen, hat auf dem hiesigen Postzeitungsamt fleißig gearbeitet, unsern deutschen Bestimmungen mit schnellem Blick und leichter Hand alles das entnommen, was sich für Japan eignet und dahin übertragbar ist, und ist mit der Versicherung von hier geschieden, daß der deutsche Postzeitungsdienst der beste und zweckmäßigste von allen europäischen sei und demnächst in Japan zur Einführung gelangen solle. Es ist dies wiederum ein Stück deutschen Wesens, das seinem geistigen Inhalt nach den Weg über die Erde nimmt.

So viel über die japanische Presse, die jüngste und eigentümlichste Erscheinung des Zeitungswesens, deren Bedeutung für die Kultur nicht nur in ihrem gewaltigen Einfluß auf die Bevölkerung des eignen Landes und in deren intellektueller und politischer Hebung, sondern nicht minder in dem Einfluß besteht, den sie neuerdings nach China zu tragen sich angelegen sein läßt; an sich schon eine der merkwürdigsten Kulturerscheinungen.

In seiner akademischen Antrittsrede in Jena im Jahre 1789, die dem Thema galt: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? sagt Schiller:

„Fruchtbar und weit umfassend ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt. Durch alle Zustände, die der Mensch

erlebte, durch alle abwechselnden Gestalten der Meinung, durch seine Torheit und seine Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Veredlung, begleitet sie ihn; von allem, was er sich nahm und gab, muß sie Rechenschaft ablegen. Es ist keiner unter Ihnen allen, dem die Geschichte nicht etwas wichtiges zu sagen hätte; alle noch so verschiednen Bahnen Ihrer künftigen Bestimmung verknüpfen sich irgendwo mit derselben; aber eine Bestimmung teilen Sie alle auf gleiche Weise miteinander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — sich als Menschen auszubilden —, und zu dem Menschen eben redet die Geschichte."

Was Schiller hier einst seinen jungen Hörern in bezug auf die Geschichte an das Herz legte, das darf man in unsern Tagen getrost auf die Presse anwenden. Wir brauchen nur das Wort Geschichte mit Presse zu vertauschen, der gesamte Inhalt trifft vollständig zu. Denn das ist eben das merkwürdige dieser ungeheuern Entwicklung, die sich von den Zeiten des ersten handschriftlichen Nachrichtenwesens bis auf die heutige telephonisch und telegraphisch hergestellte Zeitung vollzogen hat, daß sich heute in der gesamten Kulturwelt fast kein einziger Mensch der Einwirkung der Presse entziehn kann. Sie tritt mittelbar oder unmittelbar an jeden Erwachsnen heran, und indem sie ihm ein Spiegelbild seines Zeitalters liefert, senkt sie damit in Millionen von Gemütern täglich eine neue Aussaat keimender und werdender Ideen, aus denen sich in ewiger Wechselwirkung unaufhaltsam und unaufhörlich der Kulturfortschritt der Menschheit im guten oder im bösen vollzieht. Es ist niemand unter uns, der nicht irgendwie im Bannkreise der Presse steht, der ihrer nicht bedarf, auf den sie nicht in dem einen oder dem andern Sinne Einfluß übt. Dieser Einfluß ist, wie wir gesehen haben, wechselseitig. Die Presse unterliegt ihm, indem sie die Handlungen und die Ideen der Zeitgenossen registrieren und verarbeiten muß, um daraus Folgerungen und Nutzanwendungen für Gegenwart und Zukunft zu ziehn, wir Zeitgenossen wiederum unterliegen je nach dem Grade unsrer geistigen Selbständigkeit dem Einflusse, den die Presse durch diese tägliche geistige Arbeit auf uns ausübt.

Bis zu einem gewissen Grade trägt jeder Einzelne, auch in den hintersten Gliedern des großen Kulturheerbannes, den wir Volk nennen, durch sein Tun und Treiben, durch die Aufgaben, denen er sich widmet, durch seine Lebensbetätigung zu dem Material bei, das die Presse täglich verarbeiten muß, und indem er das Produkt dieser geistigen Arbeit noch an demselben oder am nächsten Tage wieder in sich aufnimmt, steht er bewußt oder unbewußt in dem ewigen, unendlichen Kreislauf, den dann eine spätere Zeit als die Kulturentwicklung unsrer Tage registriert.

Goethe erklärt zwar, unser Anteil an öffentlichen Angelegenheiten sei meist nur Philisterei. Aber auch diese Philisterei hat mit an unsrer heutigen Kulturwelt gebaut und baut an der Zukunft!

So viel — und doch so wenig über die Bedeutung der Presse für die Kultur!

Weihnachten und die goldne Rüdhe

Von H. Friedr. v. Reden.

Es verbreitet, sagte Ida Sonne, unter der Weihnachtsgesellschaft, welche sich in dem Zimmer der Frau Geheimrath Sonnenberg versammelt hatte, eine Stille, als sie diese Worte ausgesprochen hatte. Alle Blicke, auch unsere Erwartungen, die bei dem Worte Ida's sonnen sich auf sie richteten, sie sollte ihr Versprechen halten und uns ihre Erlebnisse, und vor Allem ihre Erlebnisse in Amerika erzählen. Sie ging nun vor Allem von der Bemerkung Ida's Sonne aus, daß sie, die Tochter des Geheimrath Sonnenberg, in Amerika, wo sie sich jetzt befinde, Ida Sonne heiße und Ida Sonnenberg in Amerika so viel Bedeutung hat, als in Deutschland Ida Sonne. Sie sagte, daß sie sich in Amerika, wo sie sich jetzt befinde, in keinem Verhältniß befinde, das sie nöthige, sich Ida Sonnenberg zu nennen, daß sie aber, wenn sie sich in Deutschland befinde, sich Ida Sonnenberg nennen müsse, weil sie sich sonst in Deutschland nicht zurechtfinden könne. Sie sagte, daß sie sich in Amerika, wo sie sich jetzt befinde, Ida Sonne nennen könne, weil sie sich dort nicht zurechtfinden könne, wenn sie sich Ida Sonnenberg nennen müsse

der biblischen Geschichte. Die Wahrnehmung, daß in den Adventen und in den zwölf Nächten noch heute Wesen des germanischen Heidentums auftreten, und die Beobachtung, wie sich an diese Zeit allerhand Aberglaube knüpft, deuten auf die vorchristliche Heiligkeit der Wintersonnenwende bei den deutschen Stämmen. Der Mittwinter oder die Wende der winterlichen Sonne zu sommerlichem Glanz in der zweiten Hälfte des Dezembers war vor allem eine hochheilige Zeit der Germanen. Das war begründet in dem Ursprung vorherrschend religiöser Anschauungen aus dem Leben der Natur, in der Entstehung der meisten und bedeutendsten Gottheiten als Verkörperungen natürlicher Kräfte. Die schaffenden Triebe der Erde ruhen in dieser stillen Zeit, um sich zu neuem, segensreichem Wirken zu sammeln. In der ersten Stunde eines neuen Jahres aber rühren sie sich und erwachen auf einen Augenblick. Eine Zeit also, die wie der Mittwinter einerseits den vollen Abschluß des alten, andrerseits den Aufschluß des neuen Naturjahres in sich hält, mußte die vergöttlichten Naturkräfte in sich sammeln und zu ihrem großen Opferfeste werden. So sehen wir die Gebräuche des Herbstes und des Frühlings in der Weihnachtszeit zusammenfließen.

Das altdeutsche Jahr fing nämlich mit dem Wintersolstitium an, d. h. zu der Zeit, wo die Sonne auf ihrem tiefsten Standpunkte stillzustehn und auszuruhen scheint, bevor sie ihre aufwärts gewandte und nun von Tag zu Tag wieder wachsende neue Laufbahn beginnt. Der 24. Dezember — den man (statt des 21.) für den kürzesten Tag hielt, und dessen Nacht die Deutschen modranaht (Mutternacht) nannten —, die Wintersonnenwende war Jahresanfang. Das Leben des Jahres ist aber dasselbe wie das Leben der Sonne; es ist ihre Erneuerung, ihr Wachstum, ihr Sieg über die Nacht und den Winter, ihre fröhliche, früchtereiche Herrschaft, ihr Ermatten und das Nachlassen der Tageslänge, ja ihr allmähliches Absterben und endliches Begrabenwerden in der Nacht des Winters. Alles das spiegelt sich denn auch im altdeutschen Mythus wieder, ordnet sich um den Himmelskönig Wodan, der der Herr der Sonne ist, und den die uralte Sage deshalb auch als einäugig darstellt, weil ja der Himmel nur eine Sonne, nur ein Auge hat. Zur Zeit der Zwölften erwacht nach des Volkes Glauben der Jahrgott Wodan aus dem Winterschlafe und hält in brausendem Sturm, gefolgt von allen Göttern des Himmels, seinen segnenden Umzug durch das verehrungsvoll feiernde Land. Milchweiß ist Sleipnir, sein herrliches wunderbares Roß, Feuer sprüht ihm aus den Nüstern, und die nordische Mythe erkannte ihm sogar acht Füße zu, um seine ungeheure Schnelligkeit zu symbolisieren. Auf seinem Rücken trug es den hohen gewaltigen Reiter, um dessen Schultern sich immer ein langwallender Mantel schmiegte, und dessen Haupt selten der Helm, fast immer aber ein großer breitkrempiger Hut bedeckte. Hut und Mantel aber sind wie das Roß Natursymbole; es sind Abbilder der bedeckenden und umhüllenden Wolkenmassen, als die sie beide in unsern Märchen als Nebelkappe und Wunschmantel noch heute große Rollen spielen. Bei den deutschen Stämmen tritt Wuotan (Wodan) als die Gottheit auf, die hauptsächlich den Segen des Feldes verleiht, und der somit die Ernteopfer und die Frühlingsopfer vor allem gehören. Neben ihm steht seine Gemahlin, die mütter-

liche Erdgöttin Fricka, Freia oder Holda und Berchta und hat als Genossin des Gottes an seiner Tätigkeit und seiner Ehre teil.

Nach der vollen Bestellung des Winterfeldes, wenn in den Hof alle Ernte eingebracht war, begann die heilige Zeit des Gottes. Da zog er auf seinem Rosse durch das Land, empfing Opfer und gab Segen. Die Erinnerung an diesen Umzug Wodans haben viele deutsche Landschaften in der Gestalt des Schimmelreiters bewahrt, der, begleitet von einem Bären, dargestellt durch einen Burschen, der in Stroh, vornehmlich in Erbsstroh gehüllt ist, auftritt. In Schlesien und in Niedersachsen zieht der Schimmelreiter zur Ernte oder zu Martini herum, in der Zeit der Kirmessen, d. i. der kirchlich gemachten Opferschmäuse. Der heilige Martin selbst ist zum Schutznamen für Wuotan gemacht worden und erscheint segenspendend an seinem Kalendertage (11. November). In Holland und in der Mark beschert er den Kleinen gleich dem Christkinde, in Schwaben aber zieht der Pelzmärte umher, ein vermummter Kerl mit geschwärztem Gesicht und einer Kuhschelle. In andern Gegenden führt der Schimmelreiter den Namen Ruprecht, das ist jene kinderschreckende und zugleich kinderfreuende Gestalt, in Pelz oder in Stroh gehüllt, das Gesicht vermummt, die Rute oder die Keule in der Hand, den Sack mit Gaben auf dem Rücken. Knecht Ruprecht ist bekannt in der Mark, in Sachsen, in Thüringen, in der Lausitz und in dem westlichen Teile von Schlesien, auch in dem südlichen Deutschland ist er stellenweise zu treffen. Es ist jedoch kein Knecht in dem alten Pelzträger verborgen, sondern, wie der Name schon sagt, ein ruhmglänzender (hruodperaht) Gott — niemand anders als Wuotan selbst. Im nordwestlichen und im südlichen Deutschland tritt der heilige Nikolaus (Sante Klaas) an seine Stelle. So weisen alle drei: der heilige Martin, Knecht Ruprecht und der heilige Nikolaus, deutlich auf die heidnische Gestalt, der sie ihren Namen borgten, hin; es ist Wuotan, der die Opferschmäuse besucht und segenspendend durch die Reihen seiner Gläubigen zieht, die freilich jetzt in der Hauptsache bis auf die Kinder zusammengeschmolzen sind. Im Elsaß ist es das Christkind selbst, das auf einem Esel angeritten kommt. Damit dieser etwas zu fressen findet, legen die Kinder in der Gegend von Straßburg kleine Heubündel vor die Tür des Schlafzimmers, dabei im Kreise tanzend und singend:

Chrischtkindele, Chrischtkindele,
Kumm du zu uns eryn!
Mer hän e frischs Heubindele
Un au e Gläsele Wyn;
E Bindele firs Esele,
Firs Kindele e Gläsele,
Un bete könne mer au!

Doch ist das Christkind, das herumreitet und seine Ankunft durch eine Glocke ankündigt, nicht ein wirkliches Kind wie in Schwaben, sondern ähnlich dem Engel, der in Hessen den Nikolaus begleitet, eine erwachsene Frau in weißem Gewande, mit langen blonden Haaren aus Baumwolle. Ihr Gesicht ist mit Mehl bestäubt, auf dem Haupte trägt sie eine Krone von Goldpapier mit brennenden Wachskerzen, und in der einen Hand hält sie eine silberne

Glocke, in der andern einen Korb mit Zuckerwerk. Ihr Begleiter ist der Hans Trapp, der jedoch mit der Mythe in gar keinem Zusammenhange steht. Es soll der Name dieser Schreckgestalt von einem Hans von Dratt oder Tratten, einem Ritter aus der Zeit des Kurfürsten Friedrichs des Siegreichen von der Pfalz, herrühren, der zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts mit der Feste Bärbelstein oder Berwardtstein belehnt wurde und das arme Volk im Schlettenbacher Tale so über alle Maßen peinigte und quälte, daß noch lange nach seinem Tode Eltern ihren Kindern, wenn sie unartig waren, die Worte zuriefen: Warte, warte, jetzt kommt der Hans Tratt!

Die leuchtende Göttin Berchta begleitet den Gott Wuotan bei seinen Umzügen, und wo die Vermischung des Heidnischen mit dem Christlichen naiver geschehen ist, die Jungfrau Maria. Die Umzüge des Schimmelreiters, des Ruprechts, St. Martins, Nikolaus und der Frau Berchta sind die Vorspiele der Feier der zwölf Nächte. Die ganze Zeit, seitdem die Sonne ihren Wendepunkt erreichte, bis zu dem Tage, wo sie wieder vorwärts geht, die zwölf Nächte oder die Zwölften, auch Rauhnächte genannt, war geheiligt; die Gottheit wachte über die Heilighaltung ihrer Zeit. Wenn der Sturmgesang des Götterumzugs in den Zwölften durch die Lüfte brauste, herrschte tiefe Stille, sogar Gerichtsfriede im ganzen Lande; alles ergab sich der festlichen Freude. Die Gemeinde versammelte sich, um den als Opfer geschlachteten Juleber gemeinschaftlich bei heiterm Biergelage zu verzehren. Noch ist es in den meisten Gegenden Deutschlands Glaube, daß in den Zwölften keine Arbeit vorgenommen, vor allem nicht gesponnen werden darf; ist dennoch während dieser Tage Flachs auf dem Rocken, so heißt es in Norddeutschland: „De Wod jagt durch!" und zum Zeichen, daß er wirklich hindurchgefahren sei, stecken die Knechte den Dirnen Pferdemist in den Flachs als deutliche Spur seiner Rosse. Auch das Haus muß fein sauber sein zur festlichen Zeit, denn bisweilen pflegt Frau Berchta nachzusehen, ob alles in der Küche ordentlich ist; darum wird jeden Abend der Herd aufgeräumt. Findet sie Unordnung, so weicht sie von dem Hause, und Unglück kommt darüber. Ist die Ordnung des Hauses für die heilige Zeit bestimmt, dann darf sie nicht wieder gestört werden. So oft der Tisch während der Zwölften verrückt wird, so oft donnert es im nächsten Jahre. Die feierliche Ruhe, die heilige Stille muß gehütet werden; wer durch Lärm, besonders durch lautes Zuschlagen der Türen, die Weihnachten entweiht, hat im nächsten Sommer den Blitz zu fürchten.

Als Zeichen der festlichen Tage loderten die Feuer, die alle hochheiligen Zeiten der Germanen schmückten. Die Weihnachts- oder Julfeuer sind noch allgemein in Schweden und teilweise in Norwegen; in England wird noch heute ein festliches Kaminfeuer in den Weihnachten unterhalten, das die heiligen Tage hindurch brennen muß. Ein Stückchen muß übrig bleiben, mit dem der nächste Julblock angezündet wird. Mehr oder minder stehn diese Feuer in bezug zur Sonne; wie die Fastnacht- und die Osterfeuer ihre wachsende Kraft, die Johannisfeuer ihre sommerliche Wende, so feiern die Weihnachtsfeuer die winterliche Umkehr. Die Räder, die dabei in norddeutschen Gegenden angezündet und die Abhänge hinuntergerollt werden, das Scheibentreiben, das in

Süddeutschland allgemein ist, sind symbolische Zeichen, die auf die Sonne Bezug haben.

Vornehmlich ist es also der Gott Wodan, dem die Feier der Wintersonnenwende gilt. Zog er schon seit der Ernte durch das Land, so hält er in der Weihnachtszeit einen noch festlichern Umzug. Bald kommt er als Reiter die Waldwege daher oder pocht als Fußwandrer im Pelzkleide an das verschlossene Hoftor, bald auch braust sein Gefolge hinter ihm drein, das Wodansheer, auch das wütende oder wilde Heer, die wilde Jagd oder das Nachtgejaid geheißen, das den großen Gott im Sturmeswehen begleitet. Die Zeit des Umzugs ist vorzugsweise Weihnachten oder die Zwölften. In diesem nächtlichen Umzuge nahm Wodan die Opfer entgegen, die man ihm brachte. Mitten im winterlichen Schnee, am liebsten an einem Kreuzwege, damit ihn der Gott nicht verfehle, pflanzte man als freudiges Symbol der nie verlöschenden Lebenskraft den grünen Tannenbaum auf, der sich mitten in Frost und Eisesstarre die Leibfarbe des Sommergottes bewahrt, und wollte damit hindeuten auf den wieder nahenden Frühling. Die Tanne behängte man mit Fruchtopfern, mit Äpfeln und Nüssen, ebenfalls Symbolen der Keimkraft der Natur, und besteckte sie nach gemeinem Festbrauch heiliger Nächte mit brennenden Lichtern — unser heutiger Christbaum, den noch jetzt die Kinder mit Schaumgold schmücken zur Erinnerung an die goldgeschmückten Heiligtümer Wodans. Neben Wodan thronte in ebenbürtiger Majestät seine Gemahlin, die vielnamige Mutter des Lebens. Ihre urgermanische Bezeichnung war Freia, die liebende, freundliche. Auch sie hält unter verschiednen Namen: Frau Berchta, die Glänzende, Frau Holde oder Holle, die Gnädige, wie sie in der Landschaft gerade heißt, in den Zwölften ihren Umzug durch die Häuser und vor allem die Spinnstuben, denn der Flachs steht unter ihrer besondern Pflege, und die Kunkel, des Weibes Zeichen, ist ihr heilig. Auch Berchta hielt ihre hauptsächlichsten Umzüge um Mitternacht in der Weihnachtszeit. Aber von der Vorstellung einer lichten, liebevollen Göttin ist wenig übrig geblieben, ihre jugendliche Schönheit hat sie an die christliche Himmelskönigin Maria verloren. Als altes Weib pocht sie Nachts an die Fenster, und unwillkommen ist ihr Besuch. Die ehrfurchtsvolle Scheu vor der Göttin hat sich zur Angst vor dem Gespenst verdüstert. Auch der Dreikönigstag war ihr heilig und hieß durch das ganze Mittelalter und noch heute in einzelnen Gegenden der Berchtentag, die vorangehende Nacht Berchtennacht. Seit alter Zeit waren am Berchtenabend Volksaufzüge im Schwang, die die Umfahrt der Berchta mimisch darstellten. Frau Berchta ging mit ihrem Gefolge von Haus zu Haus und heischte Gaben; man nannte das „berchteln" oder „bechteln." Im Elsaß fiel das Fest in die Weihnachtsfeiertage, an andern Orten im Mittelalter auf den 30. Dezember, den Tag der „milden Bechta." Da liefen in Straßburg „die Handwerksknechte oder -knaben nach alter Gewohnheit" von einer Trinkstube in die andre und drangen auch frommen Leuten in die Häuser, um Gaben zu erbitten und zu erpressen, weshalb der Umzug bei Strafe auf die Trinkstuben und die Häuser der Handwerksmeister beschränkt wurde. Ein Überrest mittelalterlichen „Bechtelns" findet sich noch im Unterelsaß, wo in den Ortschaften am Christabend Sperrnacht gehalten wird, das heißt, die Mädchen

werden gesperrt, und das Spinnen über die Feiertage eingestellt. Die jungen Leute versammeln sich partienweise, halten Mahlzeiten und treiben allerlei Kurzweil. Ein Hauptspaß besteht darin, daß sich die jungen Burschen, wie einst die Handwerksknaben zu Straßburg, in die Küchen auch minder bekannter Leute schleichen, um die Pfanne mit dem Braten wegzustehlen. In den ganzen deutschen Alpen ist die Sitte des „Berchtenlaufens" oder „Berchtenspringens" verbreitet. Während der Rauhnächte ziehn die Burschen der Alpendörfer, oft hundert an der Zahl, mit Kuhglockenschall und Peitschenlärm in seltsamer Vermummung von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, mit Hüpfen und Springen. Lärmend, mit Stäben in der Hand, tanzen sie den ganzen Tag im Dorf und in den Wirtschaften herum, wie es im württembergischen Oberlande auch zur Zeit der Fastnacht heute noch Mode ist. Sicher ist, daß wir in diesem Berchtenspringen den Rest eines der Göttin Berchta heiligen Tages zu sehen haben.

Die Erinnerung an die heidnischen Julgelage, die Opferschmäuse der alten Germanen zu Ehren ihrer Götter, hat sich auch in Deutschland durch die Gerichte bewahrt, die man am Christ-, am Silvester- oder am Dreikönigsabend noch nach alter Sitte bereitet. Im Thüringischen ißt man Knödel mit Hering, im Württembergischen Heringssalat; wer dies tut, wird im nächsten Jahr immer Geld haben. Dasselbe verheißt man in Schwaben dem, der zu Neujahr gelbe Rüben ißt. In Steiermark pflegt man Karpfen und einen Mohn- oder Honigstrudel, in Schlesien Mohnklöße und Karpfen oder geräuchertes Schweinefleisch mit Backobst zu essen. In der Altmark muß Hering oder Hirse, in der Uckermark während der Zwölften Kohl mit Schweinskopf und Lungenwurst gegessen werden. Der Eberkopf ist in England das feierliche Hauptgericht der Weihnachten. Es sind dies alles, wie schon erwähnt worden ist, Opfergerichte, ein Teil davon mußte also der Gottheit zukommen. Noch heute ist es in einzelnen Teilen von Oberkärnten Sitte, in der Dreikönigsnacht Brot und gefüllte Nudeln für die Berchta auf den Küchentisch zu stellen, damit sie davon abbeiße und koste. Tut sie das, so wird ein gutes Jahr.

Auch besondre Bäckereien sind zu Weihnachten gebräuchlich, die ebenfalls ihre Bedeutung auf den Opferdienst zurückführen. Die alten Germanen formten die Bilder ihrer Götter und der geheiligten Tiere in Teig, worauf sie von den Frauen in den Tempeln gebacken wurden. Deshalb findet sich solches Gebäck noch heutigentags in Tier- und Menschenform in den meisten deutschen Ländern. Besonders sind es der Reiter, der als Hinweis auf Wodan fast allerorten vorkommt, und die jagdbaren Tiere der Luft, des Wassers und der Erde, als Adler, Fisch, Hirsch, Eber u. a. In Schwaben bäckt man „Sprengerle," ein Backwerk mit darauf gepreßten Menschen, Tieren, Blumen und dergleichen. Gediegnere Bäckereien als diese Menschen- und Tiergestalten sind die im mittlern und im nördlichen Deutschland herrschenden Striezel- und Christstollen, in Württemberg das Huzelbrot, ein Gebäck aus gedörrten gespaltnen Birnen, Pflaumen, Rosinen, Feigen und Honig, und in Oberbayern der Kletzen. In allen Gasthäusern Salzburgs und Oberbayerns herrscht heute noch die gute alte Sitte, Stammgästen in den Weihnachtstagen ein Stück Kletzenbrot oder einen „Weihnachtszelten," ein laibähnliches Gebäck aus allerlei süßen und würz-

haften Sachen, gratis aufzutischen, vielleicht auch etwas Butter und ein Gläschen Kirschwasser dazu. Ein Mädchen heiratet im kommenden Jahre, wenn es neunerlei Kletzenbrot, jedes Stück freiwillig geschenkt, nicht erbeten, zusammenbringt. Mit größter Sorgfalt wird der Zeltenteig geknetet; ist dieses Geschäft vorüber, so muß die Dirne mit den teigigen Armen die Obstbäume umfassen, damit diese im nächsten Jahre reichlich Früchte tragen. Gelingt der Hausfrau der Zelten, so betrachtet sie das als ein gutes Omen, mißrät er aber, so zittert sie für ihr Leben. Auch das Vieh bekommt ein eigens gebacknes Kletzenbrot mit drei Nußkernen. Wer sich Schlag zwölf Uhr in der Christnacht mit einem weißen Weihnachtsbrot auf den Düngerhaufen stellt und spricht: „Wer nur vor Gott und der Welt beschaffen ist, der komm und schneid diese Stört an," sieht seine Braut oder den Bräutigam kommen. Läuft man aber davon, so fliegt dem Feigen ein Messer nach. In Haigermoos gehn die Mädchen mit einem Kletzenbrot, in dem ein Messer steckt, in der Rauhnacht um das Haus. Wer einer dabei begegnet, der muß den „Scherz" abschneiden und heiratet sie in der Folgezeit. Zeltenstücke endlich erhalten auch die Burschen, die am 28. Dezember in dem an Schwaben grenzenden Teile Bayerns herumziehn, die Mädchen zu „kindeln," desgleichen die, die in Altbayern das Klöpfliedlein singen.

Weiter wurde in der heidnischen Zeit dem Mittwinter eine besondre Kraft zugeschrieben, man meinte, seltne Gaben in ihm zu finden. So wußte das Altertum von der Sprachtätigkeit und Weissagungsgabe der Tiere mancherlei zu erzählen. Dieser Glaube wurde auch durch die Einführung des Christentums nicht vernichtet, wohl aber beschränkt, und zwar auf die heilige Nacht, in der Christus einst zu Bethlehem im Stalle geboren wurde. Überall in Deutschland sagt man deshalb, daß in der Christnacht Tiere miteinander reden, auch daß die Geister während dieser Nacht mit den Tieren sprechen. Die ganzen zwölf Nächte werden für die Tierwelt als bedeutend angesehen, und mancher Aberglaube über die Haustiere ist mit ihnen verbunden. Sie stehn in ihren Ställen auf, um dem Gott Wodan (später dem Christkinde) ihre Ehrfurcht zu bezeugen, oder sie knien alle nieder und beten an. Wodans Lieblingstiere, die Rosse, stecken die Köpfe zusammen und teilen einander mit, was sie während des verflossenen Jahres erlebt und erduldet haben, und was sie für die Zukunft erwarten. Viele Bauern wagen nicht, in der Weihnacht die Pferde anzuspannen; dieses Reden untereinander sei die einzige Freude, die der Gott ihnen gewährt, das müsse sie für die Arbeit des ganzen Jahres entschädigen. Dabei spielt wohl der Respekt vor den Weissagungen der Pferde ebenfalls mit. Oft schlafen die Knechte in der heiligen Nacht unter oder gar in den Pferdekrippen, und die Träume in solcher Bettstatt sind vorbedeutend für das ganze kommende Jahr, denn im Schlafe hört man, was die Rosse reden. Mädchen reiten wohl auf einem Besen bis an die Tür des Pferdestalls und horchen. Wiehert ein Roß, so kommt die Magd bis Johannis in die Ehe, hört sie dagegen die laute Blähung eines Pferdes, so muß sie im kommenden Jahre Kindtaufe geben, ohne einen Mann zu haben. Man darf an solchen Weissagungen nicht zweifeln. Ein ungläubiger Bauer legte sich auch einmal in die Raufe und horchte wachend. Da sprach um Mitternacht das eine Pferd zum andern: „Dieses Jahr machen

wir noch mit unserm Bauern los." Der Schreck warf ihn auf das Krankenlager, und bald zogen ihn die Pferde zum Kirchhof. Überhaupt ist das Belauschen der Tiere gefährlich, und mancher ist schon dabei blind oder taub geworden oder gar gestorben. Auch wenn die Rosse am Weihnachtsmorgen im Stalle schwitzen, kommen sie bald vor einen Leichenwagen. Ferner haben sich bis heute noch eine Menge Gebräuche mancherlei Art erhalten, durch die man Tod und Leben, Glück und Unglück, Heirat und das blühende Geld zu erkennen glaubt. Die Schätze der Erde sind in dieser Zeit lösbar und zugänglich, Felsen und Berge, darin sie ruhen, tun sich auf, und die blaue Blume blüht, die das Gold in der Tiefe verrät. Auch die Gabe der Unsichtbarkeit kann man in den Zwölften erlangen. In treuem Glauben stellte der Bauer eine Korngarbe, dazu scheffelweise Hafer und Gerste unter den freien Himmel, ja er buk vor dem Hause, denn der Tau dieser Nächte, der von den heißgerittnen Rossen der den Wodan begleitenden Schlachtjungfrauen (Walküren) niederströmte, segnete Korn und Brot und bewahrte den davon Essenden auf ein ganzes Jahr vor Krankheit. Ein Knecht, der selbst bei mäßigem Futter immer gesunde und dicke Rosse haben will, geht in den Zwölften des Nachts dreimal um die Kirche, in erhobner Hand ein Bündchen Heu haltend, das er nachher seinen Tieren zu fressen gibt; oder er stiehlt in der Julnacht etwas Kohl, um ihn unter das Futter zu mengen, oder er macht, bevor er in die Christmette geht, ein Bündel Heu, das „Mettenheu" zurecht, legt es auf den Mist und füttert, wenn er aus der Kirche kommt, sein Pferd damit. Den Waschhader braucht er nur zu Weihnachten, zu Neujahr oder am Dreikönigsabend an einen Zaun zu hängen und nachher damit die Pferde zu putzen, so werden sie ebenfalls fetter. Die Zäume der Pferde während der Zwölften unter den Tisch gelegt, hält sie während des Weideganges gut zusammen. Wollen Mädchen ihr Schicksal erfahren, so schauen sie in der Christnacht zwischen elf und zwölf Uhr in gewisse Brunnen und Quellen und sehen darin das Bild ihres zukünftigen Mannes. Andre schälen Äpfel und Birnen, sodaß die Schale ganz bleibt, werfen diese hinter sich und erraten dann aus der Figur, die sie bildet, den Anfangsbuchstaben des Namens ihres einstigen Gatten. Auch den Schuh wirft man bisweilen hinter sich; steht die Spitze der Tür zu, so wird das Mädchen in diesem Jahre Braut und verläßt das elterliche Haus, steht sie nach innen, dann muß es mindestens ein Jahr lang warten. Noch andre essen vor dem Schlafengehn Heringe, indem sie glauben, daß der, der ihnen im Traume den Durst stillt, sie heiraten werde. Auch einem Apfel, den man in der Andreasnacht bei einer Witwe holt, ohne ihr dafür zu danken und unterwegs zu sprechen, schreibt man die Kraft zu, von dem Zukünftigen träumen zu machen.

Bis in das Gebiet düsterer Romantik und Mystik streifen einzelne ältere Volksgebräuche der Gebirgsgegenden hinüber. Da ist es vornehmlich das stille Volk der Unterirdischen, der Zwerge und der Bergmännlein, wie sie im Elsaß und in Schwaben, der Wichteln, wie sie in Hessen, Thüringen, Bayern und in Tirol heißen, in denen uralte Vorstellungen von den Seelen der Verstorbnen leben. Schatzgräber und Glücksucher opferten einst in der Weihnacht die schwarze

Katze oder den schwarzen Hahn (Überreste der altgermanischen Festopfer). In Südwestböhmen ging die alte Volkskunde einst flüsternd umher, daß in der Weihnachtsmitternacht auf einsamen Kreuzwegen alle jene in einem Zuge (Totenzuge) zu sehen seien, die im nächsten Jahre sterben würden. Wer sich hierzu ein altes Sargbrett verschaffen und durch dessen Astloch schauen kann, sieht noch gar mancherlei. Doch hat in den letzten Jahrzehnten die Weihnachtsfeier auch im Volkstum Deutschböhmens immer mehr den Charakter des Festes des Lichts, der Familien- und der Nächstenliebe, der Naturerneuerung angenommen. Jung und Alt muß am heiligen Abend ein Tuch auf dem Tisch nächst dem Fenster ausbreiten oder einen Korb aufstellen, damit das „Bornkind" (eingeborne Kindlein) seine Gaben austeilen könne.

Mit dem Dreikönigsfeiertage schließt überall der Weihnachtsfestkreis im Wesen ab. In der Dreikönigsvornacht entfaltet sich noch einmal die Macht der Geister, ehe sie sich wieder zurückziehn. Haus und Hof wurden abermals gesegnet und gefeit, mit christlichem Weihwasser und heidnischem Brauche gegen die Mächte der Dunkelheit zu schirmen gesucht. Mit geweihter Kreide wurde an die Türschwellen, Türen und Torbalken das bekannte Dreikönigszeichen C + M + B mit der Jahreszahl (Casper, Melchior, Baltzer, der volkstümliche Name der heiligen drei Könige) und an die Bettstellen zu Häupten und zu Füßen der sogenannte „Drudenfuß," das in einem Zuge ausgeführte „Pentagramm" (Fünfstern) geschrieben. Das Dreikönigszeichen diente zum Schutze gegen die Obmacht böser Geister und Menschen; der Drudenfuß sollte gegen die beängstigenden nächtlich die Schläfer drückenden „Druden" und „Albs" (Elben, Alben) sichern. Mit dem Dreikönigstage beginnen dann auch die Hindeutungen und Vorbereitungen des Volkslebens auf die zweitwichtigste Gruppe: die Oster- und Frühlingsfeste.

Geschichte einer Sammlung

(Schluß)

Wenn ich mir die Lage meines Vaters vorstelle in den letzten zwei Jahren, die er in Rom war, während er sich schon nach Gelegenheit umsah, nach Deutschland zurückzukommen — ich denke mir, daß es manchmal so spannend war wie Wetten oder Spielen. Ich habe einmal über Schliemann gelesen, von der eigentümlichen Sicherheit seiner Vermutungen, und wie er sich endlich seinem Ziele näherte. Es war bei der Ausgrabung des Goldschatzes in Mykene. Aus Anzeichen in der Schicht, die sie durchstießen, schloß er auf etwas besondres. Der Schweiß brach ihm aus, schlotternd vor Aufregung und wie im Fieber schickte er die Arbeiter unter Vorwänden weg, um selber weiter zu graben und sich zu vergewissern. Und aufregend war auch das mit den Bilderfunden. Mein Vater erzählte gelegentlich, wie er Beauftragte großer auswärtiger Galerien gesehen hätte, wie sie majestätisch aufgetreten wären, sich den Antiquaren als die Bevollmächtigten dieses und jenes Staatsmuseums präsentiert hätten, denen Tausende zur Verfügung stünden, und wie es dann gewesen wäre, als überschlüge sich dem Italiener die Zunge im Halse, während

er die bellissimi originali aus allen Winkeln herauszog, und wie er nach Lust geschnappt hätte, um einen angemessenen Preis für diese Machthaber auszudenken. Mein Vater, in Rom ansässig, der die verschlagne Gesellschaft kannte, der die Augen in langer Übung geschärft hatte, der sich die Blendrahmen an den Wänden selber umdrehte, der zu den bellissimi originali den Kopf und die Hand leise schüttelte, wie die Italiener es tun, wenn sie eine Zumutung abweisen, der mit gleichmütiger Miene fragte: Was kostet denn das da hinten? und wenn ein Preis genannt war, lachte und weiter ging, weil es reif und der Antiquar mürbe werden mußte, der brachte es, wenn das Glück gut war, endlich nach Hause und untersuchte, ob sich seine Ahnung bewährte.

* * *

Ich bin damals nie in einen Antiquarladen mitgenommen worden, ich weiß auch nicht, ob meine Eltern wußten, wie ich es mir wünschte, aber ich stellte es mir vor wie ein Paradies: Truhen und Geräte von Alabaster und farbigem Marmor und Schnitzereien, farbige und plastische Werke und der Eindruck der Unerschöpflichkeit.

Einmal erzählte mein Vater von einer sehr guten Bronzekopie von dem jugendlichen Augustus, es gibt sehr viele Nachbildungen, aber wenig gute, und diese wäre vorzüglich gewesen, aber sie war meinem Vater zu teuer, und beim Reifwerdenlassen ging sie verloren. Um die habe ich lange getrauert, denn ich hatte eine Liebe für das Original im Vatikan.

Einmal kam der Nachlaß eines Marchese Muti zur Versteigerung. Es hieß, daß er Bestandteile der Sammlung Campana im Besitze gehabt hätte, die nach ihrem wesentlichen Teile jetzt in Paris ist. Bei dieser Auktion sah mein Vater oben auf einem Wandbrett eine Marmorbüste. Sie war nur von hinten zu sehen, dick mit Staub bedeckt, und es schien, als wenn die abgewandte Seite, also das Gesicht, fehlte, aber der Nacken war so schön, sagte mein Vater, daß er schon einen Preis wert war. Ich glaube, mein Vater war der einzige, der darauf bot. Als sie ihm zugeschlagen war und heruntergehoben wurde, fand sich, daß es ein ganz unversehrtes Werk war, und daß nur der dicke Staub und die Dunkelheit des Winkels es gemacht hatten, daß man es für verstümmelt hielt.

Es war eine sehr schöne Nachbildung der mediceischen Venus in Florenz. Sie ist viel bewundert worden, und es gab Bildhauer in Rom, die aus der Art der Arbeit und dem Zusammenhange mit der Sammlung Campana schlossen, daß sie von der Hand Canovas wäre.

Sie hat in meiner Kindheit eine Rolle gespielt. Daß die Züge den geistigen Inhalt entbehren, das vermißte ich nicht, obgleich es der war, der mich am jugendlichen Augustus fesselte. Aber die Schönheit der Linien entzückte mich. Meine Mutter, auf deren Schreibtisch sie stand, hatte fast immer ein Spitzglas mit rosenroten Rosen vor der Venus stehn. Das war mein Entzücken, und ich fand es namentlich schön, wenn einige von den Rosen die Blätter abwarfen, und sich die zarten kleinen Gondeln mit der sanft ins Weiße verlaufenden Spitze dem Glaskelche zu Füßen legten, über den die Venus den siegreichen Kopf erhob. Darum half ich den Rosenblättern und streute sie aus, wie es am schönsten war. Einmal kam ich in den Salon und hörte meine Mutter sagen: „Jetzt habe ich schon zum drittenmal den Schreibtisch abgewischt, und immer liegen wieder Rosenblätter darüber." Ich war sehr betreten, denn ich hatte gerade so emsig die Farbensaat wiederhergestellt wie meine Mutter ihre Ordnung, ohne daß eins von dem andern wußte; da kam ich denn hervor und bekannte.

* * *

Von dort, wo die Venus herkam, stammten auch die großen etruriſchen Vasen, die mein Vater besaß, mit Kampfdarstellungen. Ich habe sie oft gehoben und getragen und immer das merkwürdig leichte Gewicht bewundert, das für diese Antiken

bezeichnend ist. Später ist bei einem großen Hausputz einmal eine Vorhangstange von der beklagenswerten deutschen Hauswand, die wir wohl unbewußt immer an den Caffarellimauern maßen, heruntergekommen und hat zwei davon wieder zu Staub verwandelt.

Unter der Sammlung von antiken Geräten, die mein Vater hatte, Tränenfläschchen, Elfenbeingriffeln und den vielgestaltigen Öllämpchen mit ihren entzückenden Reliefdarstellungen von den Grazien, dem kleinen Bachus und allem möglichen Göttervolk, und denen aus der altchristlichen Zeit mit ihren ernsten gebundnen Ausdrucksmitteln, war auch eine aufrechtstehende Figur aus Terracotta, die Juno, eine kleine Penate, drei Hände hoch. Die fiel um und brach sich den Kopf ab, und eine Opferschale aus schwarzem gebranntem Ton, federleicht, mit einem Buckel in der Mitte, der von unten hohl war, sodaß die Hand beim Ausgießen des Opfertranks einen festen Halt darin hatte, ist bei Gelegenheit in zwei Stücke gegangen.

Manchmal wollte es mir scheinen, als wären die Dinge ungern unter diesem rauhen deutschen Himmel und ließen vom Dasein ab, wie die große Madonna in Blau und Gold, mit den stieren Augen, die im Stallgebäude hauste, bis sie ganz still und ohne zu fragen den Platz räumte. Aber es ist doch nicht das; denn wieviel Dinge, die einen künstlerischen Ausdruck tragen, verschluckt wohl der italienische Boden in einem einzigen Jahre, und die Marmorkapitäle vermauern sie dort wie Feldsteine. Aber vielleicht fahren Kunstgebilde da mit weniger Kummer in die Grube, denn jener Boden ist reich, und jede Schicht birgt andre Schätze.

Und wir hier? Sind wir so arm und beklagenswert, wie der Vergleich es beweisen will? Ich denke, wir sind nur ein junges Volk. Wir wollen erst Rasse bilden, und dann, wenn der Himmel uns wohl will, eine Kunst, nach deren Bestem die Zukünftigen graben.

Damals, in den letzten Jahren, die meine Eltern in Rom waren, starb der Kardinal Patrizi, und sein Nachlaß wurde versteigert. Mein Vater ging in den Palazzo Patrizi, nahe am Petersplatz, um die Sachen zu sehen, und fand da eine Grablegung, so schön, daß er meine Mutter hinführte, daß die sie wenigstens sehen möchte, denn auf den Besitz wagte er sich keine Hoffnung zu machen. Der Kardinal hatte sie bei seinem Leben vom Papst geschenkt bekommen. Sie stammte aus der venezianischen Schule, dem Paris Bordone zugeschrieben. Als Gegenstück hatte sich der Kardinal die Auferstehung nach Perugino kopieren lassen, die im Vatikan hängt und im Format ähnlich ist, ihm vielleicht auch den Gegenstand ergänzte. Doch war die Kopie nicht hervorragend.

Die Grablegung, das Geschenk von Pius dem Neunten, ist auf Holz gemalt und von der wunderbaren Transparenz und Leuchtkraft der Farben, die den Venezianern eigen ist.

Es ist Joseph von Arimathia, der den Leichnam hält. Zwischen den Felsen des Begräbnisses steht er, den Fuß auf den Grabesrand gestellt, auf dem der tote Christus sitzend ruht, und über dem so emporgestemmten Knie mit dem roten Gewand liegt der eine Arm des Toten, der andre wird von dem alten Mann emporgehalten, der auf den geneigten Kopf des Christus niederblickt, und über dessen Schulter man den Kreuzigungsberg in der fernen Landschaft liegen sieht. So füllen die beiden Figuren das hohe Format der Bildtafel aus, und der alte Mann, der den Leichnam darbietet, ist wie eine stille und trauervolle Wiederholung des Pilatuswortes: Seht, welch ein Mensch!

Mein Vater hatte wenig Hoffnung darauf. Aus einem so hervorragenden Besitz ein allgemein bekanntes Bild und von solcher Schönheit! Der Preis würde seine Mittel voraussichtlich weit übersteigen. Und wenn durch einen Zufall das nicht sein sollte, oder wenn sich die Italiener vom Kaufen abhalten lassen würden, weil sie das Bild des Leichnams scheuen, so war noch ein halbdeutscher Rivale von meinem Vater da, und als er wegging zur Versteigerung, sagte er zu meiner

Mutter: Wenn der nur nicht da ist, der kann mehr Geld ausgeben als ich, und dann ist es auf jeden Fall für uns verloren.

Mein Vater war auch noch nicht lange im Palazzo Patrizi, da entdeckte er den kleinen lebhaften Herrn unter der Menge. Der hatte ihn auch gesehen, aber beide mieden sich und suchten sich in möglichster Distanz voneinander zu halten. Aus dieser Entfernung aber bewachten sie einander eifersüchtig mit den Augen. Schließlich dachte mein Vater, er wollte die Gefahr bei den Hörnern fassen und kreuzte durch die Menge gerade auf den kleinen Herrn zu:

Wir sind, glaube ich, beide auf dasselbe Bild aus, sagte mein Vater; wir wollen es wenigstens nicht in die Höhe treiben.

Mir liegt sehr viel daran, das Bild zu bekommen, sagte der andre.

Das glaube ich. Aber ich will Ihnen im geheimen sagen, ich gehe von Rom weg. Da habe ich keine Gelegenheit mehr, Bilder zu erwerben, während Sie bleiben und dann alles allein abgrasen können. Bitte, überlassen Sie mir dies Bild, ich liebe es geradezu.

Aber ich bin ja ganz in derselben Lage, es weiß noch niemand davon, aber ich bin im Begriff, Rom zu verlassen, und da habe ich keine Gelegenheit mehr, Bilder zu kaufen, und gerade dieses eine fehlt mir noch. Es ist eine so schöne Kopie und dem Original so ähnlich wie möglich.

Was für ein Bild meinen Sie denn eigentlich?

Das dort natürlich, die Auferstehung nach dem Perugino im Vatikan.

Das können Sie gern haben, verehrter Freund.

Und was wollen Sie denn? Doch nicht die Grablegung?

Doch, natürlich! Was denn sonst?

Danach schüttelten sie sich die Hände mit mehr Herzlichkeit als sonst, und der kleine Herr setzte noch hinzu:

Die Grablegung nähme ich nicht geschenkt. Niemand würde mich dazu bringen, den Leichnam bei mir aufzuhängen.

Da hatte er mit den Italienern empfunden, und damit erkläre ich mir auch, wie Pius der Neunte dazu kam, ein so kostbares Bild zu verschenken. Freilich verfügt wohl ein Papst über ungewöhnliche Kunstschätze, und freigebig scheint Pius der Neunte gegen den Kardinal gewesen zu sein.

Aber ohne die abergläubische Abneigung der Durchschnittsitaliener, von denen sich Pius der Neunte kaum abhob, wäre es trotzdem noch wunderbar. Der Kardinal ließ sich das Auferstehungsbild dazu malen und hatte damit einen ganz geschmackvollen Ausweg gefunden, den Anblick des Todes weniger eindringlich zu machen. Meinem Vater haben die Italiener mit ihrem Vorurteil dazu geholfen, daß sich ihm ein Herzenswunsch erfüllte.

Auf derselben Auktion erwarb mein Vater ein Werk in zwei Bänden, das die Skulpturen des lateranischen Museums darstellt, auf päpstlichen Befehl ausgeführt und recht in päpstlicher Prachtliebe hergestellt. Die Bände sind fast dreiviertel Meter hoch und tragen auf dem roten Einband das Wappen Pius des Neunten in Gold und Farben. Auch das war ein Geschenk des Papstes an den Kardinal.

Pius der Neunte war ja noch weltlicher Fürst, und von dem, was man dem Stuhle Petri und der päpstlichen Überlieferung an Glanz schuldig zu sein glaubte, dafür ist ein kleines Geschichtchen bezeichnend, das mein Vater erzählte. Irgendein päpstlicher Beamter, der Cavaliere von verschiednen Orden des Kirchenstaats war, hatte Verlangen, seinen Schmuck durch einen preußischen zu vervollständigen.

Endlich nach vielem Antichambrieren, zahlreichen Verwendungen, Empfehlungen und Bücklingen waren seine Verdienste hinreichend beleuchtet, sodaß ihm der Rote Adlerorden vierter Klasse in Aussicht stand. Die Überreichung sollte mit einem Festmahl begangen werden, und der preußische Bevollmächtigte vollzog sie vor den versammelten Teilnehmern.

Der Dekorierte nahm den Orden entgegen, verweilte mit zögernden Blicken darauf, faßte sich dann und sagte verbindlich: Molto gentile, ma piccolo, piccolo — allerliebst, aber klein, sehr klein!

* * *

Manchmal machte Roggeri, der Restaurator, meinen Vater aufmerksam, wenn er von etwas besonderm gehört hatte. Einmal sagte er, in der Via Ara Celi wäre eine römische Familie, die nach der Familienüberlieferung einen Giorgione besäße.

Mein Vater ging hin und fand eine ganz gewöhnliche und schlecht gemalte Jagdszene, allerdings auf einer sehr alten Holzplatte, während die Malerei ziemlich neuen Datums schien. Mein Vater hielt diese Tatsache mit der Überlieferung zusammen und sagte sich: Wenn diese Schmiererei in der Familie von jeher als Giorgione gegolten hat, dann muß doch etwas dahinter sein. Er bezahlte einen Preis, der für das, was man sah, viel zu hoch war, und brachte das Bild nach Hause, und dann mußte Signor Roggeri es untersuchen.

Der machte sich vorsichtig daran und bekam bald die oberste Malerei so weit weg, daß man unter dem figurenreichen Gekrabbel und dem breiten Format eine größere Hand und den Kopf einer Halbfigur im Hochformat unterschied. Es ist die Madonna, die dem Kinde ein Äpfelchen reicht, in sehr kräftiger Temperafarbe und in der strengen frühvenezianischen Art gemalt, noch ganz ähnlich der Weise des Bellini, bei dem Giorgione lernte.

Von einem Bilde, das von den Besitzern als zur Schule Michelangelos gehörend bezeichnet wurde, findet sich unter meines Vaters Papieren die Quittung mit der Angabe, daß es aus der Galerie des Herzogs Braschi stammt, doch kann sich meine Mutter nicht entsinnen, was diese Familiengalerie für ein Schicksal gehabt hatte, und wie es kam, daß davon etwas erworben werden konnte. Für die Umgebung Michelangelos spricht die gewaltsam ausgebildete, aber noch nicht barocke Muskulatur des Leichnams, bei dem sich der Künstler die Aufgabe gestellt hat, einen Körper von vollkommner oder eigentlich athletischer Entwicklung in der tiefen Todesruhe darzustellen, mit dem zurückgesunknen Haupt und den willenlosen Gliedern, die sich alle als die verlassene Wohnung eines übermenschlichen Willens kennzeichnen.

* * *

Wenn man sagt, daß die Italiener Schauspieler von Geburt sind, so ist damit nicht gesagt, daß sie nur darstellen, was sie nicht empfinden. Sie bringen auch das, was in ihnen vorgeht, zur Erscheinung.

Einmal wurde mein Vater auf der Straße angerufen. Als er sich umwandte, sah er, daß ein Antiquar aus seinem Laden heraus gerufen hatte.

Als mein Vater eintrat, warf sich der Antiquar vor ihm zu Boden, raufte die Haare und schrie und heulte, daß er an diesem Tage gepfändet würde, wenn mein Vater ihm nicht ein Bild abkaufte.

Mein Vater fand unter seinen Sachen ein Doppelbild auf Goldgrund. In die dicke Holztafel sind zwei nischenartige Bogen hineinvertieft, in denen die Heiligen Johannes der Täufer und S. Antonio stehn. Oben über beiden war ein kleines holzgeschnitztes Wappen befestigt, drei Kugeln in goldnem Felde, das Zeichen, daß es einem fürstlichen Besitz angehört hatte. Über dem Wappen auf der goldnen Fläche war der Kardinalshut gemalt. Es stammte aus dem Besitz des verstorbnen Kardinals Tosti, aus dessen Nachlaß mein Vater später noch zwei sehr merkwürdige Holztafeln erworben hat. Die beiden Santi sind mit der Meisterschaft einer noch befangnen Zeit und mit einer fast miniaturartigen Feinheit gemalt.

Am Abend brachte der verzweifelte Antiquar das Bild aufs Kapitol, aber so viel Zeit hatte ihm seine Desperazione doch gelassen, daß er das Wappen weggebrochen hatte, um später einmal ein andres Bild mit dem fürstlichen Merkmal auszuzeichnen. Mein Vater vermißte es sofort und sagte, dann sollte er das ganze

Bild dahin tragen, wo das Wappen geblieben wäre. Der Antiquar wand sich und machte Ausflüchte: es wäre ihm abhanden gekommen, wer weiß, wo es geblieben wäre, falls es wirklich jemals darauf gewesen wäre. Aber weil mein Vater fest blieb, zog er vor, es zu finden, und brachte es an.

Dann kamen noch andre Sachen, bei denen mein Vater neben seiner Liebe zur Kunst auch als Vertrauensmann angesprochen wurde, und bei denen man die Not und den Verfall alter Familien zu ahnen bekam.

So kam einer zu meinem Vater und bat ihn, sich eines Bildes anzunehmen, das die Familie wie einen Schatz von alters her besessen hätte. Nun war es auf dem Leihhause, und die Besitzer konnten es nicht einlösen. So wandten sie sich an einen, dem ein Kunstwerk am Herzen lag, und von dem sie die Diskretion eines Galantuomo erwarten konnten. Mein Vater hat es selber vom monte di pietà geholt und dann dem Besitzer abgekauft.

Es ist ein Ecce homo, und der Kopf fast in doppelter Lebensgröße unter der Dornenkrone. Die Schulter gegen das seitwärts gewandte Gesicht emporgezogen, eine Bewegung, die sehr an Correggio erinnert, wenn er Entzücken oder großen Schmerz ausdrücken will. Das Bild ist in grünlich verfärbtes Halbdunkel getaucht, aus dem sich die Dornenkrone, die Züge mit den geöffneten fast schwarzen Lippen und die Augen voll Wasser herausheben.

Ich erinnere mich gut, wie es neu bei uns im Hause war, und ein Herr Besuch machte, ein Berliner, der in Rom ansässig war. Ich bewunderte ihn sehr, einmal weil er rötlich blonde Haare und einen lichten Schnurrbart hatte, so, wie ich mir dachte, daß es Germanen zukäme, und dann wegen seiner Schlagfertigkeit und seiner witzigen Zunge im Gespräch mit den Erwachsnen. Sein sicheres, vielleicht sogar herausforderndes Auftreten und die Witze, die keinen Augenblick aufhörten, erschienen mir kühn und bewunderungswürdig. Der stand eine ganze Weile still vor dem Bilde — mein kleiner Bruder und ich waren dabei —, und es war, als ob er eine Ergriffenheit zu überwinden suchte. Schließlich fand er seine gewohnte schnöde Ausdrucksweise wieder und trat mit dem Fuß auf und sagte:

Da schmieren Müller und Meyer ihre Namen mit roter Farbe unter jeden Fetzen, den sie bemalen, und wer das da gemacht hat, der sagt nicht, wie er heißt!

Dann wieder kam einer bei Nacht und ließ meinen Vater hinausrufen. Man saß in dem hohen schmalen Eßzimmer mit der alten Kassettierung an der Zimmerdecke, die so hoch oben war, daß der Lampenschein sie kaum erreichte. Meine Mutter sagt, sie sähe den Mann noch vor sich, einen langen Herrn mit einem Schnurrbart, der ein kleines Bildchen unter den Rock geknöpft hatte.

Für mich ist es immer mit dem Nimbus des Geheimnisvollen umgeben gewesen, und mir scheint, mein Vater war überzeugt, daß die Not den Mann gezwungen hätte, es wegzugeben. Wenn etwas davon erwähnt wurde, war so viel Ehrfurcht dabei, wie man sie vor dem Unglück hat. Dies ist das Bildchen, von dem mein Vater sagte: Es ist nicht weit von Raffael entstanden, und das Senator Morelli so lebhaft begrüßte: Er ist es, er ist es wahrhaftig! Mein Vater hat es immer in seiner nächsten Umgebung aufbewahrt. Es wäre ja eine Kleinigkeit, es unter dem Mantel fortzutragen, meinte er, und einmal sagte er scherzweise, der Überbringer hätte sich sehr geschämt, ein so kostbares Bild zu verkaufen — vielleicht hätte er es gestohlen.

Es ist ein ganz kleines Bild. Die Maria mit dem Kinde im Mittelgrund einer Landschaft, einer Landschaft, die weit und blau zurückgeht und rechts und links kleine aufrechte, wenig entfaltete Bäumchen hat, wie die aus Perugia sie gern malen. Die Halswendung der Madonna, das Niederblicken, ihre Hände und die Gestalt des Bambino, sogar der kleine Schleier, der sorgfältig um den Kopf der Madonna gebunden und um den Halsausschnitt gelegt ist, und der sich an einer Stelle zart gegen den Himmel abhebt, alles sind frappante Eigentümlichkeiten des Raffael. Das Bildchen ist auf eine kleine Holzplatte gemalt, die zum Schutz

von hinten bezogen ist, und hier auf der Rückseite trägt sie ein Kardinalssiegel, drei Sterne auf einem schlichten Wappenschild.

Einmal als meine Mutter in die Stadt hinunterging und an der Piazza Sciarra an der Kunsthandlung vorbei kam, wurde sie betroffen von einer photographischen Wiedergabe nach der kleinen Madonna. Sie ging näher hinzu und fand, daß das Blatt eine Photographie nach einer Raffaelschen Sepiahandzeichnung im Louvre in Paris war. Sie kaufte es, um es zuhause zu vergleichen.

Da war genau die kleine Madonna, jede Linie, die Bäumchen, der Mantel und der kleine Schleier, das Kind auf ihrem Schoß, Strich um Strich — nur die rechte Hand der Madonna ruht auf der Handzeichnung dem Bambino im Nacken und liegt auf der bildmäßigen Ausführung, die in meines Vaters Hand gekommen war, tiefer, wodurch die Haltung des Kindes freier erscheint. Diese einzige Abweichung von der Handzeichnung betont die Eigenhändigkeit der Ausführung. Ein Schüler oder ein Gehilfe würde sich das nicht herausgenommen haben, während der Maler selber ruhig eine Veränderung macht, die ihm als Verbesserung erscheint.

* * *

Ein paar von meinem Vater sehr geliebte Bilder hatte er aus dem Nachlaß des Malers Dreber übernommen. Dreber starb in den ersten Jahren, die meine Eltern in Rom zubrachten. Er hatte einen sehr schönen Bassano besessen und zwei Köpfe von Salvator Rosa in doppelter Lebensgröße. Diese beiden hatten die Tiberüberschwemmung im Jahre 1869 mitgemacht, wo die Ateliers an der Ripetta unter Wasser gestanden haben. Davon war die Leinwand an den Rändern zerfetzt und schwer von Tiberlehm, und die Bildfläche ganz stumpf und erblindet. Die Witwe Drebers zeigte meinem Vater die Bilder. Sie wollte sie gern verkaufen, und mein Vater nahm sie, die Anbetung der Könige von Bassano und die beiden Verunglückten. Die kamen in Signor Roggeris Pflege unten in meines Vaters Privatreich. Dort bekamen sie neue Leinwand, wurden gewaschen, und der Firnis mit Spiritusdämpfen erweicht. Danach leuchteten, lächelten und schimpften sie fast hörbar. Salvator Rosa hat Charaktere damit ausdrücken wollen, und der Choleriker mit dem geröteten Gesicht, mit den geschwollnen Stirnadern und dem scheltenden Mund unter dem großen Bart, der macht Lärm in dem Raum, wo er hängt.

Ein großer Liebling meines Vaters war auch der Pescivendola, der Fischhändler. Die Gegenüberstellung von Licht und Schatten auf dem Bilde ist sehr energisch. Daraus und aus der großen Lebhaftigkeit der Handlung schloß mein Vater ebenfalls auf Salvator Rosa. Man sieht die Zaghaftigkeit der Frau, die ihre Münze darreicht, und die Entrüstung des Händlers, der sie zu gering findet und in seiner Bewegung zu versteinern scheint.

Davon, wie in einer spätern Zeit die Bekleidungswut gewirkt hatte, fand mein Vater an zwei Bildern die Spuren.

Das eine war eine Maria von Ägypten in ganzer Figur von Caravaggio aus der Galerie Brizzi. Sie hatte ein vollständiges Hemd anbekommen, und durch die viel gröbere Art, wie die Falten und das Leinen behandelt waren, kennzeichnete sich die Übermalung. Sie war aber nicht herunterzubringen.

In einem andern Falle handelte es sich um eine lebensgroße Halbfigur des Caravaggio, die büßende Magdalena mit dem Totenkopf. Man sieht sie fast im Profil, und über die Schulter, die dem Beschauer zugewandt ist, und über das darüberfließende Haar hat ein Späterer den Mantel hinaufgezogen. Diese Falten hat Signore Roggeri so weit abgewaschen, daß ein Schimmer der darunterliegenden Haut durchkam, sich aber bei flüchtigem Besehen doch nicht geltend macht. Die Übermalung muß auch nicht lange nach der Entstehung des Originals gemacht worden sein, denn eine alte Kopie davon gab das Bild schon mit dem hinaufgezognen Mantel.

Beide, das Original und die Kopie, fand mein Vater in einer edeln Familie Guarducci in Rom. Die Familie hatte früher in Monte Fiascone in Etrurien

gesessen und in der Klosterkirche von San Agostino eine Kapelle gehabt. Diese Kapelle hatten sie mit dem Bilde des Caravaggio begabt. Wie es aber in Italien drunter und drüber zu gehn pflegte, war das Städtchen den Franzosen in die Hände gefallen, die Mönche hatten in der Not des Krieges alles verkauft, Kloster und Kirche, und mit der Kirche auch die Kapelle, und darin die heilige Magdalena des Caravaggio. Ein späterer Guarducci machte der Stadtverwaltung um des Bildes willen den Prozeß, und man einigte sich so, daß das Bild kopiert wurde, und die Kirche die Kopie bekam, die Guarducci das Original. Zu der Zeit, als mein Vater mit ihnen in Berührung kam, waren beide Bilder, das Original und die Kopie, in Händen der Familie, und beide gingen an meinen Vater über, zugleich mit einer Aufzeichnung über die Schicksale des Bildes, die die Guarducci hatten.

Ein andres Bild des Caravaggio mit einem lebensgroßen halbnackten Hirtenjungen ist, wie es scheint, der Sittenpolizei entgangen, die wie der Hagel mehr strichweise gewirtschaftet zu haben scheint. So wie es ist, mit der ruhenden jünglinghaften Figur, die sich mit dem Hund liebkost, inmitten der weiten Landschaft und umgeben von den großen weißen und gefleckten Ziegen mit den schöngewundnen Hörnern, ist es ein Bild von ganz ungewöhnlich wohltuender dekorativer Wirkung und macht dabei so sehr den Eindruck der unbelauschten weltfernen Daseinsfreude, daß sie auf den Beschauer übergeht.

Dieses Bild und eine schwere alte Holztafel, ein Johannes der Täufer, von Andrea del Sarto gemalt, sind meinem Vater von einer altrömischen Familie Massa überlassen worden. Der Johannes kommt in ähnlicher Ausführung unter den Sachen des Andrea del Sarto im Chorumgang von Pisa vor.

* * *

Es war, als wenn die Kunst dem lohnen wollte, der sie liebte, das Glück war meinem Vater sehr günstig, zum Beispiel in einem liebenswürdigen Zufall, der ihm eine Handzeichnung des Caracci in die Hände spielte. Er kaufte in seiner letzten römischen Zeit ein Werk in Kupfern über die Fresken des Caracci im Palazzo Farnese und fand, als er das Werk zuhause durchblätterte, zwischen den Seiten die Handzeichnung zu einer dieser Fresken, ein altes, schon etwas verblichnes Blatt in Rötelzeichnung, aber noch völlig deutlich, und die Hand der Meisterschaft unverkennbar darin. Ein längst vergessener Sammler mußte es sich da aufbewahrt haben und übermachte so dem neuern Geistesverwandten dieses Erbteil.

Ich will nur noch von einem erzählen, einem heiligen Sebastian in Tempera auf Holz, den einige dem Lo Spagna zuschreiben wollten, Raffaels Mitschüler bei Perugino. Aber die Art scheint mir älter, noch weniger frei, und doch was für eine Innigkeit!

Der Blick ist nach oben gewandt und etwas verschwimmend in den Schmerzen der Marter. Die blonden Haare sind mit der zärtlichen Sorgfalt und der Feinheit gemalt, die Lionardo, Benozzo Gozzoli und in Deutschland Albrecht Dürer auf das leuchtende Gespinst verwandten. Der Himmel, die Landschaft und in der Ferne ein reitender Zug von winzigen Menschen in vornehmer Tracht sind sehr farbig gemalt, und davor der jugendliche fast nackte Körper, ganz in einem einzigen leuchtenden Ton mit dem edeln emporgerichteten Kopf, das ist ein Werk verehrungswürdigen Künstlertums.

Die Rückseite der Tafel ist zum Schutz für das Holz mit einer Gipsschicht überzogen, und auf diesen Kreidegrund ist mit brauner Farbe der große Umriß eines schreitenden Löwen gemalt, in jener alten Art, die mehr das Mächtige des Tieres als eine naturalistische Erscheinung gibt. Dieses Bild vom heiligen Sebastian hat mein Vater bei dem Antiquar gefunden, wo er die Reste von der Sammlung des Kardinals Tosti fand. Das Bild war aus Platzmangel an der Decke des Raumes befestigt, und mein Vater sah, als er die Augen herumschweifen ließ, auf einmal dort oben die leuchtende Gestalt, an den Baum gebunden, und die weiße Taube der spirito santo über ihr.

Er konnte seine Freude kaum zurückhalten und war entschlossen, es zu kaufen. Wenn es bis dahin reif würde, wollte er meine Mutter an ihrem Geburtstag damit überraschen. Einstweilen ging er weg. Aber einige Zeit danach kam ein Abgesandter von dem Antiquar aufs Kapitol und suchte meinen Vater. Er fand nur meine Mutter zuhause und trug ihr vor, daß der Antiquar auf den Preis eingehn wollte, den mein Vater geboten hätte. Meine Mutter wußte nicht, um was es sich handelte, da fing er an das Bild zu beschreiben: Quel giovinotto con tutti li zeppi — der Jüngling mit all den Holzpflöcken, dabei machte er die Bewegung, als wenn er sich selber den Leib mit Pfeilen spickte. So wurde die Überraschung noch früher reif, als geplant war.

Es scheint, daß man zuhause in Deutschland in der kleinen Stadt meines Vaters Bilderkäufe mit Kopfschütteln und wenig gutem Zutrauen begleitete. Zwar hatte Lessing der einstmaligen kleinen Residenz angehört, und in der engern Familie hatten sie einen Dichter hervorgebracht, der sich aus Schonung für sie lange Zeit Jakob Corvinus übersetzte, aber mit soviel Kunstmartyrium durfte eine so kleine Stadt genug haben, und man war wohl der Meinung, daß sich für andre ordentliche Menschen Waghalsigkeiten auf einem so unsichern Gebiet nicht geziemten.

Einmal aber hatte ein angesehener Kompatriot meinen Vater in Rom besucht, und als er daheim jemand von der Familie traf, sagte er, er würde es für ein Lebensglück halten, ein Bild wie den Sebastian zu besitzen. Von da an wurden meines Vaters Ausgaben milder beurteilt.

* * *

Aber endlich kam der Schluß und damit eine andre Sorge: Wie sollten die Bilder ausgeführt werden? Das Gesetz, nach dem Kunstwerke, die zur Ehre des Vaterlandes gereichen, nicht ausgeführt werden dürfen, war kurz zuvor aufgefrischt worden, und Senator Morelli als berühmtester Kunstkenner von Italien hatte gesagt, wenn er es nicht mit eignen Augen sehen würde, würde er es nicht für möglich halten, daß man noch solche Dinge in Italien zusammenbringen könnte.

Die Aussichten standen also schlecht. Was sollte geschehen? Ein Pastor in Deutschland, der in Rom eine Galerie besitzt? Oder verkaufen? Ein Maler in Rom hatte meinen Vater schon bereden wollen, den Correggio nach Wien zu verkaufen; er behauptete, zu den Inhabern der Liechtensteingalerie Beziehungen zu haben, und „Pferde und Bilder, die soll mer verkaufe, wenn mer an Preis derfür kriegt." Aber mein Vater hatte doch an allen diesen Stücken damit, daß er ihnen nachgespürt hatte, sie erkannt und herausgefunden hatte, ein Elternrecht erworben, wie die Pharaonentochter an dem kleinen Moses, den sie aus dem Nil fischte — es war alles gleich unmöglich.

Aber es fand sich in dieser diplomatischen Umgebung ein andrer Ausweg. Senator Morelli war doch auf den deutschen Grund und Boden gekommen, als er das Botschaftsgrundstück betrat, um die Bilder zu sehen. Abends, wenn das große Tor unten an der steilen Salita zum Palazzo Caffarelli verschlossen wurde, war oben am tarpejischen Felsen Deutschland für sich. Es war klar, die Bilder waren gar nicht mehr in Italien, sondern in einer deutschen Enklave in Italien, und daß sie von da aus durch italienisches Land durchgeführt wurden, dagegen konnte nichts eingewandt werden.

Sie waren also frei und gingen mit nach Deutschland.

Dies sind die Überbleibsel, die ich Ihnen aufgeschrieben habe. Wenn mein Vater aufgeschrieben hätte, was an Erlebnissen mit den Bildern zusammenhing, würde es sehr reich geworden sein. Aber er hat es nicht getan. Er ging wie ein König zwischen seinen Sachen, der die Legitimation verschmäht.

Dreschlitz Spuren

Wenn man einen Blick in die Geschichte der Kultur und Zivilisation der Menschheit wirft, so sieht man, daß sie sich in bestimmten Zeitabschnitten, die sich oft über Jahrtausende erstrecken, in ihrer Entwicklung auf einer gewissen Höhe befinden, auf der sie sich eine Zeitlang bewegen, um dann wieder einen Schritt weiter zu gehen. Und so ist es auch mit der Kunst. Auch sie hat ihre Zeitabschnitte, in denen sie sich auf einer gewissen Höhe befindet, auf der sie sich eine Zeitlang bewegt, um dann wieder einen Schritt weiter zu gehen.

Der Beginn der Kunst ist unbekannt, aber jedenfalls sehr früh. Man kann sagen, daß sie mit dem Menschen selbst beginnt. Denn sobald der Mensch sich seiner Existenz bewußt ist, sobald er sich über sich und die Welt, die ihn umgibt, Gedanken macht, sobald er sich Gedanken über Leben und Tod macht, sobald er sich Gedanken über Religion und Gottheit macht, sobald beginnt auch die Kunst.

Die Geschichte der Kunst ist eine Geschichte der Religion. Denn die Religion ist es, die in jeder der Zeitabschnitte, die wir oben erwähnt haben, der Kunst ihren Stempel aufdrückt. Und so ist es auch in der Gegenwart. Wenn wir heute eine Ausstellung besuchen, so sehen wir, daß die Kunst, die sich heute in ihr präsentiert, ihren Stempel aufgedrückt bekommen hat, und zwar ist es die Religion, die ihn ihr aufgedrückt hat. Wenn wir heute eine Ausstellung besuchen, so sehen wir, daß die Kunst, die sich heute in ihr präsentiert, ihren Stempel aufgedrückt bekommen hat, und zwar ist es die Religion, die ihn ihr aufgedrückt hat. Wenn wir heute eine Ausstellung besuchen, so sehen wir, daß die Kunst, die sich heute in ihr präsentiert, ihren Stempel aufgedrückt bekommen hat, und zwar ist es die Religion, die ihn ihr aufgedrückt hat.

Die Geschichte der Kunst ist eine Geschichte der Religion. Denn die Religion ist es, die in jeder der Zeitabschnitte, die wir oben erwähnt haben, der Kunst ihren Stempel aufdrückt. Und so ist es auch in der Gegenwart. Wenn wir heute eine Ausstellung besuchen, so sehen wir, daß die Kunst, die sich heute in ihr präsentiert, ihren Stempel aufgedrückt bekommen hat, und zwar ist es die Religion, die ihn ihr aufgedrückt hat. Wenn wir heute eine Ausstellung besuchen, so sehen wir, daß die Kunst, die sich heute in ihr präsentiert, ihren Stempel aufgedrückt bekommen hat, und zwar ist es die Religion, die ihn ihr aufgedrückt hat.

ellendick ist und Lastwagen trägt; im Westen verbrämt nur ein schwacher, blaßgoldner Rand die kleinen roten Wolken, und im Norden ist der Horizont schon dunkelstahlblau mit einem Ton wie Rauchtopas.

Jenseits des Sees warten die Schlitten; wir packen uns warm ein, die Fausthandschuhe werden angezogen, die Kragen aufgeschlagen, und dann geht es heimwärts — wir haben eine gute Stunde Wegs. In sausender Fahrt bergauf, bergab; die blauen Schatten der Blockhäuser werden tiefer und tiefer, hier und dort wird schon Licht angezündet — und da fühlt man die Kälte doppelt. Denn jetzt ist es kalt, bitter kalt trotz der Windstille, und jetzt merkt man auch, daß man sich den ganzen Tag in freier Luft bewegt hat, und daß man ein Verlangen nach Wärme und nach Speise empfindet — vorläufig hauptsächlich nach Wärme.

Einer aus unsrer Schlittengesellschaft — es ist natürlich der lange Oberstleutnant — kommt plötzlich, als wir am allermeisten frieren, auf den Einfall, uns das prasselnde Feuer aus Birkenscheiten in dem Kachelofen des Hotels zu schildern, und nach einer Weile hat er sogar die Frechheit, uns zu fragen, ob wir, wenn uns die Wahl gestellt würde, einem Teller dampfender gelber Erbsen, hier auf dem Schlitten serviert, oder einer glühend heißen Wildbretpastete mit krosser, geborstner Teigkruste und saftiger, getrüffelter Füllung den Vorzug geben würden. Wir können alle zusammen die Herrlichkeiten riechen und schmecken, während er spricht, und wir können die Birkenscheite hören und sehen, aber wir antworten ihm nicht, wir frieren verstimmt weiter, und ich persönlich entsinne mich, wie dieser boshafte Jagdgenosse im vorigen Jahr am 16. Juli, als wir in sengender Sonnenglut einen ganzen Tag im Ödumer Moor arbeiteten und nahe daran waren, vor Durst zu verschmachten, plötzlich unsre Leidenschaften aufstachelte, indem er die Frage aufwarf, ob man in diesem Augenblick lieber einen Krug eiskalten Münchner Bieres oder eine halbe Flasche kellertemperierten Mosel trinken würde. Die Wirkung war denn doch noch größer.

Jetzt nähern wir uns der kleinen Stadt, die sich um die Bahnstation angesiedelt hat; die winzigen elektrischen Glühlampen an den Telegraphenstangen werfen schmale Lichtstreifen auf den Schnee, wir sausen durch die „Hauptstraße," biegen auf den „Marktplatz" ein und halten schließlich vor dem Hotel.

Fünf Minuten später sind wir der einen Seligkeit teilhaftig geworden, von der wir auf dem ganzen Wege geträumt haben: wir liegen ohne Überkleider und ohne Stiefel auf dem Bett in einem warmen Zimmer, und nun haben wir noch eine ganze Stunde vor uns, in der wir mit der Pfeife im Munde unsern Appetit zu dem späten Mittagessen schärfen können.

Der Oberstleutnant pflegt zu sagen, daß die Stunde das beste bei den Jagden in Smaaland sei. Das ist natürlich auch Übertreibung, aber eine wunderbare Stunde ist es doch. Es kommt kein andres Licht in das Zimmer als der gedämpfte, rotgelbe Schein, den die glühenden Birkenscheite im Ofen verbreiten, draußen aber funkeln die Sterne an dem dunkeln Himmel und glitzern auf der Schneedecke da unten.

Der Oberstleutnant und ich sind Zimmergefährten; wir schlafen nicht, eigentlich wach sind wir aber auch nicht: wir können noch so eben das Feuer in unsern Pfeifen im Gange halten.

Sieh nur, wie rein und weich der Schnee da draußen liegt, sage ich, im Grunde nur um zu dokumentieren, daß ich nicht eingeschlafen bin.

Ja, antwortet er, ich war auch gerade in dieselbe Betrachtung versunken, und weißt du, an wen ich dabei denken mußte? An Betty Lange — erinnerst du dich ihrer wohl noch?

Betty Lange? — Nein.

Freilich, die hübsche Mamsell auf Arvedgaard — ihrer mußt du dich doch noch entsinnen!

Ob ich mich ihrer entsinne! Auf Arvedgaard hatte ich ja schon als Schüler verkehrt, und ich hatte den Verkehr fortgesetzt, so lange die brave, gestrenge Herrin, meines Freundes Hilmars Mutter, lebte, und Betty, die war ja gerade in meinen

Studentenjahren dort gewesen — die schöne Betty! Ich sehe sie so deutlich vor mir, sehe die Oberlippe, die immer in der Mitte ein wenig in die Höhe gezogen war, als wenn sie gerade etwas sagen wollte, und die Augen, die strahlenden Augen mit dem feuchten Glanz — wir machten ihr ja sämtlich den Hof, in aller Unschuld natürlich.

Aber wie kommst du denn nur dazu, plötzlich an die zu denken? frage ich.

Ach, ich weiß nicht — ja, es kam daher, daß du sagtest, der Schnee liege so weich und rein da. — Entsinnst du dich des Weihnachtsfestes von 1874, da warst du nicht auf Arvedgaard?

Nein, ich büffelte zum Examen, und als ich das nächstemal wieder hinkam, war sie weg.

Ganz recht, es war das letzte Jahr gewesen, daß sie da war. Als ich zu Weihnachten hinauskam — es war so ein echter weißer Weihnachten mit Schlittenbahn und Frost, so, wie wir es in unsrer Jugend gewohnt waren —, merkte ich sofort, daß mit Betty nicht alles in Ordnung war. Sie war noch ebenso hübsch und ebenso lieb und gut, aber der Humor war wie weggeblasen, und manchmal zerdrückte sie auch eine heimliche Träne und zwang sich zu etwas, was einem Lächeln gleichen sollte. Ich fragte Hilmar, was ihr fehle, und er erzählte mir, seine Mutter habe Wind davon bekommen, daß sich das Mädchen mit dem Verwalter auf Knudsholm verlobt habe, und daß der sie häufiger und länger und später am Abend besuche, als es die alte Dame für passend hielt, und schließlich habe seine Mutter ihr denn geradezu verboten, den Bräutigam bei sich zu sehen, und gesagt, wenn er trotzdem „fensterte," würde sie Betty unverzüglich kündigen. — Du weißt ja selbst aus Erfahrung, daß mit der alten Dame nicht zu scherzen war!

Da stehe ich denn eines Abends in jener Weihnachtszeit unten im Fremdenzimmer im Begriff, zu Bett zu gehn — du erinnerst dich wohl noch, daß ich immer nach dem Garten hinaus wohnte —, ich stehe also an dem offnen Fenster und sehe über den großen, weißen Rasenplatz hinaus und freue mich an dem Mondschein und den Sternen. Da wende ich den Blick zufällig nach links, und aus Bettys Fenster sehe ich einen Lichtschein auf den Schnee fallen. Daran war ja nun an und für sich nichts besondres, obwohl es ziemlich spät war; das Schlimme bei der Sache aber war, daß über den ganzen großen Rasenplatz eine deutliche Fußspur lief, die, nach der Richtung zu urteilen, sehr wohl von Knudsholm her führen konnte, die aber auf alle Fälle nach Bettys Fenster hin führte, und eine Fußspur vom Fenster und wieder zurück, die war leider nicht vorhanden.

Ich kann dir sagen, ich habe die halbe Nacht dagelegen, ohne ein Auge zu schließen, denn ich malte mir fortwährend den schrecklichen Augenblick aus, wo die alte Dame — sie sah ja alles! — am Morgen die kriminellen Fußspuren entdecken und Betty auf der Stelle den Laufpaß geben und sie unglücklich machen würde. Großer Gott, sie war so schön und so sanft, und auch wenn sie — nun, wer will da richten — ich jedenfalls nicht!

Schließlich bin ich doch eingeschlafen, und ich erwachte dadurch, daß Hilmar vor meinem Bette stand und sagte:

Heraus mit dir! Wir wollen einen Hasen schießen. Es ist überall voll von frischen Spuren, denn gegen Morgen sind zwei, drei Zoll Schnee gefallen, ganz eben und still — sieh nur selbst!

Ich sprang auf und stürzte an das Fenster — ich hätte vor Freude jubeln können! Weich und dicht lag der Schnee auf dem ganzen Rasen — ja du kannst ruhig finden, daß es lächerlich war, aber in demselben Augenblick bat ich im stillen Betty jeden unfeinen Gedanken ab, den ich von ihr gehabt hatte, und sagte zu mir, daß wenn sich der liebe Gott die Mühe mache, so einen Brautschleier vor ihrem Fenster auszubreiten, so rein und zart, und alles das auszulöschen, dem böse Menschen eine häßliche Deutung beilegen könnten, ja, dann müsse sie es auch verdienen.

Nun, Hilmar und ich schossen an jenem Morgen jeder unsern Hasen, und im Sommer heiratete Betty ihren Verwalter.

Als der Oberstleutnant seine Geschichte beendet hatte, wurde zu Tische gerufen, aber wir beide, er wie ich, sahen noch einmal auf den Schnee hinaus, ehe wir die Gardine herabließen und anfingen, uns anzukleiden.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Die Reichstagsdiäten liegen wieder einmal „in der Luft," diesesmal in Gestalt von Tage- oder Anwesenheitsgeldern. Der Erwählte des allgemeinen Stimmrechts soll Mittags, wenn er in die Sitzung kommt, seinen Namen eigenhändig in eine Präsenzliste eintragen, und wenn er dann trotzdem bei einer namentlichen Abstimmung nicht anwesend sein sollte, bekommt er für diesen Tag — keine zwanzig Mark. Richtiger wäre, er zahlte dann noch zwanzig dazu. Als Korrelat für die „Anwesenheitsgelder," die die Steuerzahler zu tragen haben, sollte man aus Billigkeitsgründen auch Abwesenheitsgelder einführen, die die Herren Reichsboten aus ihrer Tasche bestreiten, wenn sie „unentschuldigt fehlen," wie der parlamentarische Kunstausdruck lautet. Vor allen Dingen sollte aber doch der jetzige Reichstag keine Anwesenheitsgelder empfangen, da er in der Voraussetzung gewählt worden ist, daß solche nicht gezahlt werden. Es ist zwar kein einziges Mandat unbesetzt geblieben, für die meisten waren drei bis vier Kandidaten vorhanden, und so würde es auch ohne Diäten für alle Zukunft bleiben. Wenn man nun aber schon die Verfassung an einer ihrer empfindlichsten Stellen zugunsten des Diätenbedürfnisses abändern will, so wäre es doch Ehrenpflicht für die jetzigen Mitglieder des Reichstags, die Einführung der Diäten bis zu den nächsten Neuwahlen, also bis zur nächsten Legislaturperiode zu verschieben. Denn gerade die Diätenverfechter haben ja immer geltend gemacht, daß mit Tagegeldern ein ganz andrer Reichstag zustande kommen würde, also hic Rhodus, hic salta!

Einzelne Abgeordnete haben sich zugunsten des Diätenempfangs in allen möglichen Zeitungen die Finger wundgeschrieben, und da Abgeordnetenbeiträge, auch wenn sie noch so nichtssagend sind, von den Zeitungsredaktionen immer als mit besondern Weihen umgeben angesehen werden, so ist für die Betreffenden ein Teil des Diätenbedarfs der Session wohl schon durch die Honorare für diese Polemik gedeckt. Einen guten Eindruck hat das nirgends gemacht, ungeachtet der rührenden Einmütigkeit der Parteien in dieser Frage. Der Zentrumsantrag auf Abänderung des Artikels 32 der Reichsverfassung liegt ja dem Reichstage auch schon wieder vor, ein Termin für das Inkrafttreten des Gesetzes ist darin nicht vorgesehen. Nun sind die Ausführungen des Staatssekretärs Grafen Posadowsky, des Vertreters des Reichskanzlers, zur Diätenfrage in seiner Rede vom 12. Dezember schwerlich rein privater Natur gewesen, sondern sie sind doch mindestens als Ausdruck der preußischen Auffassung, wenn nicht als die der großen Mehrheit des Bundesrats anzusehen. Drei Tage später hielt der Reichstag seine letzte Sitzung, in der zuletzt — wie die Nationalzeitung feststellt — im ganzen zwölf (!) Abgeordnete einschließlich des Präsidenten und zweier Schriftführer anwesend waren. 12 von 397! Man wird doch nicht behaupten können, daß die abwesenden 375 nur wegen der Diäten gefehlt haben. In Berlin und den Vororten wohnen viel mehr als zwölf Reichstagsmitglieder, die andern „schwänzten" also, und die auswärtigen waren nach Hause gereist oder machten in Berlin Einkäufe. Die badischen Landtagsmitglieder waren schon acht Tage zuvor abgereist, von den sächsischen wird ebenfalls der eine oder der andre Dresden vor Berlin bevorzugt haben.

Früher wurde das Tagen von Landtag und Reichstag zu derselben Zeit als unvereinbar mit den Geschäften des Reiches angesehen, heute braucht der Reichstag sechs Monate, von denen zehn bis vierzehn Tage allein beim Gehaltstitel des

Staatssekretärs des Innern totgeredet werden, und die Einzelregierungen können mithin die Rücksicht auf den Reichstag nicht mehr nehmen. Es läßt sich jedoch mit voller Sicherheit behaupten, daß wenn man von außerordentlichen Vorlagen, wie dem Zolltarif, absieht, der Reichstag seine wirklichen und notwendigen Geschäfte auch heute noch bequem in drei bis vier Monaten erledigen könnte. Der heutige Zustand hat für den gesamten Staatsorganismus die mißliche Folge, daß während dieser unendlichen Parlamentsdauer an vielen Zentralstellen nicht gearbeitet werden kann, weil die Staatssekretäre oder die Minister und eine große Anzahl der Räte einen wesentlichen Teil ihrer Zeit in Plenar- und Kommissionssitzungen verbringen müssen. Ein hochgestellter Beamter klagte jüngst laut darüber, daß die Beamten durch den Reichstag direkt zum Faulenzen erzogen würden. In den Plenarsitzungen müßten sie stillsitzen und oft stundenlang das dümmste Zeug mit anhören, und nach einer fünf- bis sechsstündigen Sitzung sei niemand mehr imstande, an seinem Schreibtisch etwas ordentliches zu arbeiten. Das ist freilich eine der unvermeidlichen Erscheinungen, die das parlamentarische Wesen begleiten.

Fürst Bülow hat gleich bei seinem Amtsantritt als Reichskanzler für alle Ämter des Reichsdienstes angeordnet, erstens die Zahl der in den Reichstag zu entsendenden Kommissare auf das möglichste einzuschränken, zweitens solle niemand in eine Sitzung gehn, der darin nichts zu tun habe. Da sich das aber nicht immer im voraus feststellen läßt, besonders bei Etatsdebatten, so sind die obersten Reichsbehörden nach wie vor durch den Reichstag zu einer großen Verschwendung von Zeit und Arbeitskraft verurteilt. Wie man von gewissen Kanzelrednern sagt, daß sie die Leute aus der Kirche hinauspredigen, so gibt es auch eine nicht geringe Zahl von Abgeordneten, die ihre Kollegen aus dem Reichstage hinausreden. Nur der Bundesrat und seine Kommissare müssen standhalten. Auch das ist ein Mißstand, der durch Anwesenheitsgelder schwerlich beseitigt werden wird, es sei denn, daß zugleich eine entsprechende Abänderung der gesamten Geschäftsordnung stattfindet, wobei, was die Herabsetzung der Beschlußfähigkeitszahl anlangt, recht große Vorsicht anzuraten wäre.

Um der Diäten oder Tagegelder allein willen die Verfassung zu ändern wäre aber auch deshalb bedenklich, weil man die Übelstände, denen man begegnen will, doch nur zum kleinern Teil beseitigte. Von den Tagegeldern dürften nicht, wie der Antrag Hompesch will, die Landtagsdiäten in Abzug gebracht werden, sondern bei dem Tagen des Reichstags und der Landtage zu derselben Zeit müssen die Doppelmandate einfach untersagt werden, wenn man diesen mißlichen Zustand des gleichzeitigen Tagens nicht aus der Welt schaffen kann. Nicht nur den doppelten Diäten, sondern auch dem Absentismus soll vorgebeugt werden, und den Landtagen wäre schlecht damit gedient, wenn die Mitglieder, die Reichsdiäten empfangen, deshalb aus den Landtagssitzungen wegblieben, um im Reichstage „präsent“ zu sein, weil die Reichstagstagegelder bei weitem die höhern sind. Das gleichzeitige Tagen aber aufzuheben wird nicht gehn, weil — wie Graf Posadowsky schon hervorgehoben hat — der Tag und das Jahr seit dreißig Jahren nicht länger geworden sind. Der Abgeordnete Schrader ist auf diesen Gedanken sehr richtig eingegangen, indem er darauf hinwies, daß andre Länder als Einheitsstaaten nicht in der Weise wie Deutschland mit öffentlichen Angelegenheiten überschwemmt sind, weil wir eben die vielen Landtage und neben diesen noch eine Fülle andrer Vertretungskörper haben. Er hätte noch hinzufügen können, daß der Einheitsstaat viel weniger Beamten braucht und darum viel weniger Kosten für die Verwaltung, Arbeitskraft und Arbeitszeit in Anspruch nimmt als der Bundesstaat. Aber da der Bundesstaat doch einmal besteht, so werden wir unsre öffentlichen Einrichtungen den Verhältnissen, wie sie sich seit dreißig Jahren entwickelt haben, mehr anpassen müssen, und dazu würde eben vor allem der Verzicht auf alle Doppelmandate gehören. Können Reichstag und Landtage dann ungehindert nebeneinander tagen, so könnte vielleicht auch in Erwägung gezogen werden, das Etatsjahr wieder mit dem Kalenderjahr in Übereinstimmung zu bringen und so

die mancherlei Schwierigkeiten zu beseitigen, die durch diese Einrichtung erwachsen sind. Es käme die weitere Frage hinzu, ob ein Mandat nicht ipso facto als erloschen gelten sollte, sobald sein Inhaber in einer bestimmten Anzahl von Sitzungen während einer Session unentschuldigt gefehlt und damit schon selbst den tatsächlichen Verzicht ausgesprochen hat. Der Reichstag müßte das Recht und die Pflicht haben, ein solches Mandat auf Antrag des Präsidenten ohne Debatte für erloschen zu erklären. — Aus der Rede des freisinnigen Abgeordneten Schrader darf übrigens noch hervorgehoben werden, daß er sich der vom Grafen Posadowsky berührten Oberhausidee keineswegs unfreundlich gegenüberstellte.

In allen politischen Fragen empfiehlt es sich, das als notwendig anerkannte rechtzeitig zu tun. Eine Regierung kommt jedesmal in eine mißliche Lage, wenn sie nach anfänglichem Widerstand erfolglos einem Drängen nachgibt. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß jedes Drängen auch einer wirklichen Notwendigkeit gilt. Wirkliche politische Notwendigkeiten werden nicht nur von einer Partei oder einer politischen Gruppe empfunden, sie müssen von sehr weiten Kreisen geteilt und getragen werden. Sie richtig und rechtzeitig zu erkennen, gehört zu den schwersten Aufgaben einer Regierung, die sich ihrer Pflicht einer starken staatlichen Initiative bewußt ist. Tatsächlich bedarf eine Reihe von innern politischen Fragen in Deutschland der Neuordnung, der Absentismus im Reichstage ist nur ein Teil davon.

Durch eine wohlgeordnete Reform kann im Reiche und damit rückwirkend auf die Einzelstaaten mancher Gegensatz beseitigt, manche Verstimmung ausgeglichen werden. Dann wäre auch für Preußen der Zeitpunkt gekommen, der Frage des Landtagswahlrechts im Sinne einer zeitgemäßen Ausgestaltung, selbstverständlich ohne allgemeines Stimmrecht, näherzutreten. Der jetzige Augenblick wäre dazu freilich wenig geeignet, aber „der kluge Mann baut vor." Wenn die Regierung mit fester Hand der Nation klare, wohldurchdachte Aufgaben stellt, wird sie immer im Vorteil sein wie der Feldherr, der das Gesetz der Schlacht nicht vom Gegner anzunehmen, sondern ihm zu geben hat. Je kräftiger die Initiative einer Regierung ist, um so stärker wird ihre Autorität sein.

Zwischen Deutschland und England hat endlich ein Austausch von Komplimenten begonnen, der auf die Beziehungen nicht nur beider Völker, sondern auch beider Regierungen zueinander hoffentlich nicht ohne erfreulichen Einfluß bleiben wird. Die Konkurrenzstimmung zwischen beiden Völkern wird sich, soweit Handel, Industrie und Schiffahrt in Betracht kommen, freilich nicht aus der Welt schaffen lassen, sie wird bestehn, solange es noch einen deutschen und einen englischen Importeur oder Exporteur oder Schiffsreeder gibt. Aber das braucht sich nicht auf das politische Verhältnis der beiden Nationen zueinander zu übertragen und bis zur Krieg-in-Sicht-Stimmung auszuarten. Diese zu verhindern, ist Sache der Regierungen. Der Reichskanzler hat sich deswegen viel Mühe gegeben, man denke an die erregte Stimmung in Deutschland zur Zeit der Reise des Präsidenten Krüger. Aber die englische Regierung hat Öl ins Feuer gegossen, indem sie mit ihrer Seerüstung Maßnahmen traf, die nur gegen Deutschland gerichtet sein konnten und sein sollten, und dann in ostensibler Weise mit Frankreich eine Verständigung einging, der ebenfalls unverkennbar eine Richtung gegen Deutschland gegeben wurde. Das sind Tatsachen, die geschichtlich feststehn und nicht ohne weiteres vergessen werden können, und es möchte eine Warnung am Platze sein, daß die Deutschen nun nicht gleich wieder vor Freude Purzelbäume im Parlament, in der Presse und in Versammlungen schlagen, weil der politische Wettertelegraph aus London berichtet, daß das Vorherrschen starker westlicher Winde nachgelassen hat, und daß das Wetter aufklart. Das französische Gelbbuch, auch wenn es selbstverständlich zu dem Zwecke zusammengestellt ist, damit vor Frankreich und vor Europa eine gute Figur zu machen, enthält doch manche Lehre, und wir sind mit der Annahme des Konferenzvorschlags durch Frankreich, sowie des Konferenzprogramms, keineswegs über den Berg. Das Gelbbuch sowohl wie Rouviers Rede und die Haltung der Kammer

machen nur zu erkennbar, daß die Franzosen auf ihre ursprüngliche Idee der Etablierung einer französischen Schutzherrschaft über Marokko noch keineswegs verzichtet haben, sondern nun durch die Konferenz zu gewinnen hoffen, was sie ehedem im Bunde mit England durchzusetzen gedachten. Zwar gehört zu einem Konferenzbeschluß Einstimmigkeit. Jedoch wenn die Konferenz ergebnislos bleiben sollte, so wären wir nur wieder in einem Status quo, der unmöglich andauern könnte. Diese Sachlage ist für Deutschland nicht gleichgiltig. Bezeichnend ist auch, wie das Gelbbuch durchaus an dem Gedanken festhält, daß Frankreich keinen Anlaß zu Spannungen gegeben habe, daß vielmehr alles Unrecht allein von Berlin ausgegangen sei. Um so notwendiger wird es sein, daß die französischen Behauptungen nunmehr in einem deutschen Weißbuch ein Gegengewicht und womöglich eine Ergänzung finden. Das Gelbbuch stellt die Situation — ganz im Stile von Reineke Fuchs — so dar, als ob Deutschland mit seinem Eingriff in die marokkanische Angelegenheit nur offne Türen aufgestoßen habe, da Frankreich zur großartigsten Wahrung aller fremden Rechte bereit gewesen sei. Erfreulich ist, daß die englische Presse zu der Einsicht kommt und in der großen Mehrzahl doch zugibt, der Reichskanzler habe nicht anders handeln können, als er getan hat. Das stimmt zwar nicht ganz zur „Entente," entspricht aber der Wahrheit und dient dem Frieden. *§*

Innere Kolonisation. Die Leser erinnern sich mit dankbarem Vergnügen der trefflichen und belehrenden Schilderungen und Betrachtungen, die der Schiffsarzt Dr. Georg Schiele im vierten Bande des Jahrgangs 1902 der Grenzboten unter dem Titel: Von einer Weltreise, veröffentlicht hat. Dr. Schiele hat jetzt (bei Hüpeden und Merzyn in Berlin) Briefe über Landflucht und Polenfrage herausgegeben, die vom wärmsten Patriotismus beseelt und von der würdigsten Staatsidee getragen, eine bisher noch gar nicht beachtete Seite einer unsrer größten Angelegenheiten beleuchten. Volkskraft, wird in dem Büchlein gezeigt, wächst bloß von unten, aus der Wurzel heraus, aus den untern Ständen und in Verbindung mit dem Boden. Aber nicht der Bauer ist die Wurzel, sondern der Landarbeiter. Dieser muß also an den Boden gebunden werden, jedoch nicht so, daß seine Freiheit dadurch beschränkt wird. Solche Beschränkung und die des Deutschen unwürdige Lebensführung, zu der er auf den ostelbischen Gütern gezwungen wird, erträgt der Deutsche nicht; darum, nicht aus Genußsucht oder aus andern niedeln Beweggründen, flieht er in die Stadt. Und darum sind auch Rentengüter mit der Verpflichtung, für den Gutsherrn zu arbeiten, nicht die richtige Methode innerer Kolonisation: der Arbeiter will seinen Arbeitsplatz wählen können. Was den Arbeiter an die landwirtschaftliche Arbeit, die er liebt, fesseln könnte, das wäre auskömmlicher Lohn und eine Mietwohnung mit Stall und Garten. Für solche Mietwohnungen also, nicht für Arbeiterkasernen auf Gutshöfen, muß gesorgt werden. Den Landwirten soll man Zollschutz gewähren, aber unter der Bedingung, daß sie den deutschen Lohnarbeitern eine würdige Lebenslage bieten und auf die ausländischen slawischen Arbeiter verzichten, die den deutschen Arbeiter entweder vertreiben oder demoralisieren. „Angesichts der Gefahren und Aufgaben, die das deutsche Volk in Europa noch vor sich hat, kann ihm für den Landverlust, den es innerhalb seiner europäischen Sitze erleidet, kein Landgewinn auf dem Erdenrund, kein Reichtumsgewinn im Welthandel und kein Zuwachs an überseeischer Macht Ersatz geben." Die kleine Schrift verdient von allen Zuständigen studiert und gründlich erwogen zu werden.

Kinderspielzeug. Vor mehreren Jahren fand ich am Burgwall bei Schlieben ein vorgeschichtliches Töpfchen, das genau die Form des sogenannten Lausitzer Urnentypus aus der vorslawischen Zeit hatte und mit einem kleinen Henkel versehen war. Die Höhe des Gefäßes betrug drei Zentimeter, der größte Umfang sieben Zenti-

meter; daraus folgte, daß es keinesfalls als ein wirtschaftliches Hausgerät gedient hatte, zumal da die Öffnung nur einen Durchmesser von einundeinviertel Zentimeter hatte. Zweifellos handelte es sich um ein Kinderspielzeug aus uralter germanischer Zeit, wie es in der vorgeschichtlichen Literatur öfter erwähnt wird. So sagt Dr. Behla in seiner Monographie der Urnenfriedhöfe mit Tongefäßen des Lausitzer Typus S. 70: „Betrachtet man die Formen der Tonbeigaben, so sehen wir darunter auch solche, die offenbar als Kinderspielzeug anerkannt werden müssen. Herstammend aus Kindergräbern, sind sie äußerst niedlich gebildet; dahin gehören kleine Fläschchen, Näpfchen, Löffel, Schälchen, Kännchen usw. Einige haben einen so kleinen Boden, daß sie zum Stehn gar nicht geeignet sind. Ziemlich häufig sind auch Kinderklappern, in deren Innerm sich frei kleine Tonkügelchen oder Steinchen befinden. Sie treten in den verschiedensten Formen auf, in Flaschen-, Kugel- und Eiform, manche sehen vogelartig aus und machen den Eindruck einer Gans; einzelne sind ohne charakteristische und erkennbare zoologische Eigenschaften. Die Oberfläche ist mannigfaltig verziert; bei Guben entdeckte man eine Kinderklapper in Vogelgestalt mit feinpunktierter Verzierung; einzelne haben auch Löcher zum Durchziehn einer Schnur, ebenso bemerkt man hier und da kleine Löcher in der Wand." In ähnlicher Weise spricht sich Professor Dr. Jentsch in Guben über die dort gefundnen kleinen Gefäße aus, und es unterliegt keinem Bedenken, solche Fundsachen als die ersten germanischen Kinderspielzeuge anzusehen, mit denen vor zweitausend Jahren die Mütter ihre Kleinen beruhigt und beschäftigt haben. Und schon aus jener fernen Zeit können wir die noch jetzt geltende Beobachtung machen, daß man die Spielzeuge meist den häuslichen und den wirtschaftlichen Gebrauchsgegenständen im verkleinerten Maßstabe nachzubilden pflegt, um dadurch die Phantasie des Kindes, das seinen Spielen gern die Beschäftigung der Eltern zugrunde legt, wenn auch mehr oder weniger unbewußt, zu wecken und zugleich dem sich entwickelnden Geist eine Art Anschauungsunterricht zu geben. Die Auswahl war allerdings nicht groß, da die täglich im Gebrauch stehenden Werkzeuge in den ältesten Zeiten selbst nicht zahlreich waren und sich in der Hauptsache auf Ton-, Stein- und Holzwaren beschränkten. Dementsprechend werden sich jahrhundertelang die Kinder mit den einfachsten Nachbildungen haben begnügen müssen, die wohl oft von den eignen Eltern nach vorhandnen Mustern angefertigt worden sein werden. Als dann vor einem halben Jahrtausend zuerst die thüringischen Köhler und Holzfäller als Nebengewerbe das Schnitzen von allerlei Holzwaren zu betreiben anfingen, da entstand allmählich ein besondrer Erwerbszweig für die Anfertigung von Kinderspielzeug. Schon um das Jahr 1400 brachten die armseligen Waldleute ihre geschnitzten Spielsachen nach Sonneberg, und die Sonneberger vertrieben sie weiter nach Nürnberg, wo man gute Verwendung dafür hatte. Das Spielzeug wurde eine Handelsware, und im Laufe der Jahrhunderte entwickelte sich das deutsche Spielwarengeschäft zu einer so hohen Blüte, daß die ganze bewohnte Erde als Absatzgebiet seiner Erzeugnisse gelten kann. Damit wuchsen aber auch fortwährend die Ansprüche der Käufer, und heutzutage kann man die Grenze zwischen einem Spielzeug und einem Lehrmittel bei vielen Arten kaum noch genau ziehn; man denke zum Beispiel an die Modelle für Dampfmaschinen, Eisenbahnen, an die unzähligen optischen und elektrischen Sachen, die bis ins einzelne nachgebildet werden und gebrauchsfähig sind, den Kindern also schon einen richtigen Einblick in die weitverzweigten Getriebe der Technik gewähren; sie sollen im vollsten Sinne des Wortes „spielend" lernen. Auch in andrer Weise hat man versucht, den Sinn des Kindes durch Spielzeug zu vertiefen und zu veredeln; es gibt schon seit längerer Zeit Puppen in den Trachten der verschiednen Landesteile: Elsässer, Schwarzwälder, Altenburger oder Bückeburger Bauernmädchen sind bei Kindern sehr beliebt und befähigen sie, für die wenigen noch vorhandnen Landestrachten Geschmack und Verständnis zu gewinnen und im spätern Leben zu betätigen.

In eigentümlicher Weise hat neuerdings der Ausschuß zur Pflege heimatlicher Kunst und Bauweise in Sachsen und in Thüringen auch das Kinderspielzeug seinen

Zielen dienstbar zu machen versucht, indem er nach Entwürfen seiner Mitglieder und nach den Modellen der Königlich Sächsischen Spielwarenschule in Grünhainichen Spielwaren anfertigen ließ, die den Sinn für die schlichte Einfachheit in der Kunst und der Bauweise früherer Zeit schon in der Kinderstube beleben und weitere Kreise auf die Schönheit und die Eigentümlichkeit unsrer heimatlichen Kulturbilder aufmerksam machen. Es liegen bis jetzt zehn Entwürfe vor, nach denen die Spielwaren angefertigt worden sind und vom Kaufmännischen Verein in Grünhainichen abgegeben werden. Nach dem Entwurfe des Professors O. Seyffert in Dresden ist ein vogtländisches Gutsgehöft hergestellt worden, das aus drei hohlen Häusern, Bäumen, Tieren, Wagen usw. besteht; von demselben Herrn und dem Oberbaurat K. Schmidt ist ein erzgebirgisches Dorf entworfen worden mit siebzehn Häusern, Bäumen, Zäunen, Brunnen, Mauern und allem, was sonst dazu gehört. Noch anschaulicher ist ein Lausitzer Dorf des Architekten Ernst Kühn in Dresden. Es stellt die Kirche mit dem Pfarrhaus und der Schule, das Rittergut mit den Bauernhäusern, die Schmiede, das Weberhaus, die Windmühle, ferner mehrere Gespanne, geschnitzte Bäume und Tiere in Handmalerei dar, und dem allen ist ein auf Linoleum gemalter Dorfplan beigefügt. Von einzelnen Sachen sind ein Stallgebäude, ein Lausitzer Weberhaus, eine Puppenküche mit vollständiger Einrichtung und eine Schlafstube, beide vom Regierungsbaumeister W. Thiele entworfen, zu nennen. Endlich ist noch eine Festung nach Motiven der Pleißenburg in Leipzig und das Schloß Moritzburg nebst Dorf bearbeitet worden, die erste vom Architekten Professor Tscharmann. Die Abbildungen dieser Spielwaren werden durch den Kaufmännischen Verein vom Gewerbeoberlehrer A. Wendt kostenlos abgegeben und geben einen guten Begriff von der Zusammenstellung der Spielwaren. Diese selbst sind in große eichne Kasten gepackt und werden gewiß allmählich den Spielwarenmarkt erobern, sobald sie erst mehr bekannt und — billiger geworden sind. Leider ist nicht jedermann in der Lage, für das Lausitzer Dorf vierzig Mark anzuwenden. Die übrigen Sachen sind zwar billiger, immerhin aber verhältnismäßig noch zu hoch im Preise und für weitere Kreise nicht recht zu beschaffen; schon jetzt jedoch erhalten die Mitglieder des Heimatschutzbundes und Vereinigungen, die an dessen Bestrebungen teilnehmen, Vorzugspreise, und sodann darf man hoffen, daß bei ausgedehnterer Verbreitung die Preise niedriger werden. Die Bestrebungen sind unter allen Umständen durchaus anerkennenswert und bedürfen der allseitigen Unterstützung, da sie so sehr ausdehnungsfähig und wohl imstande sind, den vielen nichtigen Tand, der auf den Weihnachtsmärkten und in den Spielwarengeschäften für wenig Pfennige und Groschen feilgeboten wird, zu beschränken oder ganz zu verdrängen. Wenn Männer wie der Oberbaurat Schmidt und andre ihre Kenntnisse auf solche Sachen anwenden, wenn der Heimatschutzbund und der Ausschuß zur Pflege heimatlicher Kunst und Bauweise ihren ganzen Einfluß geltend machen, und wenn die Königlich Sächsische Spielwarenschule ihre technischen Hilfsmittel und Fertigkeiten in den Dienst der Heimatkunst gestellt hat, dann darf man an die Lebensfähigkeit des Unternehmens glauben.

R. Krieg

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 1. Vierteljahr ihres 65. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 6 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Unsre Leser machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß die Grenzboten regelmäßig jeden Donnerstag erscheinen. Wenn Unregelmäßigkeiten in der Lieferung, besonders beim Quartalwechsel, vorkommen, so bitten wir dringend, uns dies sofort mitzuteilen, damit wir für Abhilfe sorgen können.

Leipzig, im Dezember 1905 **Die Verlagshandlung**

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064095829

Digitized by Google